

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Karl Grenzef, Eduard v. Bauernfeld und Hans Hoffmann.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 48. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1889.

	Seite
Eduard von Bauernfeld in Wien.	
Zahme Xenien	179
U. Brückner in Dorpat.	
Zur Charakteristik des Kaisers Paul. Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs	331
U. Ch. Edgren-Leffler in Stockholm.	
Das Kind. Novelle. Aus dem Schwedischen übersetzt	236
Karl Frenzel in Berlin.	
Wie ich in die Literatur kam	31
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Karl Frenzel. Ein literarischer Essay	51
Ferdinand Groß in Wien.	
Eduard von Bauernfeld	181
Hans Herrmann in Breslau.	
Steeple-Chase. Novelle	360
Gustav Hirschfeld in Königsberg i. Pr.	
Preußen und die Antike	297
Moriz Hoernes in Wien.	
Eine Ephemirung in Bosnien	352
Hans Hoffmann in Berlin.	
Erfüllter Beruf. Skizze	275
B. Jeannine in Paris.	
Eine Idylle in der Großstadt. Novelle	112

— Inhalt des 48. Bandes. —

Paul Lindau in Berlin.	
Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters	97
Paul Lindenberg in Berlin.	
Hans Hoffmann.....	288
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber	63. 197
August Koller in Waldshut a. Rh.	
Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.....	86
E. von Stein-Nordheim in Neapel.	
Die Wotjaken und ihre Sitten.....	225
Carl Vogt in Genf.	
Geschichte des jungen Pfiffig. Novelle	1. 137
Ernst Wasserzieher in Frankfurt. a. M.	
Sophie Germain's Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan	157
Adolf Wilbrandt in Rostock.	
Zwei Gedichte	83
Georg Winter in Marburg.	
Leopold von Ranke's Mag-Vorlesungen	120
H. Ischalig in Dresden.	
Aus altfranzösischen Dichterinnen	322
Bibliographie	124. 261. 401
Geographische Literatur.....	265
Philosophische Literatur.....	404
Bibliographische Notizen	130. 267. 408

Mit den Portraits von:

Karl Frenzel, radirt von Johann Lindner in München, Eduard v. Bauernfeld, radirt von E. Kühn in München und Hans Hoffmann, radirt von Wilhelm Krauskopf in München.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVIII. Band. — Januar 1889. — Heft 142.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Grenz.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Januar 1889.

Inhalt.

	Seite
Carl Vogt in Genf.	
Geschichte des jungen Pflügg. Novelle. I.	1
Karl Frenzel in Berlin.	
Wie ich in die Literatur kam.	31
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Karl Frenzel. Ein literarischer Essay.	51
A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber. I.	53
Adolf Wilbrandt in Rostock.	
Zwei Gedichte.	83
August Reller in Waldshut a. Rh.	
Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.	86
Paul Lindau in Berlin.	
Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters.	97
B. Jeannine in Paris.	
Eine Idylle in der Großstadt.	112
Georg Winter in Marburg.	
Leopold von Ranke's May-Vorlesungen.	120
Bibliographie.	124
Lübbe, Geschichte der deutschen Mund. (Mit Illustrationen.) — Die Tiefsee und ihr Leben.	
Bibliographische Notizen.	130

Hierzu ein Portrait von Karl Frenzel.

Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Berlin mit je einer Kammerbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 27.

Beilagen zu diesem Hefte

von
H. G. Viebeck und, Leipzig. (Eine Postkarte)
Franz Wouffenbergel, München. (Postkarte)



Ernst Franzos.

Gezeichnet von S. Schnitlaender in Bremen.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Geschichte des jungen Pfiffig.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —



Sein Vater war ein ehrfamer protestantischer Landpfarrer alten Schlages in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Die von den Bauern im Eigenthum besessene Feldflur Modheims war nur klein und zum Theil in ein großes herrschaftliches Gut eingetheilt, auf welchem die Bauern tagelöhnten und ihre Söhne und Töchter als Knechte und Mägde dienten. Die Gärten des Dörfchens gehörten meistens Juden, welche den Kleinhandel und den Vertrieb der Producte der Umgegend nach der Stadt betrieben und in ihren Gärten vorzugsweise Zwiebeln und Knoblauch cultivirten. Die Bauern waren deshalb unter dem Spottnamen der „Modemer Zwiebelhengste“ bekannt, was zu mancherlei Schlägereien auf den Kirchweihen Veranlassung gab. In Sicht von Modheim lagen, durch eine reich bewässerte Wiesenflur getrennt, zwei andere Dörfer, ein reiches, Nuheim, auf dessen Aedern der Roggen so hoch wuchs, daß man nur des Pfarrers schwarzen Hut die Halme überragen sah, wenn er Sonntag Nachmittags auf seine über einem Hügel gelegene Filiale ritt, und ein ärmeres, Hahnheim, das sich unmittelbar an einen großen, wildreichen Wald lehnte, in welchem der Graf von Modheim mit zahlreicher Gesellschaft im Spätherbste zu jagen pflegte. Nuheim war die beste Pfarrei im Lande; die wohlhabenden Bauern schlachteten im Winter zahlreiche Schweine, waren Meister im Fertigen von Würsten aller Art, und da sie den Majoran als vorzüglichste Würze derselben schätzten und anbauten, wurden sie die „Nuemer Marunstripper“ genannt. Die Hahnheimer dagegen hatten nur steinigtes Feld mit Hecken

und Gestrüpp von wilden Rosen; sie fanden ihre Beschäftigung im Walde, theils auf ehrliche Weise als Holzhauer und Arbeiter in den Culturen, theils auch als Holzfrevler und Wilderer, und der gräßliche Förster, der dort außer dem Pfarrer der einzige gebildete Mensch war, hatte manche Widerwärtigkeiten mit seinen „Hainbärten“, wie man die Hahnheimer hieß, weil man ihnen nachsagte, ihr einziges Gemüse seien die rothen Hainbutten, die Früchte der wilden Rosen; die sie nicht einmal auskragten, sondern aus dem Grunde, weil es „mehr ausbebe und besser vorhalte,“ mitanirt den den Stacheln umgebenen Kernen verzehrten.

Pfarrer Pfiffig von Mochheim, unseres Helben Vater, unterhielt mit seinen beiden Anusvädern und dem gräßlichen Gutsverwalter einen regen Verkehr. Weshalb er Pfiffig genannt wurde, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Er steckte zwar beständig in Geschäftchen und Händelchen aller Art mit seinen Juden, welche auf Stunden im Umkreise die Vermittler für Käufe und Verkäufe zwischen den Bauern und Pächtern waren; aber diese Beschäftigung konnte ihm den Spitznamen nicht eingebracht haben, denn er sollte ihn schon vom Gymnasium her durch die Universitäts- und Candidatenjahre bis zur Pfarre durchgeschleppt haben. Und dann — womit hätte sich der gute Mann beschäftigen sollen, wenn nicht mit Händeln aller Art, guten und zweifelhaften, in und außerhalb des bürgerlichen und polizeirichterlichen Gesetzbuches, in dem er vortrefflich beschlagen und, wie die Bauern zu sagen pflegten, mit allen Hunden gehegt war? Früher, wo die Pfarrer eine Deconomie zu bewirthschaften, Zehnten und Gefälle einzuheimsen hatten und von dem Ertrage größtentheils leben mußten, gab es Arbeit, tägliche Arbeit, und die geistlichen Verpflichtungen, die sonntägliche Predigt, einige Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen waren nur eine geringe Zubuße zu den Mühen des Amtes. Aber jetzt, wo dieses Alles abgelöst und dem Pfarrer nur ein Gemüsegarten verblieben war, in dessen Bestellung sich die Frau Pfarrerin nicht gern einreden ließ — was um's Himmelswillen sollte der Pfarrer mit seinen sechs langen Wochentagen anfangen? Vater Pfiffig hatte viel mechanisches Talent; er besaß eine Drehbank und brachte es bald zur Meisterschaft im Drechseln. Die Feuerspritzen — das Dorf besaß eine und die Gutsherrschaft eine zweite — waren Gegenstände seiner unablässigen Fürsorge. Er organisirte die Mannschaft. Die Mochheimer Feuerspritze that sich bei allen Bränden in der Umgegend hervor. Die Bürgermeister der Umgegend ließen ihre Spritzen vom Pfarrer Pfiffig inspiciren und in Stand setzen. Die Predigt machte ihm nicht viel Kopfzerbrechens; seine Präparation bestand darin, daß er Samstag Abends mit der Bibel unter dem Arme eine Stunde früher zu Bette ging, wo man ihn bald eben so kräftig schnarchen hörte, wie es die Bauern einige Stunden später in der Kirche thaten. Zudem hatte ihm der gräßliche Verwalter, welcher den Titel „Domänenrath“ führte, zum Defteren gesagt: „Pfiffig! Machen Sie's kurz! Sie wissen, daß ich auf

Ihren Krimskrans nicht viel halte. Aber der Leute wegen muß ich in die Kirche gehen, und Anstandshalber darf ich nicht lullen, wie die Bauern oben auf der Bühne, weil alle Weibsleute unten in den Herrenstuhl hineinsehn können. Also eine kurze, bündige und hausbackene Moral! Sagen Sie den Männern, daß sie gehörig arbeiten, sich nicht betrinken, sondern ordentlich aufführen, ihre Weiber nicht anschnauzen und ihre Kinder nicht prügeln sollen; und den Weibern, daß sie ihre Kinder waschen und kämmen, die Kleider flicken, die Strümpfe stopfen und ihre Suppe nicht über endlosem Geschwätz anbrennen lassen sollen — und damit Hollah! Das erleichtert Ihnen und mir das Amt, und ich werde erkenntlich sein!“

Pfarrer Pfiffig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hatte eine magere Besoldung und mit gutem Appetit gesegnete Kinder, und je kürzer und eindringlicher die Predigt war, desto reicher waren die Spenden des Verwalters für den Haushalt. Aber zu kurz durften die Predigten auch nicht sein! Pfiffig hatte es einige Mal versucht, war aber übel angekommen, denn der Domänenrath hielt darauf, daß Alles in gewohnter Ordnung vor sich gehen und die Predigt wenigstens zwanzig Minuten dauern müsse. Er hatte aber, wie Pfiffig recht wohl wußte, des gnädigen Herrn Ohr.

Ueberhaupt ein seltsamer Kauz, dieser Domänenrath Naumann! Mit dem ersten Morgengrauen sah er im geblühten Schlafrock und weißer Zipfelmütze aus dem Fenster seiner Studirstube in den Hof hinaus, immer zuerst nach der Wetterseite. Tagelöhner, Knechte und Mägde grüßten ehrfurchtsvoll im Vorübergehen, und er sagte Jedem ein Wort. Dann schloß er das Fenster und die Thüre seines Zimmers, und bis zum Frühstück saß er, immer in Schlafrock und Zipfelmütze, an seinem Schreibtische. Zum Kaffee erschien er aber gestiefelt und gespornt und ritt dann hinaus zu den Arbeitern. Erst nach seinem Tode entdeckte man, daß er eine Puppe mit Schlafrock und Zipfelmütze besaß, die er nach Schließung des Fensters vor den Schreibtisch rückte, während er sich wieder in das Bette legte. Die Vorbeigehenden aber, welche die Gestalt nur undeutlich durch das geschlossene Bugenscheiben-Fenster sehen konnten, glaubten den Verwalter zu erblicken und zogen die Mütze.

Mit seinen beiden Amtsbrüdern unterhielt Pfarrer Pfiffig regen Verkehr. In Auheim fand sich fast immer Gesellschaft; da der Pfarrer zwei schöne Töchter und ein gutes Einkommen hatte, so flogen heirathslustige Theologie-Candidaten, Rechtspraktikanten, junge Defonomen und hoffnungsvolle Doctoren um so mehr wie Tauben ein und aus, als die auf der benachbarten Landesuniversität studirenden Söhne oft Kameraden für die Ferien mitbrachten. Der Pfarrer in Hahnheim war ein wohlhabender Wittwer, der sein einziges Töchterchen in Pension gegeben hatte und seinen Kummer mit gutem Essen und Trinken bekämpfte. Pfiffig war ihm immer zu einer Schachpartie mit obligatem Imbiß willkommen, und

wenn Piffig den Herrn Amtsbruder, dem er weit überlegen war, eine Partie recht eclatant gewinnen ließ, so gab ihm der erfreute Sieger oft noch eine kleine „Herzstärkung für die Frau Liebste“ mit auf den Weg.

Eines Tages war der Pfarrer von Hahnheim in besonders guter Laune. Er hatte Piffig schon mit dem zwölften Zuge matt gesetzt und, um diesen überraschenden Sieg zu feiern, seinem Gegner einen Imbiß von seinen Privat-Schwarzmagen mit Burgunder vorgelegt. Als Feinschmecker hatte der Pfarrer nämlich zwei Arten von Schwarzmagen im Rauchfange hängen: gewöhnliche, für Gäste und den Hausgebrauch, mit einem einzigen Schweinezünglein in der Mitte, und andere, für besondere Gelegenheiten, die zwei oder gar drei Zünglein enthielten. Man war sehr heiter gewesen, und als Piffig spät am Abend Abschied nahm, zwang ihm der Pfarrer zwei Flaschen aus für die Frau Liebste. „Man hat mir drei Flaschen geschenkt,“ sagte er, „mit der Behauptung, es sei Lacrimae Christi. Ich habe eine probirt, die mich sehr an die Leiden des Heilands erinnert hat. Ich kann das süße Zeug nicht saufen, aber Deiner Frau wird es schmecken.“

Piffig hatte je eine Flasche in seine tiefen Rocktaschen verpackt und sich auf den Weg gemacht, quer über die Wiesen, die von Bewässerungsgräben durchschnitten waren. Beim Ueberspringen eines solchen Grabens klappten die beiden Taschen gegeneinander, und ein lautes Klirren nebst einer Fluth über die Hosen herunter gab Piffig die traurige Uezeugung, daß ein Schaden geschehen sei. Die eine Flasche war zerbrochen, die andere noch ganz. Rasch entschlossen, entkorkte sie Piffig, trank sie bis auf die Nagelprobe aus und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Die wäre gerettet!“

Aus den Schachpartieen mit dem Hahnheimer Pfarrer entwickelte sich nach und nach eine Doppelpartie, bestehend aus den drei Pfarrern und dem Verwalter, die sich den Namen des „mitteldeutschen Schächerbundes“ beilegte. Man kam fast allwöchentlich zusammen, abwechselnd bei dem Einen und dem Andern, aber in Mockheim nur beim Domänenrath, denn Piffigs Pfarrhäuschen war zu eng und des Kinderlärmens zu viel. Man hätte auch gerne den Förster von Hahnheim mit in den Bund gezogen, aber man konnte keinen Partner für ihn finden, und dann war auch der Förster seit einiger Zeit sehr mürrisch und stets übler Laune. Er hatte eines Tages, vom Pürschgange heimkehrend, den Schuß, den er nicht in der Büchse lassen wollte, auf einen vorüberfliegenden Kolkraben abgegeben. Die Kugel hatte den Flügel durchbohrt, aber nur einige Schwunfiedern herausgerissen. Mit furchtbarem Geschrei hatte der Rabe sich in den nahen Wald geflüchtet. Der Schuß war ein Verhängniß für den Förster. Sobald er aus dem Hause trat, empfing ihn der durch die Lücke an dem einen Flügel kennehtliche Rabe mit lautem Geschrei und verfolgte ihn krächzend auf Weg und Steg. Bald kannten alle Holzfrevler und Wilddiebe des Försters Raben und seine Bedeutung. Der Förster ertappte keinen mehr,

trotzdem Frevel und Wilderei in schrecklicher Weise zunahmen. Der unglückliche Waidmann bot Alles auf, des Thieres habhaft zu werden, aber umsonst; der Rabe hielt sich stets außer Schußweite und entging allen Nachstellungen. Da der gräßliche Amtmann keine Beschäftigung mehr aus dem Reviere erhielt, so kam der Förster in den Verdacht, als vernachlässige er seinen Dienst. Der Mann wurde trübsinnig, und seine Schwermuth nahm um so mehr zu, als der Graf die Geschichte vom Raben nicht glauben wollte. Endlich gelang es dem Förster, den hohen Herrn mit seiner ganzen Jagdgefellschaft von der Existenz des Raben zu überzeugen. Man hegte sich einige Tage lang im Walde herum hinter dem Raben drein, aber vergebens. Der Graf mußte sich entschließen, den Förster in ein anderes entlegenes Revier zu versetzen. Nun hatten beide Ruhe, der Förster und der Rabe.

Der mitteldeutsche Schäferclub sollte bald seinen Theilnehmern einige Verlegenheiten bereiten. Er hatte sich ausgedehnt. Einige, in größerer Entfernung wohnende Amtsbrüder waren ihm als „zugewandte Orte“ beigetreten, stets paarweise, und es konnten von Zeit zu Zeit größere „Fehden“ angelegt und ausgefochten werden. Ueber dem Moßheim benachbarten Bergzuge lagen auf steiniger Hochebene zwei Pfarreien, Wagenstein und Annenstein, deren Inhaber nur dadurch mit der übrigen gebildeten Welt in Verbindung standen, daß im Sommer zuweilen einige „Steinprofessoren“, wie die Bauern sie nannten, nämlich die Professoren der Mineralogie und Geologie an der Landesuniversität mit einigen Schülern anrückten, um in den verwitterten Basalten, aus welchen das Hochplateau bestand, Mineralien zu suchen. In Ermangelung von Wirthshäusern fielen sie bei den Pfarrern ein, hatten aber stets die Vorsicht, Proviant und Getränk voranzusenden, denn der Pfarrer von Wagenstein konnte ihnen nur Tauben, die er in großer Zahl züchtete, und der Pfarrer von Annenstein nur ausnahmsweise einen Wildbraten vorsetzen.

Die beiden Amtsbrüder waren sehr verschiedenen Charakters. Der Wagensteiner war ein gläubiger Orthodoxer, der seine Glaze mit einer vom Alter fuchstroth gewordenen Perrücke deckte und häßliche Narben am Halse, die von scrophulösen Geschwüren herrührten, an welchen er in der Jugend gelitten hatte, hinter einer bis zu den halben Ohren reichenden weißen Halsbinde verbarg. Er hatte nur wenig Berührungen mit seinen Bauern, welchen er durch seine Ermahnungen zu frommen Lebenswandel langweilig wurde, und fühlte sich auch seinerseits nicht zu ihnen hingezogen, weil sie, wie er behauptete, grob und ungeschlacht seien. Der Schäfer, der alte Hanneß, galt im Dorfe weit mehr, als der Pfarrer, und gerade dieser hatte ihn, ohne es zu wollen, tödtlich beleidigt. Der Pfarrer hatte sich nämlich, kurz nachdem er in Wagenstein angekommen war, dem alten Hanneß nähern wollen. Eines Tages, als er ihn draußen bei seinem Pferde traf, hatte er ihn mit freundlicher Herablassung angeredet. „Sagt einmal,

Hannes, Ihr seid schon ein älterer Mann und habt noch Euer ganzes braunes Haar; und bei mir, der ich doch weit jünger bin, sind die wenigen Haare, die mir noch übrig bleiben, schon ganz grau! Woher mag das kommen?“ Der Pfarrer hatte auf ein Compliment gerechnet: das komme von der vielen Kopfarbeit, oder etwas Aehnliches — Hannes aber sagte trocken: „Oh! Herr Pfarrer, das kommt von der Art! Ein Lamm kommt schwarz, das andere weiß auf die Welt, und der Esel graut schon im Mutterleib!“

Der Pfarrer fühlte sich in seiner pastoralen Würde tödtlich beleidigt und zog sich mehr und mehr in seinen Taubenschlag und sein Haus zurück, wo er einigen hübschen Töchtern vergebens die Verachtung alles weltlichen Tandes einzupflanzen suchte. Der Domänenrath verglich ihn, seiner näselnden und quiekenden Stimme wegen, mit einem unangenehm schrillenden Heimgänschen, das in einer Spalte des warmen Herdes sitze und seine Feilentöne um so lauter erschallen lasse, je ungestörter man sich seinen Gedanken hingeben wünschte. Da ihm aber Tauben- und Kinderzucht noch manche freie Stunde übrig ließen, so ergab sich der Wagensteiner Pfarrer in größter Heimlichkeit der Schriftstellerei. Niemand, selbst seine Frau nicht, ahnte, daß er in den langen Winterabenden, wo er sich in seine Studirstube einschloß, statt Postillen und Erbauungsbücher zu Rathe zu ziehen, Novellen und Erzählungen schreibe, für die ihm Tromlig und van der Welde Anregung gegeben hatten. Er setzte diese Fabrikate in einem Localblättchen der Residenz ab, das den Titel: „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publicität“ führte und von den Köchinnen und Ladenjungfern, die es mit Begierde verschlangen, gewöhnlich nur „die Askalia“ genannt wurde. Selbst die Redaction kannte ihren Mitarbeiter, der auf höchst verschlungenen Wegen mit ihr verkehrte, nur unter dem Pseudonym „Lorenzo Rivalta“, das schon um deswillen sehr passend gewählt war, als die Novellen meist in Italien, die Erzählungen in Spanien spielten. Der Pfarrer war nie in diesen Ländern gewesen; er hatte einmal als Student eine Reise nach einer größeren deutschen Stadt gemacht, war aber den ganzen Tag nicht aus dem Gasthose gewichen, da ihn der Freund, der ihn herumführen sollte, im Stiche ließ, und er sonst Niemand kannte. Ebenso wenig kannte er das Leben außerhalb seines Dorfes und der benachbarten Pfarrhäuser. Aber das verschlug wenig; einige Reisebeschreibungen gaben das nöthige Localcolorit, und das Schema der Novellen blieb stets dasselbe mit wenigen Variationen. Die Erzählungen gefielen in dem Leserkreise der „Askalia“ ungemein. Sie spielten stets in den höheren Regionen der Gesellschaft, die der Verfasser, der sich nie darin bewegt hatte, so zeichnete, wie er und die Ladenjungfern sie sich vorstellten. Da die fromme Unschuld und das gläubige Gottvertrauen stets über die Nachstellungen der verdorbenen Weltkinder den endlichen Sieg davon trugen und meist die Heirath der den Fallstricken des Satans glücklich entronnenen, engelreinen Heldin mit einem,

durch diese Reinheit angezogenen und bezwungenen, reichen Caballero (wenn das Stück in Spanien spielte) oder Marchese (wenn Italien der Schauplatz war) den Schluß bildete, so wuchs die Nachfrage nach Novellen von Lorenzo Rivalta so sehr an, daß sich die Redaction veranlaßt fand, dem Verfasser aus freien Stücken das Honorar für den Bogen von einem Thaler auf einen Dukaten zu erhöhen.

Der Pfarrer von Annenstein bildete den ausgesprochensten Gegensatz zu seinem schriftstellernden Collegen. Ein Bild der Gesundheit, trug der hochgewachsene, aus etwas grobem Holze geschnitzte Mann den buschigen Krauskopf auf mächtigem Stiernacken und wuchtigen Schultern. Saß der Andere ruhig zu Hause, so war der Annensteiner beständig in Bewegung; hielt Jener Tauben, so züchtete und dressirte Dieser Hunde mit anerkannter Meisterschaft. Er hatte beständig eine Meute um sich: Dächsel, Hühnerhunde, ja sogar einen Saufänger, denn er betrieb mit Leidenschaft die hohe und die niedere Jagd. Das Pfarrhaus sah einem Forsthause ähnlich, so war es mit Flinten, Büchsen, Jagdranzen und Geweihen angefüllt. Der Pfarrer war anerkannt der stärkste Mann im Dorfe, ja weit in der Umgegend, was den Bauern gewaltig imponirte, während seine raue Gutmüthigkeit ihre Herzen gewann. In Annenstein hatten Advocaten und Richter nichts zu thun; der Pfarrer schlichtete alle Streitigkeiten, und wenn es nöthig war, so ließ er den „Lausbuben“, zu welcher Kategorie für ihn alle jungen Männer unter dreißig Jahren gehörten, eine körperliche Züchtigung angedeihen, nach deren Wiederholung Keinen gelüstete. Die Weiber sahen in ihm ihren Beschützer gegen gräßliche Mißhandlungen von Seiten ihrer Eheherren, denen der Pfarrer mit doppelter Münze heim zahlte, und gingen in ihrer Bewunderung für ihn so weit, daß sie sogar seinen Gesang in der Kirche schön fanden. Der Schulmeister, der die Orgel spielte, war freilich sehr abweichender Meinung, denn der Pfarrer hatte durchaus kein musikalisches Gehör und sang alle Choräle ohne Ausnahme nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht“ — aus dem einfachen Grunde, weil dies die einzige Melodie war, die er hatte in den Kopf bringen können.

Der Annensteiner war der stets gern gesehene Jagdgenosse des Grafen und sämmtlicher Förster und Jagdfreunde der Umgegend. Während der Schonzeiten beschäftigte er sich mit der Vertilgung des Raubzeuges. Man erzählte mancherlei Geschichten von seinen Jagdabenteuern. Es läutet zur Kirche, aber die Gemeinde erwartet vergebens den Pfarrer. Man erfährt, daß er vor Sonnenaufgang mit dem Dächsel die Pfarrei verlassen habe. Man läuft, man sucht und erblickt endlich in einem felsigen Tobel die langen Beine des Pfarrers, die in der Luft umher fuchteln, während der Körper in der Erde steckt. Man zieht den Pfarrer, der dem Ersticken nahe ist, heraus und mit ihm den Dächsel, den er am Schwanz gepackt hat. Der noch junge Hund hatte sich in einem Dachsbau eingelassen und bald

Laut gegeben. Der Pfarrer verstand sich besser auf Hundelaute als auf Kirchenmusik; er errieth sofort, daß sein Hund mit einem alten Dackel im Kampfe sei und ohne Hülfe erliegen werde. Da die Röhre weit genug war, kroch er nach abgeworfenem Rocke mit vorgestrecktem Arme hinein, packte auch glücklich den Hund am Schwanz, konnte aber nun in der engen Röhre nicht wieder zurückkriechen und wäre erstickt, wenn man ihn nicht bei Zeiten entdeckt hätte. Der Pfarrer dankte, lief eilig nach Hause, zog den Chorrock an, der Küster läutete zum zweiten Male und der Pfarrer sang den Choral 110 nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens!“ mit ganz besonderer Inbrunst, was von der Gemeinde sehr wohlgefällig bemerkt wurde.

Ein ander Mal trat er eben, im Ornat, die Bibel unter dem Arme und gefolgt von seiner Familie, aus der Thüre der Pfarrei, um in die Kirche zu gehen, als er einen Habicht wahrte, der sich die Gelegenheit zu Nute machen zu wollen schien, um sich eine Beute zu holen. „Frau, sagte er, die Flinte!“ Ohne den Kirchgang zu unterbrechen, nahm er die Flinte, schoß den Habicht herab, stellte das noch rauchende Gewehr an die Kirchenthür und hielt seine Predigt über die Abwehr des Bösen, welcher der Unschuld nachstellt, in so eindringlicher Weise, daß ein alter Bauer meinte, wenn der Teufel selbst in dem Habicht gesteckt hätte, so wäre es unmöglich gewesen, ihm eine bessere Leichenrede zu halten.

An einem schönen Sommernachmittage saß der Pfarrer von Annenstein in einer Laube seines Gartens neben der strickenden Gattin, schmauchte seine Pfeife, nahm zuweilen einen Schluck kalten Milchkaffees aus einer großen Henkeltasse und schaute seinen Kindern und seinen Hunden zu, die sich auf dem Rasen umhertummelten. Das waren ihm seine liebsten Ruhestunden; er schlug die Beine übereinander und klappte mit dem Pantoffel, der aus einem alten Stiefel hergestellt war, den Tact zu den Sprüngen der zwei- und vierbeinigen Lieblinge. Zuweilen ging sogar die Pfeife aus. Dann schlug er sich Feuer und hielt den brennenden Zunder, bevor er ihn auf den Tabak legte, so lange zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bis er keinen Rauch mehr gab. In dieser idyllischen Ruhe störte ihn der Postbote durch Uebergabe eines großen amtlichen Schreibens. Als er es gelesen, perlten ihm zwei dicke Thränen aus den Augen und mit einem tiefen Seufzer reichte er es der Gattin: „Dies!“

Die Frau wurde blaß und zitterte heftig. In dem Schreiben stand eine lange Auseinandersetzung von Seiten der kirchlichen Oberbehörde, daß die Jagd für den geistlichen Stand nicht angemessen sei; daß sie dieselbe zwar in Anbetracht des Umstandes, daß viele würdige Diener der Kirche dieselbe bis jetzt theilweise aus Gesundheitsrücksichten, ohne Beanstandung betrieben hätten, nicht gänzlich verbieten wolle, aber die Betreffenden doch darauf aufmerksam mache, daß diejenigen, welche fernerhin dem Jagdvergnügen fröhnen wollten, auf keine weitere Beförderung Anspruch zu machen hätten.

„Wir bleiben also Zeit Lebens in Annenstein,“ sagte die Frau fest und

bestimmt, obgleich man ihrer Stimme anhörte, daß sie mühsam nach Fassung rang.

„Das kannst Du nicht wollen, Luise,“ sagte der Pfarrer. „Du weißt, daß Annenstein eine der schlechtesten Pfarreien im Lande ist, und wir jetzt schon Mühe haben, uns durchzubringen. Die Kinder wachsen in's Geld! Nein, nein! Ich gebe das Jagen auf! Das bin ich Dir und unsern Kindern schuldig!“

„Du bist mir und unsern Kindern vor allen Dingen schuldig, Dich am Leben zu erhalten“, sagte die Pfarrerin, indem sie ihn umarmte. „Du würdest, bevor Du eine Beförderung erhieltest, vor Kummer und Herzweh zu Grunde gehen. Wir werden uns schon durchhelfen. Ueberlaß mir die Antwort; ich will den Herren an Deiner Stelle schreiben.“

„Sie verlangen keine Antwort! Da ist mit Schreiben nichts zu machen. Ich muß entweder mein ganzes Leben ändern oder hier ausharren bis zum Ende!“

„So wollen wir ausharren, Hans, aber zusammen! Das Uebrige wird sich schon finden. Du gehst also übermorgen zur angesagten Rehjagd nach Hahnheim? Die Hand darauf!“

Die Sache war bald „ubernuppt“, wie der Annensteiner zu sagen pflegte. Es gingen einige Jahre darüber hin, schwere Jahre, deren jedes eine Vermehrung des Kinderjegens brachte, so daß der Pfarrer zuletzt in Verlegenheit wegen der Wahl von Gevattern kam, da die ganze Gegend auf Stunden im Umkreise schon in Anspruch genommen war, und die Leute behaupteten, in Ermangelung passender Paten und Mamen habe der Pfarrer seine Kinder numerirt.

Es war große Jagd auf Edelmwild und Sauen im Hahnheimer Forst, an welcher der Erbprinz Theil nahm. Ein angeschossener Capitalhirsch hatte sich in ein Dickicht geworfen. Der Pfarrer schloß aus dem dunklen, wenig schaumigen „Schweiß“, daß die Kugel etwas hinter dem Blatte in die Leber eingeschlagen sei. Der Pfarrer schritt neben dem Erbprinzen, der ungestüm gegen das Dickicht vordrang. „Zurück, Hoheit!“ rief er, indem er den Prinzen am Kragen packte. „Der Hirsch hat genug! In einer Viertelstunde ist er verendet. Aber jetzt kann er noch Unglück anrichten.“ Der Prinz, im höchsten Grade ärgerlich, wollte sich losreißen, aber in demselben Augenblicke brach der todwunde Hirsch aus dem Gebüsch hervor und warf sich mit einem Satz auf einen alten Förster, der eben einen Hund loskoppeln wollte. Ein Angstschrei, ein Schlag — der Mann lag am Boden; der Hirsch, der ihm eine Augenzinke seines Geweihs in die Brust gerannt hatte und bei dem Stoße in die Kniee gefallen war, raffte sich auf. Aber mit ein paar Sägen war der Annensteiner über ihm; wie ein Blitz fuhr der Genickschlag herab und der Hirsch rollte zur Seite als leblose Masse. „Bravo, Pfarrer! Das haben Sie gut gemacht,“ rief der Graf, herbeieilend. Der Förster war nicht unerheblich verletzt. Er lag

bewußtlos. Der Prinz starrte, steif wie eine Bildsäule, den röchelnden Mann an, um welchen einige andere Förster, die mit Unglücksfällen dieser Art vertraut waren, sich bemühten. Der Pfarrer nahm seine Bücher wieder auf, die er im Feuer der Action von sich geworfen hatte, näherte sich dem Prinzen und zog die Mütze: „Ich bitte um Entschuldigung, Hoheit,“ sagte er. „Aber Sie sehen, daß mit einem todtwunden Thiere nicht zu spaßen und auch keine Zeit zu verlieren ist!“ Der Erbprinz fiel dem Pfarrer um den Hals, küßte ihn auf die Wange und stammelte: „Ich danke.“

Der Pfarrer erhielt zu Weihnachten einen hübschen Briefbeschwerer aus oxydirtem Silber, einen sterbenden Hirsch darstellend, und ein Schreiben des Erbprinzen, worin dieser sich erbot, bei dem nächsten Knaben Pathenstelle zu vertreten. Aber vor dem vom Prinzen gewünschten Pathenkinde kamen noch einige Mädchen, und der Pfarrer fragte sich öfter hinter den Ohren, wenn er in Tagen der Noth die Anwandlung bekämpfen mußte, seinen Silberhirsch in Silbermünze zu verwandeln.

Nach einigen Jahren beschloß ein „Nestbuzel“ die lange Reihe der Annensteiner Pfarrkinder. Aber unterdessen hatte der Erbprinz den Thron seines höchstseligen Vaters eingenommen. „Darf ich dem gnädigen Herrn auch jetzt noch den Pathenbrief zuschicken?“ fragte der Pfarrer den Domänenrath, dem er eigens deshalb einen Besuch machte.

„Wie können Sie nur so fragen!“ schnauzte der Domänenrath. „Glauben Sie, der hohe Herr werde als Fürst verleugnen, was er als Erbprinz versprochen? Geben Sie her, ich werde Ihr Schreiben selbst besorgen. Ich bin zum Vortrag über die landwirthschaftliche Krisis, die jetzt herrscht, nach der Residenz befohlen. Bei der Gelegenheit kann ich ja die Sache besorgen.“

Einige Wochen verstichen ohne Antwort. Es war im Lande nicht gebräuchlich, eine Taufe so lange zu verschieben. Der Domänenrath, den der Pfarrer bei einer Sitzung des Schächer-Clubs unter vier Augen befragte, rieb sich vergnüglich lächelnd die Hände und sagte: „Nur nicht drängeln, lieber Pfarrer. So hohe Herren lassen sich Zeit. Es handelt sich ja nicht um einen todtwunden Hirsch, sondern um einen gesunden Buben!“

Endlich kam ein Brief des Domänenrathes, des Inhaltes, Seine Hoheit nähmen die Pathenstelle an, ersuchten, die Taufe an einem bestimmten Sonntage, und zwar Nachmittags vorzunehmen und bestellten, da Hoheit voraussichtlich nicht persönlich daran Theil nehmen können werde, den Domänenrath Naumann zum Stellvertreter, dem die weiteren Befehle zugehen würden.

Der Termin der Taufe war ziemlich weit hinausgerückt. Der Pfarrer merkte wohl ein gewisses, geheimnißvolles Treiben in seinem Dorfe, achtete aber nicht weiter darauf.

Aber am Taufstage riß er die Augen auf. Im Dorfe wimmelte es

von Besuchern; unter der Linde wurde eine Bühne für die Musikanten hergerichtet, auf der Dorfwieſe ein Zelt aufgeschlagen, Tiſche und Bänke im Freien aufgestellt, das Schulhaus, das Rathhaus und die Kirche mit grünen Sträuchern und Kränzen geschmückt. Die Amtsbrüder kamen zu Hauf mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und endlich erschien, auf dem Wege von Rodheim her, eine lange Colonne von Reitern und Wagen, voraus, hoch zu Roß, der Domänenrath in Gala-Uniform.

Aber er blieb stumm, wie ein Fiſch, nachdem er den Pfarrer begrüßt und gebeten hatte, die Taufe sofort vorzunehmen. Während der Zug in die Kirche ging, schwenkten die sorgfältig gedeckten Wagen ab, die einen auf die Dorfwieſe, die andern in den Pfarrhof.

Der Pfarrer vollzog die Taufhandlung; die Kinder des Dorfes sangen eine Melodie, welche ihm bekannt vorkam. Es war „Freut Euch des Lebens“ mit einem vom Schulmeister untergelegten Texte, der sich auf das Fest bezog. Dann trat der Domänenrath vor den Altar und ſagte: „Hört Alle! Seine Hoheit, der regierende Fürst hat mir als seinem Stellvertreter die Taufe so auszurichten befohlen, als ob er Höchſtſelbſt perſönlich dabei ſei. Hier, lieber Herr Pfarrer, das Document, wonach Seine Hoheit die Pathenſtelle annimmt, das dem Kirchenbuche einzuverleiben iſt. Das iſt eine Freudenbotſchaft für Euch Alle! Vergnügt Euch, ſo gut Ihr könnt, und ſo gut ich es Euch im Namen des Fürſten bieten kann. Dann aber,“ fuhr er fort, ein zweites Document hervorziehend, „habe ich noch Ihnen, Herr Pfarrer, das Pathengeſchenk zu überreichen. Es iſt wohl eine Freudenbotſchaft für Sie, aber zugleich vielleicht eine Trauerbotſchaft für Euch, meine lieben Annenſteiner. Ihr verliert Euren Pfarrer, dem Ihr, ich weiß es, anhänglich ſeid. Er iſt zum Pfarrer von Pfungsheim ernannt. Hier das Decret! Auf dem Hofe ſtehen die Wagen mit den Möbeln und dem übrigen Hauſrath, die ihm der Fürst zu ſeiner Einrichtung dort ſchenkt, und auf der Wieſe werden die Wagen abgepackt ſein, deren Inhalt uns ſchmecken ſoll! Ein dreifach donnerndes Hoch dem Fürſten und ein Hoch dem Pfarrer von Pfungsheim!“

Dem Pfarrer ſchwindelte es: Pfungsheim war eine der beſten Pfarrſtellen im Lande. Der Domänenrath hielt den Pfarrer, der auf ſeinen Beinen ſchwankte, während unendlicher Jubel losbrach. „Domänenrath,“ ſagte der Pfarrer, „jetzt gehe ich nicht mehr auf die Jagd!“ Und er hat Wort gehalten. —

Rehren wir zum Schächerbunde und ſeinen Anfängen zurück. Es war damals die Zeit der Spionerie, und es wimmelte im Lande von ſeinen Spürnaſen, dienſteifrigen Streibern, die den ſchwächſten Strohhalme als Sproſſe in der Leiter ihres Emporklimmens zu benutzen verſtanden.

Der Graf war in die Hauptſtadt zu den Sitzungen der Kammer abgereiſt, deren erbliches Mitglied er war. In gewohnter Weiſe hatte er ſich ſofort nach ſeiner Ankuft im engſten Familienzirkel des regierenden

Herrn eingefunden, mit dem er die Universität besucht und damals Schmolli getrunken hatte. Der regierende Herr hatte durchaus darauf bestanden, daß die Dugbruderschaft auch nach seiner Thronbesteigung fortgesetzt werde, und der Graf war stets ein willkommener Gast im engsten Familienkreise, zu welchem nur die obersten Hofchargen zugezogen wurden.

Es ging dort sehr gemüthlich zu. Die Herren rauchten lange Pfeifen, tranken Bairisches Bier und zupften um die Wette mit den Damen Lappen von bunter Seide zu Charpie, aus welcher dann Plüsch zu Phantasiegegeräthschaften gemacht wurde. Das große Wort in dem Damenkreise führte eine alte, verhußelte, aber noch immer quecksilbrige Französin, eine Art Erbstück aus der Armee des Prinzen von Condé. Sie wohnte im Schlosse, erschien unausbleiblich bei jeder Mahlzeit, entwickelte einen fabelhaften Appetit und packte nebenbei in einen großen Ridicule alles Dessert ein, dessen sie habhaft werden konnte. Sie hatte keine Stellung, selbst nicht einmal eine nominelle Sinecure bei Hofe; man hatte niemals erfahren können, ob sie ihren hochtönennden Emigrantennamen mit Recht trage oder ob sie vielleicht nur Marketenlerin gewesen sei; aber trotz aller Spötteleien des Erbprinzen, der ihr manchen Schabernack anthat, behauptete sie standhaft ihren Platz, gestützt auf die Gunst des regierenden Herrn, dem sein Bier offenbar nicht schmeckte, wenn er nicht das Spinnrad hörte, von welchem Frau von Ricourt ihren unendlichen Phrasenschwall abhaspelte.

Diese erfindungsreiche Französin hatte einigen Sinn in das langweilige Charpiezupfen gebracht. Die Farben und Nüancen der Läppchen, welche vertheilt wurden, hatten ebenso ihre Bedeutung, wie der Stoff des Gewebes selbst; es war eine Art Blumensprache, die auf diese Weise Geltung und Beachtung fand.

Der Graf, dem schon beim Eintritte der kühle Empfang des regierenden Herrn aufgefallen war, fühlte sich nicht wenig betroffen, als ihm die „französische Hexe“, wie er Frau von Ricourt zu nennen pflegte, mit hämischem Grinsen ein Läppchen bot, das nur „Hochverräther“ oder, wie man damals zu sagen pflegte, „Krawaller“ bedeuten konnte. Er sah den regierenden Herrn an, als wollte er fragen: „Bist Du damit einverstanden?“ Der Fürst nahm eine grimmige Miene an, sagte nichts, blies einige große Wolken aus der Pfeife und beschäftigte sich so lange mit seinem Bierglase, daß man hätte glauben können, er wolle darin übernachten. Frau von Ricourt öffnete nun alle Schleusen ihrer Verebtheit und ließ wahre Sturzbäche von Phrasen über Loyalität, Gefinnungstüchtigkeit, Opferfreudigkeit für den Monarchen und das monarchische Princip niederzuschütten, untermischt mit Wehschreien über die Verderbtheit der Zeit und die Ruchlosigkeit aufrührerischer Gefinnungen, die sich sogar in der höheren Gesellschaft, und namentlich bei einigen, früher reichsunmittelbaren Mitgliedern des höchsten Adels einzuschleichen drohten.

Der Graf war wie vom Donner gerührt, konnte aber doch so viel

Herrschaft über sich gewinnen, daß er in freundlicher Weise, Ermüdung von der Reise vorschüßend, Abschied nahm, nicht ohne dem regierenden Herrn dabei leise zuzusüstern: er werde vielleicht schon morgen etwas mit ihm unter vier Augen zu besprechen haben. Er fuhr unmittelbar, da es noch früh am Abend war, zum Minister der Justiz und Polizei. Er traf den Minister noch an der Arbeit, in einem Haufen von Papieren vergraben.

Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser Minister, der seine Ueberlegenheit einigen physischen, in das psychologische Gebiet übertragenen Eigenthümlichkeiten verdankte. Er hatte eine ungeheure Glaze, die mit weißem Wachsglänze so auffallend strahlte, daß man behauptete, er lasse sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener den Schädel mit einer PASTE poliren, deren Beschaffung, neben der des Schuhwerkes und der neuesten Modeartikel für den Hof, eine der wesentlichsten Obliegenheiten des fürstlichen Gesandten in Paris bildete. Unter dieser, ein unheimliches Licht verbreitenden Glaze funkelten große, achteckige, blau angelaufene Brillen gläser. Der Minister war ein leidenschaftlicher Spaziergänger; aber nach der Behauptung der etwas illoyal angehauchten Residenzbewohner ging er nicht zum Vergnügen oder aus Gesundheitsrücksichten, sondern bückelte mit seinen unendlichen Plattfüßen die Promenaden um die Residenz glatt, damit die hohen Herrschaften keinen Anstoß litten. Außer der Glaze war seine Hauptwaffe in der Discussion eine runde Schnupftabaksdose aus Buchsbaumholz, deren Deckel einen kreischenden Ton beim Aufdrehen gab. Wenn ein Mitglied der Opposition einen Angriff beabsichtigte, so brachte ihn der quitschende Ton des Dosendeckels aus der Fassung. Erhob sich dann der Minister, um nach genommener Priße zu antworten, so ließ er erst den Schein seiner Glaze durch leichtes Beugen und Drehen des Hauptes über die Bänke gleiten, was auf die Abgeordneten eine hypnotisirende Wirkung übte, und bückelte dann mit Phrasen, ebenso breit wie seine Füße, die von der Opposition erhobenen Einwürfe eben so glatt, wie die Promenaden um die Residenz. Die Reden machten um so mehr Eindruck, als sie in echtem münsterländischen Dialekte vorgetragen wurden. Menst, Dist, Skinken klangen den Abgeordneten vom Lande sehr absonderlich, und wenn der Minister von der „Verstimpfung des monarkischen Principes“ sprach, so gruselte es ihnen.

Der Graf kannte seinen Mann von Jugend auf, wo er noch nicht die hypnotisirende Glaze besaß, die jetzt mit einer Sammetmütze bedeckt war. „Was für eine Teufelei ist denn wieder los, Excellenz?“ herrschte er den Minister an, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn verhinderte, aufzustehen und die Glaze zu entblößen. „Was geht vor? Heraus mit der Sprache! Ich komme eben aus dem Schlosse, wo ich sonderbare Dinge gehört habe, und ich will wissen, was dahinter steckt.“

Der Minister, aller seiner Hülfsmittel beraubt, denn auch die Dose

hatte der Graf weggeschoben, fiel in sich zusammen wie ein Taschenmesser und beichtete. Es seien seltsame Berichte über gefährliche Agitationen, besonders in den ehemals reichsunmittelbaren Gebieten, eingegangen, und die Fäden schienen in dem Lande des Herrn Grafen zusammenzulaufen. „Hier,“ sagte der Minister, „habe ich einen Bericht über den Mittelpunkt der geheimen Verbindungen, der sich in Mockheim befinden soll. Der Pfarrer und der gräfliche Verwalter dort seien die Chefs und einige benachbarte Pfarrherren Mitglieder des Comités.“ — „Warum nicht gar,“ stammelte der Graf. „Pffiffig? Naumann?“ — „So heißen sie in der That,“ sagte zustimmend der Minister. „Ich bin genau unterrichtet. Morgen Nachmittag um vier Uhr soll eine Versammlung der Centralbehörde, die sich den Namen „mitteldeutscher Schächerbund“ beilegt, in Mockheim und zwar in Ihrem eigenen Schlosse stattfinden, wo an den Dachgiebeln rothe Fahnen ausgehängt werden, um den aus der Umgegend herbeikommenden Verschworenen anzuzeigen, daß die Luft frei sei.“ — „Nachmittags vier Uhr, sagen Sie?“ — „So steht es in dem Berichte.“ — „Dann habe ich Zeit, hinzukommen,“ sagte der Graf sich erhebend. „Ich will selber über die Kerle herfallen. Ihr Wort darauf, Excellenz, daß Sie bis zu meiner Rückkehr nicht eine Silbe über die Sache verlauten lassen!“ — „Verschwiegen, wie das Grab, Herr Graf.“ — „Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Leben Sie wohl!“

Während seiner Fahrt stellte der Graf tiefsinnige Betrachtungen an, die stets auf dasselbe Resultat hinausliefen. Unmöglich! sagte er sich. Der Verwalter hängt durch alle Fasern seines innersten Wesens mit den bestehenden Verhältnissen zusammen. Er sollte auf Umsturz sinnen, und sogar Hand an das Werk legen? Und Pffiffig, den ich durch Verleihung meines Patronates auf ewig verpflichtet habe, und dem die Erziehung seiner Kinder und einiger Pächtersöhne kaum Zeit läßt, sich mit den Feuerspritzen und seiner Drehbank zu beschäftigen! Der Pfarrer von Hahnheim, der nur an seine Tochter und seine Schwartemagen denkt, und der Pfarrer von Aulheim, der erst im letzten Jahr wegen „seiner besonderen Würdigkeit“ den Titel Decan erhielt! Unmöglich, unmöglich!

Als sie in die Nähe von Mockheim kamen, beugte sich der alte Kammerdiener des Grafen, der hinten saß und sich schon ein Wort erlauben durfte, etwas vor und sagte: „Der Herr Graf kommen ganz recht; Sie treffen die Herren beisammen!“ Der Graf fuhr auf, als wäre er von einer Natter gestochen. „Was? Wie so? Woher weißt Du das, Christian?“ — „Die rothe Fahne hängt ja aus dem Giebelfenster! Wollen der Herr Graf selbst sehen?“ fügte Christian hinzu, indem er den Feldstecher reichte. „Wenn die heraushängt, dann kommen der Herr Decan von Aulheim und der Herr Pfarrer von Hahnheim, und dann setzen sie sich mit dem Herrn Domänenrath und dem Herrn Pfarrer Pffiffig in eine Stube auf dem Schlosse zusammen, und Niemand darf hinein, und die Magd muß den Wein, den sie trinken, vor die Thüre stellen, und es dauert oft sehr lange, bis

einer der Herren ihn holt. Ich glaube, wenn Feuer ausbräche, würden der Herr Domänenrath, der doch sonst immer bei der Hand ist, und der Herr Pfarrer, ohne den die Spritze nicht in Thätigkeit kommen kann, lange auf sich warten lassen.“ — „Was treiben sie denn so heimlich?“ fragte der Graf, seine Bewegung bemerkend. — „Kein Mensch weiß es. Sie schleppen aber einen Kasten, auf dem mit rothen Buchstaben „Bundeslade,“ geschrieben steht, an den Ort, wo sie sich versammeln. Der Herr Domänenrath läßt das durch die Knechte besorgen, die ja, wenn sie auf die Vorwerke fahren, ihren Weg über Auheim oder Hahnheim nehmen müssen.“ — „Es ist gut, Christian,“ sagte der Graf, „gieb mir eine andere Pfeife, die sie zieht nicht!“

Der Graf sprang mit einem Satz aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, ehe Jemand ihn anmelden konnte, und war eine Windbraut in das Zimmer hinein. Die vier Herren fuhrn überrascht von ihren Sätzen auf. Der Graf sah zwei Schachtische und im Hintergrunde den ominösen Kasten der Bundeslade. Er sagte sich schnell. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Wie ich sehe, sind beide Parteien ja schon lebhaft engagirt. Ich hatte ein Geschäft in Friedheim, und da es unerwartet schnell erledigt war, wollte ich lieber den Abend und die Nacht hier in Moosheim zubringen, als in der schlechten Dorfschenke.“ Er überflog die beiden Schachbretter. „Wie geht es, lieber Herr Decan? Gut, wie ich sehe, denn der Domänenrath ist schon so gut wie geschlagen und matt gesetzt. Und die beiden Herren Geistlichen? Die Partie wird sich in die Länge ziehen, wie alle Streitigkeiten zwischen Theologen!“

Der Domänenrath hatte sich zuerst von der Ueberraschung erholt. „Sie sehen, meine Herren,“ sagte er, „der Herr Graf ist Meister in unserem edlen Spiele, wie ich schon seit langer Zeit aus schmerzlicher Erfahrung weiß. Da uns nun der Herr Graf heute die Ehre seines Besuchs gönnt, so schlage ich vor, wenn der hohe Herr dies gnädigst annehmen will, ihn feierlichst zum Ehrenmitgliede unseres mitteldeutschen Schachbundes zu ernennen und lade unseren Herrn Decan ein, wenn dies anders dem Herrn Grafen genehm ist, mit demselben die Bundespartie zu spielen!“ Der Graf nickte lächelnd seine Zustimmung. „Pfiffig,“ fuhr der Domänenrath fort, „öffnen Sie die Bundeslade und stellen Sie Ihr Spiel auf, denn Sie haben ja die Figuren gedrehselt und geschnitzt!“

Pfiffig kramte eine seltsame Zusammenstellung grotesker Schachfiguren aus. Dann klappte er ein wunderlich geschnörkeltes, großes Spielbrett aus einander. „Das Brett bedarf einer Erklärung, Herr Graf,“ sagte der Domänenrath. „Es ist das Werk der beiden würdigen Pfarrherren, die Sie hier vor sich sehen. Wie Ew. Gnaden wissen, ist der Superintendent unserer Kirchenprovinz durch seine unglaublichen Naivetäten mehr berühmt, als durch seine Weisheit. Hunderte von Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Die Herren haben sich nun den Spaß gemacht, aus seinen im

Drucke erschienenen Kanzelreden die passenden Worte auszuscheiden und so auf die schwarzen Felber aufzukleben, daß jedes eine charakteristische Anekdote enthält. Wollen der Herr Graf sich selbst überzeugen? Hier auf dem ersten Felde die berühmte Examenfrage: „Wann wurde Christus geboren?“ mit der einzig richtigen Antwort: „Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille war seines Vaters im Himmel“; und hier auf dem letzten Felde die denkwürdigen Worte: „Die schönsten Passagen ausgelassen!“ Diese Worte sprach der Herr Superintendent, als seine Collegen die Probepredigt eines Candidaten unter aller Kritik befunden und dadurch dem Candidaten das Geständniß abgepreßt hatten, daß er eine gedruckte Predigt des Herrn Superintendenten auswendig gelernt und hergesagt habe. „Ja! sagte der würdige Herr, ja! Aber die schönsten Passagen ausgelassen!“

Der Graf lachte aus vollem Halse. „Nein,“ sagte er, „auf solchem Brette spiele ich nicht! Ich könnte nicht umhin, die Anekdoten zu lesen. Aber ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich gestehe, daß ich einigen Appetit verspüre. Naumann wird uns wohl etwas Solides vorsetzen können, und wenn die Herren damit einverstanden sind, so feiern wir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schächerbundes, statt mit einem Spiele, mit einigen Flaschen Steinberger Cabinet, den ich der Güte des Herzogs von Nassau verdanke.“

Man trennte sich erst spät in heiterster Stimmung. Der Graf hatte seinen Wagen für eine frühe Stunde bestellt. Vor Schlafengehen hatte er aber noch eine lange Unterredung mit dem Verwalter, und ehe er abfuhr, wurde die Bundeslade, so sorgfältig verpackt, daß selbst Christian sie nicht erkennen konnte, in den Wagen gebracht.

Der alte Christian versicherte in dem sogenannten „Hunds-Club“ der Residenz, der größtentheils aus Bediensteten des Hofes bestand und deshalb auch der „Rothhosen-Club“ genannt wurde, daß er seinen Herrn noch niemals in solcher Stimmung gesehen habe, wie auf der Rückfahrt von Moßheim. Er sei auf dem Boote fast unablässig beschäftigt gewesen, Pfeifen zu stopfen und Feuer zu schlagen; der Herr Graf habe geraucht, wie der Schlot seines Eisenhammers, was immer ein Zeichen besonderer Erregung sei. Dazwischen habe er bald geflucht, wie ein Heide, bald gelacht oder gar Schelmenlieder getrallert und ganz sinnlose Phrasen gesprochen, wie: „Russen und Polen, ein Volk!“ „Gerade zur rechten Zeit!“ „Das Centrum überflügelt!“ „Dir werde ich eine Stinkensstulle mit Bumpernidel streichen, an der Du Deine Freude haben sollst!“ — Wir begreifen, was Christian nicht begreifen konnte.

Der Graf ließ sich die Bundeslade in das Schloß tragen, wo er ungemeldet Eintritt hatte. Er fand den Fürsten in heiterster Stimmung; der Hofmarschall hatte so eben gemeldet, daß eine frische Sendung vorzüglichen bairischen Bieres angelangt sei. „Du warst über Land?“ redete

der Fürst den Grafen an. — „Ja! Ein unaufschiebbares Geschäft,“ antwortete dieser. „Ich habe Dir Etwas mitgebracht. Du spielst doch noch zuweilen Schach?“ — „Selten,“ antwortete der Fürst. Es regt mich zu sehr auf. Manchmal mit dem Justizminister, wenn seine Vorträge gar zu langweilig werden.“ — „Dann bitte ich Dich, Deine nächste Partie mit ihm auf diesem Brette zu spielen,“ sagte der Graf, die Bundeslade öffnend. Der Fürst schüttelte sich vor Lachen, als er die Devisen las. „Meisterhaft,“ sagte er. „Ich sehe den würdigen Prälaten vor mir mit seinem wohl-gemästeten Bäuchlein, den kurzen Beinchen und den drallen Waden, wie er dem armen Schulmeister, der ihm klagt, er müsse verhungern, tröstend sagt: Thun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen! Ihre Nachfolger werden es besser haben!“ Wahrhaftig, Louis,“ fuhr der Fürst fort, dem Grafen die Hand schüttelnd, „Du hättest mir keine größere Freude machen können. Aber wo hast Du das Cabinetstück mit den dazu gehörenden kostbaren Figuren aufgetrieben?“ — „Wenn Dir Deine Regierungsforgen Zeit lassen, erzähle ich Dir's! Aber es ist eine lange Geschichte.“ — „Nimm den Ulmerkopf und erzähle mir's. Der Justizminister kommt erst in einer Stunde zum Vortrage. Bis dahin wirst Du wohl fertig sein.“

Der Graf setzte den Ulmerkopf in Brand und erzählte. Der Fürst wurde anfangs sehr ernst, aber allmählich erheiterte er sich und sagte: „Bravo! Das hast Du gut gemacht!“ — „Ich bin noch nicht ganz zu Ende,“ meinte der Graf. „Was willst Du mit diesem Gespenster sehenden Kreuzkopfe machen, der Dir sogar gegen mich einen Floh hinter das Ohr gesetzt hat? Ich hab's wohl gemerkt vorgestern Abend! Ich hätte gedacht, Du kenntest Deinen Jugendfreund besser!“ — „Na! Nimm mir's nicht übel! Sie hatten mich in der That verhezt!“ — „Gieb dem Schleiher seinen Abschied!“ — „Hm! Das geht nicht! Aber wenn Du damit zufrieden bist, werde ich ihm einen Denkfettel anhängen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird.“ — „Auch Recht!“ meinte der Graf, die Asche aus dem ausgerauchten Ulmerkopfe schüttelnd, „auf Wiedersehen!“

Die Promenaden blieben acht Tage lang unbügelt. Dann erschien der Justizminister wieder, aber die Glaze warf nicht mehr den alten Schein. Der Graf machte sich seit dieser Zeit in der Kammer zuweilen den Spaß, eine hypnotisirende Rede des Ministers dadurch zu stören, daß er ein Zeitungsblatt vornahm und halblaut, doch dem Minister vernehmlich, das Wort „Schächerbund“ aussprach. Der Minister verwirrte sich dann, warf einen hilfeschuchenden Blick nach dem Präsidenten, der, wie eine Sphinx, in stummer Ruhe verharrte, und um den Effect der Rede war es gethan.

Das war die Rache des Grafen, und das Ende war die Pensionirung des Ministers, die er aus Gesundheitsrücksichten nachsuchte und die ihm in Gnaden gewährt wurde.

Es ist jetzt Zeit, zu dem jungen Pffiffig zurückzukehren, der in der bezeichneten Umgebung zum ersten Male, als einziger Stammhalter nach Vortritt einer erklecklichen Anzahl von Mädchen, die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie. Bei dem ersten Kinde hatte der mit den Feuerpizzen zu sehr beschäftigte Vater dieses Möbel nicht vorgesehen; da es aber im Frühjahr kam, so hatte die Frau Pfarrerin, als kluge und praktische Hausfrau, den Wursttrog, der ja doch nur im Winter Verwendung fand, zur Wiege ausersehen. Es war ein gemüthliches Familienbild: die Frau Pfarrerin am Tische, mit Zurüstung des Gemüses beschäftigt, mit dem Wursttrog vor sich, den das kleine Wesen darin durch seine Bewegungen selbst in beständiges Schwanken versetzte.

Das Mädchen war in dem Wursttrog so gut gerathen, daß die Frau Pfarrerin auch bei ihren späteren Kindbetten, die sich nach fast regelmäßigen Zwischenpausen einstellten, keine Wiege wollte. Erst als der Stammhalter erschien, gab sie, wenn auch nicht ohne einige bange Ahnungen, dem Drängen ihres Gemahles nach. Aber das ungewohnte Möbel stand ihr überall im Wege; es knackte zuweilen unheimlich in den Fugen, wenn der kleine Pffiffig ungesüßig mit den Beinchen strampelte, und so wurde bald eine der jüngeren Schwestern als „Kuhschwanz“ angestellt, wie Vater Pffiffig sich scherzhaft ausdrückte, indem er damit auf die bekannte Geschichte aus Hebel's Schatzkästlein anspielte, der zufolge eine Bäuerin die Wiege ihres Sprößlings an den Schwanz der Kuh in dem Stalle daneben so kurz angebunden hatte, daß diese die Wiege in's Schaufeln brachte, wenn sie den Schwanz an den Leib zog.

Während des Kinderlebens unseres Helden wuchsen die älteren Schwestern heran, verlobten sich mit Candidaten und Studenten der Theologie, die dem Vater zuweilen beim Predigen aushalfen, oder mit jungen Forstgehülfsen, die zu den Jagden des Grafen beigezogen wurden, und warteten geduldig als liebende Bräute auf die Versorgung des Geliebten und die Heirath, die im glücklichsten Falle nach Ablauf von sechs bis acht Jahren stattfinden konnte. Sie halfen der Mutter im Haushalt, erlaubten sich ein Tänzchen bei der Kirchweih mit dem Bräutigam, der meist seine Ferien in dem Hause des zukünftigen Schwiegervaters zubachte, machten sentimentale Spaziergänge beim Mondenschein, wenn die Witterung es zuließ, strickten eine ungeheure Anzahl von Strümpfen, schneiderten ihre eigenen und die Kleider der Geschwister nach alten Modezeitungen, häfelten Börsen für das Geld, welches der Bräutigam jetzt zwar noch nicht hatte, aber später verdienen würde, und stückten die unglaublichsten Dinge für Namens- und Geburtstage, für Weihnachten und die Wiederkehr des Verlobungstages: Tabaksbeutel, Zunderbüchsen, Griffe für den Feuerstuhl, Briefbeschwerer, Turngürtel, Hosenträger, Guitarrenbänder, Pfeifenquasten und ähnliche Sachen. In den Stickmustern spielte das Vergißmeinnicht die Hauptrolle, aber auch Männertreu, Epheu, Winde, Jelängerjelierer

und anderes bedeutsames Kraut wurde nicht vergessen, und zwei sich schnäbelnde Turteltauben auf blühenden Rosenzweigen bildeten gewöhnlich den Mittelpunkt des sinnbildlichen Gerankes.

Vater Pfiffig fand indeffen, daß die lange Zeit des Brautstandes seiner Töchter auf diese Weise nicht vortheilhaft für sie ausgefüllt sei, und er trachtete, sie einstweilen und zwar „anständig unterzubringen.“ Die Mädchen hatten durch ihren Vater den nöthigen Unterricht erhalten; die Mutter hatte ihnen mitgegeben, was sie selber von Haushaltung und weiblichen Arbeiten wußte, und jeweilige Besuche bei einer Tante in der Residenz waren dazu benützt worden, ihnen einen „höheren Schluß“ zu geben.

Mit Hülfe der Frau Gräfin, des Domänenrathes und dessen Schwagers, der das weitläufige Gut eines abligen Fräuleinstiftes in einiger Entfernung bewirthschafte, wo einige verhußelte „gnädige Freifräuleins“ öfter ihre Sommertrocknung abhielten (denn Sommerfriße konnte man es wohl nicht nennen), gelangte Vater Pfiffig ziemlich leicht und rasch zum Ziele. Die verlobten Pfarrerstöchter krochen als „Fräuleins“, ja selbst als Vorleserinnen und Gouvernanten in Stellen unter, wo sie in der That nur höhere Kammerjungfern, Krankenwärterinnen oder Kindermägde waren, das letzte sogar nicht einmal nach Fröbel'schem System, das damals zwar schon erfunden, aber noch nicht allgemein bekannt war. Glend bezahlte und dornenvolle Stellungen; — aber Vater Pfiffig versicherte, seine Töchter sähen nicht so sehr auf hohen Lohn, als auf anständige und liebevolle Behandlung; sie wünschten, als Glieder der Familie angesehen zu werden. Wenn aber auch die Herrinnen „gut gegen sie“ waren, so blutete das Herz der armen Dinger doch beständig aus tausend Wunden. Sie waren, wie Fitchers Vogel im Märchen, nicht in der Familie, aber auch nicht außer der Familie; nicht unter der übrigen Dienerschaft, aber auch nicht über derselben; sie wurden in die Ecken gestopft, in welchen ein Gummibaum zur Decorirung fehlte, und von den Freunden des Hauses entweder übersehen oder mit jener bemitleidenden Herablassung behandelt, die um so tiefer kränkt, je größer das Bewußtsein des eigenen Werthes ist. „Sie armes, deutsches Huhn!“ sagte einmal eine kecke Amerikanerin, welche eine der Töchter Pfiffigs bei einer Freundin traf, der sie ihr Leid klagte. Ihr einziger Trost war die Correspondenz mit den Eltern, den Geschwistern und namentlich mit dem Verlobten; aber auch diese wurde auf das geringste Maß beschränkt, schon wegen des theuren Portos, dann aber auch, weil die vielfachen Geschäfte, zu welchen sie herangezogen wurden, nur wenig Zeit zur Sammlung der Gedanken und Gefühle ließen. Aber sie hielten standhaft aus, immer in Hoffnung auf baldige Anstellung des Verlobten.

Der Domänenrath Raumann war in Folge einer ausgezeichneten Ernte, die den gräßlichen Finanzen um so kräftiger unter die Arme griff, als das bevorstehende 25 jährige Jubiläum des regierenden Fürsten mancherlei außerordentliche Ausgaben in Aussicht stellte, zum Geheimen Domänenrath

ernannt worden. Er hatte sich persönlich bei dem Grafen bedankt, war zur Tafel gezogen worden (als Verwalter und gewöhnlicher Domänenrath hatte er nur mit dem Haushofmeister gespeist), hatte beim Kaffee ein Gespräch mit der Frau Gräfin gehabt, die zu den Frauen gehörte, welche überhaupt nur Bedeutendes sprechen, und war dadurch zu Plänen angeregt worden, die ihm so höchst vernünftig schienen, daß er, ohne zu Hause abzustiegen, sofort bei der Rückkehr auf den Pfarrhof ritt, wo Pffiffig sich beeilte, ihm beim Absteigen behülflich zu sein und zu dem neuen Titel zu gratuliren.

„Was ich mir dafür kaufe?“ brummte der neugebađene Geheime Domänenrath. „Aber darum handelt es sich nicht! Es kann ja gut sein wegen der Leute, die thörichter Weise vielleicht mehr Respect vor dem Geheimen, als vor dem Domänenrath haben werden. Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht! Ich komme wegen Ihrer Luise!“

„Meine Tochter! Doch nichts Ungerades?“ fragte ängstlich Pffiffig.

„Im Gegentheil, alter Freund,“ sagte der Domänenrath, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich denke, ihr Glück ist gemacht. Hören Sie nur. Das Gespräch kam auf Ihre Luise. Der Graf und die Gräfin lobten das Mädchen über alle Bäume hinaus. Es sei ein wahres Talent in Beziehung auf Toiletten und Weißwaaren. Nicht allein, daß sie alle einschlagenden Arbeiten auf's Gründlichste verstehe und jede Angabe eines Modejournals untadelhaft auszuführen wisse, bethätige sie auch einen feinen Geschmack in eigenen Erfindungen. Neulich habe sie der Gräfin und einigen Freundinnen derselben zu einem Jagdmahle im Freien so reizende Toiletten componirt, daß alle Damen aus der Residenz ganz baff gewesen seien und sich nach der Adresse der Pariser Putzmacherin erkundigt hätten, welche diese Costüme geliefert haben müsse.“

„Ja,“ sagte Pffiffig, sich aufblähend, „Luise hat schon von Kind auf künstlerische Anlagen gehabt. Es freut mich, daß sie Anerkennung findet.“

„Und wie!“ rief der Domänenrath. „Merken Sie denn nicht, wo das hinaus will? Als die Damen hörten, wer diese graziösen Toiletten erfunden habe, bedauerten sie allgemein, daß solche Talente sich nicht auf einer größeren Bühne entfalten könnten.“

„Ich begreife nicht, wie das sich machen könnte,“ unterbrach Pffiffig.

„Aber ich begreife es,“ sagte der Domänenrath ungeduldig. „Ich habe mir das auf der Herreise überlegt. Luise muß aus dem Dienstverhältniß heraus und ein Mode- und Weißwaarengeschäft in der Residenz gründen. Ich mache mich anheißig, das nöthige Capital zu schaffen. Die beste Kundenschaft der Residenz ist ihr gesichert. Ich stehe Ihnen dafür, Pffiffig, daß sie am Ende des ersten Jahres einige Duzend Arbeiterinnen beschäftigt und nach Ablauf des zweiten Jahres das ihr vorgestreckte Capital zurückzahlen kann. Ihr Glück ist gemacht! Aber was haben Sie, Mann?“

Pfiffig war blaß geworden wie ein Tuch und zitterte an allen Gliedern, wie Espenlaub. „Sie machen sich einen grausamen Spaß mit mir,“ stammelte er endlich.

„Bewahre!“ versicherte der Domänenrath, „es ist mein blutiger Ernst!“

„Unmöglich!“ sagte Pfiffig, sich erholend. „Bedenken Sie doch! Meine Tochter! Ein Weißwaarengeschäft! Eine Modistin! Luise ist ja mit Herrn Kreuzdorn verlobt, der eben sein Facultäts-Examen bestanden hat, nächstes Jahr sein Staatsexamen machen und dann zum Gerichts-Referendar ernannt werden wird!“

Nun kam die Reihe des maßlosen Erstaunens an den Domänenrath. „Ich begreife nicht,“ sagte er; und er konnte in der That nicht begreifen, denn er war lange Zeit, bevor er in Rodheim sich „settelte“, wie er zu sagen pflegte, im Auslande, sogar in Amerika gewesen und hatte sich dort Anschauungen geholt, die mit denen seiner Nachbarn wenig harmonirten. „So, so!“ sagte er, „daran habe ich nicht gedacht! Ja, richtig! Luise ist mit dem jungen Kreuzdorn verlobt. Im nächsten Jahr wird er Referendar, sagen Sie?“

„Ganz gewiß“, betheuerte Pfiffig. „Er ist in seiner Jurisprudenz sehr wohl beschlagen und wird das Staatsexamen ohne Schwierigkeit bestehen.“

„Davon bin ich überzeugt. Wie lange muß er denn Referendar bleiben, und welche Bezüge hat er als Solcher?“

„Damit sieht es freilich scheu aus,“ meinte Pfiffig. „Er muß wenigstens drei Jahre umsonst dienen. Als Gratification erhält er zu Weihnachten ein Federmesser, einen Bund Schreibfedern und ein Buch Actenpapier. Wenn ihm der Landrichter wohl will, nimmt er ihn zuweilen zu Commissionen und Augenscheinen mit, wo er Diäten erhält.“

„Und dann?“

„Dann wird er Assessor sine voto mit dreihundert Gulden Gehalt!“

„Aber damit kann er doch nicht heirathen?“

„Denkt auch nicht daran,“ sagte Pfiffig. Erst als Assessor cum voto mit 600 Gulden, was er, wenn er Glück hat, drei Jahre später werden kann.“

„Rechnen wir einmal,“ sagte der Domänenrath. „Ein Jahr, drei Jahre und noch drei Jahre — macht sieben Jahre nach Adam Rießens Rechenbuch!“

„Stimmt!“ sagte Pfiffig.

„Und so lange soll das arme Mädchen warten,“ brauste der Domänenrath auf, „und nachher in diese Misere von 600 Gulden hineinheirathen? denn soviel ich weiß, hat dieser Kreuzdorn keinen rothen Heller, und Sie können auch Ihrer Tochter höchstens einige gedrechselte Tisch- und Stuhlbeine mitgeben! Da soll ja der Donner und das Wetter dreinschlagen! Und bis dahin soll sich die Luise im Dienste herumhungen lassen, während

sie, wenn Sie meinen Vorschlag annähmen, ein freies, selbständiges Leben führen und ihre eigene Herrin sein könnte?“

Pfiffig hob stehend die Hände. Der Domänenrath hatte sich durch seinen Zornausbruch abgekühlt. „Nun gut, sagte er, „ich will Luise ihrem Verlobten nicht abspenstig machen. Das hindert ja nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Sie kann sich bis zu ihrer Verheirathung ein hübsches Vermögen verdienen und damit den Armensündergehalt des Herrn Assessors cum voto Kreuzborn in angenehmer Weise aufbessern.“

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht,“ jammerte Pfiffig. „Ich erkenne ja Ihren guten Willen, Ihre fast väterliche Fürsorge für meine Tochter an — aber bedenken Sie doch, lieber Domänenrath, Kreuzborn wird ja nicht immer Assessor bleiben, er wird Landrichter, später Hofgerichtsrath werden!“

„Wir wollen's hoffen,“ brummte der Domänenrath. „Aber was thut das zur Sache, daß Ihre Luise später einmal Frau Hofgerichtsräthin werden kann?“

„Doch, verehrtester Freund, thut das zur Sache!“ sagte Pfiffig entschieden. „Eine Frau Hofgerichtsräthin aus guter Familie kann nicht Modistin gewesen sein, kann keinen offenen Laden gehabt haben. Das ist platterdings unmöglich!“

„Ich werde mit Luise selber sprechen, sobald ich sie sehe. Einstweilen Gott befohlen!“ sagte der Domänenrath, sich zur Thüre wendend.

Die Gelegenheit fand sich bald. Das Mädchen weinte, rang die Hände, war aber eben so fest, wie ihr Vater. Der Domänenrath fuhr, wie er sagte, mit Glanz ab. Er wüthete einige Zeit gegen die Dummheit der Menschen, führte giftige Stachelreden über Standesvorurtheile, dämliche Albernheiten und ähnliche Dinge, spielte aber dann sein Schach weiter und schlug sich die Sache aus dem Sinne. —

Der junge Pfiffig tummelte sich, während seine Schwestern geduldig der Verheirathung und Versorgung entgegen dienten, mit den Dorfjungen in und außer der Schule herum. Er verdiente seinen Namen. Vom Vater hatte er das mechanische Talent geerbt, von der Mutter eine gewisse Zähigkeit im Ertragen kleiner Mühseligkeiten. In der Schule lernte er wenig, immerhin aber so viel, als ihm der Schulmeister geben konnte; von dem Vater etwas mehr, da dieser ihm einigen weiteren Unterricht, sogar im Lateinischen, angedeihen ließ. Am meisten aber lernte er von den Kindern der Juden, mit welchen er am liebsten umging, obgleich sie von den andern Jungen gemieden, ja selbst mißhandelt wurden. Dafür waren ihm diese anhänglich und treu ergeben. Bald war „Pfarrers Wilhelm“ in allen Judenfamilien gern gesehen und als offener Kopf und schlagfertiger Antwortworter beliebt. Alt und Jung förderte ihn nach Kräften; und wenn es galt, ein gutes Wort für ihn einzulegen oder ihn von der Strafe für begangene Bubenstreiche loszuschwagen, so waren seine semitischen Freunde stets bereit.

Es gab Händel und Schlägereien genug, sowohl im Dorfe, als mit der Schuljugend der benachbarten Dörfer, bei welchen der junge Pfiffig nie fehlte. „Für meinen Wilhelm ist mir nicht bange,“ pflegte Vater Pfiffig zu sagen, wenn man ihm von Schrammen, Beulen und Löchern im Kopfe berichtete; „für meinen Wilhelm ist mir nicht bange, der ist immer auf einen klugen Rückzug bedacht. Das hat er von seinen alttestamentlichen Kameraden gelernt!“

Es war in der That ein schlauer Junge, der stets auf Mittel und Wege sann, sich gute Freunde zu machen. Er hatte des Domänenrathes ganzes Herz in sehr einfacher Weise gewonnen. Wohl wissend, daß dieser Morgens früh aus dem offenen Fenster die Thätigkeit des Gesindes controlirte, dann das Fenster schloß und erst gegen neun Uhr hinaus auf das Feld ritt, eilte er in Zeiten, wo die Arbeit pressirte, über den Hof. „Guten Morgen, Herr Domänenrath!“ „Ei! Guten Morgen, Wilhelm! Bohin so früh?“ „Ach! Hammartins Hammel (Johann Martins Johann Nicolaus — man nannte im Dorfe die Bauern nur mit dem Vornamen, dem man den Vornamen des Vaters vorsetzte) war gestern Abend bei uns und klagte sehr über Müdigkeit — Arme und Beine seien ihm wie zer- schlagen. Da wir nun keine Schule haben, so habe ich gedacht, ich wolle ihm ein Bißchen beim Kartoffel-Ausmachen helfen!“ „Recht,“ sagte der Domänenrath, „geh’ nur!“ und schloß das Fenster. Der junge Pfiffig ging schnell über den Hof, schlug einen Bogen um die Gartenhecken, schlummerte zu Hause noch ein paar Stündchen und schlenderte dann auf das Feld zu Hammel. Wenn der Domänenrath hoch zu Roß erschien, war der Junge neben dem befreundeten Tagelöhner in eifrigster Arbeit. „Du bist ein braver Junge!“ sagte der Domänenrath, indem er ihm mit der Reitpeitsche sanft auf den Kopf tippte. „Ich werde Dir’s gedenken. Verlaß Dich auf mich!“

Der Pfarrer in Aulheim beschäftigte sich in seinen Mußestunden, deren er sehr viele hatte, mit höherer Mathematik. Er suchte eine algebraische Formel für das „große X des Weltalls“, freilich ohne Erfolg und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Schulmeister, der nur mit Mühe bis zur Regel de tri durchgedrungen war, und den Rüster, welcher die Armenrechnungen zu führen hatte, in der edlen Wissenschaft weiter zu bringen. Vergebliche Anstrengungen! Der Pfarrer steckte offenbar das Ziel zu hoch. Dem Schulmeister hatte er ein Lehrbuch der Geometrie zum Studium gegeben, das von den Winkeln ausging und in dem viel von Sinus und Cosinus die Rede war. Nach einiger Zeit brachte der Schulmeister das Buch wieder. „Haben Sie es verstanden?“ fragte der Pfarrer. „Manches wohl,“ antwortete der Schulmeister, „aber mit der Regel Cos. konnte ich nicht in das Klare kommen.“ Noch schlimmer erging es ihm mit dem Rüster. „Hundertsechunddreißig Gulden dreißig Kreuzer und drei Heller Einnahmen, eben so viel Ausgaben,“ sagte der Pfarrer, nachdem er die

Rechnung durchgelesen, „bleibt Null.“ „Nein, Herr Pfarrer,“ sagte der Küster, „geht auf!“ „Ja wohl,“ meinte der Pfarrer, indem er sein „Vidi“ unter die Rechnung setzte, „und für einen Kreuzer Schnupftabak bleibt übrig!“ „Mag wohl sein,“ sprach der Küster, der sich viel auf seine Wetterbeobachtungen einbildete, „aber oft bleibt noch mehr übrig, wenn Wind ist. Sehen Sie einmal, Herr Pfarrer, jetzt bläst es schon seit drei Wochen immer aus demselben Loche! Man sollte meinen, es müßte doch endlich einmal alle werden! Aber nichts da, es bleibt immer noch Wind übrig!“

Der Pfarrer wandte sich an die jüngere Generation, indem er einigen Pächtersöhnen der Umgegend und seinen eigenen Kindern mathematischen Privatunterricht gab. Der Domänenrath drang darauf, daß der junge Piffig ebenfalls an diesem Unterrichte theilnehme und setzte es trotz des anfänglichen Widerpruches des Vaters durch, der lieber die zwei Nachmittage, während welcher Wilhelm nach Auheim pilgerte, dem Lateinischen gewidmet hätte. „Mit Eurem Latein,“ polterte der Domänenrath, „kann er keinen Hund aus dem Ofen locken! Ich weiß wohl, Ihr laßt gerne fünf gerade sein und elf ein Duzend! Ich zahle die Stunden und damit Basta! Rechnen und Zählen ist wie Essen und Trinken; es hält Leib und Seele zusammen!“

Wenn der Vater Piffig das Drehjeln und Spritzen-Pugen, der Pfarrer von Auheim die Mathematik als Liebhaberei betrieb, so beschäftigte sich der Domänenrath leidenschaftlich mit Naturgeschichte, besonders mit den auf Landwirthschaft und Gartenbau sich beziehenden Zweigen derselben. Er sammelte Schmetterlinge, Käfer, allerlei „Klewwern“, wie die Bauern jagten, verstand Vögel auszustopfen, hatte eine Thiersammlung, zu deren Bereicherung die Dorfjungen gegen kleinen Entgelt gern behülflich waren, und lag mit der ganzen Gemeinde beständig in Streit wegen der Maulwürfe, Spitzmäuse, Eulen, Igel, Fledermäuse, Neuntöbter und Kröten. Die Gemeinde zahlte einen Maulwurffänger; der Domänenrath aber verweigerte die Entrichtung der auf ihn fallenden Quote, und es kam bis zu einer Beschwerde gegen ihn bei dem Landrath, welche der Bürgermeister in einem weitläufigen Documente auseinander setzte, das den Titel führte: Acta in Sachen der Maulwürfe der Gemeinde Mochheim gegen den gräflichen Geheimen Domänenrath Herrn Raumann, Wohlgeboren.

Der junge Piffig ging dem Domänenrathe mit Eifer zur Hand. Dieser beschenkte ihn mit Schmetterlingsgarnen und Raupenzwingern, lehrte ihn das Abbalgen und Ausstopfen der Vögel, leitete ihn zu selbstständigen Beobachtungen an; verstattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek, die ziemlich reich an naturgeschichtlichen Werken und Reisebeschreibungen war und verfehlte nicht, ihn zu Weihnachten und an seinem Geburtstage mit guten Büchern dieser Art „anzubinden“. Vater Piffig klagte auch über diese Zeitverschwendung; aber Wilhelm streifte lieber in Feld und Wald herum, als daß er zu Hause hinter lateinischen Grammatiken gefessen hätte, und

wußte besser die Namen der Schmetterlinge, die er aufspannte, als diejenigen der Apostel oder der römischen Kaiser. „Sie verderben mir den Jungen ganz und gar, Domänenrath,“ jammerte der alte Pfiffig. Der Domänenrath aber schüttelte den Kopf: „Lassen Sie's gut sein,“ beschwichtigte er; „was er bei Ihnen lernt, verschmizt er im Handumdrehen, das Andere bleibt ihm, weil er es sich selber in den Kopf festgenagelt hat.“

So kam die Zeit heran, wo man sich entscheiden mußte, welche Wege der junge Pfiffig einzuschlagen habe, um später zu einer „Versorgung“ zu gelangen. Es gab hitzige Debatten zwischen dem Domänenrath und dem Vater Pfiffig; aber dieser behielt um so mehr die Oberhand, als er von den übrigen Schächerbündlern sowohl, wie von der Mutter energisch unterstützt wurde. Der Domänenrath plädirte umsonst für eine technische und realistische Ausbildung; er ward überstimmt. Alle waren darin einig, daß der junge Pfiffig studiren, Theologie studiren und daß er deshalb so bald als möglich auf das Gymnasium geschickt werden müsse.

Aber hier lag, wie der Förster von Hahnheim versicherte, seines Vaters Pfiffig Hase sehr stark im Pfeffer. Wie sollte man den Jungen in dem kleinen Landstädtchen erhalten, in welchem von Alters her ein Gymnasium vegetirte, das zur Zeit eine gewisse Bedeutung hatte als Landes-Gymnasium für das Gebiet des Grafen, der damals noch reichsunmittelbarer Souverän war? Woher das Geld nehmen, ohne zu stehlen?

Zwar bot gerade dieses Gymnasium manche Vortheile. Man lebte dort wohlfeil; der Graf disponirte über einige kleine Stipendien von zwanzig oder dreißig Gulden jährlich, was immerhin genügte, Zimmer und Frühstück während der Studienmonate des ganzen Jahres zu bezahlen; das Städtchen war nur zwei Stunden Weges von Moßheim entfernt, so daß der Junge Samstag Abends in das väterliche Haus sich zurückziehen, dort den Sonntag zubringen und sogar Montags, wenn er früh Morgens ausmarschirte, noch rechtzeitig zu den Unterrichtsstunden einrücken und in seinem Kasten Würste, gesalzene Butter und Handkäse mitschleppen konnte, so daß er für seine Abendmahlszeit nur ein Kreuzerbrötchen nöthig hatte. Auch gingen die Juden in Geschäften fleißig zwischen Moßheim und dem Städtchen hin und her, nahmen gerne von der Frau Pfarrerin ein Päckchen für den Sohn mit, fügten auch wohl im Winter für ihren jungen Freund ein Töpfchen Gänsefett bei, das Morgens zu dem schalen Milchkaffee, den seine Wirthin aus gerösteten Gelbrüben-Würfeln und Eiern vorzüglich zu brauen verstand, ausgezeichnet mundete. Auch spendete der Domänenrath, welchem der junge Pfiffig Sonntags beim Ordnen seiner Sammlungen an die Hand ging, stets ein kleines Taschengeld; „denn“, pflegte er zu sagen, „Wilhelm muß sich bei Zeiten daran gewöhnen, hier und da einen Schoppen Bier zu trinken, damit er als Fuchs auf der Universität seinen Stiefel vertragen kann.“ Ferner hielt sich der Graf alljährlich in dem Städtchen einige Monate auf, und dann steckte Schwester Louise,

die nebenbei für einige Modehandlungen in der Residenz arbeitete, ihm die wenigen Groschen zu, welche dem Bräutigen nicht zugewendet wurden, der als Referendar an dem Landgerichte Trübsal nach Noten blies und an seinem Bund Federn kaute, statt an einem saftigen Beefsteak.

Außerdem bot das Gymnasium noch andere Vortheile dar, die Vater Piffig wohl zu würdigen wußte. Da es nur von sogenannten „Rümmel-türken“ besucht war, nämlich Knaben aus den gräflichen Landen, die nicht viel des Holzes lieferten, aus welchem man Beamte oder gar Gelehrte schnitzen konnte, so sahen die drei Lehrer, welche die ihnen anvertraute Jugend bis zur Schwelle der Universität führen sollten, sehr darauf, so viele Zöglinge als möglich unter ihre väterliche Obhut zu bekommen. Es war unerhört, daß ein Knabe in der Aufnahmeprüfung durchgefallen wäre, und alle Abiturienten bestanden das Maturitäts-Examen glänzend, vorausgesetzt, daß es dem Herrn Gymnasialarchen in der Residenz nicht einfiel, dem Examen beizuwohnen, wo dann freilich Holland in Noth war. Nun war der junge Piffig in Mathematik gehörig geschult und sogar dem Lehrer, der diese übernommen hatte, weit überlegen. Dieser, ein ehemaliger Candidat der Theologie, hatte nach dem Grundsatz: Docendo discimus, sich dieses Lehrfach zu seinen philologischen Stunden nur aus dem Grunde erbeten, weil er absolut gar nichts davon verstand und auf diese Weise sich einige Kenntnisse in der Mathematik anzueignen hoffte. Als er inne ward, daß der junge Piffig schon Algebra getrieben hatte und Gleichungen des ersten Grades spielend löste, erbot er sich, demselben unentgeltlich Privatstunden in den alten Sprachen und in der Mathematik zu ertheilen. In Latein und Griechisch war Wilhelm sehr zurück, hier lernte er von seinem Lehrer; in der Mathematik dagegen lernte der Lehrer von ihm — und so war Beiden geholfen.

Man konnte wohl sagen, daß in dem Gymnasium nur Lateinisch und Griechisch getrieben wurde. Die drei Lehrer waren hartgefottene Philologen; Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik waren mißliebige Nebenfächer, und von Naturwissenschaften war gar nicht die Rede. In der Geschichte gelangten die Schüler der Prima höchstens bis zu Karl dem Großen, gewöhnlich aber blieben sie schon mit Varus im Teutoburger Walde stecken; der Unterricht im Deutschen umfaßte ein philologisches Studium des ersten Gesanges des Nibelungenliedes und das Auswendiglernen ausgewählter Fabeln von Gellert, Pfeffel und Lichtwer; bei dem feierlichen Actus zum Schluß des Schuljahres declamirte ein besonders befähigter Schüler eine Ballade von Schiller oder Bürger. Hier aber entstand fast regelmäßig ein kleiner Zwist; der Schüler begeisterte sich scheinbar für „Möros, den Dolch im Gewande“, der Director aber, ein Zelote für Monarchie und Lutherthum, wollte von einem solchen revolutionären Gedichte nichts hören und entschied für den „Taucher“, den „Kampf mit dem Drachen“ oder „Lenore“, wenn auch diese einen gewissen erotischen und mystischen Beigeschmack hatte. Piffig

wurde einmal während eines Sonntages bei Wasser und Brod in das Carcer gesperrt, weil er sich erfrecht hatte, statt der Lenore das schöne Gedicht „Frau Schnipfen hatte Korn im Stroh Und hielt sich weiblich lecker“ declamiren zu wollen. Der fromme Director gerieth in große Aufregung ob dieser lasterhaften Auflehnung eines Schülers gegen geheiligte Traditionen; er brachte den betrübenden Vorfall vor die Lehrer-Conferenz und beantragte die Ausmerzung des räudigen Schafes, das die ganze Heerde anstecken könne. Der junge Pfiffig vertheidigte sich nicht ohne Geschick. Er spielte den Naiven und Unschuldigen. Der Herr Doctor (dies war der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur) habe ihm einen Band Gedichte mit der Aufforderung zugestellt, eines derselben auswendig zu lernen, ohne aber ein bestimmtes Gedicht näher zu bezeichnen. Diese Angabe mußte der Herr Doctor als wahrheitsgetreu bezeugen. Er, Pfiffig, habe nun den Band über den Sonntag nach Hause genommen und ihn dem Herrn Domänenrath Kaumann mit der Bitte vorgelegt, ihm ein geeignetes Stück zu bezeichnen. Dieser habe „Frau Schnips“ ausgewählt, und er habe es gelernt im Vertrauen auf den guten Geschmack des Herrn Domänenraths.

Der Director wurde blaß vor Aerger, denn er lag in beständigem kleinem Kriege mit dem Domänenrath, der ihm schon manchen Schabernack gespielt, sich an öffentlichen Orten über seine Pöbelerie lustig gemacht und sogar einmal an der gräflichen Tafel sich erlaubt hatte, bei Gelegenheit eines Gespräches über amerikanische Verhältnisse, wo der Director einige abfällige Urtheile über „banausische Erziehung“ gefällt hatte, ihm in das Gesicht zu sagen, daß er davon keine blasse Ahnung habe und auch gänzlich unfähig sei, dieselben zu beurtheilen. Aber immerhin war die Berufung auf den Domänenrath, von dem Alle wußten, daß er bei dem Grafen einen großen Stein im Brette habe, ein hoher Trumpf, der das Spiel insofern zu Pfiffigs Gunsten entschied. Man ließ Gnade für Recht ergehen und bestrafte ihn nur mit Einsperrung während eines Sonntages im Carcer bei Wasser und Brod und mit einer eindringlichen Rede des Directors, worin dieser besonders gegen die Verführungen donnerte, welchen unerfahrene Schüler von Seiten der Gottlosen und der Spötter ausgesetzt seien.

Dem jungen Pfiffig erging es bei der Rede, wie es schon manchem seiner Mitschüler ergangen war — „er glaubt' es gern, auch ohn' es gern zu hören“; er hielt sich stets in wohlgemessener Entfernung, weil er wußte, daß dem Director im Eifer die Hand ausfuhr und in schmerzliche Berührung mit der Wade kam; und als er endlich glücklich die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sprang er die Treppe zu Vieren hinab und rannte zu einem Kameraden, dessen Vater Bierbrauer war und den durstigen Jungen, die keine Aneipe besuchen durften, die nöthigen Erfrischungen auf die Stube seines Sohnes bringen ließ.

Mehr Sorgen machte dem jungen Piffig der Fasttag im Carcer bei Wasser und Brot. Aber der Bierbrauer, dem sein Sohn den Spaß erzählte hatte, war ein joviales Gemüth und dem Director, schon des Wirthshausverbotes wegen, nicht grün.

„Wenn Du mit Deinem Vater wegen des Ausbleibens am Sonntag auskommen kannst,“ sagte er, so brauchst Du Dir wegen des Fastens keine grauen Haar wachsen zu lassen. Nimm Dir einen Strid mit, der vom Fenster bis auf den Boden reicht. Ich werde den Pedell zu einem Ertraschoppen einladen, dem er nicht gram ist, und während der Zeit, wo er bei mir sitzt, kann Dir mein Karl einen Gentelforb mit Essen und Trinken bringen, den Du am Stride hinaufziehst. Dem Pedanten von Director wollen wir schon eine Nase drehen! Es ist ja schändlich, einem Jungen, der gerade im besten Wachsthum ist, seines Leibes Nahrung und Nothdurft verkümmern zu wollen.“

Gesagt, gethan. Der junge Piffig versicherte später, er habe noch niemals besser gelebt, als im Carcer bei Wasser und Brot.

Er war also im Gymnasium und arbeitete sich langsam hinauf, von Bank zu Bank, von Ordnung zu Ordnung. Aber damit waren die Sorgen des alten Piffig nicht gehoben. Woher Geld nehmen und nicht stehlen? Die Frage beschäftigte den Pfarrer unablässig. Er wurde mißmuthig, zerstreut, schlich gesenkten Hauptes umher, zeigte nicht mehr den früheren Lebensmuth und sah so gelb im Gesichte aus, daß seine Frau anfang, Besorgniß um ihn zu empfinden. Sie fragte den Doctor.

„Bah,“ sagte dieser, „Ihrem Manne fehlt gar nichts, als eine bessere Pfarre!“

Endlich kam eine unerwartete Hülfe. Der Graf hatte einen entfernten Verwandten, der, wie man zu sagen pflegte, nicht recht bei Troste war. Ein stiller Idiot, gutmüthig, gehorsam, willenlos, der eine unbändige Freude an allem Federvieh hatte und tagelang auf dem Hofe sitzen konnte, um den Hühnern, Gänsen und Enten zuzuschauen, die ihn bald als guten Kameraden erkannten.

„Der junge Baron Krähenau soll, nach dem Urtheile der Aerzte, irgendwo auf dem Lande untergebracht werden,“ sagte eines Tages der Domänenrath zu Piffig. „Der Graf hat mir davon gesprochen. Wie wäre es, Pfarrer, wenn Sie ihn in Pension nähmen? Platz haben Sie genug im Hause, seitdem die Kinder ausgeflogen sind; Ihre Frau ist gerade die rechte, um ihn zu bemuttern, und Sie können dann auch ein Glas Bordeaux mit ihm trinken, das ihm zur Kur vorgeschrieben ist. Wenn's ihm nicht hilft, so thut es Ihnen doch gut, und das Geld, was nebenab fällt, ist auch nicht zu verachten. Von der Pension, die für ihn gezahlt wird, können zwei Pfarrer leben. Ueberlegen Sie's mit Ihrer Frau, und sagen Sie mir bald Antwort!“

Der Handel war schnell abgeschlossen, und eines Tages sahen die

Mockheimer mit einiger Verwunderung, daß ihr Pfarrer „sich einen Narren angeschnallt“ habe. Das Experiment gelang über Erwarten gut. Der Idiot jaß seelenvergnügt, Sommers wie Winters, auf dem Hofe unter dem Federvieh, wenn er nicht an der Schürze der Frau Pfarrerin hing, der er folgte wie ein Hündchen; er war nie krank oder auch nur verschmupft und machte den Pfarrersleuten in dieser Beziehung keine Sorgen. Der alte Pfiffig wurde wieder munter, bekam rothe Backen und predigte von dem Wechsel des irdischen Glückes; und der junge Pfiffig wurde stattlich in Kleidern und trug sogar eine Polonaise mit Schnüren und im Winter einen sogenannten „Schmuser“, einen langen Ueberrock mit Sammttragen. Freilich nagte das Bewußtsein, daß seine Eltern nur seines Studiums wegen sich die Last mit dem Idioten aufgehals hätten, einigermaßen an der fröhlichen Benutzung des dadurch errastten Geldes; aber dieses Bewußtsein trat nur in jenen, zuweilen bei Studenten vorkommenden Zuständen hervor, welche sehr bezeichnend „das trunkene Glend“ genannt werden. Inmitten der ausgelassensten Fröhlichkeit wurde dann der junge Pfiffig plötzlich traurig, senkte den Kopf und heulte „wie ein Schloßhund“ in Zammertönen über das Glend seiner Eltern, die das Unglück hätten, einen verlotterten Sprößling zu besitzen, der das sauer erworbene „Narrengeib“ in lustiger Gesellschaft vertheile, statt auf seiner Bude zu hocken und zu ochen. Die Kameraden trösteten den in Thränen zerfließenden Pfiffig so gut sie in solchen Momenten selbst dazu im Stande waren, durch Salamandrereiben und Vorkneipen, zogen aber aus solchen Vorkommnissen den Schluß, daß Pfiffig sehr viel deutliches Gemüth und Innerlichkeit besitze.

Wilhelm war unterdessen achtzehn Jahre alt geworden und an der Schwelle der Selecta (Ober-Prima) angelangt, wo er sich für sein künftiges Universitätsstudium definitiv entscheiden sollte. Dies war schon deshalb nöthig, weil es für die Eltern keine Frage war, daß Wilhelm Theologie studiren und, wie sein Vater, Pfarrer werden müsse. Vater Pfiffig hatte freilich einige Zweifel über den Beruf des Jungen zu dem heiligen Ministerium, welche durch den Domänenrath und den Doctor, der einmal wöchentlich zum Besuche des Idioten kam, unterstützt und genährt wurden; aber er kämpfte diese Zweifel nieder, als er durch die Indiscretion eines Kameraden Wilhelms gehört hatte, wie viel Gemüth dieser besitze. Aber auch wenn Vater Pfiffig seinen Freunden hätte Gehör schenken wollen, so wäre er nicht im Stande gewesen, seinen Willen seiner Frau gegenüber durchzusetzen. Die Pfarrerin war das gutmüthigste Wesen von der Welt; sie ordnete sich in allen Dingen, welche nicht das Rückenregiment, den Haushalt, das Stopfen der Strümpfe und das Flickn der Kleider betrafen, ohne Murren der höheren Einsicht des Mannes unter; aber in diesem Punkte, erklärte sie, fürchte sie sich vor keinen Mannsleuten. Sie habe den Sohn zum Pfarrer geboren, und Pfarrer müsse er werden, selbst wenn sie noch drei Narren in's Haus nehmen müsse.

Der junge Pfüffig fügte sich den Bitten und Thränen seiner Mutter, obgleich ihm die Vorbereitungen zum Studium der Theologie hart ankamen und die Aussichten nicht sehr lockend erschienen. Er hatte bei dem Domänenrath einige praktische Lebensweisheit gelernt und rechnete: Drei Jahre Studium auf der Universität — nicht unangenehm; zwei Jahre im Seminar — höchst langweilige Dressur; zwei oder drei Jahre Candidat zur Aushülfe bei einem griesgrämigen alten Pfarrer auf dem Lande, von dem man gar nicht voraus wissen kann, ob er auch eine Tochter hat, der man zum Zeitvertreib ein wenig die Cour schneiden kann; dann eine elende Pfarre, auf der man sich jämmerlich herumschlagen muß — Irgig würde sagen: „ä schlecht Geschäft; bleib vunn se!“ meinte Pfüffig in seinem Selbstgespräche. Aber er machte der Mutter die Freude, ihr beizustimmen, immerhin in der stillen Hoffnung, daß vielleicht irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn dem geistlichen Stande doch noch entrücken könne.

Das Hebräische war besonders ein Stein des Anstoßes und des Aergernisses. Derselbe Herr Doctor, welcher die Mathematik übernommen hatte, weil er nichts davon verstand, führte auch die zukünftigen Theologen in das Tohu-Wabohu des Alten Testaments ein. Vielleicht aus demselben Grunde. Er hatte sich zwar einige Brocken der Grammatik, etwelche aus-
 erwählte Stellen des ersten Buches Moses und ein Paar Psalmen Davids mit unterlegtem deutschen Texte (anders hätte er sie nicht lesen können) aus seinem früheren theologischen Studium in die Laufbahn eines Gymnasiallehrers hinüber gerettet; aber als ächter klassischer Philologe verachtete er gründlich die hebräische Sprache schon deshalb, weil sie keinen Morist wie das Griechische und keine Construction des Accusativs mit dem Infinitiv wie das Lateinische hatte. Er konnte deshalb seinen Schülern keine große Leidenschaft für eine Sprache einflößen, die zwar diejenige des auserwählten Volkes Gottes war, aber doch dem verfluchten Stamme der Semiten angehörte. „Pfüffig,“ sagte der Doctor vorwurfsvoll, „warum haben Sie die hebräischen Buchstaben schon wieder nicht gelernt?“ — „Herr Doctor, sie sind mir zu garstig!“ — „Ach was! Ihre Raupen sind auch garstig, und doch klopfen Sie alle Bäume und Sträucher danach ab!“ — „Freilich, Herr Doctor! Aber es werden auch schöne Schmetterlinge daraus!“ — „Nun wohl, Pfüffig,“ sagte der Doctor salbungsvoll, „aus der häßlichen hebräischen Raupe kommt auch ein schöner Schmetterling oder vielmehr ein gelalbter Besorger der Seele, Psyche, deren Sinnbild ja ein Schmetterling ist!“ Die ganze Klasse lachte, Pfüffig fühlte sich geschlagen und beschämt und lernte aus Aergern nicht nur die hebräischen Buchstaben, sondern auch einen Psalm Davids, „zur Harfe zu singen,“ was ihm das Lob seines Lehrers und das Zeugniß: „Macht Fortschritte“ eintrug.

(Schluß folgt.)



Wie ich in die Literatur kam.

Von

Karl Frenzel.

— Berlin. —

Die Jahre 1813, 1848, 1870 sind die Bildner der deutschen Volksseele und des deutschen Lebens in diesem Jahrhundert. Wer eins von ihnen als Jüngling erlebte, hat einen unzerstörbaren Eindruck von ihm empfangen. Selbst wenn er es wollte, vermöchte er aus seinem Denken und Fühlen den Stempel nicht fortzuwischen, der ihnen damals wie von einer unsichtbaren Macht aufgedrückt wurde. Zwei Monate über zwanzig Jahre war ich alt, als die Februarrevolution ausbrach. Eine unermessliche Sehnsucht erfüllte sich damit; die Freiheit, auf die wir Alle gehofft, zu der wir Alle, jeder in seiner Sprache gebetet, war da. Wie mit einem Zauberfchlage waren der Widerstand, der Stumpf sinn und die Trägheit der Welt gebrochen; wie hätten wir an das Ideal nicht glauben sollen, das ein solches Wunder verrichtet!

Nicht wie Parsifal der reine Thor mit staunenden Augen und blödem Herzen dem wunderfamen Schauspiel in der Graalsburg zusieht, betrachtete ich die Ereignisse. Mit erregtem Gemüthe folgte ich ihnen, denn längst hielt ich mich selbst mit dem Hochmuth der Jugend für einen „Mitverschworenen der großen Zukunft“. Dem mir theuersten und geistig bedeutendsten meiner Lehrer verdankte ich wie die Erweckung meines literarischen Sinnes die Sehnsucht nach einem freien und einigen Vaterlande. Friedrich Köppen unterrichtete im Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule; aus dem alten Hause dicht gegenüber dem Ausgangsportal des Stadtbahnhofes in der Georgenstraße ist jetzt eine Gemeindefchule geworden, während das Realgymnasium einige Schritte weiter

nach Osten gezogen und mit dem Werder'schen Gymnasium in einem mächtigen und stattlichen Schulpalaste vereinigt worden ist. In jenem schlichten Hause habe ich meine erste Bildung und von Friedrich Köppen, der Deutsch und Geschichte lehrte, den tiefsten Eindruck erhalten. Mit einem großen Wissen verband er die seltene Gabe eines anregenden Vortrags und die Fähigkeit, leicht und liebevoll die Individualitäten seiner Schüler zu erkennen und zu unterscheiden. An ihm war keine Spur eines Schulpedanten, keine Kleinlichkeit und keine Nörgelei. An kein Lehrbuch mit Daten und Zahlen, Namen und Sprüchen band er seinen Vortrag, sondern schöpfte ihn aus einem immer bereiten Wissen und einer angeborenen, natürlichen Beredtsamkeit. So weit es im Rahmen der Schule möglich war, machte er aus seinem Freisinn und seiner Vorurtheilslosigkeit kein Hehl. Er führte uns in die Schiller'sche ideale Welt ein, er begeisterte uns für den Dichter und seinen Marquis Posa, aber er nahm auch keinen Anstand, uns das eine und das andere Blatt aus Heine's prosaischen Schriften mitzutheilen. Unvergesslich ist mir ein Nachmittag, unmittelbar vor den Sommerferien im Jahre 1842, geblieben. Köppen las uns, um die letzte Schulstunde, wenn auch nicht nützlich, doch angenehm zu verbringen, einige Capitel aus den Reisebildern vor — etwas aus dem Buch *Le Grand*, etwas aus der italienischen Reise. Ich stand wie unter einer Verzauberung und lief nach dem Schluß der Schule unter den Bäumen des Kastanienwäldchens in einer Art Verückung auf und ab, ein phantastisches Klingen war um mich her und hin. In jenen Ferien verschlang ich, was damals von Heine bekannt war, und die Tieck'schen Märchen und Komödien. Wenn ich ein Datum für meine literarische Geburt angeben soll, muß ich bis auf jenen Juli 1842 zurückgehen. Damals entschied sich, mir selber natürlich unbewußt, mein Schicksal; ein Etwas, das ich noch nicht mit einem Namen bezeichnen konnte, regte sich in mir, um mich nie mehr, wie oft es auch unterdrückt wurde, zu verlassen: die Lust, zu fabuliren, zu sinnen und zu schreiben.

Höher noch als meine kleinen Talente schätzte Köppen die Anhänglichkeit, die ich ihm bewies, und meinen Verneiner. Ein inniges Verhältniß bildete sich trotz des großen Unterschiedes der Jahre zwischen uns aus. Oft war ich in seiner Junggesellenwohnung, manchen Spaziergang machten wir zusammen. Als es auf seinen Rath entschieden wurde, daß ich trotz meiner beschränkten Verhältnisse studiren sollte, unterrichtete er mich unentgeltlich im Griechischen, um mir einen Platz in einer der oberen Klassen des Werder'schen Gymnasiums zu sichern, wohin ich, nach der Ablegung des Abiturienten-Examens in der Realschule, überging. Statt sie einzuschränken, erweiterte die neue Schule mit ihrer philologischen Popsgelehrsamkeit unsern Umgang und unsere Beziehungen. In Köppen steckte ein Journalist, den widrige Umstände und eine gewisse Schwerfälligkeit der Feder nicht hatten lebendig werden lassen. Er hatte das Bedürfniß, sich über die politischen und literarischen Erscheinungen des Tages auszusprechen.

Bei ihm lernte ich den unbeschreiblichen Genuß kennen, ein verbotenes Buch wie Heine's Wintermärchen „Deutschland“ und Herwegh's Gedichte in der Hand zu halten. Eine alte Freundschaft verband ihn mit Bruno und Edgar Bauer, mit Ludwig Buhl und Max Stirner, und es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander in Hippel's Weinstube hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zuweilen widerklang. Wie sehr diese Einflüsse und Anregungen, die keineswegs nur nihilistischer Art waren, sondern mir eine Fülle eigenthümlicher Gedanken über Geschichte und Philosophie zuführten, auch in der Zukunft mir zum Guten auszuflugen, in der Gegenwart bereiteten sie dem Secundaner und Primaner des Werder'schen Gymnasiums, unter dem strengen und steifen Pädagogen Bonnell, manche Verlegenheit. Nur meine Geschicklichkeit in der rhythmischen Uebersetzung Horazischer Oden und mein gutes Gedächtniß für Geschichtsdaten und Gesangbuchverse bewahrten mich immer auf's Neue vor dem ärgsten Zorne des kleinen, in seiner Weise vortrefflichen und gelehrten Mannes; vor dem Carcer haben sie mich freilich nicht gerettet. Und nicht als Freunde sind wir Beide von einander geschieden. Von seinem Standpunkt aus mußte er mich als einen verlorenen literarischen Bummel betrachten. Da war es mir, als seine früheren Schüler, Freunde und Genossen im Jahre 1873 sein Dienstjubiläum festlich begingen, eine große Genugthuung, mit ihm auf die alten Zeiten anzustoßen und von ihm zu hören, daß er die Artikel, die ich während des französischen Krieges für die „National-Zeitung“ geschrieben, sich ausgeschnitten habe und als Erinnerung aufbewahre. Das Einzige, was der Literat in mir ihm verdankt, ist die Bekanntschaft mit Schleiermacher's Schriften. In seiner Jugend war Bonnell ein eifriger Hörer und Verehrer des berühmten Predigers der Dreifaltigkeitskirche, später im Vorstand einer Schleiermacher-Stiftung, und er liebte es, in dem Religionsunterricht, den er in der Prima ertheilte, von Schleiermacher zu sprechen, in einem Ton, der merkwürdig von seinem gewohnten lehrhaft trockenen Vortrag abfiel.

Stärker und tiefer aber, als diese Einwirkungen der Schule, waren die der Familie und der Umgebung auf meine literarische Entwicklung. Zola's „milieu“ ist auch für mich entscheidend gewesen. Ich bin im Schatten der alten Petrikirche geboren und im Schatten der Nicolaikirche aufgewachsen; mein Vater stammte aus Sachsen, meine Mutter war eine geborene Berlinerin. Schon im frühen Kindesalter verlor ich den Vater, und die Mutter mußte sich mit zwei Kindern mühsam durch's Leben schlagen. Wir lebten nicht gerade in ärmlichen, doch in engen Verhältnissen, wo jeder Großen zweimal umgedreht werden mußte, ehe er ausgegeben werden durfte. Hülfreich mit Rath und That nahm sich ein guter Mann, der Gatte ihrer jüngeren Schwester, der Wittve und der Kinder an. Seines Zeichens ein ehrfamer Buchbinder, in jenen Tagen, wo das Handwerk

auch in Berlin noch einen goldenen Boden fand, hatte der Dheim Laden und Werkstätt an der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße. Die Nähe der Universität, der Academie und des Friedrich-Wilhelm-Instituts verschaffte ihm eine gelehrte Kundschaft: Professoren, junge Aerzte, Studenten gingen in seinem Laden aus und ein. Freundlich und gesprächig, wie der Berliner sagt: mit dem Sinn für das Höhere, in seinen jüngeren Jahren ein ansehnlicher Mann, gewann er sich die Achtung und Freundschaft von Männern und Frauen, deren Lebensstellung und Bildung die seinige übertrug. In treuem Gedächtniß bewahrte er die Erinnerung an die unglückliche, schöne und phantastische Charlotte Stieglitz, die, um ihren Mann durch einen ungeheuren Schmerz und Schicksalsschlag aus der Mittelmäßigkeit seines Wesens zu einem großen Dichter zu erheben, sich den Dolch in die Brust gestossen hatte. Wiederholt war sie, Arm in Arm mit ihrem Gatten, in dem Laden des Dheims gewesen und hatte manche Stunde mit ihm verplaudert. Ihr Biograph, der jugendlich feste Theodor Mundt, gehörte ebenfalls zu „unseren Kunden“. Diese Bekanntschaften und dieser Verkehr verbreiteten einen literarischen Duft und Hauch in der Familie, den schon der Knabe, unbewußt, welche Lust er einathmete, begierig einsog. Die große Angelegenheit des damaligen Berlins war das Theater. Das Schauspielhaus und das Königsstädtische Theater wetteiferten mit einander um die Gunst des Publikums. Da Alles, was jetzt das Kleinbürgerthum beschäftigt und seine Mußestunden in Anspruch nimmt, politische Wahlen, der Bezirksverein, das Antisemitenthum, die Vierbankpolitik, in den dreißiger Jahren außerhalb seines Gesichtskreises und seiner Neigungen lag, das café chantant noch nicht erfunden war, die Volkconcerte noch keinen festen Fuß in unserer Stadt gefaßt hatten, das Lesebedürfniß sich noch in bescheidenen Grenzen hielt, bildete das Theater mit seinem Darum und Daran von Coulißengeschichten und Schauspielereitelkeiten den Mittelpunkt des Gesprächs und des Vergnügens. Hier war die sonnige Höhe, unter der tief im Nebel der Bedürftigkeit das Alltagsleben mit seinem Einerlei von Arbeit und Sorgen lag. Und diese Höhe war selbst für die Masse der kleinen Leute nicht unerreichbar, die Eintrittspreise waren im Durchschnitt um die Hälfte, um zwei Drittel billiger als jetzt. Keine Bürgerfamilie schämte sich, im dritten Range des Schauspielhauses, im Amphitheater des Opernhauses Platz zu nehmen. Da kein Bierpalast und kein Verein den Handwerkern allabendlich das Geld aus der Tasche zog, war zu dem Theaterbesuch am Sonntag meist der Thaler für Mann und Frau vorhanden. Dabei hatte man noch über das Vergnügen hinaus die für den echten alten Berliner erhebende Empfindung, sich zu bilden. Weniger als jetzt legte man Gewicht auf die neuen Stücke; weit trat in der Kritik wie in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Interesse der Dichter hinter dem Schauspieler zurück. Schon der heranwachsende Knabe hörte von großen Schauspielern; Nebenstein und Krüger waren das Entzücken

meiner Mutter, erst von Ludwig Devrient und dann von Seydelmann erzählte der Oheim. Der Streit, den die Frau Crelinger mit dem Fräulein Charlotte von Hagn über allerlei Rollen führte, die sie ihren Töchtern zuwenden wollte, wurde auch im Buchbinderladen der Dorotheenstraße eifrig besprochen.

Wohl wäre für unsere beschränkten Mittel ein häufiger Theaterbesuch eine Unmöglichkeit gewesen, hätte sich nicht eine freundliche Fee in der Gestalt einer alternden Jungfer eingestellt, die eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihrer Geschicklichkeit im Schneidern — eine Kunst, die damals auch leichter zu erwerben war, als bei den heutigen Moden —, ihrer Anstelligkeit und ihrem guten Aussehen und feinem Betragen verdankte Minna Schrader ihre Stellung in der Garderobe der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Sie wohnte in dem Prinzessinnenpalais, unter dem Dache zwar, aber in zwei geräumigen Kammern, nach der Gartenseite, und begleitete die Fürstin auf ihren Reisen und während des Sommers nach Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen. Bis zum Tode ihrer Herrin ist die treue Dienerin in ihrem Dienste geblieben. Als zum Hofe gehörig, hatte sie ein-, auch wohl zweimal in der Woche zwei Freibillette zu den königlichen Theatern und bedachte uns freigebig damit. So blieb es für mich nicht bei dem bloßen Hören von den Wundern des Theaters; mit eigenen Augen sah ich sie, mit lauschenden Ohren und pochendem Herzen vernahm ich eine melodische Sprache mir entgegentönen, die der zwölfjährige Knabe nur halb verstand, die ihn aber um so stärker berauschte. Denn strenge hielt der Oheim darauf, daß ich, wie wir jetzt sagen würden, einzig klassische Vorstellungen besuchte. Minna Schrader erwies sich indessen auch noch nach anderen Seiten hin als eine wohlthätige Fee. Ich durfte sie im Palais besuchen, nach Charlottenburg zu ihr hinauskommen, dort und in Schönhausen, wo die Fürstin die ersten Sommer, nach dem Tode des Königs, zubrachte, zuweilen vom Sonnabend auf den Sonntag übernachten. Blöße und schüchtern starrte ich, wie durch einen von unsichtbarer Hand aufgehobenen Vorhang, in diese fremde, prächtige Welt des Hofes hinein. Wie alle langjährigen und vertrauten Diener einer vornehmen Herrschaft fand die gute Minna ein besonderes Vergnügen daran, wenn die Gelegenheit es erlaubte, mir die Herrlichkeiten der Gemächer zu zeigen, die ihre Herrin bewohnte: sie konnte sich in dem Abglanz, der davon auch auf sie fiel, und in der sprachlosen Verwunderung, mit der ich Alles betrachtete. Einmal sind wir dabei von der Durchlaucht überrascht worden, aber ich muß mich trotz meines ersten Schrecks tapfer gehalten haben, denn ich durfte ihr etwas vordeclamiren, ein Dußend Verse aus Schiller's „Bürgschaft“, und sie schenkte mir eine schöne Mütze. Auch den alten König hab' ich aus der Entfernung, halb hinter einer Thür verborgen, langsam am Arm der Fürstin an mir vorüberschreiten gesehen, aus der Halle in den Garten hinein, dem kleinen Theehäuschen am Ufer der

Spree, unter den schattenspendenden Kastanien, zu. Jetzt ist dieser Theil des Charlottenburger Parks, rings um den erst von Friedrich Wilhelm III. an das alte Schloß angebauten Flügel, meist abgesperrt, und das kleine Theehaus wegen seiner Verfallenheit längst nicht mehr zu betreten. Wie fest, beinahe ohne mein Zuthun, sich diese Bilder auch meiner Phantasie eingeprägt haben: im Augenblick, wo ich sie erlebte, machten sie nicht entfernt den Eindruck auf mich, den die beiden großen, einsamen und melancholisch schönen Gärten von Charlottenburg und Schönhausen auf mich übten. In der Morgenfrühe und am späten Abend, wo sie für jeden Andern geschlossen waren, konnte ich sie durchwandern: mir rauschten ihre Bäume, mir dufteten ihre Jasminbüsche. Diese Gartenpoesie that es mir an, ich wußte nicht wie und wodurch — viele Jahre nachher ist sie, gleichsam aus dem Innersten meines Gemüths wieder auftauchend, der Untergrund meiner ersten novellistischen Versuche geworden.

Liebten die Mutter und Minna das Zarte und Empfindsame auf der Bühne, so machte mich ein anderer Bekannter mit jenem Dämon vertraut, den man, nach Voltaire's Meinung, im Leibe haben muß, will man ein großer Schauspieler oder ein großer dramatischer Dichter werden. Es hat Zeiten gegeben, wo Wilhelm Zimmermann mich wie unter einem magischen Banne hielt, ich fürchtete mich vor ihm und bewunderte ihn zugleich. Wir nannten ihn Alle den Doctor, obgleich ich nicht weiß, ob er diesen Titel, der seitdem freilich zu einer Art literarischer Nickelmünze geworden ist, mit Recht verdiente, auch nicht, wie er an den Rhein gekommen war. Aber es verging kein Tag, wo er nicht im Laden erschienen wäre und Himmel und Erde zusammengeschwagt hätte. Er mochte ein halbes Duzend Jahre weniger als der Rhein zählen, eine problematische Existenz, ohne Beruf und Arbeit, ohne Geld und oft ohne Obdach. Die Sage, die damals mit einem echten Hoffmann'schen Gruseln durch Berlin lief, daß mancher arme Schelm in dem Leichenwagen übernachtete, der von Abends sieben Uhr bis zum Morgen unbenutzt auf dem Gendarmenmarke in dem Winkel zwischen der französischen Kirche und dem Thurm stand, war für ihn mehrmals eine leidige Wirklichkeit. Er war der Sohn eines wunderlichen Gymnasial-Directors, aber früh von dem Vater aufgegeben und verstoßen. In unserer Gegenwart würde er mit seiner Zindigkeit, seiner Bildung und Geistes-schärfe sich leicht als Journalist das Leben gefristet haben, allein um das Jahr 1838 war der Journalismus in Berlin eine brotlose Kunst. Sein natürlicher Hang zur Faulheit, sein Mangel an Stätigkeit wuchsen in der Dummerei und im Galgenhumor; wenn er durch die Uebersetzung einer Dissertation in das Lateinische, das damals noch für alle akademischen Arbeiten obligatorisch war, oder durch die Durchsicht der Correcturbogen eines gelehrten Werkes einige Thaler erworben hatte, so spielte er sich auf den Crösus auf, der die Welt in der Tasche hat. Da er kein Heim hatte, so machte er diese Arbeiten in der Wohnung des Rheins, in einer kleinen

Kammer, die nicht zu heizen war, Tag und Nacht schreibend, von einigen Brötchen und ein paar Tassen heißen Kaffee's lebend, da er jede festere Nahrung abwies. Seine eigentliche Leidenschaft war das Theater: eine wohlklingende Stimme, ein ungewöhnliches Nachahmungstalent befähigten ihn zum Schauspieler. Wie oft habe ich ihn ganze Scenen aus dem Repertoire Ludwig Devrient's und Seydelmann's spielen sehen. Alles, was ihm, war er einmal in das Feuer gerathen, unter die Hände fiel, der Kleistertopf wie die Papiersäge der Buchbinderwerkstatt, diente ihm zum Requisit, zu Dolch und Scepter; er hatte Augenblicke, wo er von einem Dämon besessen schien und mit seinen rollenden Augen, seinen lebhaften und sprechenden Bewegungen uns hinriß und erschreckte. Was davon Nachahmung, was Natur war, vermochte ich selbstverständlich nicht zu unterscheiden: wie es war, dünkte es den Knaben unnachahmlich. Durch einen Zufall kam Zimmermann aus dem wilden Gießbach, der ihn schließlich in die Tiefe gerissen haben würde, in ein ruhigeres Fahrwasser. Er wurde einer Goldschmiedswittwe in der Mohrenstraße zum Hauslehrer ihres Sohnes empfohlen, um denselben zum Abiturientenexamen vorzubereiten. Bald gefiel er der noch lebenslustigen Frau mit seinem klugen interessanten Gesicht und seiner strömenden Rede; als der Sohn seine Prüfung bestanden hatte und zur Universität abging, heirathete der Lehrer die Mutter. Anfänglich spielte er hinter dem Ladentisch als Verkäufer von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln eine komische Figur, der Schnitt seines Kopfes und seine Geberden erinnerten zu sehr an den Schauspieler, aber allmählich lernte er sich in die neue Rolle schicken. Aller gemeinen Sorgen war er nun ledig, er konnte alte Schulden bezahlen, hatte immer Geld im Beutel und lebte nach dem Schlusse des Geschäfts seiner Theaterleidenschaft. In einer Sonnabendnacht ließ er den Laden und das daran stoßende Hinterzimmer ausräumen und verwandelte beide in eine Bühne, auf der er am Sonntagnachmittag vor einer geladenen Gesellschaft Scenen aus dem „Don Carlos“ auführte: er selbst Don Philipp, sein Stiefsohn der Infant, mein Onkel Marquis Posca. Als die abenteuerliche Vorstellung einen leidlichen Verlauf genommen, rief er pathetisch aus: „Ich komme mir vor wie Napoleon nach einer großen Schlacht!“ Ein anderes Mal habe ich ihn als Wallenstein gesehen, draußen auf der Bühne am Weinbergsweg, vor dem Rosenthalerthore, die später als „Mutter Gräbert's Theater“ bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein sich des volkstümlichsten Rufes erfreute; er hatte das Theater für den Abend gemiethet, seinen Mitschauspielern das Schiller'sche Drama einstudirt und spielte nun, sich einen langgehegten Wunsch erfüllend, vor seinen Freunden und Bekannten den grüblerischen Feldherrn. Von seinem Laden in der Mohrenstraße blickte er über diesen Theil des Gendarmenmarktes hinweg nach dem Eckhause der Tauben- und Charlottenstraße, wo einst „meines Veters Eckfenster“ gewesen war; persönlich hatte er den Gespenster-Hoffmann nicht mehr gekannt, aber in der Weinstube

von Lutter und Wegner, die ihm schon wegen der Erinnerung an Ludwig Devrient eine geweihte Stätte war, genug von ihm gehört, um mit seinen Wiedererzählungen meine Einbildungskraft zu bezaubern. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, den längst die Erde deckt, so erscheint er mir selbst als eine Hoffmann'sche Figur, mit seinem krausen Lebenslauf, seinem glatten, ewig beweglichen Gesicht, dem unheilbaren Riß zwischen seinen Neigungen und seiner bürgerlichen Stellung.

Unter dem Druck dieser geistigen Atmosphäre war es kein Wunder, daß ich zu dichten anfang, allerlei kindische Reimereien, zwischen Heine und Freiligrath schwebend, und ein romantisches Trauerspiel: „Die Eroberung Granada's.“ Das bekannte Geschichtswerk Prescott's über Ferdinand und Isabella von Spanien hatte mich dazu begeistert. Da ich nichts mehr von ihm übrig behalten habe, als das Personenverzeichnis, so vermag ich es keiner kritischen Prüfung zu unterziehen: jedenfalls verrieth es ein gewisses Formtalent, denn in der Behandlung der Sprache und des Verses verstand Köppen, der es als einer der ersten zu lesen bekam, keinen Spaß. Nicht als der erste, denn damals, 1845, wurde neben seiner Leitung und Kritik die eines Freundes über mich mächtig, der seitdem in unserem politischen und journalistischen Leben an hervorragender Stelle gestanden hat und noch steht. Alexander Meyer besuchte mit mir das Werder'sche Gymnasium in dem Fürstenhause der Kurstraße, in dem Winkel zwischen diesem und der alten Münze: wir saßen in denselben Klassen, rückten gemeinsam vor und hatten in der Meinung unserer Lehrer dieselben Vorzüge und dieselben Fehler. Zärtlich war unsere Jugendfreundschaft nicht, aber fest und dauernd. Wir mochten gegenseitig das Gefühl haben, einander zu ergänzen; ich wenigstens empfand das Bedürfnis und das Verlangen nach seinem Umgang, seinem Wit und seiner Ironie, wie empfindlich sie mich oft auch kränkte. Noch Jahre über unsere Studentenzeit hinaus sind wir unzertrennlich gewesen. Klar und scharfsinnig, wurzelte Alexander Meyer in der Satire, dafür fand er immer das richtige, zuweilen das schneidige Wort. Wenn ich mich nicht ganz in den Irrgarten der Phantastik verlor, so verdanke ich es seiner Kritik. Er nahm zu meinem Aerger und doch stets zu meinem Besten die Mondscheingedichte unter die naturwissenschaftliche Lupe und dämmte die dramatischen Entwürfe aus der Ueberfluthung mit Episoden und lyrischen „schönen“ Stellen in das Bett der verständigen Regel. Wohl wurden all dieser Scharfsinn und diese klugen Rathschläge an Werke verschwendet, die zuletzt doch das Licht der Welt nicht erblicken sollten, aber für meine eigene Entwicklung sind sie von unschätzbarem Werth gewesen. Einer Phantasie und Gefühlsschwelgerei, die mich in's Wesenlose zu entführen drohte, gab der Freund gerade in den Jahren, wo wir für eine Kritik am empfänglichsten und am verwundbarsten sind, einen Stoß in die Wirklichkeit. Wenn ich jetzt so oft von den jungen Leuten mir den Vorwurf machen lassen muß, ohne Leidenschaft zu sein

und nichts zu wagen, so lächle ich still für mich, da ich es besser weiß, wie es um mich bestellt war, und danke im Stillen dem guten verständigen Merck-Alexander, der mich aus der Romantik in die Natur hinüberführen half.

So überbürdet und unter der Last der Schularbeit erliegend, wie gegenwärtig die Schüler der beiden oberen Klassen der Gymnasien, waren wir damals nicht, oder wir müssen die leichtsinnigsten Taugenichtse gewesen sein. Denn trotz aller Vorbereitungen auf Plato und Tacitus, trotz der lateinischen und der deutschen Aufsätze hatten wir Zeit, zu dichten, das Theater zu besuchen und selber Komödie zu spielen. Voll von diesen Schwärmereien, Zerstreuungen und Vergnügungen waren die Jahre 1846 und 1847 die glücklichsten und unvergeßlichsten meiner Jugend; wandelte ich doch schon als „gedruckter“ Dichter umher! Wir hatten in Berlin ein kleines Blatt mit dem anspruchsvollen Namen: „Berliner Figaro“. Gedruckt wurde es in der Aderstraße und erschien, täuscht mich nicht mein Gedächtniß, dreimal in der Woche. Regelmäßig brachte es Theaterrecensionen, gelegentlich auch in französischer Sprache, über die Gesellschaft französischer Künstler, die bis in das Jahr 1848 hinein in unserem Schauspielhause als *comédiens du roi de Prusse* Vorstellungen gaben, allerlei „Vermishtes“ und, was für mich die Hauptsache war, Gedichte. Unter dem Kriegsnamen „Carl Frey“ hatte ich dem Blatte einige Gedichte zugesandt, in der Ueberzeugung, daß sie viel besser wären, als diejenigen, die ich darin gelesen hatte — und Wunder über Wunder! sie wurden gedruckt, sämtlich gedruckt. Der Lorbeer des Lyrikers konnte mir nach solchen Anfängen nicht mehr entgehen, aber mein Sinn war auf Höheres gerichtet. Zu innig war meine bisherige Entwicklung mit der Bühne und dem Schauspielertum verknüpft, als daß ich den wahren literarischen Ruhm auf einem andern Gebiete als auf den Brettern zu suchen vermocht hätte. „Das Urbild des Tartüffe“ und „Uriel Acosta“, „Gottsched und Gellert“ und „Die Karlschüler“, die wir sahen, die wir jetzt selber darzustellen beschloßen hatten — zwei andere Jugendfreunde, die damals auch nicht träumten, daß sie, wie ich, in der Journalistik ihren Beruf verfehlen würden, Moritz Gumbinner und Rusticus-Bauer, standen an der Spitze des verwegenen Unternehmens — „Judith“ und „Maria Magdalena“, die wir lasen, hatten uns Alle in ein hitziges Theaterfieber versezt. Je nach der Begabung, sprang in den Einen mehr der Schauspielerlertid, in den Andern der dichterische Trieb hervor. In dem von Joseph Lehmann herausgegebenen „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hatte ich die ausführlichere Anzeige einer Schrift von Olfers „Ueber den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal am 3. September 1758“ gelesen; neuere Arbeiten französischer und portugiesischer Historiker waren zur Vergleichung herangezogen worden: Olfers' Schrift war schon im Jahre 1838 erschienen. Der Stoff schlug in die Stimmung der Zeit, eben waren die

Deutsch-Ratholiken und die Lichtfreunde emporgekommen, die Bekämpfung der Jesuiten, ihres Einflusses und ihrer abhässlichen Lehren, wurde von der Regierung als eine Forderung der Bildung und der Volkswohlthat stürmisch gefordert. Pombal nun, der gewaltthätige und entschlossene Minister eines schwachen und gutmüthigen Königs, hatte Lissabon aus den Schrecken des Erdbebens gerettet und den Orden Jesu aus Portugal verbannt. Um dies Neueste aufzuhalten, hatten die Jesuiten Malagrida und Mathos sich in eine Verschwörung gegen den König Joseph eingelassen und mit einigen vornehmen Herren, die der König und sein Minister beleidigt, einen Mord geplant. In einer Nacht, als der König von seiner Geliebten heimkehrte, ward auf ihn geschossen. Aber die Verwundung war nur leicht, Pombal blieb Sieger, die Jesuitenpaters wurden hingerichtet. Welch ein unmöglicher Stoff für einen jungen Menschen, wenn er ihn mit dem Realismus unserer Gegenwart hätte behandeln wollen! Bei seiner Unkenntniß der Menschen und jener Zeit, des portugiesischen Hofes und Landes! Es wäre ein thörichtes und aussichtsloses Wagniß gewesen. Aber solche Hindernisse hielten mich damals nicht auf. Ich sah nur das allgemein Menschliche des Vorgangs, wie es sich in meiner und in der Seele meiner Zeitgenossen spiegelte. Ein heroischer, freisinniger Minister im Kampf mit den Ränken der Hofleute, dem Aberglauben des Volkes, den Rabalen einer fanatischen Priesterschaft; ein liebenswürdiger leichtsinniger König, eine schöne Dame, wie die Prinzessin von Eboli, ein eifersüchtiger Ehemann von hohem Range, düstere Mönche: das waren meine Figuren. Schiller's „Don Carlos“ lieb freundlich Farbe und Sprache, in einer Scene zwischen Pombal und dem Könige wiederholte sich das erste Gespräch zwischen Posa und Don Philipp. Nicht ein einziges Blatt besitze ich mehr von dem Schauspiel, kaum daß ich mich noch eines Dugends seiner Jamben entsinne; aber ich glaube heute, wie ich damals glaubte, daß es trotz seiner geringen Originalität keine ganz verwerfliche Arbeit war. Es hatte den großen dramatischen Vorzug, daß es sich schnell hintereinander, nur drei Tage umfassend, abspielte und innerhalb der Acte keinen Decorationswechsel eintreten ließ. Wahrscheinlich würde mir jetzt mein Held Pombal als eine schwächliche und traurige Nachahmung Posa's keine Freude bereiten, allein die Folgerichtigkeit und Schärfe in der Zeichnung des einen Jesuiten imponirten mir vielleicht, wenn auch nur als die Zeichnung eines zwanzigjährigen Menschen.

Auf die Bühne des Schauspielhauses kam mein Schauspiel nicht. Mit einem höflichen, „das Talent des Dichters“ anerkennenden Schreiben erhielt ich mein Manuscript zurück, doch erwarb es mir die Freundschaft einer begabten, verständigen Schauspielerin, die ach! zu früh für die Kunst und unsere Freundschaft aus der Welt scheiden sollte. Den Namen Bertha Unzelmann las ich zum ersten Male in einer Recension, die der lange Saß, einer aus der Hippel'schen Tafelrunde, über die Aufführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Maria Magdalena“ auf dem Leipziger Stadt-

theater geschrieben hatte. Mit warmem Lobe bedachte er die Darstellung der Künstlerin, die ich bald nachher in unserm Schauspielhause sah. Am 17. Mai 1847 trat sie hier als „Valentine“ in Gustav Freytag's gleichnamigem Schauspiel auf. Dichtung und Künstlerin waren uns Allen neu, mein junges Herz erfüllten sie mit schwärmender Bewunderung, die sich in verzückten Versen ausströmte. Wieder war der „Berliner Figaro“ so gütig sie abzubilden und mit einem Blumenstrauß wanderten sie zu Bertha Unzelmann. Schwerlich würden sie Gnade vor ihren Augen gefunden haben, hätte sie Gustav Freytag, der zu der Aufführung seines Stückes von Leipzig herübergekommen war, nicht gelobt. So aber vermittelten Blumen und Verse eine Bekanntschaft, die sich fester knüpfte, als ich ihr mein Schauspiel, diesen guten Wechsel auf die Unsterblichkeit, mittheilte. Bertha Unzelmann war die Tochter einer wunderschönen, vielbeliebten Berliner Schauspielerin, die in zweiter Ehe einen Beamten des Finanzministeriums Werner geheirathet hatte; ich habe sie nur in sogenannten Mütterrollen, voll Anstand, Würde und Herzlichkeit auf der Bühne kennen gelernt, ein mittleres Talent, das niemals anstieß, aber auch niemals übertraf. Ihrem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder geboren, und in dem Hause in der Puttkamerstraße, wo Bertha Unzelmann bei ihren Eltern wohnte, herrschte ein heiteres, geistig angeregtes Leben. Es hieß, daß Bertha Unzelmann hauptsächlich auf Antrieb ihres Stiefvaters, der ihre ungewöhnliche schauspielerische Begabung erkannt und ausgebildet, zur Bühne gegangen sei. Von der Natur indessen war sie mit äußeren Mitteln nicht allzureich ausgestattet: die Mutter war immer noch schöner als die Tochter, und wenn ihre Stimme weniger Seele hatte als die Bertha's, so war sie dafür um so voller und kräftiger. Die Tochter kämpfte beinahe beständig mit einem Halsleiden, und nur ihre Jugend und ihre Energie ermöglichten ihr die Ausübung ihrer Kunst. Denen, die sie nicht gesehen, den sanften und ruhigen Reiz ihres Spiels beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen: er lag ganz und gar in der Mischung von Anmuth und Klugheit, von wägendem Verstande und verhaltener Leidenschaft. Was sie that und sagte, im Hause wie auf der Bühne, war immer angemessen und liebenswürdig, immer durchleuchtet von dem Schimmer einer edlen Seele, immer nachjitternd von dem Schlage eines feurigen Herzens, aber bis zur hinreißenden Wirkung auf die Masse des Publikums reichte die Kraft doch nicht aus und auch nicht die Erscheinung. Schlank und blond, mit schweremüthigen Augen, hatte Bertha Unzelmann ein fein geschnittenes Gesicht, aber keins, das sich in der Beleuchtung der Bühne siegreich behauptet und den Zuschauern einprägt. „Ein Apler in einem Gazekäfig“ — so, wie Voltaire Frau von Epinay genannt hat, schwebt sie mir jetzt vor. Der Geist und das Herz waren zu groß und zu mächtig für die dünne leibliche Hülle. Schon im Jahre 1849 verließ sie mit ihrem Verlobten dem bekannten Heldenspieler Joseph Wagner, die Berliner Bühne: verheirathet haben

Beide einige Jahre zusammen im Burgtheater zu Wien gespielt; sie, soviel ich später erfahren, ohne lebendigeren Erfolg, bald von der tödtlichen Krankheit aus ihrer Kunst herausgedrängt. 1858 ist sie gestorben, klanglos beinahe, Titus Ulrich und ich haben ihr damals einen kurzen Nachruf gewidmet, aber im Reiche Melpomene's hat sie keine leuchtende Spur hinterlassen.

Eine desto leuchtendere in meiner Erinnerung. Wenn ich durch die stille Puttkamerstraße an dem Hause vorübergehe, wo sie gewohnt hat, so mache ich heimlich das Zeichen des Segnens nach dem Fenster hinauf, wo wir so oft nebeneinander gestanden. Wie könnt' ich den stillen Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, ihrer holden Sinnigkeit auf mein Gemüth und meine Bildung jemals vergessen, die vielfachen und doch nicht in Worten auszudrückenden Anregungen, die Erziehung zum Guten und Schönen! Jahre lang, nachdem wir durch ihre Verheirathung und ihre Entfernung nach Wien auseinander gekommen waren, ist sie mir etwas wie jene heilige Agathe in der Bildergalerie zu Bologna geblieben, vor der sich Goethe gelobte, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte. Ein letzter Nachklang von ihr lebt in der Heldin meines ersten Romans „*Vanitas*“, den ich 1860 geschrieben: Diana am Clavier ist sie, den Namen Diana borgte sie von Walter Scott's Diana Vernon, meinem Lieblinge von frühester Jugend her. Sie hat mir während unsers Verkehrs zwei Bücher in die Hand gegeben, ohne die ich vielleicht doch, trotzdem Anlage und Schicksal mich darauf hinwiesen, kein Schriftsteller geworden wäre: Stifter's „*Studien*“ und Titus Ulrich's „*Hohes Lied*“. Die Naturschilderungen meiner ganzen ersten Periode stehen im Banne Stifter's: ich sah mit seinen Augen, ich hörte mit seinem Ohr. Tieck's Waldeinsamkeit und mondbeglänzte Zaubernacht, die zu finden mein Gemüth mich in den Thiergarten auf einsamen Wanderungen hinaustrieb, waren im „*Hochwald*“, in der „*Narrenburg*“ gleichsam aus dem Verschwimmenden und Dämmernden der bloßen Vorstellung in eine bestimmte Landschaft mit den verschiedensten Zügen und Einzelheiten der Wirklichkeit hinübergerettet. Mich entzückte ebenso sehr die Feinheit und Genauigkeit der Stifter'schen Detailmalerei, wie ihr farbiger Glanz; seine Kenntniß der Bäume und Gräser, der Vögel und Insecten, der Blumen und der Sterne eben so sehr, wie die Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung. Völlige Herrschaft indessen gewannen die „*Studien*“ erst einige Jahre später über mich, als ich in der Dresdener Galerie die Meisterwerke Ruysdael's und Everdingen's und draußen im Freien, in den Thälern, Schluchten und Bergen der sächsischen Schweiz, in dem breiten Strome eine stolzere und mannigfaltigere Landschaft kennen lernte und nun Bild, Schilderung und Wirklichkeit im harmonischen Zusammenklang für mich in eins verschmolzen.

Zunächst übte das „*Hohes Lied*“ die stürmischere Wirkung. In gedankenreichen, wohl lautenden Versen athmeten hier Wunsch und Sehnsucht

nach einer idealischen Freiheit. Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährbare und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn: „Hoch, flattere hoch mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht, sei's einem Pilgerzuge durch's letzte Grau der Nacht! In's heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal — dort glänzt der großen Zukunft alleinziges Ideal!“ Gewiß — es giebt nichts Unwirklicheres als dieses „heilige Land“, als diese Begeisterung in's Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber wir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen, und bis zuletzt werden diese Verse meines Lebens und Strebens Inhalt in einem verklärten Ausdruck, wenigstens für mich, zusammenfassen. Persönlich bin ich damals Titus Ulrich nicht nahe getreten, allein im Geiste war ich sein eifrigster Jünger. Eine ganze Anzahl Gedichte schrieb ich frei nach dem „Hohen Liebe“ und berauschte mich und die Freunde an ihrem „Tiefinn“ und ihrem Trompetenklang. Später, als sie längst in Flammen aufgegangen waren, kam ich einmal mit Karl Gutzkow in ein Gespräch über unsere damals neueste Lyrik: Anarant, Was sich der Wald erzählt — und wie die andern Marzipangebichte, die auf keinem Geburtstag- oder Weihnachtstische fehlen durften, hießen. Vereint machten wir uns darüber lustig, und er entwarf in scharfen Zügen ein Bild der lyrischen Poesie, wie sie in unserm Zeitalter sein sollte: nicht Gefühlstänzelei und Wortgeklimper, sondern Geistes- und Gedankendichtung, so daß ich an meine Nachahmungen Titus Ulrich's gedachte und eins meiner Gedichte, das mir noch im Gedächtniß geblieben war, recitirte. „Von Dir?“ fragte Gutzkow und strich sich mit zwinkernben Augen den Bart. „Gedankenvoll ist es schon, aber noch mehr langweilig. Schreib' Du Prosa, da klingt Alles bei Dir noch einmal so natürlich.“ Seitdem hab' ich es endgültig aufgegeben, in die Lyrik hineinzupfuschen.

In diesem Verkehr, über diesen Studien und Versuchen, die alle von dem nächsten Ziele, dem Abiturienten-Examen, abfahen und in die Ferne, von der Wissenschaft in die Dichtung hineintrahteten, brach das tolle Jahr an. Nicht nur die Natur, auch die Menschheit weckte jener Frühling aus einem langen Winterschlaf. Eine allgemeine Erneuerung stand bevor: der Staaten, der Sitten, der Künste. Lebhafter floß das Blut auch des Trägsten, wie in einem Rausch zogen Alle die Straßen auf und ab. Selbst die, welche die Bewegung im Innersten verabscheuten, wurden wie der König Friedrich Wilhelm IV. von ihrer unwiderstehlichen Strömung in den ersten Tagen mit fortgerissen; sie gaben es auf, sie zu bändigen, und die Ehrgeizigen unter ihnen strebten danach, sich an ihre Spitze zu stellen. Schöner, als wir sie uns ausgemalt, war die Freiheit aus den Rausch- und

Feuerwolken einer blutigen, aber kampffrohen und todesmuthigen Nacht hervorgetreten an einem strahlenden Sonntagmorgen, Alle bekannten sich zu ihr, Niemand weigerte ihr die Huldigung. Im Schauspielhause erschienen die königlichen Schauspieler, als sie am Dienstag den 21. März „Nathan den Weisen“ aufführten, mit schwarzrothgoldenen Kokarden an ihren Gewändern. Aus ihrer Werkstatt und ihren Läden stiegen die Kleinbürger, von unsern Büchern, aus den engen Schulzimmern wir Jungen auf die Straße hinaus. Kranzler's Ecke, die Volksversammlungen, die Rottirungen erst im Kastanienwäldchen vor der Singakademie und dann auf dem Gendarmenmarkte bei der deutschen Kirche vor dem Schauspielhause — den beiden Häusern, in denen nach einander die National-Versammlung tagte — der politische Club in jenen Räumen, die jetzt nach seltsamen Wandlungen das Concerthaus in der Leipzigerstraße geworden sind — wurden auch für mein Leben bestimmende Momente. Was wir Jünglinge im letzten Grunde verlangten? Wer von uns hätte darauf antworten oder gar ein radikales Programm darüber aufstellen können! Wir wollten Alles und Nichts, eine neue Welt, ein goldenes Zeitalter. Ein constitutionelles Königthum, eine deutsche Republik, die gemüthliche Anarchie, Demokratie, freie Liebe und Proudhon's „Eigenthum ist Diebstahl“ — wir hörten all die Schlagworte der Zeit, aber ich möchte nicht behaupten, daß wir mit einem einzigen eine klare Vorstellung verbunden, daß wir uns auf ein einziges eingeschworen hätten. Ihr Zusammenklang wirkte bacchantisch auf uns; etwas Namenloses und Zielloses war in der Jugend und in den Massen entfesselt worden und tobte sich mit elementarer Gewalt aus. Grade der Mangel jedes zweckbewußten politischen Gedankens und jedes Streberthums macht die Bewegung jener Frühlings- und Sommertage für mich heute noch so unbeschreiblich schön und so unbeschreiblich thöricht. Zu nichts Besserem als zu einem herrlichen Feuerwerke wurde eine unermessliche Kraft verpufft. Diejenigen, die es nicht gesehen haben, mögen mit Recht gegen die großen Kinder eifern, die ein Vermögen in Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln verknallten; für uns aber, die wir nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler dabei waren, hat es nie wieder ein ähnliches Schauspiel, einen ähnlichen Himmelsflug zum Ideal gegeben. Wie hätte ein Dichter, und als solcher fühle ich mich zweifelsohne, diesen Sturm und Drang, ohne ihn im Gedicht festzuhalten, vorüberbrausen lassen können! Lyrisch-epische Gedichte, bald an Barbarossa im Kyffhäuser, bald an Thomas Münzer und den Bauernkrieg anknüpfend, entstanden; heute wurde die rothe Fahne und morgen Catilina's Tod besungen. Der leidenschaftlich schwüle Hauch, der mich aus Louise Aston's „Wilbe Rosen“ angeweht — Rosen, so glühend und so abenteuerlich, wie sie kein deutscher Frühling wieder gezeitigt hat — ließ auch in meiner Phantasie seltsame Knospen aufspringen, die eine und die andere entfalteten sich in ihrer ganzen Pracht und Tollheit im „Figaro“, der für mich so gefällig war, wie nur je der echte Figaro für den Grafen Almariva.

Leider weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, ob er meine Gedichte druckte, weil sie ihm so bedeutend erschienen wie mir, oder weil sie ihm nichts kosteten. Als erfahrener und längst entnützter Journalist glaube ich das Letzte; sie waren meist sechs Fuß lang und füllten eine größere Grube, als die kleinen Notizen, die er sich mühsam zusammensuchen mußte. Auch ein Drama ward in wenigen Wochen geschrieben; lebten und handelten wir doch Alle wie im Fieber, ging doch unser Puls noch einmal so schnell wie früher! Der Titel zeigt schon seinen Inhalt an: „Wappen und Gold“ hieß es und spielte in einem phantastischen italienischen Herzogthume. Es war in Prosa geschrieben, wieder straff und knapp geordnet, das Zeitmaß weniger Tage nicht überschreitend, schärfer und lebendiger in der Charakteristik als „Bombal“, mit einer bedeutsam hervorspringenden Frauengestalt, einer Sängerin, die natürlich für Bertha Unzelmann bestimmt war, aber unwahrscheinlich in seiner Fabel und zu rhetorisch in seiner Sprache. Den Freunden freilich gefiel sie, und aus dem Gesichtswinkel der politischen Romantik betrachtet, mochte sich das Ganze stattlich ausnehmen; ob es das Licht der Lampen ertragen hätte? Diese Frage zu stellen, ersparte mir vermuthlich ein freundliches Geschick.

Während mir die heiß bestürmte Pforte des Theaters verschlossen blieb, öffnete sich mir die des Journalismus beinahe ohne mein Anklopfen. Im Herbst des tollen Jahres gehörte ich zu den Mitbegründern einer Zeitung. Unter den Frauen, die den demokratischen Club besuchten, rothe Federn an den Hüten, befand sich auch Louise Aston. Sie war aus Schleswig-Holstein bei der Auflösung der Freischaaaren, die Wrangel als ein Hinderniß seiner Kriegsführung bezeichnete, nach Berlin gekommen. Wer mich ihr vorstellte und bei welcher Gelegenheit, ist meinem Gedächtniß entschwunden; es war im September 1848. Wir sind rasch gute Kameraden geworden. Sie war eine auffallend schöne Erscheinung, feingliedrig, mit dem lieblichsten Munde, mit dunkelbraunen Haaren und dunklen Augen, die zwischen Melancholie und Lust hinschmachteten, aus Sinnlichkeit und Diafonisenthum gemischt. Sie hat bekanntlich später einen Arzt geheirathet, und während des Krimkrieges wurde erzählt, daß sie sich in den russischen Lazarethen als hülfreiche Krankenpflegerin bewährt habe. Möglich, daß es nur eine Sage war, aber sie war aus dem Wesen Louissens heraus erfunden. Darin täuschte sie den Bewunderer ihrer Gedichte nicht, daß sie leidenschaftlich und waghalsig wie diese, immer im Feuer und zu jedem Abenteuer geneigt war. Tief und reich war ihre Unterhaltung nicht, der Kreis ihrer Bildung beschränkt, allein ihre sprühende Lebhaftigkeit, das Gefunkel ihrer ganzen Persönlichkeit verhüllte alle Mängel und entzückte mich stets von Neuem. Sie wohnte in dem engbrüstigen Hause der Französischen Straße, das die Nummer 22 trägt und heute wie damals im hohen Erdgeschoß die berühmte Gasse'sche Weißbierstube enthält, im zweiten Stock, in niedrigen, für eine emancipirte Dame lauszig und behaglich eingerichteten Zimmern.

Hier ist „Der Freischärler“ begründet worden, kurz vor dem Einzug der Truppen in Berlin und der Verbannung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Hirsemenzel, der später in der Advocatur der Hauptstadt eine Rolle spielen sollte, und ich waren die Taufpaten und die Hauptmitarbeiter des „rothen“ Blattes. Noch unter dem Belagerungszustande habe ich zwei freche Artikel, Revolutionslyrik in Prosa, dafür geschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Niemand, außer uns Dreien — Louise, Hirsemenzel und mir — gelesen, denn Abonnenten hatten wir schwerlich. Auf einen Wink der Polizei verließ Louise Aston um die Mitte des November Berlin, und ich habe sie nur noch einmal auf eine flüchtige Stunde im März 1849, als sie heimlich in die Hauptstadt gekommen war, wieder gesehen. Lange habe ich eine Locke ihres braunen Haares, die sie mir damals, wo wir ahnungsvoll Abschied auf immer nahmen, schenkte, in treuem Gedenken bewahrt; jezt finde ich sie nicht mehr, so wenig wie ein Blatt von dem „Freischärler“ und ihren „Wilden Rosen.“ Ach, wie so bald verlieren sich Locken und Bänder, Weichen und Liebesbriefe und mit ihnen Jugend und Hoffnung, Freiheit und Ruhm! Aber auf der andern Seite ist es gut, daß die Blüthe verweht, wenn ihr Duft dahin ist.

Das Jahr 1849 war für uns Alle ein furchtbarer Himmelssturz: Ungarn lag gebändigt am Boden, in Dresden, in Baden und in der Pfalz wurde der Aufstand mit geringer Mühe niedergeworfen, die Italiener hatten die Schlacht bei Novara verloren, im Elysée-Palast zu Paris setzte sich Louis Napoleon als Präsident fest, eine dumpe schwere Wolke, die zehn Jahre auf uns lasten sollte, lagerte sich über Deutschland. Auf einer großen Landpartie begrub die liberale Partei in Berlin ihre Hoffnungen. Nach der Auflösung der zweiten Kammer und der Ablehnung der Kaiserkrone, im Ausgang des April, hatten die Liberalen beschlossen, sich nicht mehr bei den Neuwahlen zu betheiligen, und am Wahltage zogen sie in dichten Schaaren zu allen Thoren hinaus. Wir aus der Friedrichstraße nach den Bickelsbergen, im rechten Galgenhumor. Die wildesten Reden wurden draußen unter den Kiefern gehalten und auf den Untergang der schönsten Welt unzählige Bierseidel geleert, aber uns Allen war trübe um's Herz. Gar Viele mochten mit mir in dem allgemeinen Himmelssturz den eigenen schmerzlich empfinden. Was hatte mir all' mein Ringen und Dichten genutzt? Vier Schauspiele, Hunderte von Gedichten in allen Tonarten — welcher Aufwand von Mühe, Arbeit und schlaflos hingebachten Nächten, und wozu, wofür? Jeder, der diese Sachen gelesen, unbestochene, strenge Beurtheiler, wie wohlwollende Freunde, hatte Feuer, Kraft und Talent darin entdeckt; allein keine Bühne zeigte sich bereit, meine Stücke aufzuführen, kein Buchhändler, meine Gedichte in einem stattlichen Bande herauszugeben. Schmählich waren meine Aussichten auf Dichterruhm und Dichtersold betrogen worden, und unter dem Druck dieses Mißerfolges erschien mir mein ganzes Treiben und Streben nichtig und kindisch. Ich trat in das

Alter, wo man sich zu fragen pflegt: Was soll aus Dir werden? Welche Zukunft schwebt Dir vor? Bei meiner Mittellofigkeit konnte mir die Wahl nicht schwer fallen. Zu einem Theologen hatte ich keinen Tropfen Blut in meinen Adern, so blieb mir der Lehrerstand als die einzige Möglichkeit einer geordneten und gebildeten Existenz. Mit einem Eifer, als hätte ich ein Unrecht gegen die Wissenschaft zu sühnen, stürzte ich mich in die Studien. Ich versäumte kein Collegium, ich war der fleißigste Besucher des Lesesaales in der Bibliothek. Spärlich floß die Quelle der Dichtung, es war, als hätte der aufgewirbelte Staub schweinsleberner Folianten sie getrübt und eingetrocknet. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkt meiner Arbeiten, Ranke und der früh verstorbene Guhl, dem wir das lehrreiche, anregende und zugleich unterhaltende Buch „Künstlerbriefe“ verdanken, Gothe und Werder wurden meine Lehrer und unwillkürlich meine Vorbilder. Nicht bloß die Dichtung führte also auf den Parnass, wie ich bisher geglaubt, auch die Wissenschaft leitete zu seinem Gipfel empor. Ich machte etwas wie die Umkehr Schiller's durch. Aus einem Dichter wollte ich ein Historiker werden. In seiner Vollkraft strömte damals Ranke gleichsam von Ideen, Einfällen und Anregungen über; man konnte nicht zu seinen Füßen sitzen, ohne von einem Hauche seines Geistes berührt, von seinem Glanze umschimmert zu werden; nicht in seinen Büchern lesen, ohne ein Zucken im eigenen Herzen zu empfinden. Diese ernsten und herben Freuden der Wissenschaft waren übrigens die einzigen, die ich während meiner Studentenzeit genoß. Um eine andere Universität als die Berliner zu besuchen, war ich zu arm; durch mühseliges Ertheilen von Privatstunden erwarb ich mir über das Nothwendige hinaus ein kleines Taschengeld, um nicht völlig auf den Besuch des Theaters und der Spargnapani'schen Conditorei unter den Linden verzichten zu müssen. Ueber der Stadt, jede freiere Regung unterdrückend, schaltete die Pascha-Willkür Hindelsden's, alle Schichten des Volkes zersetzte das nichtswürdige Denunciantenthum, frech erhobenen Hauptes schritt es in den Hallen der Universität umher. Wohl hatte ich Freunde und erlebte manch kleines Abenteuer und manchen lustigen Abend, aber im Vergleich zu den Entzückungen der vergangenen Jahre dünkten sie mich farblos und duftlos. Noch einmal wagte es der Poet in mir, den harten Druck und die noch bitterer empfundene Nüchternheit meiner Lage abzuschütteln. Heinrich Laube, der eben ernannte neue Director des Burgtheaters in Wien, hatte bald nach dem Antritt seiner Stellung im Jahre 1850 ein Preisauschreiben für das beste Lustspiel erlassen. Auch ich theilte mich bei dem Wettkampf. Die Handlung der Komödie „Wie im goldenen Zeitalter“ war nicht ungeschickt erfunden, nur daß sie nicht in irgend einer Wirklichkeit, sondern in einem Operettenreiche spielte; die Figuren hoben sich nicht übel von einander ab, doch waren sie viel zu einseitig auf das Symbolische gestimmt, um als echte humoristische Charaktere wirken zu können. Die Absicht ging dahin, die sich bekämpfenden politischen und ge-

gesellschaftlichen Mächte am Vorabend der großen Revolution in freier Phantastik — halb unbewußt mochten mir die Tieck'schen Märchenkomödien voranschweben — zu schildern. Daß die Preisrichter über das wunderliche Werk, so bühnengemäß es sich äußerlich stellte, ohne Verwandlungen und ohne Zeitsprünge, den Kopf geschüttelt haben, begreife ich vollkommen; allein ihr Beschluß, es nicht einmal einer ehrenvollen Erwähnung zu würdigen, war für mich der Tropfen, der den Becher meines Unmuths und meiner Kümmernisse überlaufen ließ. An einem Winterabende des Jahres 1851 verbrannte ich meine sämtlichen Manuscripte; nur Weniges, was zufällig im Besitz der Freunde war, wurde gerettet und ist wieder zu mir zurückgekehrt, ein oder zwei Duzend Gedichte und das „tiefsinnige“ Trauerspiel „Wappen und Gold“. Merkwürdig, daß diese beiden Gegenstände noch heute sich bekämpfend die Welt regieren; Keiner von uns hätte in der Maienblüthe von 1848 dem „Wappen“ eine solche Widerstandskraft und Lebenszähigkeit zugetraut.

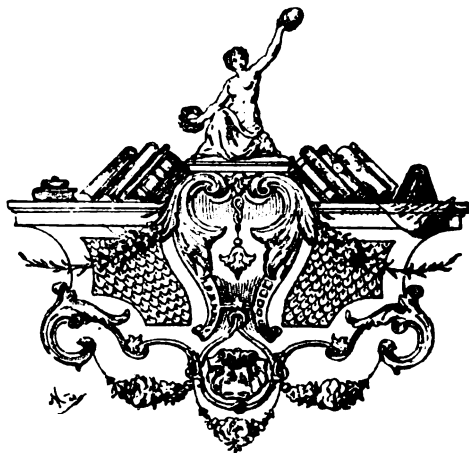
So war es denn entschieden und den Mäusen der Abschied gegeben. Ohne rechts oder links zu blicken, küßelte ich zwei Jahre, bestand das Doctor- und das Oberlehrer-Examen und absolvirte mein Probejahr auf derselben Dorotheenstädtischen und Friedrichstädtischen Realschule, von der ich ausgegangen war, unter dem Directorat des alten Kreck. Täglich begegnete ich auf den Treppen und in den Corridoren des Schulgebäudes dem verehrten Lehrer und Freunde Köppen, als Leid- und Schicksalsgenossen drückten wir uns die Hände — mit einem Druck, in dem sich die völlige Enttäuschung und die hoffnungslose Entsagung ausdrückten. Dahin war der Geist und die Freiheit, das Phlegma und die Philisterhaftigkeit waren geblieben. Aller Politik und Revolutionschwärmerei müde, hatte sich Köppen den Buddhistischen Studien zugewandt und trieb sie mit dem Eifer und der Geheimnißkrämerei eines Alchimisten. Erst bei dem Erscheinen seines Buches „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung“, im Jahre 1857, erfuhr ich, was ihn so andauernd und so mächtig beschäftigt hatte. Durch die neueren, immer fortschreitenden Forschungen und noch mehr durch das Meisterwerk Hermann Oldenberg's „Buddha“ ist Köppen's Schrift in den Schatten gedrängt worden; um auf ein größeres Publikum zu wirken, fehlte ihr die Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber er geizte nicht nach literarischem Ruhme; er suchte in dem Buddhismus eine Art Trost und Beruhigung für die Enttäuschungen des Leben, etwas wie ein letztes Asyl des freien Geistes gegen die Mudelei der Reaction. Daß aus dem Atheismus und Nihilismus des Buddha sich die formen-, gebets- und heiligenreichste Religion entwickelt hat, reizte eben so sehr seine Phantasie wie seine Ironie: ein Mann, der die Menschheit von den Göttern befreien wollte, endete damit, selber für Hunderte von Millionen zum Gott zu werden. Ich habe stets gedacht, daß er mich damals 1853 für zu jung gehalten hat, um die Weihe dieser Mysterien zu empfangen: einem

andern Manne war es bestimmt, meinem Leben damals die entscheidende Wendung zu geben.

In demselben Hause mit mir, in der Friedrichstraße, wohnte die Buchhändlerfamilie Simon: eine Wittwe, eine liebenswürdige, gute und heitere Frau, mit vier Kindern. Ihr verstorbener Mann hatte mit dem bekannten Antiquar Asher, der dem Britischen Museum so manchen seiner bibliographischen Schätze verschafft hat, die noch heute bestehende angesehenen Buchhandlung A. Asher u. C. unter den Linden begründet. In inniger Anhänglichkeit schloß sich der älteste Sohn Heinrich an mich an. Er war Buchhändlergehilfe, und unser Gespräch drehte sich oft genug um die neuesten Erscheinungen, um den Inhalt der literarischen und belletristischen Zeitschriften. Zwei von ihnen gefielen uns besonders: Gukow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und das „Bremer Sonntagsblatt“. Eine hingeworfene Aeußerung Heinrich's: warum ich denn nie etwas für diese Blätter schriebe? ermunterte mich zu einem Versuche. Aus dem Kreise historischer Dinge, mit denen ich von meiner Doctorbissertation — „über die ersten Geschichtschreiber der sicilischen Vesper“ — her vertraut war, entnahm ich die Stoffe zu einigen kleinen Skizzen, über Manfred's Tod bei Benevent, über eine merkwürdige Frau Macalba von Lentini, die in dem sicilischen Aufstand eine Rolle gespielt, und schickte sie ohne große Erwartungen den Redactionen zu. Beide antworteten umgehend und drückten den Wunsch nach weiteren Mittheilungen aus, Gukow in einem Briefe, der mir die Röthe des Stolzes in die Wangen trieb. Es war im Sommer 1853, daß ich in einem so bescheidenen Aufzuge in die deutsche Literatur eintrat, nicht als strahlender vielumjubelterer Dichter, sondern als Handwerksburche des Journalismus, der die Spuren einer mühseligen Wanderung innen und außen trug.

Neue Sendungen erfuhren dieselbe freundliche Aufnahme, mit Gukow knüpfte sich ein lebhafterer Briefwechsel an. Als er im März des Jahres 1854 eine Woche in Berlin zubrachte, sah ich ihn zum ersten Male. Er wohnte im Hôtel de Rome. Ein Mann in der Kraft des Lebens, von gedrungenen Gestalt, an jenem Tage mit einem geistvollen Lächeln und einem Schimmer des Glückes auf den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, die Augen graublau, durchdringend, der Kopf von dichtem Blondhaar umgeben, energischen Ganges, in lebhafter Rede, trat mir entgegen. Daß er etwas auf sich hielt und das Bewußtsein seiner Bedeutung und seines Ruhmes hatte, zog mich im ersten Augenblick an: ich habe die Leisetreter nie leiden mögen, die immer darauf warten, daß der Andere sich in Huldigungen erschöpfe. Gukow war, trotz einer leisen Neigung zum Schauspielerischen in seiner Kleidung, Haltung und Geberde, ein ganzer Mann, der Achtung einflößte, nicht nur für sich, sondern auch für seinen Beruf. Ich wußte, aus welchen Kleinbürgerlichen Verhältnissen er hervorgegangen war — mit Auerbach hätte ich sagen können, daß in der Dorotheenstraße die Sage von

Gutzkow ging; was er erreicht hatte, sollte es mir zu erklimmen und zu erobern unmöglich sein? Ob der Gedanke, der mich durchzuckte, in meinen Reden einen verschleierte Ausdruck gewann, ob ihn Gutzkow mit seinem unvergleichlichen Spürsinn in meinem Athem witterte — ich weiß es jetzt nicht mehr zu sagen. Aber ich merkte, daß mein Wesen ihm wohlgefiel, daß meine Bestimmtheit und mein Wissen ihm imponirten. Er bat mich, seinem Blatte treu zu bleiben, und lud mich ein, ihn während des Sommers in Dresden zu besuchen. Unser Gespräch hatte wohl eine Stunde gedauert, mit einem langen Handdruck schieden wir von einander. Dieser Handschlag besiegelte unsere Freundschaft und mein Schicksal. Als ich tief aufathmend, im Nachklang des eben Vernommenen, unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit, die Linden zum Brandenburger Thore entlang wanderte, reifte der Entschluß in mir, nur der Literatur zu leben, in ihr mein Glück und meinen Beruf zu suchen. Es war einzig eine Frage der Zeit für mich, wann ich die Fesseln des Magisterthums abstreifen würde. Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitt keinen höheren Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.





Karl Frenzel.

Ein literarischer Essay.

Von

Hudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Bei dem Wechsel und Wandel der kritischen Meinungen, bei dem Austausch neuer Richtungen, bei dem oft stürmischen Gebahren der Vertreter solcher Neuerung und der Verwirrung, die aus der Mischung des Alten und Neuen hervorgeht, ist es von hohem Werth, wenn ein Kunstrichter von kritischer Einsicht und geläutertem Geschmack, wandellos und fest auf seinem Platze steht, eine sichere Leuchte über den schaumsprihenden Wogen der Brandung. Solche Bedeutung darf Karl Frenzel in Anspruch nehmen, der wohl jetzt mit Recht als der Senior der Berliner Kritik betrachtet wird und der seit Jahrzehnten im Feuilleton der Nationalzeitung das entscheidende Wort über die neuen Erzeugnisse des Buchhandels und der Bühne spricht. Unbequem freilich ist solche Autorität, und oft genug wandte sich die Rebellion der Stürmer und Dränger gegen dieselbe; doch sie bewiesen damit nur die Machtstellung des Kritikers. Und bei der Zerfahrenheit der literarischen Zustände giebt ja das Ansehen, das ein gewichtiges und berechtigtes kritisches Wort genießt, allein einen festen Halt.

Karl Frenzel ist aber nicht bloß ein maßgebender Kritiker. Er hat Essays und Portraits von ansprechender Fassung und scharfer Zeichnung geschrieben; er hat in zahlreichen, leider nur zum Theil gesammelten Aufsätzen oft die geistvollsten Schlaglichter auf die politische Weltlage und die Culturzustände der Gegenwart fallen lassen; er ist vor Allem ein Roman-dichter, der in seinen modernen Erzählungen Feinheit und Tiefe der Auffassung, in seinen geschichtlichen den Scharfblick des geschulten Historikers bewährt.

Frenzel ist ein Berliner wie Karl Gutzkow, derjenige der zeitgenössischen Autoren, an den er sich auf's engste angeschlossen und der besonders seinen jugendlichen Bestrebungen als Muster vorleuchtete. Geboren in Berlin am 16. December 1827, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und dann die Universität, wo ihn Boedth in die Alterthumskunde einweihte, Gotho mit der Hegel'schen Aesthetik vertraut machte und Ranke in die Geschichte der Neuzeit einführte. Im Jahre 1852 promovirte er und ertheilte dann Unterricht an höheren Schulen Berlins. Gutzkow, der damals die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ herausgab, zog ihn hinüber auf das literarische Gebiet: er wurde ein fleißiger Mitarbeiter dieses Blattes. Seit dem Jahre 1862 redigirt er bis auf den heutigen Tag das Feuilleton der Nationalzeitung.

Der Kritiker Karl Frenzel verleugnet nicht die Bildungsschule, die er durchgemacht hat, und ein wenig spricht bei ihm wie bei Gutzkow auch das Naturell des Berliner's mit. Den größten Einfluß auf seine Darstellungsweise hat offenbar Leopold Ranke ausgeübt: er hat wie erwähnt nicht nur zu Füßen dieses Meisters neuer Geschichtschreibung geknien, er hat seine Doctorbissertation über die Quellschriftsteller der Sicilianischen Vesper geschrieben, also auf jenem Gebiete kritischer Geschichtsforschung, welches Rankes eigenste Domäne ist, sich die ersten wissenschaftlichen Spuren verdient; er hat vor Allem dem großen Historiker die feinspürige Darlegung der inneren Zusammenhänge auf geschichtlichem und literarischem Gebiete und einen kühlen, von jedem tendenziösen Pulschlag freien Ton abgelernt. Wir haben jedoch Karl Frenzel nicht bloß als Kritiker, sondern auch als Essayisten zu betrachten. Es giebt oberflächliche Kritiker, die unfähig sind, einen Essay zu schreiben. Die Kritik ist grausam, der Essay ist liebenswürdig. Die Kritik schneidet Zweige und Aeste ab und fällt oft den Stamm; der Essay schneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für seinen erfrischenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt, der Essay der Biene, welche sich nur Honig aus dem Kelche holt. Doch während die Kritik sich oft in das Detail verliert, behauptet der Essay stets seinen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umschau mit Vergleichen und Parallelen. Der Essay hat immer einen stark subjectiven Zug; er giebt uns nicht bloß das Bild des Dargestellten, sondern auch das Bild des Darstellers; darum muß das letztere selbst interessante Züge haben, wenn uns das erstere fesseln soll. Wissenschaftliche Gründlichkeit verlangt der Essay nicht; er steht eben an der Grenze der Wissenschaft, er hat in seiner freien Bewegung alles Gemeinsames mit künstlerischer Production. Frenzel hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung freier Bewegung ist; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Andern des Stoffes entgeht, Selbständigkeit und Originalität der Auffassung und des Urtheils, einen eleganten, graziösen Stil voll Leben und

Esprit, den scharfen Blick für das Wesentliche. Wie Frenzel selbst über den Essay denkt, das spricht er in seiner Charakteristik Macaulay's in den „Bildern und Büsten“ aus; er nennt den englischen Historiker den Schöpfer dieser Kunstform in England. „Es gehörte eben dazu sein eigenthümliches malerisches Talent. Den Fleiß, der zur Erforschung einer Zeitperiode, die Kenntniß des Herzens, die zur Ergänzung eines bedeutenden Charakters nöthig ist, hatten andere besessen. Einige vereinigten mit diesen Vorzügen auch die Gaben einer leichten und gefälligen Darstellung; doch jener künstlerische, individuelle Zug fehlte, der allein jegliche Arbeit zu einem Kunstwerk zu stempeln vermag. Es war und giebt viele Portraitmaler, aber doch nur einen Van Dyck. Wenn einer, so darf Macaulay den Namen seines Nachfolgers beanspruchen. Er hat als Grundregel des Essay das Malerische in ihm aufgestellt. Er soll keine Abhandlung und kein bloßer Schattenriß eines Menschen, er soll ein Bild sein. Nicht die Totenmaske des Helden, auch sein Kleid, seine Umgebung ist dazu nothwendig. Neben dem eigenen Wesen, das in ihm zur Erscheinung kommt, spiegelt sich in jedem hervorragenden Menschen zugleich seine Zeit. Je inniger und lebensvoller der Essayist diese Züge erfäßt, je schärfer und deutlicher er sie an's Licht zu setzen weiß, um so mehr nähert er sich dem Ideal.

Es wäre zu weit gegangen, wollte man Macaulay nun den Ruhm zusprechen, es erreicht zu haben. Seine Ideenarmuth und Leidenschaftlosigkeit verhinderten ihn, in die Tiefen der Dinge und die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu dringen.“

Diese Leidenschaftlosigkeit hat man nun freilich dem Essayisten Frenzel auch zum Vorwurf gemacht; man hat ihn beschuldigt, daß er mit der einen Hand nehme, was er mit der andern gebe, und daß er bei seinem Mangel an Enthusiasmus der negirenden Richtung der Zeit allzusehr huldige; doch man braucht bloß seinen Essay über Gutzkow zu lesen, um sich zu überzeugen, wie sehr sich „der Essayist“ für bedeutame Leistungen zu erwärmen vermag und wie er auch für einen viel angegriffenen Autor mit überzeugender Beredtsamkeit einzutreten weiß. Es ist wahr, der Enthusiasmus einer sich blind hingebenden Bewunderung liegt ihm fern; aber seine kühl abwägende Gerechtigkeitsliebe stellt ihn noch immer nicht in eine Linie mit manchen nörgelnden Kritikern und Literaturhistorikern. Daß er aber, frei von jeder Nachbetelei, auch die Schwächen hervorragender Männer nicht verkennt und Schatten und Licht in seinen Gemälden mischt: das ist ein Verdienst, aus welchem man ihn keinen Vorwurf machen kann.

Ausnehmend reichhaltig ist die Gallerie von Charakterköpfen, die er uns in seinen zahlreichen Sammlungen vorführt: wenn er auch bisweilen, wie in seiner Charakteristik des Horaz, in's Alterthum zurückgreift, so sind doch vorzugsweise diejenigen Jahrhunderte, welche der Ranke'schen Geschichtsschreibung den Stoff geliefert, auch die Stoffquelle der Frenzel'schen Essays.

Im Ganzen überwiegend sind die Charakterköpfe aus der Geschichte der Literatur und Dichtung: aber es fehlt auch nicht an geschichtlichen Portraits, wie z. B. dasjenige der mit großer Vorliebe behandelten englischen Königin Elisabeth, und an zahlreichen feinsinnigen Schilderungen von Meistern der bildenden Kunst, theils aus unserm Jahrhundert, wie Cornelius, Eduard Hilbrandt, Knaut, theils aus den Zeiten der Renaissance und des Rococo. Den kühnsten Wurf zeigen die Frenzel'schen Essays, wenn sie sich an die großen Meister wagen, denen man sonst nur mit bändereicher Huldigung zu nahen pflegt. Das gilt von Dante, noch mehr aber von Shakespeare. Die Beleuchtung durch den nur kurz verweilenden Essay hat nichts Flackerndes, oft etwas blizartig Erhellendes. Frenzel ist überhaupt zu wenig Enthusiast, um Shakespearomane zu sein. So stimmt er denn, was die Erfindung des Dichters betrifft, in den Vorwurf Robert Greene's ein; nach dieser Seite sei keins seiner Schauspiele sein eigen, und in der Kunst des Fabulirens werde er von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio übertroffen; doch wenn die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden liege, so liege die des dramatischen im Gestalten. Und der Gestaltungskraft des großen Dichters, der Macht seiner Charakteristik, seinem poetischen und philosophischen Tiefsinn wird Frenzel vollkommen gerecht. „So bilden,“ sagt er, „seine Dramen ein riesenhaftes Gemälde der irdischen Comödie im Scheine der Unendlichkeit, wie Dante in seiner göttlichen den Schleier von der jenseitigen zu heben suchte. In einzelnen dieser Werke herrscht das Milde, Musikalische, Schwärmerische vor, das an Raphaels Anmuth und Lieblichkeit in entzückenden Versen reicht; in der Tragik wie in der Romik ist Alles stark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michael Angelo, die Farben bunter, an Correggio erinnernd.“

Besonders heimisch ist Frenzel in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, in den Werken selbst wie in den Pariser Salons; das beweist er durch zahlreiche Essays, wie besonders seine Charakterstudie Voltaires, und durch die oft pikante Charakteristik der Frauen des galanten Frankreichs.

Die Sammlungen, in denen diese Portraitgalerie wie in einzelnen Sälen vertheilt ist, sind „Dichter und Frauen“ (drei Sammlungen von 1859—66), „Büsten und Bilder“ (1864), „Neue Studien“ (1868) und „Renaissance und Rococo, culturhistorische Studien“ (1876, 1 Bd.) Diese literarische Thätigkeit zieht sich durch fast zwei Jahrzehnte hindurch — eine Zeit, die nicht ohne Einfluß auf seine Darstellungsweise blieb. In den ersten Sammlungen, besonders in der ersten der „Dichter und Frauen“, zeigt bisweilen der Stil etwas Blumenreiches, ja Manierirtes, welches die späteren Essays gänzlich abgestreift haben.

Eine besondere Stellung unter diesen Essays nimmt die Sammlung „Deutsche Kämpfe“ ein (1873). Sie zeigt uns Frenzel mehr als Publicisten und giebt uns einen Ausschnitt aus dem weiten Bereich einer langjährigen

Wirksamkeit auf diesem Gebiete. Frenzel ist hier scharf in der Beobachtung und treffend in der Darstellung, die nirgend den frischen Eindruck des deutschfranzösischen Krieges verleugnet. Obgleich in dem Abschnitt „Wider Rom“ den Ultramontanen der Fehdehandschuh hingeworfen wird und sich auch ein begeisterter Hymnus auf Schiller und geistreiche Beleuchtungen über die sociale Frage, die Frauenemancipation und verwandte Stoffe in der Sammlung finden, so ruht ihr Schwerpunkt doch auf der Beleuchtung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich und der deutschfranzösischen Beziehungen auf verschiedenen Gebieten, auch auf dem der dramatischen Literatur. Unabhängig und unbestochen ist Frenzels Urtheil, glänzend seine Polemik gegen Ernest Renan. Die scharfe Abkanzelung des großen Victor Hugo gipfelt in den folgenden Worten: „Ein Kind mit dem Kopfe eines Greises, kindisch, wild, ungeberdig in seinen Wünschen, mit seinem Geschrei und dabei altflug, schwatzhaft, ohrzerreißend wie Polonius. Wer nicht weiß, was er will, wer statt der Fülle und Begeisterung des Demosthenes nur noch das Getreisch eines alten Weibes hat, der gehört nicht auf die Kothra. Diese Mischung von historischen Thatfachen und Namen mit mystischer Philosophie, revolutionären Redensarten und Gassenhumor läßt in dem Leser nur das Gefühl aufkommen, als drehten sich beständig Windmühlensflügel ohne Zweck hin und her.“ Wir hätten gern die geniale Bedeutung des Dichters bei aller berechtigten Verurtheilung seiner Phantasiaeuschiweifungen noch mehr hervorgehoben gesehen; denn auch große Begabungen können in Zuständen größter Erregtheit, wie sie hier die Zeitereignisse veranlaßten, in Delirien verfallen.

* * *

Für die kritische Wirksamkeit Frenzels bietet die wichtigsten Documente die „Berliner Dramaturgie“ (2 Bde. 1878), in welcher er die reifsten Früchte seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Schauspielkritik gesammelt hat. Die Sammlung umfaßt einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, erschöpft aber durchaus nicht die kritische Mitarbeiterschaft Frenzels an der Nationalzeitung, da diese noch ein Jahrzehnt weiter bis zur Gegenwart reicht. Im Jahre 1862 übernahm Frenzel die Schauspielkritik an diesem Blatte; sein unmittelbarer Vorgänger war Tempelton, der später eine Zeitlang die leitende Stellung bei dem Coburg-Gotha'schen Hoftheater einnahm. Tempelton aber war auf Titus Ulrich gefolgt, der in dem Bewegungsjahre 1848 als revolutionärer Lyriker aufgetreten war, ohne indeß damit Herrn von Huelßen einen Schreck einzujagen, der ihn vom Redactionspult der Nationalzeitung an seine Intendantenkammern hinübernahm als Secretär und beratenden Dramaturgen. Die Kritik dieser Berliner Zeitung lag schon vorher in den besten Händen: Frenzel wahrte ihren Nimbus und ihre Vorliebe für die Hofbühne, welcher er den Beruf zuschreibt, das deutsche Nationaltheater in der deutschen Reichshauptstadt zu werden.

Der erste Band der Dramaturgie enthielt Kritiken über neue dramatische Werke hervorragender Dichter, die im Kunsttempel am Gensbarmenmarkt zur Aufführung kamen. Es fehlen darunter wenige der namhaften Autoren; Hebbel, Gutzkow, Hugo, Geibel, Konil, Brachvogel, Mosenthal, Wilbrandt, Weilen, Lindner, Lindau, Puttitz, Wichert, auch Poeten aus früheren Epochen, wie Benedix und Bauernfeld passiren hier die Revue, meistens mit mehreren ihrer Stücke, die aber immer einzeln nach der Chronik des Tages besprochen werden. Frenzel's Kritik hat den Vorzug der Unparteilichkeit; Sympathien und Antipathien spielen eine geringe, kaum nachweisbare Rolle. Freilich überwiegt die skeptische Haltung; enthusiastische Zustimmung findet sich nirgends; aber ebensowenig jenes bodenlose Herunterreißen, durch welches die *dii minorum gentium* zu beweisen suchen, daß sie über den Donnerkeil des hochthronenden Jupiters gebieten. Frenzel hat keinen Dichter entdeckt. Es giebt ja solche kritische Entdecker, die in ihrem Fernrohr plötzlich einen neuen Planeten finden; besonders die Preiscomités sind hierin öfters glücklich gewesen, obschon sie bisweilen eine Sternschnuppe für einen Stern gehalten. Dichter wie Ernst von Wildenbruch, Richard Voß und mancher andere erschienen erst nach dem Abschlusse der Dramaturgie am Berliner Horizont, doch die früheren stehen vollzählig in Reih und Glied. In vielen Kritiken Frenzels ist das Facit von Lob und Tadel gezogen und Werth und Bedeutung eines Stückes fest bestimmt; in manchen anderen vermiffen wir ein solches Facit. Lob und Tadel stehen sich gegenüber, ohne daß das Uebergewicht des einen oder des andern den Ausschlag für die Werthleistung giebt. Frenzel hat keine Lieblinge; er stellt Paul Lindau's Talent hoch; er lobt mit Wärme „Maria und Magdalena“ gleichwohl tadelt er mit großer Schärfe „Diana“. Und so ergeht es auch andern Dichtern. Ein Ueberschuß ihres Ruhms genügt nicht, um den Mantel über die Schwächen neuer Erzeugnisse zu decken.

Ganz im Einklang mit unseren wiederholt ausgesprochenen Anschauungen behauptet auch Frenzel, „daß die Stoffe aus dem klassischen Alterthum ihrem Inhalt wie ihrer Form nach auf der modernen Bühne veraltet sind“, weil der moderne Mensch eben antike Stoffe nicht treu behandeln kann; er weist dies z. B. bei „Brutus und Collatinus“ von Lindner nach. „Während Einkleidung und Gestaltung des Stoffes ein scharf modernes Gepräge tragen, tritt uns der Stoff selbst antik, kalt und fremd gegenüber.“ Und ebenso wiederholt haben auch wir, besonders als wir Laube's Manier bekämpften, schwunghafte Verse möglichst schwunglos zu sprechen und gewissermaßen in's tonlos Dumpfe abzutöden, dasselbe ausgesprochen, was Frenzel mit Recht hervorhebt: „Alles Reden von dem sogenannten natürlichen Sprechen wird mich nie zu der Ansicht befehren, daß Verse nicht als Verse gesprochen werden sollen. Wozu hätten sich Schiller und Goethe die Mühe gegeben, die wohl- lautendsten Verse zu dichten, wenn es dem Schauspieler je nach seiner Laune einfallen dürfte, ihre Harmonien durch seine Dissonanzen zu zerstören?“

In dem zweiten Bande der Dramaturgie finden sich größere Abhandlungen, in denen einzelne Vorstellungscyklen zusammengefaßt sind. Daß Frenzel kein Shakspearomane ist, liegt schon in seinem kühlen kritischen Naturell. Ueber die Historien schreibt er viel Beherzigenswerthes. Er war der kritische Herold der Meininger, der sie in Berlin eingeführt hat, und auch heute noch werden seine Artikel über das Hoftheater zu Meiningen interessieren. Sehr scharf ist seine Beurtheilung der Bayreuther Festspiele; noch schärfer als diejenige Paul Lindau's in den „Nüchternen Briefen“. In den Charakterköpfen einzelner Schauspieler und Dichter zeigt der Autor seine Kunst zu silhouettiren. Sehr treffende Bemerkungen enthält der Schlußartikel über die Zukunft des deutschen Theaters. Fruchtbare Dichter und gute Regisseure erscheinen ihm wichtiger als alle viel empfohlenen staatlichen Bildungsanstalten und Preiscomités.

* * *

Als Kritiker und Essayist hat sich Frenzel durch die Selbstständigkeit des Urtheils und die fein abgetönte Darstellungsweise, durch vornehme wissenschaftliche Haltung bei schlaghafter vollsthümlicher Fassung eine maßgebende Stellung erobert. Daneben aber hat er auch als Romanschriftsteller sich ein großes Lesepublikum gesichert, während er den Bühnen nur kritisch gegenüberstand und kein dramatisches Erzeugniß aus seiner Feder das Licht der Proszeniumslampen erblickt hat. Auch ist Karl Gutzkow ihm gegenüber ein productiver Lyriker.

Seine erste größere Erzählung „Melusine“ (1860) war von einer gewissen jungdeutschen Romantik angefränkt. Die Melusine war eine an Gutzkows bevorzugte Mädchengestalten erinnernde Romanheldin, etwas skeptisch und dämonisch, vor Allem ein unwiderstehlicher Magnet für Männerherzen. Es ist viel Lyrisches und Ueberchwängliches in diesem Erstlingswerk; doch fehlt die Klarheit in den Uebergängen und längere Zeit das Interesse am Gange der Handlung, die sich erst gegen den Schluß hin schärfer abzeichnet und energischer zusammenfaßt. Vorher rückt das Irrlichteriren der Neigungen und Leidenschaften das Ganze in eine hinundherflackernde Beleuchtung. Ebenso dem jungdeutschen Sturm und Drang angehörig ist der größere Roman „Vanitas“ (3 Bde. 1860—61); auch hier herrscht ein die Welt und das Leben zermührender Scepticismus vor. Alles ist Schein, vanitas vanitatum, wie dies das Motto aus dem Prediger Salomonis angiebt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles ist eitel“. Zwar hat der Dichter seine Modelle gehabt, wie dies ja nach der Theorie Spielhagens für den Romanschriftsteller unerläßlich ist. Frenzel sagt in seiner Widmung an Julius Rodenberg: „Du kennst die Stätten, auf denen sie entstanden; noch bis in Deinen Traum hinein müssen die alten dichtbelaubten Bäume rauschen, in deren Schatten meine Gestalten wandeln. Und diese Gestalten selbst sind Dir nicht fremd, sondern lieb und vertraut,

durch tagtäglichen Umgang, durch Hoffnungen, die wir auf die einen stützten, durch Täuschungen, die wir von den andern erfuhren. Nicht ganz, Du weißt es, bestimmte die Willkür meiner Träume und Empfindungen ihr Wesen, ihr Schwanken herüber und hinüber in des Lebens und der Leidenschaften Wechsel. So fanden wir die Menschen, irrend und wankelmüthig in ihren Entschlüssen, zumeist in ihrem Lieben, nur strauchelnd auf der Bahn des Guten und nie ganz in Bosheit und Sünde verloren, ein schwankendes, wellengepeitschtes Rohr im Winde des Schicksals. Und sind wir selbst denn besser? Um uns die Trümmerstätte von aufgegebenen Plänen, umgestürzten Idealen . . . wie vielsternige Augen glühten uns an und verglühnten für uns!" Das ist die Stimmung dieses Romans: Gestalten von äußerem Glanz und innerer Bedeutung werden eingeführt; aber an allen Blüten nagt der Wurm, hinter dem Schönen und Edeln verbirgt sich Lüge, Verbrechen, Thorheit; es ist eben Alles eitel. Dieser Skepticismus, der in offenbaren Pessimismus übergeht, hat dem Dichter den phantasievollen und an Verwickelungen reichen Roman in die Feder dictirt; es ist Geist und Leben in demselben; aber er hat auch den Fehler, den wir in verschiedenen Erzählungen des Meisters Gutzkow und auch zum Theil in seinen Romanen finden: die Handlung ist, wie auch in „Melusine“, zu wenig articulirt; die Mittelglieder treten nicht scharf genug hervor; ihre Tragepfeiler sind unter üppigem Geranke von Arabesken, Phantasie-, und Gedankenblüthen versteckt. Das gilt auch von den Novellen (1860), die viel Ueberschwängliches und Düsteres enthalten, und von dem Roman: „Drei Grazien“ (3 Bde. 1862).

In Frenzel's erstem geschichtlichen Roman: „Papst Ganganelli“ klärte sich größtentheils diese Darstellungsweise: der feste historische Anhalt gewährte einen Schutz dagegen, daß die Ereignisse und Gestalten zu sehr im Nebel der Phantasie zerflatterten. Doch ehe wir Frenzel's Leistungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Romans im Zusammenhange beleuchten, wollen wir noch einen Blick auf seine späteren modernen Romane werfen, die wieder an seine Jugenderzeugnisse anknüpften. Von diesen neuen Romanen, namentlich „Sylvia“ (1874), „Frau Venus“ (1880), „Die Geschwister“ (1881), sagt Adolf Stern in seiner „Geschichte der neuen Literatur“ (Bd. 7) sehr treffend: „Sie legen eine seltene Kenntniß des modernen Lebens und namentlich jener weitverbreiteten Menschenart an den Tag, welche nicht gänzlich auf die Empfindung und das Verlangen nach einem Glück verzichtet, aber im Großen und Ganzen diese Regungen dem Bedürfniß des Genußes und des äußern Glanzes untergeordnet hat. Die Periode des Erfolges um jeden Preis und der Anbetung des Reichthums spiegelt sich in Frenzel's Erzählungen in charakteristischen Gestalten. Die Wiedergabe jener abenteuerlichen Existenzen, welche durch die jähen Glückswechsel und die heiße Jagd nach den nicht höchsten, aber begehrtesten Preisen des Lebens zahlreich geworden sind; der Frauennaturen, welche in der schwülen

Atmosphäre der modernen Halbwelt gedeihen; der Künstler und Halbkünstler, welche sich von der Gesellschaft abhängig machen, ist seine besondere Stärke. Die Darstellungsweise Frenzels entspricht in ihrer leichten Beweglichkeit, in dem Vorwiegen eines geistig scharfen, wirkungsvollen Dialogs, in der realistischen Zeichnung der Außerlichkeiten des Lebens der eigensten Gestalt der dargestellten modernen Welt. Sie interessiert mehr, als daß sie uns warm ergreift oder mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Kreise heranzieht“.

In der That haben diese Romane das jungdeutsch Phantastische seiner Erstlingswerke gänzlich abgestreift; sie sind ganz frei von jenem pretiosen Anflug, der den Styl mancher neuen Modedichter charakterisirt und den man am besten als „ein Zappeln nach Klassicität“ bezeichnen könnte; sie sind klar, bestimmt, sich fast nie zu höherem Schwung erhebend, doch auch nie zu den Trivialitäten der Alltagschriftsteller herabsinkend.

Die Charakteristik Adolf Sterns paßt besonders auch auf eine von ihm nicht erwähnte Novelle „Geld“ (1885), die wohl als ein kleiner Roman betrachtet werden kann, was den Reichthum ihres Inhalts betrifft, obgleich die Ausführung mehr an die Studie und Skizze erinnert. Hier wird uns eine Reihe von Charakterköpfen vorgeführt, die alle in ihrer Beziehung zu dem dämonischen Mammon geschildert werden. Der bedeutendste der von Stern angeführten Romane ist wohl „Die Geschwister“, eine Erzählung der es nicht an grellen Katastrophen fehlt, die aber reich ist an geistigen Perspektiven. Kirchenpolitische Bestrebungen, das Gründerthum, an dem die hohe Aristokratie sich theilnimmt, das Glückritterthum, das hier durch den zuletzt spurlos verschwindenden Rodenschildt vertreten ist und im Gegensatz zu ihm das tüchtige Beamtenthum, der solide Kaufmannsstand: das sind die in die Handlung selbst mitverwebten Elemente unseres gesellschaftlichen und geistigen Lebens.

Noch productiver fast als auf dem Gebiete des modernen Romans ist Karl Frenzel auf dem des historischen im weitesten Sinne; denn auch der Kunst- und literarhistorische gehört in den Kreis seines Schaffens. Daß der Schüler Ranke's seinen Sinn für das geschichtlich Bedeutsame, tiefes Verständniß für den Geist der Jahrhunderte bewahrt, ist wohl selbstverständlich. Wenn man von dem geschichtlichen Roman verlangt, daß die großen, die weltberühmten Männer nicht zu seinen Helden gemacht werden, sondern nur mit in die Handlung eingreifen, während freierfundene Gestalten mit ihren Schicksalen in dem Vordergrund und Mittelpunkt der Darstellung stehen, so werden mehrere von Frenzels Romanen allerdings diesen Anforderungen nicht ganz gerecht; ein Voltaire, ein Napoleon sind in ihrer geistigen Größe so überwältigend geschildert, daß die Gestalten der frei erfundenen Fabel dagegen zurücktreten müssen.

Der erste geschichtliche Roman Frenzels: „Papst Ganganelli“ (3 Bände, 1864), welcher seinem Vorbilde Carl Gustow in herzlicher Freundschaft und Verehrung gewidmet ist und zum Theil wohl durch den „Zauberer von

Rom“ inspirirt worden ist, steht wohl noch mit einem Fuß ein jener Epoche der blühenden Lyrik seiner ersten Erzählungen; doch ist er schon frei von dem Ueberschwänglichen, wenn er auch noch nicht zur kühlen epischen Darstellung durchgedrungen ist. Der Roman behandelt den Kampf zwischen dem Papstthum und dem Jesuitenorden; manche historische Essays sind mit in die Handlung verwebt, die eine geistreiche Beleuchtung der Zustände der Kirche und der damaligen Zeitverhältnisse geben. Die Charaktere sind wahr und interessant gezeichnet; die Handlung ist spannend, der Contrast zwischen den Landskafoten, der deutschen und italienischen, stimmungsvoll. Gleichwohl erhalten wir oft den Eindruck, daß der Historiker und Essayist nicht ganz in dem Romanschriftsteller aufgegangen ist.

Vier von Frenzel's Geschichtromanen spielen ganz oder zum Theil in dem Frankreich des vorigen Jahrhunderts. In dem Rococozeitalter fühlt sich seine Muse besonders heimisch. Diese verschnörkelte und verzopfte Zeit, in welcher sich doch soviel geistige Feinsinnigkeit, soviel fortschrittliches Streben verbarg, hat Frenzel auf's Eingehendste studirt und in ihrer abenteuerlichen Buntheit geschildert. In seinem „Watteau“ (1864) wurden wir an die Gemälde dieses Künstlers erinnert, an diese prunkvollen Interieurs, wo Alles in Sammet und Seide rauscht. Der Maler selbst ist ein profaner Charakter, ein an seine Unsterblichkeit glaubender Künstler, aber edler Gesinnungen fähig, wie er denn auf eine große Erbschaft zu seinen Gunsten verzichtet. An das Testament mit seinen merkwürdigen Klauseln knüpft die Handlung des Romans an. Das Gesellschaftsleben aus der Zeit der Regentschaft wird mit seinen frivolen Tendenzen treu wiedergegeben: die Heldin desselben ist die kokette Heloise de Villeneuve, doch fehlt dem auf das Nichtige und Verwerfliche gerichteten Zuge der Zeit ein ideales Gegengewicht, das freilich jene Epoche kaum geboten hätte. In dem Roman: „La Pucelle (3 Bde. 1871) ist Voltaire der Held, immerhin ein Wagniß; denn wer einen Voltaire drei Bände hindurch redend einführt, der muß sich nicht nur durch das genaueste Studium in den Geist der Voltaire'schen Werke hineingearbeitet haben, er muß auch soviel Verwandtschaft und Gemeinschaft mit diesem Geist besitzen, um in den Improvisationen mit dem Original wetzeln zu können. Auch darf dieser Voltaire nicht modernisirt, nicht „heinisirt“ sein. Mit Bezug hierauf verdient Frenzel's Roman volle Anerkennung. Sein Voltaire hat etwas Glaubwürdiges; auch ist er nicht bloß ein Lumpenkönig, zusammengeflickt aus seinen eigenen Fragmenten; er ist eine im Geiste wiedergeborene und doch nicht der ursprünglichen Eigenheit entbehrende Gestalt. Der Roman führt uns in die Epoche von Voltaires Leben, in welcher der Dichter mit der Marquise Duchâtelet auf dem Schlosse Cirey zusammenwohnte. Damals dichtete er seine Pucelle; die Schicksale dieses Manuscriptes, das in einem schwarzlammetenen Kästchen aufbewahrt ist, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche das Geschick der Dichtung mit demjenigen der

Liebe des Dichters zur Schülerin Newtons bedeutsam und geistreich verknüpft. Die Pucelle ist ein Lied des cynischen Unglaubens an die weibliche Tugend — die Illustration zu diesem hohen Liebe durfte der Dichter in nächster Nähe suchen; denn die hochbegabte Priesterin der Gestirne und des Musengottes wurde von irdischer Leidenschaft zu einem Gardeoffizier, Sant-Lambert, erfaßt und giebt sich derselben so rückhaltlos hin, daß sie die Mutter eines Kindes wird, das auf dem Schlosse ihres philosophischen Freundes die Welt erblickt. Der Roman hat bei aller Fülle von Abenteuern, die sich an das schwarzjammtene Kästchen knüpfen, etwas geistig Bedeutsames. Das Problem der Liebe wird fein und kühl noch allen Seiten hin erwogen und oft in ironische Beleuchtung gerückt.

Nur theilweise am französischen Hofe, an dem der Dubarry und Marie Antoinette, spielt der Roman: „Im goldenen Zeitalter“ (4 Bde. 1870), dessen eigentlicher Held der Kaiser Joseph II. ist und neben ihm der gleichgesinnte Graf Erbach. Das goldene Zeitalter ist das Zeitalter der Träume, der Ideale, der Weltverbesserung. Fürsten, Aristokraten, Denker und Prediger, Bürger und Mädchen fühlen sich angemeht wie von einem Frühlingshauch der Zukunft . . . und das ist die einheitliche Stimmung des Romans, dessen Liebesepisoden dagegen zurücktreten: es herrscht in diesen, mag es sich um die problematische Gräfin Corona Thurn handeln oder um die Neigung des Kaisers zur Gräfin Renata Erbach, ein allzu ätherischer Platonismus, eine zu duftige Feinfühligkeit, ein ebenso launen- wie nebelhaftes Auf- und Abwogen der Empfindungen. In der Novelle „Chambord“ (1883), die ganz im Frankreich des vorigen Jahrhunderts spielt, concurrirt Frenzel mit Laube und Offenbach: mit dem ersten in Bezug auf die Schilderung des Schlosses Chambord, welche an die gewissenhafte Decorationsmalerei erinnert, mit der Laube die französischen Lustschlösser uns vorführt; mit dem letzten hinsichtlich des Stoffes, denn es ist der Stoff der Operette Madame Favart, und diese Künstlerin und Moritz von Sachsen sind die Helden des Romans. — „Freier Boden“ (3 Bde. 1869) spielt in Deutschland zur Zeit der kleinen Tyrannen des vorigen Jahrhunderts. Der heßliche Hauptmann von Lobburg ist der Held des Romans; er liebt die Gräfin Charlotte, fällt deshalb bei seinem Fürsten in Ungnade, wird nach Amerika verschickt, um dort die geworbenen Hessen gegen die Aufständischen zu führen. Doch in ein Duell verwickelt, erreicht er zwar als Flüchtling den transatlantischen Welttheil, schließt sich aber den Truppen Washingtons an, und die erhabene Gestalt dieses Feldherrn tritt nun in die Mitte des Romans, neben dessen großen Haupt- und Staatsactionen die Liebesabenteuer verbläßen. Hier siegt der historische Portraitmaler über den Romanschriftsteller, der im ersten Theil eine lebhaft bewegte, spannende Handlung geschildert hat, während in den beiden letzten das Geschichtsgemälde überwiegt.

„Lucifer“ (5 Bde. 1873) ist ebenfalls eine in großem Stil gehaltene

Historie mit glänzenden Tableaus, wie die prachtvolle Schilderung der Schlacht bei Aspern und des Brandes, der das österreichische Gesandtschaftshotel in Paris verzehrte. Lucifer ist Napoleon, der dämonische Gebieter Europas auf der Höhe seiner Macht. Als seine Geliebte erscheint die Marquise von Gourdre-court. Der begeisterte blonde Deutsche, Egbert Heimwald, und der geheimnißvolle Wälschtyroler Victorio Zambello, sind die beiden im grellen Contrast stehenden Helden der frei erfundenen Geschichte. Der Roman beginnt mit einer dunklen That, doch was die Enthüllung des Mörders betrifft, so verschmäht er die Kunstgriffe, durch welche eine sich steigende Spannung hervorgerufen wird, so berechtigt dieselben auch gerade für diese Dichtgattung sind.

Frenzel ist als Romanchriftsteller ebenso vornehm und geistreich wie als Kritiker und Essayist und macht dem Geschmade der Menge keine Zugeständnisse. Er hat wie Gutzkow stets geistige Perspektiven, allgemeine Gesichtspunkte; auch fehlt ihm nicht der skeptische, bisweilen sentimentale Zug der Gutzkow'schen Muse. Gegenüber den verb zugreifenden Realisten und ihrer sporenklirrenden Propaganda ist solche feinsinnige Darstellung von hohem Werth. In dem geistigen Leben Berlins ist Frenzel eine bedeutame Erscheinung, eine wirkliche Ziffer neben so vielen aufgeblähten Nullen, eine kritische Großmacht und im eignen Schaffen ein echter Ritter vom Geiste.





Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber.

von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

I.



u Anfang des vorigen Jahres verstärkte Rußland ganz unerwartet seine Streitkräfte in Polen in den Gouvernements Warschau und Wilna um ein sehr Bedeutendes.

Es brachte beispielsweise seine Cavallerie daselbst auf $9\frac{1}{2}$ Divisionen (zu 4 Regimentern und je 2 reitenden Batterien), in Summa auf etwa 34 000 Pferde und 108 Geschütze, von denen 5 Divisionen unmittelbar an der deutschen, 4 an der österreichischen Grenze, und 1 Garde-Cavallerie Brigade in Warschau stehen. Von diesen Cavalleriemassen können etwa 21 000 Mann mit 60 Geschützen bei Ausbruch eines Krieges binnen wenig Tagen die Ostgrenze Deutschlands überschreiten*). Die im Monat November 1888 angeordneten Veränderungen der Eintheilung des russischen Heeres haben zwar bis jetzt keine erneuten Dislokationen großer Truppenverbände an die deutschrussische Grenze zur Folge gehabt, jedoch in zweiter Linie gegenüber dieser Grenze ein neues Armeecorps (das XVI., Dünaburg) geschaffen, und es läßt sich annehmen, daß sowohl für dieses Corps, wie für die beiden anderen aus bereits vorhandenen Divisionen neuformirten Armee-Corps die dazugehörigen drei Cavallerie-Divisionen und drei Artilleriebrigaden demnächst russischerseits errichtet werden.

Angeichts dieser Ansammlung der russischen Streitkräfte an der Ostgrenze Deutschlands — es stehen heute in Russisch Polen 152 Bataillone,

*) Betreffs der absoluten Genauigkeit der von uns gegebenen Zahlen bitten wir in Anbetracht der schweren Zugänglichkeit und nicht immer genügenden Verlässlichkeit der russischen Quellen um Nachsicht.

131 Escadrons, 48 Fuß- und 18 reitende Batterien, zusammen ca. 125 000 Mann auf Friedensfuß, und im Gouvernement Wilna das 2., 3. und 4. Armee-Corps und 3 Cavallerie-Divisionen, zusammen ca. 100 000 Mann; also im Ganzen in den beiden genannten Gouvernements etwa 225 000 Mann auf Friedensfuß — und Angesichts des Umstandes, daß immer noch eine starke deutschfeindliche Partei in Rußland auf den Krieg mit Deutschland hinarbeitet, dürfte es von allgemeinerem Interesse sein, die strategischen Verhältnisse Deutschlands gegenüber Rußland einer näheren Betrachtung zu unterziehen, um festzustellen, in wie weit die russische Truppenanhäufung in Polen und jene Kriegsgelüste eine Gefahr für Deutschland in sich schließen.

Es sei uns gestattet, dabei vorweg darauf hinzuweisen, daß dieselbe deutscherseits zwar durch keine entsprechenden Truppenverschiebungen — es seien denn einige wenig umfangreiche Dislocationen in Ost-Preußen — allein sowohl durch das neue deutsche Wehrgesetz, als durch die Publication des Bündnißvertrages mit Oesterreich, ferner durch den vor einiger Zeit eingebrachten Gesetzentwurf betreffend: Die Erweiterung des deutschen Bahnnetzes an der Ostgrenze, und durch die Rede des Reichskanzlers vom 6. Februar v. J. eine in jeder Hinsicht genügende Beantwortung gefunden hat.

Betrachten wir zunächst die Ostgrenze Deutschlands, das heißt, die hier in Betracht kommende Ost- und Südgrenze der Provinz Ostpreußen und einen Theil der Südgrenze Westpreußens, ferner die Ostgrenzen Posen und Schlesiens hinsichtlich ihrer geographischen Beschaffenheit in Bezug auf ihre Vertheidigungsfähigkeit und die Verhinderung einer russischen Invasion, so finden wir, daß auf ihrer etwa 170 Meilen betragenden Länge nur der südöstliche und südliche Theil von Ostpreußen in der dort liegenden See- und Wasserlaufzone von Angerburg bis Deutsch Eylau ein etwa 30 Meilen langes, für größere Heeresmassen schwer passirbares, natürliches Hinderniß, und die Provinz Posen in dem etwa 12 Meilen langen Bruch- und Seeterrain zwischen Bromberg, Inowracław und Powiezy ein ähnliches natürliches, eine russische Invasion erschwerendes Terrainhinderniß besitzt. Wohl bilden die untere, bei Thorn, Graudenz und Marienburg befestigte auf dieser Strecke 900—1100 m breite Weichsel, die circa 100 m breite mittlere Warthe, mit der starken Festung Posen, der Odrabruch und die Oder mit Glogau starke und besonders die drei ersten für ein russisches Vorbringen schwer passirbare Terrainabschnitte. Allein dieselben liegen erst in zweiter Linie und gelangen demgemäß auch erst in zweiter Reihe in Betracht und zur Geltung.

Was die Gestaltung der deutschen Ostgrenze betrifft, so hat dieselbe den Nachtheil, daß das russische Polen keilsförmig auf ca. 45 Meilen in den deutschen Osten hineindringt und dadurch die Streitkräfte Ostpreußens von denen Schlesiens trennt; die Spitze dieses Keils liegt bei Peisern und ca. 40 Meilen oder 15 Tagemärsche von Berlin entfernt.

Die östlichen Grenzgebiete Deutschlands sind für Rußland auch von

Norden auf dem Wege der Ostsee angreifbar. Hier gestalten sich jedoch die strategischen Verhältnisse günstiger, da die Ostseeküsten hier, besonders an den in erster Linie bedrohten Haupt-Hafenplätzen und Flußmündungen, so flach sind, daß größere Panzerschiffe mit einem Tiefgang von 6—7 m zum Bewerkstelligen einer Landung nicht nahe genug für das dazu erforderliche Aussetzen der Boote an's Land gelangen können. Auch sind die wichtigsten Häfen und Flußmündungsplätze: Königsberg, Danzig und Memel, besonders die beiden ersten, stark und sämtlich den Anforderungen der Neuzeit entsprechend befestigt und durch eine Küstenbahn mit einander verbunden.

Nur stellenweise verbieten, wie wir sahen, natürliche Terrainhindernisse es Rußland, seine im russischen Polen versammelten Streitkräfte zu einem Vorstoß gegen die im Ganzen offene Ostgrenze Deutschlands, und besonders seine dortigen der unmittelbar an der Ostgrenze garnisonirenden deutschen Cavallerie überlegenen Cavalleriemassen zu einem raschen Vorprall gegen die deutschen Grenzgebiete zu verwenden. Es handelt sich daher für uns darum, zu erörtern und festzustellen, ob die an der deutschen Ostgrenze dislocirten Truppen einen genügenden Schutz gegen einen derartigen Vorstoß, besonders der russischen Cavallerie, gewähren.

Deutschland hat an erster Linie in seiner Ostgrenze etwa in gleicher Entfernung wie die russischen Cavallerie-Divisionen 8 Cavallerie-Regimenter — jedoch anders vertheilt als jene — dislocirt; in zweiter Linie, und sofort rasch per Bahn heranzuziehen, besitzt es 9 Cavallerie-Regimenter.

Die russischen Cavallerie-Divisionen gliedern sich ihrer Dislocation nach in 2 große Gruppen und zwar 1) die Gruppe der 4 Cavallerie-Divisionen Romno, Suwalki, Lomza, Wloclawek an der Ost- und Nordgrenze Ostpreußens resp. Westpreußens, ferner 2) die russische Cavallerie Division an der schlesischen Grenze von Czénitochau bis Kalisch. Der letzteren gegenüber stehen in Schlesiens an Cavallerie nur 2 Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet selbst; allein die vier anderen Cavallerie-Regimenter Schlesiens und ein fünftes aus dem südlichen Posen sind, sämtlich an der Bahn garnisonirt, so rasch an die Grenze zu werfen, daß die deutsche Cavallerie der russischen gegenüber dort bald mit Ueberlegenheit auftreten wird.

Was die Gruppe der russischen Cavallerie-Divisionen von Romno bis Wloclawek betrifft, so stehen deren 16 Regimentern und 8 reitenden Batterien allerdings in Ost- und Westpreußen nur 4 Cavallerie-Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet gegenüber; allein es kommt hier in Betracht, daß die russischen Cavallerie-Divisionen sich bei ihrem Vorgehen, in Folge der erwähnten Seebesileen von Angerburg bis Deutsch-Eylau, voraussichtlich in zwei Gruppen auf den dem Vorgehen von Cavalleriemassen günstigen Terraintrecken in der Gegend von Gumbinnen und in der Gegend von Thorn theilen werden, und zwar die Cavallerie Divisionen von Romno und Suwalki gegen Gumbinnen, die von Lomza (die nach Warschau verlegt werden soll) und Wloclawek entweder über die Drewenz

auf Jablonowo oder über Mława auf Deutsch-Eylau. Wie der notorischen Ueberlegenheit, mit welcher die beiden erstgenannten russischen Cavallerie-Divisionen an der offenen Ost-Grenze Ostpreußens der deutschen Cavallerie gegenüber erscheinen werden, deutscherseits gegenüber getreten werden kann, werden wir später specieller erörtern; allein betreffs des Vorgehens der russischen Cavallerie-Divisionen von Błocławek resp. Łomża und Warschau gegen das südliche Westpreußen sei nur bemerkt, daß nach sachmännischer Schätzung am Abend des ersten Tages nach beendeter Mobilmachung bei Thorn nöthigenfalls etwa 10 deutsche Cavallerie-Regimenter unter dem Schutze dieser Festung eingetroffen sein können, wobei angenommen ist, daß 4 Regimenter, also $\frac{2}{3}$ der Cavallerie-Division des 1. Armee-Corps, an der russischen Grenze bei Gymbkühnen gegen den dort zu erwartenden russischen Einfall zurückgeblieben sind.

Dieser Vorstoß der russischen Cavallerie kann jedoch, wenn er überhaupt unternommen wird, nicht etwa den Beginn einer sich unmittelbar daran schließenden Offensive der russischen Heere gegen Deutschland bilden; denn nur mit den völlig versammelten Hauptkräften der russischen Feld-Armee vermag dieselbe gegen die numerisch und qualitativ überlegenen deutschen Heere mit Aussicht auf ein günstiges Endresultat begonnen zu werden.

Es könnte sich bei diesem ersten Anprall russischer Streitkräfte gegen das deutsche Grenzgebiet nur um einen Versuch zur Störung der dortigen Mobilmachung, um Zerstörung wichtiger Eisenbahn- und Straßenpunkte, Fußübergänge zc., um Erhebung von Contributionen und Ausbeutung der etwa momentan hervorgerufenen Verwirrung in jeder militärischen Richtung, — Alles in Allem also doch nur um secundäre Erfolge handeln, die nicht durch das sofortige Nachfolgen der versammelten russischen Feld-Armee ausgebeutet und dadurch nachhaltig gemacht werden können. Denn würde man russischerseits unmittelbar nach diesem Vorprall der Cavallerie-Divisionen mit der auf Friedensfuß bereits 225,000 Mann starken in den Gouvernements Warschau und Wilna stehenden Armee zur Offensive gegen Deutschland schreiten, so würde diese Armee voraussichtlich binnen kürzester Frist deutscherseits unter ausgiebiger Benutzung des dem russischen weit überlegenen deutschen Bahnnetzes von weit zahlreicheren Streitkräften umringt und angegriffen werden, und dem Schicksal der Gefangennahme kaum entgehen können. Es sei in Bezug hierauf bemerkt, daß Deutschland etwa 8 bis zu seiner Ostgrenze durchgehende Bahnlinien besitzt. Von einer ernststen Gefahr für Deutschland kann daher in der russischen Truppenansammlung in Polen um so weniger die Rede sein, als die deutsche unmittelbar an der Ostgrenze stehende Cavallerie zwar geringer an Zahl als die russische ist, aber von ihrer in der Nähe der Grenze stehenden Infanterie und Artillerie rasch unterstützt werden wird, ganz abgesehen von einer Heranziehung der zu diesem Zweck und zur Sperrung der Communi-

cationen und Vertheidigung der Zugänge an der Grenze etwa rasch aufzustellenden Reserve- und Landwehrformationen.

Es macht sich in Bezug auf eine russische Offensive gegen Deutschland von vorn herein eine der Haupteigenthümlichkeiten des russischen Reiches in strategischer Hinsicht geltend, seine colossalen Ausdehnungen, seine verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, und seine verhältnißmäßig unzureichenden Eisenbahnverbindungen. Es besitzt nur 5 durchgehende aus den Gebieten des nördlichen, mittleren und südlichen europäischen Rußlands kommende an der deutschen Grenze mündende Bahnlinsen, von denen nur zwei zweigleisig sind, (die eine mit einer kurzen übrigens in der Beseitigung begriffenen Unterbrechung). Es sind die folgenden Linien:

- 1) Zweigleisig: Petersburg (resp. Wiborg=Abd)—Wilna—Warschau—Alexandrowssk), deren zweites Gleis auf den Strecken Dyalystock—Warschau und Skierniewice—Alexandrowo in der Herstellung begriffen ist.
- 2) Nischni-Romgorod—Kowno—Moskau—Smolensk—Minsk—Brest-Litewski—Zwangorod—Myslowitz (von Kowno hinter Moskau bis Lukow bei Zwangorod zweigleisig).
- 3) Singleisig: Sewastopol—Jekaterinoslaw—Verbitschew—Zwangorod—Warschau.
- 4) Singleisig: Nowo-Tschertassk—Charkow—Gomel—Brest-Litewski—Grajewo (mit Anschluß an die Kaukasus-Bahn).
- 5) Singleisig: Saratow—Roslow—Tula—Drel—Smolensk—Dünaburg—Radziwitschki—Kowno—Gydtkuhnen.

Ferner die kurze zweigleisige Strecke Skierniewice—Myslowitz.

Deutschland dagegen besitzt jetzt etwa 8 bis zur russischen Grenze durchgehende, und nach dem projectirten Ausbau seines östlichen Bahnnetzes noch mehr Bahnlinsen, aus welcher Zahl bereits der gewaltige Unterschied und Nachtheil erhellt, in welchem sich Rußland mit seinem wenig entwickelten Bahnnetz hinsichtlich einer Offensive Deutschland gegenüber befindet.

Es muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß diese mangelhafte Entwicklung des russischen Bahnnetzes im Vergleich zu der des deutschen Bahnnetzes die Nachtheile des keilsförmigen Vorspringens Polens in den deutschen Staatskörper, hinsichtlich des strategischen Aufmarsches, paralyßirt. Denn welche strategischen Vortheile für die Offensive bleiben einer Heeresmacht, die an räumlich so weit auseinander liegenden und durch einen großen Strom, die Weichsel, getrennten Punkten wie Gydtkuhnen, Grajewo, Mlawka, Alexandrowo und Myslowitz bei Beginn ihrer Offensiv-Operationen gegen Deutschland zu debarkiren angewiesen ist, und von denen der eine: Grajewo, gegenüber einem für große Heeresmassen kaum passirbaren ausgebreiteten Terrainabschnitt liegt?

In dieser geringen Leistungsfähigkeit des russischen Bahnnetzes dürfen wir daher wohl auch einen Hauptgrund für die Vereinigung eines starken Theiles der russischen Heeresmacht bereits im Frieden, die sich im letzten

Winter in russisch Polen vollzog und anerkanntermaßen besonders gegen Oesterreich gerichtet war, erblicken.

Rußland ist nunmehr zwar in der Lage, vermöge seiner etwa 21 000 Mann starken an seiner westlichen Grenze aufgestellten fast völlig auf Kriegsfuß befindlichen Cavallerie eine Störung der deutschen Mobilmachung in den östlichen Grenzdistricten besonders Ost- und Westpreußens zu versuchen, allein ausschließlich wohl nur in der Absicht, Zeitgewinn für den eigenen Aufmarsch zu erzielen, während seine Hauptaufgabe darin bestehen wird, in defensivem Verhalten gegen die zu erwartende deutsche Offensive den Weichselabschnitt und seine großen Lagerfestungen Warschau, Nowo-Georgiewsk und Zwangorod mit starken Streitkräften und hiermit die beiden einzigen permanenten Eisenbahnübergänge über die Weichsel und wichtigen Debarfationspunkte der aus dem Innern führenden Eisenbahnlinien besetzt zu halten, um derart Zeit für den sich nur allmählich dahinter vollziehenden Aufmarsch der russischen Operations-Armee zu gewinnen.

Die im letzten Winter stattgehabten russischen Truppenanhäufungen in Polen haben daher auch den nicht zu unterschätzenden Werth, daß sie der Stimme Rußlands mit einer Heeresmacht von 225 000 Mann unmittelbar an seiner Westgrenze, besonders Oesterreich gegenüber, ein anderes Gewicht verleihen dürften, als bisher.

Das ca. 102½ Millionen Einwohner zählende russische Reich hat vor 10 Jahren gegen die altersschwache Türkei einen für die Bravour der russischen Truppen zwar glänzenden, allein an richtiger strategischer Leitung schwachen Feldzug geführt. Seitdem ist die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt und daselbe verfügt über 800 000 Mann stehendes Heer, eine Ziffer, die wenn, man die weiten Ländergebiete, die daselbe besetzt hat, berücksichtigt, sehr erheblich an Bedeutung verliert, und eine Kriegsmacht von ca. 1 700 000 Mann regulärer Truppen, dazu noch 200 000 Kosaken und irreguläre Cavallerie. Ferner eine Million Reichswehr. Von dieser großen Truppenmacht können jedoch nach competentem sachmännischen Urtheil nur ca. 1 100 000 Mann als Operations-Armee außerhalb des Landes verwandt werden. Die Versammlung und der Aufmarsch dieser Armee im westlichen Polen resp. hinter der Weichsel wird in Anbetracht des ungeheuren Gebiets, aus dem sie zusammenberufen werden muß, und nicht genügend entwickelten Bahnnetzes und des fehlenden Territorialsystemes nach sachverständiger Schätzung etwa zwei bis drei Monate in Anspruch nehmen, eine nicht zu hoch gegriffene, sowohl auf detaillierte Berechnung sich stützende, als auch durch die Thatsache illustrierte Zeitannahme, daß beispielsweise der Aufmarsch der deutschen Heere an der französischen Grenze vermittelt 6 durchgehender Bahnlinien im Jahre 1870 drei Wochen in Anspruch nahm. Nicht die große Länge der russischen Bahnlinien ist es, welche den Aufmarsch der russischen Heere so verlangsamt, obgleich auch sie in Betracht kommt, sondern besonders die geringe Anzahl dieser Linien und ihrer Geleise und die weiten Ent-

fernungen, welche ein großer Theil der russischen Truppen, und namentlich ihre Kriegsreserven zurückzulegen haben, um zu den Bahnlinien zu gelangen. Zur Ergänzung des russischen Bahnnetzes im westlichen Grenzgebiet sind neuerdings eine Anzahl Bahnlinien im Königreich Polen projectirt worden, und deren Ausführung dürfte nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es sind das, im Norden beginnend, die Linien: Kutno—Kolo—Skupce; Lodz—Kalisz; Sieradz und Wieruszow—Sandomierz—Koluszki. Diese Linien haben jedoch nur eine secundäre Bedeutung, da keine neuen Weichselübergänge außer den vorhandenen von Warschau und Zwangorod mit ihnen projectirt sind. Das russische Bahnnetz unterliegt ferner noch einem anderen für seine geordnete militärische Benutzung nachtheiligen Uebelstand, es befindet sich nicht wie das deutsche unter vorwiegend einheitlicher centralisirter Leitung, sondern in der Hand von zahlreichen Privatgesellschaften, die für den Fall des Krieges sämmtlich unter einen Hut zu bringen, immerhin schwierig ist.

Was die größere Spurweite der russischen Eisenbahnen betrifft, so ist dieselbe für die Benutzung der russischen Bahnen durch das deutsche Eisenbahnmaterial von keinem hindernden Einfluß, da dessen Räder in ausreichendem Maße in Voraussicht dieses Umstandes verstellbar eingerichtet sind, eine Maßregel, die in Rußland zwar für einen großen Theil des Eisenbahnmaterials im Hinblick auf die Benutzung der deutschen Bahnen begonnen, aber noch nicht zur völligen Durchführung gelangt ist, ein Uebelstand der sich bereits im russisch-türkischen Kriege von 1877 bei der beabsichtigten Benutzung der rumänischen Bahnen sehr nachtheilig fühlbar machte.

Was die militär-geographische Beschaffenheit des russischen Polens betrifft, so ist dasselbe ein mehrfach noch mit ausgedehnten Wäldungen bedecktes, aber im Uebrigen gut angebautes, aus für die operative Verwendung großer Heereskörper hinreichend freien Strecken bestehendes weglames, im Durchschnitt ebenes, nur im äußersten Süden bergiges Land, in welchem die Warthe einen Abschnitt von verhältnißmäßig nur untergeordneter strategischer Bedeutung bildet, wenngleich sie mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung als tactisches Hinderniß erheblich in Betracht kommen kann. Das russische Polen hat ca. $7\frac{1}{4}$ Million Einwohner, rund etwa 2500 Menschen auf der Quadratmeile, so daß Verpflegung und Unterkunft der Truppen dort auf keine Schwierigkeiten stoßen. Als strategische Barriere von großer Bedeutung stellt sich in demselben die Weichsel dar, welche von der San-Mündung an für größere Fahrzeuge schiffbar, bei dieser Mündung 200 m., bei Warschau 500 m., bei Thorn über 900 m. breit ist und nur auf den vorhandenen festen Uebergängen bei Warschau und Zwangorod und auf den Schiffbrücken bei Plock und Blockawek überschritten werden kann. In strategischer Hinsicht hat die Weichselbarriere den erheblichen Nachtheil, daß sie nicht bis zur Mündung im russischen Besitz ist, und vermittelt der besetzten in deutschem Besitz befindlichen Uebergänge von Thorn-Graubenz und Dirschau-Marienburg, welche je zwei

Geleise erhalten sollen, deutscherseits überschritten, und derart ihr mittlerer Lauf von Westpreußen her umgangen werden kann. Trotzdem wird der Weichselabschnitt, verstärkt durch die großen Festungen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod und verlängert durch die vielfach von bruchigen Ufern begleiteten Flußläufe des Bug und Narew in einem russisch-deutschen Kriege, wie bereits erwähnt, und wie wir später ausführlicher erörtern werden, als wesentliche Stütze für den russischen Aufmarsch und das Vordringen der deutschen Heere hindernd zur Geltung kommen.

Bevor wir zur Betrachtung der Operationen, welche Rußland gegen Deutschland führen kann, schreiten können, ist es unerläßlich einen Blick auf die dabei hauptsächlich in Betracht kommenden politischen Verhältnisse zu werfen.

So gut fundamentirt auch augenblicklich, und voraussichtlich für längere Zeit, das mitteleuropäische Friedensbündniß erscheint, so giebt es doch bekanntlich besonders auf politischem Gebiete nichts Dauerndes, da sowohl in den Interessen der Staaten Veränderungen entstehen, als auch vor Allem mit dem Wechsel der leitenden Personen andere politische Anschauungen und andere politische Einflüsse an Stelle der früher geltenden treten können.

Es erscheint daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wenn der bisherige gewaltige Leiter der politischen Geschichte Deutschlands und der Politik Europas dereinst seinem ihm vorangegangenen kaiserlichen Herrn folgt, der von vielen Köpfen unserer östlichen und westlichen Nachbarstaaten geplante Kampf Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland dennoch zum Ausbruch kommt, indem es zugleich gelungen sein kann, die Triple-Allianz zu sprengen und Italien und Oesterreich zur Neutralität in demselben zu veranlassen.

Ohne die strategischen Verhältnisse jenes Kampfes zwischen den erstgenannten drei Großmächten in nähere Betrachtung zu ziehen, die außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen würde, wollen wir nur die strategischen Bedingungen des Kampfes zwischen Rußland und Deutschland allein in Folgendem in's Auge fassen.

Rußland kann hinsichtlich dieses Krieges sich für die Offensive oder für die Defensive entscheiden. Betrachten wir zuerst die Chancen einer Offensive Rußlands gegen Deutschland, so ergiebt sich, daß vor der völligen Versammlung der russischen Operations-Armee in den westlichen Gebieten dieses Reiches eine Offensive mit partiellen Kräften gegen das Herz Norddeutschlands, Berlin, unternommen, ein Fehler, ein Luststoß sein würde, der unbedingt die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen müßte. Es wird sich bei Ausbruch dieses Krieges nur um den oben erwähnten Vorprall der russischen Cavallerie handeln können, der, wenn er auch dem Gegner empfindlich werden kann, doch ohne ernstere Folgen bleiben wird. Das deutsche Eisenbahnnetz ist dem russischen, wie wir erwähnten, derart überlegen, und die weit raschere Versammlung der deutschen Heere an der deutschen Ostgrenze derart gesichert, daß Rußland unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu einer Offensive gegen Berlin schreiten kann. Nur in dem außergewöhn-

lichen Falle wäre eine Chance für dieselbe vorhanden, daß etwa zu einem Zeitpunkt, wo Deutschland mit einer anderen Macht bereits in einen Krieg verwickelt wäre, die Hauptmasse der deutschen Heere wie 1871 weit in Feindesland eingedrungen und dort genügend beschäftigt wäre; in einem Moment etwa, wie er im November 1871 eintrat, als Orleans wieder in französische Hände gefallen war, und die Armee Aurelle de Paladines von dort gegen Paris vordrang, und man in Versailles die Koffer gepackt hatte. Allein selbst in diesem Falle ist es fraglich, ob nicht der unerschöpfliche Reichtum Deutschlands an ausgebildeten Soldaten, nach Fürst Bismarck ca. 3 Millionen, 2 Millionen an den Grenzen und dahinter die erforderlichen Reserven (nach französischer Berechnung im Ganzen gegen 4 Millionen) das große Organisationstalent seiner Heeresleitung, und sein günstiges Bahnnetz, ihm nicht doch noch ein rechtzeitiges Zuorkommen vor der russischen Offensive gestatten würden.

Fassen wir jedoch zunächst den für Rußland günstigsten Fall in's Auge und nehmen wir an, daß es ihm gelungen sei, den voraussichtlich deutscherseits ihm entgegentretenden Kräften ganz erheblich überlegene Streitkräfte in seinen westlichen Grenzgebieten zu versammeln, so sind wir der Ansicht, daß nur eine möglichst rasch durchgeführte russische Offensive auf dem kürzesten Wege auf Berlin die meisten Chancen für die Erlangung eines für Rußland günstigen Friedensschlusses bietet, und daß unter dieser Voraussetzung die von mancher Seite als die zweckmäßigste bezeichnete Offensive der vereinigten russischen Hauptstreitkräfte auf dem rechten Weichselufer durch die Provinz Ostpreußen und nördlich der Warthe auf Berlin, im Verein mit einer starken Flotten-Diversion, während Rußland an der mittleren Weichsel und im westlichen Polen defensiv bleibt, unbedingt weniger Erfolg verspricht.

Die russische Offensive auf dem rechten Weichselufer würde Königsberg zu belagern resp. eng einzuschließen haben; ferner würde Thorn, als Offensivbrückenkopf in ihrer linken Flanke gelegen, zu cerniren, später zu belagern, und die Befestigungen von Marienburg und Dirschau zu nehmen sein; alsdann würde sie die Weichsel Angesichts des Feindes überschreiten müssen, Danzig einschließen und bei ihrem weiteren Vorrücken auf Berlin sich gegen das ihr Vordringen bedrohende Posen sichern müssen, Küstrin einschließen, und später, um in den Besitz dieses wichtigen Eisenbahnpunktes zu kommen, belagern müssen. Auf eine wesentliche Einwirkung der russischen Flotte auf diese Operation vermag zunächst nicht gerechnet zu werden, da dieselbe zuvörderst den Kampf mit der deutschen Flotte aufnehmen hätte, und da ferner die deutschen Hafenplätze von Bedeutung sämtlich besetzt sind und die Landung an den flachen Ostseeküsten schwierig ist.

Die directe russische Operation von Warschau über Posen auf Berlin auf der kürzesten Linie hätte dagegen allerdings Posen zu belagern und den starken Warthe-Abchnitt zu passiren, ebenfalls Thorn zu nehmen und Königsberg zu belagern resp. fest einzuschließen.

Es muß hinsichtlich ihrer zugegeben werden, daß das Ueberschreiten des Warthe-Abchnitts bei Posen sehr erhebliche Schwierigkeiten bietet, daß ferner das nördlich der mittleren Warthe gelegene See- und Waldterrain ein Vorschreiten größerer Heeresabtheilungen sehr erschwert. Allein es bleibt für ein derartiges Vorrücken immerhin in der Gegend von Skupce ein mehrere Meilen breiter Raum nördlich der Warthe und ein völlig genügender südlich dieses Flusses; und ferner ist die Warthe von Gionzyn bis Schrimm mehrfach überbrückt, und wenn auch, wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört wären, doch bei ihrer Breite von 80 Meter leicht zu überbrücken, da nicht überall bruchige Ränder sie auf dieser Strecke begleiten, und da ferner den Uebergang tactisch begünstigende Waldungen mehrfach an beiden Ufern an dieselbe herantreten. Jedenfalls ist das Ueberschreiten der mittleren Warthe nicht so schwierig wie das des unteren 900—1100 Meter breiten Weichselstromes.

Die im westlichen Polen versammelten russischen Streitkräfte können von dort aus in 3—5 Marschtagen vor Posen stehen, während eine russische Offensive durch Ost-Preußen weit langsamer gegen das Herz Norddeutschlands führt.

Man könnte den Einwurf erheben, daß der Weichselübergang dem russischen Invasionsheere durch eine starke russische Diversion von dem hierzu zu verstärkenden Einschließungscorps von Thorn in der Richtung auf Bromberg erleichtert werden kann; allein die Defileen des Nege- und Brahe-Abchnittes sind hier auf ihren linken Flügel gut an die Weichsel angelehnt, leicht nachhaltig zu vertheidigen, auch wird sich die Cernirung Thorns auf dem linken Weichselufer voraussichtlich erst nach Ueberschreitung der Weichsel vollziehen lassen. Einen erheblichen Nachtheil hat allerdings die Offensive über Posen in directer Richtung auf Berlin, es ist der, daß bei ihrem Beginn die Eisenbahnverbindung mit Warschau durch Thorn unterbrochen wird und streckenweise durch Landcommunicationen ersetzt werden muß, und daß dieselbe nur für die ihren linken Flügel bildenden Heeresheile über Myslowitz durch die schlesischen Bahnen nach einiger Zeit gewonnen werden kann. Allein durch den in kurzer Zeit ausführbaren Bau einer Umgehungsbahn von der Linie Warschau—Thorn nach der Bahn Thorn—Inowracław—Posen über die Orte Kacionzek—Skuczew—Oniewskowo würde eine rückwärtige Eisenbahnverbindung auch für die auf Posen vorgehenden Heeresheile hergestellt werden können. Die Operation gewährt endlich den erheblichen Vortheil, daß von ihr aus, nachdem eine Entscheidung bei Posen gefallen ist, leicht eine starke Diversion auf das linke Oberufer abgezweigt werden kann, die den Oberübergang etwa in der Gegend von Glogau bewerkstelligt, diese wenig Offensivkraft besitzende Festung einschließt und alsdann, indem sie erforderlichen Falls den nördlich von Posen auf Berlin vordringenden Heeresheilen den Uebergang über die Oder wesentlich erleichtern hilft, auf Berlin vorgeht.

Allein die erwähnte Operation setzt, wir betonen es nochmals, eine

sehr starke Ueberlegenheit russischer Streitkräfte voraus, da bei ihr nicht nur 2 große Festungen zu belagern, sondern auch 3, darunter allerdings eine kleinere, einzuschließen sind. Man könnte den Einwurf erheben, daß auch Königsberg belagert und genommen werden muß, um eine Diversion von dorthier gegen die russischen Verbindungen zu verhindern.

Allein so erwünscht der Besitz dieser Festung auch für die angebotene russische Operation ist, so läßt sich doch annehmen, daß die russische Flotte, die im angenommenen Falle voraussichtlich mit einer verbündeten die deutsche mit Leichtigkeit im Schach halten würde, sich bald nach erfolgreicher Beschließung der Küstenbefestigungen bei Pillau in den Besitz des friischen Haffs setzen und derart die Offensivunternehmungen Königsbergs auf die seiner normalen Kriegsbefatzung entsprechenden, beschränken würde.

Wir schreiten jetzt zur näheren Erörterung der Verhältnisse, welche für die russische Operation über Posen auf Berlin in Betracht kommen.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man eine Theilung der vorausgesetzten gewaltigen russischen Streitkräfte der leichteren Leitung und Bewegung halber in 3 Armeen annimmt, und ferner, daß eine stärkere Heeresabtheilung von etwa 1 bis 2 Armee-Corps nach Maßgabe der in und bei Königsberg versammelten Streitkräfte von der Festung Kowno aus gegen den offenen Theil der ostpreussischen Grenze und gegen Königsberg, zu dessen Einschließung vorgehen wird. Dieses Corps würde die Bahnlinie Gydtkuhnen—Kowno und die Linie Kowno—Radziwitiſchki nach Dünauburg, dem Haupt-Artillerie- und Ingenieur-Depot des nordwestlichen Rußlands als Verbindungslinie haben. Gleichzeitig mit dem Vorrücken dieses Corps auf Königsberg ist die Annahme gerechtfertigt, daß die russische Flotte in der Ostsee längs der ostpreussischen Küsten gegen die deutsche, sofern dieselbe nicht durch eine andere Flotte bereits in ihren Häfen blockirt ist, vorgehen, und dieselbe von der hohen See zu vertreiben suchen wird, und daß sie sich alsdann gegen die Hafenplätze Königsberg und in zweiter Linie Memel wendet, um deren Küstenbefestigungen durch energische Beschießung zum Schweigen zu bringen, die Torpedosperrten zu zerstören und sich besonders in den Besitz der Einfahrt von Pillau und des friischen Haffs zu setzen.

Der Aufmarsch der 3 russischen Armeen würden im westlichen Polen etwa westlich der Linie Wloclawek—Kutno—Łódź—Nowo-Madomsk stattfinden. Die russische erste Armee würde sich dann zwischen der Linie Wloclawek—Łenczyne und dem Goplo-See und der Warthe concentriren. Ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahn Wloclawek—Kutno—Warschau sein. Beim Beginn ihres Vorrückens würden ihre in der Gegend von Wloclawek versammelten Truppen unter möglichster Benutzung der Bahn Warschau—Aleksandrowno zur Einschließung von Thorn auf dem linken Weichselufer und zur Aufklärung über Inowrazlaw auf Gnesen und auf Bromberg vorgehen. Zur Einschließung von Thorn auf dem rechten Weichselufer würde ein angemessen starkes Detachement entweder auf Stromfahrzeugen

auf der Weichsel oder nach Ueberschreitung des Stromes auf der Schiffbrücke von Wloclawek auf dem rechten Ufer gegen Thorn vorgehen. Ferner würde gleichzeitig eine nach Maßgabe der von der unteren Weichsel her zu erwartenden feindlichen Streitkräfte entsprechend starkes Corps etwa über Dobryk-Lipno-Gollup zur Deckung der Einschließung von Thorn und Sperrung der Weichselübergänge bei Graudenz und Marienburg und zur Beobachtung der unteren Weichsel russischerseits vorgeschickt werden. Diesem Detachement würde voraussichtlich sofort Belagerungsgeschütz etwa vom Kaliber des kurzen 15 cm in gehöriger Anzahl beigegeben sein, um durch eine kurze überlegene Beschießung der Befestigungen von Graudenz und Marienburg deren Feuer zum Schweigen zu bringen und in den Besitz dieser Befestigungen zu gelangen und die dortigen Weichselübergänge ausreichend zu sperren. Dasselbe wird die Bahnstrecken Nowo-Georgiensch—Mianka—Deutsch-Eylau—Jablonowo—Graudenz (resp. Soldau—Straßburg, wenn dieselbe vollendet) zu seiner Verbindungsbahn einrichten, und sich die Benutzung der Bahnlinie Thorn—Elbing so wie die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg in seinen Besitz gelangt sind, zu sichern suchen. Bis die genannte Eisenbahnstrecke zur Verbindungslinie eingerichtet ist, kann die Weichsel bis Thorn zur Verbindung dienen. Das Corps sowohl wie das Cernirungscorps von Thorn auf dem rechten Weichselufer stoßen bei ihrem Vorrücken auf keine Terrain-Schwierigkeiten von Belang, die Drenenz ist ein unbedeutendes, leicht zu überschreitendes Hinderniß. Die rasche Herstellung der Verbindung zwischen beiden Weichselufern d. h. der Brückenschlag bei Thorn ist für das Belagerungscorps von der größten Wichtigkeit. Sobald die Einschließung von Thorn vollzogen ist, würde unverweilt mit dem Bau der diese Festung südlich umgehenden Feldeseisenbahn begonnen werden, desgleichen mit der Belagerung dieses Platzes, als deren Verbindungslinie die Weichsel benutzt werden wird.

Die russische erste Armee wird, sobald ihre Concentration vollendet ist, den Vormarsch auf Posen unter Festhaltung der Verbindung mit dem Cernirungs-Corps von Thorn, über Eleßyn, Südspitze des Givartowo-Sees, ferner von Kutno auf Skupce und von Lenczyce über Julischkoro auf Pessern antreten. Sie wird besonders ihre Front und rechte Flanke gegen das Wald- und Seeterrain westlich des Goplo-Sees sich sichern, und in dieser Richtung aufklären müssen. Sie wird nur in sehr kleinen Märschen vorgehen, wenn nicht ganz bestimmte Verhältnisse es anders bedingen, um den südlich von ihr vorrückenden beiden Armeen Zeit zu verschaffen, ihren größeren Weg zurückzulegen. Sie wird ferner besonders auf eine gesicherte Verbindung zwischen beiden Warthe-Ufern, außer den vorhandenen Brücken von Kollo, Konin und Pessern, ihr Augenmerk richten, und die Warthe-Übergänge eventuell selbstfortificatorisch sichern müssen. Ihre Verbindungslinie ist die Bahnlinie Warschau—Kutno und von da ab die Chaussee von Kutno über Skupce auf Posen, bis die Umgebungsbahn südlich von Thorn

fertig ist. Die russische erste Armee wird ihren Vormarsch in dem im ganzen offenen und freien Terrain westlich Skupce—Gimartowo und Pysern auf Posen erst dann fortsetzen, wenn die zweite und dritte russische Armee mit ihren Teten die Warthe und Lissa erreicht haben, falls nicht besondere Umstände z. B. zuverlässige Nachrichten, daß der Gegner sich mehr bei Posen oder hinter Posen concentrirt, es anders bedingen. Es ist nicht zu verkennen, daß wenn sie, durch die Warthe von den beiden anderen Armeen und in sich getrennt, unvorsichtig vorgehen würde, sie einem überlegenen Anfälle deutscher Streitkräfte in dem immer noch ziemlich walddreichen Terrain besonders auch von Norden her ausgesetzt sein würde, und muß sie daher das Wirksamwerden der Vorbewegung der beiden anderen Armeen abwarten. Die zweite russische Armee würde sich etwa in dem Raum zwischen der Linie Lenczyce—Lodz—Pabianice und der Warthe und Proszna concentriren. Sie würde den Vormarsch auf Posen in gleicher Höhe mit der südlich neben ihr vorgehenden russischen Armee mit der mittleren Directionslinie Lodz—Turek—Neustadt antreten, und ganz besonders die gute Verbindung und rasche Unterstützung der ersten russischen Armee in's Auge zu fassen haben. Rechtzeitige Recognoscirung und Herstellung von geeigneten Warthe- und Proszna-Übergängen würden zu diesem Zweck beiderseits stattfinden müssen. Die Verbindungslinie dieser Armee würde die Bahn von Lodz—Radom nach Zwangorod, von Lodz ab die Straße Lodz—Turek—Neustadt bilden. Die Concentration der dritten russischen Armee würde etwa in dem Raum zwischen der Bahnstrecke Bentkow—Nowo-Radomsk und der Proszna erfolgen. Die Mittellinie der Vorbewegung der dritten russischen Armee würde etwa die Linie Petrikau—Kalisch—Kozmin—Schrimm sein; ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahnlinie Zwangorod—Radom—Kalsuschki—Petrikau; alsdann die Chaussee Petrikau—Kalisch—Koschmin—Schrimm bilden.

Die dritte russische Armee würde den Vormarsch auf Posen zuerst zu beginnen und in stärkeren Stappen zurückzulegen haben wie die beiden anderen Armeen, da der von ihr zurückzulegende Weg der größere ist. Sie wird bei Beginn ihrer Operationen ein angemessenes Detachement so weit als angängig unter Benutzung der Bahn auf Myslowitz versenden, um die Bahnlinie Myslowitz—Kempen—Jaroczyn in Besitz zu nehmen und zu ihrer Verbindungslinie einzurichten. Sie wird ferner ein Corps etwa über Bieruschau auf Breslau entsenden, welches diese an Hilfsquellen reiche Stadt einnimmt und alsdann zur Einschließung von Glogau auf der rechten Oberuferseite vorgeht. Bis die Einschließung von Glogau seitens dieses Corps erfolgt ist, wird sich die dritte russische Armee selbstständig in ihrer linken Flanke gegen Glogau zu sichern, und in Verbindung mit der zweiten Armee vorgehend, ebenso wie diese die Aufgabe haben, rechtzeitig geeignete Uebergänge über die Warthe zu ermitteln, und ferner auch derartige Uebergänge über den nordöstlichen Theil

des Odra-Bruchs recognosciren lassen und diese letzteren, wenn angängig, zu besetzen suchen.

Dem hier skizzirten Vormarsch der dritten russischen Armee könnte der Vorwurf gemacht werden, daß er nicht in genügender Breite für die voraussichtlich vorrückenden Massen erfolge; allein die Nothwendigkeit, eventuell vor Posen zu einer entscheidenden Schlacht auftreten zu müssen, wird eine größere Breite desselben, besonders auch in Anbetracht der Trennung durch die Warthe, kaum gestatten. Es sei betreffs desselben noch erwähnt, daß das auf dem linken Weichselufer gegen Thorn vorgehende russische Cernirungs-Corps, falls Thorn eine stärkere wie seine normale Besatzung aufgenommen hat, oder sich in seiner Nähe etwa bei Inowrazlaw stärkere feindliche Streitkräfte befinden sollten, durch entsprechende Theile der russischen ersten Armee rechtzeitig verstärkt werden muß, was um so eher ausführbar sein wird, als deren Hauptkräfte sich auf dem rechten Warthe-Ufer versammeln und vorrücken.

Die Stadt Thorn liegt auf dem rechten Weichselufer und ist auf beiden Ufern durch einen Kranz weit vorgeschobener, nach neuester Construction gebauter Forts geschützt. Sie besitzt eine Eisenbahnbrücke und eine zweite feste Weichselbrücke. Sie ist im Wesentlichen als Offensivbrückenkopf für das rechte Weichselufer zu betrachten und vermag eine weit größere Besatzung wie die normale aufzunehmen.

Wie sich die ferneren Verhältnisse der russischen Offensive gestalten würden, das hängt natürlich von den Umständen ab. Bei unserer Voraussetzung, daß schon bei Beginn des Feldzuges im russischen Polen russische Streitkräfte in starker Ueberlegenheit versammelt sind, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die deutsche Heeresleitung unter diesen Umständen keine Diversion mit stärkeren Kräften gegen die rechte, ohnehin durch Weichsel, Bug und Narew und die Festung Nowo-Georgiewsk geschützte Flanke der russischen Offensive von West- oder Ost-Preußen her, oder gegen die linke Flanke derselben von Schlessien her, unternehmen wird; da die zweite russische Armee in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte mit den oben erwähnten starken Detachirungen genügende Gegenmaßregeln gegen derartige Diversionen getroffen haben wird, und da die deutscherseits dazu verwandten Streitkräfte bei der Hauptentscheidung fehlen würden. Die russische Offensive wird daher das deutsche Herr entweder vor oder hinter Posen, auf dem rechten oder linken Warthe-Ufer, wahrscheinlich in fortificatorisch für die Schlacht gut vorbereiteter Stellung antreffen. Ist die Schlachtentscheidung in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte günstig für die russischen Heere ausgefallen, so wird Posen von denselben einzuschließen, und werden die Operationen auf Berlin ohne Vorzug fortzusetzen sein. Die Stärke der russischen Armeen wird es denselben, ähnlich wie den deutschen Heeren 1870, die mit dem belagerten Straßburg und dem cernirten Metz, in dem sich

eine der besten französischen Feldarmeen befand, im Rücken gegen Paris vordrangen, gestatten, die Offensive fortzusetzen. Nach der Einschließung von Posen wird russischerseits so bald als möglich zur Belagerung und Einnahme dieses Platzes geschritten werden, um durch den Besitz dieser starken Festung einen Stützpunkt für die ferneren Operationen zu gewinnen, und diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Warthe-Übergang in Besitz zu bekommen. Ganz besonders wird es sich hierfür und für die Fortsetzung der russischen Offensive jetzt um den Gewinn einer Eisenbahnverbindung handeln. Dazu müßte vor Allem das Belagerungskorps vor Thorn den Bau der Umgehungsbahn südlich dieser Festung möglichst beschleunigen, und wird derselbe jetzt vielleicht in Folge der inzwischen gewonnenen Bahnlinien Myslowitz—Kempen—Esslyn auch vom westlichen Ende von Gniwomo her in Angriff genommen, und binnen kürzester Frist vollendet werden können. Sollte der Bahnknotenpunkt Bromberg noch nicht in den Besitz des Einschließungskorps von Thorn gelangt sein, so würde jetzt ungeäumt die dazu erforderliche Verstärkung des letzteren eintreten, um für das weitere Vorrücken der russischen Heere wenigstens die Bahnlinie Warschau—Thorn—Bromberg—Kreuz zur Verfügung zu haben.

Die für die russischen Heere bei Posen gefallene supponirte siegreiche Entscheidung darf unter den vorausgesetzten Umständen als eine derartig nachhaltige angenommen werden, daß das deutsche Heer nicht mehr in der Lage sein wird, etwa von Neuem noch auf dem rechten Oberufer hinter dem nur 8 Meilen von Posen entfernten Odra-Abschnitt, oder vor Frankfurt a/O. eventuell unterstützt durch eine in seiner linken Flanke von Küstrin ausgehende Offensive, die Oder im Rücken, sei diese hier auch mit hinreichenden Uebergängen versehen, nochmals die Schlacht anzunehmen.

Die russischen Heere werden daher nach der Entscheidung bei Posen sich trennen müssen, um ihren Vormarsch auf Berlin in dem Raum zwischen Neke-Warthe und Oder, oder südlich dieses Stromes fortzusetzen. Von der Stärke und der Verfassung und Art des Zurückgehens der geschlagenen deutschen Armee, und von den Nachrichten über deren etwaige zu erwartende Verstärkungen wird es abhängen, ob die russische Armee ihren Marsch jetzt auf Glogau nehmen kann um in der Gegend von Glogau über die Oder zu gehen, den hergestellten Oderübergang durch Feldbefestigungen zu decken und Glogau auch auf dem linken Oder-Ufer einzuschließen, daselbe zur Gewinnung eines Stützpunkts an der Oder und eines völlig gesicherten Oderüberganges, sobald Thorn und Posen gefallen ist, ebenfalls zu belagern, und inzwischen ihre Operationen über Guben auf Berlin fortzusetzen. Als Verbindungslinie wird sich die dritte russische Armee jetzt die Bahn Myslowitz—Breslau—Sagan—Guben einrichten müssen.

Wenn die Verhältnisse es gestatten, so wird die erste russische Armee bei dem Vorrücken auf Berlin mit einem beträchtlichen Theil auf das rechte Neke Ufer etwa bei Kreuz und Schneidemühl übergehen und sich

in den Besitz der Bahnstrecken Bromberg—Landesberg setzen, so daß die erste russische Armee derart eine Bahnverbindung über Inowrazlaw und die Thorner Umgehungsbahn nach Warschau gewinnt. Denn nördlich der Neke vorgehenden russischen Heerestheil würde später die Aufgabe zufallen, Küstrin auf der Nord-Ost-Front einzuschließen.

Die starke und ausgedehnte, am Zusammenfluß der Warthe und Oder gelegene, von besetzten Forts neuester Construction und von Inundationen umgebene Festung Küstrin, deren normale Besatzung eine verhältnißmäßig kleine ist, die jedoch zahlreiche Truppen aufnehmen kann, wird jetzt ihren Einfluß dadurch besonders geltend machen, daß sie zu ihrer Beobachtung resp. Einschließung, die auf einem von der Oder und Warthe durchschnittenen Raum von etwa 9 Meilen Länge stattfinden muß, sehr beträchtliche russische Streitkräfte auf sich ziehen wird. Die ungünstige Terraingestaltung im Süden der in der breiten Niederung gelegenen Festung begünstigt aberdings bei deren jetziger Beschaffenheit eine Offensive ihrer Besatzung auf dem rechten Oderufer in südlicher und südöstlicher Richtung nicht besonders. Vermuthlich würde die russische erste Armee sich nur auf eine Beobachtung oder Einschließung der drei Fronten Küstrins beschränken, und würde von einer Belagerung Küstrins erst die Rede sein können, wenn Thorn und Posen gefallen sind.

Die deutsche Heeresleitung wird sich nun entscheiden müssen, ob sie, ihre linke Flanke an Küstrin gelehnt und unterstützt durch die linke Oderufer-Bahn, den russischen Heeren den Oberübergang zwischen Küstrin und der Neisse-Mündung verwehren will, um die tactischen Vortheile dieses starken Terrainabschnittes auszunützen, und um Zeit für die inzwischen zweifellos in der Anlage begriffenen Befestigungen Berlins oder das Eintreffen von Verstärkungen zu gewinnen. Voraussichtlich wird es von dem Vordringen der inzwischen in der Gegend von Glogau über die Oder gegangenen dritten russischen Armee über die Neisse abhängen, die auch von der russischen Armee über Großen Verstärkungen erhalten kann, wie lange die deutsche Armee hier Stand zu halten vermag, und ihre Leitung wird, nachdem ihr Rückzug auf Berlin, sei es mit oder ohne Schlacht, entschieden worden ist, vor die Entscheidung gestellt sein, ob sie zwischen Frankfurt und Berlin etwa in der Stellung Erkner-Herzfelde-Hohenstein oder westlich von dem dahinter liegenden See-Abschnitt den Kampf von Neuem annimmt, oder ob sie vielleicht durch das Vordringen der russischen dritten Armee vom Süd-Westen her veranlaßt, gleich mit den Hauptkräften, unter nur leichter Besetzung dieses Abschnittes, in die inzwischen verschanzten Stellungen um Berlin zurückgeht.

Diese verschanzten Stellungen um Berlin werden im Süden aus der vorgeschobenen, durch Inundationen zu verstärkenden Ruche-Notte-Linie und voraussichtlich in einem Kranz starker Werke auf der Linie Stolpe-Zeltow-Mariensfelde-Köpnik bestehen. Im Osten in der vorgeschobenen Linie der Tasdorfer Seereihe und in einem Kranz von Werken etwa auf der

Linie Stolpe an der Havel=Blankenfelde=(Arkenberge)=Buch=Lindenberg=Marzahn=Röpenitz. Im Westen bildet die Havel mit ihren Seen und der Festung Spandau ihren starken Schutz. Die Stellungen sind besonders im Westen, Süden und Osten in Folge der verliegenden und hereingezogenen Terrainhindernisse sehr stark und fordern den Angreifer zum Hauptangriff in nordöstlicher und nördlicher Richtung auf.

Hat die russische Armee den Oberübergang in der Gegend von Frankfurt bewerkstelligt, so wird sie die dort inzwischen hergestellten Uebergänge durch einen entsprechend geräumigen verschanzten doppelten Brückenkopf auf beiden Ufern, zunächst auf dem linken decken. Bei ihrem demnächstigen Vorrücken auf Berlin wird sie sich, sei ihr nun die deutsche Armee nochmals auf der Linie Herzfelde-Hohenstein gegenüber getreten oder nicht, zu entscheiden haben, ob sie den Hauptangriff auf Berlin von Süden und Osten her, oder von Osten und Nord-Osten her führen will. Der Angriff von Süden und Osten her würde den erheblichen Nachtheil haben, durch die Spree und die Wald- und Seezone südlich derselben getrennt zu sein, und daher die Vertheidigung Berlins in die Lage setzen, auf einer Seite rein defensiv zu bleiben, dagegen auf der anderen mit ihren Hauptkräften über den über die erste Hindernißlinie mit starken Kräften vorgebrungenen Gegner herzufallen und ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Der combinirte Angriff von Osten und Nordosten her auf Berlin würde russischerseits voraussichtlich unbedingt vorgezogen werden. Er würde voraussichtlich gegen den Tassdorfer Seeabschnitt (der immerhin auch die deutsche Offensive lähmt) demonstrierend auftreten und mit den Hauptkräften von Straußberg und Werneuchen her gegen die verschanzten Stellungen östlich und nordöstlich von Berlin geführt werden, während die gegen den Tassdorfer Abschnitt engagirten Kräfte zugleich die rückwärtige Verbindung auf Frankfurt decken. In wie weit die etwa südlich auf Berlin vorgegangene erste russische Armee zu diesem Angriff heranzuziehen ist, indem vielleicht nur die Vortruppen derselben zur Vornahme von Demonstrationen an der Nuthe-Rotte-Linie zurückbleiben, darüber werden die obwaltenden besonderen Verhältnisse entscheiden. Jedenfalls würde eine Heranziehung derselben dem Grundsatz der möglichsten Vereinigung aller Kräfte zur Hauptaction am entscheidenden Punkte entsprechen.

* * *

Wir haben vorstehend die russische Offensive in ihren wichtigsten strategischen Momenten zu skizziren versucht, unter der Voraussetzung, daß ein sehr beträchtlicher Theil der deutschen Streitkräfte beim Ausbruch des russisch-deutschen Krieges bereits anderwärts engagirt ist, und daß es Rußland gelungen ist, in seinen westlichen Gebieten eine derartige Streitmacht zu versammeln, daß eine Offensive auf Berlin Aussicht auf Erfolg verspricht.

Wir wollen nun in Kurzen die strategischen Verhältnisse Deutschlands einer derartigen russischen Offensive gegenüber betrachten.

Die gewaltigen Massen ausgebildeter Mannschaften Deutschlands und die zum Schutz seiner Ostgrenze jedenfalls disponiblen Streitkräfte werden, wenn dieselben auch hauptsächlich nur aus Reserve- und Landwehrformationen bestehen sollten, selbst unter der angenommenen ungünstigen Voraussetzung, einen kräftigen Widerstand mit Aussicht auf Erfolg möglich machen. Derselbe wird jedoch auf die unter anderen Verhältnissen zweifellos sofort begonnene Offensive, die beste Form der Vertheidigung, unter diesen Umständen verzichten und in der Defensiv bleiben müssen, um durch richtige Benützung vortheilhafter Terrainabschnitte, Anlehnung an feste Plätze und Annahme der Schlacht in verschanzten Stellungen, die Minderzahl auszugleichen und möglichst Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranzuziehen, resp. Allianzen zu schließen.

Der Aufmarsch der deutschen Armeen würde sich in dem angenommenen Falle voraussichtlich in dem Raume zwischen der Weichsel und der Oder, etwa an der Bahnstrecke Thorn—Inowrazlaw—Gnesen—Posen—Lissa vollziehen. Mehr als ausreichende Bahnverbindungen (7—8 Linien) stehen für diesen Aufmarsch zu Gebote. Der bezeichnete Raum enthält mehrere der Vertheidigung außerordentlich günstige Abschnitte von sehr beträchtlicher Ausdehnung. Es ist im Norden zunächst die See-, Wald- und mehrfach bruchige Wasserlaufzone von Inowrazlaw bis zur Südspitze des Sees von Giewartowo. Nördlich derselben bilden, weiter zurückgelegen, die vielfach bruchigen Strecken der Neke und Brahe-Niederung bei Bromberg das schwer passirbare Anflussterain an die Weichsel. Südlich schließt sich von Peysern ab die schiffbare 80—120 m. breite Warthe mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung an. An diese reiht sich bei Roszyn der nur an sehr wenig Stellen passirbare, fast bis zur Oder reichende Obra-Bruch. In der Mitte des Abschnittes liegt auf beiden Warthe-Ufern die starke Festung Posen, mit einem Kranz detachirter Forts neuester Construction umgeben. Dieselbe hat eine beträchtliche normale Kriegsbefatzung, gestattet jedoch die Aufnahme weit stärkerer Streitkräfte. Auf dem linken Flügel des erwähnten Raumes befindet sich die starke Festung Thorn mit ähnlich starker Kriegsbefatzung, die den gesicherten Uebergang auf das linke Weichselufer vermittelt und ebenfalls weit stärkere Kräfte aufnehmen kann; auf seinem rechten Flügel die Festung Glogau mit verhältnißmäßig geringer Kriegsbefatzung ohne besondere Offensivstärke, aber ein fester Oberbrückenkopf.

Die Versammlung der deutschen Streitkräfte wird sich in dem erwähnten Raume in seinem nördlichen und mittleren Theil durch die genannten Terrainabschnitte, in seinem südlichen durch die Entfernung vom Feinde gesichert, unter dem Schutz der an die Ostgrenze des Seeabschnitts, ferner an die Warthe und an die Prozna vorgehenden Cavallerie vollziehen. Ueber Inowrazlaw, Stupce, Pleschen und Ostrowo vorgehende angemessen

starke Detachements werden das Vordringen des Feindes möglichst aufzuhalten, und Aufklärung über denselben zu verschaffen haben. Zum Schutz Schlesiens und seines östlichen Bahnnetzes werden Detachements bei Myslowitz und östlich von Breslau etwa bei Dels aufzustellen sein. Die Terrainverhältnisse südlich Inowrazlaw bei Skupce und an der Prozna gestatten eine vorübergehende Vertheidigung schwächerer Streitkräfte. Die deutsche Heeresleitung wird sich nach Maßgabe des feindlichen Vordringens darüber schlüssig zu machen haben, ob sie östlich der Warthe vorwärts Posen die Schlacht annehmen will, oder hinter dieser Festung und der Warthe. Ist die Minderzahl der deutschen Armee der russischen Armee gegenüber keine zu bedeutende, besitzt sie, wie sich erwarten läßt, derselben gegenüber noch eine gewisse Offensivkraft, so wird sie vielleicht das durch die Warthe getrennte Vorgehen der russischen Streitkräfte zu einem Anfall der nördlich derselben vorrückenden Heeresheile mit Erfolg benutzen, und erst wenn die Ueberlegenheit des Gegners fühlbar wird, in eine feste verschanzte Stellung vor Posen etwa in der Linie Kurnik-Roßtrzyn zurückgehen. Eine derartige Offensive hat jedoch in Anbetracht des an der Warthe vielfach waldigen Terrains und des Umstandes verhältnißmäßig wenig Aussicht auf Erfolg, als die hier nur 80—120 m breite Warthe mehrfach auf russischem Gebiete z. B. bei Konin und Pejsern überbrückt, und in dieser Gegend auch auf deutschem Gebiet nicht unschwer zu überbrücken ist.

Will die russische Armee die Stellung Kurnik-Roßtrzyn südlich umgehen, so stößt sie auf die Warthe und den Odrabruch und den leicht zu sperrenden Abschnitt von Moszyn, und vermag sich die deutsche Armee über Posen und die südlich dieser Festung in Bereich der Forts von ihr hergestellten Wartheübergänge stets rechtzeitig in sehr günstiger Vertheidigungsstellung ihr vorzulegen. Versuchte die russische Armee die Umgehung der Stellung in der linken Flanke, so würde sie ein schwieriges Wald- und Seeterrain zu durchschreiten haben und während dieser Umgehung vom Gegner, gestützt auf Posen, in der Flanke angegriffen werden können, auch würde sie, selbst wenn die Umgehung glückte, die Warthe zu überschreiten haben und ihre rückwärtigen Verbindungen bloßstellen. Beide Umgehungen der Stellung Kurnik-Roßtrzyn erscheinen daher undurchführbar.

Die deutsche Armee kann ferner, wenn ihre Minderzahl besonders dazu auffordert, sehr vortheilhaft, hinter der Warthe an die Festung Posen gelehnt sich dem russischen Vordringen entgegenstellen. Hinter dem Abschnitt von Moszyn in verschanzter Stellung, die Warthe und den Odra-Bruch vor der Front, die linke Flanke an die Befestigungen von Posen gelehnt, die rechte durch den Odra-Bruch gedeckt, würde die deutsche Armee in gut vorbereiteter verschanzter Stellung eine vortreffliche Position haben, bei deren Angriff der Gegner durch einen Angriff von Posen her in seiner rechten Flanke bedroht ist, und die er nicht umgehen kann, sondern angreifen muß, da er sonst seine Verbindungen Preis geben würde. Fast

ebenjo stark ist die Stellung auf dem linken Warthe-Ufer nördlich von Posen; den rechten Flügel an diese Festung gelehnt, die Warthe mit ihrer Niederung als zusammenhängendes sehr beträchtliches Hinderniß vor der Front und auf der linken Flanke. Diese Stellung hat den Nachtheil, daß mehrfach ausgebehnte Waldungen an das rechte Wartheufer heranreichen und die gedeckte Annäherung des Angreifers begünstigen; ferner daß derartige Waldungen auf dem linken Wartheufer vor der Stellung liegen, die deshalb mit ihrer Haupt-Position etwas zurückgezogen, etwa auf der Linie Suchlas-Kietrz-Sobota-Obiezecze liegen, und eine vorgeschobene Linie an der Warthe selbst zur möglichsten Erschwerung des Wartheüberganges haben müßte. Von ganz besonderer Bedeutung für die Behauptung dieser Stellung kann eine energisch geführte Offensive von Posen her gegen die linke Flanke des Angreifers, auf dem rechten oder linken Warthe-Ufer werden. Es kann unter Mitwirkung derselben dem Vertheidiger möglich werden, den Angreifer, wenn er mit einem beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte über die Warthe gegangen ist, mit Ueberlegenheit anzufallen und ihn in der Trennung zu schlagen. Auch hier kann von einer Umgehung der Stellung in südlicher oder nördlicher Richtung nicht die Rede sein, da der Angreifer damit seine Verbindungen Preis geben würde. Ist eine Hauptschlacht bei Posen geschlagen und waren die russischen Waffen in derselben siegreich, so erscheint der Rückzug der deutschen Armee auf Frankfurt und Küstrin über die Oder, wenn nicht ganz besondere Umstände, wie z. B. das Eintreffen sehr beträchtlicher Verstärkungen, eintreten, angezeigt. Betreffs der Verhältnisse der Vertheidigung der Oder und Berlins gestatten wir uns auf das bereits früher darüber Gesagte zu verweisen. Es sei nur noch bemerkt, daß eine jetzt eintretende erhebliche Verstärkung der normalen Kriegsgarnison von Küstrin ganz unverhältnißmäßig starke russische Streitkräfte nach jener Festung ablenken muß, da die derart verstärkte Besatzung Küstrins auf ihren 3 durch die Oder und Warthe getrennten Fronten mit ausreichenden Kräften auf jeder Front eingeschlossen werden muß, wenn diese Flüsse auch Seitens der Cernirenden überbrückt sind.

Aus den geschilderten Verhältnissen ergibt sich, daß die skizzirte russische Offensive auf der Linie Thorn-Posen-Glogau zu einem, wenn auch nur vorübergehenden, Halt genöthigt sein würde, und ebenso beim Ueberschreiten der Oder bei Frankfurt, und daß dieselbe schließlich an den Befestigungen Berlins zum Stehen kommen würde. Zeit gewonnen heißt aber unter den vorausgesetzten Umständen für die deutsche Vertheidigung Alles gewonnen, und es läßt sich daher annehmen, daß die etwa von der anderwärts engagirten Feld-Armee und aus dem übrigen Deutschland gegen russischen Angriff heranzuziehenden Verstärkungen unbedingt vor dem Fall der Befestigungen Berlins, und voraussichtlich zum Theil schon eher bei der deutschen Vertheidigungs-Armee eintreffen und dieselbe in die Lage setzen werden, ihrerseits die traditionelle preussische Offensive zu ergreifen.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)



Zwei Gedichte

von

Adolf Milbrandt.

— Rostock. —

Kleine Leute.

Mänschen stehn am Warnow-Ufer,
In der letzten aller Gassen;
Branne Neß' und Reusen trocken,

Goldlack blüht am niedren Fenster,
Cheergeruch durchwürzt die Luft.

Durch die letzten Gassen wandernd
War ich weit hinweggekommen;
War beim sterbenden Volk der Goten,
Die des Welschlands Herrn geworden,
Die nun Land und Leben ließen.
Neben mir, auf leisem Fuß,
Ging die dunkle Melpomene,
Summt' und sang das Schicksalslied
Mit der glockentiefen Stimme,
Spann das schwarze Neß des Todes
Rings um alles Volk der Goten.

Und mein Auge, weltentrückt,
Sah die Edlen, Todbereiten:

Krieger, ihrer Wunden lachend,
Jungfrau, thränend ohne Klage,
Knaben, die das Schlachtlied sangen,
Greise Helden, stumm verscheidend.
Schallend stieg's empor zum Himmel,
Wiederhallend von den Bergen:
Werft den Speer und hebt den Schild!
Lieber todt, als Herrenknechte;
Kämpfend stirbt das Volk der Goten!

So durch jene Gassen schreitend
Hemmt' ich plötzlich Fuß und Schritt,
Wußte nicht, warum; doch merkt' ich
Träumend: etwas steht im Wege.
Und ich sah hinab; ein Knäblein
Sah ich, das auf festen Füßchen
Angewurzelt, sorgenlos
Mir den schmalen Steig versperrte;
Sah ein Mägdlein, zollhoch größer,
Blond umsträhnt das runde Köpfchen,
Träumend Hand in Hand gefaltet.
Doch sie hob die großen Augen

Auf zu mir, der sie betrachtet,
Und vertrauensvoll, mit ernsthaft
Fröhlichem, treuherz'gem Lächeln:
„J' bün Marthä!“ sprach die Kleine.

„Bist Du Marthä!“ wiederholt' ich,
Aus dem Land der Goten kehrend,
Lächelnd zu so süßem Lächeln.
Und vertrauensvoll, das Aug'
Auf dem ihren: „Nun, und Der?“
Fragt' ich, auf das Bübchen deutend.

„Dat is Dale!“ sprach die Kleine.
Und die Augen lachten wieder,
Und sie hüpf't auf einem Beinchen:
„Krank is of min Mutting wesi;
Nower nu is f' beter word'n.“

Da erhob sich auch ein wenig
Valentin's gelüpfes Beinchen,
Und mit ehrenfestem Lächeln
Nickt' er stumm zu ihren Worten;
Gleich als wünsch't er mir zu sagen:
„Die soll reden, denn sie kann es,
Und was sie Dir sagt, das kannst Du
Glauben; und die Zeit wird kommen,
Wo auch Dale weiß zu reden.“

Fern noch in des Geistes Ohr
Hört' ich Melpomene's Lied,
Hört' ich Schlachtgesang der Goten.
Bübchen schaut' ich an und Mädchen;
Er und sie und ich, wir lächeln.
Und so lächelnd dacht' ich: Ei,
Ihr so bald vertrauten Freunde,
Die der „Fischerbrudr“ geboren,
Ist so weit denn von den Goten
Bis zu euch? Ihr Plattlandsfinder,
Seid auch ihr nicht Blätterknospen
An dem Riesen-Völkerbaume,
Dem der Goten Volk entfiel?
Tönt in eurer Sprache nicht

Noch ein Nachhall, lang' gespart,
Von der Goten Sprache wieder?
Waren nicht der Goten Kinder,
Ob auch wilder, ungewasch'ner,
Aehnlich euch an Seel' und Leib,
Flächsen blond, aus blauem Aug'
Ehrenfest, treuherzig, frei
In der Menschen Augen schauend?
Fren' ich mich, der Goten denkend,
Nicht an euch, den Unbesiegten,
Lebensfreud'gen, Sonnenblütchen,
Deutschen Reichs beschirmten Kindern,
Liebreich vom Geschick gesegnet?
Muß ich euch nicht, desß zum Zeichen,
Dies vom deutschen Reiche schenken?

Also denkend fragt' ich: „Marthä
Soll ich Dir und ihm dies schenken?“
Ihr vor's Aug' die Münzen haltend.
Freundlich nickt sie; schlichter kann
Nicht der Unschuld Engel nicken.
Und ich gab die Silberstückchen;
Dachte lächelnd, doch verschwiegen:
„Lebe wohl, Amalasunthäl
Lebe lange, Totila!“
Plötzlich, lautlos, Hand in Hand
Sprangen sie wie aufgeschreckte
Rehlein über'n Weg von dannen.

Doch das Jungfräulein, das klüg're,
Weltgeschliffne, jählings ließ sie
Los den Bruder, schnellen Fußes
Kam sie wieder; vor ihr her
Flog ein kindersüßes Lächeln.
Traulich mir ein Händchen reichend —
Welch ein Händchen, weich wie Blüten! —
„Danke of velmal!“ sprach sie hell,
Mit dem großen Aug' mich grüßend.
Dann entfloß sie. Golden flatternd
Flog ihr Haar wie Sommerfäden;
Und die jungen Gotenfinder —
Gott erhalt' sie! — sprangen schweigend
In das letzte jener Häuschen.

Waldzauber.



n des Lenzes Maienfrische,
In des Waldes grünen Schatten
Ging der Träumer, tief ver-
sonnen,

An des Lebens Räthsel denkend,
Mit gesenktem Haupt dahin.
Aus dem tiefsten der Gedanken
Weckt ihn einer hellen Stimme
Schrilles, banges Hilferufen.
Und des Lebens Räthsel lassend
Wie es ist, zu helfen eilt er;
Sieht schon, wie in sonnenloser
Waldesnacht ein Mägdlein
Des Bedrängers, eines wilden,
Finstertödligen Gesellen,
Halbbewungen sich erwehrt.
Doch der Träumer, rasch wie Helden,
Springt hinzu; den Frevler faßt er
Mit den unbewehrten Händen,
Ringt mit ihm, entreißt den Dolch ihm.
Der die schwache Maid bedrohte,
Wirft so Dolch wie Mann zu Boden;
Preßt ihm würgend Brust und Kehle,
Läßt den Feigen dann entfliehn.

Und zum Mägdlein sitzt er nieder,
Dem noch bleich die Lippen beben,
Legt ihr Haupt an seine Schulter,
Schaut sie schweigend an und lächelt.
Doch das Mägdlein, leise schluchzend,
Spricht: Wie seid Ihr stark! und tapfer!
Staunt ihm dankbar in's Gesicht.
Und es fliegt ein Purpurflämmchen
Ueber die verbläuten Wangen;
Freundlich nickt ihr lieblich Antlitz,
Während noch von Grau'n und Bangen
Ihres Wuchses Blume zittert.

Und des Lebens großes Räthsel
Ganz vergessend fragt der Andre:

Wollt' er so Dich küssen, Kind?

Ja, das wollt' er! sagt sie senkend.

Wollt' er so an's Herz Dich drücken?

Ja, das wollt' er! senkt sie wieder.
Doch verwundert dann, erbangend
Schaut sie auf. Und zärtlich lächelt,
Herz zum Herzen, sein gebräuntes,
Blühend edles Angesicht.
Und sie prüft's, mit jenem Wilden
Diesen Retter still vergleichend;
Blickt zu tief in seine Blicke,
Weilt zu lang' auf seinem Lächeln.

Und der Retter fragt sie wieder:
Wollt' er so im Arm Dich halten?
So auf seinen Schooß Dich ziehen?
So den holden Mund verschließen? —
Nicht mehr sagt sie: Ja, das wollt' er!
Schweigend läßt sie frag' auf Frage
Und der Liebe Wunsch geschehn.

Schon gen Abend sank die Sonne,
Blickt' ihr durch des Waldes Nacht
Funkelnd auf die rothen Lippen,
Auf die sanft erglühten Wangen,
Da sie nun zum Gehn sich wendet,
Von so gutem Freund zu scheiden.
Ihre Foden streicht sie rückwärts,
Legt auf seine Hand ihr Händchen,
Flüstert sanft, treuherzig lächelnd,
Doch ein wenig bebt die Stimme:
Lebet wohl! Ich dank' Euch schön!

Und von dannen schwebt im Grün
Ihres Wuchses schwankte Blume;
Tief im Walde steht der Träumer,
Wieder wie zuvor allein
Mit des Lebens großem Räthsel.





Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.

Don

August Koller.

— Waldshut a. Rh. —

Gesetze gleichen in einer Beziehung den Frauen; diejenigen sind die besten, von welchen man öffentlich am wenigsten spricht. Nun kann man von den dem Rechtsleben insbesondere gewidmeten Gesetzen, im Allgemeinen wenigstens, allerdings nicht sagen, daß sie außer dem Kreise der Fachgenossen einer regen Theilnahme begegneten. „Römisch Recht, gedenk' ich deiner, liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, liegt's wie Mühlstein mir im Magen, ist der Kopf wie brettvernagelt“ singt Scheffel in seinem Trompeter. Gar Vielen ist das aus der Seele gesprochen, und unter dieser Ungunst leidet auch die „der deutschen Erde entsprossene Blum' eigenen Rechts“. — Huh, wie langweilig! sagen die Einen; summum jus summa injuria, meinen die Andern, oder wie ein bürgerlicher Abgeordneter im Eifer der Rede einmal ausrief: vivat justitia, pereat mundus! Und doch, wenn man den weiten Kreis überblickt, wenn man erwägt, wie von der Wiege bis zur Bahre in allen, die Menschen in ihrer Beziehung zu einander berührenden Verhältnissen das Recht als treuer Begleiter nebenhererschreitet, so sollte man meinen, es verlohnte sich auch dem Fernerstehenden, einmal zuzusehen, was Erb-Weisheit von Jahrhunderten auch zu seinem Wohle zusammengehäuft hat. Der alte Wittermaier sagte einmal, ein Nichtfachgenosse verstehe die Juristen nicht, denn sie hätten ihre eigene Sprache wie die Zigeuner. Worauf er hinauswollte, war, daß man Allgemeingültiges auch in allgemeinverständlicher Sprache ausdrücken solle. Davon sind wir in den Rechtsgesetzen und der Rechtsprechung allerdings noch weit entfernt*). Der junge Jurist sagt mit Vor-

*) In dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches weiter als je.

liebe „irrelevant“ für bedeutungslos, „eventuell“ für „im Falle“; der alte im Amt stehende spricht von der „diesseitigen Kenntniß“, zu welcher Etwas „gekommen“, von „doloſem“ Handeln — um nur einfachere Beiträge zum juristischen Kauderwelsch zu erwähnen. Sind diese Gründe vielleicht nicht ganz bedeutungslos, um die Nichtkenntniß der größeren Kreise des Publikums in dieser Beziehung sich zu erklären und die Abneigung derselben zu verstehen, so kommt dazu ein Weiteres. Das Goethe'sche Wort: „Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken! — Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht! Das Publikum wird es euch doch zerpfücken!“ gilt auch hier. Die lobenswerthe Gründlichkeit der Deutschen, ihre Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, hat eine minder lebenswürdige Rehrseite, nämlich die starke Hervorkehrung einer individuell zu selbstständigen scharfen Kritik, ja Tadel sucht, unter welcher Alles, was in dem öffentlichen Leben und für dasselbe geschaffen wird, zu leiden hat. Dies zeigt sich insbesondere hinsichtlich eines der großen, eine bestimmte Verfahrensart regelnden Reichsgesetze, der Strafproceßordnung. Dieses Gesetz bestimmt bekanntlich die Art und Weise, wie Anklagen hinsichtlich Strafthaten zu erheben und in welchem Verfahren sie zu behandeln, geeigneten Falles zur Aburtheilung zu bringen sind. Nun gelangte schon von Anfang an durch der Parteien Abneigung sein Charakterbild nicht völlig zur Erscheinung. Aber auch so wie es einmal gestaltet war, ließ man ihm von seinem Inslebentreten am 1. October 1879 an nie Zeit, sich einzuleben. Es hat dies auch der verdienstvolle frühere sächsische Generalstaatsanwalt von Schwarze des Oestern beklagt. Schon sind mehrfach die gesetzgeberischen Factoren mit der Abänderung des Gesetzes behelligt worden, und es wurden von Mitgliedern zweier Fractionen neuerdings wieder im Reichstag Anträge eingebracht, nach welchen künftighin abgesehen von den vor den Schwurgerichten abzuhandelnden Sachen alle strafgerichtlichen Verhandlungen in zwei Instanzen, also doppelt vorgenommen werden können, wobei dann die Prüfung darüber Seitens des Reichsgerichts den Schluß zu bilden hat, ob etwa im vorhergehenden Verfahren eine gesetzliche Bestimmung verletzt wurde*). Die Erfahrung lehrt jetzt schon hinsichtlich der gegen die Urtheile der Schöffengerichte zugelassenen (zweiten) Berufungsverhandlungen, daß die zum zweiten Mal auszusagenden Zeugen sich viel unbestimmter ausdrücken, als das erste Mal. Das ist in der Natur der Sache, in der Beschaffenheit des menschlichen Gedächtnisses begründet, und es wird noch stärker hervortreten, wenn dann die Zeugen weiter, mehrere Wochen nach der Verhandlung der Landgerichte (Strafkammern) etwa zusammen an den Sitz des betreffenden Oberlandesgerichts zu reisen haben. Es läßt sich auf Grund anderweitig gemachter Erfahrung mit Sicherheit vorhersehen, daß die geplante Abänderung, zum

*) Die Stimmung im Reichstage ist ihnen günstig, und der preussische Justizminister hat sich in Gleichem früher bereits ausgesprochen.

Gefetz erhoben, keine Abhilfe gewähren wird. Wollte man abändern, so hätte eine einfachere Neubildung des Verfahrens besser dem behaupteten Bedürfnis genügt. Es wird behauptet, der Angeklagte komme oft mit dem Vorbringen seiner Verteidigungsmittel zu kurz. Die Einschlebung einer zur Geltendmachung derselben bestimmten Sitzung, auf welche hin das Gericht über etwaige Eröffnung des Hauptverfahrens zu beschließen hätte, käme dem geltend gemachten Bedürfnis besser als die geplante Neuerung entgegen. Uebrigens zeigt sich an diesem Punkt sehr deutlich, wie unbequem die aus Mißverständnis der Naturwissenschaft hervorgegangene starke materialistische Grundströmung unserer Zeit den Lobredern derselben werden kann. Der allgemeine Mißcredit, in welchen die philosophischen Wissenschaften gerathen sind, hat auch die Jünger der Rechtswissenschaft nicht unberührt gelassen. Das Fachstudium ist bei einer großen Anzahl derselben zum ausschließlichen Brotstudium geworden. Mit allem Eifer und aller Gewissenhaftigkeit wird das streng abge sonderte Feld abgegraben und später bebaut; die reichen nebenan sprudelnden Quellen der Erkenntnis bleiben unbeachtet. Kein Wunder, wenn das Feld theilweise dürr wird. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zeigen sich die Folgen davon deutlich. Diese Art des Studiums führt hier zu einer sehr sorgfältigen Bemühung, die in die äußere Erscheinungswelt tretende Handlung so genau als möglich festzustellen. Der dieselbe wirkende Wille des Handelnden aber wird als aus den Umständen sich selbstverständlich ergebend derselben genauen Erforschung nicht unterzogen. Man hat sich dafür lediglich auf das Ruhebett des Bewußtseins zurückgezogen, und was dieses ist, weiß natürlich Jeder schon von selbst. Die herrschende Maxime lautet: „Was Geist ist, weiß ich von selbst“ und „Der Richter ist souverän“. Daß aber damit demselben die Verpflichtung auferlegt ist, sein Wissen und dessen Bethätigung soweit als möglich zu erweitern und zu vertiefen, wird überwiegend nicht beachtet. Die Folge ist, daß gerade die feineren Köpfe die Beschäftigung mit der Praxis in der Strafrechtspflege als unliebsam ansehen und sich auf andere Gebiete der praktischen Rechtspflege werfen. Daß dieselben auf der andern Seite für die Schemen einer Rechtsphilosophie ohne Philosophie, für eine scholastische Haarspaltung der Begriffe sich nicht begeistern können, ist auch nicht zu verwundern. Die Strafrechtspflege kann durch dies alles natürlich nur leiden.

Auch gegen ein anderes Reichsgesetz hat sich und zwar ein förmlicher Sturm der Entrüstung erhoben, das Gerichtskosten gesetz. Nun hört bei Geld bekannlich die Gemüthlichkeit auf, wenn es an das Zahlen desselben geht, und es muß auch Jedem bitter sein, wenn er z. B. einen Rechtsstreit auf erhobene Klage gewonnen hat, und er soll nun noch dazu, daß er trotz seines Sieges von dem mittellosen Gegner selbst nichts bekommt, entstandene Gerichtskosten zahlen. Ob das Interesse der Staatskasse hier ein so schwerwiegendes ist, daß eine solche Bestimmung bestehen bleiben

muß, wäre wohl reiflicher Erwägung werth. Aber dagegen hat sich der Ansturm nicht gerichtet, und es kann immerhin befremden, daß, als die Rechtsregierung das andere Reichsgesetz, welches die Gebühren und Auslagen der Rechtsanwälte regelt, einer Abänderung zu Nutzen des rechtsuchenden Publikums unterziehen lassen wollte, sich eine solche Bewegung gegen eine derartige Abänderung geltend machte, daß diese Verbesserung in der betreffenden Reichstagscommission stecken blieb. Die Gerichtskostenansätze mindern, die Sätze der Rechtsanwaltsgebühren aber ungeändert fortbestehen lassen, das gleicht einer im Rheingau nöthigen Ufercorrection, behufs deren die Ufer des Mains corrigirt werden, einer Correction der Ufer des Rheins bis Mainz aber die Einwendung entgegengehalten wird, man unterbinde damit dem Strom selbst seinen Lauf. Jedenfalls dient ein solcher überwiegender Einfluß der Rechtsanwälte im Reichstage nicht zur Unterstützung der aus ihren Reihen aufgestellten Behauptung, daß die jetzt geordneten Sätze das geringste Maaß dessen enthielten, was ein Anwalt zum standesgemäßen Unterhalt durch seinen Berufserwerb nöthig habe.

Aber wenn man hinsichtlich der genannten Reichsgesetze Gründe für die Art der ihnen entgegentretenden Opposition aufzufinden vermag, so ist dieses doch nicht der Fall hinsichtlich der Weise, wie in neuerer Zeit auch an ein anderes der großen Reichsproceßgesetze eine scharfe Kritik angelegt wird, die deutsche Civilproceßordnung. Die Zeit, da Alle friedlich bei einander wohnen, ist bekanntlich nicht da und wird vermuthlich so rasch auch nicht eintreten. Der Verkehr der Menschen untereinander bringt es mit sich, daß es ohne Streit nicht abgeht. Wenn Einer dem Andern Etwas verkauft oder kauft, vermietet, leiht u. s. w., so kann es über Sache, Preis oder auch Arbeitsleistung u. a. Zwistigkeit geben; Einer verklagt den Andern. Hier die Gerechtigkeit richtig zu vertheilen, ist Sache der Rechtsgemeinschaft oder des Staates. Die Einzelausgestaltung wird zu verschiedenen Zeiten verschieden sein können. Jetzt gilt hierfür die deutsche Civilproceßordnung.

Vor dem Inslebentreten derselben am 1. October 1879 bestand in Deutschland hauptsächlich eine dreifache Art der Regelung des bürgerlichen Rechtsstreitverfahrens. In einem großen Theile Deutschlands war der Nachdruck darauf gelegt, daß Alles, was für die Entscheidung des Rechtsstreits wichtig war, dem Gericht in schriftlicher Abfassung unterbreitet werden mußte. In den Ländern links des Rheins galt das ursprünglich französische Recht, nach welchem Alles, sollte es Berücksichtigung finden, dem Richter mündlich vorgetragen werden mußte. Ein drittes Proceßsystem legte Werth auf die schriftliche Feststellung der wichtigsten Thatfachen, verlangte aber, daß auf Grund derselben in übersichtlicher Weise dem Richter mündlicher Vortrag erstattet werde. Dabei wurde aber außerdem der Proceß in zwei Theile geschieden: im ersten wurden die Thatfachen bezeichnet und über dieselben verhandelt, dann wurde dieses

Stadium durch ein Urtheil abgeschlossen; im zweiten darauf folgenden wurden die Beweise erhoben, worauf dann der Abschluß des Rechtsstreits durch Endurtheil erfolgen konnte.

In ähnlicher Weise wie durch das letztgenannte Proceßsystem ist das Verfahren durch die deutsche Civilproceßordnung, jedoch selbständig geordnet worden, wie denn insbesondere die Scheidung des Proceßes in zwei festbestimmte Stadien vermieden worden ist. Hat aber dieses Gesetz sein eigenes System sich aufgebaut, so kann es auch beanspruchen, nur von seinem Standpunkt aus beurtheilt zu werden. Dieser gerechtfertigten Anforderung ist in der Kritik nicht entsprochen worden, welche vor einiger Zeit der frühere Reichsgerichtsrath Dr. D. Bähr an die deutsche Civilproceßordnung angelegt hat*), und welcher andere gefolgt sind. Es soll den mehrfachen sonstigen Verdiensten**) des Herrn Bähr volle Anerkennung widerfahren, in diesem Punkte aber kann er nur lebhaftem Widerspruch begegnen. Herr Bähr kann sein Ideal, das schriftliche Verfahren mit (zum Schatten herabgesunkener mündlicher) Schlußverhandlung nicht vergessen. Es ist aber bekanntlich eine unberechtigte Eigenthümlichkeit vieler deutscher Juristen, daß sie sich nur schwer von der Herrschaft altgewohnter und daher lieb gewordener Verfahrensformen befreien. Es erhellt da wieder einmal, welchen übermäßigen und daher schädlichen Einfluß leicht die Phrase gewinnt. Sie nimmt ihre Macht nicht bloß von der blendenden Form, in welcher sie auftritt, indem sie in abgeschlossener Weise die Entscheidung über eine weitgreifende, gewöhnlich gerade brennende Frage darbietet und so das Nachdenken über dieselbe zu ersetzen geeignet erscheint, sondern auch von dem Umstande, daß sie auch immer ein Quentchen Wahrheit zu enthalten pflegt. Das Schädliche ihres Einflusses rührt aber daher, daß sie über den ihr zukommenden Kreis hinaus auf weitere Gebiete hinübergreift, insbesondere aber, daß sie bestrebt ist, sich zur selbstwirkenden Ursache zu gestalten, während sie ihre Wirksamkeit innerhalb ihres Kreises doch nur deshalb zu üben vermag, weil sie auf tieferem (einem für sich schöpferischen) Grunde ruht. Das Schlagwort „Freihandel“ z. B. vermochte der industriellen Entwicklung des Landes solange eine unheilvolle Richtung zu geben, als derselbe als maßgebendes Princip erschien. Als das Bedürfniß des wirthschaftlichen Lebens als das eigentliche Princip sich darlegte, zerfiel der Nimbus, den die Doctrin um eine Erscheinungsform gelegt, als ob diese selbstschöpferisch sein könnte. So blendet das Schlagwort: „Schriftlichkeit“ noch Viele (mit der übertriebenen, einseitigen Betonung der „Mündlichkeit“ mag es sich gerade so verhalten), als ob die damit bezeichnete

*) Dr. D. Bähr, Reichsgerichtsrath a. D., Der deutsche Civilproceß in praktischer Bethätigung. Jena, Gustav Fischer 1885, 96 S. Separatdruck aus v. Iherings Jahrbüchern für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. Bd. 23, S. 339—434.

**) Auch gegenüber dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ercheinungsform des Verfahrens das Princip wäre, aus welchem dasselbe Leben und Wahrheit gewönne. Das Princip ist vielmehr Gestaltung thunlich raschen und möglich richtigen Verfahrens (einschließlich gleicherweise zu wirkender Entscheidung). Ob man demselben in der Form der Schriftlichkeit oder Mündlichkeit mehr gerecht wird, das bleibt jedenfalls streitig, so lange es deutsche Juristen giebt.

Das Reichsrecht hat mit dem ihm überlieferten Pfunde gewuchert, und es geht nicht an, mit einem ihm fremden Gewicht, oder nach andern Maß zu messen. Das thut aber Herr Bähr, indem ihm die Ueberlegenheit des früheren Systems feststeht; auf alle Fälle aber kann die Art der von ihm beliebten Kritik nicht gebilligt werden, wenn er bei Weitergeltung der deutschen Civilprozeßordnung die Gefahr als vorhanden ansieht, daß der deutsche Juristenstand durch Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit, Willkür und Formalismus sittlich tief sinke, ja, daß das allgemeine Rechtsbewußtsein in offener Empörung gegen die deutsche Justiz sich erheben werde; wenn er es für sicher erachtet, daß das civilprocessuale Verfahren ein verlottertes, außer Rand und Band gekommenes sei, daß es Rechtsunsicherheit bewirke, Anwälte, Richter und Referendare demokratisire, die Unvollkommenheiten der Menschen begünstige und allen schlechten Elementen der Justiz volle Freiheit gewähre, den trägen Richter noch träger, den leichtfertigen noch leichtfertiger, den zur Willkür geneigten noch willkürlicher mache. Diese Vorwürfe richten sich gegen das Gesetz und diejenigen, welche es anzuwenden berufen sind. Wenn nun Herr Bähr eine Demokratisirung der juristischen Jugend befürchtet, so hat die jüngste Vergangenheit wieder einmal klar gezeigt, wie feste Wurzeln überhaupt in der deutschen Jugend die monarchische Treue geschlagen hat, mit welcher Verehrung sie an Kaiser und Reich hängt, welche Anhänglichkeit sie dem Reichskanzler entgegenbringt; die sittliche Berufstreue deutscher Richter und Anwälte aber hat noch Niemand mit Recht anzugreifen gewagt. In ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Von gelehrter, zugleich dem praktischen Rechtsleben nicht fern stehender Seite ist über die Gestaltung des Verfahrens bei den mit mehreren Richtern besetzten Gerichten, den Landgerichten, eine sogenannte Enquête, eine Erhebung veranstaltet worden, und deren Ergebnisse hat Herr Professor Dr. Wach in Leipzig jüngst in einer hervorragenden juristischen Zeitschrift*) veröffentlicht. Auf Grund derselben vermag man die Richtigkeit der Bähr'schen Angriffe zu beurtheilen.

Für vollkommen wird Niemand das Gesetz halten; kein billig Denkender aber wird denen, die es schufen, solche Vorwürfe machen. Einzelne Bestimmungen kann man für unvollständig, andere für verfehlt ansehen; trotzdem erscheint das Ganze als seinem Zwecke entsprechend. Wie bei jedem amtlichen Verkehr, so mußte auch hier gesorgt werden, daß auf thunlich

*) Zeitschrift für den Civilproceß, herausgegeben von Busch und Bierhaus; Band XI, Ergänzungsheft (168 Seiten).

sichere Art die schriftlichen Mittheilungen den Betheiligten zukommen, daß mit anderen Worten die Zustellungen richtig besorgt werden. Diese sind nun vielfach in die Hände von Gerichtsvollziehern und Postboten gelegt, gewiß ganz ehrenwerthen Männern, aber doch, wie man zu sagen pflegt, von halber Bildung. Deshalb hat sich das Gesetz in Sorgfalt überboten, um trotzdem die Zustellungen recht sicher zu gestalten, und so ist das hierauf bezügliche Verfahren, das für den Proceß von großer Erheblichkeit ist, ein allzu umständliches, eben deshalb keineswegs völlig unanfechtbares geworden. Eine einfachere Gestaltung wäre hier wohl eine Erleichterung für die Rechtspflege. Auch sonst lassen sich im Einzelnen noch mehrere, nicht unwichtige Punkte an und für sich betrachtet finden, in welchen Verbesserungen möglich wären. Das wird immer so sein, denn alles menschliche Schaffen wird stets Stückwerk bleiben.

Was uns aber zuvörderst interessirt, ist, ob die Proceße jetzt länger als früher dauern. Die wichtigern derselben werden bekanntlich bei den Landgerichten verhandelt. Dieselben urtheilen hierüber in sogenannten Civilkammern, d. h. in der Besetzung mit drei Richtern. Solche Landgerichte giebt es 172 im deutschen Reich, das einzelne Landgericht hat je nach der Größe seines Sprengels eine größere Anzahl von Civilkammern, welche, wie verschiedene Gerichte, von einander unabhängig Recht sprechen. Die 172 Landgerichte bilden ferner die Sprengel von 28 Oberlandesgerichten. Ein Anspruch, der mehr als 300 Mark werth ist, geht an das örtlich zuständige Landgericht. Im Allgemeinen ist das Landgericht zuständig, in dessen Gerichtsprengel derjenige wohnt, welcher verklagt wird. Auch Ehescheidungsachen und andere nicht hier in Betracht kommende Streitverhältnisse gehören vor die Landgerichte. Die Wach'schen Erhebungen beschränken sich nur auf das Verfahren bei den Civilkammern der Landgerichte; aber auch das läßt schon einen umfassenden Ueberblick zu, denn es sind von 101 Landgerichten 194 Berichte auf ungefähr 2400 Folioseiten eingelangt worden. Die Dauer der jetzigen Rechtsstreite im Gegensatz zu früher ist nicht Gegenstand der Erhebungen.

Man kann da aber sagen, daß gewiß mancher Proceß auch jetzt noch lange dauert, länger als die Betheiligten es wünschen, zumal wenn er durch mehrere Instanzen geht; es ist aber — das ganze Reichsgebiet genommen — gegen früher besser geworden, die große Masse der Rechtsstreite wird rasch erledigt. Da kommt nun eine Klage, welcher auch Herr Professor Wach sich nicht verschließt und welche bereits zu einer amtlichen Rundgebung des preussischen Herrn Justizministers geführt hat, welche dann aber auch Gegenrundgebungen zahlreicher Art hervorgerufen hat. Bei den Civilkammern der Landgerichte wird nämlich von deren Vorsitzenden auf eine eingereichte Klage ein Verhandlungstermin, gewöhnlich auf 5 bis 6 Wochen hinaus, bestimmt. Es herrscht da im Allgemeinen Anwaltszwang, d. h. die Streittheile müssen durch Rechtsanwälte, wie es jetzt, Advocaten, wie es früher hieß, vertreten

sein. Der Rechtsanwalt nun, welcher für einen Kläger eine Klage eingereicht hat, muß, wenn ihm mitgetheilt ist, daß an dem und dem Tag über die Klage verhandelt werden soll, dafür sorgen, daß derjenige, welcher verklagt wird, so bald als möglich Nachricht sowohl von der Klage als von dem Verhandlungstermin bekomme. Will der Gegner dem Angriff gegenüber nicht ruhig bleiben, so geht auch er zu einem Rechtsanwalt, und beide Anwälte schreiben nun in verschiedenen Schriftsätzen, soviel ihnen nöthig dünkt, Alles das nieder, was sie für das Gericht als erforderlich ansehen, damit es von den Thatfachen des Streitfalles, wie sie der eine und andere Theil auffaßt, Kenntniß erhalte. Rückt nun aber der Verhandlungstermin heran, so ist dieser Schriftenwechsel oft noch nicht beendet, und dann wird Verlegung des Termins begehrt. Hat sich nun das Gericht, oder auch nur einer oder zwei der urtheilenden Richter besonders darauf vorbereitet, in dem Fall Recht zu sprechen, so ist in Folge der Verlegung die gehabte Arbeit gegenstandslos, vorerst vergeblich gewesen. Natürlich ist das ärgerlich. Außerdem ist der größere Uebelstand dabei, daß der Rechtsstreit nicht vorwärts rückt, daß er erst Wochen, ja Monate später zur Entscheidung kommt. Das ist ein Mißstand; aber es ist noch nicht gerechtfertigt, wie es geschieht, den Anwälten den größten Theil der Schuld hierwegen zuzuschreiben. Wenigstens dann nicht, wenn der Gerichtsprengel überwiegend Landbevölkerung hat. Der Bauer versteht vielfach nicht, was er da zugeschiedt bekommt, insbesondere weiß er oft nicht, daß er zu dem Anwalt gehen, ihm schreiben oder schreiben lassen muß. Wenn er es aber weiß, so hindert ihn seine bekannte Bedächtigkeit und Langsamkeit. Er entschließt sich zu irgend einem Schritte nur schwer, erst spät, oft zu spät. Da wird ein ihm bekannter Markttag abgewartet, an dem er doch zur Stadt geht, und dann wird neben anderen Geschäften auch das abgemacht. So tragen die Anwälte oft keine Schuld an der Verzögerung. Und dann, wie schwer wird es ihnen oft, die erforderlichen Mittheilungen von ihren Klienten zu erhalten, wie zeitraubend ist dann der Briefwechsel, oder wie unvollständig sind die mündlich ihnen gemachten Erklärungen, auch nicht selten wie unwahr! Mit Strafen, wie sie der in letzter Zeit oft angeführte § 48 des Gerichtskostengesetzes im Auge hat, kann, ganz abgesehen von andern Hindernissen seiner Anwendung, eben nur da vorgegangen werden, wo eine Verschuldung feststeht; und diese auf Seiten der Anwälte festzustellen, fehlt den Gerichten auch in den Fällen, in welchen eine unbegründete Rücksichtnahme der Anwälte gegen einander die Verlegung verursachen mag, beinahe immer der genügende Anhalt. Schon das fällt dabei erheblich in's Gewicht, daß manche Termine deshalb ausfallen, weil die Anwälte in- zwischen Vergleichsverhandlungen angebahnt haben, solche aber in irgendwie umfangreicheren Sachen natürlich Zeit beanspruchen.

Es ist ja auch ein großer Vorzug des jetzigen Verfahrens, daß viele Streitigkeiten durch die Thätigkeit der Anwälte gütlich erledigt werden,

ohne daß eine Mitwirkung des Gerichtes dazu erfordert wird. Wo es aber zur Verhandlung des Streites kommt, da bürgt die Nothwendigkeit, alles Wichtige dem Gerichte in öffentlicher Sitzung vorzutragen, auch dafür, daß eine gründliche Erörterung der Sache gepflogen wird; denn die Parteien können ja in Person der Sitzung anwohnen, sie dürfen, zur Unterstützung dessen, was ihre Vertreter sagen, das Wort selbst ergreifen. So kann in einem Termin der ganze Streit erledigt, auf die Verhandlung hin zur sachgemäßen Entscheidung gebracht werden.

Nachdem einmal aber diese vorhin erwähnte Beschwerde laut geworden ist, liegt es selbstverständlich im Interesse der Anwälte, so wenig als möglich Anlaß zu solcher zu geben; es ist aber noch mehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die eigentliche Ursache des beregten Mißstandes schwinde. Dazu können volksthümliche Vorträge und Aufsätze in Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften, welche unter das Volk kommen, durch Verbreitung von Rechtskenntniß bei demselben viel beitragen. Hier kann noch viel Gutes gewirkt werden.

Strafen in Form von erhöhtem Gebührenansatz aber gegen die Parteien selbst wegen Versäumniß werden wohl ab und zu gerechtfertigt sein, in den meisten Fällen wird aber keine böse Absicht dabei zu Grunde liegen, sondern dieselbe durch Unverstand verschuldet sein. Wer ein Herz für das Volk hat, muß wünschen, daß diesem durch Belehrung abgeholfen werde. Strafen können nur dann erziehend wirken, wenn sie verstanden werden.

Erst in zweiter Reihe wird eine Abänderung des Gesetzes selbst in Frage kommen. Das Gesetz setzt allerdings voraus, daß Jeder, welcher eine Terminsbestimmung mitgetheilt bekommt, auch wisse, welches die Folgen der Versäumnung der Verhandlung, wenn sie dann stattfindet, sein werden. Das trifft in vielen Fällen in der That nicht zu. Dadurch aber, daß der Beklagte auf die Folgen jeweils aufmerksam gemacht würde, wäre auch wenig erreicht. Die Hauptsache ist, daß unter den Landleuten eine überwiegende Anzahl eben nicht liest, was sie da bekommt oder wenigstens die in der Gesetzesprache gehaltenen Ausdrücke nicht versteht.

Ob, wie Herr Professor Wach vorschlägt, Aenderungen der Art der Terminsbestimmungen eintreten sollen, das ist eine Frage, welche erst der Beurtheilung der Sachfreise untersteht, daher sich noch nicht zur Besprechung hier eignet.

Kann hiernach zugegeben werden, daß das Gesetz noch nicht genügend sich eingelebt hat, so ist doch eine Besserung bei längerer Geltung zu hoffen. Schon jetzt ist die Möglichkeit rascher Erledigung durch das Gesetz gegeben, in der Mehrzahl der Fälle erfüllt sich diese Erwartung, also die Anwendung des Gesetzes erreicht dann das gesteckte Ziel. Je mehr die Kenntniß des Gesetzes im Volke zunimmt, um so weniger werden Terminsverlegungen nöthig sein. Auch die Gerichte selbst können zur Beschleunigung beitragen, wenn sie, wie das Gesetz will, mehr als bisher

den Proceß, auch jedes für sich allein, völlig erledigen. Jetzt werden bei umfangreichen Zeugenvernehmungen oft andere Richter mit der Vornahme beauftragt. Dies hat neben dem Hauptnischand, daß sämtliche urtheilenden Richter die Zeugen nicht selbst hören und befragen können, noch den weiteren Uebelstand im Gefolge, daß die Sache sich durch diese Art auch etwas verzögert. Die Zeit, welche zu der Beweisaufnahme vor dem urtheilenden Gericht erforderlich ist, kann aufgebracht werden. Es steht ja nirgends geschrieben, daß die Sitzung, welche um neun Uhr begann, um ein Uhr geschlossen werden muß (wie das in einem der erstatteten Berichte bemerkt ist).

Am meisten wird aber nicht die Raschheit, wohl aber die Gründlichkeit der Erledigung bemängelt. Es muß nämlich zwar bei den Landgerichten die Klage schriftlich eingereicht werden, im Uebrigen aber kann es in Zweifel gezogen werden, ob weiterer Schriftenwechsel erzwungen werden kann. Es ist gesetzlich vielmehr — nach einer Ansicht wenigstens — möglich, daß in einem Falle im Termin verhandelt wird, ohne daß außer der Klage ein weiteres Schriftstück vorliegt. Die Gegner der Civilproceßordnung befürchten ein Ueberhandnehmen eines derartigen Verfahrens und erblicken darin die Gefahr, daß ein auf eine mündliche Verhandlung lediglich hin erlassenes Urtheil der für dessen Gründlichkeit erforderlichen nöthigen Grundlagen entbehren könnte. Nun beweist aber die Nach'sche Enquête den Ungrund dieser Befürchtung; das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Schriftenwechsel vor der mündlichen Verhandlung ist die überwiegende Regel. Diese Schriften enthalten gewöhnlich die Aufzählung sämtlicher wichtigen Thatfachen, ja, manche Anwälte haben sich von der Gepflogenheit noch nicht befreien können, die Schriftsätze statt mündlichen Vortrags einfach abzulesen. Es kann dann auch ab und zu ein kleines Unglück passiren, z. B. wenn Einer ernsthaft in einer Ehescheidungsache bemerkt: „Die H. ist allein Schuld an dem unehelichen Frieden der Parteien.“ Ein Bericht aus Süddeutschland z. B. sagt, daß zu mehr als dem Schein eines freien Vortrags sich selten ein Anwalt aufschwinde. In einigermaßen verwickelten Sachen kann also das Urtheil auf den Schriftsätzen mit fußen. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht die Berichte aus der Rheinprovinz und aus Elsaß-Lothringen.

Von früher her sind dort Anwälte und Richter an eine freie Gestaltung des Verfahrens gewöhnt. Es war dort Uebung, daß die Gerichtsmitglieder erst in der Verhandlung von den einzelnen Rechtsfällen überhaupt Kenntniß erhielten, daß keinerlei Vorbereitung auf die Sitzung stattfand. Jetzt aber wird aus Köln wie aus Mühlhausen im Elsaß bezeugt, daß auch dort eine Vorbereitung auf die Sitzung auf Grund der Schriftsätze (wenn auch in verschiedenem Umfange) stattfindet, mit anderen Worten, daß die Gewöhnung an das ehemalige französische Proceßverfahren der Handhabung des Verfahrens im Sinn der Civilproceßordnung zu weichen beginnt. Im ganzen rechtsrheinischen Deutschland bereiten sich aber alle Gerichte, wenn auch in

verschiedener Weise, auf Grund der Schriftsätze auf die Sitzungen vor. Es hat sich denn auch z. B. das Oberlandesgericht in Breslau in den letzten Jahren mehrmals für berechtigt angesehen, Termine von sich aus, wie man dies auszudrücken pflegt: „von Amtswegen“ zu verlegen, weil die erforderliche Vorbereitung wegen verspäteter Einreichung der Schriftsätze ihm nicht möglich gewesen war. Bei manchen Landgerichten, z. B. in Berlin, wird weiter alles Wesentliche der mündlichen Verhandlung in das Protokoll, das über solche aufgenommen wird, niedergeschrieben. So ist es auch in Bückeburg. Oder es wird ein schriftlicher Aktenauszug vor der Sitzung von einem Mitglied des Gerichts für dasselbe angefertigt, so in Elbing, Frankfurt a. O., Rüd., Prenzlau, Torgau u. a. Bei anderen Gerichten werden von den Mitgliedern Notizen während der Verhandlung gemacht und auf Grund derselben unter Zuhilfenahme der Schriftsätze das Urtheil berathen, gefunden und verkündet. Das Urtheil besteht bekanntlich aus drei Theilen: der Formel, dem Thatbestand und den Entscheidungsgründen. Die Formel enthält die Entscheidung des Rechtsstreits, den Ausspruch dessen, was für den betreffenden Streitfall Rechtens sein soll. Der sogenannte Thatbestand enthält eine gedrängte Darstellung der Thatfachen, die Entscheidungsgründe geben dagegen an, warum das Gericht auf Grund der im Thatbestand geschilderten Verhältnisse zu der in der Formel enthaltenen Entscheidung gelangt ist. Nun ist allerdings der Thatbestand des Urtheils von einer großen Bedeutung, denn an dem, was da einmal an Thatfachen festgestellt ist, kann auch in einer höheren Instanz nicht mehr gerüttelt werden. Allein es wird auch für thunliche Gründlichkeit Sorge getragen. Vielfach schließt sich die Berathung gleich an die Verhandlung an, oder es wird, wie z. B. bei einzelnen württembergischen Landgerichten der Thatbestand von einem Mitglied schriftlich festgestellt und dann von den andern zwei nicht bloß für sich gelesen, sondern förmlich darüber berathen. Anträge auf Berichtigung des Thatbestandes, welche bei dem urtheilenden Gericht selbst innerhalb bestimmter Frist einzubringen sind, bleiben deshalb auch eine seltene Erscheinung.

Wir vermögen uns daher den Worten des Wach'schen Berichtes vollständig anzuschließen: „Also weg mit den Schreckgespenstern, durch welche man die Gemüther einzuängstigen versucht hat; es ist eine Fabel, daß unsere Justiz in Gefahr sei, weil die collegialgerichtlichen Urtheile des sicheren thatsächlichen Fundaments entbehrten. . . . Die Enquete hat bewiesen, daß unser Verfahren — aller Zwiespaltigkeit und Mängel ungeachtet — sich auf dem Wege gedeihlicher Entwicklung befindet.“





Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters.

Von

Paul Lindau.

— Berlin —



Vor wenigen Wochen hat der verehrungswürdige Nestor des deutschen Lustspiels, Eduard von Bauernfeld, der am 13. Januar 1889 sein 87. Lebensjahr abschließt, in einer Wiener Zeitung Erinnerungen an seine ersten Beziehungen zum Burgtheater veröffentlicht. Wenn man diese mit der Frische des Jünglings vom Greise niedergeschriebenen Zeilen liest, wenn man all diese Namen mit vollem Klange, die da unwillkürlich zusammentönen, vernimmt, so muß man annehmen, daß in jenen Tagen das goldene Zeitalter der deutschen dramatischen Kunst eine herrliche Wahrheit gewesen sei. So auch scheinen sich jene Tage durch die verschönernde Kraft der Vergangenheit der Erinnerung des hochbejahrten Meisters darzustellen. Die große Sophie Schröder war damals in der Vollkraft ihres wunderbaren Talentes. Korn, dessen herzerwärmendes und elegantes Spiel alle Zeitgenossen bezaubert hat, stand auf der Höhe seines Könnens. Ludwig Löwe, Anschütz, Fichtner und La Roche waren als blutjunge Leute in den Künstlerverband des Burgtheaters eingetreten, Amalie Neumann, die wir nur noch als „Mama Haizinger“ gekannt haben, strahlte in den herauschenden Reizen ihrer unvergleichlichen Schönheit. Die poetische Sophie Müller, die in der Eigenart ihres Talentes, wie in ihrem zu früh tragisch abgeschlossenen künstlerischen Wirken unwillkürlich an Josefine Wessely gemahnt, und Julie Gley, spätere Rettich, rissen das jugendliche Parterre, das damals noch mit wahrer Leidenschaftlichkeit für und wider die künstlerischen Persönlichkeiten Partei ergriff, zu begeisterten Rundgebungen hin. Dazu kamen noch Gäste, wie der große Ludwig Devrient

und dessen eleganter Nefse Emil, Eszlair, die Grelinger-Stich mit ihrer anmuthigen Tochter Clara u. s. w. Und an der Spitze dieser Vereinigung seltener Künstler stand der Mann, der zuerst in Deutschland auf den Ehrentitel eines Dramaturgen berechtigten Anspruch machen darf: Schreyvogel-West, dessen Bearbeitung der Moreto'schen „Donna Diana“ noch heute auf allen Bühnen Deutschlands gegeben wird, ein edler, mitunter etwas barscher, aber grundehrlicher, kunstbegeisterter und bedeutender Mann, der seine ganze Kraft daran gesetzt hat, das Burgtheater zur deutschen Musterbühne zu erheben. Viele der großartigsten Schiller'schen Meisterwerke erlebten zu jener Zeit ihre ersten Aufführungen. Ein Gleiches gilt von Goethes „Faust“ oder wenigstens von einigen Scenen der Dichtung. Unter den jüngeren Dichtern traten damals zuerst hervor vor Allem Grillparzer mit glänzenden Erfolgen, dann der junge Bauernfeld und Halm (Münch-Bellinghausen). An den andern Wiener Theatern glänzten Therese Kronez, der überwältigend komische Ignaz Schuster, die jungen Nestroy und Scholz und, Alle überstrahlend durch die hinreißende Kraft seines gemüthvollen, herzenswarmen komischen Spiels und seiner volkstümlichen Meisterwerke in der Dichtung, Ferdinand Raimund.

Das Bild, das sich unserer Phantasie bei der bloßen Nennung dieser Namen von den damaligen Theaterzuständen in Wien vergegenwärtigt, hat wirklich etwas Verauschenbes.

Nun aber ersteht plötzlich ein stark mitbetheiligter Augen- und Ohrenzeuge aus jener guten alten Zeit, ein klassischer Zeuge: der frühere Regisseur des Burgtheaters Karl Ludwig Costenoble, der mit erstaunlichem Fleiße und erstaunlicher Ausdauer in jenen Tagen, in denen man noch Tagebücher führte, alltätiglich alles auf das Theater Bezügliche unbesangen, scharfsinnig und klar verzeichnet hat*). Und siehe da! jenes Bild, das unser volles Entzücken hervorgerufen hatte, zerfällt, und was an seine Stelle rückt, ist das Gewöhnliche! Manches durchaus Verehrungswürdige, Schöne und Erhebende neben vielem Erbärmlichen, Häßlichen und Tadelnswerthen. •

Wenn wir diese ehrlichen Seiten von Costenoble durchlesen, aus denen alle Gehässigkeit und Voreingenommenheit gebannt ist, die nichts Anderes enthalten als die Auffassungen und Wahrnehmungen eines klugen, scharfsinnigen, wohlwollenden und gerechten Mannes, dann drängt sich uns wiederum die Frage auf: wann war denn nun eigentlich in Wahrheit die gute alte Zeit? Jene Epoche, die wir jetzt als die vom Schicksal besonders begnadete betrachten, war es gewiß nicht. Klagte doch schon Anschütz inmitten jener uns so herrlich erscheinenden Tage (December 1833) über den Verfall der Schauspielkunst und meinte: vor vierzig Jahren, als Schröder,

*) Aus dem Burgtheater 1818–1837. Tagebuchblätter des weil. k. k. Hof-schauspielers und Regisseurs Karl Ludwig Costenoble. 2 Bde. Wien, Karl Konegen. 1889.

Itzland und Kogebue in ihrer Blüthezeit wirkten, sei das goldene Zeitalter der Kunst gewesen; was heute (1833) an leichtem und leichtem Lustspiele und Uebersetzungen producirt wird, sei nur ephemeres Zeug. Ebenso sei es mit dem darstellenden Künstler. Das Treiben der jetzigen Bühnenverweser und Schauspieler würde ihn nie zur Bühne verlockt haben, und er wäre froh, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbieten möchte, außer der Theaterwelt seine Familie ernähren zu können.

In der That erscheint uns jene gute alte Zeit recht wenig gut, wenn wir sie durch die Augen des Mannes betrachten, für den es die neue Zeit war. Es hat etwas Tieftrauriges, wenn man die Wahrnehmung macht, wie sehr auch damals mit Wasser gekocht wurde, und es bietet keinen genügenden Trost für unsere Enttäuschung, wenn sich unser bei dieser trübseligen Erfahrung das Empfinden bemächtigt, daß die Klagen, die gegen unser Geschlecht erhoben werden, mit demselben Rechte und oft sogar mit größerer Berechtigung in jenen uns so glücklich erscheinenden Zeiten hätten erhoben werden dürfen. Freilich dürfen wir uns ohne Ueberhebung sagen, daß die Klagen über den Verfall des deutschen Theaters heute nicht begründeter sind, als sie damals waren, daß das beständige Vorreiten einer vollkommeneren ruhmreichen Vergangenheit jetzt gerade so thöricht ist, wie es früher gewesen ist, schon zu Lebzeiten des alten Tacitus, und daß wir mit diesem das einigermaßen beruhigende Wort aussprechen dürfen: es ist nicht richtig, daß bei den Alten Alles besser gewesen sei, auch unser Geschlecht leistet gewiß manches Tüchtige und Dauernde — „Non omnia apud priores meliora, sed nostra quoque aetas multa laudis et artium imitanda posteris tulit“. Den Beweis für die noch heute gültige Richtigkeit dieses Ausspruches werden wir aus den unverfänglichen Aufzeichnungen Costenobles selbst erbringen.

* * *

Costenoble hat dem Burgtheater zwanzig Jahre lang in einer ausgezeichneten Stellung, als Schauspieler im Fache der komischen Charakter- und Väterrollen und als Regisseur, angehört. Er wird uns aus seinen Aufzeichnungen durchaus sympathisch. Er erscheint uns als ein Mann, der von kleinlichen Künstlereitelkeiten nahezu vollkommen frei ist, der sich selbst mit Strenge und seine Kollegen mit warmem Wohlwollen beurtheilt. Er ist sehr klug und besitzt ein scharfes gutes Urtheil. Fast alle seine Vorher sagungen, bestätigen sich. Schon nach den ersten Rollen, die er von einem Künstler sieht, spricht er mit voller Bestimmtheit seine Meinung aus, die sich fast in allen Fällen mit der Zeit als die richtige herausstellt. Oft steht er mit dieser Meinung ganz allein. Ebenso gut ist seine Kritik der Stücke. Er fühlt sogleich heraus, worauf es ankommt. Er erkennt die Bedeutung der jungen Anfänger. Und der Erfolg, den von ihm getadelte Werke erringen, ändert an seiner Meinung nichts; und wir wissen jetzt,

daß er auch in diesen Fällen immer den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Freilich steht er unter dem Banne des Geschmacks und der Anschauungen seiner Zeit. Manches muthet uns seltsam an. Spätere Geschlechter haben Vielerlei berichtigt, haben Größen von ehedem herabgedrückt und früher weniger Beachtete hervorgehoben. Aber in den meisten Fällen muß man darüber staunen, wie richtig Costenoble an dem ersten Keim die Früchte und an den Früchten die Bäume erkannt hat.

Der Charakter des Tagebuchs schließt die Möglichkeit der künstlerischen Composition aus. Von einem eigentlichen Anfang und Ende, von einer kunstgerechten Steigerung kann nicht die Rede sein. Die Chronologie beherrscht Alles. Was der Tag bringt, wird verzeichnet. Das Erhebliche steht neben dem Unbedeutenden, eben wie der Zufall des Datums es fügt. Aber trotzdem gewährt die Lectüre dieser Tagebücher einen großen und nachhaltigen Genuß. Das Buch von Costenoble ist ein Quellenwerk ersten Ranges. Diese rücksichtslosen Aufzeichnungen lassen die Persönlichkeiten, die in den conventionellen schriftstellerischen Werken und in den für die Oeffentlichkeit von vornherein berechneten Charakterisirungen allmählich schattenhaft verflattert sind, mit einer Frische und Lebendigkeit erstehen, die geradezu wunderbar zu nennen sind. Kleine Züge, die scheinbar und wahrscheinlich auch thatsächlich unbewußt, als zufällige und gelegentliche Beobachtungen oder sonstwie, verzeichnet sind, geben auf einmal einem schon verschwommenen und verdunkelten Bilde helles Licht. Wir sehen die Menschen, mit denen Costenoble intim verkehrt hat, in einer bisher nicht gekannten und nicht geahnten Lebenskraft vor uns.

Das Register des Molière'schen Regisseurs Lagrange, der eigentlich nichts weiter gethan hat, als die Einnahmen unter Molière zu verzeichnen, und der nur selten eine nüchterne thatsächliche Angabe zwischen die Titel und Zahlen eingestreut hat — dieses Register, das allerdings eines der wenigen authentischen Documente aus der Molière'schen Theaterleitung und den ersten Jahren des Théâtre Français bildet, hat man das „Goldene Buch des Théâtre Français“ geheißen. Mit mehr Berechtigung würden Costenobles Tagebücher auf den Ehrennamen: „das Goldene Buch des Burgtheaters“ Anspruch haben. Wir kennen kaum ein Werk, das uns Persönlichkeiten, deren Ruhm wir in unserer Jugend von unsern Vätern haben verkünden hören, oder die wir selbst noch, als diese allerdings schon am Ende ihrer Laufbahn standen, in unsern jüngeren Jahren gesehen und gehört haben, mit einer solchen Kraft der Veranschaulichung zu frischem Leben wieder auferstehen ließe wie dieses. Wir sehen das alte Burgtheater lebhaftig vor uns. Wir leben in dem Wien der zwanziger und dreißiger Jahre. Keine Biographie vermag uns nur annähernd ein so richtiges und packendes Bild der großen Künstler jener Zeit zu geben, wie dieses. Diese Tagebücher sind in der That eine der werthvollsten und interessantesten

Veröffentlichungen der Bühnenliteratur, die seit langen Jahren erschienen sind.

Costenoble bespricht aber nicht nur die neuen Stücke, die Schauspieler und die neuen Dichter, er bespricht auch Dinge, die mit der Burg oft gar nicht und mit andern Theatern nur in oberflächlichem Zusammenhange stehen. Er verzeichnet Selbsterlebtes, Anekdoten, Gerüchte, öffentliche Angelegenheiten. Für die hausväterliche Gemüthlichkeit des guten Kaisers Franz kennen wir kaum bezeichnendere Züge, als sie uns hier durch einige gelegentliche Bemerkungen Costenobles veranschaulicht werden. Dadurch gewinnt dieses Tagebuch auch für weitere Kreise als für die Theaterliebhaber an besonderem Interesse. Es hat in gewissem Sinne eine allgemeinere kulturgeschichtliche Bedeutung.

Wenden wir uns nun dem Inhalte dieses werthvollen und lehrreichen Werkes zu.

* * *

Es berührt eigenthümlich, wenn man in diesen vor mehr als einem halben Jahrhundert geschriebenen Seiten über wirkliche oder vermeintliche Mißstände in genau denselben Wendungen Beswerden findet, von denen man glauben möchte, daß sie gestern ausgesprochen seien. Gerade in jüngster Zeit wurde unablässig Klage darüber geführt, daß die Regisseure des Burgtheaters bei der Bestimmung des Repertoires und der Besetzung auf ihre persönlichen Interessen und Neigungen zuviel Rücksicht nähmen, die jüngeren Kräfte bei Seite schoben und diesen somit die Gelegenheit entzögen, sich künstlerisch fortzuentwickeln, daß die älteren Herren und Damen von der wohlbesetzten Tafel die besten Schüsseln für sich in Anspruch nahmen, und daß sich die Jüngeren mit den Abfällen zu begnügen hätten. Wenn man sich das vergegenwärtigt, so macht es eine beinahe komische Wirkung, Aufzeichnungen von Costenoble zu finden, die nahezu siebzig Jahre alt sind, und die ganz dasselbe sagen. Am 31. October 1819 schreibt er: „Ich muß stets hoffen und harren, bis es einer hochmöglichen Regie beliebt, mich mit einer Rolle zu theilen, die irgend einem Gewaltigen zu schlecht scheint.“

An einer andern Stelle spricht er seine Freude darüber aus, daß die Machtvollkommenheiten der Burgtheater-Regie geschmälert werden sollen. Er bezeichnet es als einen Gewinn, „wenn die Fittige des Uebermuthes und der Willkür dieser Herren ein wenig gestugt werden.“ Und wieder an einer andern Stelle sagt er, daß er das Uebel der Regisseur-Willkür in seiner ganzen „Verderbensfülle“ kennen gelernt habe. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß diese Klagen später verstummen. Costenoble wird selber Regisseur, und nun überläßt er es vermuthlich Andern, ihre Stimme gegen den Despotismus und die Ueberhebung der Bühnen-Oligarchen zu erheben.

War es um die Regie damals sicherlich nicht besser bestellt als heute, so waren die Theaterverhältnisse im Allgemeinen in jener vielgerühmten Zeit ganz unzweifelhaft ungleich schlechtere als heutzutage; ja, man darf sagen, sie waren im Großen und Ganzen erbärmliche. Werfen wir zunächst einen flüchtigen Blick auf das Repertoire. Es ist mit einem Worte geradezu schauerhaft. Abgesehen von einigen wenigen hervorragenden neuen Stücken, unter denen eigentlich nur die Dramen Grillparzers, Bauernfelds und Halms das halbe Jahrhundert überdauert haben — wenn wir „Donna Diana“ von Moreto-Schreyvogel und allenfalls noch einige harmlose Lustigkeiten von Töpfer hinzurechnen, sind wir wirklich fertig —, wird das Repertoire fast ausschließlich von erbärmlichen französischen Schwänken, die längst in die verdiente Vergessenheit gerathen sind, beherrscht. Der unermüdlche Herr von Kurländer, der diese Nichtigkeiten sofort in's Deutsche übersezt, ist der große Autor des Burgtheaters. Mehr höflich als zutreffend bezeichnet der gewissenhafte Chronikschreiber des Burgtheaters, Dr. Eduard Blasse, diesen französischen Schund als „Filigranwaare“. Blasse sagt in seiner „Chronik des Burgtheaters“: „Das neben viel Gediegenem auch soviel Kleinigkeiten aus dem Französischen zum Vorschein kamen, lag nicht in Schreyvogels Willen, der im Gegentheil bestrebt war, dieselben, soweit es anging, zu unterdrücken. Es lag im Tone der Zeit. Derlei Bluetten waren Modesache, und Herr von Kurländer, der ruhelose Uebersetzer solcher Filigranwaare, spielte eine große Rolle . . .“

Als mildernder Umstand für die schlechte Beschaffenheit des Repertoires muß allerdings geltend gemacht werden, daß die Anordnungen der leitenden Kräfte oft durch höheren Einfluß durchkreuzt wurden. Aus einer etwas späteren Zeit stammt die folgende Notiz von Costenoble, die für die Zustände recht bezeichnend ist. Unterm 1. September 1832 heißt es: „Das neue Trauerspiel vom Grafen Mailath: ‚Die Zwillingsschwestern‘, welches von der Direction für untauglich erklärt wurde, soll nun doch aufgeführt werden. Als Graf Czernin das Stück zurückgewiesen hatte, nahm der gekränkte Verfasser Audienz beim Kaiser, der, wie Deinhardstein uns heute mittheilte, die Einwendungen Czernins mit den Worten erledigte: ‚Führen wir's nur auf, daß wir endlich einmal a Ruh kriegen, wenn d' Leut' a nit weinen können, so lachen s' holt im Trauerspiel.“

Der Kaiser selbst mischte sich übrigens nur selten in die Theaterangelegenheiten. Aber die hohen Chefs erschwerten dem dramaturgischen Leiter die künstlerische Arbeit oft in bedauerlichster Weise. Und der schlimmste Tyrann war das Publicum, das nun einmal an den französischen Verkleidungspossen seinen Narren gefressen hatte. Vor den seichten Schubladenstücken der Franzosen und vor Scribes fabrikmäßigen kleinen Schwänken mußten die Klassiker in den Hintergrund treten. Shakespeare, Calderon, Molière, Lessing, Goethe und Schiller werden verhältnißmäßig in ganz

ungebührlicher Weise vernachlässigt, quantitativ und oft auch qualitativ. Ueber eine Wallenstein-Vorstellung, 24. October 1830, schreibt Costenoble:

„Wallenstein wurde vor einem kalten Publicum sehr langsam abgelagert. Zulchen (Frau Rettich) als Thekla hatte noch den meisten Applaus. Ich war heute ein ungewisser gräulicher Gordon; doch dehnte ich wenigstens nicht. Die Gruscha schreit schrecklich am Schlusse mit ihrem Gift im Leibe. Heurteur ist ganz unsicher als Fürst Piccolomini. Wilhelmi ist auch nicht fest im Buttler. Kurz, es war eine Jammervorstellung. Und doch wollte Schreyvogel haben, das Publicum solle lebhaft sein, und schalt auf die Freibillettmänner, die nicht Stimmung machten.“

Und wie wird der Text der Klassiker behandelt! Eine Aeußerung, die wir unterm 23. Mai 1831 finden, giebt uns darüber recht erbaulichen Aufschluß. Es heißt da:

„Probe von ‚Kabale und Liebe‘, die eigentlich nur eine Streichprobe genannt werden konnte; denn die Lindner, welche Lady Milford sein wird, ergänzte oder strich im Souffleurbuche. Ebenso machte es Weymar mit seinem Ferdinand. Es ist eine heillose Methode bei allen deutschen Bühnen, daß jeder Schauspieler in loco und jeder Gast wegnehmen und zusetzen kann nach eigenem Willen. Warum stellen die ersten Theater, z. B. in Wien, Berlin und München, nicht fest, daß die Bücher eines Institutes wie die des andern bearbeitet, gekürzt oder ergänzt werden. Diesem Beispiele würden wohl bald geringere Anstalten folgen. Und wäre diese Idee gar nicht zu realisiren, so könnte ja bei jedem Institute ein reines Buch von jedem Manuscripte und nebstbei noch ein apartes Streich- und Subelbuch für Fremde und Faule oder Ueberfluge bestehen.“

Wir wollen uns gewiß nicht besser machen als wir sind. Auch bei uns versündigt man sich mitunter gewiß in unverantwortlicher Weise an den Werken der Klassiker sowohl in Bezug auf die Behandlung des dichterischen Wortes, wie in Bezug auf die Darstellung; aber etwas mehr Respect haben wir mit der Zeit denn doch gewonnen, und jedenfalls werden heute auch von unsern mittleren und kleinen Bühnen die klassischen Werke öfter gegeben, als sie zu jener Zeit, mit der wir uns jetzt beschäftigen, von den maßgebenden ersten Theatern aufgeführt worden sind. Damals schlug der eine Herr von Kurländer, was die Zahl der Aufführungen und der Stücke anbelangt, all die Helden der großen Dichtungen. Kurländer! Der Name ist heutzutage kaum noch den Schriftstellern von Beruf bekannt, und völlig vergessen — zum Glück! — sind all die Erbärmlichkeiten, mit denen dieser fingergewandte Vielschreiber Jahrzehnte lang das Repertoire dieser ersten deutschen Bühne verunstaltet hat.

Und im königlichen Theater zu Berlin war es auch nicht besser, es war vielleicht noch schlimmer. Costenoble spricht gelegentlich in einer Notiz aus dem Jahre 1834 seine Verwunderung darüber aus, wie gerade die königliche Bühne in Berlin so viele Producte der Wiener Vorstadtbühnen, wie „Das Sonntagskind“, „Die Schwestern von Prag“, „Das Donauweibchen“ u. s. w. zur Aufführung zugelassen habe. Aber diese Wiener Localschwänke sind denn doch noch ein gut Theil besser, als die französischen

Albernheiten, die zwanzig Jahre und länger im Repertoire des Burgtheaters die bevorzugte Stellung gehabt haben. Heutzutage würde sich eine Provinzialbühne mittleren Ranges schämen, ein Repertoire zu haben, wie das des Burgtheaters in seiner sogenannten Blütezeit.

Jene Vorstellungen von drei oder vier einactigen Stücken, wie sie bei allen unseren besseren Bühnen heutzutage zu den oft recht liebenswürdigen Ausnahmen gehören, waren damals die unleidliche Regel. Ja, die Geschmacklosigkeit ging soweit, daß man, auch ohne besondere Veranlassung — in unseren Tagen kommen diese Barbareien gelegentlich zwar auch noch vor: bei Virtuosen-Gastspielen oder bei Vorstellungen zu Wohlthätigkeitszwecken und dergleichen — künstlich ein gemischtes Programm herstellte, indem man aus verschiedenen Stücken Stückchen herauschnitt. So finden wir am 20. November 1835 eine Aufführung im Burgtheater: „Die Königin von sechszehn Jahren“ und die zwei letzten Acte der „Fagelstolzen“. Costenoble bemerkt dazu: „Bald wird es aus Unterhaltungssucht so weit kommen, daß man dem Publicum nichts aus der ‚Maria Stuart‘ vorführen darf, als die Jankescene der beiden Königinnen oder den Gang zum Hochgerichte.“

Ueberhaupt hatte das stolze Theater damals in gewissen Einzelheiten einen harmlos provinziellen kleinlichen Zuschnitt, wie man ihn jetzt kaum noch bei den Bühnen niedrigsten Ranges findet. Als eine auffällige Ausnahme erscheint die vornehme Einrichtung, daß bereits zu jener Zeit die fest engagierten Mitglieder der Wiener Hofbühne dem Hervorrufe weder bei offener Scene noch nach den Actschlüssen Folge leisten durften. Hervorgerufen wurden nur die Dichter, sofern sie keine öffentliche Stellung bekleideten — den Beamten war das Erscheinen auf der Bühne untersagt —, und die gastirenden Schauspieler. Diese hatten dann regelmäßig eine Dankrede zu halten. Es scheint, daß diese Ansprachen der hervorgerufenen Künstler an das Publicum eine gewisse Wichtigkeit hatten, wenigstens giebt Costenoble den Sprechern ziemlich regelmäßig Censuren. Der fremde Gast hatte die Aufgabe, dem Publicum irgend etwas Liebenswürdiges zu sagen und namentlich dem Localpatriotismus zu schmeicheln. Je nach seinem Fache hatte er dafür entweder die würdige und gemessene oder die witzige und möglichst geistreiche Form zu wählen. Besonderes Gefallen schien es zu erregen, wenn es dem Betreffenden gelang, im Geiste der Rolle, die er eben dargestellt hatte, seinen Dank auszusprechen. Also der Darsteller eines Juden jüdelte seine Complimente weiter. Was waren das für Zustände!

Wenn wir uns hier den künstlerischen Bräuchen, wie sie sich nur noch in den Wandertruppen und auf den Jahrmärkten erhalten haben, schon nähern, so finden wir in den der vornehmen Kunst geweihten Räumen bald den unverfälschten Jahrmarkt. Am 12. December 1819 berichtet Costenoble über die Vorstellung eines Indianers im Opernhause:

„Der Indianer machte heute im Operntheater zum letzten Male seine Gaukeleien. Sophie Schröder betrachtete diesen braunen, schöngewachsenen Kerl mit Augenlust. Die Tolle! — Personen, deren Geschmac geläutert ist, tadelten die Hofftheater-Direction, die Unsummen für Ballette verschwendet und solche Gaukeleien auf der kaiserlichen Bühne duldet. Unrecht haben die Leute nicht. Für Springer, Seiltänzer und Taschenspieler eignen sich die Vorstadttheater am besten.“

Aus einer andern Aufzeichnung erfahren wir, daß der Director des Opernhauses Alpenjäger aus Oberösterreich auftreten läßt, und zwar zwischen den Absätzen einer grandiosen Symphonie von Beethoven!

Die ganze Kleinlichkeit der damaligen Verhältnisse zeigt sich auch in den Geldangelegenheiten. Wir können uns des Lächelns schwer erwehren, wenn wir erfahren, daß alle untergeordneten Schauspieler ein Spielhonorar von fünf Gulden Wiener Währung erhalten; wenn die Einnahme jedoch nicht dreihundert Gulden (!) beträgt, so wird das eine Riete genannt und das Honorar auf zwei Gulden herabgesetzt!

Am 14. Mai 1835 notirt Costenoble: „Der Theaterdiener brachte mir Vormittags den Nachtrag der Benefice mit 53 fl. 45 kr. C. M. Der Kaiser hat, wie ehemals sein Vater, 200 fl. C. M., der reiche Fürst Metternich 20 fl. (!) und Freiherr Eskeles 50 fl. C. M. gegeben. Freilich ist ein christlicher Fürst etwas Anderes als ein jüdischer Freiherr!“ Es war also Sitte, daß mit Glücksgütern besonders gesegnete Theaterfreunde bei Benefizzen mehr oder minder erhebliche Ueberzahlungen machten. Für die Empfindung, daß ein solches Geschenk in baarem Gelde für einen ernsten und bedeutenden Künstler einer ersten Bühne doch vielleicht etwas Demüthigendes habe, scheint man kaum Verständniß besessen zu haben.

Am verwunderlichsten aber erscheint es uns, daß jene Bühne, die schon damals den Anspruch darauf erhob, als die erste dramatische Kunststätte Deutschlands zu gelten, die Aufführung eines Stückes, von dem sie sich Erfolg versprechen durfte, und das aus der Feder des gefeiertsten der lebenden Dichter stammte, davon abhängig machte, was die Aufführung kosten werde. Die Regisseure erhielten am 19. August 1834 eine Aufforderung von der Direction, einen Kostenanschlag für das neue Grillparzer'sche Märchen „Der Traum ein Leben“ aufzustellen. Die Berechnung ergab die allerdings nicht unbedeutende, aber für unsere Verhältnisse keineswegs ungewöhnliche Summe von 3000 Gulden. Die Direction genehmigte indessen nur 1900 Gulden und knüpfte diese Bewilligung an die unglaubliche Bedingung, daß sämtliche Regisseure für den glücklichen Erfolg des Stückes einzutreten hätten. Die in die Enge getriebenen Regisseure, die ganz gut wußten, daß sich ein fürchterliches Donnerwetter von oben herab über sie entladen würde, wenn sie einen Erfolg vorher sagten, und wenn diese Vorher sagung sich dann nicht erfüllen würde, suchten sich durch ein ziemlich gewundenes Gutachten aus der Verlegenheit zu ziehen. Das Stück wurde schließlich doch gegeben und hatte Erfolg. Bei diesem Anlaß

macht Costenoble eine Bemerkung, die durch die Thatfachen der letzten Wochen einen besondern Beigeschmack gewonnen hat. „Die Maschinerie“, schreibt er, „ist der allerschwächste Theil unserer Hofbühne, oder vielmehr der allerstärkste — denn Alles wird so vollholzig und plump hergestellt, daß man sich unmöglich in eine Zauberwelt versetzen kann.“ Möchte man nicht glauben, daß diese Zeilen aus einem Artikel über das neue Burgtheater genommen sind?

Zu unserer Ueberraschung ersehen wir übrigens aus den Tagebüchern, daß eine Einrichtung, die wir für ganz modern hielten, bereits im Jahre 1824 im Burgtheater bestanden hat. Am 15. September jenes Jahres schreibt Costenoble:

„Fürst Trauttmannsdorf kam auf die Bühne, um die neue eiserne Gardine zu sehen. Gardine ist eigentlich keine Benennung für die große Eisentafel, die bei Feuergefahr plötzlich herabgelassen werden soll, um Bühne und Publicum von einander zu trennen. Aber das neue eiserne Vorchießel geht sehr langsam wie eben alles Neue in Oesterreich. Das Publicum kann mit Bequemlichkeit gebraten werden, bevor die Scheidemauer ganz gefallen ist.“

Für die Bezeichnung der Zustände im Burgtheater finden sich in diesen Tagebüchern noch sehr zahlreiche zerstreute Notizen. Wir wollen nur einige wenige hier auswählen, die keines Commentars bedürfen:

„20. October 1833. Deinhardtstein zeigte mir an, daß die wahnsinnige Mutter unseres Fichtner heute im Irrenhause des Dr. Görgen gestorben sei, doch müsse man dem Sohn das traurige Ereigniß bis morgen verheimlichen, damit die Vorstellung nicht gestört werde.“

„19. November 1833. Ein neues Decret des Grafen Czernin untersagt auf der Bühne das Küssen auf den Mund zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes. Die Schauspieler lachten und nannten den Befehl spottend: Das Bussel-Decret (Ruß-Decret). Wir lachten alle über den Oberstkämmerer, der wieder etwas Albernem decretirt hatte.“

26. Jänner 1835. Lemberg vertraute mir, daß der Schauspieler Schwarz Mitglied der geheimen Polizei sei. Das Benehmen dieses Collegen ließ uns eine derartige Nebenstellung schon lange vermuthen, aber die volle Gewißheit haben wir erst vor einigen Tagen erlangt.“

„25. October 1836. Man sprach mit Schadenfreude von den Betrüben der Hofoperntheaterdirection. Gestern ist auf dieser Bühne der als falsche Catalani famos gewordene Kirchner probeweise aufgetreten und vom Publicum ausgezifft und so ausspectakulirt worden, daß man mit Stöcken an die Seitenwände der Logen geschlagen hat. Die Direction hat einen argen Verweis von der Polizei bekommen, daß sie einen so starken Mißgriff gethan.“

Die Polizei! Damit kommen wir auf ein anderes Kapitel zu sprechen: auf die von der Censur geübte Bevormundung, die im günstigsten Falle lächerlich war, aber gewöhnlich argen Schaden anrichtete.

* * *

Die Censurstückchen, die Costenoble erzählt, überraschen uns nicht. Wir wissen ja aus andern Schriften jener Zeit, wie es um die Leistungen

dieser traurigen Behörde bestellt war. Indessen sind doch einige der hier verzeichneten Thatsachen der Erwähnung werth. Wir erfahren aus den Tagebüchern, daß z. B. der Titel des Kleist'schen Dramas „Prinz von Homburg“ in „Die Schlacht bei Fehrbellin“ umgewandelt werden mußte, weil das Wort „Prinz“ auf dem Theaterzettel anstößig war. Friedrich der Große durfte die ihm von der Geschichte beigelegte Bezeichnung nicht führen, da sich vielleicht ein österreichischer Fürst durch die Größe des Preußenkönigs beleidigt fühlen könne, und so wurde der alte Fritz im Burgtheater „Friedrich der Zweite.“ Noch äbler wurde dem armen Jffland mitgepielt. Das Wiener lithographische Institut hatte ein Bild des Dichters und Schauspielers hergestellt und zwar mit dem Orden des Rothen Adlers. Daß ein Komödiant einen königlichen Orden trüge, erschien den Wiener Censoren unzulässig; dem armen Jffland wurde der Rothe Adler-Orden gestrichen, und das Bild erschien ohne diesen Schmud. In einem Künstlerstücke kam eine große Venus vor. Auch diese wurde auf Anordnung der Censur beseitigt. Es wurde dafür eine ganz kleine Puppe hingestellt. In einem Gedichte an Carl Maria von Weber kam das Wort „Lorbeer“ vor. Die Censur erachtete diesen Ehrenzweig für den Londichter des „Freischütz“ zu hoch; der Lorbeer wurde gestrichen.

Die blödsinnigen Anordnungen der Censur erregten aber mitunter nicht nur die Heiterkeit des Publicums, sondern auch die heftigste Entrüstung der davon betroffenen Dichter und Künstler. Grillparzer wollte auswandern, weil sein Drama „König Ottokars Glück und Ende“ von der Censur verboten war und nicht einmal gedruckt werden durfte. La Roche erklärte 1837, daß er das Burgtheater herzlich satt habe, weil die Censur alle Fittige der Kunst durch Beschneiden oder Verbieten der besten Stücke lähme. Er führte unter Anderm Raupachs „Kaiser Friedrich“ und „Cromwell“ an. „Gerechte Klage!“ fügt Costenoble hinzu.

Aber die Censur verbot nicht nur, sie dichtete auch um. Nach ihrer Auffassung durfte König Lear, wahrscheinlich wegen seiner königlichen Würde, nicht von dem gemeinen Lose der Sterblichen auf der Bühne ereilt werden; am 25. März 1822 bemerkt Costenoble:

„Anschüz ging wüthend auf der Bühne umher, weil die Censur den Britenkönig nicht sterben lassen will. Er brach in heftige Worte aus: 'Wäre ich hier am Hoftheater so vortheilhaft doirt, daß ich dergleichen Geleien im Hinblick auf meine Zukunft übersehen könnte, so müßte ich, meiner Familie wegen, mir alle diese Dummheiten gefallen lassen. Aber unter den Umständen meines bisherigen Engagements bleibe ich nicht in diesem geistlosen Otahaiti.' — Sein Unwille war gegründet genug. Wenn der Darsteller durchdrungen ist vom Werke eines großen Dichters, und ihm nun eine kalte, unpoetische Hand in die liebgeordnete Gestalt greift, so muß er zur Wuth gereizt werden. Davon fühlt und begreift freilich der Censor nichts. Wenn Lear am Leben bleibt, wie Correggio, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf: beide, der kindische König wie der kranke Maler, reisen nach der Vorstellung in's Teplitzer Bad oder gebrauchen sonst irgendwo eine stärkende Brunnentur.“

Sehr ergöglich ist das Eingreifen der Censur in die Theaterkritik, und noch ergöglicher das Verhalten der Schauspieler diesem polizeilichen Superarbitrium gegenüber. Wenn die Censur das Lob eines Schauspielers streicht, so wüthet dieser; läßt sie den Tadel aber stehen, so wüthet er wieder. Die Herren Kritiker selbst machen es übrigens nicht besser.

Ein Recensent hatte über Costenoble im „Essighändler“ die Bemerkung gemacht, daß dieser Künstler Eszlair in der Charakterzeichnung übertreffe. Der Censor Deinhardstein, der Eszlair sehr hoch stellte, strich diese offenbar staatsgefährliche Bemerkung. Da klagt Costenoble: „Es ist traurig, daß die Censur in solchen Händen ist!“ Als aber einst der beliebte Korn von einem Recensenten mäßig getadelt wurde, schickte der vermöhlnte Liebling des Burgtheaterpublicums seine sämtlichen Rollen der Direction zurück, und Schreyvogel, der damals Censor war, erhielt von der vorgesetzten Behörde die stärksten Vorwürfe, daß er seines Amtes nachlässig gewaltet und den Tadel übersehen habe!

Es muß recht angenehm gewesen sein, zu jener Zeit Theaterkritiken zu schreiben. Am meisten machte natürlich Saphir der Censur zu schaffen. Wir lassen hier einige Aufzeichnungen Costenobles über Saphir folgen:

„5. November 1834. Der Colporteur Bäuerles brachte den Correcturbogen der Theaterzeitung, deren Censor Deinhardstein ist; dieser hatte kaum einige Zeilen gelesen, als er zornig aufsprang und ausrief: ‚Das ist doch eine Frechheit, wie man sie selten erlebt! Hat sich der Saphir unterstanden, ‚Tassos Lob‘ ironisch zu bekritteln. ‚Antonio‘ — sagt der unverschämte Mensch — ‚wolle den Tasso allopathisch behandeln, den Cardinal homöopathisch und die Prinzessin mit Vesicatoren von Vorbeerkränzen.‘ Gleich mache ich einen Bericht darüber an den Polizeipräsidenten, und sofort streiche ich den ganzen Aufsatz in der Theaterzeitung.‘ Deinhardstein schrieb hierauf unter den Censurbogen: ‚Ein Werk wie Naupachs ‚Tasso‘ ist kein Gegenstand frivoler Ironie.‘ Und somit versiegelte er den Bescheid und handte ihn an Bäuerle. Immer noch in der Furie schrieb er fort: ‚Das ist mein Dank, daß ich dem Mosze Saphir ein Fürwort beim Grafen Sedlnitzky eingelegt habe, der ihn durchaus nicht in Wien dulden wollte und zu mir sagte: ‚Sie werden sehen — es geht nicht mit dem Menschen, der überall hat weggesagt werden müssen.‘ Wir werden ihn bald wieder aus Wien entfernen.‘“

„29. März 1835. Saphirs Kritik über ‚Fortunat‘ hat den Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky sehr erzürnt; er soll erklärt haben, daß er diesen Pasquillanten in der hiesigen Zeitschrift nicht mehr lange dulden wolle. Deinhardstein ließ auf der Stelle den Redacteur Bäuerle verständigen, daß die Censur eine derartige Kritik nicht mehr passiren lassen werde.“

Durch diese beständigen Mörgeleien der Censur gereizt, verzichtete Saphir schließlich auf die Kritik des Burgtheaters. „Für Saphir und uns ist es ein Gewinn,“ schreibt Costenoble, „wenn er das Burgtheater ignoriert, denn an Autorität hat er bereits Alles verloren.“

Eine Anekdote aus einer etwas älteren Zeit mag hier gleich angegeschlossen werden: „Saphir hatte einst das französische Theater Berlins schändlich heruntergemacht, ohne zu erwägen, daß auch Prinzen und Hohe vom Adel zuweilen auf dieser Bühne in französischer Sprache Komödie

spielten. Saphir wurde angeklagt, ihm der Proceß gemacht und er zu einer Geldstrafe von 200 Thalern und vierwöchentlichem Arrest condemnirt. Der Verurtheilte ging zu seinem Gönner, dem Kronprinzen von Preußen. Nach mancher Hin- und Herrede fragte der Prinz: „Was ist Ihnen, Saphir? Ihnen liegt etwas auf dem Herzen — heraus damit!“ — „Ach, königliche Hoheit, ich soll wegen einer Recension 200 Thaler Strafe bezahlen und auf vier Wochen eingesperrt werden. Geld aber habe ich nicht und Zeit auch nicht. Wo soll ich 200 Thaler und vier Wochen erübrigen?“ Der Kronprinz versprach, sich ins Mittel zu legen, und erwirkte beim König eine Herabminderung der Strafe auf drei Tage Arrest in der Hausvogtei. — Der so Begnadigte verfügte sich hierauf zum Regenten, für die hohe Gnade zu danken, und empfahl sich mit den Worten: „Wenn Majestät wünschen, daß Saphir sein Maul für ewig halte, so dürften Sie nur allergnädigst ihm eines Ihrer Schlösser dran legen, und er verstummte gewiß für's ganze Leben.“ — Auf diese Aeußerung sagte der gute König lachend: „Lauter dummes Zeug! Weiß der Henker, woher nehmen Alles das?“

Auch in diesen Aufzeichnungen Costenobles erscheint uns Saphir als ein zwar witziger, aber recht wenig respectabler Mensch. Der wohlwollende und vorsichtige Costenoble, der jedes ungünstige Wort, das er ausspricht, auf die Goldwaage legt, zeigt Saphir mit dünnen Worten der Pestecklichkeit. Die Niedrigkeit der Denkart dieses antipathischen Menschen erhellt auch aus der von Costenoble berichteten Thatsache, daß dieser Saphir, der mit seinen Witzeleien keinen Menschen verschonte, auf das Aeußerste entriistet war, als Bauernfeld im „Literarischen Salon“ einen witzelnden Abstrecher schlimmster Sorte, in dem das feinfühligste Publikum Saphirs getreues Ebenbild erblicken wollte, auf die Bühne brachte, und daß Saphir sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten unterthänigst bedankte, als die Aufführung des Bauernfeld'schen Lustspiels auf Befehl verboten wurde! Costenoble erzählt uns: „Saphir habe in einer Audienz dem Grafen Kolowrat für die Gnade gedankt, daß ‚Der literarische Salon‘ zurückgelegt worden sei. Kolowrat soll erwidert haben: ‚Der Kaiser war am Tage nach der Aufführung dieses Stückes sehr aufgebracht und sagte: ‚Ich will es einmal nicht haben, daß in meinem Hause solche Zänkereien stattfinden.‘“

Uebrigens scheint der bedenkliche Witzbold selbst berechtigten Anlaß zu Witzeleien gegeben und sich oft recht gründlich lächerlich gemacht zu haben. Am 18. März 1837 schreibt Costenoble:

„Ueberhäuft mit einer Schuldenlast, will es Saphir den großen Herren nachthun und giebt kostspielige Soiréen. Am vergangenen Aschermittwoch feierte er seinen 42. Geburtstag. Als die Gesellschaft versammelt war, kamen allerlei Geschenke von der Gräfin A. und der Excellenz Freifrau B., von dieser Comtesse und von jener Fürstin. Saphir selbst verkündete laut die Namen der Spenderinnen. Alle Welt weiß

nämlich, daß Saphir diese Präsente selbst kauft und sich als Souvenirs hoher Personen bringen läßt. — Saphir hat — Gott weiß warum — in einem seiner Zimmer eine eiserne Geldcasse stehen. Castelli sagte vor allen Leuten: „Mit dieser eisernen Truhe macht Saphir sich selber etwas weiß!“

Neben Saphir spielte zu jener Zeit ein gewisser Wiest in der Theaterkritik eine große Rolle. Das Verhältniß zwischen Schauspieler und Kritik muß ein recht erbauliches gewesen sein. Wir ersehen das z. B. aus den folgenden Zeilen vom 7. October 1835:

„Der Recensent Wiest hat den Schauspieler und Localdichter vom Theater an der Wien, Nestroy, gerichtlich belangt, weil ihn dieser in dem neuen Stücke: „Zu ebener Erde und im ersten Stocke“ beschimpft hatte. Wiest hat nämlich das in Rede stehende Localstück im „Sammler“ kritisiert, und Nestroy, ohne die Kritik gelesen zu haben und bloß durch die Witzeleien Anderer gereizt, rächte sich auf folgende dumme Weise. Nestroy giebt in seiner Posse einen Bedienten, der Spieltische und Karten zu besorgen hat. Mit den Spielfarten in der Hand, trat Nestroy dicht vor die Rampe und sagte: „Ich begreif gar nit, wir ma so vüll Vergnügen an dem Whistspiel haben kann — Wiest! So a Spüll, das seinen Namen von dem dummfsten Menschen in Wien hat, und der obendrein zur Schande der Menschheit Kritiken schreibt!“

Ein Theil des Publicums war aufs Höchste indignirt über die Frechheit Nestroys aber seine zahlreichen Verehrer klatschten dem Unverschämten zu. Der anwesende Polizeicommissär rannte sofort auf die Bühne und machte Nestroy Vorwürfe über seine Verwegenheit, ihn zugleich warnend, sich für immer jeder persönlichen Anspielung zu enthalten.“

Wenn man diese Vorgänge vernimmt, so begreift man den klagenden Ausruf Costenobles: „Es ist ärnlich bestellt mit unserm Recensentenwesen. Wiest und Turteltaub sind die Tonangeber des Geschmacks, Leute, die mit ihrem Halbwissen nicht wissen, was sie anfangen sollen.“

Wiest und Turteltaub! Es hat etwas Tröstliches für Autoren, die von der Kritik nicht gerade verzogen werden, wenn ihnen aus solchen gelegentlichen Notizen wieder einmal der Beweis ad oculos erbracht wird, wie lange Recensentenruhm währt. Wiest und Turteltaub, die gefeierten Kritiker von Wien, die Tonangeber des Geschmacks, die Richter über Grillparzer und Bauernfeld! Wiest und Turteltaub!

Das Wiener Theaterpublicum war zu jener Zeit gewiß auch nicht besser als das heutige. Die Urtheile Costenobles lauten in diesem Punkte anscheinend widersprechend. Im Jahre 1819, als er selbst noch ein Neuling in Wien ist, spricht er sich sehr entzückt aus:

„Das muß man gestehen, dankbar sind die Wiener für geleistete Dienste; sie werfen den alten Schauspieler nicht in den Winkel wie eine abgenützte Sache, wenn er auch noch so stumpf und unvernünftig vor ihnen erscheint. Seiner früheren Dienste gedenkend, nehmen sie das Mangelhafte von ihm für voll an; sie sind zufrieden und machen zufrieden.“

Elf Jahre später, im Jahre 1830, ist er weniger gut auf das Wiener Publicum zu sprechen. Da schreibt er:

„Was läßt sich aber von einem Volke erwarten, das ehemals Kleists „Prinzen von Hessen-Homburg“ förmlich ausgelacht hat? Für solch eine Masse ist nichts besser, als

die blinde Gabriele, die nach dem Starbich herumläuft und ganz gegen alle Wahrheit die Gesichter untersucht und mit ihrem sentimentalen Gewinsel alle Schnupftücher in Bewegung setzt. Was wollen diese Wiener? Gaukelei!”

Und vielleicht besteht zwischen jenem warmen Lobe und diesem herben Tadel nicht einmal ein Widerspruch. Vielleicht hat Costenoble in beidem Recht gehabt, vielleicht sogar Recht behalten.

Aber wie dem auch sei, aus dem Gesamtcharakter dieser Tagebücher muß es Jedermann klar werden, daß die Lobsprüche, die der guten alten Zeit des Burgtheaters gespendet werden, recht übertrieben sind, und daß man damals über den Verfall und das Absterben der deutschen Bühnenkunst gerade so gejammert hat wie gegenwärtig. Fast mit denselben Worten! Vom 22. September 1835 bringt das Tagebuch nachstehende Mittheilung: „Deinhardstein sprach heute über den Ruf des Burgtheaters, und wie dieser erhalten werden könne. Er sagte: Müßten wir nicht tagelöhnern, das Burgtheater könnte, wenn der Hof wollte, das werden, was einst das Théâtre Français in Paris war. In jeder Woche sollte höchstens viermal Schauviel sein; dann brauchte man weder zu ausgearteten, fragenhaften Stücken, wie ‚Parteinuth‘, ‚Der Erbvertrag‘, oder zu Possen, wie ‚Der Doppelgänger‘ oder ‚Der Bräutigam aus Mexiko‘ seine Zuflucht zu nehmen; nur das Höchste, Beste und Gebiegenste der Autoren würde auf der Hofbühne glänzen.“ „Schöner Traum!“ sagte Korn. „Unter Kaiser Franz wäre er zu verwirklichen gewesen, jetzt können wir nur fortträumen.“

So ist es gewesen, so ist es noch heut, so wird es wohl bleiben.

Mit dieser Schilderung der allgemeineren Zustände des Burgtheaters in den zwanziger und dreißiger Jahren, wie wir sie auf Grund der unbefangenen und gehaltvollen Mittheilungen Costenobles herzustellen versucht haben, wollen wir diesen Abschnitt schließen, unter dem Vorbehalte, auf Einzelheiten, Persönliches und Sachliches, auf die bedeutenden Dichter und Künstler, die zu jener Zeit gewirkt haben, und auf die Stücke, die damals ihre erste Aufführung erlebt und sich auf dem Repertoire erhalten haben, zurückzukommen.





Eine Idylle in der Großstadt.

Don

B. Trannine.

— Paris. —



aston Verdier litt seit einiger Zeit an einer Nervenüberreizung, welche drohte, in eine ernstliche Krankheit überzugehen. Wie die meisten Abkömmlinge alter Pariserfamilien, die schon einige Generationen hindurch das ungesunde Leben der Großstadt gelebt haben, hatte er eine verfeinerte, sensitive Natur ererbt, die nicht durch eine genügend robuste Constitution unterstützt wurde.

Seine aufreibende Thätigkeit als Börsenagent, sein lebhafter Geschmack für alle feinen Genüsse des Pariser Lebens überfüllten zudem sein Dasein mit Reizmitteln, welche genügt hätten, um hundert ruhig bürgerliche Existenzen zu beleben.

Jetzt war er bei dem Moment angelangt, wo der Arzt aufhört, mit nachsichtigem Lächeln seinem Patienten noch allerlei Concessionen zu machen. „Er müsse durchaus eine heilsame Unterbrechung in seinen Gewohnheiten eintreten lassen,“ hieß es; „am besten, einige Wochen ruhiges Landleben.“

Der junge Pariser entsetzte sich.

„Was? Landleben im Monat Mai, vor dem Grand-Prix, wenn das Tout-Paris noch nicht daran denkt, die Stadt zu verlassen?“

Er setzte dem Arzt so klar auseinander, welche Verschlimmerungen die Langeweile in seinem Zustand hervorbringen würde, wie nothwendig es für ihn sei, in der Nähe seines Geschäftskreises zu bleiben, daß man beschloß, die Verbannung so milde als möglich zu gestalten. Gaston mietete einen Pavillon auf der Grenze des Bois de Boulogne, gegenüber von Longchamps. Die Lage war reizend. Ein gut gepflegter, kleiner Garten führte hinaus, unter die letzten Baumgruppen des Waldes, zwischen denen man

einen Ausblick auf die kleine, epheumspannene Windmühle von Longchamps und weiter zurück bis nach dem Wasserfall genos. Die hintere Seite des Gartens lief die Seine entlang, welche da, zwischen Longchamps und Suresnes, einen malerischen Bogen macht. Gerade unter der Terrasse, deren rebenumranktes Gitterwerk auf das Wasser hinaus sah, befand sich der Landungsplatz für die kleinen Dampfer nach Paris, was etwas Leben und Geräusch in die ländliche Stille brachte. Die elegante Behausung war mit Rücksicht auf verwöhnte Pariser eingerichtet. Gaston konnte im Wagen, auf dem schönsten Wege durch's Bois de Boulogne, in einer Stunde bequem die Börse erreichen. Landluft und Paris so zu sagen vor der Thür — darein konnte man sich am Ende schon finden.

Gaston durfte sogar hoffen, daß ein guter Freund sich dann und wann dazu verstehen werde, den Abend mit ihm in seiner Einsamkeit zu verbringen.

Heute gerade war einer dieser lieben Freunde, welche man oft monatelang nicht zu Gesicht bekommt, die man aber bei zufälliger Begegnung auf dem Boulevard „mon cher ami“ nennt, mit ihm zum Diner hinausgefahren.

Die beiden jungen Leute saßen in Erwartung, daß der Diener das Essen ansage, auf der Terrasse und betrachteten durch das Gitterwerk die Leute, die das von Paris kommende Dampfboot erwarteten. Es waren darunter ganz hübsche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, junge Frauen, welche ihren legitimen oder unlegitimen Gebieter abholten. Es amüsirte die beiden Beobachter, dem Aeußeren und dem Benehmen der Damen nach ihre Muthmaßungen zu stellen.

Jetzt stieß Gaston den Freund an und zeigte auf zwei jugendliche Gestalten, die das steile Ufer herabgesprungen kamen. Sie trugen weithin sichtbare weiße Schürzchen, mit Spitzen garnirt, und runde, weiße Strohhüte mit Kornblumen, die ihnen ein ungewöhnliches Aussehen gaben, da damals Niemand in Paris einen weißen Strohhut trug.

„Zwei Kellnerinnen aus einem der zahlreichen Wirthshäuser am Ufer,“ meinte der Freund.

„Nein, nein, sieh doch genauer hin,“ erwiderte Gaston.

Freilich, bei näherem Hinschauen erkannte man, daß die Mädchen nichts von dem trivialen Kellnerinnentypus hatten. Ihre muntere Lebhaftigkeit, die sich nicht um die Anwesenden kümmerte, sondern sich selbst Zweck war, entsprang ihrer gesunden, blühenden Jugend. Die Eine trug über den Rücken hinab ihre ungewöhnlich langen, dicken, braunen Zöpfe; die Andere, der beim Springen der Hut vom Kopf geglitten war, hatte einen Heiligenchein von blondem, krausem Haar um das rosige Gesicht.

„Kennst Du die zwei Schönen?“ fragte der junge Pariser, als es wie ein Lächeln über Gastons Züge ging.

„Wie Du es nimmst,“ antwortete der Gefragte. „Ich kenne ihr äußeres Leben, ihre Gewohnheiten, ihre Liebhabereien, auch die Art, wie

sie ihre Zuneigung offenbaren, — aber ich kenne weder ihren Namen, noch habe ich je mit ihnen ein Wort gesprochen.“

Vor dem fragenden Blick des Freundes deutete Gaston über die Seine hinüber nach einem großen Garten, mit einem sehr kleinen, weißen Haus in der Mitte.

„Dort wohnen die beiden jungen Mädchen, oder Frauen; ich weiß nicht, welchen Titel ich ihnen geben soll, und wenn Du Dir eine Idee davon machst, was es heißt, seine Tage auf einer einsamen Terrasse zu verbringen, so begreifst Du auch, welche Wichtigkeit ein vis-à-vis gewinnen kann.“

„So, da steigen sie aus,“ fuhr er fort, wie von Bekannten sprechend und deutete auf zwei junge Männer, die eben über die Diele hinweg von dem landenden Dampfboot dem Ufer zustrebten.

„Von wem sprichst Du?“ fragte der Freund.

„Ja, wenn ich's nur wüßte!“ antwortete Gaston. „Diese beiden jungen Männer, denen die jungen Mädchen so offenherzige Gunstbezeugungen spenden und die, mit der ruhigen Sicherheit des Besitzers, den Arm der Schönen um den ihrigen schlingen, haben jedenfalls ein Recht auf ihre Begleiterinnen. Welches? — Darüber bin ich so ziemlich im Klaren. Brüder der Beiden sind es nicht, dazu sind die Fräuleins viel zu zärtlich mit ihnen. Du mußt nämlich wissen, daß ich in einsamen Stunden mein vortreffliches Fernrohr auf der Terrasse aufstelle und vermittelst dieses indiscreten Gehülfen fast in die verstecktesten Geheimnisse jener grünen Wildniß eindringe. Zuerst betrieb ich dies Auspioniren aus purer Langeweile; halb aber nahm ich ein wirkliches Interesse an meinem Doppelpaare. Du machst Dir keine Idee von dem paradiesischen Leben, das man dort drüben führt. Es ist die Rückkehr zu den freien, unschuldig zärtlichen Freuden der Schäferzeit, oder noch besser eines kräftigen, goldenen Zeitalters, denn die Mitspielenden haben Nichts von der Geziertheit einer Gruppe à la Watteau. — Das kleine Haus dort drüben ist die Bestätigung dafür, daß in der ärmsten Hütte Raum ist für ein glücklich liebend Paar, ja selbst für ein Doppelpaar. Unten im Erdgeschoß, dessen Doppeltür und einziges Fenster jetzt offen stehen, befindet sich das kleine Esszimmer, das vollständig ausgefüllt ist, wenn meine vier Leutchen am Tische sitzen. Daneben eine winzige Küche, eine wahre Puppenküche, in der abwechselnd Eines oder das Andere der Vier herum hantirt, denn Zwei auf einmal könnten sich nicht darin drehen. Eine fremde Person außer den nothwendigen Lieferanten, die nur bis an die Thür herankommen, habe ich nie in der Behausung erblickt. Nach hinten hinaus liegt wohl ein kleiner Salon, den ich weniger deutlich durch die offene Verbindungsthür erkenne und wo bei schlechtem Wetter muscirt wird. Im obern Stock liegen die beiden Schlafzimmer — und Du darfst mir glauben, daß ich durch das Fenster, das des Morgens in aller Frühe offen steht, reizende Dinge erspähe.“

Die jungen Männer verlassen das Häuschen schon vor sieben Uhr, da sie mit dem Frühzug nach Paris in irgend ein Geschäft eilen. Da sind dann die jungen Frauen allein und machen am offenen Fenster ihre Toilette mit einer Ruhe und Natürlichkeit, die keine Ahnung hat, daß unbescheidene Augen mit künstlerischem Wohlgefallen ihre Bewegungen verfolgen. Du solltest einmal auf meinem Posten sein, wenn die Braune ihre prachtvollen Haare beim Auskämmen um den Hals wickelt, um die Spitzen zu erreichen; oder wenn die kleine Blonde, mit den anmuthig geformten Schultern, ihre runden Kinderarme über den Kopf erhebt, um ihren launenhaften Haarbüschel zu befestigen! Dann erst würdest Du mein Interesse an den Nachbarinnen vollkommen verstehen.

Aber die meiste Zeit sind sie draußen im Garten, da, vor meinen Augen, sodaß ich eigentlich, wie ein unsichtbarer Gast, ihr Leben theile. Die beiden Männer haben zwei Sonntage damit hingbracht, das unförmliche Gartenhäuschen da vorn auf der Wiese zusammen zu zimmern. Hoffentlich werden die Binden und Maibohnen, welche die Mädchen rings herum geäet haben, das Ding bald ganz übersponnen haben. Diese Woche hat man das erste Heu gemacht. Du hättest sehn sollen, wie schön die beiden Kinder, in ihrem leichten Anzug, kurz geschürzt, mit nackten Schultern und Armen die Heugabeln handhabten. Die sachkundige Art, in der sie diese schwierige Arbeit vollbrachten, bestärkte mich in der Idee, daß die Mädchen irgendwo vom Lande her in die Stadt verfekt worden seien. Franzöfinnen sind sie nicht, das sieht man ihnen an, und das beweist auch ihre Sprache, die mir ein deutscher Dialekt zu sein scheint. Und dann die Lust, mit der sie sich in's Heu warfen! — Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich hinüber geeilt, um auch meinen Platz auf dem duftenden Lager zu verlangen.

Was aber alle diese Beschäftigungen, die Dir in der Erzählung unbedeutend vorkommen müssen, idealisirt, sie so zu sagen zum Ausdruck eines gesunden, harmonischen Daseins macht, das ist die Fröhlichkeit, die volle Lebenslust, die dort drüben herrscht. Lachen und Gesang bringt den ganzen Tag zu mir hinüber; ein helles, natürliches Lachen, ohne Absicht und Koketterie, ein Gesang, wie Ueberfluß an innerster Lebensfreude, der sich unwillkürlich Bahn bricht. Sie verrichten in Haus und Garten ihre Arbeit mit einer Grazie, die einen Bildhauer entzücken würde. Es ist, wie wenn eine innere Kraft, die Kraft der vollen, gesunden Jugend, jede Anstrengung in ein leichtes harmonisches Spiel verwandelte.“

„Nun, das heiße ich, auf dem Renner der Phantasie durchbrennen,“ sagte der Freund lachend, als Gaston eine Pause machte. „Das ist ja Alles schön und gut; aber Du hast mir noch nicht gesagt, was denn die beiden Männer für eine Rolle in dieser idyllischen Häuslichkeit spielen?“

„Ich muß aufrichtig gestehen,“ erwiderte Gaston, „daß mir dieselben durch ihre Abwesenheit oft ganz aus dem Gedächtniß entschwinden. Freilich allabendlich und Sonntags den lieben, langen Tag hindurch werde ich

deutlich genug an ihre Existenz erinnert. Es ist ein gemischtes Gefühl, das mich überfällt, wenn ich die zärtliche Harmonie der beiden Paare beobachte; denn zwanglos, in paradiesischer Freiheit, leben sie dort ein kräftiges Liebesleben. Zwar herrscht eine bestimmte Ordnung: ich habe nie entdeckt, daß sich die beiden Jünglinge in der Wahl der Geliebten geirrt hätten, und auch die Mädchen verwechseln nie die beiden Männer, trotz einer auffallenden Familienähnlichkeit derselben. — Es überkommt mich beim Anblick ihres Verkehrs oft eine heiße Eifersucht, eine Art Neid, und daneben wieder betrachte ich mit neugieriger Befriedigung diese Offenbarungen eines Gefühls, das — wer weiß? — vielleicht einmal zu meinen Gunsten entflammen könnte.“

„Ah, Du glaubst, daß diese Mädchen so leicht umzustimmen wären?“ fragte der Freund.

„Es käme auf einen Versuch an,“ meinte Gaston mit einem leichtfertigen Lächeln. „Jedenfalls wäre es einige Mühe werth, ein so reizendes Naturkind zu gewinnen, das ich hundertmal einer listigen Soubrette oder einer geschminkten Berühmtheit der Halbwelt vorziehe.“

Der Freund schien vor der Idee, ein Herz erobern zu müssen, als vor einer, über seine Kräfte gehenden Anstrengung zurückzufreden. Beim Fortgehen kam er noch einmal auf das Gespräch zurück und bat Gaston, im Fall er eine kleine Intrigue einleiten sollte, ihn auf dem Laufenden zu halten.

Einige Tage später bot sich Gaston Gelegenheit, seinem Gegenüber näher zu kommen. Er hatte bemerkt, daß die kleine Blonde den Weg in's Innere des Städtchens eingeschlagen hatte, um einige Einkäufe zu besorgen. Unterdessen zog sich am Himmel schweres Gewölk zusammen. Bei dem ersten, breiten Regentropfen, welche den Staub in kleine hüpfende Kugeln zusammenballten, eilte Gaston mit seinem Regenschirm über die Brücke. Er brauchte nicht lange auszuspähen. Mit schnellen, trippelnden Schritten kam das junge Mädchen die Hauptgasse des Städtchens hinunter. Sie hatte am Arm ein Körbchen, aus dem ein ganzer Vorrath von Gemüse, Obst, Salat herausquoll, und in der Hand trug sie, an den Füßen zusammengebunden, einen lebenden Hahn, der mit wüstem Geschrei aufplattete und sie am schnellen Gehen hinderte.

„Mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Schutz meines Regenschirmes und meine Hülfe zur Bändigang dieses Geflügels anbiete?“ fragte Gaston höflich. Die kleine maß ihn neugierig mit den lachenden Augen. Der junge Mann hatte, durch seinen Instinct geleitet, einen einfachen Anzug gewählt, der ihm ein solid bürgerliches Aussehen verlieh.

„Warum nicht?“ antwortete die Angeredete munter, in gebrochenem Französisch. „Ich werde mit dem widerspenstigen Thiere nicht gut fertig, und mein Gut wird von dem Plakregen ganz verdorben. Uebrigens ist es nicht weit,“ setzte sie, sich entschuldigend, hinzu. „Dort, das weiße Haus in dem viereckigen Garten.“

Gaston hütete sich wohl, zu erwidern, daß ihm das Haus bekannt sei. Recht ernst und möglichst philisterhaft geleitete er seine Begleiterin durch den sprühenden Regen und schaute auf ihre ganz ungewöhnlich kleinen Füßchen in ausgeschnittenen Schuhen und altmodischen weißen Strümpfen. Die Heftigkeit des Gewitters ließ kein Gespräch aufkommen, auch waren sie in wenigen Minuten an dem hölzernen Gitterthor angelangt.

„Jetzt müssen Sie aber eintreten,“ sagte die Kleine artig; „bei dem Wetter laß ich Sie nicht weiter. Man würde ja einen Hund nicht draußen lassen,“ setzte sie hinzu, als der junge Mann einige heuchlerische Schwierigkeiten machte.

In wenigen Sägen war sie, unter dem Regenschirm hervor, die Stufen zum Häuschen hinaufgeklommen.

„Lina, ich bringe Besuch,“ rief sie fröhlich in's Haus hinein, indem sie die Thür öffnete und auf der kleinen Hausflur die Regentropfen von sich abschüttelte.

„Wer denn?“ klang es auf Schweizerdeutsch von oben, und, ohne die Antwort abzuwarten, eilten leichte Tritte die Treppe herunter. Jetzt standen sich die Drei gegenüber, etwas verlegen und ohne sogleich den passenden Ton zu finden. Was der Kleinen draußen, im strömenden Regen, als ganz selbstverständlich vorgekommen war, das erschien ihr jetzt etwas weniger natürlich. Der junge Mann kam ihr zu Hülfe und erklärte in höflichen Worten, wie er dazu gekommen sei, in das Haus eingeführt zu werden.

Nachdem der Korb in der Küche und der widerspänstige Hahn in dem kleinen Hühnerhof untergebracht war, trat man in's Zimmer. Die schlank Gefährtin mit den braunen Zöpfen wollte die Thür zum kleinen Salon hinten hinaus öffnen.

„Ach nein, im Eßzimmer ist's viel gemüthlicher,“ meinte die Blonde, „und man hat da eine so schöne Aussicht.“

Es überkam Gaston ganz seltsam, als er in das einfache Zimmer trat, das ihm schon so wohl aus der Entfernung bekannt war. Es wurde ihm ganz heimisch zu Muthe, und als die Eine sich nach ihrem niederen Arbeitsstuhl umsah, hätte er sie fast daran erinnert, daß sie denselben gestern in's obere Zimmer hinaufgetragen habe.

Das Gespräch hatte einige Mühe, in Gang zu kommen. Den beiden Mädchen waren offenbar die banalen Redensarten nicht geläufig, mit denen man eine neue Bekanntschaft einleitet; auch fiel es ihnen etwas schwer, sich auf Französisch auszudrücken. Nachdem Gaston die gewohnten Sätze und Ausrufe ausgebeutet hatte: „wie hübsch Sie hier wohnen“ — „welch' reizende Lage“ — „die schönste Aussicht und das Haus so bequem“ — war er verlegen, wie er eigentlich auf sein Ziel, das ihm unbestimmt in weiter Ferne vorschwebte, zusteuern könnte. Er wollte sich eben zu einem mehr persönlichen Compliment erkühnen, als seine blonde Begleiterin, der die schwüle Verlegenheit auf der Seele lastete, ausrief:

„Ach, mir fällt ein, daß wir heute ganz frischen, prächtig gerathenen Kirchkuchen haben“; und froh, sich für einen Zweck Bewegung machen zu können, holte sie kleine Teller herbei und den Kuchen, der in dem kleinen Zimmer sich ganz riesig ausnahm. — Gaston fand es eine barbarische Idee, Nachmittags um 4 Uhr an's Essen zu gehen und sich damit den sorgfältig gehegten Appetit für das Diner zu verderben; aber das junge Mädchen war so hübsch in seiner Geschäftigkeit, an der auch die Gefährtin auf ruhig anmuthige Weise theilnahm, daß er sich von den Beiden einen sanften Zwang anthun ließ und zu seinem Erstaunen den Kuchen und den süßen Wein ganz vortrefflich fand.

„Sie glauben vielleicht,“ sagte die Braune, lecker gemacht durch das behagliche Gefühl von Zusammengehörigkeit, das sich gern um einen Esstisch herum einstellt, „Sie seien in ein verzaubertes Häuschen gerathen, wo zwei verwünschte Prinzessinnen allein ihr Wesen treiben und den verirrtten Wanderer beherbergen und erfrischen! Diese Illusion muß ich Ihnen leider nehmen: wir sind zwei ganz gewöhnliche, glückliche junge Ehefrauen, die hier mit ihren Männern die Flitterwochen, welche hoffentlich nach Monaten zählen werden, zubringen.“

Ueber Gastons Gesicht lief eine unangenehme Bewegung, welche die Blondine ausrufen ließ: „Sie haben doch nicht auf einen Kirchkern gebissen?“ — aber mit der Gewandtheit des Weltmannes verschluckte er seine Enttäuschung und sagte in höflich theilnehmendem Tone: „Ach wirklich?“

„Sie müssen wissen, unsere Männer sind Brüder, und wir die zwei intimsten Freundinnen, die man finden kann“, erläuterte die Kleine.

Und nun kam eine detaillierte Erklärung ihrer Verhältnisse. Sie, die Blonde, war ein Pfarrerstöchterlein aus Winterthur, die Gefährtin eine Waise, die im Pfarrhaus aufgezogen worden.

„Letzten Herbst nahm uns mein lieber Papa mit auf eine Vergnügungsreise nach Paris. Die beiden Brüder Hartmann, Söhne eines Jugendfreundes von Papa, erboten sich, uns bei der Besichtigung von Paris behülflich zu sein; und aus Führern durch die Weltstadt sind sie unsere Führer durch's Leben geworden.“

Und nun wurden die Bilder dieses unschuldigen Doppelromans vor Gaston entrollt: das etwas verbuchte Erstaunen der Kleinstädterinnen vor den Wundern der Großstadt; der Stolz der beiden jungen Schweizer, der kleinen Gesellschaft, welche sich in dem mächtigen Paris nicht gut zurecht finden konnte, als Stütze und Rathgeber dienen zu können; dann wieder das Wohlbehagen der jungen Männer, an denen einige Jahre Pariser Leben vorbeigerauscht waren, ohne ihr innerstes Wesen zu verändern, daß sie sich mit ihresgleichen zusammen gefunden hatten inmitten der sie umgebenden Fremdheit und Gleichgültigkeit; und über all Dem das lächelnde Gewähren des guten Papa, der mit Befriedigung zusah, wie die liebe Jugend um ihn herum munter und hoffnungsvoll in den Weg der Ehe einlenkte.

Wenn die eine der beiden Erzählerinnen Etwas vergaß von den unbedeutenden Erlebnissen, welche die kleine Gesellschaft einander näher gebracht hatten, so fiel ihr die andere lebhaft in die Rede. Man sah, wie sehr sie selbst sich an ihren Erinnerungen erfreuten; der beste Beweis, daß seither keine Enttäuschung denselben einen bitteren Beigeschmack verliehen hatte.

Die beiden jungen Frauen, mit dem lebenswürdigen Egoismus primitiver Naturen, schienen keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß alle diese Einzelheiten ihren unbetheiligten Zuhörer ebenso sehr interessirten, wie sie selbst. Derselbe beklagte sich übrigens nicht über die Weiterschweifigkeit der Erzählerinnen; wurde er doch dadurch eingeweiht in ein Leben, das ihm völlig neu war und das ihn plötzlich ahnen ließ, es gebe noch eine andere Genugthuung, als diejenige, eine gute Börsenspeculation gemacht, beim Wettrennen auf das gewinnende Pferd gemettet, oder einer brillanten Premiere beigewohnt zu haben.

Nach einer Stunde wurde man endlich gewahr, daß von dem Gewitter nur noch ein leuchtender Regenbogen zurückgeblieben war, der in weiter Wölbung die beiden Seineufer verband.

Die höflichen Formeln, in denen Gaston sich verabschiedete, brachen den Zauber der zufälligen Intimität. Die beiden jungen Frauen geleiteten ihren unbekannten Gast etwas links nach dem Ausgang. Nach einem verlegenen Zögern brachte es doch die Kleine erröthend heraus: Wenn er vielleicht in der Nähe wohne, so würde es sie und die Freundin herzlich freuen, wenn er einmal, ganz ohne Umstände, zum Nachtessen kommen wollte, damit sie ihn den Männern vorstellen könnten. Gaston meinte, verbindlich dankend, das dürfte schwer halten, da er in Paris wohne und sehr beschäftigt sei.

Sinnend kehrte er über die Brücke nach dem andern Ufer zurück. Er sagte sich, daß vielleicht das Glück, nach dem man auf so verschiednen Wegen jagt, in einem eng begrenzten Raume am liebsten wohne.

Die jungen Frauen erzählten mit Lebhaftigkeit das Ereigniß des Tages den heimkehrenden Ehemännern. Diese waren gar nicht so angenehm davon berührt, wie die Erzählerinnen es erwartet hatten. Beide Männer kamen darin überein, daß man auf den Herbst sich nach einem Logis in der Stadt umsehen müsse.

Kurz darauf traf Gaston mit dem Freunde zusammen, der ihn scherzend über seine Fortschritte bei den schönen Nachbarinnen ausfragte.

„Diesmal haben wir einen tüchtigen Bock geschossen,“ antwortete Gaston mit einem etwas gezwungenen Lachen. „Die beiden Schönen sind zwei ganz glückliche, zufriedene Ehefrauen. Das, was ich suchte, habe ich freilich nicht gefunden; aber dafür Etwas worauf ich gar nicht gefaßt war. Es wäre nicht unmöglich, daß meine Nachbarinnen, ihnen selbst unbewußt, mich zur Ehe treiben könnten, und zwar, was Dir ganz verrückt vorkommen muß, zu einer Heirath aus purer Neigung, ohne Anspruch auf eine reiche Mitgift.“



Leopold von Ranke's Max-Vorlesungen.

Don

Georg Winter.

— Marburg. —

Unter den seltenen persönlichen Verbindungen gekrönter Häupter mit großen Gelehrten nimmt das echt freundschaftliche Verhältniß, welches Jahrzehnte hindurch zwischen dem Könige Maximilian II. von Bayern und Deutschlands größtem Geschichtsschreiber, Leopold von Ranke, bestand, eine hervorragende Stellung ein. Der für alles Große in Wissenschaft und Kunst in echter Begeisterung erglühende Monarch widmete dem großen Gelehrten und Denker eine fast schwärmerische Verehrung und gehörte zu denen, welche der eigenthümlich universalen Begabung Ranks gleich Anfangs volles Verständniß entgegenbrachten. Auch das nahe persönliche Verhältniß, welches man als eine wahre und echte, auf gegenseitiger Anerkennung und Hochschätzung gegründete Freundschaft bezeichnen darf, stammt nicht erst aus der Zeit, da Ranke, von allen Fürsten und Völkern mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zu den literarischen Berühmtheiten seines Vaterlandes gehörte. Schon im Jahre 1832 hat sich der damalige Kronprinz Maximilian eng an den jungen Gelehrten angeschlossen und ihn zu seinem speciellen Lehrer erkoren. In jenem Jahre — Ranke lehrte eben von seiner großen italienischen Forschungsreise zurück — hielt der Gelehrte dem kunstsinnigen bayerischen Thronfolger eine Reihe von Vorlesungen, die ihm nach Ranks eigenem Ausdruck des Königs Beifall und Gunst für das Leben gewonnen haben. Später hat König Max keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem von ihm hochverehrten Manne diese Gunst durch die That zu beweisen. Er bemühte sich, ihn für seine Münchener Hochschule zu gewinnen; und da ihm das, weil Ranke von seinem Berliner Wirkungskreise sich nicht zu trennen vermochte, nicht gelang, so bewog er ihn wenigstens, ab und zu eine Zeit lang in seiner Nähe zu verweilen und in persönlichem Gedankenaustausch ihn an seinen wissenschaftlichen Ideen und Plänen theilnehmen zu lassen. Namentlich im Herbst 1854 haben die beiden eigenartigen Männer bei längerem Aufenthalt im bairischen Hochgebirge, wo der stille Gelehrte in dem schönen Versteßgaden seines königlichen Freundes gern gesehener Gast war, unvergeßliche Stunden in eifrigem Gedankenaustausch über die höchsten Probleme wissenschaftlicher Erkenntniß verlebt. Jene Tage persönlichen Verkehrs haben für die deutsche Wissenschaft reiche und schöne Früchte gezeitigt. Auf der einen Seite gewann Ranke damals den König für seinen Plan, einen großen organisatorischen Mittelpunkt für die historische Forschung in Deutschland zu schaffen;

die Begründung der historischen Commission in München, der wir eine große Reihe grundlegender Arbeiten für die nationale Geschichte verdanken, geht in ihren ersten Anfängen auf jene Tage zurück. Dann aber verdanken wir eben jenem Zusammensein eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Schöpfungen Ranke'schen Geistes, die, durch des Königs liebevolle Fürsorge pietätvoll dem Gedächtniß erhalten, jetzt nach mehr als drei Jahrzehnten der Oeffentlichkeit unterbreitet worden ist: es sind das die Vorlesungen, welche Ranke damals dem Könige auf dessen Bitte in zusammenhängender Folge über die Epochen der neueren Universalgeschichte gehalten hat. Ein königlicher Cabinetssecretär schrieb auf Befehl des Königs den Inhalt der Vorträge stenographisch nieder und nahm in diese Niederschrift auch den hauptsächlichsten Gedankengang der Gespräche auf, welche sich hie und da an den zusammenhängenden Vortrag angeschlossen. Eine saubere Abschrift dieser stenographischen Aufzeichnung wurde dann Ranke von dem Könige mit einem ehrenvollen Handschreiben übersandt. Das Heft fand sich nach Ranke's Tode in dessen Nachlasse vor und bildet jetzt den Inhalt eines Ergänzungsbandes, welcher der von Dove und dem Schreiber dieser Zeilen herausgegebenen Fortsetzung der Ranke'schen Weltgeschichte beigegeben ist*).

Wir haben die Leser dieser Zeitschrift schon früher auf diese Fortsetzung der Weltgeschichte hingewiesen**) und darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe, Ranke's eigenem wiederholt geäußertem Wunsche entsprechend, nur bis zum Beginne der Reformationszeit weitergeführt werden würde. Ranke's universale Auffassung der späteren Jahrhunderte ist in seinen sämmtlichen früheren Werken in so eingehender und glänzender Weise niedergelegt, daß bei einer weiteren Fortführung des epochemachenden Werkes Wiederholungen aus jenen früheren Werken nicht zu vermeiden gewesen wären. Vor solchen Wiederholungen eigener Gedanken aber hatte Ranke einen unüberwindlichen Widerwillen. Er wollte daher, wenn er seine Weltgeschichte bis zu dem Punkte, an welchem seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ einsetzt, geführt haben würde, die späteren Jahrhunderte nur in einem in großen Zügen entworfenen, skizzenartigen Schlußcapitel darstellen. Da es aber Ranke selbst nicht vergönnt war, seine zusammenhängende Darstellung bis zu dem erstrebten Ziele fortzuführen, so ist er auch nicht zur Abfassung jenes Schlußcapitels gekommen, für welches sich in seinen hinterlassenen Papieren keinerlei Entwurf vorfand. Eben hierfür aber boten die jetzt zum ersten Mal der allgemeinen Kunde unterbreiteten Vorlesungen einen sehr willkommenen und das höchste Interesse erregenden Ersatz dar. Mit diesem Werke konnte dem Verehrer der Ranke'schen Muse eine Vorstellung davon gegeben werden, welche universalen Ideen Ranke als die dem Lauf der neueren Jahrhunderte beherrschenden erschienen; hier fand er ein auf engstem Raum zusammengedrängtes, stets nur die höchsten Höhen der Erkenntniß berührendes Bild dessen, was Ranke unter dem Gange der Universalgeschichte begriff. In 19 Vorträgen, deren erster am 25. September, deren letzter am 13. October 1854 gehalten wurde, wird dem Lehrer hier nicht bloß, wie Ranke selbst sich bescheiden ausdrückte, „ein Versuch, die welthistorischen Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisiren“, sondern ein kühner, genial angelegter Entwurf eines geistigen Extractes der weltgeschichtlichen Bewegung überhaupt dargeboten. Denn um eine sichere Grundlage für die Zeichnung und Charakteristik der belebenden Elemente der neueren Geschichte zu gewinnen, hat Ranke ziemlich weit ausgeholt und namentlich aus der Geschichte des Römerreichs und der staatlichen und kirchlichen Entwicklung des

*) L. v. Ranke, Weltgeschichte. 9. Band, herausg. von Alfred Dove und Georg Winter. Zweiter Theil: Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge, dem Könige Maximilian II. von Bayern . . gehalten; herausg. von Alfred Dove. Seeben in Leipzig erschienen.

**) Vgl. meine Besprechung des 8. Theiles der Weltgeschichte im Märzheft 1888 dieser Zeitschrift, S. 408—411.

Mittelalters in gedrungenen Zügen diejenigen Elemente in plastischer Klarheit hervor-gehoben, welche für die Geschichte der späteren Jahrhunderte von entscheidender Bedeutung gewesen sind. So wird der Leser in diesem ersten Theile der Vorlesungen manchem der grundlegenden universalen Gedanken in aphoristischer Kürze wieder be-gegnet, den die zusammenhängende Darstellung der früheren Bände der Weltgeschichte in breiterer, in die Einzelheiten der Entwicklung sich versenkender Form gebracht hat. Dieser erste Theil wird so gewissermaßen zu einem kurzen Rückblick auf den Inhalt aller früheren Bände. Auf dieser Grundlage erhebt sich dann ein kühn hingeworfener Entwurf der Darstellung der neueren Jahrhunderte vor der Reformation bis zur constitutionellen Zeit des 19. Jahrhunderts, fast bis zu dem Zeitpunkte, in welchem jene Vorlesungen gehalten wurden. Ranke selbst hat diese stützenhaften Darstellungen als *Rhapsodien* bezeichnet; und in der That kann ein Werk, welches auf 15 Druckbogen die gesammte Weltgeschichte von der Römerzeit bis zum 19. Jahrhundert durchreißt, uns nicht wohl etwas Anderes bieten als *Rhapsodien*, sofern es sich nicht in platte All-gemeinheiten verlieren will, die Niemand verhaßter waren, als dem großen Empiriker Ranke. Aber diese *Rhapsodien* bilden doch eine harmonische Einheit, welche die Ge-samtheit der universalhistorischen Anschauungen Ranke's klar widerspiegelt. Freilich ist die Form kunstlos und ermangelt der äußeren Vollenbung, auf welche Ranke sonst so großes Gewicht legte. Die Anordnung erscheint oft vom Augenblick eingegeben; aber je mehr man sich in sie versenkt, um so mehr wird man durch die Tiefe und Originalität, durch die Abgeschlossenheit der wissenschaftlichen Anschauung überrascht. Jede dieser tiefdurchdachten Schilderungen ist, so unscheinbar und oft formlos sie auftritt, das Er-gebniß jahzehntelanger energischer Forscherarbeit, welche ihre letzten Konsequenzen zu ziehen und die Fülle der wissenschaftlichen Einzelforschungen zu einem einheitlichen Ge-sammtbilde auszugestalten strebt. Nicht theoretische Allgemeinheiten aber werden uns geboten, sondern das Allgemeine wird in dem Einzelnen, Gegenständlichen zur An-schauung gebracht. Und wenn die scheinbar flüchtig hingeworfene Form den Leser hie und da ermüden könnte, so erhält dann die zusammenhängende Darstellung doch wieder unvergleichlichen Reiz und anmuthige Frische durch die Gespräche, die, wie sie der Augenblick und der Gegenstand angab, gehalten und in dieser Form schriftlich fixirt wurden. Man ersieht aus den stets den Kern der Sache betreffenden Einwürfen und Zwischenfragen des Königs das lebhafteste Interesse, mit welchem derselbe den Erörterungen seines Lehrers folgte; und eben in der Debatte über diese Einwürfe gestalten sich die Ansichten Ranke's nicht selten erst zu klarer und voller Verständlichkeit aus. Hier ge-fellt sich dann zu dem rein gegenständlichen Interesse noch ein gleichsam psychologisches an den beiden bedeutenden Männern, welche sich hier in stiller Zurückgezogenheit über die ihre Theilnahme in besonders hohem Grade erregenden historischen Probleme unter-reden; so wenn der König z. B. im Anschlusse an Ranke's Darstellung der englischen Revolution die Frage aufwirft, ob man sagen könne, daß die Stuarts solche Fehler begangen haben, daß man ihr Schicksal als ein verschuldetes ansehen könne, und Ranke dann noch einmal in großen Zügen eine Werthbeurtheilung Karls I. und Karls II. entwirft und den ersten in seinem Verhalten und seinen moralischen Eigenschaften mit seinem Unglücksgenossen Ludwig XVI. vergleicht.

Doch ich halte inne; denn es ist unmöglich, von dem reichen Inhalt dieser Vor-lesungen in dem knapp bemessenen Raume dieses Aufsatzes einen auch nur einigermaßen erschöpfenden Ueberblick zu geben. Nur von der Art und Eigenthümlichkeit dessen, was dem Leser in diesem Werke geboten wird, wollte ich eine ungefähre Vorstellung geben. Diese Eigenthümlichkeit würde aber in ihrer charakteristischsten Seite nicht gewürdigt sein, wollten wir nicht noch in wenigen Worten der einleitenden, gleichsam erkennt-nistheoretischen Erörterungen gedenken, welche Ranke in den ersten Vorträgen der eigentlichen geschichtlichen Darstellung vorausgeschickt hat. Ranke kannte des Königs wissenschaftliche Neigungen zu gut, um nicht zu wissen, daß desselben vornehmstes

Interesse jenen Problemen zugewandt sei, welche wir als „Philosophie der Geschichte“ zu bezeichnen pflegen. Deshalb ging er bei dieser Gelegenheit auf theoretisch-philosophische Erörterungen zusammenhängend ein, welche er sonst nur gelegentlich seiner gegenständlichen Geschichtsdarstellung einzuflechten, nicht aber systematisch vorzustellen pflegte. Diese Aufgabe war für ihn keine leichte; denn das, was man unter Hegel'schem Einflusse damals speciell als Philosophie der Geschichte zu bezeichnen pflegte, die deductive Construction der Geschichte nach einem Schema als leitend gedachter Ideen, fand bei Ranke niemals Anflang. Vielmehr hat er sich wiederholentlich energisch gegen diese Auffassung von Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft ausgesprochen. Soweit sich also des Königs Ideen in Hegel'schen Rahmen bewegten, vermochte Ranke ihm nicht zu folgen; und so sind auch seine einleitenden Erörterungen über den Begriff „Fortschritt“ in der Geschichte, über die „sogenannten leitenden Ideen“ ganz anders gehalten, als sie die Hegel'sche Schule liebte. Ranke hat hier, wie immer, wo er gelegentlich auf diese Probleme eingeht, mit Nachdruck seine Ansicht dahin geltend gemacht, daß die Geschichtswissenschaft durchaus inductiv sei; daß sie daher nicht von einem logisch construirten Schema bestimmter Ideen aus den Gang der geschichtlichen Bewegung darstellen, sondern zu universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwicklung umfassenden Ideen nur aus einer genauen Beobachtung der Einzelercheinungen, diese unter allgemeine Gesichtspunkte gruppierend, aufsteigen müsse. Selbst den der Geschichte so häufig als ihr immanent zugeschriebenen Begriff eines stetig sich entwickelnden Fortschritts theilt Ranke nicht, weist vielmehr immer darauf hin, daß diejenigen, welche einen solchen und damit eine unausgesetzte Aufwärtsbewegung der menschlichen Cultur annehmen, zu dieser Anschauung nur von einem zu eng begrenzten Beobachtungsfelde aus gelangen könnten. So kann man sagen, daß selbst eine streng teleologische Auffassung der Weltgeschichte, zu der er an einzelnen Stellen, namentlich da, wo er das Eingreifen einer Vorsehung in die Geschehnisse der Völker gleichsam sichtbar wahrzunehmen meint, sehr zu neigen scheint, ihm doch im Grunde fern gelegen habe. Im Großen und Ganzen war diese seine Anschauung aus seinen früheren Werken bekannt; was an den in diesen Vorträgen gebotenen Erörterungen durchaus neu und überaus reizvoll ist, das ist die systematische, theoretisch einbringende Form, in der sie vorgetragen und gegen die hie und da vorgebrachten Einwürfe des Königs in glänzend geistvoller Weise vertheidigt worden.

So sind diese Vorlesungen in zwiefachem Sinne der letzte Ring der langen Kette großartiger geistiger Schöpfungen, welche wir dem Genius Ranke's verdanken, indem sie auf der einen Seite seine gegenständliche Darstellung der gesamten weltgeschichtlichen Bewegung zu einer großen Einheit ergänzen, auf der andern Seite zum ersten Male in erschöpfender Weise die Aufgabe theoretisch festhalten, welche Ranke der Geschichtswissenschaft gesteckt glaubte. Es ist eine großartig einheitliche Erfüllung jenes scheinbar so einfachen und bescheidenen Programms, mit dem er dereinst in seinem ersten Werke vor die Oeffentlichkeit trat: er wolle weiter nichts, als schildern, wie es eigentlich gewesen. Indem er dieses Programm in einer erstaunlichen Fülle bedeutender Schöpfungen erfüllte, hat er der deutschen und der Geschichtswissenschaft überhaupt, so weit sie auf objectives, empirisches Erkennen abzielt, ein für alle Mal die Wege gewiesen.





Illustrierte Bibliographie.

Geschichte der Deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff).

Es ist eine betäubende Erscheinung, daß es mit dem Kunstsinne und Kunstverständnis des gebildeten Publikums noch immer recht übel bestellt ist. Soweit es sich um die Erzeugnisse der zeitgenössischen Kunst handelt, regt zwar die Tageskritik und die Reclame oft genug die Aufmerksamkeit oder die Neugierde des Publikums für einen Augenblick an und vermag auch wohl den Geschmack und die Urtheilskraft der Gebildeten in bestimmte Richtungen zu leiten. Bedauerliche Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit aber herrscht noch vielfach in Bezug auf die Erzeugnisse der altdeutschen Kunst, wie Jeder wissen wird, der das Verhalten des Publikums in den den alten Meistern gewidmeten Abtheilungen unserer Museen beobachtet hat. Der gebildete Laie, der mit Wohlgefallen die schönen Formen antiker Statuen betrachtet, geht flüchtig oder gar mit befremdetem Kopfschütteln an den Schöpfungen der vaterländischen Kunst vorüber. Die Fähigkeit, dieselben von historischem Standpunkte aus aufzufassen und sie aus ihrer Zeit heraus zu beurtheilen und zu begreifen, das liebevolle Bemühen, den geistigen Gehalt dieser Werke durch die mannigfachen formalen Mängel hindurch zu erkennen, ist leider viel zu wenig verbreitet.

Wie man aber mit Recht von jedem Gebildeten verlangt, daß ihm die politische und literarische Entwicklung seines Volkes in den Hauptumriffen vertraut sei, so sollte man auch eine gewisse Kenntniß der vaterländischen Kunstgeschichte bei ihm voraussetzen dürfen. Es war deshalb ein höchst zeitgemäßes und verdienstvolles Unternehmen, dem deutschen Volke die Geschichte seiner Kunst in Wort und Bild vorzuführen. Der Name des Verfassers, der mit der gründlichsten Kenntniß des gesamten Gebietes die Gabe gemeinverständlicher und zugleich vornehmer Darstellung vereint, ist die beste Empfehlung für das Werk.

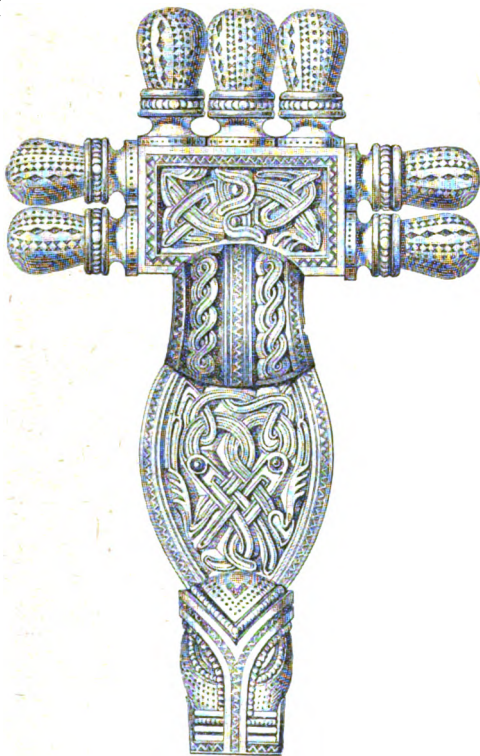
Die sieben ersten uns vorliegenden Lieferungen desselben schildern den Entwicklungsproceß der deutschen Kunst von den ersten Bethätigungen eines selbstständigen national-künstlerischen Empfindens bis hinab in die Mitte des 13. Jahrhunderts, die Zeit der „Frühgotik“. Das Ringen des erwachenden germanischen Kunstgeistes mit der antiken Tradition, das sich zuerst in den Werken der Kleinkunst offenbart und zur Schöpfung einer eigenartigen, in ausgesprochenem Gegensatz zur klassischen stehenden Ornamentik führt, deren Charakteristik in das Vorwiegen des linearen Elementes ist, — das allmähliche Erstarken dieses Geistes, sein siegreiches Fortschreiten in der karolingischen Zeit, im frühromanischen Stile, in der Blüthezeit des romanischen Stiles, in der

Frühgotik wird durch alle Gebiete des Kunstlebens, der Architektur, Bildnerei, Malerei, sowie der Kleinkünste verfolgt und in anschaulicher Weise, bei trefflicher Gruppierung und Gliederung des Stoffes, zur Darstellung gebracht. Im Mittelpunkt derselben steht naturgemäß die Architektur als die eigentliche Repräsentantin und Ausdrucksform der allgemeinen Gedankenwelt jener Epochen, als die Kunst, in deren Schöpfungen am mächtigsten ausklingt, was jene Zeiten bewegte. Die übrigen Künste schlossen sich vorerst als dienende Glieder an sie an; eine Abhängigkeit, die für ihre Fortbildung segensreich war, zumal dieselbe sie nicht hinderte, sich innerhalb dieses scheinbaren Zwanges immer freier zu gestalten.

Die Nachwirkungen antiker Kunst, der allgewaltige Einfluß des religiösen und kirchlichen Lebens, die fördernde Theilnahme Karls des Großen, die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das Aufblühen der bürgerlichen Gemeinwesen, die Ausbreitung des Großhandels, die neue geistige Quellen erschließenden Kreuzzüge, die Einwirkung der maurischen Architektur, die Fortschritte der Technik — keines dieser für den Entwicklungsgang unserer Kunst so bedeutsamen Momente ist vom Verfasser unberücksichtigt geblieben.

Die Form, in der der Verfasser uns diese Fülle von Thatsachen übermitteln will, zeigt, daß er immer den Leserkreis, an den das Werk sich vorzugsweise richtet, wohl im Auge hat. Seine Darstellung ist nie eine abstract-wissenschaftliche, sondern eine plastisch-lebensvolle. Selbst da, wo er sich auf Details und auf die Schilderung einzelner Werke einläßt, vergißt er fast nie die Beziehung auf die leitenden Grundgedanken, hält er immer den Ausblick auf die großen Gesichtspunkte offen. Er ist sich stets bewußt, daß er nicht eine Fülle todten Wissens darbieten darf, daß er vielmehr ein Publikum vor sich hat, das er für den behandelten Gegenstand erwärmen, dem er erst das Verständniß für denselben wecken muß. Die Idee, die sich in jedem Kunstwerke ausspricht, und wie sich dieselbe selbst in den kleinsten Formen ausprägt, läßt er scharf hervortreten. Bei den Bauten Theodorichs z. B. empfindet er, trotz der noch so engen Anlehnung an römische Formen, in der kühnen Großartigkeit der Anlage den großen Geist des Helidentönigs. Das Grabmal Theodorichs zu Ravenna nennt er ein „gewaltiges Denkmal, würdig seines großen Erbauers . . . Ein bezeichnendes Beispiel von der freien Gestaltungskraft, mit welcher die Baumeister Theodorichs römische Ueberlieferungen mit germanischen Elementen in ganz neuer Weise zu verschmelzen wußten“; und er vergißt nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß der riesige Monolith der Kuppel an die Helbengräber germanischer Vorzeit erinnert.

In der Fülle reizender decorativer Formen, welche die Bauten der Blüthezeit der



Gewanbnadel.

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Gönner & Seubert.

romanischen Baukunst überspinnt, steht er den edelsten Ausdruck des glänzenden Lebens jener Epoche, das sich am reichsten an den Portalen ausspricht, unter denen das Westportal der Klosterkirche zu Tishnowitz als eines der gewaltigsten und reichsten zu bezeichnen ist.

Den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens erreicht der Genius Deutschlands nach Lübke's Ansicht in der romanischen Blüthezeit. In der Architektur dieser Zeit kommt nach Lübke nicht nur unser nationales Wesen zu einem künstlerischen Ausdruck, sondern sogar die einzelnen Stammescharaktere finden darin mit der vollen Schärfe individueller Sondergestaltung, die unserm Nationalgeist eigen ist, ihr treues Spiegelbild. „Das angeregte Phantasieleben des rheinfränkischen Stammes, die schlichte Verständigkeit der



Tassilo-Kelch in Kremsmünster.

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Westfalen, die maßvolle Feinheit der Sachsen, das mehr gemischte Wesen der mainfränkischen Gegenden, die kraftvolle Selbständigkeit der Alemannen, die poetische Träumerei der Schwaben, das derbe, von einer höheren Cultur wenig geschmeidige Naturell der Bayern ließ sich in den Bauwerken der Epoche sehr wohl unterscheiden.“ Selbst in den Glanzzeiten der Gotik ist dergleichen nicht mehr wahrzunehmen, weil — wie Lübke hervorhebt — wiederum das Allgemeine des herrschenden Systems über das Individuelle den Sieg davonträgt. Zwar bringt auch die gotische Baukunst großartige Schöpfungen, Werke ersten Ranges hervor; aber eine so tiefe, das ganze Leben erfüllende Kunst wie die der romanischen Epoche vermag sich erst allmählich daraus zu gestalten. Die treffliche Charakterisirung des gotischen Systems möge hier wörtlich wiedergeben werden: „Erstaunlich ist die Kühnheit und bewundernswerthe Wirkung dieser Bauten, deren Inneres, auf gegliederten Pfeilern ruhend, unauffallend bis zu schwindelnder

Höhe emporsteigt, von Strömen farbigen Lichts durchflossen, von schlanken farbenstrahlenden Gewölben bedeckt. Das Auge ist wie in einem Rausch befangen, und der Verstand wird mit seinen zweifelnden Fragen zum Schweigen gebracht, da die Lösung des Räthfels, das diese kühnen Hallen aufrecht hält, erst am Aeußeren durch die Strebewerte beantwortet wird. Das Aeußere dieser Wunderbauten allerdings ist, namentlich am Giebelhaupt, nicht frei von einer gewissen Verklüftung und giebt dem rechnenden

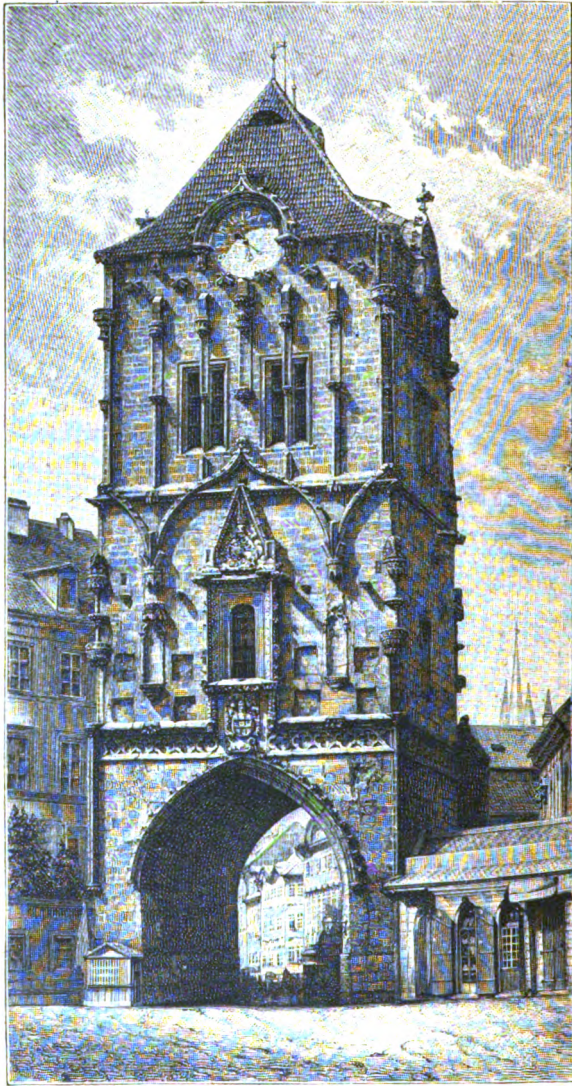


Johannes der Evangelist (im Godefr Mac Durnan am Lambeth-Palast in London).

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Verstande wieder neue Räthfel auf.“ . . . „Die gotische Architektur ist ohne Frage als constructives System das Höchste, was menschlicher Scharfsinn, Kühnheit der Berechnung und Schwung der Phantasie je geleistet hat. Es ist ein Zauber in dieser reichen Formensprache, eine Fülle und Schönheit der Wirkungen, der sich Niemand entziehen kann. Aber es ist zugleich eine Architektur, die in ihrer Selbstherrlichkeit Alles gleichsam aus eigenen Mitteln bestreiten will und daher die Bildnerei und Malerei, welche im Ausgange der romanischen Epoche eine so hohe Vollendung erreicht hatten, wieder in

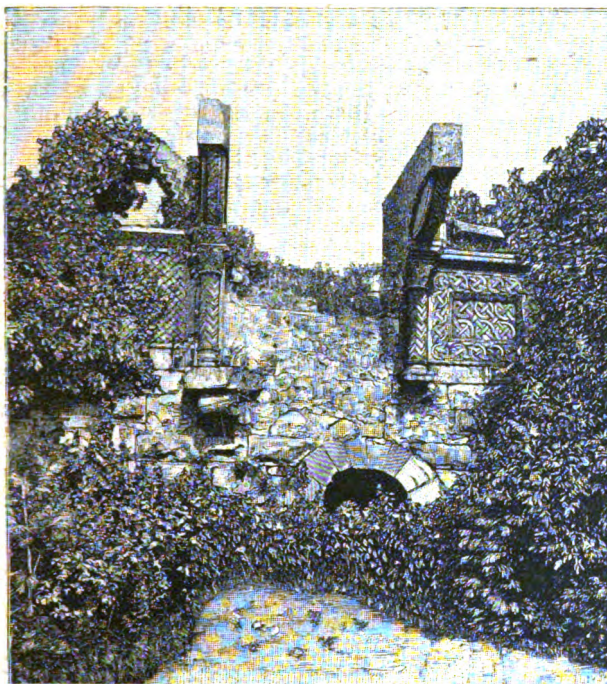
eine stärkere Abhängigkeit zurückdrängt und ihre höchste Entfaltung auf längere Zeit verzögert.“



Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Wenn wir in unserem Referate nur auf Lübke's Darstellung der deutschen Baukunst genauer eingegangen sind, so bitten wir, daraus nicht den Schluß zu ziehen, daß der Verfasser die andern Gebiete der Kunst mit weniger Liebe und Sorgfalt behandelt habe. Aber einerseits nimmt, wie schon hervorgehoben, in jenen Zeiten die Architektur die erste Stelle unter den bildenden Künsten ein; anderseits lag uns nur daran, den

Standpunkt des Verfassers zu beleuchten und zu erweisen, daß wir es hier mit einem Werke zu thun haben, das nicht nur von künstlerischem, sondern auch von echt nationalem Geiste durchweht ist. Wir hoffen, daß das hier Angeführte in genügender Weise dafür



Aus dem Kaiserpalast von Gelnhausen.

Aus: Wilhelm Lübke, Geschichte der deutschen Kunst. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Zeugniß ablegen wird, und wir sind überzeugt, daß das künstlerisch reich ausgestattete Werk seine Bestimmung, ein Haus und Familienbuch des deutschen Volkes zu werden, vollauf erfüllen und dazu dienen wird, die Theilnahme und das Verständniß für die nationale Kunst in weiteren Kreisen zu beleben und zu vertiefen. ow.

Die Tiefsee und ihr Leben.

Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt von William Marshall, Prof. a. d. Univ. Leipzig. Leipzig, Firt & Sohn.

Nicht viele Gebiete des menschlichen Wissens haben in den letzten zwanzig Jahren eine so großartige Bereicherung und durchgreifende Umgestaltung erfahren, wie die Naturgeschichte des Meeres. Durch die Tiefseeforschungen wurde eine neue wunderbare Welt, bevölkert mit neuen wunderbaren Gestalten, den Augen der staunenden Menschheit erschlossen — eine Welt, die jeden denkenden Menschen interessiert und fesselt.

Was nun Hunderte von tüchtigen Männern, schlichte Matrosen ebenso wie Korpphäen der Wissenschaft, mit mühseliger Arbeit und aufopferndem Fleiße der geheimnißvollen Tiefe abgerungen haben, das gebildeten Landsleuten übersichtlich vorzuführen, ist gewiß eine lohnende Aufgabe. Bei den Franzosen und Engländern sowie bei den Amerikanern haben Gelehrte ersten Ranges es sich angelegen sein lassen, die Resultate der modernen

Tiefseeuntersuchungen weiteren Kreisen der Bevölkerung zugänglich und bekannt zu machen. Bei uns in Deutschland fehlte bisher ein Werk, das die überraschenden und wichtigen Erfolge der unterseeischen Forschungen dem gebildeten Laienpublikum übermittelte. Marshall tritt ergänzend in diese Lücke ein. Wir hatten erst vor Kurzem Gelegenheit, an dieser Stelle ein anderes Buch von Marshall zu besprechen, und wir hoben damals hervor (Oktoberheft 1888, S. 146 u. f.), daß er ein Meister populärer Darstellung ist. Dieselbe Meisterschaft bewährt sich auch an dem neuen Stoff, der namentlich in dem zweiten systematischen Theile des Werkes oft spröde genug ist, aber von dem Verfasser immer so beherrscht wird, daß wir ihm von Anfang bis zu Ende mit gleichem Interesse folgen können. Auf eine kurze Einleitung über die Geschichte der Tiefseeforschung folgt ein allgemeiner Theil, der die Physik und Chemie der Tiefsee behandelt, und dann ein specieller, der sich mit dem Leben der Tiefseethiere beschäftigt.

Wohl ist das Bild, das sich da vor unseren Augen entrollt, geeignet, Staunen und Bewunderung zu erregen. Ist es doch eine ganz neue Welt, die sich vor uns aufthut, kalt, dunkel, still — eine traurige einförmige Wohnstätte, wie Schiller sie in seinem „Tauscher“ so ergreifend charakterisirt. Nur das uralte Thema vom Fressen und Gefressenwerden bringt dramatische Abwechslung auch auf diese eintönige Lebensbühne. Denn an Thierleben fehlt es selbst den tiefsten Tiefen des Weltmeeres nicht. Hand hoch Haedel in einem einzigen mikroskopischen Präparate aus dem Radiolarienschlud des Centrums des stillen Oceans über 40 neue Arten jener mikroskopischen Strahlenthiere, von denen uns im Ganzen über 4000 bekannt sind. Von diesen kleinsten Lebewesen bis zu meterlangen Haien hat sich eine zahlreiche Fauna selbst Tiefen angepaßt, in denen die ungeheure Wasserfülle, die darüber lastet, herabgelassene Korkscheiben um mehr als die Hälfte ihres Volumens zusammenpreßt. Und unter ihnen wogt der Kampf um's Dasein auf und ab. Auch auf dem tiefsten Boden des Meeres spielt sich „das Drama des Lebens ab: ein ewig wechselndes Werden und Vergehen, Fressen und Gefressenwerden, Hoffen und Fürchten, Lieben und Hass!“ Auch in jenen ungeheuerlichen abhissigen Gründen bewährt sich das Dichterwort:

Auf nur zwei Ägen rollt das Weltgetriebe;
 Sie heißen, Freund: der Hunger und die Liebe!

eht.

Bibliographische Notizen.

Grundzüge der Kunstgeschichte von Anton Springer. II: Das Mittelalter. III: Die Renaissance in Italien. Leipzig, G. A. Seemann.

Das Werk ist kein ganz neues, sondern die dritte Bearbeitung des Textbuches zu den bekannten „kunsthistorischen Bilderbogen“; diese Bearbeitung ist indeß eine so tief eingreifende gewesen, daß im Grunde genommen ein ganz neues Buch aus derselben hervorgegangen ist. Die Grörterung derjenigen Momente, die für den Wandel der Kunstanschauungen und für das Steigen und Sinken des künstlerischen Vermögens von entscheidener Bedeutung sind, ist eine sehr eingehende und läßt überall jene sichere Beherrschung der einschlägigen Literatur, jene historische Gewissenhaftigkeit erkennen, die Springer's gesammte schriftstellerische Thätigkeit auszeichnet. Der Vortrag selbst — und das ist kein geringer Vorzug der Neubearbeitung — hat einen freieren Zug, eine bequemere Fassung erhalten als ehe-

dem. Ueibt demnach auch das gut ausgestattete Werkchen erst durch Hinzunahme der „Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen“, auf welche beständig Citate eingefügt sind, seine volle Wirkung, so ist es doch zur allgemein orientirenden Uebersicht auch für sich allein sehr brauchbar.

Das Gleiche gilt auch von dem so eben (November) erschienenen dritten, 11 Bogen starken Bändchen, welches die Architektur, Sculptur, Malerei und das Kunsthandwerk des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts schildert. p.

Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse. Von Brillat-Savarin. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt. 5. Auflage. Braunschwieg, Friedrich Vieweg und Sohn. 1888.

Dies Buch ist viel zu bekannt und beliebt, als daß es jezt, wo von der deut-

sehen Uebersetzung die fünfte Auflage erschienen ist, noch eines empfehlenden Geleitwortes bedürfte. In Frankreich gilt es für gerabzu classisch; wir Deutschen haben überhaupt nichts, was wir ihm in seiner Art an die Seite stellen könnten. Das Buch ist einzig. Neben Brillat-Savarin ist Epikur mit all seiner idealen Feinheit des Genießens ein Stümper und Lucull mit seiner Nachtigallenzungenpastete der Typus eines gemeinen Freßkings. Und diese reizend pikante Art des Vortrags! Diese Gutmüthigkeit und dabei doch, namentlich in den zahllosen Anekdoten, diese feine Ironie! Diese Parabole voller Esprit, und darunter wieder so hingeplaudert ganz wahrhaftige, allerrealste Weisheit des Lebens und Regeln der Kunst — der Kunst zu essen nämlich. Diese sinnliche Sittsamkeit oder sittsame Sinnlichkeit, die den Genuß vergeistigt und dem Geschmack des Gaumens die Richtung weist, daß er zum Kennzeichen des guten Geschmacks überhaupt wird! Das lustige Verlen der Sprache, das Graziose des Stils ist in der Uebersetzung nicht verloren gegangen, wenn auch vielleicht nicht das feine Bouquet erhalten ist, das wir am Original bewundern. Derartiges schaffen kann nur ein Franzose. mk.

Ästhetische Studien für die Frauenwelt. Von O. von Leigner. Mit dem Bildniß des Verfassers. Vierte Auflage. Leipzig, D. Dürksen.

Schopenhauer hat das weibliche Geschlecht „das unästhetische“ genannt, da es für Nichts in Kunst und Wissenschaft wahres Interesse habe. Im Gegensatz zu dem misanthropischen Weisen von Frankfurt, der, bald als weinender, bald als lachender Philosoph, die Schwächen der Frauen mit grimmem Tadel oder mit heißendem Spott geißelt, sie im Uebrigen aber als unverbesserlich aufgiebt, stellt der bekannte Literaturhistoriker O. v. Leigner sich auf den Standpunkt des Philosophen, der die menschlichen Schwächen zu bessern strebt. Die ästhetische und zugleich moralische Erziehung der Frauen, die „sittliche Erziehung durch das Schöne“ ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Durch diese Tendenz rechtfertigt er die Zusammenstellung der verschiedenen Essays; nach dieser Tendenz find sie zu beurtheilen. Der Verfasser vertritt indeß durchaus nicht jene engherzige Anschauung, die den Künstler zu einem bewußten Moralprediger machen möchte. Aber er ist der Meinung Schillers,

daß die wahre Kunst den Menschen nothwendig bessern müsse; und auf diesen Effect hin bestimmt er den Werth des Kunstwerks und den sittlichen Werth des Menschen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß der Verfasser zuweilen den ethischen Endzweck zu ausschließlich im Auge hat und das ästhetische Element, als bloßes Durchgangsmedium, eine zu untergeordnete Rolle spielen läßt, so daß der Titel „ästhetische“ Studien für einige Essays nicht ganz berechtigt erscheint.

Der Vortrag zeigt wohlthuende Wärme und ein von Ueberschwänglichkeit fast durchweg sich frei haltendes sittliches Pathos; die Polemik ist, wie der Verfasser es Frauen gegenüber für geboten hält, von „Liebe und Ernst dictirt.“ Nur zuweilen — und wohl nicht zur Freude der schönen Leserinnen — läßt er seiner satirischen und ironischen Laune etwas zu sehr die Zügel schießen, z. B. in dem Capitel: „Die Frauen in der Kunst.“

Das Büchlein ist ein passendes Geschenk für junge Mädchen. Das wohlgetroffene Bild des Autors wird den Verehrerinnen desselben eine schätzenswerthe Zugabe sein. ow.

Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Von Oberlehrer Dr. Max Schmitz. Neuwied und Berlin, Louis Häuser.

Die vorliegende biographisch-literarische Skizze ist aus einem Vortrage entstanden, welchen der Verfasser vor einer zahlreichen Zuhörerchaft in Grefeld hielt, und bei welchem er Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, daß der Name und der Ruhm der königlichen Dichterin ungleich bekannter seien als ihre Werke selbst. Der Verfasser hat es sich darum zur Aufgabe gestellt, neben kurzen biographischen Notizen, welche zum Verständniß ihrer Werke unerläßlich sind, eine scharf begrenzte Uebersicht der hauptsächlichsten bis jetzt erschienenen Schöpfungen der genialen Dichterin zu geben. Er bietet damit eine werthvolle Ergänzung zu der schönen biographischen Skizze von Mite Kremmich (Nord und Süd, Januarheft 1882), sowie zu dem Bunde der Freien von Stadelburg, dessen im Jahre 1886 erschienene dritte Auflage die mit Dito und Ibem gezeichneten Prosaschriften der Königin noch nicht erwähnt. — Mit liebevoller Hingabe an seinen Gegenstand entwirft Dr. Schmitz ein Bild der dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit der königlichen Frau. Er schildert sie als

Kind eines hochstehenden und hochbegabten Elternpaares, als eine deutsche Fürstentochter, deren Liebe zum nie vergessenen alten Heimatlande am schönen Rhein in den schwungvollsten und innigsten Gedichten ihren Ausdruck findet. Sie erscheint als Vermittlerin romantischer Dichtung, deren werthvollste Erzeugnisse sie in's Deutsche übertragen hat; ferner als Märchenerzählerin und noch auf vielen anderen Gebieten in reicher schriftstellerischer Wirksamkeit. Das letzte Capitel handelt von den Prosaschriften der Königin, an denen Mite Kremitz als Mitarbeiterin einigen Antheil hat; sie sind unter dem Autornamen Dito und Idem erschienen. Wir erwähnen von diesen Romanen „Astra“, „Aus zwei Welten“, „Feldpost“ und als letztes Werk eine Sammlung Novellen, welche insgesammt von dem Verfasser einer kritischen Würdigung unterzogen werden.

Wir empfehlen das vorliegende Buch allen Freunden der gekrönten Dichterin, weil es auf so Manches hinweist, was in Deutschland noch wenig gekannt ist, und weil es nur dazu beitragen kann, die Liebe und Verehrung für die bewundernswürdige Frau noch zu erhöhen. mz.

Ueber den Wolfen und andere Novellen von Otto Noquette. Dresden und Leipzig, E. Pierzon.

Offen gestanden, finden wir Otto Noquette in diesen Novellen nicht ganz auf seiner dichterischen Höhe. Man spürt wohl deutlich, daß sie ein Dichter verfaßt hat, der berufen ist, der „Gefühle Gewalt“ Ausdruck zu verleihen; aber keine der Erzählungen hat ein besonderes originelles Gepräge. Nur durch die Anmuth Noquette'scher Darstellung werden wir gefesselt, nicht durch die Gestalten und ihre Schicksale. W.

Die Auferstandenen. Antinihilistischer Roman von Richard Voß. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minde.

Richard Voß ist ein Dichter von Gottes Gnaden! Herrliche Kräfte sind ihm gegeben; in gewaltigen Tönen weiß er zu sprechen; das tausendfältige Klopfen des menschlichen Herzens deutet er als ein Rundiger. Ein Dichter im Besitz solcher Gaben mag sich den Forderungen der Kunst oft nicht fügen; aber es bleibt immer bedauerlich, wenn Richard Voß jenes vornehmste künstlerische Gesetz: Maß zu halten nicht achtet. Wir bleiben wohl selbst dann noch in seinem poetischen Bann, können aber ein gewisses Unbehagen und Widerstreben nicht unterdrücken.

„Die Auferstandenen“, der Roman, der uns heute vorliegt, enthält viel Schönes! Tief ergreift uns der Dichter durch die Macht und die Innerlichkeit seiner Darstellungen. Dabei bleibt Voß sich dennoch stets der Aufgabe bewußt, die er sich in diesem Buche gestellt — die ganze Hohlheit, die unmöglichen Ziele des Nihilismus darzutun; und wir meinen: überzeugender als hier, kann's nirgend geschehen! Wisweilen aber verliert er sich doch im Ungeheuerlichem, das zur Voraussetzung nicht mehr das Menschliche, sondern das Unmenschliche hat. Trotzdem sind „Die Auferstandenen“ ein hochbedeutendes Buch, das jedem Leser reichen Genuß verspricht. W.

Die zwölf Alfonsos von Castilien. Historischer Romanzen = Cyclus von Joh. Fastenrath. Leipzig, Heinrich Mayer.

Joh. Fastenrath ist uns gewissermaßen als ein deutscher Barbe für Spaniens Schönheit und Geschichte wohl bekannt, und seinen bisherigen Bestrebungen schließt auch das vorliegende Buch sich an. Der Dichter erzählt, fast durchgängig in der Form des spanischen Trochäus, die Geschichte jener 12 spanischen Herrscher, die den Namen Alfonso trugen. Er erzählt uns viel Schönes und Edles von seinen Helden; nur will uns scheinen, als ob er den objectiven historischen Standpunkt seinen subjectiven Regungen zu Liebe gar zu weit verlassen hätte. Wählt sich ein Dichter historische Persönlichkeiten zu seinen Helden, dann reicht bis zu subjectiver Willkür selbst die dichterische Freiheit nicht. W.

Liebeswerben und andere Geschichten von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich.

Der Verfasser bewährt auch in dieser Sammlung kleiner Erzählungen sein Talent, im engsten Rahmen Menschen-schicksale ergreifend und wirkungsvoll darzustellen. Die kleinen Erzählungen sind theils skizzenhaft hingeworfen, theils nur fragmentarisch gehalten; aber eine jede von ihnen ist mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß der Leser mitten in die Situation versetzt wird und sich der von dem Verfasser beabsichtigten Stimmung gefangen geben muß. Die meisten Geschichten sind ernst, fast schwermüthigen Inhalts; daß Heiberg aber auch heitere Töne anzuschlagen versteht, beweist die letzte Erzählung in plattdeutscher Mundart, deren harmloser Humor seine erheiternde Wirkung nicht verfehlen wird. mz.

Die Fürstin oder weibliche Studenten. Roman von Vladimir Fürst Meschtscherstyn. Aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von F. Leoni. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.

In diesem Romane entwirft der berühmte Journalist von den socialen Zuständen des weiblichen Geschlechtes in der russischen Hauptstadt ein ergreifendes Bild. Die Tochter eines Popen aus der Provinz kommt nach Petersburg, um die „höheren Unterrichtskurse“ durchzumachen und kehrt nach den bittersten Erfahrungen in's Elternhaus zurück. Sowohl psychologisch als culturhistorisch ist der Roman von bedeutendem Interesse. O.

Am den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Autorisirte Uebersetzung von Florentine Schrader. Stuttgart, J. Engelhorn.

Salvatore Farina ist in Deutschland fast ebenso gelesen und gefeiert wie in seinem Vaterlande; die Engelhorn'sche Romanbibliothek hat eine Uebersetzung von des Autors neuestem Werke Jedem zugänglich gemacht. Hoffentlich veranstaltet die Verlagsbuchhandlung auch von diesem, wie bereits von mehreren früheren Bändchen der Sammlung noch eine trefflich ausgestattete und doch billige „Salonausgabe“.

Der Dichter selbst bezeichnet den Inhalt desselben als „scene quasi vero“ — Ausschnitte aus dem Leben; in der That sind die überaus einfachen Begebenheiten fast nur skizzenhaft hingeworfen, aber von der kundigen Hand des Meisters.

Es ist nicht eigentlich das Stoffliche, was uns in Farinas Werken anzieht, sondern die vollendete künstlerische Form der Behandlung. Er versteht Seelenzustände mit überzeugender Wahrheit zu schildern, die um so bewundernswürdiger ist, je einfacher die Mittel sind, deren er sich bedient. Die Sprache beherrscht er mit der Meisterschaft des wahren Künstlers.

Daß ein Werk, dessen poetischer Werth zu einem großen Theil in der sprachlichen Behandlung liegt, bei der Uebersetzung verliert, ist nicht zu vermeiden; jedoch war die Uebersetzerin bemüht dem Original möglichst gerecht zu werden. mz.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von A. Rosegger. Wien, A. Hartleben.

Das vorliegende Buch ist nicht nur zur Unterhaltung geschrieben; es ist in

gewissem Sinne eine Lendenzschrift, denn es soll nach des Autors eigenem Ausdruck ein Bild geben von dem Untergange des Bauernthums in den steirischen Alpen, der sich nicht so sehr von Naturwegen, als durch die Schuld der Menschen vollziehe. Die großen Grundbesitzer wollen Alles in einer Hand vereinigen und greifen lustern nach jeder Scholle; nicht etwa um sie zu bebauen, sondern nur um Jagdgründe zu schaffen und dem Sport der Waidmannslust auf unbeschränktem Gebiet fröhnen zu können. Deshalb ist das Schlagwort ausgegeben worden: Da der Bauer in den Alpen mit der Einfuhr von Feldfrüchten nicht mehr concurriren kann, so ist er nicht zu halten und also überflüssig. Freilich ist auch der Bauer an seinem Untergange nicht ganz schuldlos, wie uns der Gang der Erzählung zeigt. Auch ihn hat die Krankheit des Jahrhunderts, der Größenwahn, ergriffen; auch er will etwas Besseres sein, als Vater und Großvater, er will zu sehr den Herren spielen und genießen. Aber in anderem Boden vermag er schwer Wurzel zu fassen, und von zehn gehen neun in der Fremde unter.

In diesem ungleichen Kampfe des Schwächeren gegen den Stärkeren steht einzig und allein fest und unentwegt der „letzte Jakob“, der Bauer vom Neutthofe. Es ist ein tragisches Menschenjchicksal, welches Rosegger in der einfachsten, aber auch ergreifendsten Weise vor unseren Augen sich abrollen läßt. Der Bauer, der sich der auf ihn eindringenden Gewalten nicht zu wehren vermag, geht an der Heimatsliebe zu Grunde.

Wie Rosegger mit seinen Bauern zu fühlen und zu denken versteht, ist bekannt. Mit besonders charakteristischen Zügen hat er seinen Jakob ausgestattet; aber auch ein jeder der anderen Bauern vertritt einen Typus, wie ihn nur die einsame Gebirgswelt hervorbringt.

Rosegger ist ein Naturalist im besten Sinn; sein Naturalismus wird zuweilen etwas derb, aber niemals abstoßend oder brutal und dadurch beleidigend für das ästhetische Gefühl. mz.

Die erste Nacht oder die letzten Konsequenzen. Ein Nachspiel in einem Act zu „Galeotto“. Von J. B. Widmann. Breslau, S. Schottlaender.

Parodistische Fortsetzung des bekannten Dramas von José Echegaray. Die scharfgewürzte Satire richtet sich nur gegen die

Uebertreibung der an sich vortrefflichen Hauptidee in dem spanischen Stücke. dr.

Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Von Paul Hille. Göthen, Schettler.

Der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher, hat sein Buch dem Evangelischen Bunde gewidmet und dürfte kaum auf Leser außerhalb desselben gerechnet haben. Aber auch die Mitglieder dieser Vereinigung werden nicht ausnahmslos mit dem Verfasser diese Blätter „würdig finden, auch von andern gemerkt zu werden“; sie werden sich mindestens durch den Titel getäuscht sehn. Denn Hille erzählt nicht etwa eine Reise von Hohenzollern nach Rom, behandelt auch nicht das Verhältniß der Hohenzollern zum römischen Stuhle, sondern er giebt uns Tagebuchblätter, die auf ganz verschiedenen Reisen geschrieben sind und ganz verschiedene Stoffe behandeln; wir erwähnen nur die Pilatussage in der Schweiz, Ostern in Jerusalem, Gustav Werner und seine Rettungsanstalten. Der protestantische Charakter der einzelnen Blätter genügt nicht, um den mangelnden Zusammenhang zu ersetzen.

R. J.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit c. 700 Illustrationen. Stuttgart, Kieger.

Die neue vollständige Ausgabe der vielgenannten arabischen Märchen Sammlung, übersetzt von einem der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens und mit vielen Hunderten von Illustrationen geschmückt, kommt gewiß den Wünschen vieler entgegen, die dieses Werk gar nicht oder nur in einer für Kinder zurecht gemachten Auswahl besitzen.

Gefario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta.

Ein Zwillingpaar, Bruder und Schwester, von italienischem Blut, siebzehnjährig, in einer fremden Stadt; die Schwester aus Vorwitz in Männerkleider gekleidet; Verwechslungen, Mißverständnisse und Fährlichkeiten verschiedener Art, die endlich mit allseitiger Aufklärung einen heitern Abschluß finden — dieses Hauptthema des köstlichen Shakespearischen Lustspiels „Was Ihr wollt“, an welches schon der Titel erinnert, ist in der vorliegenden Dichtung so variirt, wie es die Verlegung der Handlung in die Gegenwart

nach Dresden mit seinen Theatern, Villenstraßen, Künstlerateliers und Maskenbällen erforderte; aber auch in dieser Variation ist das Thema reizvoll und ergötzlich geblieben.

Wer als junger Mann „Baldmeisters Brautfahrt“ gesungen hat, der durfte es wagen, im ruhigen Alter diesen Stoff in der schwierigen Form der gereimten achtzeiligen Stanze zu behandeln. Die Kleinmalerei in der Darstellung der einzelnen Vorgänge, Gespräche, Localitäten, zu welcher den Dichter diese Strophenform nöthigt, und welcher auch der eine gegliederte Strophe nach der anderen in sich aufnehmende Leser Aufmerksamkeit schenken muß, ist vortrefflich gelungen. Der Satzbau ist beweglich und mannigfaltig; die Wahl der Reimworte bisweilen etwas kühn, aber immer so, daß die Reime ganz rein bleiben und fast nirgends gesucht erscheinen. So ist es dem Verfasser gelungen, die Eintönigkeit, jene gefährliche Klippe, an welcher in unserer modernen Sprache längere Stanzendichtungen so oft gescheitert sind, durchweg zu vermeiden; und einzelne etwas auffallende Reimpaare oder -triaden (terror panicus: Mechanicus; geht es: erlebtes: Mag-netes; Zwischenacte: pacte: der Befrachte u. a.) wirken belebend und dem Gesamtcharakter der Dichtung angemessen. Nur die grammatische Bemerkung (zu S. 28) wird hoffentlich selbst der Dichter gestatten, daß „umfahn“ zwar für den Infinitiv, aber nie für das Participium „umfangan“ gebraucht werden darf.

Wer noch fähig ist eine anmuthige und wechselvolle Erzählung in gereimten Strophen langsam — ich möchte sagen: theelöffelweise — zu genießen, statt sie in der Form der gewöhnlichen Prosanovelle hastig mit einem Zuge hinunterzufürzen, der wird dem Dichter für diese neue Gabe seines Talentes und seines Fleißes dankbar sein.

O.

Gedichte von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel.

Adolf Frey ist eine dichterische Individualität, der wir in Kürze nicht gerecht zu werden im Stande sind. In 13 Abtheilungen bietet er Gedichte mannigfaltigsten Inhalts, und sehr viel des „Für“ und des „Wider“ drängt sich uns bei ihrer Würdigung auf. Man gestatte uns also nur zu resumiren: Adolf Frey ist ein gedankenkühner, mit lebhafter Phantasie begabter Poet, der auch die dichterische

Form sicher beherrscht; nur scheint ihm jene Selbstkritik zu fehlen, die den Umfang seiner Gedichtsammlung zwar geringer, den Gesamteindruck aber noch gewinnender hätte gestalten können. W.

Dichtungen von Karl Zettl. Der „Ersten Klänge“ dritte, vermehrte und veränderte Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Das Vorwort, das im Jahre 1868 Hermann Bingg den Zettelschen „Ersten Klängen“ mit auf den Weg gegeben, ist auch in der dritten Auflage wieder abgedruckt; Karl Zettl aber bedarf empfehlender Worte nicht mehr. Er ist uns wohlbekannt als trefflicher Poet, dem wir immer

gern lauschen, ob er ernst ist, ob heiter, ob er der Vergangenheit seine Lieber widmet, oder hineingreift in das Leben unserer Tage. W.

Die Kinder von Wohldorf von Ferdinand Avenarius. Dresden, L. Ehlermann.

Der talentvolle Dichter bescheert uns dieses Mal eine episch-lyrisch-Dichtung — ein Idyll in fünfzügigen gereimten Jamben, das uns in seiner Einfachheit tief ergreift. Es wird uns warm um's Herz bei dem Siege, den hier kindlich-natürliche Empfindung über Engherzigkeit und Philistertum davonträgt. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arnold, H., Der Umzug und andere Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
 Baumermeister, W., Zur Philosophie des bewussten Geistes. I. Die Hypothese. 2. Aufl. Hannover, Helwing.
 Beaulieu, G. von, Leibeigen. Novellen. Dresden, E. Pearson.
 Bellersmann, L., Schillers Dramen. Beiträge zu Weidmannsche Buchhandlung.
 Benckard, Chr., Marina. Ein Lied vom Nordseestrand in 12 Gesängen. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
 Benecke, A., English Pronunciation and English Vocabulary. Sechste Aufl. Potsdam, A. Stein.
 Berger, H., Die Herbart-Zillerschen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht. Altenburg, V. Dietz.
 Bernsteins, Max, Kleine Geschichten. München, Fr. Bassermann.
 Bittz, K., Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam, A. Stein. ihrem Verständnis. Erster Theil. Berlin.
 Bodenstein, Fr., Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.
 Boyle, G., Die Habe eines Habenichtz. Oranienburg, Ed. Freyhoff.
 Brach, Dr., Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs. Leipzig, Gustav Engel.
 Breitenbach, W., Kurze Darstellung der neueren deutschen Colonialgeschichte. (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. N. F. III. Jahrg. Heft 39.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
 Bruns, Prof. Dr. H., Geschichte der griechischen Künstler. 2. Aufl. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
 Burns, Robert, Gedichte (Auswahl). Deutsch von Gustav Legerlotz. Leipzig, Spamer.
 Collins, M., Licht auf den Weg. Uebers. a. d. Englischen. 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben.
 Dahn, F., Frigga's Ja. Erzählung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
 Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, Nr. 6. Gent, S. Lelisaert, A. Siffer & Co. — s' Gravenhage, W. Cremer.
 Dom, A., Das Geiger-Evchen. Roman. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.
 Drews, A., Judas Ischariot. Eine Dichtung. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)

Ebers, G., Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
 Eelbo, Br., Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuche. Leipzig, H. Haessel.
 Engel, Fr., Auf der Sierra Nevada de Mérida. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Virchow und Holendorff. N. F. III. Serie. Heft 58.) Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter.)
 Ferdinand, Max Alfred, Liebesweben. Gedichte und Märchen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
 Frank, W., Der Narr. Roman. Hamburg, L. Günther.
 Friedrichs, Herm., Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen. Hamburg, Verlagsanstalt.
 Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XIX: Raubbau. Wien, C. Gerolds Sohn.
 Gelsaler, K. W., Iphigenie in Delphi. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, R. Carl.
 Gilm, H. v., Ausgewählte Dichtungen. Herausg. v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind.
 Glzycki, G. v., Moralphilosophie gemeinverständlich dargestellt. Leipzig, W. Friedrich.
 Goldschmidt, I., Schillers Weltanschauung und die Bibel. Berlin, Rosenbaum & Hart.
 Grant, Heinrich, Fünfzehn Jahre in Weimar. Erlebtes und Erlebtenes. — Vom Theater. Allerlei Aufzeichnungen. Leipzig, O. Spamer.
 Greif, Martin, Konradin, der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel. Stuttgart, J. G. Cotta.
 Günther, J. E. von, Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Stuttgart, A. Bonz & Co.
 Garlitt, C., Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
 Gutzelt, Joh., Reimnenschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen. Leipzig, Sigismund & Volkening in Comm.
 Hackländer, F. W., Der Tannhäuser. Eine Künstlergeschichte. Mit 167 Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, C. Krabbe.
 Hartwig, G., Ueber dem Abgrund. Roman. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender.
 Herma, A., Rösselsprünge aus deutschen Dichtern. Frankfurt a/M., A. Osterieth.
 Hermann, S., Schwarz-Gelb. Soldaten-Lieder. Wien, G. Szeliński.

- Hertzer, J., Dichterklänge aus dem Alterthum. Leipzig, Leipziger Verlagshaus.
- Hesse, A., Papenannecken. Eine Geschichte für die Sommerfrische im Harz. Harzburg, C. B. Stolle.
- Heyse, Paul, Dramatische Dichtungen. 18. Bd.: Gott schütze mich vor meinen Freunden. 19. Bd.: Prinzessin Sraha. Berlin, Hertz (Bessersche Buchhandlung).
- Holtzinger, Dr. H., Handbuch der alchristlichen Architectur. Mit c. 180 Illust. Lief. 1. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).
- Howard, Blanche Willis, Guenn. Eine Welle am Stände der Bretagne. Autoris. Uebers. von Hel. Stern und Marg. Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.
- Ibsen, Henrik, Die Frau vom Meere. Schauspiel in 5 Acten. Deutsch von Julius Hoffory. Autorisirte deutsche Ausg. Berlin, S. Fischer.
- Illustrirte Geschichte Deutschlands. Text von Th. Ebner und unter artist. Leitung von Maler Max Buch. 2 Bände. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut.
- Janitschek, Maria, Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen. Stuttgart, W. Spemann.
- Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferung 55—61. Prag, F. Tempeky.
- Knochenhauer, K., Grundriss der Weltgeschichte für den Unterricht. 4. Aufl. Potsdam, A. Stein.
- Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. V. Bd. Lief. 59 und 60. Leipzig und München, G. Hirth.
- Kurz, J., Gedichte. Frauenfeld, J. Huber.
- Lauff, J., Der Helfenstein. Ein Sang aus dem Bauernkriege. Köln, A. Ahn.
- Legerlotz, Gustav, Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Salzwedel, Gustav Klingenstein.
- Leo, C., Räthsellust für Jung und Alt. Berlin, R. Mückenberger.
- Loewenberg, I., Gedichte. Norden, H. Fischer.
- Lubbock, John, Die Freuden des Lebens. Deutsch nach der 7. Aufl. von M. zur Megede. Berlin, Fr. Pfeilsticker.
- Mamini, Mercedes d'Arceles. Zweiter Band. (Engelhorn's Roman-Bibl. V, 6.). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Moskauer Almanach für 1889. I. Jahrg. Moskau, Grossmann & Knöbel.
- Mücke, lic. theol., Der Friede zwischen Staat und Kirche. Eine irenische Darstellung und Würdigung der jüngsten Entwicklung der katholischen und evangelischen Kirche in ihrem Verhältnisse zum Staate. 2 Bände. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.
- Die Nichtigkeit der päpstlichen Nachfolgerschaft Petri sammt ihren Ansprüchen in Staat und Kirche. 10. Auflage. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.
- Müller, M., Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übers. von E. Schneider. Autoris. Ausgabe. Leipzig, W. Engelmann.
- Neumann-Strela, Karl, Die Erziehung der Hohenzollern vom Grossen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Niemann, A., Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtungen. Dresden, E. Pierson.
- Philippi, E., Schillers lyrische Gedankendichtung im Zusammenhange beleuchtet. Augsburg, A. Votach.
- Polybiblion, Revue bibliographique universelle. Livraisons de novembre. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.
- Prel, Carl du, Imm. Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung.“ Leipzig, E. Günther.
- Proelms, Joh., In der Alpenschutzhütte. Novellenkranz. Leipzig, Ernst Keils Nachf.
- Puttitz, G. zu, Vier Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes. Novembre 1888. Havre, E. Hustin.
- Richter, H., Märchen aus dem Leben. Mit Illust. und Lichtdruckbildern von Klein und Payer. Stuttgart, Max Waag.
- Rubis, S., Geschichte des Aberglaubens. Aus d. Hebräischen übers. von J. Stern. Leipzig, E. Thiele.
- Scharfkehl, Adolf, Der Schwalbe nach. Lieder und Gedichte. Wien, Carl Konegen.
- Schanz, F., Gedichte. Leipzig, J. J. Weber.
- Licht. Ein Märchengedicht. Giessen, E. Roth.
- Scheffel, J. V. v., Gedichte aus dem Nachlass. Zweite Auflage. Stuttgart, A. Benz & Co.
- Schorer's Jugendfreund. Herausgeber K. Dorenwell. I. Jahrgang. Berlin, F. H. Schorer.
- Schulte, Dr. Eduard, Erinnerungen an das alte Jowhinthal'sche Gymnasium in Berlin. Bad Freienwalde a. O., F. Diesske (Max Achilles).
- Silberstein, A., Neue Hochlandsgeschichten. Leipzig, Leipziger Verlagshaus.
- Stettenheim, Jul., Wippen's Gedichte. — Ein Kistchen Monopol-Cigarren. Die Kunst, eine Cigarre anzubieten. Jour fixe bei Mucke. Mit 17 Illust. Berlin, S. Fischer.
- Storm, Th., Geschichten aus der Tonne. Dritte Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Sturmhüfel, Nahida, Vergessene Lieder. Leipzig, Gustav Fock.
- Tesdorpf, A., Geschichte der Kaiserlich Deutschen Kriegsmarine. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer.
- Thraemer, E., Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Leipzig, Teubner.
- Toepppe, H., Outlines of English Literature. 2. ed. by H. Robolsky. Potsdam, A. Stein.
- Tyrolt, Dr. Rudolf, Chronik des Wiener Stadttheaters. 1872—1884. Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Wien, Carl Konegen.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XV. Nr. 8. Berlin, D. Reimer.
- Vollmann, K., Intellos. Trauerspiel. 2. Auflage. München, J. Hiller.
- Wildenradt, Joh. v., Ubbo, der Friseur. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Gruell & Francke).
- Wohl, Stephanie, Rauschgold. Roman aus der ungarischen Gesellschaft. Von der Verlagsan- besorgte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Jena, H. Costenoble.
- Woringer, F. v., Märchen. 3. Aufl. Mit Bildern. Berlin, Fr. Pfeilsticker.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. XXIII. Band. Fünftes Heft. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Neue Poesien im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Soeben verliess die Presse:

Kaiser Max und seine Jäger.

Dichtung von R. Baumbach.

16°. M. 2.50 broch., M. 3.25 in Leinwand gebunden, M. 4.50, Kalblederband.

Ausgewählte Dichtungen

von Hermann v. Gilm.

Herausgegeben von Arnold v. d. Passer.

16°. 16½ Bog. M. 3.20 broch., M. 4.20 in Leinwand gebunden.

Lieder vom goldenen Horn

von Karl Foy.

8°. 186 Seiten. Mit Illustrationen von C. Weichardt.

Brosch. M. 3.—, gebunden in Leinwand m. Goldschn. M. 4.—.



Urtheile der Presse:



National-Zeitung:....„Bedeutender und dichterisch noch werthvoller erscheinen uns die „Lieder vom goldenen Horn“ nach denen Karl Foy zu den talentvollsten Lyrikern der letzten Jahre gezählt werden muss. Die „Bosporusklänge“ und „Stambulromanzen“, „Sehnsuchtsstimmen“ lodern in verzehrenden Sehnsuchtsflammen, „Schönheit und Andacht“, „Rosmarin“, „Liebesschiller“ sind Cyclen, in denen Gedankensprung mit Gefühlstiefe sich vereinigt. Auch die anderen Abtheilungen, namentlich die kurzen Sinngedichte, nehmen das Herz des Lesers in seltenem Masse ein. Seit dem Erscheinen der „Lieder des Mirza Schaffy“ dürften diese Ge-

dichte wohl die bedeutendsten und gelungensten sein, die orientalische Stoffe behandeln. Kleidet sich doch die Liebe so gern in ein phantastisches Gewand, sucht sie die kühnsten Bilder, sich zu äussern, verlegt sie die Heimath ihrer Sehnsucht in geheimnissvolle Ferne. — Darum ist der beispiellose Erfolg, den Bodenstedt in Deutschland erzielte, kein unerklärlicher und darum werden auch diese Bücher, in denen die überall sich gleichbleibende ewige Liebe in ein farbenfunkelndes Gewand sich hüllt, unzählige liebes-selige und -kranke Herzen erfreuen und trösten. Es sind uns in letzterer Zeit kaum zwei oder drei lyrische Werke in die Hände gekommen, die sich dermassen zu sinnigen Geschenken eignen, als das vorliegende.

Grenzboten: Eine Erscheinung von überraschend erfreulicher Art. — Hier gewinnt man das Gefühl, ein wahrhaft berufenes lyrisches Naturell kennen zu lernen. Diese Lieder sind von einer so reifen, abgeklärten Schönheit, von einer so einfachen Liebenswürdigkeit, von einem so hohen Adel der Form, dass man nicht müde wird, sie immer wieder zu lesen. Foy weiss eine grosse Anzahl von Stimmungen anzuschlagen, und auch in dieser Beweglichkeit seines Gemüths, welches bald sehnsüchtig zu träumen, bald scherzend zu kosen weiss, bald tief betrachtet, bald geflügelte Epigramme schmiedet, bekundet sich die echt lyrische Anlage. Irrend ein Schicksal, welches es war, sagt er nicht, hat Foy in den Orient, nach Konstantinopel, an den Bosphorus, an die Enge der Dardanellen geführt. Was er dort empfunden, erlebt hat, aber nicht bloss dies allein, hat er besungen. Nicht über den Orient sprechen, sondern aus dem Orient stammen seine Gedichte. Es sind nicht Uebertragungen orientalischer Poesie, sondern poetische Erlebnisse originaler Art im Orient. Ein junges Herz, einen empfänglichen Sinn, ein reines Gemüth, einen unterrichteten Geist brachte der Dichter mit, und seine vornehme Kunst hat das sonnige Gold, das über jenen reichgesegneten Fluren lagert, den sehnsuchtsvollen Mondenglanz, der die Nacht am Bosphorus magisch erhellt, in deutsche Verse gefasst. Wir werden in eine ganz eigene Welt versetzt. Wir wagen mit dem verliebten Dichter gefährliche Stelldicheins mit einer verschleierten Haremsschönheit im nächtlichen Dunkel eines schönen Gartens. Wir schwärmen berauscht mit ihm beim Girren der Turteltauben, beim Gesange der Nachtigall. Wir sitzen mit ihm am Strande des Bosphorus, zählen die dahinfließenden Wellen und harren sehnsüchtig des Nachens, der von Asiens Küste die Schöne herüberbringen soll. Oder der Dichter gedenkt des klassischen geschichtlichen Bodens, auf dem er sich bewegt. Sein eigenes Schicksal vergeleicht er der Argo, die den ahnungslosen Jason mit der schwarz brütenden Medea führte. Auf den Prinzeninseln erfasst ihn der tragische Gegensatz zwischen Natur und Geschichte. Ewig golden leuchtet die Sonne, Frieden verkündet die paradiesische Landschaft, aber die Menschen, die Menschen! Die Vergänglichkeit, das ewig alte Weib, setzt

sich dem Dichter zur Seite, der in die Schönheit der Ruinen und des mit breiten Blättern sie umrankenden Feigenbaumes versunken ist. Sie erzählt ihm von den gekrönten Giftmischern und Augenblendern des Kaiserreichs Byzanz, ihn schaudert's, denn diese Ruinen bargen die Verbrechen:

O lass mich ihrer nie gedenken!
Im Purpur der verruchten Brut,
Bemüht dies Paradies zu trünken
Mit Geifer, Thränen, Gift und Blut.

Dass Sturm die letzte Schrift vernichte,
Die ihrer Greuel Schande schreibt!
Dass nie der Mensch aus der Geschichte
Erfahre, was die Menschheit treibt!

ruft der Dichter aus, freilich recht im Gegensatz zu dem Geschmacke seiner Zeit, die nicht genug davon erfahren kann, und er flüchtet wieder zur schönen Natur zurück, denn sie allein ist das Licht, der Friede. Man könnte Foy beinahe als Sonnenanbeter bezeichnen, so oft kehrt bei ihm der Preis der Sonne wieder. Aber ebenso gut könnte man auch ein klassisches Bekenntnis aus seinen Liedern herauslesen, denn ebenso begeistert preist er die Schönheit der reinen Form, zumal des Weibes. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie er sich zu der orientalischen Welt gestellt hat. Er ist immer Deutscher und sogar auch Christ im eigentlichen Sinne geblieben, er hat sich sehr davor gehütet, unter Orientalen ein Orientale zu werden und etwa im Geschmacke Mirza Schaffy's zu reimen. Er ist ein Mann von hohen Gefühlen, er bewegt sich ebenso leicht in erhabenen Empfindungen wie in kleinen, geistsprühenden Scherzen. In einem der schönsten Gedichte aber auf einen türkischen Friedhof hat er seinen eigenen christlich-europäischen Stolz gebeugt vor der Erkenntnis der Einheit alles Menschlichen und Göttlichen. So wie hier, zeichnet Foy oft in seinen längeren Gedichten nebenbei und halb unbewusst ein Landschaftsbildchen (z. B. in dem herrlichen Liede „Liebesfackel, leuchte mir“), ein Sittenbild; aber er ist weit davon entfernt, ein lyrischer Antiquar oder Landschaftsmaler zu sein. Der weitaus grössere Theil seiner Gedichte ist an den allmächtigen Eros in Freude und Trauer gerichtet, denn er beklagt den Tod der Geliebten und stimmt „Klänge der Sehnsucht“ von der fernen Ostsee nach dem goldigen Süden an. Die letzten zwei Abtheilungen seines

Buches bieten Uebersetzungen, die man mit aufrichtigem Danke und wahrem Genuße lesen kann. Aus dem türkischen Eulenspiegel, Meister Nassreddin, hat er einige ergötzliche Proben gebracht: Weisheit unter der Schellenkappe; und aus der neugriechischen Volkspoesie hat er ein paar Dutzend prächtiger, verliebter „Tanzklänge“ übertragen, vierzeilige Strophen, von demselben poetischen Charakter wie unsere „Schnaderhüpfel“ in Tirol und Kärnthen. In den kleinen unüberschriebenen Gedichten der Abtheilung „Liebesschiller“, Gefühlsakkorden, kurzen Stimmungsclausen, hat er das beste Zeugniß für seine rein lyrische Begabung abgelegt. Als „Anhang“ bietet er drei Balladen, von denen die eine: „Byzantinisches Triumphbild“ ein herbes Pathos und eine kräftige Gestaltungskraft bekundet. Es genüge hier, darauf hinzuweisen.

Daheim: „Zeigen diese Lieder, wie der Geist des Volkes die Pracht des Orients in naiver Weise widerspiegelt, so geben uns die „Lieder vom goldenen Horn“ den interessantesten Contrast: Die Reflexe aller dieser strahlenden Eindrücke im Bewusstsein eines Einzelnen,

eines Deutschen, eines echten Poeten. Aus demselben Quell geschöpft, aus dem schon Göthe, Rückert und Bodenstedt sich Begeisterung getrunken, sind diese Lieder unter dem Einflusse desselben Schönheitsrausches mit demselben farben- und formenreichen Zauber orientalischer Verstechnik zum Ausdruck gebracht worden. In Klängen voll Liebe und Naturschwärmerei, in dem Gedankenfiligranwerk geistvoller Weisheitsprüche und den Ausdrücken des Humors, der seine Flackerlichter um manche Sonderbarkeiten östlicher Sitten spielen lässt, ist morgen- und abendländischer Geist in reizendster Weise zusammengefloßen.

Gegenwart: „Die Liebeslieder sind aber bei aller orientalischen Vermummung nicht bloß gemacht, sondern von tiefinnerlicher Gluth und Leidenschaft erfüllt, und dass dem Dichter auch die schwere Gedankenwelt zum Gedichte werden kann, beweist das schöne „Türkischer Friedhof“ oder das fromme „Der Friede“. Von prächtigem Humor sind die wenigen Gedichte des türkischen Eulenspiegels Nassreddin und voll Schelmerei die griechischen Tanzklänge.

Anatolische Volkslieder

Aus der „Kaba dili“ von **Leopold Grünfeld.**

160. 94 Seiten M. 2.— broch., M. 2.75 in Leinwand m. Goldschn. geb.



Urtheile der Presse:

Allgem. Zeitung, München... „Der Unterschied zwischen Mesel (Märchen) und Hiltiaje (Erzählung) passt ganz richtig auch auf das gegenwärtige Verhältniß zwischen Türkei und Scharki. Unter letzteren versteht man jene Lieder, die in Effendi-Kreisen gedichtet in Begleitung des Psalter, der Violine und der Guitarre bei Abendunterhaltungen von professionellen Sängern vorgetragen werden; sie bilden das poetische Zeugniß der gebildeten Stände, sie sind mit arabisch-persischen Wörtern reich überladen und haben nie zum Gemeingute des Volkes gehört. Turki's hingegen sind dem reichen Borne der Volksmuse entsprungen, sie erklingen in den Thälern Anatoliens und pflanzen, ohne nie-

dergeschrieben zu werden, sich von einem Geschlechte zum anderen fort. Wir in Europa haben von dieser Poesie noch kaum etwas gehört, und L. Grünfeld hat uns zu Dank verpflichtet, indem er mit dem kleinen Sträusschen „Anatol. Volks.“ hervorgetreten ist. Diese Lieder, die er auf Anregung des Dr. Kúnos veröffentlicht, mögen vorderhand als Musterbild der gleichartigen Sammlung des jungen ungarischen Gelehrten gelten. Der deutsche Leser wird allerdings über die Eintheilung der Lieder in Kerem-Garib-Massal-Köjli- und Mani-Lieder nicht ganz im klaren sein, aber einen Vorgeschemack von der Volksmuse des Anatoliens wird das vorliegende, kleine und hübsch ausgestattete Büchlein den-

noch geben, wie zum Beispiel das nachstehende Gedicht:

Deiner blauen Augen Thränen
Haben mir das Herz bethaut
Als mit festgepressten Zähnen
Ich in's Antlitz Dir geschau't,
Asli, was hast Du gethan?! —

Nimmer kann den Schlaf ich finden,
Seit ich weinend Dich geseh'n,
Seit — ein Spiel den Abendwinden —
Deine Locken ich sah weh'n!
Asli, was hast Du gethan?! —

Ich erinnere mich ziemlich lebhaft an ähnliche Gesänge, die ich einstens an den Ufern des Öxus und des Gögren gehört; dort harren die Blüthen der Volksdichtung noch immer auf ihren Sammler. Hier in den Thälern Anatoliens werden die Schätze der Volksdichtung wohl nicht lange verborgen bleiben, und es ist eine lohnende Arbeit, die der Forscher unternimmt, wenn er, der von den Orientalen selbst vernachlässigten Volksdichtung seine Aufmerksamkeit widmet. Pest. H. Vámbéry.

Daheim . . . Mit tiefpoetischem Ausdruck — an dessen Wirkung der deutsche Interpret sichtbar seinen guten Antheil hat, wird uns der ganze Reichthum der wundervollen Liebessymbolik des Ostens entgegengebracht, unter deren sinnbildlichem Gewande Sehnsucht und Leidenschaft sich zugleich verbergen und offenbaren, wie die schönen Gesichter der Orientalinnen unter ihren duftigen Schleiern. Wie der Verfasser uns in seiner Vorrede darthut, sind jene Lieder der Ausfluss des echt türkischen Volkslebens, das Erbe alter Zeit, die Blüte der „Kaba dili“, der „grogen“ volksthümlichen türkischen Sprache, die sich von der mit arabischen und persischen Ideen überwucherten, künstlich verschnörkelten Literatursprache deutlich unterscheidet. (Frida Schanz).

Blätter für litterarische Unterhaltung: . . . Die Liebe bildet das Grundthema aller dieser Poesien, und es kommt in ihnen eine eigenthümlich feine Erotik mit bestrickendem exotischen Dufte zum Ausdruck. Manches darin erinnert an Bodenstedt's Mirza-Schaffy-Poesie, aber es ist im ganzen ein tieferer, mehr der Welt des Herzens als der Sinne

entstammender Ton darin. Was an diesen Liedern besonders fesselt, das ist die jedem echten Volksliede eigenthümliche unverfälschte und quellfrische Naivetät, die aus ihnen spricht.

Neue illustrierte Zeitung. Wien.

Man kann bei einer neuen Erscheinung dieses Verlages eigentlich schon im vorhinein dessen gewiss sein, dass sie einen bestimmten literarischen Werth hat. Das ist denn auch bei diesem Buche der Fall. Wir möchten beinahe behaupten, dass seit Bodenstedt's Mirza Schaffy die poetische Form des Ostens niemals, sei es in einer Uebersetzung, sei es in der Nachahmung widersogut getroffen worden, wie in diesen „anatolischen Volksliedern“. Der Leser sei allein auf eines dieser Gedichte, das fünfte, der „Keremlieder“: „Ich will nicht, dass der Mond dein Antlitz sieht“ hingewiesen — eine poetische Perle, die allein genügen würde, das Buch lesens- und kaufenswerth zu machen. —

Vossische Zeitung: Das vornehm ausgestattete Büchlein birgt einen Schatz wunderherrlicher Liebeslyrik, von dessen Dasein man bisher kaum etwas ahnte. etc.

Kölner Nachrichten beginnen ihr Referat: Wir sind von der seit Jahren in grossem Ansehen stehenden Verlags-handlung stets gewohnt, etwas „Apartes“ erwarten zu können und finden uns nie getäuscht. Sie ist nicht in der unbe-neidenswerten Lage, immer die Pressen zu beschäftigen oder terminmässig mit immer Neuem auf dem Markt erscheinen zu müssen. Sie bringt ausgewählt Gutes oder gar nichts. So begrüssen wir auch die neuen Erscheinungen mit rechter Freude,“ und das „Daheim“ fügt ihrer Besprechung bei: „Seit Jahren werden die reizenden, eleganten Ausgaben des L.'schen Verlags mit Vorliebe als Festgeschenke gekauft. Wir müssen uns schon darein finden, dass bei uns, wo man Gedichte überhaupt nur als Luxusgaben betrachtet, die Ausstattung für den Absatz zunächst massgebend ist; so können wir einem Verleger Dank wissen, wenn er das Aeussere seiner Bücher nicht nur als decoratives Schau-stück behandelt, sondern es wie hier mit dem Inhalt in künstlerischen Einklang zu bringen weiss.“



KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	5820 R
Mühlbrunn .	40 "
Schlössbrunn	418 "
Theresienbrunn	471 "
Kneubrunn . .	473 "
Harthbrunn .	345 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karl-Qu.	334 "
Kaiserbrunn .	391 "

—✧—

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—✧—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM"

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen

(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im



Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

**THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,**

UND REMAGEN A. RHEIN.




Band 48. — Heft 143.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1889.



Greslau.
S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Carl Vogt in Genf.	
Geschichte des jungen Pfiffig. Novelle. (Schluß.).....	137
Eduard von Bauernfeld in Wien.	
Zahme Xenien	179
Ferdinand Groß in Wien.	
Eduard von Bauernfeld	181
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber. II. (Schluß.).....	197
E. von Stein-Nordheim in Neapel.	
Die Wotjaken und ihre Sitten	223
U. Ch. Edgren-Leffler in Stockholm.	
Das Kind. Novelle. Aus dem Schwedischen übersetzt	236
Ernst Wasserzieher in Frankfurt a. M.	
Sophie Germanis Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan	257
Bibliographie.	261
Aus U. Bendischels Skizzenbuch (Mit Illustrationen). — Jahresberichte der Ge- schichtswissenschaft. — Geschichte der Münchener Kunst im neanzehnten Jahrhundert.	
Geographische Literatur.	265
Bibliographische Notizen.	267

Hierzu ein Portrait von Eduard v. Bauernfeld.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

S. S. Warner & Co., Frankfurt a. M. (Warner's medicinische Brochure Safe Cure.)
Dr. Wilh. Grunow, Leipzig. (Die christliche Welt.)
Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin. (Geschichte der deutschen Literatur.)

100



Bauerfeld,

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVIII. Band. — Februar 1889. — Heft 143.

(Mit einem Porträt in Radirung: Eduard von Bauernfeld.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Geschichte des jungen Pfiffig.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

(Schluß.)

Pffingsten, das liebliche Fest, war gekommen, und im Herbst sollten die Maturitätsprüfungen abgehalten werden. Pfiffig wurde von einem seiner Klassenkameraden eingeladen, bei ihm die Pfingstferien zuzubringen. Dieser wurde, weil sein Vater, fürstlicher Forstinspector, das Forsthaus bei Möschel bewohnte, allgemein nur der „Möschel“ genannt. Als zukünftiger Forstbeamter durfte sich Möschel einen Hund halten, der Caro hieß, und von dem der gute Möschel behauptete, er habe mehr Verstand wie er, sein Herr, könne es aber nicht von sich geben, weil er taubstumm sei, trotzdem er bellen könne. Möschels Geistesgaben waren, wie aus dieser Kundgebung derselben erhellt, nicht gerade die glänzendsten; aber man hegte nicht den geringsten Zweifel, daß er dem Vater im Amte nachfolgen werde, da dieser bei dem Fürsten wie bei dem Erbprinzen, die dort häufig Hofjagden abhielten, sehr wohl gelitten war. Der Erbprinz brachte oft Wochen im Forsthaufe zu, das reizend am Saume eines großen Waldes gelegen war und wo er sein eigenes Zimmer hatte, das unter strengem Verschlusse gehalten wurde und nur von dem jungen Möschel betreten werden durfte, der die Eigenheiten des hohen Herrn genau kannte. Dieser hielt nämlich ungemein auf Ordnung, so sehr, daß ein silbernes Schreibzeug, mit einem balzenden Auerhahne als Aufsatz, genau in der Linie stehen mußte, die man von dem Thürschloß zum Fensterkreuze ziehen konnte. Jedes Mal, wenn der Erbprinz ankam, visirte er, ehe er den Schlüssel einsteckte, durch das Schlüsselloch den Auerhahn gegen das Fensterkreuz. Wehe, wenn das Schreibzeug nicht in der Visirlinie stand! Die Residenzler schlossen aus

dieser Gewohnheit, die bald allgemein bekannt wurde, auf die eminente Begabung des Erbprinzen für Regierungsgeschäfte.

Pfiffig ging um so lieber mit Möschel, als der Domänenrath, der ihn besonders nach Mochheim zog, in Geschäften abwesend war, und Landrichters Minchen durch ihr flatterhaftes Betragen ihm den Aufenthalt in dem Gymnasialstädtchen einigermaßen vergällt hatte.

Landrichters Minchen war der gefeiertste Florbesen des Städtchens; und da der junge Pfiffig, Dank dem Narrengele, jetzt zu denen gehörte, welche einen „guten Wechsel“ hatten, so war es gewissermaßen seine Pflicht und Schuldigkeit, ihr den Hof zu machen. Weit war er freilich nicht gekommen. Zwar verbeugte sich Minchen, die stets am Fenster zwischen zwei blühenden Geranien, sogenannten „Gassenglänzern“, mit einer Stiderei beschäftigt saß, sehr grazios, wenn Pfiffig bei seiner vier Mal täglich wiederholten Fensterpromenade sie grüßte; zwar hatte Minchen ihm einige Male erlaubt, ihr das niedliche Töpschen zu tragen, mit dem sie am frühen Morgen auf der Promenade erschien, wo die jungen Damen des Städtchens eine Kur mit Selterwasser und Milch zu machen pflegten; zwar hatte Minchen sich einmal von ihm, bei einer Waldpartie, wo viel Maitrant genippt worden war, zärtlich die Hand küssen lassen . . . aber!

Minchen war entschieden flatterhaft. Ihr Herz war zwar noch nicht versagt, aber auch nicht mehr frei. Es schwankte zwischen einem Assessor, der noch kein Botum, und einem jungen Doctor, der noch keine Praxis hatte. „Ich weiß nicht,“ hatte Minchen zu einer Freundin gesagt, „welchen von den Beiden ich nehmen soll. Sie schneiden mir ganz ernsthaft die Cour, aber eigentlich ist mir der Doctor zu kurz und der Assessor zu lang! Was meinst Du?“ — „Weißt Du was, Minchen,“ hatte die Freundin geantwortet, „nimm den, der zuerst eine Versorgung hat. Bis dahin kannst Du sie Beide warm halten!“ So geschah es auch — Minchen nahm kurz darauf den Assessor, der das Botum und die zur Heirath nöthige Besoldung erhielt, ehe der Doctor zu einer Praxis gekommen war. Der Doctor tröstete sich später wie ein Mann, indem er eine Andere nahm.

Pfiffig, dem die Freundin dieses Gespräch sofort hinterbracht hatte, (vielleicht war sie auf Minchen eifersüchtig), suchte in der stillen Waldeinsamkeit des Möscheler Forsthauses Balsam für sein wundes Herz.

Er fand ihn.

Die beiden Freunde waren zwischen Licht und Dämmerung mit dem treuen Caro auf den Anstand gegangen, um einer wilden Raze aufzulauern, die dem Oberförster schon manchen Aerger verursacht und der dieser öfter nachgestellt hatte, ohne sie zum Schusse bekommen zu können. Sie hatten sich zu beiden Seiten einer Schneise, die von einer großen, theilweise bepflanzten Lichtung in den Wald führte, hinter Buschwerk verborgen. Der Forstgehilfe hatte ihnen gesagt, dort lausere die Raze oft den jungen Hasen auf, die in der Dämmerung auf die Lichtung sich zur Nefung begäben.

Wohlgedeckt standen die beiden Schützen bewegungslos in Erwartung der Raze, die da kommen sollte. Caro, der sich an Pfiffig seit einiger Zeit enge angeschlossen hatte, lag scheinbar schlafend zu dessen Füßen. Plötzlich hob er den Kopf, schnupperte leise, nahm aber dann seine vorige Stellung wieder ein. Pfiffig sah eine auffallende Erscheinung, eine Frauengestalt in weißem Kleide, aus dem Waldbesdunkel hervorschweben und sich gegen die Dichtung bewegen. Dort angekommen, stand die Gestalt einige Augenblicke still, von dem Mondlichte mit hellem Silberglanze überflossen. Pfiffig unterschied einen weißen großen Rembrandhut mit breitem Rande, kokett auf eine Schläfe gedrückt, eine rothe Schärpe, von der Schulter zur Hüfte übergeworfen, einen großen Strauß von Feldblumen auf dem Hut, einen andern auf der Schulter. Die Gestalt blieb eine kurze Weile stehen, hob den Kopf verückt gegen den Himmel, streckte die Arme nach dem Monde aus, als ob sie den Mann darin küssen wolle, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwebte über die Dichtung weiter. Sprachlos vor Erstaunen schaute ihr Pfiffig nach; er war im Zweifel, ob er sein Versteck verlassen und ihr nacheilen sollte. War es eine Waldfee, ein überirdisches Wesen?

In diesem kritischen Augenblicke krachte ein Schuß aus Möschels Flinten; die Gestalt stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand mit Windeseile an dem gegenüber liegenden Rande des Wandes. Caro war aufgefahren, duckte sich aber sofort wieder. Pfiffig sah nur unbestimmt in der Dämmerung ein Thier, das mit hochgehobenem Schwanze über die Schneise sprang und an ihm vorüber eilte. Die Flucht ging über einen vom Mondlicht erleuchteten Fleck zwischen den Büschen. Pfiffig gab Feuer. Das Thier war verschwunden. Aber nun gab Caro laut und rannte nach der Dichtung, wo er Stand hielt und beständig bellte. Pfiffig spannte mechanisch den Hahn seines zweiten Laufes und schaute der verschwundenen Frauengestalt nach, ohne sich vom Flecke zu bewegen. Möschel rannte hervor. „Wo liegt sie?“ rief er. „Wer?“ stöhnte Pfiffig, wie aus einem Traume erwachend, „die Frauengestalt?“ — „Ach was! Frauenzimmer!“ rief Möschel, „die Raze meine ich! Oder hast Du nicht auf die Raze geschossen? Komm, wir wollen sehen! Wenn Caro so laut giebt, ist es nicht umsonst!“

Sie gingen vorsichtig, die Flinten mit gespannten Hähnen schußfertig in den Händen, auf den Ort zu, wo Caro laut gab. Auf einer kleinen Dichtung wälzte sich ein prachtvoller Wildkater mit den letzten Todeszuckungen in seinem Blute. Caro hielt sich in respectvoller Entfernung und stieß jetzt, wo seine Herren neben ihm waren, nur von Zeit zu Zeit einen heiseren Ton aus. „Siehst Du, sagte Möschel, was für ein gescheitertes Vieh der Caro ist? Wäre es ein Hase, so hätte er ihn schon längst im Maule, um ihn uns zu apportiren; aber er weiß, daß eine wilde Raze Zähne und Klauen hat, mit denen er nicht gern Bekanntschaft macht. Couché, Caro! Laß die Bestie verenden. Aber,“ sagte Möschel

zu Piffig sich wendend, der wie verwirrt die mit dem Tode ringende Raze anstarrte, „Du hast das Raubzeug gut getroffen. Das wird meinem Alten eine riesige Freude machen. Er wird höllisch vergnügt sein und uns heute Abend eine Flasche von seinem alten Rauenthaler wischen, den er sonst nur zum Besten giebt, wenn der Fürst kommt. Ich hatte gefehlt. Aber daran war nur die verrückte Clotilde Schuld, die der Teufel reiten mußte, daß sie mir gerade in die Schußlinie rannte, als ich die Raze sah, die sich auch, wie wir, auf den Anstand an dem Wechsel aufgestellt hatte. Aber nun ist sie todt! Siehst Du, jetzt geht Caro heran und beschnuppert sie. Er weiß, daß sie ihm nichts mehr zu Leide thun kann. Nicht wahr, ein gescheitertes Hundelchen? Apporte, Caro! Aber Du wirst sehen, er apportirt sie nicht! Die Bestie hält etwas auf sich und apportirt kein Thier, das nicht gegessen wird. Schon die wilden Kanickel apportirt er nicht gern. Er weiß sehr wohl, der Caro, daß nur der alte Fritz, der Forstgehülfe sie ist, der mit der Armee in Frankreich gewesen ist und sie dort essen gelernt hat. Was sie doch in diesem Frankreich für Zeug freffen! Frösche, Schnecken und Kaninchen! Aber was hast Du denn, Piffig?“

Dieser hatte den Monolog Möschels, obgleich derselbe eine für den Studiengenossen höchst außerordentliche Leistung war, nicht gehört. Er krallte seine Hand krampfhaft um Möschels Arm und keuchte: „Habe ich die Raze oder das Frauenzimmer geschossen? Wo ist sie hin?“ — „Ich glaube wahrhaftig“, lachte Möschel, „Dir rappelt es im Kopfe! Komm mit nach Hause! Denk' an den Rauenthaler!“

Er hob die Raze auf und steckte sie in den Jagdranzen. „Komu, Caro,“ sagte er zu seinem Hunde, „wir wollen auf dem Heimwege ein bißchen zusammen plaudern. Mit dem Piffig ist ja doch nichts anzufangen. Ich glaube, der Schuß hat ihm das Concept verrückt. Ich werde ihm zu Hause „Cotta's Waldbau“ zu lesen geben. Das schläfert ihn unfehlbar ein. Wenn ich nur zwei Seiten darin gelesen habe, schlafe ich im Stehen ein, wie ein Rhinoceros.“

Es ging, wie Möschel gesagt hatte. Der Rauenthaler löste endlich Piffigs Zunge, den der Vater Möschel mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen fast erdrückt hatte. „Morgen schreibe ich's dem Fürsten und dem Erbprinzen! Das macht Ihnen einen gewaltigen Stein im Brette bei den Herrschaften, Piffig! Darauf können Sie Gift nehmen! Und gerade in's Genick geschossen, das bei den Razen der empfindlichste Punkt ist. Ja, in der Anken, da sitzen die Kranken! Warte, Kerlchen, Du erwürgst mir künftig keine jungen Rehe mehr und läßt mir die Fasanen in Ruhe! Ihre Gesundheit, Piffig! Sie sollten Förster werden, statt Pfarrer! Mit der Bibel lassen sich die wilden Razen nicht todt schlagen, und mit der Flinte dürfen Sie, wenn Sie einmal Pfarrer werden, nicht mehr umgehen. Ganz wie es im Hieronymus Jobs steht: Diemeil ein Geistlicher niemals nicht — Anders als mit der Bibel ficht!“

Pfiffig hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen. Er hielt das Glas gegen das Licht, blinzelte hinein und sagte in scheinbar nachlässigem Tone, dem ein aufmerkamer Beobachter aber die innere Erregung hätte anmerken können: „Wer war denn das weißgekleidete Frauenzimmer, das uns in die Quere kam? Heinrich nannte sie Clotilde.“

„Wie, die Clotilde? Hatte sie ihren Pollak bei sich?“ fuhr zornig der Oberförster auf.

„Nein, Vater,“ unterbrach der junge Möschel, „den hatte sie zu Hause gelassen. Seitdem Du ihr gedroht hast, Du würdest den Hund erschießen, wenn Du ihn im Walde anträdest, schließt sie den Pollak immer ein, ehe sie ihre sentimentalen Streifzüge antritt.“

„Aber wer ist sie? Wo wohnt sie?“ drängte Pfiffig.

„Das ist eine lange Geschichte,“ sagte der Oberförster, indem er die Flasche ergriff und ihren Inhalt prüfend beschaute. „Wenn ich die erzählen soll, wirst Du wohl noch Succurs im Keller holen müssen, Heinrich. Aber der Wildkaze wegen kommt es mir auf einige Flaschen Rauenthaler mehr nicht an. Also die Clotilde war auch dabei?“

„Freilich, grommelte der junge Möschel. Vor der ist man ja nirgendso sicher. Nachts bis zwölf wandert sie, und Morgens spuckt sie schon wieder im Hause herum, wie Hans sagt. Sie war Schuld daran, daß ich die Kaze fehlte. Sie lief mir gerade in die Schußlinie. Hol sie der . . .“

„Nun, nun,“ sagte der Oberförster begütigend. „Sie ist doch eine gute Seele und hat noch Niemand Etwas zu Leide gethan, wenn sie auch ein bißchen übergeschnappt ist. Aber dafür kann sie nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber da schwagen wir in den Tag hinein, und Pfiffig zapvelt vor Ungebuld, daß ich ihm die Geschichte erzähle. Dazu muß ich aber erst ausholen.“ Er that einen kräftigen Schluck.

„Haben Sie schon das Dorf und Schloß Dartingen gesehen, das etwa eine halbe Stunde von hier in einem schönen, fruchtbaren Thale liegt? Nein? Sie sind noch nicht auf jener Seite gewesen? Nun, Heinrich kann Sie morgen hinführen!“

„Prost die Mahlzeit!“ sagte der junge Möschel. „Ich will der Clotilde nicht begegnen! Sie hängt sich sonst an mich, wie eine Klette, und ich kann sie nicht wieder los werden!“

„Auch gut! So werde ich dem Herrn Pfiffig den Weg zeigen. Ich muß doch morgen früh dort hinüber, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich letzten Herbst habe anlegen lassen.“

„Ich werde indessen „Cotta's Waldbau“ studiren. Ich habe ohnedem ein Pensum von zwei geschwänzten Tagen nachzuholen.“

„Sehr löblich, mein Sohn,“ sagte lächelnd der Oberförster. „Also, Herr Pfiffig, Dartingen ist das reichste Dorf auf weit und breit, und die Bauern sitzen darin, wie die Vögel im Hanssamen. An einem Ende liegt das Schloß, jetzt fast eine Ruine. Im dreißigjährigen Kriege haben sie

sich wacker dort herum geklopft, Schweden und Kaiserliche; und auch in den napoleonischen Kriegen zogen sich die Colonnen gern dorthin, denn der Hahn steht nicht umsonst auf dem Kirchturme.“

„Wieso?“ meinte Piffig.

„Wie ich sage,“ antwortete der Oberförster. „Die alten Kriegsknechte wissen recht gut, daß man in protestantischen Dörfern, wo der Hahn auf dem Thurme sich dreht, bessere und reichlichere Verpflegung hat, als in katholischen, wo das Kreuz auf dem Thurme festgenagelt ist.“

„Nun gut! Das Schloß war früher besetzt und hat noch einige Ecktürme, die fast ebenso verfallen sind, wie die mit Epheu überwachsene Ringmauer. Der Graben ist ausgefüllt, und die Courtinen sind in Terrassen und Gärten umgewandelt worden, welche Clotilde, das muß man ihr lassen, recht sorglich pflegt. Sie könnte freilich mehr Gemüse und weniger Blumen ziehen, aber das ist ihre Sache. Das Schloß gehörte den Freiherren von Dartingen, früher reichsunmittelbare Raubritter, deren Nachkommen meist in fremde Kriegsdienste traten. Das Geschlecht ist jetzt ausgestorben, aber Clotildens Großvater von mütterlicher Seite stand zur Zeit der Revolutionskriege in österreichischen Diensten bei den Esterhazy-Husaren.“

„Das Regiment hatte eine Art Cartell mit einem französischen Chevaux-légers-Regimente, dessen Oberst ein Esterhazy gewesen war. Sie thaten sich nichts zu Leide, und die commandirenden Generale wußten recht wohl, daß sie Esterhazy und Esterhazy nicht gegen einander schicken durften. Sobald die Regimenter nahe genug an einander waren, um die Uniformen zu erkennen, schwenkten die Einen rechts, die Andern links ab, während sie gegen andere Regimenter wacker ihre Schuldigkeit thaten.“

„Nun war einmal in den Revolutionskriegen während eines Waffenstillstandes eine Demarcationslinie gezogen längs des Baches, der das Thal von Dartingen durchfließt, und die beiden Regimenter sollten die Grenze bewachen. Die Franzosen lagen in Dartingen und waren lustig und guter Dinge, denn sie hatten gutes Quartier, Essen und Trinken in Hülle und Fülle und machten sich den Weibsbauten angenehm, indem sie ihnen allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mit ihnen kokettirten. Die Kaiserlichen aber, deren Standquartier eine gute Stunde entfernt, in einem ärmlichen katholischen Dorfe war, mußten in elenden Erbhütten längs des Baches campiren, sich mit ihrer Menage behelfen und bliesen Trübsal nach Noten. Unter ihnen befand sich der Freiherr von Dartingen, der in den ersten Tagen manchmal sehnsüchtig nach seinem Schlosse hinüberschaute, in welchem die französischen Offiziere ihr Wesen trieben.“

„Aber das dauerte nicht lange. Warum hätten sich die Feinde, die doch in Cartell mit einander standen, nicht näher kennen lernen sollen? Um es kurz zu sagen, eines Abends kam unangemeldet der commandirende österreichische General, um seine Wachen zu inspiciren. Er fand seine Baracken leer; drüben in Dartingen aber tanzten Husaren und Chasseurs

bunt durcheinander mit den Dorfschönen, wobei die Musik der Husaren aufspielte, und auf dem Schlosse tafelten die Herren Offiziere, und der Rittmeister von Dartingen präsidirte an einem Ende des Tisches, während der Capitän Comte Mirabord am andern Ende die Honneurs machte, und die Trompeter der Chasseurs zu den Toasten Lusch bliesen. Der General trat mit gerunzelter Stirn ein, wurde aber sofort durch den Grafen Mirabord heiter gestimmt, der mit dem Glase in der Hand aufsprang und nach höflichem Gruße sagte: „General, Sie sind, wie diese Herren, für heute Nacht unser Gefangener! Herr von Dartingen hat uns seinen Keller zur Verfügung gestellt, und wir laden Sie geziemend ein, mit uns ein Glas auf das Wohlergehen der beiden Esterhazy-Regimenter zu leeren!“

„Der General war ein gutmüthiger alter Herr, Freund eines guten Trunkes, und als man spät nach Mitternacht das Lager aufsuchte, sagte er lächelnd: „Gute Nacht, meine Herren! Ich nehme die Gefängniszelle, die mir Herr von Mirabord anbietet (der höfliche Franzose hatte sein Zimmer für den General einrichten lassen) mit Dank an, werde aber doch wohl künftig meine Inspectionen vorher anmelden lassen, um meine Leute in den ihnen angewiesenen Quartieren zu finden.“

„Einige Jahre verstrichen. Herr von Dartingen hatte in Folge einer Verwundung seinen Abschied genommen, sich in sein Schloß zurückgezogen, eine Dame aus der Nähe geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt, der bald ein Taufensbasa wurde, fähig, dem Teufel aus der Hütte zu springen, und ihn dann auf freiem Felde zu fangen, wie der Schafhirt zu sagen pflegte.

„Herr von Dartingen lebte ziemlich einsam auf seinem Schlosse und bewirthschaftete sein Gut. Seine Frau starb früh; er brachte seinen Jungen in die Residenz auf das Gymnasium, besuchte ihn jährlich einmal bei Gelegenheit des großen Wollmarktes, dem er regelmäßig, schon seiner Geschäfte wegen, beizuwohnen pflegte, und ließ ihn in den Ferien nach Hause kommen, wo dann der Junge das Oberste zu Unterst kehrte, um sich vom anstrengenden Studium des Lateinischen zu erholen, das ihm gänzlich wider den Strich ging.

„Bei einem solchen Besuche in der Residenz begegnete Herr von Dartingen einem sauberen Manne in etwas fadenfcheinigen Kleidern, dem man auf den ersten Blick den Militär ansah, um so mehr, als er nur einen Arm hatte. Er erkannte sofort seinen ehemaligen freundlichen Feind, den Grafen Mirabord.

„Dem war es schlecht ergangen unterdessen. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Dartingen den Arm in einem Gefechte verloren, später aber mit Frau und Tochter, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, aus Frankreich flüchten müssen und saß nun in der Residenz im Elend, da man seine Güter sequestriert hatte. Ein Wort gab das andere; Herr von Dartingen

suchte die Gräfin Mirabord in einer Dachkammer auf, wo sie mit einem kleinen, schwarzäugigen, putzigen Ding von Töchterchen hauste, das dem Herrn von Dartingen einen allerliebsten Knir machte und ihn sofort „Mon oncle!“ nannte. Kurz und gut! Des andern Tages fuhren die beiden Kriegsfeinde mit Frau von Mirabord und dem kleinen Herlein in dem Zweispänner des Herrn von Dartingen nach dem Schlosse, und die Pferde hatten nicht viel zu ziehen, obgleich die Mirabords ihr sämmtliches Gepäc mitnahmen.

„Nach etwa einem Monat war es Herrn von Dartingen, als gehörten die Franzosen zur Familie. Er spielte mit seinem Gaste Piquet und Trictrac; Frau von Mirabord bereitete vortreffliche Extrachüffeln, die ihm besser mundeten, als die Hauskost der ländlichen Köchin, die voll Staunens über die Kochkünste der gnädigen Gräfin war, und das kleine Mädchen amüfirte ihn auf's Höchste mit seinen drolligen Versuchen in der deutschen Sprache.

„Nichts desto weniger machten die Franzosen Anstalten zur Abreise. Herr von Dartingen war außer sich und stellte den Grafen zur Rede. ‚Warum wollen Sie weiter, in das Blaue hinein?‘ sagte er. ‚Gefällt es Ihnen nicht bei mir?‘ — ‚Nur zu gut.‘ antwortete der Graf. — ‚Nun, so bleiben Sie bei mir, so lange es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin gefällt.‘ — ‚Das geht nicht! Unser Besuch hat schon zu lange gewährt. Es ist nicht anständig, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen.‘ — ‚Aber in drei Teufels Namen!‘ rief hitzig Herr von Dartingen, ‚wenn ich Ihnen nun sage, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie?‘ — ‚Erhigen Sie sich nicht, lieber Freund.‘ unterbrach ihn Mirabord, ‚so ist es nicht gemeint. Wir möchten ebenfalls gerne bleiben, aber nicht als Ihre Gäste. Es giebt ein französisches Sprüchwort: Les bons comptes font les bons amis! Wenn wir bleiben sollen, müssen wir uns Ihnen nützlich machen können. Wenn Sie uns dazu die Gelegenheit zu geben gewillt sind, so bleiben wir.‘ — ‚Ich begreife nicht,‘ rief Dartingen. ‚Eine französische Schrulle!‘

„Die beiden Herren haderten fast miteinander während einiger Tage. kamen aber endlich, da der Franzose ebenso unerschütterlich blieb, wie seine Frau, dahin überein, daß Graf Mirabord Intendant, seine Frau Haushälterin werden solle, mit einer kleinen Besoldung für Jedes und freie Station für Beide und ihr Töchterchen. ‚Es ist wahrhaftig lächerlich,‘ meinte der Schloßherr, ‚daß ich einen solchen Vertrag mit Ihnen abschließe. Was Sie und Ihre Frau thun werden, hätten Sie auch als gute Freunde besorgen können.‘ — ‚Das will ich zugeben, aber es ist nicht dasselbe,‘ antwortete der Graf. ‚Setzen wir den Fall, wir wären einige Jahre bei Ihnen geblieben als Gäste, und es wäre irgend eine Zwistigkeit entstanden, die Sie vielleicht veranlaßt hätte, mir eine tadelnde Bemerkung zu machen, oder gar die Thüre zu weisen. Dann standen wir uns als zwei Gleich-

berechtigte gegenüber, und es hätte dazu kommen können, daß wir uns miteinander in unserer Eigenschaft als alte Offiziere hätten herumschießen müssen. Jetzt sind wir, meine Frau und ich, Ihre angestellte Beamte; Sie können uns Bemerkungen machen, Aufträge geben, selbst einen Rüssel ertheilen und uns entlassen, wir können Ihnen auftragen; der Ehrenpunkt kommt dabei nicht in das Spiel. Glauben Sie mir, klare Dienstverhältnisse sind besser, als schrankenlose Freundschaften.

„Dabei blieb es, und Herr von Dartingen merkte bald, daß er nicht besser hätte fahren können. Der Graf verstand sich vortrefflich auf Land- und Gartenwirthschaft; er zog seine Gemüse und Zwergbäume, die damals in dem Lande noch völlig unbekannt waren, und hielt die Knechte zu solbatischer Pünktlichkeit an; das Hauswesen gewann unter der Leitung der Frau von Mirabord eine andere Gestalt. Man speiste besser und lebte doch wohlfeiler; die Zimmer wurden netter und freundlicher, und die kleine französische Heze brachte viel munteres Leben in das Haus. Schön sei sie nicht gewesen, hat man mir gesagt, denn ich habe sie nie gekannt, vielmehr klein und unansehnlich, aber ausnehmend grazios in ihren Bewegungen, und ein Paar Augen habe sie im Kopfe gehabt, wie glühende Kohlen. Ihrem ‚Papachen‘ und ihrem ‚Onkelchen‘ sah sie Alles an den Augen ab, konnte sie aber dafür auch um den Finger wickeln.

„Louis von Dartingen, des Freiherrn Sohn, kam regelmäßig in den Ferien nach Hause. Es konnte also nicht fehlen, daß er sich sterblich in Louison, wie ihre Eltern die Kleine nannten, verliebte. Er war ein wilder Bursche, zu allen Tollheiten aufgelegt; aber vor Louison strich er die Segel. Das Studiren wollte ihm nicht in den Kopf. Da er Pferde leidenschaftlich liebte, so hängte er die Klassiker an den Nagel und bereitete sich vor, Stallmeister zu werden. Als Louison so weit herangewachsen war, verlobte er sich mit ihr und heirathete sie schließlich, sobald er „Fürstlicher Marstall-Aspirant erster Classe“ mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung im Marstalle nebst einer Pferderation geworden war. Louis wurde um das schnelle Avancement und die vortheilhafte Versorgung sehr beneidet.

„Das junge Paar bezog in der Residenz seine Stallwohnung, die jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit, sonst aber manche Unbequemlichkeiten hatte. Louisons feine Nase wurde beständig durch die Düste beleidigt, welche aus dem Erdgeschoße aufstiegen; vor Mitternacht war an keinen Schlaf zu denken, denn da die ersten Sängerinnen, besonders aber alle Damen des Ballets, die bei dem Fürsten in höchster Gunst standen, in Hofwagen zu Proben und Vorstellungen geholt und wieder von dort nach Hause gebracht werden mußten, so war des Getöses in den unteren Räumen kein Ende. Außerdem war es gewissermaßen administratives Princip der fürstlichen Obermarstall-Direction, daß die Aspiranten Junggesellen und erst ihre Vorgesetzten, vom Stallmeister aufwärts, verheirathet sein sollten.

Für den jungen Herrn von Dartingen hatte der Oberhofmarschall erst nach langem Widerstreben deshalb eine Ausnahme gestattet, weil seine aus einer Pension in der französischen Schweiz heimgekehrten Töchter auf diese Weise die beste Gelegenheit fanden, mit Louison ihre Conversationsstunden unentgeltlich fortzusetzen. Da aber den übrigen Aspiranten erster und zweiter Klasse gegenüber das Princip festgehalten wurde und außerdem die Führung und Begleitung der Theaterdamen zu ihren amtlichen Obliegenheiten gehörte, so konnte es nicht fehlen, daß die langen Corridore, durch welche die Aspirantenwohnungen mit einander zusammenhängen, oft noch in später Nachtstunde von Gestalten durchhuscht wurden, mit welchen eine ehrbare junge Frau aus höheren Ständen nicht gerne zusammentrifft.

„Louison hatte sofort, als sie diese Uebelstände erkannte, Absperrung ihres Quartiers und Isolirung desselben durch Herstellung eines gesonderten äußeren Einganges und einer eigenen Aufgangstreppe verlangt. Die Ober-Marstalldirection hatte aber dieses Ansuchen „im Interesse des Dienstes“ und, wie der Director ihr persönlich versicherte, „mit blutendem Herzen“ abgeschlagen.

„So fand sich die gnädige Frau Marstall-Aspirantin erster Klasse in das Unvermeidliche. Wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, gewann sie den angenehmen Seiten des etwas zigeunermäßigen Marstalllebens einigen Geschmack ab und stand endlich, da sie lebhaften Geistes, lustigen Humors und wohlwollenden Gemüthes war, an der Spitze der etwas lockeren Gesellschaft, welcher die ganze Residenz, mit Ausnahme einiger alter Vetschwwestern, um so gewogener war, als sie ihr steten Stoff zu Kaffeeschwarz und Theeklatz gab.

„Bald aber fanden die im Schlosse von Dartingen Zurückgebliebenen, daß der Marstall zwar ein Eden für die dort Weilenden sein könne, daß aber nichts desto weniger das Pflaster der Wege, die dorthin führten, ein sehr theures sei. Die Besoldungsquartale des Aspiranten verflüchtigten sich, noch ehe sie in einer Schublade Quartier genommen hatten; die Pferderationen setzten ihnen nach, wurden aber schwindfüchtig, noch ehe sie die Flüchtlinge einholten, und Louison und ihr Mann hezten mit der ganzen übrigen Gesellschaft unermüdblich hinterdrein, zu Roß und zu Wagen, im Schlitten und im Rahne, verloren aber die Ausreißer nur um so schneller aus dem Gesichte. Nun gingen die Brandbriefe nach Dartingen. Der Schloßherr verpußte furchtbare Quantitäten von Tabak, der ihm den Magen ruinirte, denn um zu sparen, ersetzte er den holländischen Kanaster durch schwarzen A B; Herr von Mirabord wettete und flüchte hinter den Knechten drein, konnte aber dadurch ebensowenig die Zahl der Garben vermehren, als Frau von Mirabord die Zahl der Eier, welche ihre Hühner legten, durch Verschiebung ihrer Haube verdoppeln konnte, deren Bänder ihr über die Nase herunterflatterten. Man sparte furchtbar; das französische alte Ehepaar lebte sozusagen von der Luft, ohne ein Wort der Klage fallen zu

lassen, und Herr von Dartingen fluchte über „schlechten Fraß“ und Magenweh. Man feilschte derart mit den Juden, daß diese, die doch die einzigen Vermittler für Handel und Wandel waren, nicht mehr zum Schlosse gehen wollten; man quälte die Diensthoten dermaßen, daß sie ihre Bündel schnürten. Und dies Alles nur, um den „Marstall zu füttern“, wie der Herr von Dartingen sich ausdrückte.

„Zuweilen aber holte der Marstall sich selbst seine Nkung. Die hohen Herrschaften waren auf Reisen, im Bade, das Theater, Oper und Ballet, geschlossen, Roß und Wagen disponibel, und plötzlich fiel der Heuschrecken-schwarm im Schloß Dartingen ein, wo es dann ärger herging, als zu den Zeiten des Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Esterhazy-Regimentern. Diese Ueberfälle fanden zwar immer unter sehr kurzer Anmeldefrist statt, aber Frau von Mirabord noch meistens schon vorher Lunte durch verdächtige Besuche von Antiquaren, Händlern mit alten Möbeln und Gemälden, Hofsclägtern und ähnlichem Volke, die um das Schloß herum-schnüffelten, wo noch manche Schätze aus früheren Zeiten vernachlässigt waren. Der alte Herr von Dartingen war nämlich ein sonderbarer Kauz; er glaubte, nicht nur seine Antiquitäten, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Güter seien unvergleichlich mehr werth, als Alles, was von Andern stamme, und so forderte er, wenn er nur irgend bei Gelde war, die unsinnigsten Preise, verweigerte sogar am Abend die Lieferung von Dingen, die er am Morgen verkauft hatte, einfach unter dem Vorwande, er habe sich geirrt. Wenn er aber in Geldnoth war, so verschleuderte er Alles, was niet- und nagellos war, um jeden Preis dem Ersten, Besten, der sich zeigte. Das wußten die Händler, die jedenfalls mit dem Marstall Fühlung hatten und sich in die Nähe des Schlosses zogen, wo sie auf gute Geschäfte während und nach dem Besuche hofften.

„Frau von Mirabord kannte aber ihre Leute. Sie war wunderbar bei solchen Gelegenheiten; flog Trepp' auf, Trepp' ab, wie ein junges Mädchen, warf Alles, worüber sie auch nur entfernt Macht hatte, auf den Markt und schwatzte die Händler „rein um“, bis sie blödsinnig wurden und schließlich, übertäubt und überrumpelt, zu den höchsten Preisen kauften und ihre Waaren spottbillig verkauften. Wohlgerüstet und verprovianirt erwartete Frau von Mirabord nach solchen Kämpfen die Gäste, welche Schwiegersohn und Tochter in das Schloß führten. Aber den Empfang hätten Ihr sehen sollen! Hatte sie eine Stunde vorher dem Besen ähnlich gesehen, an dem die Spinnweben hingen, welchen sie zu Leibe gegangen war, so erschien sie jetzt in vollem Staate auf der Höhe der Freitreppe in der Eingangsthüre, grüßte mit vollendeter Grandezza, ließ sich äußerst ceremoniell von Schwiegersohn und Tochter umarmen und hinter die Ohren küssen, wie auf dem Theater, und dann die Damen und Herren, vorstellen, die sie, nach einigen Begrüßungsworten, mit graziöser Handbewegung einem dienenden Geiste überwies, der sie in das ihnen bestimmte

Zimmer führte. Dort verschwand freilich, besonders in späteren Zeiten, der erste majestätische Eindruck, beim Anblicke eines Lehnstuhles, der ein Bein verloren hatte und nun mit schief zur Seite gesenktem Wappenschild die fehlende Stütze auf der Erde zu suchen schien, oder eines vom Alter getigerten Waschtisches mit gespaltenen Schüssel und grifflosem Wasserkrug, über welchem ein blind gewordener venezianischer Spiegel mit zerplittertem Rahmen bei dem geringsten Luftzuge in Pendelschwingungen gerieth. Die meisten der Gäste suchten aber solche Reste verschwundener Herrlichkeit wenig an — sie mochten es wohl in der eigenen Lotterwirthschaft nicht besser haben. Sie waren froh, daß sie gutes Essen und Trinken und alle nur irgend erdenkliche Freiheit zu Spiel und Kurzweil hatten.

„Der alte Freiherr von Dartingen hielt standesgemäßen Empfang und Unterhalt für ein Gebot der ritterlichen Ehre. Er hätte eher das letzte Hemd vom Leibe versetzt, als daß er es seines Sohnes Gästen an Etwas hätte fehlen lassen. Man zechte, jubelte von Morgens bis Abends; und wenn die tollen Gäste wieder ausgeflogen waren, dann lagen die beiden alten Herren, die es für eine Pflicht hielten, an allen Belagen Theil zu nehmen, mit Gicht und Zipperlein krank auf dem Schragen, und Frau von Mirabord hinkte im Schlosse herum, wie eine angeschossene Hirschkuh und kochte Tisane aus allerlei „simples“, wie sie es nannte, nämlich aus Kräutern vom Felde, deren Kenntniß sie dem „göttlichen Bürger von Genf“ verdankte.

„Eines Tages aber halfen alle Rousseau'schen Kräutersäfte nicht mehr. Die Herren blieben auf dem Schragen liegen. Herr von Dartingen wurde schon nach wenigen Tagen in die Schloßcapelle getragen, aufrichtig bedauert von der ganzen Umgegend, weil er, wie die Bauern sagten, ein „guter, niederträchtiger Herr“ gewesen war; Herr von Mirabord siechte noch einige Monate, folgte aber dann dem Kriegskameraden nach.

„Ludwig von Dartingen hatte sofort nach des Vaters Tode seinen Abschied als Marstall-Aspirant genommen und mit seiner Frau und einem Töchterlein, Clotilde, sich im väterlichen Schlosse eingenistet.

„Seht Ihr, nun bin ich doch endlich bei der Clotilde von Dartingen angekommen; wenn auch auf langen Umwegen, die vielleicht nicht nöthig gewesen wären, die aber doch den Herrn Pffiffig interessirt zu haben scheinen. Mir hat das Geschwätz die Kehle etwas ausgetrocknet. Laßt uns einen guten Schluß nehmen, damit es schneller zum Ende rückt!

„Die Lage der Dinge auf dem Schlosse war schon schlimm genug, als die verabschiedete Stall-Aspiranten-Familie einzog. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, einen leidlichen Faden abzuspinnen, wenn man sich der äußersten Sparsamkeit befleißigt und mit der Zähigkeit und Energie eines fein Gut selbst bestellenden Bauern die Wirthschaft geführt hätte. Aber die Einzige, welche dieses in das Werk hätte setzen können, Frau von Mirabord, verfiel bald einer seltsamen Krankheit. Ihr Gedächtniß

wiſchte ſich nach und nach ſo aus, daß ſie jede Erinnerung bis in ihre Mädchenjahre zurück vollſtändig verlor und auf dem Schloſſe ihres Vaters in Frankreich zu leben glaubte. Sie ſchwärmte in der guten alten Zeit, commandirte Duzende von Domestikern, Joſen, Kutfchern und Köchen, putzte mit allerlei Glitterwerk an ſich herum, malte und ſchminkte ſich, klebte Schönheitspfläſterchen auf und ſpielte Cercle, indem ſie Stühle im Kreiſe ſtellte, Marquiſen und Ducheſſen in ihrer Einbildung darauf ſetzte und mit dieſen Converſation machte.

„Ludwig von Dartingen hatte von ſeinem Vater die abligen Marotten geerbt und lebte nur dem Vergnügen und ſeiner Liebhaberei für Pferde. Statt eines tüchtigen Paares Alderpferde ſtanden ſtets Reit- und Wagenpferde im Stalle; und wenn er nicht auf Rennen und Märkten umherſchnurrte, wo er ſtets Wetten verlor oder von den ſchlauen Roßkämmen über das Ohr gehauen wurde, ſo fuhr er, oft mit Weib und Kind, wie ein Irriwiſch im Lande umher, unter dem Vorwande, daß er ein paar neue Pferde einfahren oder einem Bekannten einen Beſuch wiedergeben müſſe. Louiſon war keine Haushälterin. Sie ſpielte prachtvoll Clavier, ſang recht angenehm, zeichnete und malte ganz hübfch und declamirte franzöſiſche Gedichte ausgezeichnet. Wenn ſie nicht mit ihrem Manne auf der Fahrt war, ſo unterrichtete ſie zu Hauſe ihre kleine Clotilde, welche ſie ſonſt der verrückten Großmutter mit ihren Schnurrpfeifereien überließ.

„Eines Tages brachten ſie das Ehepaar auf einem Leiternwagen in Stroh gebettet. Sie waren im Phaëton mit einen ſchönen Pferde ausgefahren, das den Koller hatte. Die Beſtie war durchgegangen, über einen hohen Rain hinabgeſprungen, hatte den Hals gebrochen, den Wagen zertrümmert und die Inſaſſen auf einen Haufen von großen Abweiſſeſteinen geſchleudert, die man zur Auspeilung der Straße vorbereitet hatte. Ludwig von Dartingen lag todt mit zerſchellter Hirnſchale. Louiſon konnte von den Chirurgen wieder nothdürftig zuſammengestoppelt werden; als ſie aber nach langem Krankenlager wieder erſtand, war ſie krumm wie ein Fiebelbogen und hinkte ärger, als ein Bettler.

„So war denn die arme Clotilde als Waſſiſch allein auf dem Schloſſe mit der verrückten Großmutter und der ſiechen Mutter, die zwar die Wegſteuer nicht mehr hatte, aber immer noch Herrin ihrer Glieder war.

„Es wurde natürlich ein Vormund und Verwalter in der Perſon des Landrichters beſtellt. Als dieſer aber den Schaden bei Lichte beſah, fand er, daß eigentlich nicht viel mehr zu verwalten ſei. Schloß und Garten, ſo weit die Ringmauer ſie umſchloß, waren Fideicommiß; Acker, Wieſen und Wälder aber waren verkauft, verpfändet oder ſchon ſeit längerer Zeit in fremde Hände übergegangen.

„Das war eine ſchlimme Zeit, und ſie dauert noch fort. Aber das muß man ſagen, Clotilde hat trotz unfäglicher Entbehrungen ihre Großmutter und Mutter bis zu ihrem Ende mit rührender Sorgfalt gepflegt

und es ihnen an Nichts fehlen lassen, worin sie freilich von den Nachbarn und den Bauern des Dorfes, die ja alle recht wohlhabend sind, nachhaltig unterstützt wurde. Jetzt haust sie in dem Schlosse allein mit einer alten, ihr treu ergebenen Magd, ist eine alte Jungfer geworden, trotz aller Bestrebungen, unter die Haube zu kommen, und verfällt allmählich, wie das Schloß. Sagen Sie einmal, Herr Pffiffig, ist es wahr, daß es ganz weiße Eulen giebt?"

„Gewiß, Herr Forstinspector,“ antwortete Pffiffig. „Domänenrath Naumann besitzt eine sehr schöne, ausgestopfte Eule, groß wie ein Uhu, die schneeweiß ist und nur im hohen Norden vorkommt. Man nennt sie dort Harfang, d. h. Schneeeule.“

„Recht, sagte der alte Möschel. „Nun sehen Sie, Clotilde kommt mir in ihrem verwitterten Schlosse fast wie eine solche Schneeeule vor, denn sie kleidet sich immer in Weiß, weil sie außer ihrem Hauptnamen auch von irgend einer Aeltermutter den Namen Blanche in der Taufe erhielt. So sitzt sie denn weiß angezogen in dem alten Gemäuer oder torkelt in Feld und Wald herum, als ob sie schneblind wäre. Weißt Du vielleicht, ob sie jetzt Krokodilschen oder Raiman ist?“ fragte er seinen Sohn.

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Pffiffig aber, dem der Rautenthaler zu Kopfe gestiegen war, fragte lebhaft: „Was soll denn das bedeuten?“

„Heinrich mag Ihnen das erklären,“ sagte der alte Möschel. Der Sohn aber brummte unwirsch: „Du solltest mich doch mit diesem Meidinger endlich in Ruhe lassen, Papa!“

„Na, begütigte der Alte. Wenn Du's krumm nimmst, so muß ich es Herrn Pffiffig schon selber erklären. Sehen Sie, das gute Clotildchen hat ein sehr liebebedürftiges Herz, und da sie jetzt schon über die Grenze der reiferen Jugend hinausgekommen ist, so ließe sich eine ziemlich lange Liste, nicht nur von oberflächlich abgenutzten Liebhabern, sondern auch von eingegangenen und wieder aufgelösten Verlobungen aufstellen. Da den Bauern der Name Clotildchen nicht ganz mundgerecht war, wurde sie im Dorfe meist das Krokodilschen genannt. Ein arger Spötter behauptete aber, so heiße sie nur so lange, als sie verlobt sei. Wenn das Verhältniß aber zurückgegangen sei, dann müsse man sie Raiman nennen. Nun, das ist hängen geblieben. Heinrich wird aber allemal wild, wenn ich davon spreche, denn er war einmal ganz nahe dran, als Krokodilerich einzutreten.“

Der junge Möschel schüttelte sich vor Lachen; Pffiffig lächelte verlegen.

„Ein seltsames Frauenzimmer bleibt sie doch, dieses Krokodilschen,“ fuhr Vater Möschel fort. „Sie lebt beständig in Phantasieen und Hirn-ge-spinnsten, niemals in der wirklichen Welt. Aus ihren Liebhabern schafft sie sich Idealgestalten, welchen sie alle erdenkliche, in den von ihr frei erfundenen Charakter passende Vorzüge andichtet, und deren Fehler sie so

lange in ihrem Spazengehirn aufpugt und mit Flittertand zudeckt, bis sie ihr selber endlich als Tugenden erscheinen. Da hatten sie mir einmal aus der Residenz einen himmellangen, spindeldürren Baron als Forstgehilfen zugesandt, den sie in der Residenz den „Wagehals“ nannten, weil sie behaupteten, man könne nicht begreifen, wie er mit seinen dünnen, zerbrechlichen Spazierhölzern sich hinaus auf die Straße wagen könne. Dieser lange Dreidraht hatte einen wahren Abscheu vor Wald und Wild; er saß den ganzen Tag auf seiner Stube, den sehnächtigen Blick nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Residenz liegt und blies auf einem Klapphorn die Melodie: Den lieben, langen Tag — Hab' ich nur Angst und Plag! Die klagenden Töne hatten einen tiefen Eindruck auf Clotilde gemacht, die gerade in elegischer Stimmung wegen der Lösung einer Verlobung als Raiman am Hause vorübereschwebte; sie rannte heim und sang den ganzen Abend mit solcher Inbrunst „Des Mädchens Klage“, daß sie über dem Brausen des Sturmes ihr Nachteffen vergaß.

„Das konnte der Wagehals freilich nicht hören, aber nichts desto weniger fanden sich die Herzen um so leichter, als Clotilde einigen Trostes und er einiger Zerstreuung bedurfte.

„Nun machten sie sentimentale Spaziergänge zusammen, wobei er nicht viel sagte, in den Himmel guckte und häufig über die Baumwurzeln im Wege stolperte, was Clotilde erlaubte, nothdürftig mit ihm Schritt zu halten. Bei ihrer Leidenschaft für Blumen verfehlte sie nicht, sich und den Geliebten damit zu bekränzen und ihm ganze Bündel in den Büchsenrängen zu packen, die er auch geduldig heim schleppte. Raum aber hatte Clotilde den Rücken gedreht, so warf er das „sentimentale Gras“, wie er es nannte, der Ruh im Stalle vor. „Er ist so zartsinzig,“ sagte Clotilde, als sie Solches erfuhr, „er will nicht, daß diese stummen Zeugen seliger Stunden in profane Hände fallen.“

„Nun, eines Tages waren sie nach dem Hangelsteine, einer dort im Walde gelegenen Basaltkuppe gegangen, in deren Umgegend viele schöne und selbst seltene Blumen angesiedelt sind. Clotilde sieht an dem steilen Absturz dieser „Teufelskanzel“, wie die Bauern den Felsen nennen, eine Blume, die sie haben möchte. Der Wagehals klettert hin, gleitet aus, fällt etwa dreißig Fuß hoch hinunter und bricht sich richtig eines seiner dünnen Beine. Clotilde fliegt auf einem Umwege zu ihm, sucht ihn so weich zu betten als möglich und rennt fort, Hülfe zu suchen. Nach einer Stunde etwa erscheint sie wieder, schwer bepackt mit Blumen und grünem Laubwerk. Unterwegs war ihr eingefallen, daß der Wagehals die Blumen so sehr liebe. Sie hatte also auf den Fluren das Schönste gesucht, um ihre Liebe damit zu schmücken! Jetzt, nachdem sie das gethan, will sie abermals fortrennen, um Hülfe zu suchen. Der Wagehals ist, wie Ihr Euch denken könnt, außer sich vor Schmerzen und Wuth. „Bitte, sagt er, reiche mir die Flinte und den Büchsenrängen.“ — „Um's Himmelswillen,

schreit Clotilde, 'Du wirst doch nicht' . . . 'Oh nein,' höhnt der Waghals. Aber Du begreifst, wenn während Deiner Abwesenheit ein wildes Thier auf mich hilflos Daliegenden . . . 'Du hast Recht, mein Held,' ruft Clotilde ihn umfassend. 'Wehre Dich, Tapferer!' Sie reicht ihm Flinte und Pulverhorn und rennt fort.

„Der Waghals hatte calculirt, daß seinem geliebten Krokodilchen wieder ein anderer Gedanke quer durch den Kopf fahren könnte. Er machte also ein wahres Mottenfeuer, so schnell als seine Schmerzen es ihm erlaubten und so lange als sein Pulver reichte. Man ging dem Schalle nach, fand ihn noch vor Einbruch der Nacht und trug ihn auf einer aus grünen Zweigen zusammengestoppelten Bahre nach Hause. Der Bruch war ein einfacher Bruch und heilte um so besser, als der Verband durch Abmagerung nicht gelockert wurde. Clotilde wollte den Theuren pflegen, aber der Waghals hatte der Blumen genug, und als er geheilt war, kehrte er in seine geliebte Residenz zurück und quittirte den Forstdienst und Clotilden zu gleicher Zeit.

„Ein andermal tauchte in Schloß Dartingen ein etwas räthselhafter Verlobter auf. Er war, wie das Mädchen in der Fremde — man wußte nicht, woher er kam, und später stellte sich auch heraus, daß seine Spur verschwunden war, noch ehe er Abschied genommen hatte. Er behauptete, er sei von Adel, aber Niemand wollte es ihm glauben. Ich bin überzeugt, er war ein versprengtes Mitglied einer herum wandernden Schauspielertruppe oder eines Circus von englischen Reitern, denn er war ein hübscher Kerl, gewandt in allen Leibesübungen und sehr stark in gewissen Kraftausdrücken. Er war sehr zerrissen in Schloß Dartingen hereingefallen, nahm mit einem sehr lotterigen Quartier vorlieb, verlangte aber gutes Essen und Trinken. Das war nun freilich sehr knapp geworden; aber Roland, wie ihn Clotilde nannte, wußte sich zu helfen. Er verkaufte, was nur irgend noch zu verkaufen war, bis zu den Sparren und Ziegeln des Daches der Scheune, die ja ohnehin außer Gebrauch war, da es nichts mehr einzuheimsen gab. Mit den jungen Burschen im Dorfe stand Roland ausgezeichnet; Clotilde bewunderte das Talent, womit er sich in ihren Ton, ihre Sprechweise zu finden wußte. Wenn er spät bis in die Nacht mit den Burschen kneipte, so war sie entzückt, daß Roland einem so schweren Leben noch heitere Augenblicke abgewinnen könne.

„Der liebe Roland hatte aber viel Unglück. Eine Pastorfrau in der Nähe hatte Clotilde, ihre Schulfreundin, bei ihrem letzten Zusammentreffen sehr mager gefunden und ihr einen schönen gebratenen Truthahn geschickt, damit sie sich wieder ein bißchen herausfüttern könne. Clotilde hatte in Abwesenheit Rolands, der mit einigen Burschen auf den Krebsfang gegangen war, ein Stückchen verzehrt und den fast noch vollständigen Braten in einem freilich sehr defecten Speiseschranke im Keller aufbewahrt. Da mußte es zum Unglücke Roland, der ihrer Meinung nach von dem Truthahn kein Sterbenswörtchen wußte, am frühen Morgen einfallen, er wolle seiner Clotilde eine

Freude machen und zu ihrem bevorstehenden Namensfeste den Keller mit grünen Kränzen schmücken. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Clotilde kommt in den Keller. „Wo ist der Truthahn? Er ist fort!“ Roland weiß von Nichts. In der Ecke sitzt Clotildens Lieblingskater, emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Der hat's gethan! Roland schwingt den Hammer und schlägt den Verräther nieder. Clotilde wird von nervöser Aufregung krank, legt sich zu Bett und trinkt Camillenthee. In der Dorfsneipe hatten am Abend einige Freunde Roland's ein fröhliches Gelage bei Krebssuppe, Hasenpfeffer, zu dem der Kater das Material geliefert hatte, und kaltem Truthahn mit Salat. Man ließ Clotilde hoch leben.

„Wenn nun auch Clotilde steif und fest an die Wahrhaftigkeit ihres lieben Roland glaubte, so hatten doch einige Gerüchte über das Gelage in der Dorfsneipe, die ihr zu Ohren kamen, einige Zweifel in ihr argloses Gemüth eingepflanzt. Da der Kater todt war, so concentrirte sie die liebenden Gefühle, welche die Neigung zu Roland ihr übrig ließ, auf eine räudige Amiel, die nur noch die Hälfte ihrer Federn besaß, aber leidlich zahm war und eine Phrase aus ‚Heil Dir im Siegeskranz‘ pfiß, und auf zwei Schaflämmer, welchen sie die Namen Daphnis und Chloë beigelegt hatte und die sie an himmelblauen und rosenrothen Halsbändern spazieren führte. Um ganz in der Rolle zu sein, hatte sie an dem Griffe ihres Sonnenschirmes eine Art Kelle wie an einer Schäferschippe angebracht.

„Sie war zu einer, mehrere Tage dauernden Hochzeit in der Umgegend eingeladen und kam spät Abends nach Hause. Am frühen Morgen rannte sie in den Stall. Nur Chloë meckerte ihr entgegen. Daphnis war verschwunden. Roland hatte Daphnis sofort nach ihrer Abreise dem unerfättlichen Magen geopfert, das Fell verkauft und nur das rosenrothe Halsband übrig gelassen. Clotilde durchstürmte das Schloß mit Angstrufen: ‚Wo ist Daphnis?‘

„Endlich erschien Roland mit kummervoll gefurchter Stirne. ‚Denke Dir, Theure,‘ sagte er, ‚daß Daphnis den Hals gebrochen hat. Sie wollte wahrscheinlich ihrer Herrin nach, sprang über die Mauer und stürzte mit dem Kopfe auf jenen großen Stein, der im Graben liegt. Wir haben das treue Thierchen im Garten unter jenem Strauche von gelben Rosen, die Du so sehr liebst, begraben.‘

„Clotilde ließ ihren Thränen freien Lauf. Als aber Roland, seiner Gewohnheit gemäß, sich zum Frühschoppen entfernt hatte, nahm sie den Spaten und grub an der frisch aufgetragenen Stelle nach, die Roland ihr bezeichnet hatte. Sie fand natürlich Nichts. Ihre Entrüstung war grenzenlos. Es gab eine heftige Scene, in Folge deren Roland seinen Wanderstab weiter setzte und Krokodilschen als Kaiman im Schlosse zurückblieb.

„So, schloß Vater Möschel, „nun ist es gut! Jetzt wollen wir zu Bette gehen, und wenn wir ausgeschlafen und gefrühstückt haben, dann

stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Pfiffig, um Sie auf den Weg nach Dartingen zu führen.“

Am andern Morgen führte Vater Möschel den noch immer träumenden Pfiffig, dem die gestrige Abendunterhaltung einigermaßen das Concept verrückt hatte, auf die Höhe, welcher gegenüber Schloß Dartingen auf einem Hügel lag. Vater Möschel schlug sich seitwärts in die Büsche, nach seinen Pflanzungen zu sehen; Pfiffig wanderte schnurstracks dem Schlosse zu.

Das Dorf, am Fuße des Hügelz in Gärten gelegen, machte einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Die Bauern waren jedenfalls wohlhabend. Die Häuser aus Sparrenwerk drehten ihre Giebel gegen die Dorfstraße, die Miststätten waren besonders gepflegt, und Pfiffig wußte aus den vom Domänenrath empfangenen Lehren, daß die Haltung der Miststätten der Maßstab sei, an dem man die Wohlhabenheit und Sorgsamkeit der Bauern messen könne.

Das Schloß war eine halbe Ruine, die Ringmauer von Epheu und wilhem Hopfen überrankt, der Weg zu dem eingestürzten Thore vernachlässigt. Pfiffig trat ein. Innerhalb der Ringmauer einige wohlgepflegte Gartenbeete mit Blumen und Rosenbüschen. Nirgends ein lebendes Wesen. An den Mauern des Hauses rankten sich Schlingrosen und canadische Reben empor. Hier und da ein Fenster, dessen Läden im Winde schaukelten, mit blinden oder zerbrochenen Scheiben. Eine offene Thüre, über welcher ein mächtiges Wappenschild hervortrat, führte in eine weite Halle, die als Capelle gebient haben mochte, denn an der einen Breitseite war eine Orgel angebracht, von welcher aber nur noch einige, aus ihrer Stelle gerückte Holzpfeifen übrig waren. Die werthvolleren Metallpfeifen waren verschwunden. Roland hatte ihnen den Weg zum Tröbder gezeigt. An der einen Schmalseite ein ungeheures Ramin, in welchem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, ebenfalls mit mächtigem, in Stein gemeißeltem Wappenschilde.

Pfiffig fühlte sich seltsam bewegt. Er war in der Verehrung von hohen und höchsten Herrschaften aufgezogen. Schauernd betrachtete er den Zerfall eines früheren Glanzes.

Er trat durch eine Thüre unter der Orgel in einen weiten, mit Marmorfliesen gepflasterten Raum, aus welchem eine schön gewundene Doppeltreppe mit massiven, steinernen Brüstungen nach oben führte. An den Pfosten der Treppen waren dieselben Wappenschilde angebracht. Er hatte noch nie eine solche Treppe gesehen. Im gräßlichen Schlosse zu Moßheim gab es nichts Aehnliches.

Während er auch hier staunend betrachtete, klapperte ein ärmlich gekleidetes, altes Mütterchen auf Holzpantoffeln die Treppe herab. Er trat ihr entgegen, „Fräulein von Dartingen?“ fragte er. „Oben in

ihrem Zimmer sind das gnädige Fräulein. Gehen Sie nur hinauf! Ich muß schnell fort!“ Damit huschte die Alte hinaus.

Pfiffig stieg auf den oberen Flur, von dem lange Corridore sich nach beiden Seiten erstreckten. Er scharfte, hustete — nur das dumpfe Echo der Corridore antwortete. Er glaubte, leises Wimmern und Schluchzen zu hören. Er schlich näher, bis zu einer Thüre, wo die Töne deutlicher wurden. Er klopfte an — keine Antwort. Er klinkte leise die Thüre auf.

Clotilde lag in einem weißen, stark fleckigen, schlafrockähnlichen Gewande, dessen Garnirung einst rosenroth gewesen, jetzt aber vergilbt war, mit aufgelöstem Haar über ein zerklüftenes Ruhebett hingegossen, mit ihrem Leibe einen Gegenstand verdeckend, den sie leidenschaftlich umarmte. Pfiffig machte eine heftige Bewegung. Clotilde richtete sich auf. Ein häßlicher brauner Röter lag auf dem Ruhebette mit aus dem Rachen hervorchängender Zunge, wie es schien, in den letzten Zügen. Clotilde schluchzte und weinte, die herabrinneuden Thränen hatten tiefe Rinnen in die Schminke ihrer Wangen gesurcht. Sie schien Pfiffig in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön, wenn er gleich sich unwillkürlich des klassischen Distichons von König Ludwig I. erinnerte:

O wie schön ist's in Rom! Doch Rom ist nicht Rom, wenn es regnet;
Gleich wie ein Weib, wenn es weint, selbst die Schönheit verliert.

„Entschuldigen Sie,“ stammelte Pfiffig. Aber er konnte nicht weiter fortfahren. Mit einem Sprunge warf sich Clotilde ihm entgegen. „Sie Engel in der Noth! Helfen Sie! Retten Sie! Pollak stirbt!“ — „Wer stirbt?“ fragte Pfiffig, scheu um sich blickend. „Pollak! Sehen Sie nicht? Pollak!“ schrie Clotilde, ihn zum Ruhebett reißend.

In diesem Augenblicke und ehe noch Pfiffig seiner fünf Sinne mächtig geworden war, trat die Alte keuchend herein, eine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit in der Hand. „Das hat mir der Hans Jörg gegeben,“ sagte sie, „das sei gut für alles Gebreite bei Menschen und Vieh!“ Clotilde riß ihr die Flasche aus der Hand. „Geschwind! Geschwind! Halten Sie ihm den Kopf!“ Sie goß dem Hunde das Mittel ein. Dieser erbrach sofort große Mengen eines grasgrünen, fetten Breies, der sich über das Ruhebett ergoß. „Gott sei Dank! Er ist gerettet! Wie kann ich Ihnen danken? Aber er zittert! Geschwind, Anna, einen warmen Krug!“ Die Alte trippelte fort. „Bitte, holen Sie den Krug, Pollak stirbt sonst vor Kälte! Eine Decke!“ Sie wickelte den Hund ein. „Bitte den Krug!“ O Gott! Welcher Fieberfrost! Stirb nicht, lieber Pollak, stirb nicht! O Himmel! Arsenik! Spangrün! Der Krug!“

Sie schob Pfiffig zur Thüre hinaus, und dieser stürzte der Alten nach, die im Erdgeschoß in einer großen Küche verschwunden war.

„Ach Du mein Herr Jesuschen,“ seufzte die Alte, „wenn es nur Dein Wille wäre, daß der Pollak davon käme! Ohne das Hundevieh kann ja

mein gnädiges Fräulein nicht leben! Was sie an ihm hat, weiß ich nicht; aber sie wird gewiß verrückt, wenn er ihr krepirt.“

„Was ist es denn mit dem Räter?“ fragte Pfiffig.

„Ach, sehen Sie, mein liebes Herrchen, das gnädige Fräulein wollte die alten Gartenbänke mit grüner Oelfarbe anstreichen, die ihr Herr Philipp geschenkt hatte. Während sie nun nach einer Schürze suchte, hat sich der Pollak über die Farbe hergemacht und sie gefressen. Da hat er sich wohl vergiftet. Ich habe schnell beim Hans Jörg, der sich auf Hunde versteht, etwas geholt. Aber jetzt bitte ich schön“, sagte sie, indem sie Pfiffig einen großen, mit kochendem Wasser gefüllten Steinkrug in die Arme schob, „bringen Sie das hinauf! Der Schreck ist mir so in meine alten Glieder gefahren, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ach Gott!“ seufzte die Alte, in Thränen ausbrechend, „Ach Gott, das Fräulein! Ach Gott, der Pollak!“

Pfiffig trug den Krug, der unerträglich heiß war, eilig hinauf. Der Hund zitterte noch immer am ganzen Leibe, Alles war mit grüner Farbe und brauner Flüssigkeit übergossen, das Ruhebett und Clotildens Schlafrock schillerten in allen Farben. Von Thränen überströmt ergriff Clotilde unter krampfhaftem Schluchzen den Krug und schob ihn unter den Bauch des Hundes. Kaum aber fühlte dieser die kochende Hitze, als er wie rasend aufsprang, mit entsetzlichem Angstgeheul ein paar Mal in die leere Luft hinein schnappte und durch die geöffnete Thüre mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanze Reißaus nahm. Wie ein Wirbelwind fuhr Clotilde, Pollak! Pollak! rufend, hinter ihm drein, die Treppe hinab. Ehe Pfiffig noch sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, waren Hund und Herrin seinen Augen entschwunden. Pfiffig nahm seine Mütze, rannte die Alte fast um, die noch immer weinend die Treppe hinauf zu steigen sich bemühte, und stürmte den Fliehenden nach. Er sah nur noch von der Höhe der Ringmauer aus einen weißen Schemen in dem Walde verschwinden.

Pfiffig kehrte nach dem Forsthaufe zurück und ärgerte sich beim Mittagessen über die beiden Möchel, Vater und Sohn, die sich vor Lachen ausschütten wollten über die Geschichte seines Besuches, welche er nothgedrungen beichten mußte. Pfiffig fand eine solche Herzensgüte in dem Benehmen des Fräuleins von Dartingen, daß er nicht umhin konnte, seiner vollen Anerkennung in begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Er lehnte Nachmittags eine Aufforderung zum Besuche eines Nachbarn unter dem Vorwande ab, daß er noch Einiges für das bevorstehende Maturitätsexamen nachzuholen habe, und ging allein in den Wald, wo er emsig nach Pollak und seiner Herrin ohne Erfolg suchte.

Am andern Morgen machte er sich auf den Weg nach Dartingen. Im Garten angelangt, wurde er auf das Angenehmste durch Clotilde überrascht, die ihm in reizender Morgentoilette, den großen Rembrandthut fest auf die Seite gestülpt, mit dem gewinnendsten Lächeln ent-

gegentrat. - Ihre Haut war weiß, wie ihr Kleid, ihre gestern so gerunzelten Wangen glatt und schön roth geschminkt, die Augen durch schwarze Untermahlung vergrößert, das Haar in zierliche Lösschen gekräuselt. Eine dunkelrothe Rose auf der linken Achsel und ein Sträußchen von gelben Rosen an der vollen Brust erhöhte den Reiz ihrer geschmackvollen und doch einfachen Toilette. Sie erhob sich von einer Bank, vor welcher Pollak, sauber gewaschen und gekämmt, auf einem Kissen mit verblichener Stiderei lag.

Clotilde erschöpfte sich in blumenreichen Nebensarten und Dankfugungen. Erst nachdem sie einen ganzen Schwall über den „großmüthigen Retter ihres Liebling's“ ergossen hatte, lud sie den sehr hölzern dastehenden Pfiffig ein, Platz neben ihr auf der Bank zu nehmen, und fragte ihn in discreter Weise über seine Lebensverhältnisse aus. Der gute Pfiffig, der bis dahin nur einigermaßen unbeholfene und einzig mit ihren natürlichen Reizen geschmückte Mädchen kennen gelernt hatte, wurde nach und nach warm und zutraulich, erzählte von seinen bisherigen Lebensschicksalen, von den Aussichten, die er habe, und suchte, wie von einem elektrischen Funken getroffen, als Clotildchen im Feuer der Unterhaltung einmal seine Hand ergriff und warm drückte. „Es wäre herrlich, sagte sie, wenn Sie einmal Pfarrer in Dartingen werden könnten! Wie würde ich mich freuen, denn mein Herz sagt mir, daß Sie es gut mit mir meinen, mit mir und meinem Pollak, der Dank Ihrer Hingebung jetzt zwar wieder hergestellt, aber noch sehr ermüdet ist. Gönnen wir dem lieben Thierchen die Ruhe!“

Es wurde für den Nachmittag ein Stellbischein im Walde verabredet an einem stillen, lauschigen Plätzchen, wie Clotilde versicherte, wohin sie sich oft begeben, um in Tiedge's Urania oder in Matthiffon's Elegieen zu lesen, denn diese seien die Dichter, welche ihr am meisten zusagten.

Pfiffig stellte sich zum Rendezvous ein und kehrte am Abend in das Forsthaus als Verlobter zurück. Er konnte sein Glück den beiden Möschel nicht verhehlen. „Gm!“ sagte Vater Möschel, „wie alt sind Sie? Achtzehn? Clotilde geht stark in den Dreißigen, aber ihr Herz ist immer noch jung. Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Pfiffig. Wir Beide, Heinrich und ich, geben Ihnen unser Ehrenwort, daß wir Niemand weiter Etwas von Ihrer Verlobung sagen. Thun Sie auch so, wenn ich Ihnen rathen kann. Erinnern Sie sich des Versleins:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen so heiß,
Als heimlich stille Liebe,
Von der Niemand Nichts weiß.

Sie werden noch manches Köhlchens auf Ihre Liebespfeife bedürfen, um sie brennend zu erhalten. Und nun schlafen Sie wohl! Sie werden es wohl thun können, denn heute Nacht scheint der Mond nicht.“

Als die beiden jungen Leute an Pfiffigs Thür angelangt waren, sagte

der Sohn Möchel: „Gute Nacht, Piffig. Es ist doch recht hübsch von Dir, daß Du das Deinige gethan hast, um Clotildechen wieder zum Krokodilschen zu machen, nachdem sie so lange Raiman war.“

Es folgten einige selige Tage. Piffig schwärmte in dem Hochgefühl seiner ersten Liebe. Er fand Alles schön in dem verwitterten Schlosse, die dreibeinigen Stühle, die wackeligen Tische, die zerrissenen Tapeten, deren Fäden an den Wänden herabhingen, die blinden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben, die halb ausgehängten Fensterladen, die leeren Säle, durch welche der Wind strich — er suchte sogar Pollak eine liebenswürdige Seite abzugewinnen, obgleich dieser stets gegen ihn knurrte und ihm nach der Hand schnappte. Clotilde war so liebevoll, so zärtlich! Er bewunderte ihre hochfliegende Phantasie, war entzückt von ihrer Naivetät und lauschte athemlos ihren Erzählungen, in welchen ihre Ahnen, die Freiherren von Dartingen und die Grafen von Mirabord eine vorragende Rolle spielten. Er träumte sich als zukünftigen Schlossherr von Dartingen. Einige Grafen von Mirabord waren verschollen, der eine in Canada, der andere in Pondichery. Er zweifelte nicht, daß aus Amerika oder Indien eines Tages die Nachricht von einer unermeslich reichen Erbschaft für seine Clotilde anlangen werde, daß diese ihm dann ihr Hand reichen, daß sie Beide das Schloß in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen und Clotilde durch ihre Verbindungen bei Hofe ihn adeln lassen werde. Freiherr Piffig von Dartingen!

Die rauhe Wirklichkeit griff störend in diese Träume und das ganze seltsame Zusammenleben ein. Die Ferien endeten; es mußte geschieden sein. Clotilde hatte ihm bis dahin nur erlaubt, ihre Hand zu küssen. „Es schide sich nicht für ein Freifräulein,“ sagte sie, „sich auf den Mund küssen zu lassen, wie eine Bürgerliche; selbst in der Ueberwallung der Gefühle müsse der Adel seine Würde zu wahren wissen.“ Nur bei dem Abschiede erlaubte sie einen Kuß, rannte aber dann die Hände ringend davon, und als Piffig mit kaum verhaltenen Thränen den Schloßhügel hinabschritt, sah er Clotilde in einem hohen Thurmfenster, mit einem rothen Umschlagtuche ihm Lebemohl winkend.

Die Schulkameraden erkannten ihren lustigen heiteren Piffig nicht wieder. Er nahm einen Umweg, um nicht bei Landrichters Minchen Fensterparade machen zu müssen; statt draußen herumzuschweifen oder die Kneipe zu besuchen, schloß er sich auf seine Stube ein, um die Briefe zu lesen, welche Clotilde ihm schrieb und die er mit nicht minder langen Episteln beantwortete. „Piffig ocht schauderhaft,“ sagten die Kameraden und ließen ihn in Ruhe.

So kamen die Tage des Maturitäts-Examens heran. Piffig bestand es glücklich, wie alle andern Candidaten und wie es an dem Gymnasium feststehender Brauch war, aber die Kameraden wunderten sich doch, daß er, trotz des vielen Döhsens, nur mit knapper Noth durchkam. Die Lehrer

schrieben seine zuweilen recht verkehrten Antworten auf Rechnung des allzu angestregten Studiums; und da er zugleich abgefallen und hohläugig aussah, so gaben sie ihm den Rath, sich zu Hause zu erholen und bis zum Beginn des Universitätsstudiums keine Bücher mehr anzusehen. Das thaten die Kameraden Pfiffigs ebenfalls, auch ohne Empfehlung. Die Meisten vertrödelten sogar unmittelbar ihre Classiker, denen sie für immer Lebewohl sagten, an einen Antiquar und bestritten damit die Kosten eines solennen Commerces.

Pfiffig fand zu Hause in Mockheim manche Veränderungen, die sich langsam vollzogen hatten, auf die er aber jetzt erst nach längerer Abwesenheit aufmerksam wurde. Bei seinem Vater bereitete sich eine Gehirnweichung vor. Zwar arbeitete er noch immer an seiner Drehbank und inspicirte noch immer die Feuersprizen, aber seine Zunge war schwerfällig geworden, und er hatte offenbar Mühe, seine Gedanken zu concentriren und ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Mutter war noch immer rüstig und überall im Hause thätig, aber sie hatte sich fast ganz dem Narren gewidmet und überließ die Oberleitung des Haushaltes und der Küche ihrer Tochter Luise, die den schweren Kummer des Verlustes ihres Verlobten erlitten und sich aus der gräßlichen Hofhaltung zurückgezogen hatte. Der Verlobte war, nach achtjähriger treuer Liebe und als sich Luise schon am Ziele ihrer Wünsche glaubte, als Reserve-Offizier eingezogen worden und nicht auf heroische Weise, sondern an der Ruhr in Holstein gestorben. Luise hatte den Verlobten innig betrauert, aber es schien Pfiffig, als ob die Tröstung nicht ferne sei. Vater Pfiffig hatte sich, da ihm das Predigen schwer fiel, einen Candidaten zur Aushülfe erbeten, und es hatte sich getroffen, daß der junge Mann, ein seltener Fall! ein noch freies Herz besaß. Es ist immerhin ein Verdienst, ein weibliches, in Trauer versunkenes Wesen zu trösten, und dem Candidaten wurde dies um so leichter, als er es gewissermaßen als seine Pflicht ansah, nicht nur bei der Gemeinde, sondern auch in der Familie seines Pfarrherren als Helfer sich zu bethätigen. Zudem hatte der Candidat an dem Domänenrathe nicht dieselbe Stütze, wie Vater Pfiffig sie gehabt hatte. Er war aus der neueren theologischen Richtung hervorgegangen, hatte einige Jahre, nach Vollendung seiner Universitätsstudien, im Seminar zugebracht und zeigte eine entschiedene Abneigung gegen Naturwissenschaften und Landwirthschaft, welche des Domänenrathes ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Der Candidat hatte also wenige Berührungspunkte mit dem trefflichen Manne, zumal dieser auch seine Predigten lang und langweilig fand und ihn schon mehrmals in seiner berben Weise wegen der in der Gemeinde zunehmenden Kopfhängerei zur Rebe gestellt hatte. Auch gefiel es dem Domänenrathe nicht, daß der Candidat von seinen antisemitischen Ansichten kein Gehl hatte und so die Spaltung zwischen den zahlreichen Juden Mockheims und den christlichen Bauern noch vergrößerte.

Aber der Domänenrath konnte auch nicht mehr, wie er gerne wollte. Er litt an häufigen Gichtanfällen, humpelte an einer Krücke umher, konnte nicht mehr zu Pferde steigen und mußte die Puppe, die früher nur Morgens diente, oft auch Tags über an den Schreibtisch rücken, während er mit verbundenem Fuße im Lehnstuhle saß. Der Domänenrath bäumte sich zwar gegen diese, ihm aufgezwungene Unthätigkeit auf, wie ein störriges Roß; aber das Podagra war stärker als er, trotz alles Welterns und Fluchens. Er hatte sich von Hohenheim einen dort ausgebildeten Dekonomen zur Aushilfe kommen lassen, der es ihm aber in keinem Stücke recht machen konnte. „Mist!“ schrie der Domänenrath, „Phosphate und Nitrate“, antwortete der Hohenheimer, und oft erhigten sie sich über künstlichen und natürlichen Dünger dermaßen, daß der Domänenrath einen heftigen Anfall bekam und den Doctor mußte holen lassen, während der Hohenheimer mit seinen übermäßig langen Armen gesticulirend in den Wald hinein lief und den Bäumen sein Leid klagte, daß er mit einem solchen „alten Rindvieh“ ackern müsse. Nach schlafloser Nacht that es dann dem Domänenrath doch leid, daß er den jungen Menschen so härbeißig angeschauzt habe; er ließ ihn rufen und sagte, sich das Bein reibend: „Ich bin gestern Abend etwas heftig gewesen — die verfluchte Gicht! Lassen Sie in's Teufels Namen zwanzig Säcke von Ihrem Stintzeug kommen und verbrennen Sie damit einige Morgen Weizen — ich will es darauf ankommen lassen!“

Der Besuch Pfiffigs that dem Domänenrathe wohl. Er ordnete mit seiner Beihülfe seine Sammlungen auf's Neue, debattirte mit ihm über den Nutzen der Eulen, der Fledermäuse, der Maulwürfe, der Kröten und sogar der Füchse, die er, entgegen dem Urtheile seiner früheren Jagdgenossen, für sehr nützliche Thiere hielt, weil sie fast ausschließlich von Mäusen lebten; und wenn ihm der Hohenheimer Assistent die Galle aufgeregt hatte, so wirkte ein Gespräch mit Pfiffig etwa in gleicher Weise auf ihn, wie ein niederschlagendes Pulver. Pfiffig befand sich ebenso behaglich bei dem Domänenrathe, wie bei seinen alten Freunden unter den Juden, die ihm ihre treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihm aber doch zuweilen durch ihre Neugierde lästig fielen. Mit ihrer hoch entwickelten Findigkeit und Combinationsfähigkeit hatten sie bald herausgebracht, daß Pfiffig sein Herz an irgend ein weibliches Wesen verloren haben müsse, aber allen weiteren Kreuz- und Querfragen gegenüber war der angehende Student der Theologie stumm wie ein Fisch. „Er macht sich nichts wissen,“ sagten sie; „er wird schon kommen, wenn er uns nöthig hat.“

Der Candidat, der schon als zukünftiger Schwager Pfiffigs sich berufen glaubte, diesen auf die Wege des Heils zu geleiten, sah die langen Besuche beim Domänenrath, dem er als erklärtem Rezer nicht grün war, und bei den Juden sehr ungerne und gab sich alle erdenkliche Mühe, aus Pfiffig den alten Adam auszutreiben. Er war von dem Kulturkampfe,

der gerade ausgebrochen war und in hellen Flammen loderte, ganz erfüllt, hielt lange Neben über die Geistesbefreiung des deutschen Volkes und über die Pflicht eines jeden Wohlgefinnten, sich durch Buße und Gebet zu der neuen Aera vorzubereiten, welche nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Christenheit hereinbrechen. Aber je heftiger er seine Theesen verfolgte, desto weniger fand er bei Pfiffig geneigtes Gehör.

Dieser war sehr unerquicklich angemuthet. Er erhielt von der Geliebten lange Briefe, wahre Broschüren, aus deren Gefühlschwall sich immer als Kern die Aufforderung herauschälen ließ, er möge seinen Eltern reinen Wein einschenken und seiner geliebten Clotilde die Möglichkeit verschaffen, sich mit diesen und seiner Schwester in nähere Verbindung zu setzen. Sie schrieb, sie möchte ihr Glück gern in alle Welt hinaus schreien, und sie begreife nicht, warum ihr Geliebter nicht das gleiche Bedürfnis fühle. Pfiffig wußte sich selbst nicht genügende Rechenschaft darüber zu geben, warum er das süße Geheimniß in seinem Innern verschließe; aber so oft er mit seiner Mutter davon reden wollte, verschloß ihm eine unerklärliche Echeu den Mund. Dem Domänenrath und seinen jüdischen Freunden gegenüber hielt er sich aus guten Gründen auf der Reserve. Er wußte sehr wohl, daß Ersterer sagen würde: „Dummes Zeug! Lern' erst Dein Christenthum, weil Du es denn doch einmal lernen sollst!“ Die semitischen Freunde aber kannte er zu gut, um zu wissen, daß sie ihm, besonders aus schwerwiegenden, finanziellen Gründen, den Rath geben würden, sobald als möglich seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er auch einige Haare dabei lassen müßte. „Fort mit Schaden,“ würde Moses gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schafe, den ich nicht heben kann? Ist das ein Geschäft?“

Das Studium der Theologie, das er nach den Ferien beginnen sollte, lag dem guten Pfiffig wie ein Alp auf der Brust. Er hatte mehrmals bei seiner Mutter angeklopft, um zu erfahren, was diese zu einer Berufsänderung sagen würde, die Antwort war aber wenig tröstlich ausgefallen. Der Candidat hatte zu großen Einfluß auf das Gemüth der Frau Pfarrerin gewonnen. Ohne direct gegen Pfiffigs Pläne zu reagiren, hatte er so viel von der hohen Mission des Geistlichen, von dem christlichen Lebenswandel, zu welchem derselbe vor allen Andern berufen und auserwählt sei, gesprochen, daß Pfiffig sehr wohl einsah, es würde seiner Mutter das Herz brechen, wenn er umfatten wollte.

Pfiffig war sehr unglücklich. Er wußte kaum, wo Zeit und Muße hernehmen, um die Briefe seiner geliebten Clotilde zu beantworten. Der Candidat hatte nach kurzem Zetern seine Vatterieen geändert. Er verfolgte den zukünftigen Schwager förmlich mit Liebe und Zärtlichkeit. Kaum hatte sich Pfiffig auf seine Stube zurückgezogen, so trat der Candidat ein, verwickelte ihn in lange Gespräche über seinen Studienplan, oder bat ihn um seine Meinung

über eine Predigt, die er ihm vorlas. War der Candidat beschäftigt, so kam Schwester Luise, um ihr Herz auszusüßten, oder die Mutter, um nach seiner Ausstattung zu sehen. Flüchtete sich Piffig aus dem Hause in den Wald, um dort seine Correspondenz aufzunehmen, so war ihm der Candidat schon auf dem Nacken, noch ehe er eine Zeile zu Papier gebracht hatte. Und als Piffig das Suchen nach Raupen, Schmetterlingen und Käfern zum Vorwande für seine häufigen und langen Excursionen in den Wald nahm, da schien der Candidat sich plötzlich auch für diese Geschöpfe zu interessieren, wenn er auch noch Zweifel darüber hegte, ob sie von dem Herrn des Weltalls oder von dem Verderber der Schöpfung erschaffen seien.

So verfloßen die Tage und Wochen der Ferien in ungemüthlichster Weise, und Piffig war froh, als ihr Ende herannahte. Aber unterdessen war auch sein Widerstand erlahmt. Es ging ihm wie dem Hans von Ragenfingen:

Erst ward um aller seiner Sünden Menge,
Um jede einzeln dann zu Muth ihm kläglich!
Der Pastor triumphirte ganz unsäglich!

Als die Stunde der Abreise geschlagen hatte, war Piffig vollständig überzeugt, daß er sein Seelenheil nur in dem gläubigen Studium der Theologie finden könne. Mit dem Behagen eines verzweifelden Entschlusses gab er dem Candidaten das Ehrenwort, sofort nach seiner Immatriculation in die Verbindung „Wingolf“ einzutreten, an deren Senioren ihm der Candidat einige Empfehlungen mitgab. Der Abschiedsbesuch bei dem Domänenrath hätte ihn freilich fast wankend gemacht. „Du weißt,“ sagte der alte Herr, „daß ich von den Schnurrpfeifereien der ‚Mappenbuben‘, wie sie der selige Fürst nannte, von den Maskeraden mit Cereviskappen und bunten Bändern, mit Schlägern und Kanonenstiefeln nicht viel halte, ja, daß sie mir in der Seele zuwider sind. Aber die Kopfhänger, Ducker und Mucker sind mir noch widerwärtiger. Nun meine ich gerade nicht, daß der Pedell Wagner Recht gehabt habe, als er einen Studenten dahin designirte: ‚Das ist ein junger Mann, der sich meinetwegen manchmal besäuft‘; aber ich bin der Meinung des Oberförsters von Eschwege, der seinem Sohne schrieb: Von einem Studenten habe ich die Idee: Morgens in's Colleg, Nachmittags in den Wald und Abends in die Kneipe für ein oder zwei Schoppen.“ Also, wenn Du den gelehrten Krimskrams dann doch einmal hinunter würgen mußt, so schlude ihn tapfer ein, sieh' zu, daß er Dir den Appetit zum Mittagessen nicht verdirbt und spüle ihn Abends hinunter, aber mit Maß, damit Du den Kopf oben behältst, der Dir ohnehin ganz wirr werden muß von den theologischen Spitzfindigkeiten. Lebe wohl, Junge, und behalte mich in gutem Andenken, wenigstens so lange, als die paar Goldsüchse dauern, die ich Dir mit auf den Weg gebe.“ Piffig wollte gerührt danken, aber der Domänenrath winkte ihm ab. „Geh' nur,“ sagte er, „in diesem Händedruck liegt

Alles, was ich für Dich fühle!“ und dabei ließ er ihm eine Rolle in die Hand gleiten.

„Herr Pfiffig,“ sagte Moses beim Abschiede, „der Gott Israels geleite Sie auf Ihren Wegen! Wenn dieselben aber sollten führen in die Kreuzgasse, so wissen Sie, daß dort der Lobb Jzig wohnt. Er handelt zwar mit alten Kleidern, aber er ist ein gemachter Mann, und wir haben ihn wissen lassen, was er zu thun hat. Er ist ein braver Mann, und er kennt den Moses von Moßheim, und der Moses kennt ihn. Wenn Sie Etwas brauchen, gehen Sie zu ihm. Er ist ein kluger Mann, und er kann Ihnen sagen, wo Bartel den Most holt, wenn Ihre Professoren es Ihnen nicht können sagen. Mehr brauche ich Ihnen nicht, zu sagen.“

Einige Commilitonen, von dem Candidaten bereits benachrichtigt, nahmen den „Fuchs“ gleich bei der Ankunft in Empfang und geleiteten ihn in eine christliche Familie, wo er für theures Geld eine erbärmliche Stube und eine magere Kost, dafür aber viel Frömmigkeit und gottselige Tischgespräche fand. Der Hausvater war ein magerer, im Dienste des Herrn ergrauter Mann, mit langen, straffen, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar, in dessen tiefliegenden Augen zuweilen ein unheimliches Feuer aufloberte. Er trug einen langen Rock mit enormen Taschen, wahren Speichern für Tractätlein und wohlgesinnte Zeitungen, betete beim Morgenkaffee, beim Mittagstische und beim Abendessen vor und leitete an den Abenden, wo er sich nicht in Versammlungen oder Comitöfungen der Heilsarmee begeben mußte, die häuslichen Andachten, bei welchen die ältere Tochter mit schriller Stimme vorsang. Die Hausmutter war meistens mit der Wirthschaft so sehr beschäftigt, daß sie kaum Zeit fand, ihre Hände zu falten, die sie stets an einer unsauberen Schürze abtrocknete. Einer von den Söhnen war leider! von den Wegen der Tugend, die ihm der Vater zuweilen mit dem Stöcke wies, gänzlich abgewichen und schon ein vollendeter Taugenichts, wie sein Erzeuger versicherte, obgleich er noch in Quarta über lateinischen Wörtern und Satzbildungen schwitzte. Seine Kameraden versicherten, er sei der beste Spielgenosse, stets heiter auf der Straße, in Feld und Wald; aber sobald er sich dem Hause seiner Eltern näherte, komme eine furchtbare Langeweile über ihn, die erst weiche, wenn er der Thüre wieder den Rücken kehre. „Ich will sehen,“ sagte der Junge mit kindlicher Offenheit zu Pfiffig, „ich will sehen, wie lange Du es bei uns aushältst! Du siehst mir nicht danach aus, als ob es Dir hier gefallen könne. Oder bist Du auch einer von den Calfactern, die dem Papa gleich hinterbringen, was ich thue oder nicht thue?“

Solcher Empfang heimelte den guten Pfiffig um so weniger an, als er bald merkte, daß er auf Schritt und Tritt überwacht sei. Doch kam ihm diese Erkenntniß nur nach und nach; erst nach einiger Zeit verstand er den Sinn mancher Auspielungen, die der Herr Secretär, wie der Hausvater genannt wurde, in seinen erbaulichen Reden machte.

Als er sich zu verschiedenen Collegien meldete, merkte er bald, daß in der Facultät selbst nicht Alles im Einklang war. Der Decan, in dessen Hände er sein Gelöbniß ablegte, war trotz der hohen Würde eines Superintendents, die er bekleidete, ein jovialer alter Herr, rationalistisch angehaucht und aller Kopfhängerei abhold. Er sah seine theologischen Collegien nur in den Facultätsfikungen, trank seinen Schoppen und rauchte seine Pfeife im Club mit Medicinern und Juristen, ließ Gott einen guten Mann sein und erzürnte sich nur, wenn die Candidaten ihm Probepredigten brachten, in welchen, wie er zu sagen pflegte, zeitliche Ehre und ewige Verdammniß zusammengekuppelt und der Teufel zum Schrecken für Frauen und Jungfrauen an die Wand gemalt war. „Ihre Predigt ist ganz nett für einen Anfänger,“ hatte er einem Candidaten bei Zurückgabe seines über und über von ihm mit schwarzen Strichen gespickten Manuscriptes gesagt, „aber wenn es Ihnen nichts verschlägt, so wollen wir, das schwarze Kerlchen herausstreichen!“ Die Predigt hatte freilich durch das Wegstreichen des Teufels alles Salz verloren.

„Herr Pflügg von Mockheim?“ hatte der Decan gesagt, indem er seinem jungen Freunde derb auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Ich bin immer gern auf Kirchenvisitation nach Mockheim gegangen! Wir haben recht vergnügte Stunden dort verlebt! Grüßen Sie mir bestens Ihren Herrn Vater und den Herrn Domänenrath. Ein ausgezeichnete Landwirth, nicht wahr? Er hat in Frankreich gelernt, wie man Kapaunen und Indians mästet. „Ja,“ sagte der Decan, mit der Zunge schnalzend, „grüßen Sie mir die beiden würdigen Herrn recht sehr und lassen Sie es sich wohl sein bei uns! A propos! Wo wohnen Sie denn? Bei Herrn Secretär Meyer? Da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen! Wenn Sie sich bei dem gehörig beschlagen lassen, dann werden Sie auf der Himmelsleiter nicht ausgleiten!“

Ganz anders war der Empfang bei Sr. Ehrwürden, dem Professor der alttestamentlichen Exegese und Universitätsprediger, Consistorialrath Pfannkuchen. „Ich habe mit Freuden vernommen,“ sagte dieser, „daß Sie sich unserem kleinen, aber opferwilligen Häuflein angeschlossen haben. Fahren Sie fort, sich zu festigen im Glauben, der uns vor Allem Noth thut! Ich bete zum Herrn, daß seine starke Hand Sie zurückhalten möge von den Versuchungen dieser eiteln Welt. Der Herr hat Sie vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, um in den vordersten Reihen der Glaubensstreiter zu kämpfen gegen den Hochmuth seiner Verleugner, gegen die Maßlosigkeit der Materialisten, die sich auf eine nichtige Wissenschaft stützen und die ewigen Wahrheiten nicht erkennen wollen, die Er durch den Mund der Propheten verkündet hat. Ich weiß, daß Sie sich früher auch zu solchen Bestrebungen haben mitreißen lassen, daß Sie aber das Blendwerk des Bösen abgeschüttelt und ihm den Rücken gekehrt haben. Der Herr segne

Ihren Eingang in den Tempel, und sein Antlitz leuchtete über Ihnen in der Stunde der Versuchung.“

Dem guten Pfiffig wirbelte der Kopf, und je weiter er sich in das Studium der Theologie versenkte, je eifriger er an den Andachtsübungen und frommen Gesprächen Antheil nahm, in die seine Hausgenossenschaft und die Debatten des Wingolf ihn verstrickten, desto stärker wurden die Nebel, welche in seinem Hirne aufstiegen. Einmal faßte er sich ein Herz und klagte dem Decan, der ihn stets wohlwollend aufgenommen hatte, seine Noth. „Freundchen,“ sagte der Decan, mitleidig lächelnd, „was soll ich Ihnen sagen? Es giebt ein altes Sprichwort: Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Sie sind unter den Wölfen — heulen Sie mit, so lange Sie können, wenn Sie Ihren Weg machen wollen! Sie sehen mich an, als wollten Sie fragen, warum ich nicht auch mitheule? Ich habe meinen Weg gemacht, habe es also, Gott sei Dank, nicht nöthig!“

Pfiffig fand diese Antwort des Decans wenig tröstlich — um so weniger, als er sich in einer verzweifelten Gemüthslage befand. Clotilde bestürmte ihn mit Briefen und unglaublichen Aufträgen, die ihn bald zu einem ständigen Kunden der Parfümerieläden und Modegeschäfte der kleinen Universitätsstadt machten. Man munkelte darüber im Wingolf, und die Senioren desselben begannen schon zu berathen, ob es nicht am Platze sei, ihm eine Verwarnung zu geben. Der Herr Secretär machte bei den Abendgebeten stets deutlicher werdende Anspielungen, sprach von „Fallstricken der Tugend“ und „Abgründen des gottgefälligen Lebenswandels“ und deutete vorjorgend an, er werde gezwungen sein, Ehrwürden über die Kläude zu berichten, welche eines seiner Schafe zu befallen drohe.

Pfiffig hätte diese Sticheleien vielleicht mit stoischem Gleichmuth ertragen, wenn er nicht mit Bedauern bemerkt hätte, daß seine finanziellen Verhältnisse auf stark geneigter Ebene abwärts glitten. Die Pension war theuer und schlecht; der Wingolf kostete, trotz des asketischen Lebenswandels der Genossen, fast mehr Geld als ein fröhliches Kneipleben. Der Secretär sammelte bald für diesen, bald für jenen frommen Zweck, und da man wußte, daß Pfiffig von dem Grafen unterstützt wurde, also über einen, in den Augen der übrigen Genossen bedeutenden Wechsel zu verfügen hatte, so wurde er ausgiebig in Anspruch genommen. Die Goldfische des Domänenrathes flogen um die Wette für die Ansprüche der frommen Gemeinde und für die Besorgung der Aufträge Clotildens auf Nimmerwiedersehen aus. Pfiffig hatte sogar eine Mantille „auf Pump“ nehmen müssen, und die Putzmacherin, welche dieselbe geliefert hatte, drohte mit Klage. Ein Wingolfbruder bei einer Putzmacherin verschuldet! Un-erhört! Welcher Scandal in der frommen Gemeinde! Welcher Jammer im elterlichen Hause!

Da ging Pfiffig zu Löß Jzig. Einem Wingolfbruder, dem er an der

Thüre des kleinen Ladens begegnete, sagte er, er wolle einen alten Flaus kaufen, um seinen noch ziemlich neuen Rock zu schonen. „Ein Wingolf,“ sagte der Freund, „kauft bei keinem Juden!“ — „Kannst Du mir einen Christen nennen, der mit alten Kleidern handelt?“ fragte Pfiffig. Der Wingolf schüttelte den Kopf, spuckte aus und ging weiter. Pfiffig trat in den Laden.

Es sah darin nicht sehr einladend aus. Ein alter Mann in schmutzigem Rocke, mit einer vergriffenen Sammtmütze auf dem Kopfe, hantirte zwischen alten Kleidern und Geräthen aller Art. Kaum, daß Pfiffig in dem Halbdunkel des Gewölbes die Umrisse seiner Gestalt erkennen konnte. „Ich möchte den Herrn Löß Jzig sprechen,“ sagte Pfiffig. — „Nun,“ antwortete der Angeredete, „wer kennt nicht den Löß Jzig? Nur die Füchse kennen ihn nicht. Wer ist der Herr?“ — „Ich heiße Pfiffig!“ — „Gott soll's wissen! Herr Pfiffig von Mockheim? Der Moses hat mir geschrieben! Aber nicht hier. Kommen Sie mit!“

Der Alte nahm Pfiffig an der Hand und führte ihn durch einige dunkle, mit Waaren gefüllte Räume in ein kleines, elegant möblirtes Zimmer. „Setzen Sie sich. Erlauben Sie einen Augenblick! Essen Sie Mazzes? Ich glaube, der Moses hat mir gesagt, er schicke jedes Jahr welche Ihrer Frau Mutter, die habe sie für's Leben gern! Sar'chen, rief der Alte zur Thüre eilend, „bring' Mazzes und ein Fläschchen von dem Chioss-Wein! Ein lieber Gast! Erlauben Sie einen Augenblick. Machen Sie sich's bequem unterdessen.“

Löß Jzig verschwand für kurze Zeit. Pfiffig sah sich verbucht in dem behaglichen Zimmer um. Einige Broncen, chinesisches Porzellan auf Etageren, einige niedliche Delgemälde in alten Rahmen, ein türktischer Teppich, ein eingelegter Tisch, bequeme Sessel darum, — welcher Unterschied von dem Laden!

Löß Jzig tauchte wieder auf in seinem Rocke, mit einem goldgestickten Sammtmützchen auf dem Kopfe, gefolgt von einer Magd, die das Oftergebäck und eine seltsam geformte Flasche mit einigen venetianischen Gläsern trug. Löß Jzig schenkte ein. „Zum Willkomm, Herr Pfiffig! Er ist ächt! Lassen Sie sich's schmecken! So, jetzt können wir sprechen mit einander! Der Moses hat mir geschrieben. Ich weiß Alles! Der Moses ist mein Freund, ein braver Mann! Und er hat mir gesagt, ich soll Ihnen rathen und soll Ihnen helfen, weil Sie seien sein junger Freund. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Es dauerte nicht lange, und Pfiffig war ausgequetscht wie eine Citrone. Selbst das Geheimniß mit Clotilden war enthüllt, obgleich Löß Jzig bedenktlich das Haupt geschüttelt hatte. „Ist kein Geschäft, Herr Pfiffig,“ hatte er gesagt. „Mit dem Vater und dem Großvater habe ich gute Geschäfte gemacht — aber mit der Tochter ist kein Geschäft mehr. Aber ich will Nichts gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schloß, wenn Nichts

darin verchlossen ist? Aber die Mantille war zu theuer! Gott, Herr Pfiffig, warum kamen Sie nicht vorher zu mir?“ Er schellte. „Sar'che, sag' dem Rebek'che, es soll kommen einen Augenblick. Es ist meine Tochter, Herr Pfiffig! Sein Sie nur ruhig! Das Rebek'che ist ein verständiges Mädchen und verlobt mit einem Juwelier in Paris, ein gutes Haus!“

Rebekka war nicht schön, aber anziehend. Schlanker Wuchs, feiner olivenfarbiger Teint, dunkle Augen, aber etwas aufgeworfene Lippen und scrophulös geschwollene Nasenspitze. Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln sagte Löb: „Rebek'che, Du sollst dem Herrn Pfiffig behülflich sein. Du wirst für ihn kaufen, was er braucht für seinen Schatz und wirst Buch führen über seinem Geld. Du wirst buchen, was ich Dir sage und nicht buchen, was er Dir sagt. Und Du wirst der Henriette Schneider sagen, sie soll Dir die Rechnung über die Mantille geben und ich werde sie zahlen, wie es recht ist. Du verstehst mich?“ — „Ja, Vater!“ „Und Herr Pfiffig wird uns die Ehre anthun, nächsten Donnerstag Abends bei uns zu essen. Nicht wahr, Herr Pfiffig?“

Pfiffig stugte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Was würden der Wingolf, der Secretär, der Consistorialrath sagen, wenn sie erführen, daß er eine Einladung zu einem Semiten angenommen habe?

Löb lachte. „Ich weiß, Herr Pfiffig! Aber Sie wissen, in dem Hause neben uns wohnt der Actuar Müller. Der ist von Ihren Leuten. Sie werden zu ihm gehen am Donnerstag und jedes Mal, wenn Sie zu uns kommen wollen, was uns eine große Ehre sein wird, und Sie werden dem Manne sagen, Sie seien eingeladen, und er wird sie führen. Sie sollen nicht gesehen werden, daß Sie in mein Haus gehen.“

Pfiffig kannte den Actuar als einen der Eifrigsten in der stillen Gemeinde, der sich besonders durch seinen Antisemitismus bemerklich machte. Er unterdrückte einen Aufschrei der Verwunderung. Löb sprach aber ruhig weiter: „Ich werde den Herrn Müller berichten. Er ist so schlimm nicht, als er aussieht. Der Mann hat viele Kinder und schmalen Verdienst. Was soll er machen? Er muß heulen mit den Wölfen. Wie ist es, Herr Pfiffig, wollen Sie nicht sich theiligen an den Actien für die Zeché, Gotthelf? Das Papierchen wird gut — in vierzehn Tagen wird es machen zehn Procent Prämie. Rebek'che, schreib' den Herrn Pfiffig für zwanzig Actien ein. Mit so jungen Leuten, die nichts verstehen vom Geschäft, hat man immer Glück; Gott segnet ihren Eingang!“

Der Actuar empfing Pfiffig, als dieser zur bestimmten Stunde bei ihm vorsprach, mit einem stummen Gruße, geleitete ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in ein Hinterhaus und öffnete eine doppelt verriegelte Thür, die in einen kleinen Hof führte. Dort erwartete ihn eine Magd, die ihm in Löb's Hinterhaus vorleuchtete. Er fand fröhliche Gesellschaft, vorzügliche Speisen, die ihm nach der mageren Kost bei dem Secretär besonders mundeten, gute Weine, denen er tapfer zusprach, seine Havannah-

Cigarren und nach türkischer Art bereiteten Kaffee, der die Rebel einigermaßen niederdrückte, welche in seinem Kopf aufzusteigen begannen. Rebekka spielte nach dem Essen einige Stücke von Chopin, eine ihrer Freundinnen sang sogar eine französische Romanze. Pffiffig unterhielt sich vortrefflich, trotz der Zubringlichkeit einer alten, in hell schreienden Farben aufgepuckten Matrone, die ihm hart mit Fragen aller Art zusetzte. Als die Gesellschaft abbrach, wurde Pffiffig gebeten, noch einige Minuten zu verweilen und wurde dann durch das Müller'sche Haus auf demselben Wege entlassen, auf dem er gekommen war. „Niemand braucht zu wissen, daß Sie bei mir waren,“ sagte Löß Jzig beim Abschiede, „und die bei mir waren, die machen sich Nichts wissen.“

Nach einiger Zeit, während welcher er öfter Gast bei Löß Jzig gewesen war, bemerkte er mit Erstaunen, daß der Wind im Wingolf sich zu seinen Gunsten gedreht habe. Man sprach von speciellen Abendandachten, die er mit dem Actuar Müller habe, der als eine feste Säule im Glauben betrachtet wurde, und einige eifrige Wingolfsiten brangen sogar in den Actuar, sie an diesen Uebungen Antheil nehmen zu lassen. Aber Müller wehrte ab mit der Bemerkung, es sei ein gottgefälliges Werk, an dem er mit Pffiffig arbeite, und das nur sie allein zu Ende führen könnten.

Nach einigen Wochen meldete Löß Jzig, daß Gott die Papierchen Pffiffigs gesegnet habe. „Mit Ihrer Erlaubniß,“ sagte er dem jungen Manne, „habe ich sie verkauft. Ich sage Ihnen nicht, wieviel Sie dabei verdient haben; aber das Rebekk'chen hat's gebucht, mit Abzug von Commission und Zinsen, und ich glaube, Sie haben wohl gethan, sie zu verkaufen, denn ich fürchte, die Kohlen werden flau. Aber Sie haben Etwas vor sich gemacht, und das Rebekk'chen wird sorgen, daß es Ihnen erhalten bleibt.“

Pffiffig befand sich, trotz des angenehmen Eindrucks, den ihm diese Worte machten, in höchst schwankendem Gemüthszustande. Die Nachrichten von Hause lauteten nicht tröstlich. Die Hirnerweichung seines Vaters hatte so zugenommen, daß der Candidat zum Pfarrverweser hatte ernannt werden müssen, und die Hochzeit mit seiner Schwester Louise war anberaumt. Clotilde wollte durchaus als erklärte Braut an dem Familienfeste Antheil nehmen, schrieb die überschwänglichsten Briefe und machte unsinnige Bestellungen. Rebekka, welche die Besorgung dieser Aufträge übernommen hatte und sie in billigster Weise gewissenhaft ausführte, ließ hie und da einige spöttische Bemerkungen fallen, die immer einen wunden Fleck trafen. Sie hatte zuweilen unter dem Vorwande, Pffiffigs Angaben nicht recht zu verstehen, Einsicht von Clotildens Briefen genommen und in satirischer Weise den Stil und die „schönen Gedanken“ belobt. Aus den Gesprächen mit Rebekka und einigen ihrer Freundinnen hatte Pffiffig aber bald entnommen, daß ihm dieselben in der Kenntniß der klassischen deutschen Schriftsteller wie der neueren Literatur weit überlegen waren, und daß neben manchen verkrobenen Urtheilen auch viel gesunde Kritik mit unterließ. Je mehr

er in diesem Kreise verkehrte, der so vielen praktischen Sinn bethätigte, je mehr er an den Unterhaltungen Theil nahm, die mit scharfem Wize gepfeffert waren, desto hohler tönten ihm die aufgebauschten Phrasen in Clotildens Briefen, desto gekünstelter erschien ihm ihr ganzes Wesen. Er antwortete kurz, barsch, verbrossen; lachte grimmig auftrieben über die Vorwürfe, welche ihm die Post brachte, und kam endlich zu dem Entschlusse, mit Clotilden zu brechen und sie, wie der Förster sich ausdrückte, wieder Raiman werden zu lassen.

Zu der Unruhe, in welcher dieser Entschluß allmählich reifte, gesellte sich das peinliche Gefühl, welches ihm seine Doppelstellung zwischen Semiten und Antisemiten einflößte. Der Consistorialrath hatte ihn rufen lassen, ihn höchlichst wegen seines gottgefälligen Wandels belobt und in seiner Rede durchblicken lassen, daß er weiter gehende Pläne für seine Zukunft habe; der Decan hatte ihm in seiner derben Art gesagt, Heulen sei zwar zweckmäßig, man müsse es aber nicht zu weit treiben, sonst werde es der Gesundheit schädlich und den Ohren der Nachbarn unangenehm; sein Freund Wöschel warf ihm die ärgerlichsten Dinge in das Gesicht, schimpfte über die „Duckmäuser“ und „Gottesträppeler,“ denen er sich angeschlossen habe, und erging sich in faulen Redensarten über die Art und Weise, wie sein Vater Pfiffig empfangen werde, wenn dieser in der Absicht, mit dem Krokodilchen einige Schäferstündchen abzuhalten, in dem Forsthaus einkehren sollte.

Pfiffig suchte die quälenden Gedanken durch fleißigen Besuch der Collegien, durch eifriges Studium der Hefte und durch lärmende Betheiligung an den Andachtsübungen zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte sich verstrickt in Heuchelei und Lüge, er sehnte sich hinaus aus der dumpfen Luft, die auf ihm lastete. Er trug sich zuweilen mit dem Gedanken, mit einem Rucke die Bande, die ihn umstrickten, zu sprengen, Theologie, Wingolf und Clotilden zu gleicher Zeit abzuschütteln und ein neues Leben anzufangen. Aber wenn er glaubte, den Entschluß gefaßt zu haben, wenn er im Begriffe war, den entscheidenden Schritt zu thun, dann trat ihm die Erinnerung an seine Mutter schreckend entgegen. Er wußte, daß ihr dieser Schritt ihres Sohnes das Herz brechen würde, und er ergab sich in sein Schicksal, ging in die Vorlesungen, schrieb seine Hefte, betete mit dem Wingolf, ersuchte Rebekka, Schminke und allerlei Tand für Clotilde zu kaufen, und rauchte, wenn es ihm gar zu trübe zu Muthe wurde, eine Havannah von Löß Jzig, die ihm dieser beim Abschiede in die Tasche seines Paletot zu stecken pflegte. Er gefiel sich in dem Gedanken, daß seine Zukunftspläne den feinen Rauchwölkchen glichen, welche sich nach und nach in der Luft auflösten, und fand in der weißen Asche, die fest an der brennenden Cigarre haftete, einige Aehnlichkeit mit dem Zustande seines Gemüthes. Er prägte sich die Worte des Decans und Löß Jzigs tief ein; und wenn er heulte,

so heulte er innerlich, wie einst die Grenadiere Friedrichs des Großen innerlich räsonnirten.

Ein unerwartetes Ereigniß rüttelte ihn auf.

Der Idiot, der sein stillvergnügtes Leben in dem Pfarrhause gemüthlich weiter geführt hatte, war in einem unbewachten Augenblicke einer Ente, die er zärtlich liebte, in den Bach nachgewatschelt und wäre dort ertrunken, wenn Pffiffs Mutter ihn nicht mit eigener Gefahr gerettet hätte. Die alte Frau war entschlossen in den Bach gesprungen, hatte sich eine starke Verkältung und eine Lungenentzündung zugezogen, die sie in wenigen Tagen wegraffte. Pffiff, eiligst herzugelassen, fand sie mit dem Tode ringend. Die Gehirnähmung seines Vaters war schon so weit vorgeschritten, daß dieser kein Gefühl von dem Verluste hatte, der ihn betraf. Nachdem er die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, zu Grabe geleitet, kehrte Pffiff auf die Universität zurück.

Während der Reise reifte sein Entschluß. Aber er hatte durch den Umgang mit Löß Jzig und dessen Familie gelernt, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Pension, welche man für den Idioten zahlte, hatte größtentheils zu seinem Unterhalte auf der Universität gebient. Seines Vaters Tod war, wie ihm der Doctor versichert hatte, binnen kurzer Frist voraus zu sehen. Er konnte zwar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß man den Idioten auch fernerhin in seinem elterlichen Hause unter der Obhut Luizens und ihres zukünftigen Gatten belassen werde. Andererseits aber schien es ihm nicht minder gewiß, daß sein Herr Schwager unmittelbar die Hand von ihm abziehen werde, sobald er seine bisherige Laufbahn mit einer andern vertauschte. Das „Narrengeißel,“ wie Freund Möschel in seiner derben Manier zu sagen pflegte, blieb dann in den Händen desjenigen, dem der Idiot anvertraut war. Pffiff kannte seine Wingolfsbrüder zu gut, um nicht zu wissen, daß das räubige Schaf von einem Tage zum andern mittellos in die Welt hinausgestoßen werden würde, wenn es sich gelüsten lassen sollte, Nebenwege zu betreten. Er knirschte vor Zorn; aber die rauhe Wirklichkeit, die keinem unmächtigen Grimm wich, stand vor ihm und hielt ihn fest in den nur zu gut genieteten Fesseln.

Pffiff erbat sich ein Gespräch mit Löß Jzig unter vier Augen. Sie saßen lange zusammen in der gemüthlichen Stube, wo er zum ersten Male empfangen worden war, und „dinwerten,“ wie Löß sich ausdrückte, eingehend über die Lage der Dinge, die Pffiff bis in die geringsten Einzelheiten ausmalen mußte. Als Löß sich genügend unterrichtet glaubte, sagte er: „Es eilt nicht, Herr Pffiff! Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit, um darüber nachzudenken. Aber erst noch eine Frage: Was wollen Sie werden, wenn Sie umfattern?“ — „Ich möchte Medicin studiren.“ — „Waih geschrieen!“ sagte Löß. „Es dauert lang und kostet viel! Muß ich das Rebeck'che fragen, wie Ihre Geschäfte stehen. Es hat ein Wischen speculirt, für Sie, aber ich weiß nicht, ob Sie viel dabei gewonnen haben.“

Was thu' ich mit einem Landarzt? Er muß sich abschinden bei Tag und bei Nacht; die Bauern zahlen schlecht und die kleinen Beamten noch schlechter, und die Pfarrer bezahlen ihn, indem sie seine Kinder umsonst taufen. Bringt er am Jahreschluß die beiden Enden zusammen, so kann er froh sein! Aber ich will sehen!"

Nach einigen Tagen sagte Löss: „Ich glaube, es kann gehen, Herr Pfiffig, aber mit knapper Noth. Ich hab's überdacht. Es wäre besser, nicht auf den Doctor zu studiren. Sie könnten's machen, aber es bliebe am Ende nicht so viel übrig, um eine Lanzette zum Aberlassen zu kaufen, Sie sind noch jung und brauchen sich nicht zu übereilen. Eins nach dem Andern. Sie wollen das Frauenzimmer mit seinem verwünschten Schloß abbanken? Thun Sie das gleich! Sind immer wenigstens hundert Mark im Jahre gespart! Und dann machen Sie gleich Ihr Jahr als Freiwilliger. Es muß sein. Ich wollte, es wäre nicht, aber es muß sein. Mein Sohn ist auch Freiwilliger gewesen und ist Vice-Feldweibel geworden und soll werden Reserve-Offizier. Er wird's, er wird's auch nicht, weil er ist von unsere Leut! Aber Sie müssen werden Reserve-Offizier! Das macht seinen Mann und gilt zehntausend Mark mehr für die Mitgift, wenn Sie wollen machen eine Partie. Für Sie ist der Dienst sehr gut. Verloren ist das Jahr, so wie so. Es ist nichts während der Zeit mit dem Studium. Und der Dienst ist eine gute Entschuldigung. Das wissen die Herren so gut wie ich. Bis das Jahr herum ist, kann sich Vieles ändern, und Sie können dann zusehen, ob Sie wollen weiter rühren die Harfen von Zion.“

Pfiffig fand, daß der Rath gut sei. Er hatte zwar schon erfahren, daß der Consistorialrath und der Wingolf den Dienst in der Universitätsstadt nicht sehr gerne sahen, weil der dortige Commandant den Frommen nicht hold war und ihnen hartnäckig den zu Andachtsübungen unerläßlichen Urlaub verjagte, so daß sie es meist vorzogen, eine andere Universität zur Ableistung ihres Dienstjahres aufzusuchen. Aber Pfiffig führte, als man ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam machte, siegreich seine Stipendien, die er nur hier beziehen könne, und die Krankheit seines Vaters in das Feld, die ihm die Pflicht auferlege, so nahe als möglich bei seinem Heimatsorte zu bleiben. Man würdigte diese Gründe in der Zuversicht, daß man nach Ablauf des Dienstjahres die Zügel um so schärfer werde anziehen können.

Der Bruch mit Clotilden vollzog sich leichter, als Pfiffig es erwartet hatte. Während einer ganzen Woche hatte er sich den Kopf zermartert, um den richtigen Ton und ausreichende Gründe zu finden; ein Duzend Briefe hatte er vernichtet, um endlich ein absurdes Schreiben abgehen zu lassen, von dem sein Freund Möschel, wenn er es hätte lesen können, versichert haben würde, es sei mit Blödsinn gespickt, wie ein Hase in der Bratpfanne. Mit einigem Herzklopfen erwartete Pfiffig eine Antwort voll der bittersten Vorwürfe, Schwüre, Bethuerungen und Anklagen. Er erhielt

ein unfrankirtes Schreiben, in das ein vertrochnetes Vergiftmeinnicht eingelegt war, mit den Worten: „Möge das Bewußtsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzu schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Dartingen.“

Pfiffig faßte sich wie ein Mann. Er rollte das Vergiftmeinnicht mit dem Briefe zu einem Fidibus zusammen, steckte sich eine Löß'sche Havannah damit an und las zu seiner Beruhigung das Lenau'sche Lied von den drei Zigeunern, während er sich in eine dicke Wolke duftenden Rauches hüllte. Als er den Schluß gelesen, schien es ihm, als ob ihm das Leben weit weniger nachte, und bei genauer Ueberlegung fand er, daß er keinen Grund habe, es dreifach zu verachten. Zufrieden mit sich und der Welt, legte er sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, sogar ohne von Clotilden zu träumen.

Er fand Geschmack am Dienste, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht mehr täglich beten und Hymnen singen mußte. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich in den Collegien in Uniform und bat um Entschuldigung seiner Versäumnisse wegen Dienstabhaltungen. Im Vollgefühle des Contrastes begeisterte er sich für Tirailleurdienst und Schnellfeuer, ja sogar für den Parademarsch und den Stetsschritt. Seine Vorgesetzten bebauerten, daß er Theologe sei, und er erwiderte ehrerbietig: es sei noch nicht aller Tage Abend, und man könne das Beste von ihm hoffen.

Der Candidat hatte die definitive Bestellung als Pfarrverweiser mit der Zusicherung der Nachfolge erhalten und war nun mit Luise in den Stand der Ehe getreten. Da die Trauerzeit für die Mutter noch im Anfange war, so wurde die Hochzeit in aller Stille gehalten. Pfiffig hatte Dienstabhaltung; er sandte schriftlich die besten Wünsche, mit einem hübschen Geschenke für Luise, das Rebekka wohlfeil auf einer Auction erstanden hatte.

Kurze Zeit darauf starb sein Vater. Der Hauptmann ertheilte ihm für einige Tage Urlaub. Pfiffig eilte nach Hause und besuchte nach Erfüllung seiner Sohnespflicht seine alten Freunde, worüber sein Schwager, jetzt Pfarrer, ein schiefes Gesicht schnitt.

„Ich habe gehört,“ sagte Moses, „daß Sie zu Löß Jzig ein Freund geworden sind. Nicht wahr, ein braver Mann? Schade, daß sein Rebekf'che schon verlobt ist! Ich habe sie besucht, und Beide haben mir viel gesagt von Ihnen, und ich habe mich gefreut, habe Sie aber nicht besucht, weil ich nicht wollte, daß Sie werden compromittirt! Aber wenn Sie wieder gehen zurück auf die Universität, grüßen Sie den Löß Jzig und das Rebekf'che von mir! Und was Sie betrifft — was ich gesagt habe, das hab' ich gesagt, und der Moses hält sein Wort!“

Der Domänenrath saß im Lehnstuhl und rieb sich das eingewickelte Bein. „Ich habe meinen alten Freund, Deinen Vater, nicht zu Grabe geleiten können,“ sagte er. Das thut mir leid. Aber sprechen wir nicht davon! Du steckst ja im hunkten Nocke! Immerhin besser, als im Talar!

Wie ist es? Hast Du Dein Christenthum bald gelernt? Man hat mir gesagt, Du stecktest tief darin. Schade! Ich hätte sonst ein kleines Pländchen für Dich gehabt!"

"Bitte, reden Sie!"

"Du mußt Dich aber nicht ärgern," sagte treuherzig der Alte. "Siehst Du, wenn man so in den Lehnstuhl gebannt ist, macht man sich allerlei Gedanken, für sich und Andere. Mit mir geht es nicht mehr lange. Vielleicht noch ein paar Jährchen, dann wird es eines schönen Tages heißen: Das Zipperlein ist dem Geheimen Domänenrathe ganz heimlich zum Herzen getreten. Nun, siehst Du, möchte ich Nothheim nicht in den Händen der Sauferwinde lassen, wie man mir deren in der letzten Zeit einige auf den Hals geheftet hat. Du bist doch zum Pfarrer verdorben, mein Junge, und thatest besser, Weizen zu säen, als Dein Korn auf unfruchtbares Erdreich auszustreuen. Deine Eltern sind todt, Du bist nicht mehr verbunden, ihnen zu Liebe Pfarrer zu werden. Ich habe schon mit dem jungen Grafen gesprochen. Der war Anfangs Feuer und Flamme für die Hohenheimer und Consorten; aber als er die Jahresrechnung sah und statt harter Thaler hohle Ziffern erhielt, da kam ihm die Sache weniger plausibel vor. Er läßt mir freie Hand für die Ausbildung meines Nachfolgers. Willst Du zu dem Amtmann Steiner auf den Reuhof gehen? Der versteht die Landwirthschaft aus dem Grunde, und wenn Du Dich ein paar Jährlein gut bei ihm hältst, so kriegst Du den Rummel los und kannst dann hier die Sache für mich besorgen, bis ich abgehe. Was meinst Du dazu?"

Pfiffig sprang auf und fiel mit lautem Schluchzen dem Domänenrath um den Hals. "Sachte, mein Junge," sagte dieser, "bedenke mein Bein! So laß doch los! Willst Du mich jetzt schon erwürgen? Das wäre zu früh! Warte damit, bis Dir die Nachfolge gesichert ist! Dazu muß der Steiner erst sein Wort sagen, von dem hängt Alles ab. Er verlangt sehr viel von seinen jungen Leuten; aber wenn sie sich gut rauchen, dann sorgt er auch für einen Deckel auf die Pfeife. Also Du willst?"

Pfiffig war zu überwältigt, um ein Wort finden zu können. Er nickte nur mit dem Kopfe, während er die Thränen zu trocknen suchte, die ihm über die Wangen rollten.

"Ich hab' mir's wohl gedacht," sagte der Domänenrath. "Aber deshalb brauchst Du nicht zu heulen, wie ein Schloßhund, und zu schluchzen, wie eine alte Jungfer, der ihr letzter Liebhaber durchgebrannt ist. Laß uns jetzt überlegen, was zu machen ist. Ich halte es vor der Hand für das Beste, daß Du die Sache nicht an die große Glocke hängst. Diene Dein Jahr aus, halte reinen Mund und thue so, als wolltest Du nach vollendeter Dienstzeit Deine Studien fortsetzen. Mit dem Steiner werde ich unterdessen Alles in's Reine bringen. Dann kommst Du in den Ferien hierher, bringst Deine Siebenjachen mit unter dem Vorwande, Du wolltest sie zu

Hause in Ordnung bringen lassen, kündigst von hier aus schriftlich Dein Logis und verlangst Deine Exmatriculation. So verschwindest Du von der akademischen Bildfläche sans tambour ni trompette, wie die Franzosen sagen. Ich werde Dir dann ein Zimmer hier im Schlosse einrichten lassen, wo Du bleiben kannst, bis Du auf den Neuhof abgehst. Abgemacht!”

„Aber, Herr Domänenrath,” wandte Pffiffig ein, „ich kann ja bei meiner Schwester —“

„Ja wohl,” brauste der Domänenrath auf. „Hat das Rechtsum! Linksum!“ Dir das Gehirn schon so vernagelt, daß Du nicht einsiehst, wie es dann kommen wird? Meinst Du, Dein Schwager würde Dich nicht, trotz aller christlichen Sanftmuth, sofort aus dem Hause werfen? O heilige Einfalt! Nun, Du hast einige Monate Zeit, Dich darauf vorzubereiten. Lehr’ mich die Sorte kennen! Wenn sie Wind von der Sache bekommen, so werden sie Mittel und Wege finden, dem Steiner, dem jungen Grafen und Allen, die mit ihnen in Berührung kommen, Flöhe in die Ohren zu setzen und die Sache zunichte zu machen. Du kannst Dir dann das Maul wischen, nachdem Du es hast spazieren lassen!”

Pffiffig sah ein, daß der Domänenrath Recht hatte. Er gelobte beim Abschiede seinem Schwager, daß er auf dem Wege des Heils fortwandeln werde, besuchte noch eilig, ehe er wieder in den Dienst trat, den Consistorialrath, sprach zu dem Secretär einige salbungsvolle Worte und benutzte die erste freie Stunde, um Löß Jzig aufzusuchen.

„Sprechen wir nicht von dem Todten, Herr Pffiffig,” sagte dieser. „Ich bin schon ein alter Mann und hab’s nicht gern. Der Moses hat mir gesagt, Ihr Herr Vater war ein braver Mann, und alle unsere Leute in Mochheim trauern um ihn, haben ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihr Haupt gestreut, Sie haben Recht, um ihn zu trauern. Aber wer kann’s ändern? Sprechen wir von Ihnen. Sie sind jetzt ein freier Mann, so weit Ihnen nicht hat zu befehlen der Hauptmann. Immer noch Doctor?”

„Nein, Herr Jzig. „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will Landwirth werden!“

Löß sprang auf, als ob er einen Stich erhalten hätte. „Landwirth?“ sagte er. „In Kamerun? Weiß ich doch, daß es giebt in den Karten einen König ohne Land, aber ich habe noch nicht gehört, daß es kann geben einen Landwirth ohne Land! Wie komme ich mir vor?“

Pffiffig wußte, daß er auf die Verschwiegenheit Lößs Häuser bauen könne. Er setzte seinem Berather den ganzen Plan auseinander, nannte ihm die Namen und bat ihn zugleich, Niemand Etwas davon zu sagen, selbst Moses und Rebekka nicht. Lößs Gesichtszüge glätteten sich nach und nach, er athmete tief auf, wiegte den Kopf, nickte beistimmend, und als Pffiffig geendet hatte, stieß er mit ihm an und sagte: „Ein geheimer Mann, der Herr Domänenrath Neumann, und ein braver Mann! Ich

kenn' ihn wohl! Mache ich doch viel Geschäfte mit ihm, das heißt, nicht ich, aber doch ich! Sie verstehen mich. Er ist grob, wie Saubohnenstroh; aber was er sagt, ist gesagt, und was er spricht, bleibt gesprochen! Und den Herrn Amtmann Steiner kenne ich auch. Ein feiner Mann und ein kluger Mann! Er kann mehr als Brot essen und versteht das Vieh, wie Keiner im ganzen Lande, Kleinvieh und Großvieh und auch die Pferde. Sie werden sein in guten Händen, und wenn wir werden erhalten Ihre Karten, ich und das Rebekke, die dann wird sein Frau Juwelier Rosenthal in Paris, die Karten, worauf zu lesen sein wird: Pfiffig, Reserveleutenant und Gutsverweiser in Mockheim — nun, ich sage Nichts, aber ich denke mir mein Theil!"

Für Pfiffig begann jetzt ein neues Leben. Er entwickelte einen fast übermäßigen Eifer für das Exerciren, meldete sich zu allen besonderen Dienstleistungen, hielt sich „stramm und propper“ wie kein Anderer, war stets fröhlich und guter Laune, trillerte wie eine Haibelerche in den Ruhepausen, und da keine Ausgaben für die Schminktöpfe von Clotilde mehr auf ihm lasteten, so konnte er den Corporälen und Feldwebeln zuweilen einen guten Trunk „wachsen“, wofür diese im Dienste erkenntlich waren. Er wurde bald so beliebt, daß ihn der Hauptmann bemerkte und eines Tages, bei einer lebhaften Debatte im Club, als Exempel benutzte. Der Führer der Opposition, ein bissiger Advocat, der in allen politischen Processen als Verteidiger auftrat, war so weit gegangen, zu behaupten, daß die allgemeine Militärpflicht einen verderblichen Einfluß auf die Fortschritte der Civilisation übe. „Sehen Sie sich doch den Vice-Gefreiten Pfiffig an,“ schnauzte der Hauptmann. „Kam zu uns als ein gänzlich uncivilisirter Dackmäuser, hielt sich schlecht, hing den Kopf, schlotterte mit den Beinen — kaum ist er sechs Monate und noch obendrein als Freiwilliger in der Compagnie, so ist er civilisirt, wie nur ein Offizier es sein kann, stramm und propper, daß es eine Freude ist! Bringen Sie einmal so Etwas zu Stande mit den Krüppeln auf Ihrem Bureau, und dann sprechen Sie wieder von Civilisation!“

Nach vollendetem Dienstjahre wurde Pfiffig als zukünftiger Reserve-Offizier in das Auge gefaßt, wie der Hauptmann sich ausdrückte, und in den Controle-Listen vorgemerkt. Er war überglücklich im Bewußtsein seiner zukünftigen Würde und schaffte sich das klassische Buch des Generals von Clausewitz über den Krieg an, um es in seinen Mußestunden auf dem Neuhoß zu studiren. Manchmal war ihm sogar der Gedanke gekommen, in die active Armee überzutreten, und vielleicht hätte er den Schritt gethan, wenn ihm nicht die Havannah-Cigarren Löh Jügis hindernd in den Weg getreten wären. Pfiffig hatte rechnen gelernt. Zu solchen Cigarren reichte der Sold eines Lieutenants nicht aus, und Löh, das wußte er nur zu wohl, würde keine mehr in die Taschen des zweifarbigen Rockes stecken. „Schlechtes Geschäft!“ mußte er sich sagen — „Zeitliche Ehre und ewige Ver-

damnniß“ pflegte der Domänenrath zu brummen, wenn er auf das Militär zu reden kam.

Pfiffig blieb bei dem vom Domänenrath ihm vorgezeichneten Plane und führte ihn energisch durch. Es kostete einen harten Kampf mit seinem Schwager und seiner Schwester. Fast wäre er weich geworden, als Luise, von Thränen überströmt, händeringend vor ihm auf die Kniee fiel und ihn bei dem Andenken seiner Mutter beschwor, nicht den Lockungen der Weltkinder zu folgen. Aber die donnernden Reden und unverhüllten Drohungen seines Schwagers richteten ihn wieder auf. Er verließ das Elternhaus, wo er die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend verbracht hatte, mit dem Gefühle des innigsten Mitleids für seine Schwester und der innersten Abneigung gegen seinen Schwager. Glücklicherweise brauchte er nur eine Nacht unter dem Dache des Domänenraths zubringen. Er sollte am nächsten Tage im Neuhof eintreffen.

Amtmann Steiner war ein kleines, kugelrundes Männchen, aus dessen feistem Antlitz zwei kleine, lebhaft keuglein hervorblitzten. Trotz seiner Beleihtheit ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, ein Ueberall und Nirgends, Hans Dampf in allen Gassen. Das Gut, das er verwaltete, war sehr ausgedehnt; fruchtbare Gründe und fette, gut bewässerte Wiesen wechselten mit steinigten Hügeln und dünn bestandenen Waldgruppen. Knechte und Mägde wußten sehr wohl, daß Steiners scharfen Augen nichts entging; sie mußten stets gewärtig sein, den kleinen Mann aus einer Bodenfalte oder einem Busche auftauchen zu sehen. Die Frau Amtmännin überragte ihren Gemahl um Kopfhöhe, und da sie nicht minder wohlgenährt war, als dieser, so schien ihr Herr und Meister nur eine Art Anhängsel. Sie herrschte ebenso unbeschränkt auf dem Hofe, wie ihr Mann in dem Gute; der Gänsejunge, der Schweinehirt und die Milchmägde bildeten ihr Departement des Auswärtigen, die Küchen- und Stubenmägde dasjenige des Inneren. An Sonntagen, wo man zu der weit von dem Gute entfernten Kirche ging, erschien die Frau Amtmännin mit einem großen Stachelstocke, an welchen eine kleine Schippe angeschraubt werden konnte, mit einer Botanisirbüchse und in hohen Stiefeln. Sie trieb mit Leidenschaft Botanik und benutzte die Zeit vor und nach der Predigt, um die Gegend zu durchstreifen und zu herbarisiren. Ein Arzt kam nur selten auf den Neuhof; die Frau Amtmännin hatte für jedes Gebreite ein besonderes Kräutlein, und wenn das Kräuterbuch nicht bestimmte Anleitung gab, so war Thee von Lindenblüthen für Fieber und Thee von Hollunderblüthen für kältende Krankheiten die allgemeine Panacee. Man hätte den Neuhof auch den Lindenhof nennen können, denn an allen Wegen hatte die Frau Amtmännin Linden pflanzen lassen, wie an allen Waldsäumen Hollunderbüsche.

Pfiffig ward zu strenger Arbeit angehalten. Es waren neben ihm noch einige junge Leute da, welche sich unter Steiners Leitung praktische Kenntnisse aneignen sollten, unter diesen auch ein Amerikaner, den der Zu-

fall hierher verschlagen hatte. Mit diesem wurde Pfiffig „eingejocht“, wie Steiner zu sagen pflegte, und da der junge Mann nur einige deutsche Brocken radebrechte, so mußte Pfiffig nothgedrungen den Clausewitz zur Seite schieben und das englische Wörterbuch zur Hand nehmen.

Steiner lobte Pfiffig wegen seiner Anstelligkeit, und die Frau Amtmännin bevorzugte ihn bald, da er ihr bei ihren botanischen Sonntagsvergönügungen eifrig zur Hand ging. Das Insectensuchen mit dem Domänenrath hatte seinen Blick geschärft, seine Beobachtungsgabe entwickelt. Steiner war so zufrieden mit ihm, daß er ihm zu Weihnachten eine Woche Ferien gestatten wollte, um nach Hause zu gehen.

„Komm lieber nicht“, schrieb ihm der Domänenrath. „Bei mir könntest Du nur Trübsal blasen, und in dem Dorfe sieht es traurig genug aus. Alles wie Hunde und Ragen! Die Betbrüder rempeln die Juden, und diese rächen sich, indem sie ihnen den Brotkorb hoch hängen und ihnen Proceßse an den Hals werfen. Advocaten und Richter haben jetzt in einem Monat mehr bei uns zu thun, als früher in Jahren. Was willst Du in dem Wirrwarr? Warte, bis das Feld sauber ist. Ich glaube, der Graf denkt daran, Deinen Schwager an eine andere Stelle zu versetzen, wo keine Semiten seinen Befehrungseifer aufstacheln. Hilf lieber dem Steiner beim Abschlusse seiner Jahresrechnungen, damit er sich den Humor und den Appetit nicht verderbe!“

Pfiffig verlebte zwei glückliche Jahre auf dem Neuhof. Die Beschäftigung, so angestrengt sie war, sagte ihm zu; er brauchte sich keinen Zwang anzuthun in Aeußerungen von Meinungen und Ansichten, wurde weder von Consistorialrathen beaufsichtigt, noch von den Launen einer Geliebten geplagt und hatte keine Muße, trüben Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit erhielt er durch die jüdischen Handelsleute, mit welchen Steiner fast ausschließlich Geschäfte machte, Nachrichten von Mochheim oder aus der Universitätsstadt, die gerade nicht geeignet waren, ihn Reue über seinen Entschluß empfinden zu lassen. Die Einberufungen zum Militärdienst und den Manövern bildeten die Glanzpunkte seiner Existenz. Er konnte es sich nicht versagen, je einen Tag vor seiner Stellung zum Dienste und nach seiner Rückkunft in Uniform auf dem Hofe einherzustoßziren und sich von männiglich bewundern zu lassen. Der glücklichste Tag seines Lebens war vielleicht, als der Oberknecht, der eine Campagne mitgemacht und die Medaille nebst einem steifen Knie davon getragen hatte, bei seinem Anblicke ehrerbietig salutirte, weil Pfiffig nach dem letzten Manöver zu einem höheren Range avancirt war. Bis dahin hatte der Mann etwas geringschätzig von den Friedenssoldaten gesprochen, die noch kein Pulver gerochen hätten; jetzt erkannte er, obgleich er schon längst als dienstuntauglich reformirt worden war, in Pfiffig den Vorgesetzten.

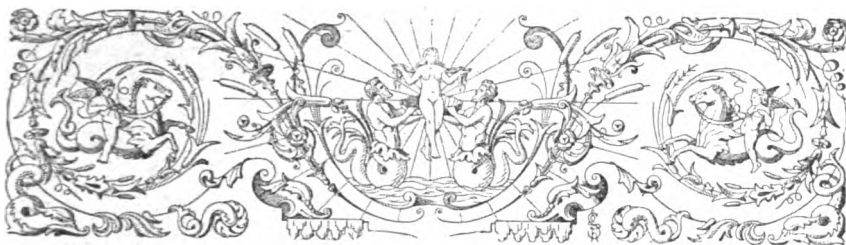
Die Geschichte des jungen Pfiffig schließt mit seiner Ernennung zum Seconde-Leutnant in der Reserve. In dem Schlußgefechte eines Kaiser-

manövers hatte er mit seinem Zuge einen heftigen Anprall der rothen Husaren durch ein wohlgenährtes Schnellfeuer zurückgeschlagen. Der Erbprinz war herangesprengt. „Wie viele Salven haben Sie gegeben, Herr Leutenant?“ — „Sieben, Hoheit, zu Befehl!“ — „Was? Sieben? Sind die Husaren toll?“ — „Zu Befehl, sieben!“ — „Notiren Sie den Fall, hatte der Prinz dem Adjutanten gesagt und mit den Worten „Adieu, Herr Leutenant, Sie haben sich brav gehalten!“ seinem Pferde die Sporen gegeben.

Pfiffig war überglücklich. Als er am andern Tage bei der Schlußparade äußerst stramm, Augen rechts, an der Generalität vorbeidefilirte und etwas auffällig salutirte, hörte er, wie der Prinz zu seinem Adjutanten sagte: „Jh! das ist ja mein Sieben-Salverich!“

Die Geschichte war bald in Aller Munde. „Ein colossaler Kerl, der Pfiffig!“ sagten die Leutenants. „Erbprinz hat sogar einen famosen Witz über ihn gemacht! Pyramidal!“





Zahme Xenien.

Von

Eduard von Bauernfeld.

— Wien —

Die schlimmen Tage, die guten Stunden,
Hab' mit mich allen abgefunden;
Und kommt die gute Stund', indessen
Hab' ich den schlimmen Tag vergessen.

Getrennte Wirthschaft.

I.

Edle Menschen, die sich quälen,
Eure Herzenspein ist groß,
Drum, ihr idealen Seelen,
Macht euch von einander los!
Nur die Trennung kann euch nützen,
Mildern euer Liebesleid,
Und ihr werdet euch besitzen,
Wenn ihr auseinander seid.

II.

Der Mann bewohnt das eine Haus,
Die Frau logirt im zweiten;
So kommen sie mit einander aus,
Besuchen sich zu Zeiten.

Un eine junge Freundin.

Ruhig fließen Deine Tage
Wie ein stiller Bach dahin,
Keine Sorge, keine Plage
Stört den immer frohen Sinn.

Und so lebst Du frisch gesellig,
Ladest heitre Menschen ein,
Jeder Gast ist Dir gefällig,
Und Du wirfst es Jedem sein.

Trübsinn kannst Du nicht begreifen,
Du gewahrst die Wolken nicht,
Schatten, die vorüberstreifen
Auf des Freundes Angesicht.

Und Dein abgeschloss'nes Wesen
Nie nach seinem Leide fragt;
Ist das: in der Seele lesen,
Gutes Kind, ist Dir's versagt?





Eduard von Bauernfeld.

Von

Ferdinand Groß.

— Wien. —



Vor einundsechzig Jahren stand auf dem Zettel des Burgtheaters zum ersten Male der Name des Dichters Bauernfeld zu lesen. Der junge Autor — er war am 13. Januar 1802 geboren — brachte ein fünfactiges Lustspiel in Alexandrinern. Grillparzer hatte sich für die Arbeit interessirt; es scheint, daß er für das Fach des Lustspiels — in welchem er mit „Weh' dem, der lügt“ nur geringen Erfolg erreicht hatte — nicht die richtige Witterung besaß: der „Brautwerber“ fand eine kühle Aufnahme. Vor achtundfünfzig Jahren kam Bauernfelds zweites Lustspiel, der Entstehung nach das erste, zur Aufführung: „Das Liebesprotocoll“, drei Aufzüge in leicht hinfließender, behaglich lebendiger Prosa, ein Abbild vormärzlicher Geselligkeit der österreichischen Hauptstadt. Dieses Mal ließ der lebhafteste Beifall in Bauernfeld eine der zukünftigen Stützen des Burgtheaters erkennen. In solcher Eigenschaft bewährte sich der mit erstaunlicher Fruchtbarkeit gesegnete Dramatiker, und noch heute, da er rüstig an die Neunzig heranrückt, ist ihm der Quell der Erfindung nicht versiegt. . . . Vor zweiundzwanzig Jahren ging am Burgtheater das Schauspiel „Aus der Gesellschaft“ in Scene, und in diesem hat Bauernfeld vielleicht die bezeichnendste Probe seines Könnens geboten. Er stand damals schon im Greisenalter, aber mit sicherer Hand hatte er den Bau der Handlung gefügt, die Charaktere in solider Geschlossenheit dargestellt, klar und absichtlich das Aufeinanderprallen verschiedener und einander entgegengesetzter socialer Schichten in den Rahmen der Handlung eingefügt. . . . Vor wenigen Monaten veröffentlichte er eine Tragödie: „Alkibiades“, eine

im Sommer 1888 in Jßhl vollendete Umarbeitung eines älteren Dramas. In einem Vorworte nennt er diese Version eines Stoffes, der ihn von Jugend an beschäftigte, die „hoffentlich letzte.“

Mit gutem Vorbedachte haben wir eine kalendariſch angehauchte Aufzählung an die Spitze dieſer Zeilen geſtellt. Bauernfeld iſt ſeit ſo langer Zeit thätig, daß wir für ihn faſt zur Nachwelt geworden ſind; ſeine Schaffenskraft hat ſich ſo friſch erhalten, und viele ſeiner Stücke wirken ſo unmittelbar fort, daß wir immer wieder energiſch an Bauernfeld als an einen Mitlebenden erinnert werden. In der Kunſt beweifen die Zahlen freilich nichts. Zur Charakteriſtik eines Dichters trägt es immerhin bei, wenn man regiſtriren kann, daß er als Jüngling begonnen, für die Bühne zu ſchreiben; daß er als hochbetagter Ahne einer ganzen Luſtſpiel-dichter-generation der ſüßen Gewohnheit des Producirens noch nicht entſagt hat; daß ſein literariſches Gepäc aus etwa hundert Dramen beſteht — im Jahre 1828, wir erwähnen dieſe Thatſache zur Charakteriſtik ſeiner Arbeitskraft, ſchuf er nicht weniger als neun Theaterſtücke; daß eine Fülle von Epigrammen, politiſchen Broſchüren, Satiren in gebundener und ungebundener Sprache, Ueberſetzungen aus Shakeſpeare und Boz-Diſcenz, Tagebuchblättern, lyriſchen Dichtungen nebenherlaufen, und daß einmal auch ein vierbändiger Roman die Form bot, in welcher Bauernfeld ſich von den in ihm gährenden Gedanken befreite.

Es dünkt uns möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß auch Bauernfeld von der Scene verſchwinden wird — ſchlagen die Wellen des Vergessens doch über Allem zuſammen, was der Menſch erſinnt! — aber immer und immer wird er genannt werden müſſen als ein „Document“ zur Culturgeſchichte Deſterreichs. Seit mehr als ſechs Jahrzehnten großt er mit ſeinem Vaterlande; er iſt ſchlecht gelunt, ſobald auf dieſes die Liebe kommt; er „raunzt“ und iſt „grantig“, wie wir Wiener ſagen. Aber er kann ſich von Deſterreich nicht trennen; er fühlt ſich mit der Scholle verwachſen, die ihm fortwährend Aerger bereitet; wie ſehr auch das zu Hauſe maßgebende „System“ ihn drangſalirt, er mag außerhalb der ſchwarzgelben Pfähle die Freiheit, nach der er ſich ſehnt, nicht auffuchen. Wie ſeine Heimat, ſo entwickelt auch er eine geſunde Zähigkeit, welche eine ungewöhnliche Natur verräth. Er zieht ſo oft in's Feld, daß die Niederlagen ihm nicht erſpart bleiben können; wenn ſeine Gegner ihn zu Boden gedrückt glauben, ſchnellt er raſch wieder empor, er macht mehrmals das Experiment, wenige Wochen nach der erſten Aufführung eines durchgefallenen Stückes ein anderes — zur Auswekung der Scharte — ſeinem Publikum darzubieten. Endlich offenbart ſich ſein Altöſterreichthum auch darin, daß er trotz ſeines Berufes zum Dichter die Beamtenlaufbahn eingeleitet hat. Anſpielungen an dieſelbe finden ſich bei Bauernfeld an zahlloſen Stellen. Nur die Warnung ſei citirt:

„Sie zeugen Kinder, hohl und bleich,
Die zum Bureau Verdammten;
Bitt're, Du großes Oesterreich,
Vor Deinen kleinen Beamten!“

Grillparzer, Halm, Mosenthal und viele andere Poeten waren Staatsbeamte; in den k. k. österreichischen Bureau wird seit jeher mit Eifer gedichtet, an der schönen blauen Donau hat man sich nie um die von Platen ausgesprochene Warnung gekümmert:

„Wandle Keiner, der den Dichter-Vorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon!“

Mit Grillparzer, der überzeugend dargethan hat, daß man, trotz Platen, in der Bureauluft Mustergiltiges schaffen kann, hat Bauernfeld die Freude am Cölibat gemein. Als junger Mensch schon ließ er die Kette los:

„Die Leute haben das Geschick,
Sich täglich neu zu ennuihren,
Sie nennen das Familienglück —
Ich mag davon nicht profitieren.“

Sonst erinnert sein Wesen in nichts an Grillparzer. Zum 13. Jänner 1888, als er, frisch und wohlgemuth, als gelte es die Fahrt in eine zweite Jugend, die Schwelle des siebenundachtzigsten Lebensjahres überschritt, publicirte er einige Gelegenheitsverse, in welchen er auf seine dramatische Thätigkeit als auf etwas Abgeschlossenes hinwies und alle Erwartungen, die man noch an ihn knüpfen mochte, mit den Worten abfertigte:

„... seit gestern zähl' ich volle Sechsunachtzig,
Und da hat man keine Schreiblust mehr.“

Kurze Zeit danach aber saß er vor seinem Pulte und arbeitete am „Altibiades.“ So erscheint er als verkörperter Contrast zu Grillparzer, der sich nach einer einzigen herben Erfahrung in seine Einsiedelei zurückzog. Bauernfeld hat nie vermocht, sich der Welt zu verschließen; er hat immer Menschen gebraucht, um zu leben, Menschen, um zu dichten; ein beschauliches Dasein ohne regsame Thätigkeit war nicht nach seinem Sinne. Entsagen liegt außer halb seines Wesens. Raisonniren und frondiren bilden einen seiner hervortretendsten Züge. Er persiflirt das nicht übel:

„Und wenn mein Ich ein Zweites hätte —
Ich fürchte sehr, wir stritten um die Wette“

Seinem Ingrimme über das „System“ macht er Lust, wo er kann. Er versucht, bitter kritische Ausfälle auf die Bühne zu schmuggeln; was er momentan nicht veröffentlichen kann, schreibt er vor der Hand für sich nieder, um es nachträglich — in unseren Tagen — drucken zu lassen, Stoßseufzer wie z. B.

„Wie nenn' ich mein Hauptübel gleich?
Ich leide an Oesterreich!“

Manchmal ist ihm, als müsse er fort, als ersticke er in der Atmosphäre des Polizeistaates, und in solchen Stimmungen hält er bissige Monologe, die allerdings erst uns Späteren zu Ohren kamen. Manchmal lebt in diesen Monologen ein siegesgewisser Hoffnungsfunkeln:

„Vergebens Eure schwarzgelben Schranken!
Sie hemmen nicht den gründenden Gedanken.“

Bauernfelds Sinnsprüche sowie seine Aufzeichnungen lassen einen tiefen Einblick thun in das vormärzliche wie in das Wien der Bewegung. Deshalb darf behauptet werden, daß er als Culturpersönlichkeit zum Mindesten ebenso merkwürdig ist, wie als Schriftsteller. Er trifft das Richtige, wenn er die Zustände als „gemüthliche Anarchie“ kennzeichnet. Unter einer behäbig lächelnden Willkürherrschaft geschehen unglaubliche Dinge. Dieselbe Censur, welche jede freie Regung im Keime zu ersticken sucht, läßt schärfste Ausfälle passiren, welche heutzutage schwerlich unbeanstandet bleiben würden. Bauernfelds Lustspiel „Großjährig“ war gewissermaßen ein Prolog, „der neue Mensch“ ein Epilog zur Wiener Revolution. „Großjährig“ wurde beim Minister Grafen Kolowrat in dessen Sommerwohnung von Dilettanten dargestellt. Darauf hin brachte das Burgtheater arglos das Stück. Der Minister hatte darin keine böshafte Anspielung gefunden, und als Erzherzog Ludwig (1784—1864), der einflußreiche Bruder Kaiser Franz I., ihn fragte, ob er — der Erzherzog — wirklich unter irgend einer Maske darin vorkomme, protestirte der Graf feierlich. Nach der ersten öffentlichen Aufführung sagte der kaiserliche Prinz zu dem Minister: „Ich hab' das Stück gestern gesehen und komm' doch darin vor, Sie eigentlich auch.“ Si parva licet componere magnis: „Großjährig“ lief der Bewegung von 1848 voran, wie die „Folle journée“ von Beaumarchais der französischen Revolution. Die Censur wollte den „neuen Menschen“ nicht zulassen. Bauernfeld raisonnirte über dieses Verbot beim Hausarzte Welbels, des Commandanten von Wien, und damit erzielte er mehr als mit den vernünftigsten Auseinandersetzungen. „Der neue Mensch“ wurde ebenso wie „Großjährig“ im Hause des Kaisers aufgeführt . . . Will man noch ein kostbares Steinchen dem Mosaikbilde aus halbvergangener Zeit zugefellen, so lese man bei Bauernfeld die Erzählung, wie er — seines Zeichens Lotto-Directionsadjunct mit 400 Gulden Jahresgehalt, der aber, als Schriftsteller von den Vorgesetzten mit Nachsicht behandelt, monatelang das Bureau nicht betrat — in Begleitung Anastasius Grüns in die Hofburg ging und dort, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, mit Erzherzog Franz Karl, dem Vater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef, zu sprechen beehrte; wie er — mit diesem Verlangen keineswegs, wie in ruhigen Zeiten der Fall gewesen wäre, abgewiesen — dem Erzherzoge die Bitte vorlegte, Kaiser Ferdinand möge eine Verfassung verleihen, und mit dem Versprechen derselben in der

Tasche wieder abzog! Der Absolutismus verstand es, zuweilen recht patriarchalisch zu sein, und als er im Schrecken den Kopf verloren hatte, that er so, als wären alle Schranken niedergefallen. Bauernfeld war von Hause aus politisch angelegt; nur kam er nicht dazu, sich als Politiker auszuleben. Eine auf ihn gefallene Wahl in's Frankfurter Parlament nahm er wegen einer Erkrankung nicht an; so blieb er nach wie vor dabei, seinem politischen Drange literarisch Luft zu machen. Natürliche Begabung und die Umstände verwiesen ihn auf die Bühne. Das Theater war der Ort, wo man in der Blume Manches äußern durfte, was sonst sorglich verschwiegen bleiben mußte; die Dramatiker hatten gelernt, zwischen den Zeilen zu reden, die Zuhörer, zwischen den Zeilen zu verstehen. Bauernfeld nennt die damalige Regierungsform eine „Theatrokratie“. Solche Art halb heimlicher, halb verkappter Rede konnte einem freistrebenden Geiste nicht genügen. Autor und Publikum verständigten sich sozusagen mittels einer Zeichensprache. Dabei knirschten diejenigen, denen dieses Spiel in der Seele zuwider war, zornig mit den Zähnen. Bauernfeld geht in seinem Grimm so weit, sogar von dem Componisten Franz Schubert — der neben dem Maler Moritz Schwind sein bester Jugendfreund war — zu behaupten, er habe „an dem Unglück gelitten“, ein Oesterreicher zu sein. Was Bauernfeld über Nestroy bemerkt, läßt sich auf Niemanden treffender anwenden als auf Bauernfeld selbst: „Er befreite sich durch Spott und feddes Spiel von dem Druck, der auf ihm lastete, wie auf jedem Anderen.“

Allerdings geht der Zug der politischen Fronde nur durch einen Theil von Bauernfelds Werken. Viele seiner Stücke halten sich von öffentlichen Angelegenheiten ferne, spiegeln das gesellige Leben und Treiben und lassen den scharfzüngigen Satiriker kaum wiedererkennen. Unter den unpolitischen Dramen treten mit einem besonderen Gesichte diejenigen hervor, welche den Conflict zwischen Adel und Bürgerthum schildern, wobei es zu Bauernfelds Lieblingsideen gehört, eine Bürgerliche mit einem Adelligen zu verheirathen. Am steifsten und gezwungensten tritt Bauernfeld auf, wo er Tragödien oder hochstrebende pathetische Schauspiele bringt. Das Pathos ist ihm eine Zwangsjacke, in der er sich nicht wohl fühlt. Greift er feierlich in die Geschichte zurück, so schlägt ihm doch allezeit der Wiener in's Genick. „Man hat mir,“ gesteht er in seinen Aufzeichnungen „Aus Alt- und Neu-Wien“ offen, „häufig den Vorwurf gemacht, daß meine Lustspiele, vom „Liebesprotokoll“, den „Bekentnissen“ und „Bürgerlich und Romantisch“ bis auf die neueren „Aus der Gesellschaft“ und „Moderne Jugend“ die Wiener Localfarbe mehr oder minder zur Schau tragen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspiieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Plautus und Terenz bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den Kleindeutschen Rugebue haben dasselbe gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgebildet. Ich bin und

bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutschösterreichers, der unsere Zustände, wie sie ihm erscheinen, in Ernst und Scherz wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutsche Gesamtvaterland, das gemeinsame Bildungselement, immer und ewig im Auge behalte, versteht sich von selbst.“ Sein Bekenntniß als Deutscher ließ er allezeit muthig ertönen. Anno 1845, auf einer Reise, notirte er in sein „poetisches Tagebuch“:

„In Elsaß fühl' ich mich wie daheim,
Konnt' mich der Thränen kaum entbrechen;
Im Volk ist noch urdeutscher Keim,
Und rührend, wie sie schlecht französisch sprechen!“

Das deutsche Bewußtsein zieht sich wie ein rother Faden durch diejenigen seiner Werke, die in ihrer Ganzheit oder theilweise politisch-satirische Absichten vertreten. Deutschthum und Liberalismus galten an Bauernfeld als verdächtig. Seine „Gedichte“ und sein „Buch von den Wienern“ — er nannte sich auf dem Titelblatte desselben anfänglich „Rusticocampus“ — durften in Wien nicht einmal angezeigt werden. Das Publikum demonstirte gern im deutschen Sinne, und dies zu thun, mochte ihm doppelt verlockend erscheinen in den ängstlich gehüteten Räumen des Hofburgtheaters. Am 16. November 1846 wurde „Großjährig“ zum ersten Male gespielt. Als Schauplatz des Stückes ist Wien ausdrücklich genannt. Der Held ist Hermann, ein junger Mensch — lies: „österreichisches Volk“ —, der unter der Obhut seines Vormundes Blase — lies: „Erzherzog Ludwig“, dem ein Theil der Staatsgeschäfte übertragen war, — steht. Blase läßt sich von Spitz — lies: „Graf Kolowrat“ — berathen. Was nun als Fabel sich abspielt, ist Nebensache und dient nur dazu, den satirischen Ausfällen zum Vorwande und Deckmantel zu dienen. Es handelt sich scheinbar darum, daß Blase den Hermann großjährig erklären lassen will, damit dieser des Vormunds Richte Auguste heirathe. Die Großjährigkeitserklärung erfolgt, aber Auguste will ihm nicht sofort die Hand reichen; er solle ein Jahr hindurch reisen, und erst wenn er als neuer Mensch wiederkehre, werde sie die Seinige werden. Blase und Spitz freuen sich, daß sie nach dieser Wendung als Verwalter von Hermanns Besitzthum wieder nothwendig seien und daß Alles beim Alten bleibe. Wozu die Beiden die ganze Großjährigkeits-Episode heraufbeschworen? Diese Frage stellte Niemand, denn man wußte, daß die lustspielhafte Handlung etwas Gleichgiltiges sei. Desto mehr Eindruck machte es, wenn Spitz an Blase berichtete: „Der junge Mann fängt nachgerade an, sich zu fühlen. Er äußert bisweilen Ideen. — Blase: Was sagen Sie? Ideen? — Spitz: Sozusagen: freie Ideen. — Blase: Freie Ideen! In meinem Hause! Wie kommen die herein? Wo nimmt er die her? — Spitz: Aus der Luft. Dort schwimmen sie heututage . . .“ Deutlich wird das „schwarze Cabinet“ gezeißelt, jene Post-

abtheilung, welche alle verdächtigen Briefe zu öffnen, zu lesen und sorgfältig wieder zu verschließen hatte. Der Bediente hat einen Brief für Hermann, darf ihn ihm aber nicht übergeben, da Blase und Spitz ihn vorerst lesen müssen. Hermann stellt Spitz zur Rede: Briefe zu öffnen! Es ist schändlich. Spitz: Ohne Sorge! Wir machen sie immer wieder zu . . .“ Weder vorher noch später wurde je auf dem Burgtheater etwas Aehnliches gesagt wie die symbolisch gemeinte Anrede von August an Hermann: „Sie sind im Mannesalter und lassen sich am Gängelbände leiten; Sie besitzen reiche und blühende Ländereien, die unter fremden Händen verwildern; Sie haben Unterthanen, die man verwahrloßt und unterdrückt; Sie sind ein Diener, ein Knecht, wo Sie Herr und Gebieter sein könnten!“ Als bei der ersten Aufführung Beckmann in der Rolle des Schmerl — spricht: „Schmerling“ — unter der Weste ein schwarz-rothgoldenes Band hervorzog und sotto voce fragte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ da brach ein solcher Lärm aus, daß der ersten Aufführung des Stückes keine zweite folgen durfte. Ebenfalls nur einmal wurde — drei Jahre später — der „neue Mensch“ gegeben. Bauernfeld hat dieses Nachspiel nicht in seine „Gesammelten Schriften“ aufgenommen. Er nennt es „eine Art dramatisirter Feuilleton-Artikel, welcher aus der Stimmung des Tages hervorging und ohne Bedauern mit ihr verwehen darf.“ Zu solcher Objectivität gegenüber der eigenen Schöpfung schwingt Bauernfeld sich oftmals auf. Mit der abgeklärten Ruhe des Alters spricht er von sich selbst in der dritten Person als von dem „jungen Autor“, dessen Irrthümer er ohne Nachsicht constatirt.

Der Verfasser behielt immer Freude an der politischen Satire in dramatischer Form. Fast ein Vierteljahrhundert nach „Großjährig“ ließ er erscheinen: „Die Vögel, oder: die Freiheit in der Luft, oder: Der Ausgleich“. Das Stück spielt „zur Zeit der Ausgleicherei“ 1870/71 und beschäftigt sich mit dem Versuche, den verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs Concessionen zu machen. In der Parabase verweist der Dichter Oesterreich auf seine schönste Mission: „Ost-Reich, werde, was Dein letztes, schönstes Ziel: Deutsch Oesterreich!“ Bauernfeld dachte an keine wirkliche Aufführung, als er so in den Fußstapfen des Aristophanes einherschritt. Dagegen erzielte er nicht nur einen Contact mit dem Theater, sondern sogar eine Preiskrönung mit dem Lustspiele „Der kategorische Imperativ“, welches — im März 1851 dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt — im Jahre 1815 handelt und von scharfen Ein- und Ausfällen wimmelt. Im Mittelpunkt steht Justus Rübiger, genannt Lothar, der in Sachsen zu keinem Lehramte zugelassen wird, weil er dem Tugendbunde angehört und lange Haare trägt. Er will sich in Wien, während des Congresses, sein Recht suchen, gewinnt durch eine jener romantisch-ironischen Verwicklungen, die Bauernfeld bei Tieck und Consorten gelernt hatte, mächtigen Schutz, erhält eine Professur in Königsberg und eine reiche Frau. Wie er angesichts der ihm gewordenen Protection aus

dem „Burschen“ sich in einen Philister verwandelt, dann — nachdem die Nachricht von Napoleons Flucht von Elba dem Congreß in die Glieder gefahren ist — als Tugendbündler redivivus freiwillig in den Kampf zieht und hierauf als gravitätischer Professorats-Candidat wiederkehrt — diese Wandlungen sind mit feinem Spotte gezeichnet. Neben Lothar, dem Rantianer, der einfieht, Wien sei nicht der Ort für stricte Durchführung des „kategorischen Imperativs“, tritt „der Baron“ auf — spricht: „Baron Rothschild“ — der nicht müde wird, zu betonen, er sei ein Plebejer, ein Frankfurter Bürger. Diesmal geht der Spott auf die ganze Thätigkeit des Wiener Congresses. Gelegentlich wird der Regierung wegen ihrer Angst vor der deutschnationalen Strömung ein wenig auf die Finger geklopft. Lothar soll zu Beginn des ersten Actes verhaftet werden. Bei dieser Gelegenheit fragt er den Polizei-Commissär: „Ist denn Euer Wien keine deutsche Stadt?“ Der Commissär beeilt sich, zu erwidern: „Gottlob, nein! Oesterreichisch!“

Ist es zu verwundern, daß das Burgtheater der politischen Satire Bauernfelds Thür und Thor öffnete, so erscheint es uns vom Standpunkte des guten Geschmacks wunderlich, daß ein Stück wie „Der literarische Salon“ Zutritt fand. Bauernfeld hatte es geschrieben, um sich an seinem Feinde, dem damals allmächtigen Kritiker M. G. Saphir (1795—1858) zu rächen. Saphir, ein zersekendes Element in der Wiener Presse, führte unablässig Krieg gegen Bauernfeld. Er urtheilte hart und unerbittlich über ihn. Man hat einen Begriff von seiner Kritik, wenn man erfährt, was er über „Franz Walter“ (1834) sagt: „So wie Bauernfeld schreibt und die Hofschaulpieler darstellen, hat dieser Autor gar nicht nöthig, ein Stück zu schreiben. Er braucht nur einen Titel zu erfinden und das Personale anzugeben, z. B. der polternde Alte — Herr Wilhelmi, der wunderliche Alte — Herr Costenoble, der erste Liebhaber — Herr Löwe, der pedantische Liebhaber oder permanente Referendarius — Herr Fichtner, die muntere Liebhaberin — Ulle. Müller, die naive Liebhaberin — Madame Fichtner, der sich immer gleichende Dummling — Herr Mothe.“ An anderem Orte und zu anderer Zeit als im vornärzlichen Oesterreich hätte ein Saphir keine solche Geltung erlangen können, wie der berühmte Postenreißer sie in der That besaß. Mit der Geschicklichkeit, spielend das Wort tanzen zu machen wie einen Kreisel, verband er eine seltene Unverfrorenheit. Er schrieb Kritiken für Bäuerles „Theaterzeitung“, und in dieser verunglimpft er alles Gute und Edle. Speciell Bauernfeld war ein Object seiner galligen Kalauer. Bauernfelds phantastisches Märchen: „Fortunat“ wurde am Josefstädter Theater gegeben, weil die Hofbühne es nicht annahm. Damals galt der Monarch noch als der Helfer in jeder persönlichen Noth; der Dichter nahm deshalb Audienz beim Kaiser, konnte aber auch auf diesem Wege die Aufführung am Hofburgtheater nicht durchsetzen. Anstatt eines Erfolges stellte sich ein heller Skandal ein, die Saphirianer lärmten gegen die Bauernfeldianer — Wien hatte für solche Parteilungen noch Verständniß

und Theilnahme . . . Saphir schlug gegen „Fortunat“ einen so heftigen Ton an, daß der Polizeipräsident den Recensenten verständigen ließ, die Censur werde eine derartige Kritik nicht wieder dulden.

Der schlechte Erfolg von „Fortunat“ wirkte auf Bauernfeld so verstimmend, daß er sich „wie durch's Herz geschossen“ fühlte und binnen fabelhaft kurzer Zeit „Bürgerlich und Romantisch“ schrieb, um das Publikum wieder für sich zu gewinnen, dieses Publikum, von welchem er aus den Aufführungen des „Fortunat“ berichtet, es habe sich höchst unparteiisch benommen. „Das heißt, die Leute lasen mit dem größten Vergnügen, wie man mich heruntermachte, setzten sich aber mit demselben Behagen auf ihre Sperrfuge und in ihre Logen, um sich das geschmähte Stück gefallen zu lassen.“

An Saphir nahm Bauernfeld seine Rache, indem er dem Lustspiele „Bürgerlich und Romantisch“ den Leiblakai Unruh einreichte, hinter welchem man rasch den feindlichen Kritiker erkannte. Dieser Unruh kommt sehr gezwungen in's Stück, aber Bauernfeld wehrte sich seiner Haut, und da ergriff er die Mittel, wie sie sich ihm gerade darboten. Der bei dem Baron Ringelstern bedienstete Lakai war ehemals Kritiker. Er bewies Alles, was er beweisen wollte, unter Anderem, daß Goethe „der Mittelpunkt fehlte.“ Was das heiße, fragt der Baron. Unruh weiß es selber nicht . . . Abgesehen von dieser Satire haben wir mit „Bürgerlich und Romantisch“ (zum ersten Male gegeben am 7. September 1835) eins der Stücke genannt, welche die harmlos lebenswürdige Seite von Bauernfeld's Wesen vertreten. Keine vertieften Charaktere, keine überraschenden Situationen, der Dialog fließend, heiter, ohne durch übertriebenen Glanz zu blenden. Die Handlung geht, dem theatralischen Herkommen gemäß, in einem Brunnen- und Badeorte vor sich, es fehlt weder der Badecommissär noch der Rath oder die Rätin, das ganze landesübliche Lustspiel-Arsenal steht in Verwendung. Das bürgerliche Paar — Cäcilie Zabern und Badecommissär Eittig — und das romantische — Katharine von Rosen und Baron Ringelstern — finden sich zusammen, die Heiratsquadrille ist fertig. Man thut gut daran, sich unter der Romantik, wie sie hier auftritt, etwas Gemäßigtes und Gedämpftes zu denken. Rede und Gegenrede, Scherz und Tändelei, die durch vier Acte die Scene beherrschen, machen Einen nicht lachen, aber angenehm lächeln, etwa zur Verdauung nach einem reichen Diner. Den Hauptspas hatte die Zuhörerschaft an dem Lakai Unruh.

Seinen schärfsten Pfeil aber schoß Bauernfeld gegen Bäuerle und Saphir mit der schon genannten Komödie „Der literarische Salon“ ab. In dem Stücke hieß Bäuerle „Wendemann“, Saphir „Morgenroth“. Wie in „Großjährig,“ so war auch hier die Handlung das Unwichtigste, und Bauernfeld, der im Erfinden von Fabeln nie sehr stark war, nahm sich kaum die Mühe, wirklich eine zu erfinden. Wendemann erscheint als feiler Lohnschreiber, der jede Art von Bestechung annimmt; Morgenroth als vorlauter, frecher Phrasendrescher ohne Pietät für irgend eine künstlerische Leistung. Nebenbei werden — ganz im Sinne des vormärzlichen Wiens — Privatfachen öffentlich

gestreift. Das Auditorium lächelte verständnisinnig, als Wendemann erklärte, sein Unglück seien die Weiber und die Schulden. Saphir saß im Parterre am Pranger, während der Schauspieler ihn vor der Rampe wiedergab — zwar nicht in seiner Maske, aber doch für Jeden erkennbar. Niemand konnte sich im Unklaren sein, wer dieser Morgenroth sei, wenn er erklärte: „Ja, ich will mich erbarmen der deutschen Literatur, ich will ihr eine Richtung geben. Meine Ansichten von Kunst und Leben sind ungeheuer. Der Himmel verlieh mir Geist, Wit, Humor, Ironie, Tiefe. Ich erkenne meinen Beruf. Ich will zermalmen alles Bestehende. Ich will gründen eine große Schöpfung, eine neue Welt. Ich will neugestalten die Kunst, die Wissenschaft, die gesellschaftlichen Verhältnisse“ . . . Und Saphirs manierirter Wit — für uns Moderne unverdaulich — wird erhöht, indem Morgenroth eine seiner Arbeiten vorliest, in der es heißt: „Nur ein schöner Geist besitzt die geistige Schönheit. Gesellige Bildung bildet die Geselligkeit. Wit ist die Blüthe des Geistes, und Geist ist die Frucht des Wises. Ich habe nur Geist, wenn der Geist mich hat“ . . . Ganz Wien wäre unzählige Male in's Burgtheater gegangen, um die Geißelung Bäuerles und Saphirs mitanzusehen; aber der Polizeipräsident und einige Erzherzoge wurden wegen eines Verbotes der Komödie bestürmt, und dieselbe durfte wirklich nicht mehr in Scene gehen. Saphir wurde von Seiten einer mütterlich um ihn besorgten Behörde ein Pflaster auf die frische Wunde gelegt, indem sie ihm die Concession zur Herausgabe des „Humorist“ verlieh, eines Blattes, das in unpolitischen Tagen allgemein gelesen wurde. Bauernfeld constatirt, daß Saphir also indirect ihm diese Vergünstigung zu danken habe, und fügt hinzu: „Daß der Mensch früher außer mir auch Grillparzer und alle honneten Leute angegriffen hatte, davon hatte Niemand Notiz genommen. So ging es in der guten alten Zeit!“

Bauernfeld als Dramatiker hat einen Januskopf. Nach der einen Seite ist er ein wenig Juvenal, nach der anderen bloß unterhaltender Plauderer. Und wo er diese zweite Seite seines Wesens zeigt, da wirkt er am nachhaltigsten. Seine satirischen Sachen sind halb vergessen; nur der Kritiker, der Literaturhistoriker sucht sich mit ihnen heute noch zu befreundeten. Dauernd haben sich auf dem Repertoire diejenigen Stücke behauptet, in denen der Verfasser gutmüthig lächelnd der Gesellschaft einen Spiegel vorhält, ohne die Absicht zu bessern und zu belehren. Den Typus dieser Gattung mag man in dem Lustspiele „Das Liebesprotokoll“ sehen. Dem Titel entspricht der Umstand, daß des Bankiers Müller Tochter Adelaide zur Heirath mit einem adeligen Streber gezwungen werden soll, einem Freunde des Hauses aber zu Protokoll dictirt, wen sie eigentlich liebe. Dank dem Protokoll bekommt sie zum Schlusse natürlich den Auserwählten ihres Herzens zum Manne. Einen großen Theil seines Effects hatte das Stück der Figur des Bankiers zuzuschreiben, eines nach Nobilisirung strebenden Empor-

könmlings, der in naiver Weise seine geheimste Seele offenbart, wenn er ankündigt: „Meine Tochter — meine Freunde — theilen Sie die Freude mit mir! Sehen Sie mich an: ich bin geabelt!“ Bauernfeld versichert, diese Gestalt sei damals neu gewesen. Uns erscheint sie abgebraucht; wir finden die Seelenmalerei gar zu leichtthin entworfen, wenn Müller sich vernehmen läßt: „Es ist gar nicht der Mühe werth, zu leben, wenn man nicht ein Baron ist oder wenigstens ein Ritter.“ Aber Bauernfeld mag mit seiner Behauptung Recht haben; dafür spricht die Thatsache, daß Döring in Berlin jahrelang den Müller zum Ergötzen des Publikums spielte . . . Es fragt sich, ob heutzutage Stücke wie „Das Liebesprotokoll, wenn sie neu wären, eine freundliche Aufnahme fänden. Will man Bauernfeld richtig würdigen, so darf man ihn nicht losgelöst vom Wiener Burgtheater betrachten. Aus diesem wuchs er heraus, und er ist mit ihm organisch verbunden geblieben. Er schrieb für Schauspieler wie Fichtner (1805—1873), welcher am glänzendsten war, wenn er mit anspruchsloser, eleganter Liebenswürdigkeit dem Wiener Salon seine Modelle entnahm. Dazu kommt in Betracht, daß das Burgtheater lange Zeit mehr Schauspielerbühne als Literaturbühne war. Seine Darsteller gaben oft ihr Größtes in der Lösung kleiner Aufgaben; das Publikum war am zufriedensten, wenn die Individualität eines beliebten Schauspielers möglichst unverhüllt aus der Rolle hervortrat, es wollte im Lustspiele, wenn Fichtner sich zeigte, möglichst viel Fichtner genießen. Solchen Strömungen kam Bauernfeld mit seinem Talent, seinen Neigungen und seiner Weltklugheit entgegen. Wir begreifen, daß ein Lustspiel wie „Leichtsinn aus Liebe“ seinerzeit ernstlich gefiel. Die weibliche Heldin Friederike von Minden giebt sich den Anschein, als wäre sie leichtsinnig, aber nur, weil sie sich von Heinrich Frank, dem ihr Herz gehört, verschmäht glaubt. In zwölfter Stunde kommt Alles in's richtige Lustspielgeleise. Aber wie hausbacken, wie philiströs ist Friederikens Leichtsinn! Wie wenig Menschenkenntniß gehört dazu, ihn zu durchschauen! Der Leichtsinn muß uns ausdrücklich als solcher denuncirt werden, wir würden ihn sonst kaum dafür halten. Dem Herkommen gemäß sind die auftretenden alten Herren galanter als die jungen; ein Obrist beherrscht den Kurort, wo die Handlung spielt, als Babekönig; im dritten Acte wird Pfänder gespielt um Küsse; eine alte Räthin tritt mit drei heirathsfähigen Töchtern auf, für die sie ostensibel Männer sucht. Trotz der Schablonenhaftigkeit liegt ein Hauch von Anmuth über dem Ganzen. Bauernfeld, der Alte, wirft sich zum Kritiker Bauernfelds, des Jungen, auf und sucht den Beifall zu entschuldigen oder zu erklären, den das Stück gefunden. „Mitteltst eines gefälligen Dialoges,“ sagt er, „nicht ohne gute Laune und Charakteristik kam ein Stück wirklichen Lebens auf die Bretter, auch boten sich dem Schauspieler dankbare Rollen dar — so verzieh oder über sah man den Mangel einer eigentlichen bedeutenden Handlung.“ Dem Autor macht es Freude, einzugestehen, daß eine Scene des Stückes aus Sheridan's

„Rivals“ entlehnt sei, „ein Vorgang, der von der Kritik niemals bemerkt wurde.“ Wie sehr die Langlebigkeit solcher Lustspiele aus der Individualität eines ausgezeichneten Künstlers sich entwickelt, geht aus dem Umstande hervor, daß Bauernfeld dankbaren Gemüthes constatirt, Fichtner habe durch dreißig Jahre, von 1831 bis 1864, den jungen Doctor „immer mit gleicher Frische, Jugendlichkeit und Liebenswürdigkeit gespielt“ . . . Ab und zu ging Bauernfeld von der Oberfläche tiefer gegen den Kern zu — wie in „Krisen“ und „Bekenntnisse“ —, aber alle seine Lustspiele weisen einen Zug von Familienähnlichkeit auf.

Eine andere Facette seines Wesens leuchtet auf, wenn wir aus dem „Musikus von Augsburg“, einem Lustspiele in Versen, erfahren, wie Bauernfeld sich producirend von Shakespeare zu erlösen strebte, in den er durch die von ihm besorgte Uebersetzung schier wider Willen hineingerathen war; oder wenn wir „Die Geschwister von Nürnberg“ kennen lernen, eine romantische Komödie mit Pfalzgrafen, Raugrafen, Räuberhauptleuten, entführten Kindern u. s. w. Da empfangen wir den Eindruck, als habe Bauernfeld sich maskirt, um nicht erkannt zu werden; wir finden ihn lieber so, wie er wirklich ist, nicht in alterthümlicher Verkleidung und Vermummung.

In zwei Schauspielen zeigte er, daß seine Begabung auch dafür ausreiche, historische Stoffe zu meistern. Das eine heißt: „Ein deutscher Krieger“, wurde 1844 zuerst aufgeführt und entsprach der deutschen Stimmung, welche Oesterreich durchzog, von „oben“ mißgünstig angesehen, trotzdem sie eine großdeutsche war. Was in Oesterreich die Censur passiren ließ und was nicht, das wird vom einfachen, gesunden Menschenverstande niemals zu erklären sein. Das Stück durfte 1844 gegeben werden, aber 1870 wurde einigen Provinztheatern seine Aufführung untersagt. In die letzten Tage des dreißigjährigen Krieges stellt Bauernfeld den sächsischen Obersten Göze, den „deutschen Krieger“, hinein. Göze, der im Elsaß seinen Posten hatte, kann und will sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß das Elsaß wieder französisch sein solle; er lehnt sich gegen den Befehl seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, auf und zeigt nicht übel Lust, auf eigene Faust Krieg zu führen. In Göze steckt etwas von Wallenstein — freilich nicht mehr, als etwa von Schiller in Bauernfeld steckt. Göze kennzeichnet sich selbst, wenn er bekennt, er habe nur Einen Gedanken im Kopfe; „Der heißt: Deutschland — und für den einzigen Gedanken hätt' ich gerne meinen Kopf zehntausend Mal hergegeben.“ Die Verwicklung, welche sich aus der Neigung Gözes zu Frau von La Rochelle, einer Parteigängerin der Franzosen, ergiebt, sowie die Scene, in welcher der Kurfürst, den Werth seines Obersten wohl erkennend, ihm seine Insubordination verzeiht und sich herzlich mit ihm versöhnt, das sind Zeugnisse echter dramatischer Kraft. Bauernfeld findet einfache und dabei mächtige Accente, wie wir sie dem Verfasser von „Leichtsinn aus Liebe“ kaum

zugetraut hätten. In großem Stil ist auch das 1870 erschienene geschichtliche Schauspiel „Landfrieden“ gehalten. Es geht 1518 nach Verkündigung des Landfriedens in der Nähe von Augsburg vor sich und zeigt an einer lebhaft bewegten Fabel die Reibung zwischen Adel und Bürgerthum. Der Kaiser, als Schirmer des Rechtes, spricht das Schlußwort und zieht die Moral, wenn er den Rittern begreiflich macht, Junker Robert von Streithorst müsse Katharina, des Augsburger Patriciers Manzinger Tochter ehelichen, nachdem er sie hatte entführen lassen:

„Ihr Eblen, zieht die Stirn nicht kraus!
Das Leben, seht, es will sich neu gestalten —
Ich mein', in Zukunft sollt', sind erst die Kämpfe aus,
Adel und Bürgerthum recht treu zusammenhalten.“

Nothigen uns also die historischen Dramen — zu denen noch „Franz Sickingen,“ „Im Dienste des Königs“ u. a. zu zählen sind — die Anerkennung ab, daß der geborene und berufene Lustspielsdichter sich mit Glück auch in ernstere Richtung hineinzufinden weiß, so werden wir doch dabei bleiben müssen, daß Bauernfelds Physiognomie uns nur da völlig klar wird, wo er das moderne Leben schaffend belauscht. Und unter seinen Stücken, welche sich mit diesem befassen, dünkt „Aus der Gesellschaft“ uns das wichtigste. Hier springt die Actualität vor uns auf, und doch macht ein Bleibendes sich bemerkbar; das Stück wächst aus der Zeit empor und erscheint doch angelegt auf die Dauer; allgemein menschliche Vorgänge, beruhend auf den Einrichtungen der ganzen Gesellschaft, wenden sich an unsere Empfänglichkeit, und doch athmen wir österreichische Luft. Das Generelle und das Besondere vereinigen sich zu einer merkwürdigen Legirung. Fürst Lübbenau heirathet Magda Werner, ein Hochadeliger eine Bürgerliche. Bauernfeld findet an diesem Problem, wie schon erwähnt, immer Gefallen. Sieben Jahre nach „Aus der Gesellschaft“ machte er in „Selbstständig“ unter geänderten Voraussetzungen Bertha Walter zur Gattin des Grafen Wilbenstein . . . Fürst Lübbenau muß sich sein geliebtes Mädchen erkämpfen wider die Vorurtheile seiner blaublütigen Verwandtschaft. Der Weg zum Altar wird ihm nicht leicht gemacht; wir folgen ihm freudig, denn es handelt sich um ein wackeres Paar, und der Fürst muthet uns sympathisch an, weil er am Schlusse des ersten Actes an die Spitze eines liberalen Ministeriums berufen wird. Alle Personen sind mit Entschiedenheit individualisirt, am schärfsten Graf Feldern, der Repräsentant des altösterreichischen Adels. Nicht nur Aristokratie und Bourgeoisie stellen sich einander gegenüber, sondern in jener auch klappt ein Riß, die Grenze zwischen zwei Epochen und zwei Geschlechtern. Graf Feldern, der alte Sünder, der Magda „appetitlich wie nur Eine“ findet, hat im Cavaliers-Casino über sie geklatscht; Fürst Lübbenau stellt ihn zur Rede und verhält ihn, Magda Abbitte zu leisten. Feldern, der nicht schlecht, sondern nur schwach und kleinlich ist, thut das gern, ja, er

thut es mit Noblesse, und damit wird der Empfindlichkeit der sprüchwörtlich gewordenen „Comteßeln“ in den Logen des Burgtheaters Rechnung getragen, denn man kann doch ihre Väter nicht so ohne Weiteres heruntermachen. Fürst Lübbenau macht dem Grafen Vorwürfe, die als ein Glaubensbekenntniß einer modernen Adelsgeneration gelten dürfen. „Wahrhaftig“, sagt er ihm, „Ihr vom ancien régime, seid es, die den Adel in Mißcredit bringen. Ist's ein Wunder, wenn alle Welt gegen uns declamirt?“ Und wenn Feldern etwas über die „Zeitungschreiber“ in seinen Bart brummt, so fährt Lübbenau fort: „Der Tadel hat leider einigen Grund! Wenn Ihr leichtsinnig wart, läberlich, verschuldet, unwissend, zu Geschäften unbrauchbar, der Schrecken Eurer Bauern, von Euren Rentmeistern betrogen, in den Händen den Juden — was ist daran zu loben? Zum Glück, daß jetzt ein neues, ein besseres Geschlecht heranwächst“ . . . Man traute seinen Ohren kaum, als man im Burgtheater zuerst diese Wahrheiten vernahm. An Lübbenau konnte man wirklich helle Freude haben, an diesem Prachtferl, der mit Bezug auf Magdas bürgerliche Herkunft bedeutet: „Ich denke, ich habe Adel genug für uns Beide.“ Nach allen Seiten theilt der Fürst Liebe aus, aber mit Vornehmheit, mit der Haltung des überlegenen Gentleman. Wenn der junge Gatte seiner Richte sich zu ihm darüber beklagt, daß er als Offizier dem Kriegsministerium zugetheilt worden sei, während ihm das Dreinschlagen ungleich besser passen würde, erwidert der Fürst: „Studire und schreibe erst gut, mein Sohn, dann schlägst Du vielleicht noch besser d'rein — und mit Verstand.“ Und diese Lehre wurde 1867 ausgesprochen! Ist's ein Wunder, wenn das Publikum sich mit Bauernfeld enthusiastisch einverstanden erklärte? Laube in seinem Buche über das Burgtheater gemahnt daran, daß er nicht die Hoffnung hegte, das Mezalliance-Schauspiel durchzubringen: „Die Zulassung eines solchen Themas für das Burgtheater schien unerreichbar, denn das Theater ist im Wesentlichen aristokratisch. Ein hoher Cavalier steht immer an der Spitze und entscheidet über die Zulässigkeit neuer Stücke, fast sämtliche Logen sind ein Abonnement des hohen Adels — man kann eher eine mißliebige politische Tendenz zugänglich machen, als eine sociale, welche die Standesunterschiede der vornehmen Kreise herausfordert . . .“ Und das Stück kam doch auf die Scene und hatte einen großen Erfolg. Freilich wurde es musterhaft gespielt. La Roche gab in dem Grafen Feldern eine seiner besten Schöpfungen. Das Bornirte, Engherzige und dabei „Gemüthliche“ des altösterreichischen Adels kann man nicht feiner und klarer zur Anschauung bringen. Wer es mitangehört, wird es nie und nimmer vergessen können, mit welcher Betonung La Roche auf die Strafpredigt, welche Lübbenau-Sonnenthal ihm gehalten, antwortete: „Bruder, Du hast mich gerührt! Ich bin freilich zu alt, um ein neues Leben anzufangen — aber Du hast mich gerührt!“ — wie er das erwiderte, beschämt, weich,

reumüthig, voll des Bewußtseins, daß er einen Fehler eingestehen könne, denn er sei und bleibe ja der Graf Feldern . . . In „Aus der Gesellschaft“ erklingen im Dialog zahllose Austriacismen; diese geben Bauernfelds Sprache den localen Erbgeruch, und österreichisch, wienerisch — dem Gebrauche der oberen Zehntausend entlehnt — sind auch die französischen Fremdwörter. Bei Bauernfeld ist eine Dame „pensive“ und maussade“. Der Wiener Salon findet sein Echo.

Streute der Autor in dieses Schauspiel nur einige Splitterchen Tendenz hinein, so zeigte er sein Behagen an der Tendenz, in deren Dienst er seit jeher steht, voll und ganz in dem 1875 veröffentlichten Buche: „Die Freigelassenen. Bildungsgeichte aus Oesterreich“. Hier bemüht Bauernfeld sich, ein deutliches Bild des Metternich'schen Regime zu malen. Das Werk geberdet sich wie ein Roman und heuchelt die Handlung eines solchen. Wir lassen uns nicht irre machen in der Erkenntniß, daß Gestalten und Ereignisse nur als Arabesken für die zeitgeschichtliche Darstellung dienen. Wir finden in Ungarn das Land der Freiheit im Vergleiche mit den übrigen Theilen der Monarchie; wir sehen Wien damit beschäftigt, Saphirs „Humorist“ und seine Gedichte „Wilde Rosen“ zu bewundern; der „besseren“ Stände lesen mit Vorliebe die verbotenen Bücher; Studentensammungen werden als Verschwörungen gegen Thron und Altar verfolgt; der Ausländer, der lange Haare und einen Vollbart trägt, gilt als verdächtig; Erzherzog Ferdinand, Militärgouverneur von Galizien, soll auf einem Ball beim Fürsten Sulkowiz aufgehoben werden; die Verschwörung wird vereitelt, zwischen Insurgenten und kaiserlich gesinnten Bauern entsteht ein Kampf, der Freistaat Krakau muß sich Einverleibung in die Monarchie gefallen lassen; im Stillen tauchen Pläne zu einer Constitution auf; Alexander Bach, der spätere klerikal-reactionäre Minister, gilt dem „System“ als „bedenklich“. Der erste Band schließt mit dem bedeutungsvollen 13. März 1848: „Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zum Mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen“ — eine Rechtfertigung des Titels, den das Buch führt. Im zweiten Bande wird die Barrikaden-Epoche dargestellt. Wie beliebt der Polizeipräsident Sedlnitzky ist, geht daraus hervor, daß Frau Brennerberger zwei Hunde hat, und den einen Sedl, den andern Nitzky ruft. Es fehlt in dem Buche nicht an Ausblicken in die Zukunft, an Ausblicken, welche für das tief eingewurzelte deutsche Empfinden des Autors sprechen. Nach der Revolution erwägt Bauernfeld, wie die Dinge vor ihr gewesen; er läßt sich vernehmen: „Ein paar Privilegirte aber taumelten in einem geistlosen Genußleben dahin und blickten mit dünkelfafter Verachtung auf die niedergehaltene Völkerheerde. Jene nur zählten und galten, sie waren der „Staat“; der Rest, die Masse war Sperma, Urschleim, staatlicher Kehrriht.“ Es will uns scheinen, als hege Bauernfeld die Meinung, wir Oesterreicher seien noch immer nicht aus den Freigelassenen zu Freien geworden, denn seiner „Bildungs-

geschichte“ hat er das Motto vorangesezt: „Wir Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.“

Er darf mit Stolz von sich rühmen, daß er nie geschwankt habe als Deutscher und als Freisinniger. Die Ideale seiner Jugend, er hält sie noch heute fest. Man glaubt, ihn aus den Tagen seiner Morgenröthe zu hören, wenn er — die Achtzig schon hinter sich — seine Memoiren mit den Worten schließt: „Die Idee der Freiheit, mächtig genug, um Siegerin zu bleiben, Millionen von Bajonetten gegenüber, braucht auch nicht vor der schwarzen Rote zu erschrecken, die uns nur gar zu gern in den alten Geisteszwinger zurückführen möchte.“

Bauernfeld als literarische Gesamterscheinung verdient Anerkennung und Achtung, und zu diesen gesellt sich die Ehrfurcht vor einem frischen, schaffensfähigen Greisenalter. Dieses ist sonst in der Regel derfruchtbarste Boden für das Saatkorn des Egoismus. An Bauernfeld erleben wir das erfreuliche Schauspiel, wie ein an der äußersten Grenze der Jahre Stehender sich selbst corrigirt, nachdem er sich darauf ertappt hat, vom Allgemeinen zurückgegangen zu sein auf das Persönliche. Zu Weihnachten 1886 rief er der Jugend nach, er sei alt und verdroffen, und das Blei, das sie gegossen, liege ihm in den Veinen . . . Ein Jahr später, wieder bei Gelegenheit des Christfestes, sprach er in Versen von den Weltereignissen, gab in einigen knappen Zeilen ein Bild der politischen Lage und lächelte als ein Weiser über das Gehaben der Staatsmänner. Er war entschieden jünger geworden; er hatte sich darauf besonnen, daß die großen Fragen und Interessen wichtiger seien als die schwarzen Punkte in einem Einzelschicksale.

Wir aber werfen, wenn wir die Thätigkeit dieses Mannes von mehr als 87 Jahren überschauen, einen Blick voll tiefen Respects auf die Gestalt, in der so viel Seltenes zusammenfließt: ein hohes Alter, das von der Last der Jahre die Würdigkeit, aber nicht die Schwäche hat; eine Gegenwart, die eine lange, lange Vergangenheit hinter sich und einen Schimmer von Zukunft vor sich hat; ein Quell, an dem seit mehr als sechs Jahrzehnten die nach Erfrischung Durstenden trinken, und der noch nicht aufgehört hat, zu sprudeln; ein Mensch, der keineswegs trozig auf demselben Flecke verharrte, und doch in der Bewegung stets sich selber treu und gleich geblieben ist!





Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber.

Don

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

II.

Wir schreiten jetzt zur Betrachtung desjenigen Angriffs, wie er dem Anschein nach russischerseits für den Fall geplant ist, daß nicht eine derartige Ueberlegenheit an russischen Streitkräften im westlichen Polen concentrirt ist, welche gestattet, den kürzesten Weg auf Berlin, trotz der mehrfachen Belagerungen und Cernirungen, zu welchen derselbe nöthigt, zu nehmen, sondern für den Fall, daß die beiderseitigen Streitkräfte sich ziemlich die Waagschale halten, oder russischerseits nur verhältnißmäßig wenig überlegen, dabei jedoch genügend im westlichen europäischen Rußland concentrirt sind, um demselben überhaupt zu gestatten die Offensive zu ergreifen.

Es ist dies die Offensive der russischen Operations Armee auf dem rechten Weichselufer durch die Provinzen Ost- und West-Preußen mit dem Object Berlin, in unmittelbarer Verbindung mit einer Operation der russischen Flotte gegen die deutsche Ostseeküste, zunächst gegen die besetzten Hafenplätze Königsberg, Memel und Danzig.

Der nächste Zweck dieser Offensive würde darin bestehen, den Krieg sofort auf feindliches Gebiet zu spielen, um auf Kosten des Feindes zu leben, und die genannten deutschen, besonders in ihrem nördlichen Theil wohlhabenden Provinzen zu besetzen, deren Festhalten durch die Weichsel in der Front und linken Flanke sehr begünstigt wird, und die, falls die russische Offensive an der unteren Weichsel bereits zum Stehen kommt, erst durch eine deutsche Operation über diesen Strom hinaus dem Gegner wieder entzogen werden müßten.

Die Provinz Ost-Preußen, auf zwei Seiten von russischem Gebiet umschlossen und an der Ostgrenze völlig offen, an der Südgrenze nicht

von unüberwindlichen Hindernissen umgeben, fordert durch ihre geographische Lage und Beschaffenheit die russische Offensive heraus, und bietet derselben den Vortheil der Benützung der durch keine große Festung gesperrten ostpreussischen Südbahn, sowie des Niemen als Verbindungslinien, und ferner den der Mitwirkung der Flotte.

Wir wollen zunächst den russischen Angriff auf Ostpreußen betrachten. Das Hauptobject der russischen Flotte wird die deutsche Flotte, und deren Vertreibung von der offenen See sein. Ist ihr diese, vielleicht verhältnißmäßig rasch, unterstützt durch die Diversion einer fremden Flotte gelungen, so wird ihr nächstes Unternehmen gegen Königsberg gerichtet sein. Die Aufgabe der russischen Flotte wird hier voraussichtlich darin bestehen, das Feuer der Küstenbefestigungen von Pillau zum Schweigen zu bringen, dieselben zu zerstören oder zu besetzen, und die Torpedosperrren unschädlich zu machen, um in das frische Haff eindringen zu können. Ferner, sich in den Besitz desselben zu setzen, und derart die Verbindung von Königsberg mit der offenen See und mit Danzig auf dem Haff zu unterbrechen, damit die Einnahme Königsbergs vorzubereiten, und Diversionen aus dieser starken Festung zu verhindern. Die russische Flotte wird ferner durch einige ihrer Fahrzeuge die verhältnißmäßig unbedeutenden Küstenbefestigungen von Memel zum Schweigen zu bringen, und in den Besitz dieses wohlhabenden Hafenplatzes, als eines Basispunktes, zu gelangen suchen. Die Stadt Memel ist zwar gegen die See hin durch Küstenforts und eine vorbereitete Torpedosperrre gegen einen Handstreich der russischen Flotte geschützt, zu Lande jedoch ohne jegliche Befestigung. Will die russische Offensive sich in den Besitz des Memeler Hafens behufs Gewinnung eines Hafenplatzes für ihre Flotte als Zwischenstation setzen, so dürfte es ihr voraussichtlich nicht allzu schwer werden, die dortigen, nur wenige Geschütze zählenden Küstenforts durch eine überlegene Beschießung von der See aus, dabei vielleicht zu Lande von der Artillerie der Landarmee unterstützt, zum Schweigen zu bringen, resp. durch die gewaltige Wirkung der heutigen Granaten der schweren Geschütze zu zerstören, und die hier befindliche Torpedosperrre zu vernichten, so daß von einem längeren Aufenthalt, den diese im Uebrigen untergeordnete Operation beanspruchen würde, nicht die Rede sein kann.

Das bedeutendste Hinderniß für die Offensive in Ostpreußen ist außer den für die Vertheidigung dieser Provinz im offenen Felde bestimmten Truppen die starke Festung Königsberg. Dieselbe hat eine sehr starke normale Kriegsbesatzung, kann per Bahn über Elbing bis zu dem Moment, wo der Feind vor ihren Wällen erscheint, Truppen heranziehen, und hat alsdann noch die Verbindung mit der Festung Danzig durch das frische Haff und die Weichsel, und endlich die Verbindung mit dem deutschen Hinterlande zur See, so lange die deutsche Flotte die hohe See gegen die russische halten kann. Die starken, nach neuestem System ausgeführten Forts bei Pillau sichern diese Verbindung, und erschweren, auf schmaler

Landzunge gelegen, und unterstützt durch die Nähe der Festung Königsberg, einen Landangriff sehr erheblich. Zur See und von Danzig aus können jederzeit, sobald der Gegner nicht Herr des frischen Haßs ist, Transporte an Truppen, Proviant, Waffen, Munition u. auf dem Haß nach Königsberg geführt werden, auch wenn diese Festung zu Lande vom Feinde eingeschlossen ist, da die in weitem Kreise Königsberg umgebenden Forts den Wasserweg frei halten. Um die Einschließung Königsbergs zu Lande zu vervollständigen und die Verbindung auf dem frischen Haß abzuschneiden, muß die russische Flotte das Pillauer Tief durch Beseitigung der dortigen Torpedosperre und zum Schweigen bringen resp. Zerstören der Pillauer Befestigungen forciren, um einer Kanonenbootflotte zu gestatten, Besitz vom frischen Haß zu ergreifen.

Wenn Königsberg auch nicht diejenige Bahnlinie sperrt, welche die Offensive der hier in Ostpreußen vordringenden russischen Armee gegen die untere Weichsel als Verbindungslinie zunächst zu benutzen suchen wird, so ist doch seine Bedeutung als Flankenstellung für ein — unter Umständen mehrere — deutsche Armee-Corps, seine Eigenschaft, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als Offensiv-Brückenkopf für das deutsche Hinterland, so lange die deutsche Flotte das offene Meer hält, und die Verbindung mit Danzig gesichert ist, von solcher Wichtigkeit, daß diese starke Festung von der hier besprochenen russischen Offensive unbedingt eingeschlossen, in ihrer Wirkung nach außen paralyßirt und belagert, und durch ihre Einnahme zum Stützpunkt für die weiteren Operationen der russischen Armee gemacht werden dürfte. Bei sehr verstärkter Besatzung vermag Königsberg unter Umständen selbst eine ganze russische Armee an seine Mauern zu fesseln. Befinden sich jedoch in Königsberg und der Provinz Ostpreußen bei Ausbruch des Krieges verhältnißmäßig nur geringe deutsche Streitkräfte, wie etwa außer der erwähnten normalen Kriegsbefatzung dieser Festung nur einzelne schwächere Detachements, und ist die wirksame Cooperation der russischen Flotte gesichert, so wird ein russisches Belagerungscorps von etwa doppelter Stärke der Besatzung zur Einschließung und Belagerung von Königsberg genügen.

Die Ost-Grenze Ostpreußens ist, wie wir sahen, von Tilsit bis Angerburg d. h. von der Tilsiter Niederung bis zum Angerap-See ohne jedes Terrainhinderniß von Belang, und daher offen für einen russischen Einfall. Die Eisenbahn Rowno—Cydtukhnen und der von Rowno ab schiffbare Niemen, sowie eine genügende Anzahl guter Straßen führen direct auf dieses offene Grenzgebiet. Die russischen Truppen der Grenzbezirke Grodno, Rowno, Samogitien, Kurland, Wilna, Dünaburg, Livland und Estland werden, zu einer Armee vereinigt, am Niemen und der genannten Bahnstrecke sofort den Vormarsch auf Königsberg antreten, die sich ihnen gegenüberstellenden deutschen Truppen, zu schlagen und Königsberg einzuschließen suchen. Die Basis dieser russischen Armee wird der Niemen mit der starken Festung Rowno, ferner weiter rückwärts Dünaburg sein, wo sich der russische Be-

lagerungs- und Ingenieurpark befindet; ihre Verbindungslinien sind die Bahn Romno—Gydlukhnen und der Njemen. Diese russische Armee wird sich in den Besitz der wohlhabenden Städte Tilsit und Memel zu setzen und die Unternehmung der russischen Flotte gegen die Memeler Küstenbefestigung durch eine Beschießung von der Landseite, aus von ihr sofort mitgeführtem Belagerungsgeschütz leicht transportabler Art, zu unterstützen suchen. Sie wird die geschlagenen deutschen Truppen verfolgen und die Einschließung Königsbergs vollziehen und zu decken haben. Vielleicht gelingt es ihr in ähnlicher Weise, wie eben für Memel angedeutet, bei der nunmehr zu erwartenden Beschießung der Befestigungen von Pillau auf der Landseite dazu mitzuwirken; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß durch etwa bei Kahlholz an der Küste des frischen Haffs von ihr angelegte Strandbatterien stärkeren Calibers die Verbindung auf dem frischen Haff beträchtlich erschwert wird.

Diese russische Armee wird mit den bei der Einschließung von Königsberg nicht zur Verwendung gelangenden Truppen zur Besitzergreifung und Occupation des um Königsberg liegenden Theils der Provinz Ostpreußen schreiten und vielleicht, um den Anschluß an die Küstenbahn zu erreichen, eine Umgehungsbahn südlich Königsberg bauen. Für ihre Unternehmungen in südwestlicher Richtung wird sie sich übrigens leicht in den Besitz der Bahnstrecke Insterburg—Allenstein setzen können. Was die gegen ihre Operationen gerichteten Unternehmungen der deutschen Flotte betrifft, so dürfte sie von denselben kaum Erhebliches zu fürchten haben, so lange die russische Flotte in ihrer Nähe die offene See hält.

Die im Süden Ostpreußens vom Angerap-See bis nach Dt. Eylau reichende See- und Waldzone erschwert das Vordringen größerer Heeresmassen ungemein, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die russische Heeresleitung hier nur einzelne Abtheilungen der beiden an der Südgrenze Ostpreußens (bei Lomża und Bocklawek) echelonirten Cavallerie-Divisionen, gefolgt von Infanterie-Detachements zu deren Unterstützung resp. Aufnahme vorgehen lassen wird, um die deutsche Mobilmachung durch Unterbrechung der Eisenbahn- und Straßenverbindung, Brücken zc. zu stören, Depots zu vernichten, Contributionen zu erheben zc.

Ein Vordringen der russischen Heere vom nordwestlichen Polen gegen die untere Weichsel in dem offenen Terrain zwischen Dt. Eylau und diesem Strom ist dagegen — abgesehen von der höchst wichtigen Einwirkung der starken Festung Thorn — verhältnißmäßig leicht (die hier fließende Drenenz bildet kein Hinderniß von Belang) und ist um so wichtiger, als die russische Offensive gegen Ostpreußen in erster Linie auch dahin streben wird, das rechte Weichselufer von Thorn bis zum Haff zu gewinnen und zu beherrschen, bevor den russischen überlegene deutsche Streitkräfte, vermöge der 4 bei Marienburg, Graudenz Bromberg und Thorn mündenden, von Westen kommenden durchgehenden Bahnlinien auf dem rechten Weichselufer versammelt sind. Hier wird man

deutscherseits dem Bestreben der russischen Cavallerie-Divisionen möglichst rasch die Weichsel zu erreichen, dieselbe wenigstens mit kleinen Abtheilungen zu überschreiten, und jene Bahnverbindungen zu unterbrechen, entgegneten müssen.

Die parallel der Weichsel auf deren linken Ufer außerhalb des Geschützbereichs des rechten Ufers angelegte Bahnlinie Thorn—Danzig, welche, wie oben angedeutet, durch 4 größere durchgehende Bahnen mit dem westlichen deutschen Hinterlande verbunden ist, gestattet die rasche Versammlung deutscher Streitkräfte am linken und auf dem rechten Weichselufer an den befestigten Punkten Marienburg, Graudenz und Thorn. Von diesen Punkten hat allein Thorn vermöge seines völlig gesicherten Stromüberganges auf 2 Brücken und der Beschaffenheit seines durch detachirte Forts in weitem Umkreise geschützten, ein Debouchiren auf dem rechten Weichselufer begünstigenden nördlichen Vorterrains starke Offensivkraft. Bei Graudenz liegen die Verhältnisse weit ungünstiger; die alten umfangreichen Befestigungen des rechten Weichselufers entbehren bis jetzt der detachirten Forts (die sie übrigens, wie die Presse berichtet, erhalten sollen), so daß dieselben heute allerdings nur noch einen brauchbaren Brückenkopf für den hier vorhandenen festen Weichsel-Übergang bilden, jedoch verhältnißmäßig leicht auf dem rechten Ufer eingeschlossen werden können, und das Debouchiren verhindert werden kann, und das um so mehr, da die Offensive behindernde Terrainabschnitte Graudenz auf der Ostseite umgeben. Marienburg, von südlich vorliegenden Höhen beherrscht, die Weichselniederung mit ihren zahlreichen Wasseradern im Rücken, erscheint als der am leichtesten zu sperrende Weichselübergangspunkt. Ein Uebergang über die von Thorn ab 900—1100 m breite untere Weichsel ist für die deutschen Truppen außerhalb der vorhandenen festen Uebergänge, und selbst unter Benutzung derselben, mit Ausnahme bei Thorn und Graudenz, angesichts eines aufmerksamen Gegners, ein sehr schwieriges Unternehmen; mehr noch ein Uebergang der russischen Truppen auf das linke Weichselufer.

Die, wie wir annehmen wollen, in Folge ganz besonders günstiger Verhältnisse bis zur unteren Weichsel gelangte russische Offensive steht somit, nachdem es ihr vermöge ihres voraussichtlich in starker Zahl mitgeführten Belagerungsgeschützes leichten Calibers eventuell gelungen ist, die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg zu zerstören, vor der schwierigen Aufgabe, das verschanzte Lager von Thorn in der linken Flanke, den Weichselübergang angesichts des Feindes zu erzwingen.

Es fragt sich, ob eine gleichzeitige russische Nebenoperation von Warschau aus auf dem linken Weichselufer gegen Thorn nicht die Möglichkeit gewährt, den außerordentlich wichtigen deutschen Brückenkopf Thorn auf seiner Südseite zu sperren und somit seine Einwirkung wesentlich zu paralysiren. Eine derartige, von den Hauptkräften getrennte Nebenoperation würde, wenn unvorsichtig unternommen, der deutschen Heeresleitung allerdings Gelegenheit

bieten, den zu ihrer Durchführung bestimmten russischen Heerestheil mit überlegenen Kräften anzufallen und zu schlagen.

Es entsteht hier überhaupt die Frage, ob man russischerseits zu der oben erwähnten Offensive die gesammten Kräfte der russischen Feld-Armee auf dem rechten Weichselufer vorgehen lassen wird, wie Einige dies anzunehmen scheinen.

Wir halten dies nicht für durchführbar; denn die Benützung auch der südlichen Linien des russischen Bahnnetzes weist auf einen breiteren Aufmarschrayon derartiger großer Heeresmassen hin. Das westliche Polen bedarf eines Schutzes; es ist ferner sehr wünschenswerth, die Weichsel und die Bahnlinie Warschau-Alexandrowo dem linken Flügel der russischen Hauptarmee möglichst weithin und lange als Verbindungslinien zu sichern; und auch der Schutz der übrigen Verbindungen des russischen, an der unteren Weichsel angelangten Heeres wird am besten durch das Auftreten einer Armee vorwärts der mittleren Weichsel bewirkt. Der Raum zwischen Marienburg und Thorn gestattet ferner wohl den Aufmarsch von 6—700 000 Mann zur Schlacht, aber kaum deren Unterkunft und Verpflegung bei den derselben vorausgehenden Operationen.

Es dürfte daher gleichzeitig mit der Offensive der russischen Hauptstreitkräfte gegen die untere Weichsel eine russische Armee von Warschau aus unter entsprechender Sicherung gegen Posen längs der Bahnlinie Warschau-Thorn gegen Thorn vorgehen, mit dem Auftrage, die ihr gegenüber tretenden deutschen Streitkräfte anzugreifen und zurückzuwerfen, und nur vor sehr stark überlegenen Kräften einer Schlacht auszuweichen; ferner, wenn angängig, Thorn auf dem linken Weichselufer einzuschließen, diese Einschließung gegen Entsatzversuche zu sichern und, sollte es die Lage gestatten, durch eine Diversion auf Bromberg die Unternehmungen der Haupt-Armee zum Uebergang über die Weichsel zu unterstützen.

Wir betonen, daß diese Armee des linken Weichselufers sich in keinen Entscheidungskampf gegen stark überlegene Kräfte einlassen, sondern denselben ausweichen wird. Sie wird durch Detachirung angemessen starker Kräfte an die Defileen von Konin, Kollo und Sleszyn und auf Inowracław sowohl ein Vordringen des Feindes in ihrer linken Flanke aufzuhalten, als auch den Zeitpunkt rechtzeitig zu erkennen vermögen, wann das Vordringen starker Kräfte des Gegners von dieser Richtung her ihren Rückzug direct auf Warschau oder über die Schiffbrücken bei Plock und Wloclawek und von ihr etwa bei Dobrzyn herzustellende Weichselbrücken auf das rechte Weichselufer gebietet.

War diese Armee genöthigt, auf das rechte Weichselufer zurückzugehen, so wird ihre Aufgabe voraussichtlich zunächst darin bestehen, dem nachdringenden Gegner den Weichselübergang auf der Strecke Alexandrowo-Nowo-Georgiewsk zu verwehren.

Nehmen wir an, daß es inzwischen der russischen Hauptarmee unter ausreichend starker Sicherung gegen Thorn (auch durch feldfortificatorische Werke) gelungen sei, den Uebergang über die untere Weichsel zu bewerkstelligen und die ihr gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte zu schlagen,

so würde diese Entscheidung voraussichtlich auch auf den südlichen Theil des Kriegsschauplatzes nicht ohne Einwirkung bleiben und die, wie wir annahmen, vor überlegenen Kräften zurückgegangene dortige russische Armee in die Lage setzen, wieder die Offensive zu ergreifen und demnächst Thorn auf der Südseite einzuschließen und diese Einschließung gegen Süden und Westen zu sichern. Die russische, über die untere Weichsel gegangene Haupt-Armee würde nun dem voraussichtlich in gerader Richtung nördlich der Neße gegen die mittlere und untere Oder zurückgehenden Gegner folgen, gleichzeitig Danzig einschließen lassen, und zur Herstellung mehrerer fortificatorisch zu sichernder Weichselübergänge schreiten. Sie würde ferner in ihrer linken Flanke gegen die Neßeübergänge detachiren müssen, um gegen Unternehmungen der etwa westlich Thorn befindlichen deutschen Streitkräfte und von Posen her geschützt zu sein, während gleichzeitig die russische Armee auf dem linken Weichselufer dazu beitragen wird, jene Streitkräfte zu beschäftigen.

Ob die deutschen nördlich der Neße von der unteren Weichsel nach der Oder zurückgehenden Streitkräfte der nachbringenden russischen Hauptarmee vor der Oder noch einmal entgentreten werden, oder ob es denselben gelingen wird, durch einen allerdings sehr schwierigen Rechtsabmarsch den Neßeabschnitt zwischen sich und den Feind zu bringen, wird völlig von den Umständen, das erste besonders von etwa eintreffenden Verstärkungen, abhängen. Voraussichtlich würde die deutsche Armee, spätestens bei Küstrin angelangt, unter Anlehnung an diese Festung in der Lage sein, den Kampf wiederaufnehmen zu können. Das Bestreben der russischen Armee aber wird dahin gehen, die deutsche Armee, wo sie sich ihr von Neuem gegenüberstellt, anzugreifen und zu schlagen. Geht dieselbe hinter die Oder zurück, so wird die russische Armee Küstrin zunächst auf dem nördlich gelegenen, rechten Ober- und Wartheufer einschließen, und etwa in der Gegend von Schwedt, wo das Terrain den Oberübergang begünstigt, aller Wahrscheinlichkeit nach denselben angesichts des Feindes erzwingen müssen.

Vielleicht macht sich jetzt die Einwirkung der Diverſion der russischen Flotte, deren wir früher bereits gedachten, von Stettin her bemerkbar.

Als Verbindungslinie würde diese russische Operation voraussichtlich die Bahnlinie: Graudenz—Konitz—Stargard—Neubamm benutzen, da die Bahn im Neßethal zu sehr feindlichen Störungen ihres Betriebes von Süden her ausgesetzt ist.

Ist der Oberübergang in der Gegend von Schwedt von der russischen Armee bewerkstelligt, so würde die russische Offensive auf Berlin an Terrainhindernissen nur noch den nicht sehr bedeutenden Finowcanal-Abschnitt zu passiren haben und alsdann auf die zum Angriff verhältnismäßig günstigste Nordostfront Berlins treffen. Inzwischen würde voraussichtlich die Bahnverbindung Stargard—Stettin—Neustadt-Eberswalde in russischen Besitz gelangt und so der Anschluß an die bisher benutzte Verbindungslinie bewerkstelligt sein.

Die russische Offensive über die untere Weichsel auf Berlin,

welche wir derart zu skizziren versuchten, hat wesentliche Nachteile im Gefolge, und zwar: die Einwirkung der Festung Thorn auf ihre linke Flanke und den Umstand, daß sie diese Festung nur auf dem rechten Weichselufer einzuschließen vermag; die Nothwendigkeit, die unteren Weichselbefestigungen von Graudenz und Marienburg unschädlich zu machen; die Ueberschreitung der 900—1100m breiten Weichsel aller Voraussicht nach angesichts des Feindes; sowie die Abzweigung starker russischer Streitkräfte nach Königsberg und auf das linke Weichselufer.

Wir betonen nochmals, daß wir diese Operation aus diesen Gründen, trotz der mit ihr verbundenen Diversion der russischen Flotte, nicht, wie Einige dieser Ansicht sind, für die russischerseits opportuniste halten, so verführerisch auch ein sofortiger Einmarsch in das auf zwei Seiten von Rußland eingeschlossen Ostpreußen und eine Besiznahme dieser Provinz bis zur Weichsel erscheinen mag.

Wir schreiten zur Betrachtung der Frage: Wie wird sich die deutsche Defensive gegenüber dieser durch die Provinzen Ost- und Westpreußen geführten russischen Offensive verhalten? Wir hatten für dieselbe vorausgesetzt, daß Rußland in der Lage sei, wenn auch nicht mit derart überlegenen Kräften aufzutreten, um den kürzesten Weg auf Berlin über Posen unter Durchführung der damit verbundenen mehrfachen Unternehmungen gegen große Festungen wählen zu können, so doch, der Anzahl und Art der Versammlung seiner Streitkräfte nach, die Offensive mit Aussicht auf Erfolg überhaupt zu ergreifen.

Deutschland wird die Offensive der russischen Flotte mit einem Angriff seiner eigenen Flotte beantworten, falls dieselbe nicht anderweitig engagirt oder im Schach gehalten ist. Es würde die russische Offensive gegen die untere Weichsel mit einer Offensive seinerseits gegen das westliche Polen und Warschau beantworten können, indem es an der unteren Weichsel, gestützt auf deren Befestigungen, defensiv bleibt. Allein gegen eine derartige deutsche Offensive sprechen die Umstände, daß dieselbe die Vertheidigung der unteren Weichsel ohne hinreichende Unterstützung ließe, eine Trennung der Streitkräfte involvirte, die deren Zusammenwirken zur Hauptentscheidung ausschloße, und daß diese Offensive an der mittleren Weichsel gegenüber den starken Festungen Nowo-Georgiewsk und Warschau unbedingt zum Stehen kommen würde. Zwischen Thorn und Plock gegen die linke Flanke und die Verbindungen der im Vorgehen gegen die untere Weichsel begriffenen russischen Armee gerichtet, würde dieselbe zwar eine vortreffliche Anlehnung in der linken Flanke an Thorn, und dort einen gesicherten Weichselübergang haben; allein diese Offensive würde nur zwei Bahnlinien für die Versammlung der über Thorn vorgehenden Streitkräfte benutzen können, im Uebrigen auf den langsamen Fußmarsch durch das westliche Polen angewiesen sein, in ihrer rechten Flanke und in ihren Verbindungen

und selbst im Rücken durch die Festungen Nowo-Georgiewsk und Warschau bedroht werden, und außerdem den russischen Heeren die Zeit gewähren, ihr rechtzeitig am rechten Weichsel-Ufer gegenüber zu treten. Beide Operationen sind daher zu verwerfen.

Es erscheint dagegen gegenüber der geschilderten russischen Offensive für die deutschen Armeen angezeigt, unter Benutzung der drei die untere Weichsel überschreitenden Bahnlinien und der 4ten bis Bromberg durchgehenden Linie, die untere Weichsel, gestützt auf die vorhandenen Befestigungen bei Thorn, Graudenz und Marienburg zu überschreiten und dem vordringenden russischen Heere vereinigt, die befestigten Brückenköpfe und gesicherte Strom-übergänge im Rücken, entgegenzutreten. Gleichzeitig würde eine deutsche Armee von der Linie Thorn—Posen auf Warschau vorgehen, um die, wie wir annehmen, auf dem linken Weichselufer operirende russische Armee anzugreifen, oder gebotenen Falls durch einen Weichselübergang in der Nähe des Wirkungsbereichs von Thorn in der Operation der Hauptarmee an der unteren Weichsel unterstützend eingreifen. Von größter Wichtigkeit ist für diese Offensive der ausgedehnte starke Brückenkopf von Thorn, der das gesicherte Debouchiren starker deutscher Streitkräfte, selbst einer ganzen Armee auf dem rechten Weichselufer gestattet, und der die erwähnte russische Offensive gegen die untere Weichsel, selbst wenn es ihr gelungen sein sollte, die Brückenköpfe von Graudenz und Marienburg zu sperren, deutscherseits unausgesetzt in der linken Flanke bedroht und leicht zum Stehen bringen kann.

Aus diesen Verhältnissen erhellt zur Genüge, wie richtig die geplante Anlage von je 2 Geleisen für die die untere Weichsel überschreitenden Bahnen und die, wie es heißt, beabsichtigte Neubefestigung von Graudenz für die deutsche Vertheidigung der unteren Weichsel und der deutschen Ostgrenze überhaupt ist. Gelingt es, ungeachtet deren Vorhandenseins und der Befestigungen der genannten Weichselübergänge, der russischen Heeresleitung, die über die Weichsel vordringenden deutschen Streitkräfte etwa unter starker verschanzter Defensive gegen Thorn, bei Graudenz und Marienburg, vor oder nach der Vereinigung zu schlagen, so bleibt der deutschen Defensive immer noch die Verhinderung des russischen Weichselübergangs, unter Benutzung des Brückenkopfs Thorn zu einem offensiven Vorstoß und begünstigt durch die Bahnlinie Thorn—Bromberg—Dirschau, übrig.

Gelingt den russischen Armeen nach hartem Kampf der Uebergang der Weichsel, so wird ihr Vordringen in westlicher Richtung auf Berlin zunächst, wenn sich auch keine stärkeren Terrainabschnitte demselben entgegenstellen, doch in dem Waldgebiete am Schwarzwasser und der Brahe verhältnißmäßig leicht aufzuhalten sein, und die deutsche Armee voraussichtlich darnach streben, nicht in gerader Richtung auf Berlin zurückzugehen, sondern ihren allerdings, wie wir bereits andeuteten, schwierigen Rückzug über die Defileen des Negebruches zu bewerkstelligen, den nördlichen Rand dieser Defileen festzuhalten und sich hinter der Nege, gestützt auf Posen, zu reetabliren. Ihre

bortige Flankenstellung würde durch den Negebruch in der Front, durch Thorn und die See- und Wasserlaufzone zwischen Inowracław und Gnesen, sowie durch die von dort vorgegangene deutsche Armee in der rechten Flanke geschützt sein. Vorbedingung für ihre offensive Wirksamkeit gegen die linke Flanke und die Verbindungen der russischen über die Weichsel gegangenen Armeen ist jedoch, daß die deutsche Armee die Negebeflees von Bromberg, Nakel, Bialoskawe, Schneidemühl, Fülehne, Kreuz, oder doch einen Theil derselben, durch rasch anzulegende ausreichende, vielleicht schon vorbereitete, fortificatorische Verstärkungen sichert und in ihrem Besitz behält. Alsdann kann die russische Armee dieser starken Flankenstellung nicht vorbeigehen, sie muß dieselbe unter der Vertheidigung sehr günstigen Verhältnissen angreifen, die überdies selbst nach ihrer Einnahme an der Warthe mit ihrer Bruchniederung, unter Anlehnung an Posen, einen neuen gut zu vertheidigenden Abschnitt, und damit den für sie so wichtigen Zeitgewinn finden würde. Von einer Einschließung Thorns auf dem linken Ufer würde russischerseits alsdann auch nicht die Rede sein können.

Diese Wichtigkeit der Negebeflees weist die russische Operation zum Ueberschreiten der unteren Weichsel darauf hin, einen Haupt-Uebergang etwa bei Jordon zu versuchen, um möglichst rasch in den Besitz der Negebeflees, und damit zugleich der Bahnlinie auf Kreuz zu gelangen und die deutsche Armee am Ueberschreiten der ersteren zu hindern. Das wichtige Offensivvermögen Thorns kommt hier auch auf dem linken Weichselufer wieder sehr in Betracht.

Gelingt es der deutschen Armee nicht, über die Nege in südwestlicher Richtung zurückzugehen, was bei einem genügenden Vorsprunge auf der Strecke südlich und westlich Schneidemühl vielleicht noch möglich sein würde, so kann dieselbe entweder, gestützt auf Küstrin, vor dieser Festung noch einmal schlagen, oder hinter dieselbe auf das linke Wartheufer zurückgehen, sich dort in der Nähe Küstrins reetabliren, und von dort aus, vielleicht durch eintreffende Verstärkungen dazu in den Stand gesetzt, über Küstrin, und vielleicht auch Wartheaufwärts zum Angriff gegen die russischen Armeen vorgehen. Oder die deutsche Armee geht auf das linke Oberufer zurück, und verwehrt der russischen das Ueberschreiten der Oder von einer Beobachtungs- und Bereitschaftsstellung aus, entweder in der Gegend von Schwedt, der weit wahrscheinlichere Fall, oder in der Gegend von Frankfurt a. d. Oder.

Es läßt sich nicht annehmen, daß die russische Armee den Versuch macht, den einer deutschen Vertheidigung besonders günstigen Oberbruch zwischen Küstrin, Oberberg und Stolpe zu überschreiten; vielmehr weist die Configuration der Oder und der Uferhöhen gegenüber Schwedt, sowie die dort zum rechten Ufer führende große Straße auf die Gegend von Schwedt hin. Dieselbe ist gegen die Einwirkung von Küstrin verhältnißmäßig durch die Entfernung und den Seeabschnitt von Mohrin geschützt, und ein Uebergang bei Schwedt setzt die russische Armee sofort in den Besitz des Beginns der Bahnstrecke Schwedt-Berlin, der nur $1\frac{3}{4}$ Meilen von der rechten Ober-

Ufer-Bahn entfernt ist, und daher verhältnismäßig leicht, will man die Verbindung russischerseits so weit als möglich unter dem Schutz des rechten Oberufers lassen, mit dieser durch eine Eisenbahnstrecke bis zur Ober verbunden werden kann. Betreffs der Vertheidigung Berlins dürften die bereits weiter oben erörterten Verhältnisse auch für die hier skizzirte deutsche Vertheidigung im Wesentlichen zur Geltung kommen.

Wir schreiten jetzt zur Erörterung des Falles, daß Rußland und Deutschland mit einander in einen Krieg verwickelt werden, ohne daß eine andere Macht sich an demselben theilnimmt, und ohne daß es einem der beiden genannten Staaten aus irgend einem Grunde oder Vorwande gelungen ist, seine Streitkräfte, oder doch einen beträchtlichen Theil derselben, eher als der andere zu versammeln.

Es bedarf keiner langen Erörterung, welche von beiden Mächten in diesem Falle in der Lage ist, gegen die andere die Offensive zu ergreifen. Das europäische Rußland besitzt, wie wir sahen, nur 5 durchgehende, größtentheils eingleisige, an der deutschen Grenze endigende Bahnlinien, die an den Endpunkten Eydtkuhnen, Grajewo, Mlawka, Alexandrowo und Myslowitz durch Zwischenräume von bezw. 15, 20, 17 und 40 Meilen von einander getrennt sind.

Deutschland dagegen hat etwa 8, von Westen nach Osten durchgehende, größtentheils zweigleisige Bahnlinien, nach russischen Berechnungen 11, also weit über die doppelte Anzahl. Ferner ist das Gebiet des europäischen Rußlands, aus dem die Truppen der Feldarmee per Bahn nach der Westgrenze geschafft werden müssen, etwa viermal so groß als Deutschland, und es fehlt Rußland die eine rasche Mobilmachung begünstigende deutsche Territorialeintheilung. Wenn nun auch Rußland allein 15 Infanterie-Divisionen zu 16 Bataillonen und der entsprechenden Artillerie und den Hülfs Waffen, in den Militärgouvernements Warschau und Wilna, ferner, wie erwähnt, 4 Cavallerie-Divisionen nebst 48 reitenden Geschützen entlang der Bahnstrecke Rowno—Wloclawek und 1 Cavallerie-Division zwischen Czestochau und Kalisch, $\frac{1}{2}$ Cavallerie-Division in Warschau, 1 bei Lublin, 1 bei Zamosc, in Summa $7\frac{1}{2}$ Cavallerie-Divisionen mit 14 reitenden Batterien oder rund etwa 28000 Mann Cavallerie (die stets fast auf Kriegsstärke ist), incl. Artillerie, in seinem westlichen Grenzgebiet, verhältnismäßig nahe der deutschen Grenze, stehen hat, so gestattet dennoch, da sich diese Truppen im westlichen Rußland immerhin auf einen Flächen-Raum von der Größe des Raumes zwischen Stettin, Berlin, Leipzig, Dresden, Oppeln, Königsberg theilen, die dichtere Dislocation und das entwickeltere Bahnnetz Deutschlands unbedingt dem letzteren, die Offensive mit von Anfang an überlegenen, und in der Folge mit weit eher völlig versammelten Kräften, zu ergreifen.

Aus dem erwähnten Raum sind in Deutschland das 1te, 5te, 2te, 3te, Garde- und 12te Armee-Corps, die ostpreussische, die Garde- und

die sächsischen Cavallerie-Division und die übrigen Cavallerie-Regimenter jener Corpsbezirke, in Summa 14 Infanterie-Divisionen und 42 Cavallerie-Regimenter (rund etwa 25,000 Pferde), mit der entsprechenden Artillerie und voraussichtlich auch den Reserve-Formationen dieser Truppen weit rascher an der deutschen Ostgrenze zu versammeln, als die in den Militärgouvernements Warschau und Wilna stehenden 6 russischen Armee-Corps. Dazu kommen die Truppen der benachbarten deutschen Corpsbezirke, welche in Folge der besseren Eisenbahn-Verbindung zu dieser Versammlung eher wie die übrigen russischen Corps zu den genannten russischen Truppen herangezogen werden können, so daß auch nicht der mindeste Zweifel, selbst angesichts der jüngst erfolgten Verstärkung der russischen Truppenmacht im Westen des Reiches, die oben bereits berührt wurde, darüber bestehen kann, daß den deutschen Heeren im obigen Fall der Vortheil der Offensive gegen Rußland gesichert ist.

Es fragt sich nun, wo Rußland voraussichtlich die völlige Versammlung seiner Feld-Armeen, die, wie bereits bemerkt, 2—3 Monate dauern dürfte, geschützt gegen die deutsche Offensive, wird vollziehen können?

Als natürlichster deckender Abschnitt erscheint in dieser Beziehung die Weichsel mit ihren starken Festungen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod. Dieselbe ist auf dieser Strecke 600—700 m breit, außerhalb der vorhandenen Uebergänge unpassirbar, und nöthigt zu einem schwierigen Brückenschlage. Sie besitzt von der Bug- bis zur Drenzenmündung auf der rechten Seite dominirende Uferhöhen. Von Samischost bis Zwangorod begleiten Höhen die Weichsel auf die beiden Ufere. Dieselben werden von Zwangorod bis Ryczynwol niedriger, und das Flußthal breiter. Von Ryczynwol bis Kurczew dominiren die linken Uferhöhen. Von Kurczew bis Nowo-Georgiewsk sind beide Ufer flach. Die Weichsel hat außer einem Hochwasser im März noch ein solches zu Johanni und Jacobi und setzt dabei die nirgends eingebämmten im Allgemeinen flachen Ufer unter Wasser. Oberhalb Czernwinak befindet sich eine bei geringem Wasserstande furthbare, aber 1200 m breite Stelle, nicht weit von der Festung Nowo-Georgiewsk; ferner, nach der Reiman'schen Karte, Furthen bei: Wyszogrod, Dobrzyndow, Tokary, Ploč, Dobrzyń, Wloclawek. Feste Brücken existiren auf der genannten Strecke nur innerhalb der Festungen Zwangorod, Warschau, Nowo-Georgiewsk, Schiffsbrücken bei Ploč und Wloclawek. Drei durchgehende Eisenbahnlinien führen aus dem Inneren Rußlands an die Weichsel, eine 4te Bahn endet bei Brest-Litewski, etwa 24 Meilen östlich von Zwangorod. Eine Bahnlinie führt die drei erst genannten Bahnen und die drei Festungen verbindend, hinter der Weichsel, geschützt durch dieselbe, entlang.

Die deutsche Offensive kann, wenn, wie unbedingt zu erwarten, der Aufmarsch der russischen Feldarmeen hinter der Weichsel in dem Raume: Nowo-Georgiewsk—Warschau—Zwangorod—Brest-Litewski erfolgt, an den im russischen Polen versammelten russischen Streitkräften nicht etwa durch Ost-

preußen auf Rowno, Dünaburg und Petersburg vorbeigehen, da sie nicht im Stande ist, ihre Verbindungslinie, die bis Petersburg über 140 Meilen lang sein würde, gegen die russischen Streitkräfte, welche sich alsdann ungehindert in Polen versammeln und gegen dieselbe vorgehen können, ausreichend zu schützen.

Eine Offensive der deutschen Hauptstreitkräfte durch Ost- und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer gegen die rechte Flanke des erwähnten russischen Concentrationsrayons würde sich deshalb nicht empfehlen, weil erstens nur drei durchgehende Bahnlinien über Dirschau, Graudenz und Thorn für die Versammlung der Truppen zu dieser Offensive zur Verfügung ständen (allenfalls eine 4te über Bromberg mit einer Weichselüberbrückung), und weil ferner sowohl das defileenreiche Seeterrain der ostpreussischen Grenze von Insterburg bis Dt.-Eylau, wie auch das Bruch- und Seeterrain des sich anschließenden russischen Grenzgebiets von Ostrolenka bis Mariampol die Bewegung größerer Heeresmassen außerordentlich erschwert.

Diese Offensive würde außerdem auf den verhältnismäßig nur schmalen ca. 12 Meilen breiten, die Operationen derartiger Heeresmassen sehr einschränkenden Raum zwischen Ostrolenka und Nowo=Giorgiewsk zur Ueberschreitung des Narew angewiesen sein, ferner über wenige gute Chaussees verfügen und nur eine einzige Bahnlinie, die von Thorn auf Mlanoska, als Verbindungslinie benutzen können.

Die deutschen Heere würden hier auf dem verhältnismäßig engen, nicht sehr angebauten, noch recht waldbreichen Raum zwischen Weichsel und Narew eingekesselt, hinsichtlich der Unterkunft und Verpflegung nicht günstig situiert sein und keinen Raum zur Entwicklung zur Schlacht finden. Die russischen Haupt-Streitkräfte würden ihnen bei der Ueberschreitung des Bug und Narew, angelehnt an Nowo=Giorgiewsk, sowie an die Bruchniederung bei Ostrolenka, und gestützt auf Warschau, versammelt entgegentreten können.

Die deutsche Offensive wird daher mit den Hauptkräften auf dem linken Weichselufer in den wegsamen reichen und gut angebauten Gebieten des westlichen Polens, die mit den Terrainabschnitten des Goplo-Sees und der oberen Warthe ihr keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen, gegen die mittlere Weichsel vorgehen, und hier bald zwei Bahnlinien, später noch eine 3te, als Verbindungslinien zur Verfügung haben.

Die Frage liegt nahe, ob sie völlig auf ein gleichzeitiges Vorgehen auf dem rechten Weichselufer verzichten soll oder nicht, und wie stark sie dort eventuell auftreten soll.

Drei durchgehende deutsche Bahnlinien die binnen Kurzem sämtlich zweigleisig sein werden, münden, wie wir sahen, auf dem rechten Weichselufer, eine vierte, leicht durch eine Weichselüberbrückung zu vervollständigende, bei Bromberg auf dem linken Ufer, und die mit ihnen zu befördernden Truppen können sich dort rasch in der Nähe der russischen Grenze versammeln und in das feindliche Gebiet, das bis Nowo=Giorgiewsk und bis zum Bug

und Narew ihrem Vordringen keine Hindernisse bietet, vorrücken. Bleiben diese Linien unbenutzt, so dauert der deutsche Aufmarsch länger.

Das gleichzeitige Vorrücken deutscher Streitkräfte auf dem rechten Weichselufer hat ferner die folgenden Vortheile: Die Provinz Westpreußen und das südwestliche Ostpreußen werden dadurch vor einem feindlichen Angriff geschützt. (Das übrige Ostpreußen wird sich, wie wir später näher erörtern werden, durch die in der Provinz vorhandenen Streitkräfte, gestützt auf Königsberg, selbstständig zu sichern in der Lage sein.) Die Weichsel und voraussichtlich auch bald die Bahn Mławka—Nomo-Giorgiewsk würden als Verbindungslinien gewonnen, und die wichtige Verbindungslinie der auf dem linken Weichselufer vorgehenden deutschen Invasions-Armee, die Bahn Thorn—Warschau, in ihrer linken Flanke gesichert werden. Die Operation führt auf Nomo-Giorgiewsk, welches als nördlichster Stützpunkt der befestigten russischen Weichselbasis in deutschen Besitz kommen und auf dem rechten Weichselufer eingeschlossen werden muß. Bei angemessener Stärke und zweifellos energischer und offensiver Führung dieser deutschen Streitkräfte können dieselben das Ueberschreiten des Bug und Narew bewerkstelligen, durch angemessene Unternehmungen die Verbindung von Warschau auf Petersburg unterbrechen und starke Kräfte von der Vertheidigung der mittleren Weichsel abziehen.

Sollte Letzteres jedoch nicht gelingen, so kann der entbehrliche Theil derselben, sobald die Einschließungen von Nomo-Giorgiewsk und Warschau auf dem rechten Bugufer, dem rechten unteren Weichselufer und beziehungsweise auf dem linken Weichselufer vollzogen sind, auf dem zur Verbindung über die Weichsel hergestellten Uebergang zu der auf dem linken Ufer vorgegangenen Invasions-Armee stoßen und dort zur Hauptentscheidung mitwirken. Der einzige wesentliche Nachtheil dieser Operation ist ihre Trennung von der auf dem linken Weichselufer vorgehenden Invasions-Armee. Derselbe ist durch Brückenschlag über die Weichsel, ein immerhin in der Nähe des Feindes schwieriges Unternehmen, nur unzureichend zu beseitigen.

Die auf dem rechten Weichselufer vorgehenden deutschen Streitkräfte könnten zwar, wenn sie nicht genügende Stärke besitzen, auf überlegene russische Kräfte bei und vorwärts Nomo-Giorgiewsk stoßen, während die anderen deutschen Heere die Weichsel noch nicht erreicht haben. Dies würde besonders dann der Fall sein können, wenn sie in der Nähe von Nomo-Giorgiewsk angelangt sind. Denn die russische Heeresleitung kann einen beträchtlichen Theil ihrer Streitkräfte von dieser Festung aus auf weitere Entfernung gegen die deutsche auf dem rechten Weichselufer vorgehende Armee detachiren, allein keinen unverhältnißmäßig starken Theil derselben, weil derselbe alsdann an der wichtigsten Stelle bei der Vertheidigung der mittleren Weichsel zwischen Warschau und Zwangorod fehlen würde, da er nicht mehr rechtzeitig zu derselben herangezogen zu werden vermag.

Die deutsche Offensive auf dem rechten Weichselufer muß daher, wenn sie sofort auf Nomo-Giorgiewsk vorgehen soll, so stark sein, daß sie einem

russischen Angriff von dort aus gewachsen ist, also eine Armee betragen. Nöthigenfalls hat sie es immer noch in der Hand, einem etwa stark überlegenen Angriff des Gegners hinhaltend zu begegnen resp. demselben auf Thorn auszuweichen. Will man jedoch deutscherseits nicht so starke Kräfte auf diese Operation verwenden, sondern etwa nur ein starkes Corps, so wird dasselbe zwar rasch bis Wloclawek vorrücken, um die Bahnlinie Thorn—Warschau, welche bei diesem Ort vom rechten Weichselufer aus durch Geschützfeuer beherrscht und leicht unterbrochen werden kann, in der linken Flanke zu sichern, alsdann aber in kleinen Märschen in gleicher Höhe mit den südlich neben ihr vorgehenden Armeen vorrücken, und wenn dieselben an der Weichsel angelangt sind, zunächst auf der Nordwestfront von Nowo-Georgiewsk diese Festung beobachten, und zur Einschließung derselben erst dann schreiten, wenn die gesicherte Verbindung mit der südlichen Invasions-Armee durch Brückenschlag bei Nowo-Georgiewsk hergestellt, und ihre rechtzeitige Unterstützung seitens derselben gesichert ist.

Treten diesem Corps überlegene Kräfte vor Eintreffen der letzteren entgegen, so wird dasselbe einem Angriff derselben hinhaltend begegnen, oder in der Richtung auf Thorn ausweichen.

Es fragt sich, ob man deutscherseits nicht ganz auf die Operation, die in Folge ihrer Trennung von derjenigen auf dem linken Ufer immerhin gewisse Nachtheile hat, verzichten und den Schutz von Westpreußen der zu diesem Zweck zu verstärkenden Besatzung von Thorn anvertrauen wird. Allein Deutschland dürfte, selbst wenn es an seiner Westgrenze sehr beträchtliche Streitkräfte zum Schutz derselben zurückläßt, in der Lage sein, den in Polen stehenden russischen Truppen gegenüber bei Beginn des Feldzuges mit mindestens doppelter Ueberlegenheit aufzutreten, so daß diese Trennung, die übrigens gebotenen Falls ein Ausweichen nicht ausschließt, keine ernsten Bedenken in sich trägt. Ferner erfolgt, wenn derart die über die untere Weichsel führenden deutschen Bahnlinien zur Versammlung der Streitkräfte sämmtlich benützt werden, die Invasion in's feindliche Gebiet um so rascher und zahlreicher.

Deutschland muß bei einem Angriff auf Rußland sein überlegenes Bahnnetz zur Geltung bringen; daher möglichst alle an die russische Grenze führenden Bahnlinien zur Versammlung seiner Streitkräfte benutzen, um möglichst rasch mit starkem numerischen Uebergewicht in Polen einzudringen und den Kampf um die Weichsellinie und ihre starken Festungen zu führen, bevor die Truppenmassen des inneren Rußlands an derselben eingetroffen sind.

Die Deutschland gegebene Möglichkeit, an seiner Ostgrenze vermöge seines entwickelten Bahnnetzes und seiner dichteren Truppendislocation bei Beginn des Krieges mit den den russischen weit überlegenen Kräften aufzutreten, gestattet auch eine weniger concentrirte Versammlung derselben, einen Aufmarsch auf weitere Strecken, als derselbe sonst, gemäß dem Grund-

satz, mit den Hauptkräften vereint schlagen zu können, stattfinden müßte. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man deutscherseits eine Eintheilung der Streitkräfte in 3 bis 4 Armeen, bedingt durch den Raum, welchen dieselben auf dem Kriegstheater beanspruchen, ihre Aufgaben, und die bessere Leitungs- und Bewegungsmöglichkeit, annimmt.

Die deutsche Armee auf dem rechten Weichselufer wird die Armee des deutschen linken Flügels, also die 3te Armee bilden. Wir wollen zunächst die Verhältnisse dieser Armee näher in's Auge fassen.

Der Aufmarsch der 3ten deutschen Armee wird sich etwa auf der Linie Thorn—Dt. Eylau vollziehen, und ihr Vorrücken in dem Raume zwischen der Weichsel und der Wkra gegen Nowo-Giorgiewsk von Wloclawek ab in kleinen Etappen erfolgen, um gleichzeitig und durch Brückenschlag in Verbindung mit der südlich von ihr vorgehenden zweiten deutschen Armee vor Nowo-Giorgiewsk, beziehungsweise Warschau einzutreffen. Es wird von den Umständen abhängen, ob sie bereits während dieses Vormarsches ein angemessen starkes Detachement zur Besizergreifung der Bahnstrecke Solbau — Mlawka — Ziechanow in ihrer linken Flanke vorgehen lassen kann. Ihr Vormarsch erfolgt derart genügend concentrirt, um ihre Vereinigung zur Schlacht im gegebenen Moment zu gestatten. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, einem Kampf mit erheblicher Ueberlegenheit jedoch in der Richtung auf Thorn auszuweichen, event. in verschanzter Defensivstellung entgegen zu treten. Ist ihre Offensive erfolgreich, so wird sie, vor Nowo-Giorgiewsk angelangt, zunächst voraussichtlich nur eine Beobachtungsstellung vor der Nordwestfront dieser Festung einnehmen können, sich in den Besitz der Weichsel als Verbindungslinie setzen und durch Brückenschlag über die Weichsel die Verbindung mit den neben ihr vorgegangenen Heerestheilen der 2ten deutschen Armee herstellen, und ist dieselbe vor der Südfront von Nowo-Giorgiewsk eingetroffen, auch die Einschließung dieser Festung auf der Nordostfront bewerkstelligen können.

Ein Uebergang über den Bug, um die Einschließung von Nowo-Giorgiewsk auf dem linken Ufer des Bug zu bewerkstelligen, erscheint wegen der Nähe Warschaus und der Beschaffenheit des Terrains nördlich Warschau zunächst ausgeschlossen.

Dagegen wird die 3te deutsche Armee jetzt mit so starken Kräften, wie die Situation es gestattet, zu Unternehmungen gegen die Warschau-Petersburger Verbindung über den Narew hinaus schreiten, dadurch erhebliche feindliche Streitkräfte auf sich ziehen und derart der 1ten und 2ten deutschen Armee die Erkämpfung des Weichselübergangs erleichtern. Gelingt ihr ersteres nicht, so werden ihre bei Nowo-Giorgiewsk entbehrlichen Kräfte, so weit angängig, an die 2te deutsche Armee zum Kampf um den Weichselübergang herangezogen werden.

Im Falle eines Rückschlages findet diese Offensive an Thorn und der unteren Weichsel gesicherte Aufnahme und Retablissement.

Die gleichzeitige deutsche Offensive auf dem linken Weichselufer wird zunächst den Zweck verfolgen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, das westliche Polen mit seinen reichen und gut bevölkerten Districten, das cultivirteste Gebiet Rußlands, bis zur Weichsel in Besitz zu nehmen, alsdann diesen Strom zu überschreiten, die ihr dabei gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zu schlagen, und darauf die Weichselfestungen zu belagern und einzunehmen, und mit dem derart erlangten Besitz des westlichen, später des übrigen Polens eine neue strategische Basis und ein politisches Faustpfand Rußland gegenüber zu gewinnen.

Von einem derartigen Luststoß, wie ihn Napoleon I. 1812 mit seinem Zuge nach Moskau, ohne genügende Etappen- und Verpflegungseinrichtungen, ohne genügenden Ersatz an Menschen, Pferden und Material aller Art, unternahm, kann deutscherseits heutzutage nicht mehr die Rede sein. Die deutsche Kriegführung gegen Rußland wird sich in Polen, wie man zu sagen pflegt, häuslich einrichten, seine Festungen bezwingen und besetzen, seine reichen Hülfquellen ausbeuten, mit einem Wort, das Land als Basis für weitere Operationen in Besitz nehmen und verwalten.

Zur Erreichung dieses Zweckes könnten auch die Operationen der gesamten deutschen Hauptstreitkräfte auf dem linken Weichselufer im westlichen Polen erfolgen; sie würden bei deren großer numerischer Ueberlegenheit, selbst wenn das Vorrücken in großer Breite stattfindet, keinen Rückschlag zu befürchten haben, und nicht nur sofort die Bahnlinie Thorn—Warschau (unter angemessenen Schutzmaßregeln besonders zwischen Blockau und Thorn gegen den Gegner auf dem rechten Weichselufer), sondern auch diejenigen von Myslowitz nach Skierniewice und nach Zwangorod zur Verfügung haben. Allein die Provinz Ostpreußen und ein Theil Westpreußens würden alsdann immerhin einem Anfall russischer Streitkräfte ausgesetzt und zunächst nur auf den Schutz ihres eigenen Armee-Corps und seiner Reserve- und Landwehrformationen angewiesen sein. Dieser Schutz würde allerdings, was Westpreußen anbetrifft, einem sich auf die Festung Thorn stützenden angemessen starken Corps an der Drewenz übertragen werden können. Allein der Aufmarsch der deutschen Armeen im westlichen Polen würde alsdann in Folge der Nichtbenutzung der drei (event. vier) über die untere Weichsel führenden, dann wohl bereits zweigleisigen Bahnen weniger rasch und zahlreich stattfinden, und dem Gegner mehr Zeitgewinn für die Bewerfstellung seines Aufmarsches an der mittleren Weichsel verschaffen.

Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß in Anbetracht der starken, im nordwestlichen Polen fast auf Kriegsfuß befindlichen russischen Cavallerie-Ansammlung, auf eine völlig gesicherte Benutzung der westpreussischen Bahnen zum Transport großer Truppenmassen auf das rechte Weichselufer bei Thorn, trotz der Wirkungskphäre dieser Festung deutscherseits nicht gerechnet werden kann, da wenige mit großer Kühnheit etwa

bei Nacht vorgehende feindliche Cavallerie-Patrouillen eine empfindliche Störung des Bahnbetriebs auszuführen im Stande sind*).

Ist jedoch die deutsche Heeresleitung der Ansicht, daß die Provinz Ostpreußen und der in Betracht kommende Theil Westpreußens durch ein aus den Truppen der ersteren Provinz gebildetes, etwa in der Gegend von Gumbinnen und Insterburg aufgestelltes Corps sowie durch ein bei Thorn am Drenenzabschnitt aufgestelltes Corps, und durch angemessene Detachirungen nach den Defileen der Seenreihe von Angerburg bis Dt. Eylau genügend gesichert ist, und daß der Aufmarsch der deutschen Hauptstreitkräfte auch ungeachtet einer event. Nichtbenutzung der über die untere Weichsel führenden Bahnlinien rasch genug erfolgen kann, so könnte die Versammlung und das Vorrücken der 3ten deutschen Armee, wie bereits erwähnt, ebenfalls auf dem linken Weichselufer erfolgen, und dieselbe dann ebenfalls an der Besitzergreifung des westlichen Polens und der Erzwingung des Weichselüberganges unmittelbar Theil nehmen.

Wir neigen unsererseits in Anbetracht der mehrfach erwähnten Thatfachen, daß allein 4 russische Cavallerie-Divisionen mit 48 Geschützen an der ostpreussischen Ost- und Südgrenze von Komno bis Blockawek stehen, und daß Ostpreußen zu Lande von 2 Seiten von Rußland umschlossen ist, sowie daß zahlreiche russische Truppen an der Bahnlinie Warschau—Bjalystok—Wilna—Komno—Libau echelonnirt sind, und endlich hier die unmittelbare Einwirkung der russischen Flotte möglich ist, der Annahme zu, daß ein Anfall Rußlands auf Ostpreußen — wenn derselbe auch, wie wir näher darlegen werden, deutscherseits verhältnißmäßig leicht zurückgewiesen werden kann — mit erheblichen Kräften beabsichtigt ist, und daß eine angemessen starke, auf dem rechten Weichselufer operirende deutsche Armee eine raschere Entwicklung der deutschen Streitkräfte bedeutet und diesen Anfall mit Sicherheit des Erfolges zurückweisen wird; sowie daß die große numerische Ueberlegenheit, mit welcher Deutschland bei Beginn des Krieges auftreten wird, die hierdurch bedingte Trennung der Streitkräfte gestattet.

Doch wir schreiten jetzt zur näheren Betrachtung der Verhältnisse der deutschen Streitkräfte auf dem linken Weichselufer.

Es dürfte mit der Annahme nicht wesentlich fehlgegriffen werden, daß Deutschland hier zwei Armeen, die 1te und 2te aufstellen wird (vielleicht noch eine 3te).

Die Versammlung der 2ten deutschen Armee wird etwa auf der Linie Jnowraclaw-Dstrowo, unter dem Schutze der östlich vorliegenden Seen-

*) Inzwischen ist das 4te Regiment künftig mit dem 1ten und 2ten Bataillon nach Allenstein, dem Füsilierbataillon nach Ortelzburg dislocirt worden; das 44te Regiment mit dem 1ten und 2ten Bataillon nach Dt.-Eylau, eventuell 1 Bataillon nach Meidenburg, der Stab der 3ten Inf. Brigade nach Allenstein; das ostpreussische Jägerbataillon nach Osterode, wenn die dem dienstlichen Interesse entsprechende Unterkunft vorhanden ist. Man sehe das Armeeverordnungsblatt.

reihe, des Prosnaabschnitts und ihrer Cavallerie stattfinden. Ihre Hauptkräfte werden in dem offenen Landstrich zwischen der Weichsel und dem Goplo-See auf Warschau vorgehen. Ihr linker Flügel wird entlang der Weichsel vorrücken, die Verbindung mit der 2ten deutschen Armee aufnehmen, und durch Brückenschlag vervollständigen. Sie wird sich ferner in den Besitz der Bahn Thorn—Warschau setzen. Ihr rechter Flügel wird sich mit seinen Hauptkräften gegen das freie, die Entwicklung zum Gefecht begünstigende Terrain östlich Kalisch auf dem rechten Warthe-Ufer vorbewegen.

Der Abschnitt des Goplo-Sees und die Warthe bedingen ein getrenntes Vorgehen dieser Armee; dieselbe wird, wenn der Gegner sich etwa bei Clupce und darauf Konin und Sleszyn mit geringen Kräften dem Vordringen ihrer Mitte vorlegt, um mit den Hauptkräften gegen ihren linken Flügel vorzugehen und denselben während der Trennung anzugreifen, in der Lage sein, das Fühlbarwerden des Vordringens ihres rechten Flügels über Kalisch und das der 1ten deutschen Armee abzuwarten, und äußersten Falls, sollte der Gegner wider Erwarten ihr erhebliche Ueberlegenheit gegenüber stellen, in guter Vertheidigungsstellung bei Inowracław, an den bruchigen Montwy-Abschnitt und den Goplo-See angelehnt und von Thorn aus unterstützt, demselben gegenüber zu treten. Allein sobald die Töten des rechten Flügels der 2ten deutschen Armee die obere Warthe erreicht haben, werden die dem Vordringen ihres linken Flügels zwischen Weichsel und Goplo-See entgegengetretenen russischen Streitkräfte auf ihren rechtzeitigen Rückzug Bedacht nehmen, und denselben antreten müssen, um nicht vom rechten Flügel der 2ten oder Theilen der 1ten deutschen Armee in Flanken und Rücken angegriffen zu werden.

Die 1te deutsche Armee wird unter dem Schutz des Prosna-, Bieczwartha- und Brinika-Abschnitts und ihrer Cavallerie, sich etwa auf der Linie Rempen—Myslowitz versammeln, die genannten kleinen Gewässer, und die unbedeutende obere Warthe überschreiten, und mit ihren Hauptkräften an den beiden Bahnlinien von Czenstochau auf Petrofow und von Myslowitz auf Kielze vorgehen, um alsdann, je nach der Situation, den Marsch an die mittlere Weichsel auf Warschau oder Zwangorod fortzusetzen. Für die Benützung der Bahnstrecke Myslowitz—Zwangorod wird der Bau einer kurzen, nur etwa $\frac{3}{4}$ Meilen langen Umgebungsbahn bei Granica auf dem rechten Ufer der Biala Przemsza erforderlich werden.

Würde die Leitung der im russischen Polen bei Ausbruch des Krieges versammelten russischen Streitkräfte es wider Erwarten etwa versuchen, dieser deutschen Offensive mit ihren Hauptkräften auf dem linken Weichselufer am Warthe-Abschnitt, an den Goplo-Seen-Abschnitt angelehnt, gegenüber zu treten, der besonders im nördlichen Theil und der Mitte der Vertheidigung günstige Verhältnisse besitzt, so würden dieselben, ungeachtet dessen, in Folge der numerischen Ueberlegenheit des Gegners zweifellos Gefahr laufen, während derselbe sie in der Front beschäftigt, von Norden

oder Süden umfaßt und in eine Katastrophe verwickelt zu werden. Die russischen Hauptstreitkräfte in Polen werden daher im vorliegenden Falle der ihnen numerisch sehr beträchtlich überlegenen deutschen Offensive gegenüber sich, wie erwähnt, hinter der Weichsel zwischen Nowo-Georgiewsk, Warschau und Zwangorod in der Defensive halten, um die Versammlung der übrigen Truppen des gewaltigen russischen Reiches dort abzuwarten und für dieselbe Zeit zu gewinnen suchen, während nur geringere russische Streitkräfte das Vorgehen der deutschen Invasions-Armee am Goplo-See und Warthe-Abschnitt zu verzögern suchen werden. Vielleicht entschließt man sich ferner russischerseits, dem von Thorn aus zu erwartenden Vorgehen deutscher Heerestheile durch eine Diversion in dieser Richtung und durch den Versuch eines Anfalls von Westpreußen mit einem Theil der Streitkräfte entgegen zu treten, worauf wenigstens die Dislocation an der Grenze hindeutet.

Eine Offensivunternehmung Rußlands gegen den offenen nordöstlichen Theil Ostpreußens durch die Truppen der daselbe umgebenden russischen Gebietstheile in der Hauptrichtung von Rowno her scheint nicht ausgeschlossen; jedoch würde dieselbe deutscherseits durch die in Ostpreußen garnisonirenden Truppen und deren dort ihre Cadres habenden Reserve- und Landwehr-Formationen abgewehrt werden können.

Der Landstrich an der Süd- und Südostgrenze Ost-Preußens ist, wie wir bereits erwähnten, deutscherseits wie russischerseits für Unternehmungen größerer Heerestheile ungeeignet, da die dort liegende Seezone von Angerburg bis Dt. Eylau deutscherseits deren Ausführung sehr beträchtliche Hindernisse entgegenstellt, und da ein deutsches Vorgehen auf russischem Gebiet durch die Bruchzone des Narew und Bober, und die sich daran anschließende Seenreihe von Ostrolenka bis in die Gegend von Mariampol ebenfalls sehr erschwert ist.

Es erscheint hier angezeigt, etwas näher auf die Beschaffenheit der die russische Defensive an der Weichsel unterstützenden Festungen einzugehen.

Die Hauptfestung ist Warschau mit 432 000 Einwohnern, auf dem linken Ufer der Weichsel gelegen, mit der Vorstadt Praga auf dem rechten Ufer. Die Befestigungen Warschaus sind die folgenden: Nördlich der Stadt liegt die große und starke, vorzugsweise zur Beherrschung der Stadt erbaute Citabelle, die von einigen nur wenige 100 m vorgeschobenen kleinen Forts umgeben ist. Die Stadt hat keine besetzte Enceinte, dagegen auf dem rechten Weichselufer vor Praga einen ziemlich starken Brückenkopf, Fort Sliwicki. Diese nach älterem System construirten Befestigungen sind von einem Kranz von 15 detachirten Forts neuer Construction umgeben, welche seit 1883 im Bau begriffen und jetzt größtentheils vollendet sind; 11 derselben liegen auf dem linken, 4 auf dem rechten Weichselufer. Diese Forts haben von der Hauptweichselbrücke nur 5—7 km Abstand. Zwei feste Weichselbrücken, darunter eine Eisenbahnbrücke, liegen in der Stadt. Die Festung Warschau gestattet einer Armee Unterkunft und Verpflegung, und auch jetzt schon, wo die Forts noch nicht ganz vollendet sind, die Ver-

theidigung und den beliebigen Ufer-Wechsel und das Ergreifen der Offensive auf beiden Weichselufern.

Die Festung Nowo-Giorgiewsk hat einen nur kleinen Kern in der auf dem rechten Weichsel- und Bugufer liegenden, 3000 Einwohner zählenden Stadt. Sie besitzt eine Citabelle und eine starke Enceinte nach der neuen preussischen Manier. Auf dem linken Weichsel- und Bugufer befinden sich zwei Brückenköpfe. Seit dem Jahre 1880 ist ferner ein Kranz von 11 vorgeschobenen starken Forts um die Stadt angelegt, welche eine Offensive aus derselben besonders in nördlicher Richtung begünstigen und sie vor einem Bombardement schützen. Diese Forts entsprechen den neueren Anforderungen des Festungskrieges. Die Befestigung in dem Winkel zwischen Bug und Weichsel ist ein Hornwerk mit einem Thurmreduct Fort Michau, die Warschauer Front auf dem linken Weichselufer ein Kronwerk. Nowo-Giorgiewsk besitzt ein ausgedehntes Minensystem und starke bombensichere Defensionskassernen, ferner ein großes Arsenal. Die Stadt ist reine Militärfestung. Bei der Wichtigkeit, welche Nowo-Giorgiewsk als Offensiv-Brückenkopf für das rechte Bug- und das linke Weichselufer besitzt, läßt sich annehmen, daß genügende Proviantvorräthe daselbst angehäuft sind, um einer russischen Armee für beträchtliche Zeit Verpflegung zu gewähren, wenn schon die Festung keine ausreichenden Unterkunftsräume bietet.

Die dritte russische Weichselfestung Zwangorod liegt circa 11 Meilen von Warschau an der Wieprz-Mündung.

Ihre Befestigungen bestehen in dem die auf dem rechten Weichselufer liegende kleine Stadt umgebenden bastionirten Hauptwall, drei 500 bis 700 Schritt vor demselben liegenden kleineren Lunetten, sowie drei Erdschanzen auf dem rechten und linken Wieprz-Ufer. Auf dem linken Weichselufer liegt ein Brückenkopf, der aus dem Fort Gortschakoff, einem kasemattirten, mit Erdwall umgebenen Thurm besteht. Ferner liegen auf dem linken Weichselufer, 2—4 km vom Brückenkopf, drei vorgeschobene Werke neuer Construction (1877—84 erbaut) und auf dem rechten Weichselufer sechs derartige Werke, 2—4 km vom Hauptwall entfernt. In jüngster Zeit sind im Ganzen je sechs starke detachirte Gürtelforts neuester Construction auf beiden Ufern erbaut worden; dieselben liegen jedoch zu nahe an dem alten Befestigungskern der Stadt, so daß sie in derselben lagernden Truppenmassen keinen genügenden Schutz geben, wohl aber der festen Eisenbahnbrücke. Zwangorod ist reine Militärfestung ohne Privatgebäude und hat nur als gesicherter Weichselübergang, Eisenbahnsperrpunkt und momentaner Stützpunkt für eine Armee besondere Bedeutung.

Die deutschen, im westlichen Polen vorrückenden Armeen werden die ihnen entgegentretenden, voraussichtlich nur schwächeren russischen Streitkräfte in die genannten Festungen zurücktreiben, alsdann zur Einschließung von Nowo-Giorgiewsk und Warschau auf dem linken Weichselufer schreiten, Zwangorod voraussichtlich zunächst nur beobachten und, während diese Ein-

schließungen sich vollziehen und eine gesicherte Verbindung mit der Nowo-Georgiewsk auf dem rechten Weichselufer einschließenden 3ten Armee hergestellt wird, zur Recognoscirung geeigneter Weichselübergänge zwischen Warschau und Zwangorod oder oberhalb dieses Platzes und Erkundung der Vertheilung der feindlichen Streitkräfte schreiten, um nach deren Ergebniß den Uebergang über die Weichsel auszuführen. Soweit die Reimannsche Karte es beurtheilen läßt, befinden sich geeignete Stellen für einen Uebergang vom linken aufs rechte Weichselufer bei: Pawlowska-Wola, Gniadzko, Pulawy, Goledry, Predworzyce, Pulko und Gora. Gleichzeitig wird die 3te deutsche Armee über den Narew resp. Bug vorzudringen und die Verbindung von Warschau mit Petersburg zu unterbrechen, und durch ihr Vorgehen starke Kräfte des Gegners auf sich zu ziehen suchen.

Es erscheint von Interesse, die Frage nochmals einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen, ob Rußland unter den vorausgesetzten Verhältnissen, d. h. Ausbruch eines Krieges mit Deutschland beim status quo der beiderseitigen Streitkräfte, nicht in der Lage ist, den mehrfach erwähnten Anfall auf Ost- und Westpreußen, wenn auch nicht mit einer Armee, deren Kräfte zum Halten der Weichsellinie in Bereitschaft bleiben müssen, so doch mit einem starken Corps auszuführen. Vier russische Cavallerie-Divisionen stehen, wie erwähnt, nebst ihrer Artillerie längs der Ost- und Südgrenze der Provinzen Ost- und Westpreußen, die in Anbetracht der unbedingt mit den Hauptkräften von der Westgrenze des russischen Polens her zu erwartenden deutschen Offensive vielleicht richtiger an der Westgrenze Polens (wo sich zweifellos auch geeignetes Uebungsterrain findet) dislocirt wären. Eine deutsche Offensive im großen Stil läßt sich in dem ersteren Gebiet um so weniger voraussetzen, als dieselbe, wie oben bemerkt, nachdem sie die Defileen der ostpreussischen Seenreihe durchschritten hätte, die Bruch- und Sumpfszone des Narew und Bobr und die nördlich derselben etwa bis Marianopol reichende Seenreihe zu überwinden hätte.

Zahlreiche russische Truppen der anderen Waffen sind an der Bahnstrecke von Wilna—Kowno—Grodno—Bjalystock—Warschau, von der die Linien Kowno—Cydtukhnen, Bjalystock—Grajewo und Nowo-Georgiewsk—Mianka nach der deutschen Grenze führen, nur drei Märsche von derselben entfernt. Diese Dislocation bietet Grund zu der Annahme, daß Rußland bei Ausbruch des Krieges mit Deutschland einen Einfall in die Provinzen Ost- und Westpreußen beabsichtigt und dort durch seine Cavallerie die Bahnlinien und Telegraphen an den empfindlichsten Punkten zu zerstören versuchen wird, um die Concentration der deutschen Truppen in diesen Provinzen zu stören und sie zu verhindern, rechtzeitig an die wichtigen Defileen zu rücken. Die russische Cavallerie ist zu dieser Aufgabe durch ihre Ausbildung, die Raids, die sie schon im Frieden geübt hat, und durch ihre Ausrüstung mit per Regiment 249 Sprengpatronen, 48 Beilen und 48 Spaten und einem Wagen mit Pyroxilin vollständig befähigt, und

man wird sich deutscherseits darauf gefaßt machen müssen, daß die russischen Cavallerie-Patrouillen bei Beginn der Feindseligkeiten binnen kürzester Frist die Bahnlinien Thorn—Insterburg—Tilsit und Thorn—Graudenz zu erreichen und dort nachhaltige Zerstörungen, nicht bloß das Zertrümmern einiger Schienen, auszuführen suchen werden.

Die in Rowno und Wilna stehenden russischen Truppen können, sobald sie marschbereit sind, in 3 resp. 7 Stunden per Bahn die deutsche Ostgrenze bei Eydtukhnen erreicht haben und als dann den Vormarsch auf deutschem Gebiet beginnen. In Rowno steht eine halbe Cavallerie-Division (die beiden anderen Regimenter derselben stehen in Wocny und Libau), 2 Infanterie-Regimenter, 1 reitende Batterie, 1 Pontonier-Bataillon; und in dem nahen Kormjalow 1 Feld-Artillerie-Brigade von 8 Batterien. In Wilna stehen: 2 Cavallerie-Regimenter, 4 Infanterie-Regimenter, 1 Feld-Artillerie-Brigade (8 Batterien), 1 Pontonier-Bataillon, 1. Sappeur-Bataillon, 1 Eisenbahn-Bataillon. In Summa in beiden Orten 4 Cavallerie-Regimenter, 6 Infanterie-Regimenter, 17 Batterien und die genannten technischen Truppen.

Wir wollen den günstigsten Fall russischerseits annehmen, nämlich den, daß die Truppen der genannten Orte und deren Umgebung ebenso rasch marschbereit werden, wie die deutschen hier in Betracht kommenden Truppen. Deutscherseits können ihnen an der Grenze die per Bahn aus der gleichen Entfernung heranzuschaffenden Truppen entgegentreten. Es sind dies drei Viertel der Cavallerie-Division des 1. Armee-Corps, nämlich die Cavallerie-Regimenter aus Insterburg und Stallupöhnen, Tilsit, Königsberg, Allenstein und die reitende Abtheilung aus letztem Ort (nach unserer Schätzung am Nachmittag des 1. Operationstages). An Infanterie sind es die Bataillone aus den Garnisonen Memel, Tilsit, Gumbinnen, Insterburg, Königsberg, in Summa 11 Bataillone. An Artillerie: das Feld-Artillerie-Regiment aus Königsberg (8 Batterien), ferner die erforderlichen Traintruppen aus Königsberg.

Nun kann die russische Cavallerie-Division von Suwalki mit dem Moment ihrer Marschbereitschaft den Vormarsch auf Gumbinnen antreten und noch am ersten Tage desselben mit den auf Eydtukhnen vorgegangenen russischen Truppen die Verbindung aufnehmen. Das deutsche Corps wird daher gut thun, an dem Tage, an welchem die Vereinigung seiner Truppen etwa bei Stallupöhnen stattfindet, sich dieser Ueberlegenheit der russischen gegenüber (an Infanterie und Cavallerie um mehr als ein Drittel, an Artillerie um das Doppelte) an einem geeigneten Terrainabschnitt defensiv zu verhalten.

Noch am Abend des 1ten Operationstages können jedoch das Cavallerie-Regiment aus Dt.-Gylau und Umgegend, und im Laufe der Nacht Verstärkungen aus Danzig, Graudenz, Thorn und Bromberg auf 2 Bahnlinien bei Insterburg zur Verstärkung des an der Ostgrenze versammelten Corps eintreffen, während russischerseits nur 1 Bahnlinie zur Herbeiführung von Verstärkungen der Truppen bei Eydtukhnen durch die Garnisonen von Dünaburg

und Grodno zur Verfügung steht. Am 2. Operationstage würde sich das numerische Verhältniß für die deutschen Truppen noch günstiger gestalten, und trotzdem die Besetzung der Südgrenze von Westpreußen nicht darunter leiden.

Nur wenn es der russischen Cavallerie gelingen sollte, vor der Versammlung der erwähnten beiden Gruppen deutscher Streitkräfte in Ost- und Westpreußen sehr empfindliche und von ihr mit äußerster Kühnheit auszuführende Unterbrechungen des ost- oder westpreußischen Bahnnetzes zu bewerkstelligen — ein Fall, der nicht völlig ausgeschlossen ist — dürfte es den in Ost- und Westpreußen garnisonirenden Truppen, zu denen noch deren Reserveformationen und voraussichtlich eine Anzahl sofort zusammenberufener Landwehr-Regimenter kommen dürften, vielleicht nicht gelingen, sich dem Vordringen des Gegners derart entgegenzustellen, daß die auf den Bahnlinien über Thorn, Graudenz und Marienburg herbeieilenden Verstärkungen noch zur rechtzeitigen Abweisung der feindlichen Invasion gelangen.

Allein wenn es derselben in Folge jener Bahnunterbrechungen auch gelänge, die zum Schutz von Ostpreußen etwa in der Gegend von Gumbinnen und Insterburg bei Beginn der Feindseligkeiten versammelten deutschen Streitkräfte auf Königsberg zurückzudrängen und, in Folge genügender Unterbrechung der Bahnlinie Thorn — Insterburg und der Küstenbahn, die Verbindung Königsbergs mit Danzig und dem Hinterlande auf das frische Haff zu beschränken, da die russische Flotte inzwischen bereits vor Pillau erschienen sein kann, so würde die Occupation eines Theils der Provinzen Ost- und Westpreußen russischerseits doch nur eine vorübergehende sein können, da von Königsberg und Thorn aus sehr bald deutscherseits mit Ueberlegenheit die Offensive ergriffen werden würde; und zwar aus Thorn selbst in dem Falle, daß es wider Erwarten dem Vorgehen der russischen Streitkräfte gegen die Südgrenze von Westpreußen gelingen sollte, die ihnen dort gegenübertretenden deutschen Heeresabtheilungen zu schlagen, Thorn auf dem rechten Weichselufer zu cerniren und durch etwa sofort mitgeführte Belagerungsgeschütze die Brückenkopfbefestigungen von Marienburg und Graudenz und die dortigen Weichselübergänge zu zerstören.

Nur sehr beträchtliche russische Streitkräfte würden den Versuch unternehmen können, unter angemessener Sicherung gegen Thorn und Posen per Bahn und auf Weichseldampfern zc. über Bloclawek soweit als möglich gegen Thorn vorzugehen, oberhalb Thorn das rechte Weichselufer zu gewinnen, die dort inzwischen rasch versammelten deutschen Truppen zu schlagen, diese Festung auf dem rechten Weichselufer einzuschließen und alsdann gegen die untere Weichsel vorzubringen. Allein diese russischen Streitkräfte würden es nicht verhindern können, daß durch die drei bei Thorn resp. Bromberg mündenden Bahnlinien den vor der Uebermacht auf Thorn zurückgegangenen deutschen Truppen rasch erhebliche Verstärkungen zugeführt würden, und daß diese die Offensive, in einer dem russischen Corps wahrscheinlich verhängnißvollen Weise, in dessen linker Flanke und Rücken ergreifen

würden. Ein russischer Anfall wird hier also, mit Ausnahme des Falles daß die ihn event. begleitenden Bahnzerstörungen gelingen, mit Sicherheit leicht paralyfirt, und ihm von Thorn aus bald in überlegener Stärke entgegengetreten werden können. Die zu demselben verwendeten russischen Streitkräfte aber würden inzwischen an der Weichsel zwischen Warschau und Zwangorod — und das ist das Wichtigste! — fehlen. Der Anfall der Provinzen Ost- und Westpreußen mit starken russischen Streitkräften, d. h. einer Armee, erscheint daher unter den hier angenommenen Voraussetzungen so gut wie ausgeschlossen.

Die russischen Operationen in Polen werden sich der deutschen Invasion gegenüber, wie erwähnt, auf die Defensiv an der mittleren Weichsel, am Bug und Narew, auf die Verzögerung des feindlichen Vormarsches an der Warthe und dem Goploseenabschnitt, ferner auf den Versuch eines Einfalls in das nordöstliche Ostpreußen, unterstützt von der russischen Flotte, die immerhin deutsche Truppen an die Küste fesseln wird, und auf den in Folge der Beschaffenheit des ihr nördlich vorliegenden Terrains leicht zu bewerkstelligenden Schutz der Warschau-Petersburger Bahnverbindung im Wesentlichen beschränken müssen.

Welche der verschiedenen angebotenen Arten des Vorgehens gegen die mittlere Weichsel die deutsche Heeresleitung nun auch wählen mag, immer wird es sich schließlich um die Ueberschreitung dieses Stromes auf der Strecke Warschau—Zwangorod, oder oberhalb der letztgenannten Stadt etwa bei Alexandrija handeln; alsdann darum, die dahinter befindlichen russischen Streitkräfte zu schlagen, die Festungen Warschau, Nowo-Giorgiewsk und Zwangorod völlig einzuschließen, zu belagern und einzunehmen, um derart gesicherte Uebergänge über die Weichsel, gesicherte Eisenbahnverbindungen und eine gute Basis mit festen Stützpunkten für die weiteren Operationen zu erlangen und von da aus zur weiteren Einnahme und Occupation Polens schreiten zu können.

Die Besiznahme des russischen Polens ist, wir wiederholen es, für die deutsche Kriegsführung gegen Rußland unerläßlich, da ohne dieselbe ein Vorgehen gegen Rußland, etwa durch eine Offensive von Ostpreußen aus auf Petersburg, stets in seinen außerordentlich langen Verbindungen in der rechten Flanke und selbst von der Küste aus bedroht, und daher unausführbar sein würde.

Die Streitkräfte des südlichen und mittleren Rußlands würden sich völlig ungehindert in Polen versammeln und, gegen die deutschen Verbindungen vorgehend, dieselben unterbrechen können, und dabei nicht einmal genöthigt sein, dem deutschen Hauptheere eine Schlacht zu liefern.

Ist nun die Weichsellinie mit ihren festen Plätzen deutscherseits gewonnen, so wird sich die deutsche Heeresleitung und Politik darüber zu entscheiden haben, ob sie sich mit der alsdann verhältnißmäßig leicht zu vollziehenden Eroberung und Occupation Polens begnügt (es würde nur

noch das wichtige Brest-Litewski, das gesicherte Debouchée der Streitkräfte Südrusslands, und etwa auch Rowno, der Eisenbahn- und Niemenübergangsperrpunkt, einzunehmen sein), und ob sie mit der Besetzung Polens ein genügendes Object in ihren Händen zu halten glaubt, um Rußland zum Frieden oder zu einem Vorgehen zur Wiedergewinnung Polens und zu entscheidenden Schlachten zu veranlassen; oder wenn dieses Beides nicht eintritt, zu erwägen, ob die Situation es erheischt, auf Petersburg, die wichtigste Hauptstadt des russischen Reiches, den Sitz der Regierung und der Heeresverwaltung, vorzugehen.

Die Hauptstadt Petersburg ist nicht nur deshalb das gegebene Operationsobject dieser weiteren deutschen Offensive, weil sie der Sitz der Regierung und wichtiger als Moskau ist, sondern auch, weil die in den letzten Jahrzehnten so beträchtlich verstärkte deutsche Flotte vielleicht doch nach erlangter Ueberlegenheit über die russische bei der Operation gegen diesen Platz (zunächst gegen Kronstadt) mitzuwirken vermag. Eine etwaige gleichzeitige Operation auf Moskau erscheint jedoch in Anbetracht der Anforderungen, welche die Occupation Polens und die Operation auf Petersburg — vor Allem die Sicherung der ca. 140 Meilen langen Verbindungslinie von Warschau bis Petersburg — stellt, ausgeschlossen.

Im Falle die Offensive auf Petersburg beschlossen wird, wird sich die deutsche Hauptoperation, im Allgemeinen der Bahnlinie Warschau—Petersburg folgend, auf Petersburg vorbewegen. Die ihre Verbindungen bedrohende und die Bahnlinien Cybtkuhnen—Dünaburg und Wilna sperrende Festung Rowno würde, inzwischen voraussichtlich bereits durch das zum Schutz Ostpreußens bestimmte deutsche Corps eingeschlossen und in der Belagerung begriffen, von demselben einzunehmen sein.

Rowno am Niemen, an der Wilija-Mündung gelegen, ist durch sechs detachirte Forts auf dem linken, durch drei auf dem rechten Ufer des Niemen geschützt. Die ca. 45 000 Einwohner zählende Stadt hat keine Enceinte. Ihre vor kurzem vollendeten Befestigungen sperren unmittelbar die Bahn von Cybtkuhnen nach Wilna und die Hauptstraße, welche von Ostpreußen über Dünaburg auf Petersburg führt. Die Forts sind derart weit um den Platz angelegt, daß derselbe bei entsprechender Besetzung als verschanztes Lager mit beträchtlichem Offensivvermögen in Betracht kommen kann.

Die deutsche Operation auf Petersburg wird sich in ihrer rechten Flanke durch etwa über Minsk und Witebsk vorgeschobene Armeen sichern müssen; denn es ist anzunehmen, daß die aus Polen zurückgehenden russischen Heere, ähnlich wie 1812 den ungeheuren Raum Rußlands zum Verbündeten nehmend, nicht auf Petersburg, wo sie vom übrigen Rußland leicht isolirt werden könnten, sondern nach dem Innern Rußlands ausweichen werden, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen und alsdann gegen die deutschen Verbindungslinien vorzugehen.

Bis zum Dnjepr erhält die deutsche Offensive nach der Besitznahme

Polens in ihrer rechten Flanke durch die obere Weichsel, die Festungen Zwangorob, Warschau Brest-Litewski und die fast von der Weichsel bis zum Dniepr reichenden Rokitno-Sümpfe einen Schutz, der durch die Möglichkeit, in oder bei Zwangorob und am Wieprz im gebotenen Fall ausreichende Streitkräfte vereinigen zu können, um einem Vordringen starker russischer Streitkräfte aus dem Süden entgegenzutreten zu können, zu vervollständigen sein dürfte. Der Hauptzugang aus dem Süden über Brest-Litewski wird durch diese Festung leicht und vollständig gesperrt. Ein Gleiches kann hinsichtlich der Bahn durch die Rokitno-Sümpfe bei Luninez geschehen. In ihrer linken Flanke würde diese deutsche Offensive sich gegen etwaige auf die russische Flotte — falls diese die Oberherrschaft auf der Ostsee behauptet — basirte Unternehmungen von den Ostseehäfen Libau, Riga und Reval her zu sichern haben.

Im weiteren Vorschreiten würde diese Operation die Festung Dünaburg nehmen müssen, um einen gesicherten Bahnübergang und Stützpunkt an der Duna zu gewinnen.

Die Einnahme Dünaburgs würde voraussichtlich keine besonderen Schwierigkeiten bieten, da dieser Platz, wenn auch im Süden von sumpfigen, übrigens nicht überall unpassirbaren Niederungen umgeben, nur von mittlerer Größe ist (52 000 Einwohner), und zwar auf dem linken Dünaufer einen starken Brückenkopf, aus mehreren selbstständigen Werken bestehend, jedoch keine detachirten Forts besitzt, und da seine Werke von veralteter, den neuen Anforderungen des Festungskrieges nicht mehr angemessener, nicht einmal auf die Wirkung gezogener Geschütze berechneter Construction sind.

Dünaburg ist wichtig als Sperrpunkt der Wilna-Petersburger Bahn, ferner der Bahn von Riga nach Smolensk, und als Depotplatz, da hier ein großer Theil des russischen Belagerungsparks (Artillerie- und Ingenieur-Park) lagert. Eine Eisenbahnbrücke und eine Schiffbrücke führen hier über die ca. 200 m breite Duna.

Ist die Duna überschritten, so stellen sich der deutschen Operation auf Petersburg keine Terrainhindernisse von Bedeutung mehr entgegen. In ihrer rechten Flanke würde hier ihre Verbindungslinie unter Benutzung der Abschnitte des Lomat und des Wolchow verhältnißmäßig leicht gegen den russischen Süden zu sichern sein; ein Gleiches gilt für die Einschließung von Petersburg hinsichtlich des größtentheils sumpfigen Wolchow-Abschnitts.

Ist Petersburg, die Residenz des Czaren, der Sitz der russischen Regierung, eine Metropole des russischen Handels, und voraussichtlich alsdann durch Befestigungen geschützt, von den deutschen Heeren eingeschlossen, Polen occupirt, die Verbindung mit diesem Lande sicher gestellt, und sind die Versuche neugebildeter russischer Armeen, die Hauptstadt zu entsetzen, in offener Feldschlacht deutscherseits vereitelt, oder ist Petersburg eingenommen, so wird man deutscherseits annehmen können, daß alsdann die russische Regierung zum Friedensschluß mit Deutschland geneigt sein wird. Sollte

sich diese Annahme nicht bestätigen, so dürfte man sich deutscherseits in Petersburg und den eroberten Gebieten militärisch und administrativ regelrecht einrichten, die Verbindung zur See auch durch die Flotte herstellen, auf Kosten des Feindes leben, ferner die Verbindungslinien an den empfindlichsten Punkten durch Besatzungen und eventuell Befestigungen sichern, alsdann die Winterquartiere unter steter Kampfbereitschaft beziehen, und voraussichtlich erst in einem neuen Campagnejahr die Operationen auf Moskau eröffnen.

* * *

Wenn wir im Vorstehenden den Versuch einer Erörterung der strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber unternahmen, so sind wir uns der großen Schwierigkeiten eines solchen Beginnens wohl bewußt. Ebenso fühlen wir die wesentlichen Mängel, welche einer derartigen Arbeit — die sich selbstredend auch nicht auf die mindeste officiële Quelle und nur auf Jedermann zugängliches Material zu stützen vermag — anhaften müssen; wir bitten daher um Nachsicht für dieselben, sowie dafür, wenn wir der Phantasie vielleicht hie und da zu weit die Zügel schießen ließen. Der tatsächliche Verlauf der Operationen wird bekanntlich im Kriege durch die jedesmal eintretenden Verhältnisse, unter denen das jedesmalige Verhalten des Feindes den Hauptfactor bilden dürfte, bestimmt, und gestattet keine weitreichenden Entwürfe. Die moralischen und intellectuellen Factoren fallen ferner bei einem Heere ganz außerordentlich ins Gewicht und gestatten unter Umständen auch einem numerisch weit schwächeren Gegner zum Angriff überzugehen. So siegte Friedrich der Große bei Leuthen mit 30 000 Mann über 85 000 Oesterreicher.

Allein wir hoffen, durch unsere Studie wenigstens das Eine dargelegt zu haben, daß Deutschland den Kampf mit Rußland — und selbst den eventuell gleichzeitig entbrennenden mit Frankreich — im Bewußtsein seiner Kraft in Bezug auf dessen schließlichen Ausgang in keiner Weise zu fürchten hat. Ist uns dies aber gelungen, so legen wir die Feder mit Befriedigung aus der Hand und empfinden Genugthuung in dem Gedanken, etwas zur Beruhigung etwa besorgter Gemüther beigetragen zu haben.

Schließlich bitten wir den Leser, einige Versehen unseres ersten Artikels im Januarheft zu berichtigen. Es muß S. 2 Zeile 14 heißen: Ost- und Westpreußen; S. 71 statt Dirschau: „Graudenz“, ebenda letzte Zeile statt Detachement „Corps“; S. 75 statt Lissa „Proßna“ und S. 77 Zeile 32 anstatt „die russische Armee“ „die 3te russische Armee“, sowie S. 78 Zeile 30 „von der 2ten russischen Armee“.



Die Wotjaken und ihre Sitten.

Don

E. von Stein-Mordheim.

— Neapel. —

I.

Eingang mit geschichtlichem Rückblick. — Bekehrungsversuche Peters des Großen. — Niederlassungen. Bauart der Hütten. — Häusliche Einrichtung. — Nahrung. Viehstand. — Bienenzucht. — Rumiß.

Das kleine Völkchen der Wotjaken, welches 275 000 Seelen stark im Innern Rußlands lebt, hat sich noch merkwürdig ungemischt erhalten. Es ist uns Deutschen mit seinen Sitten und Gebräuchen so gut wie unbekannt; denn es ist wohl nicht zu gewagt, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß die meisten unserer Leser kaum einmal den Namen dieses wunderlichen, sich noch vollständiger Uncultur erfreuenden Volksstammes gehört haben. Ja, ihr Erstaunen wird vielleicht noch wachsen, wenn sie erfahren, daß unter den 275 000 Wotjaken, die im Herzen, des sich mit Vorliebe rechtgläubig nennenden Rußlands leben, noch 10 000 Heiden sind, die der schamanischen Religion angehören.

Die russische Regierung behauptet freilich, seit mehr als 300 Jahren alle Mittel zur Bekehrung und Civilisation der Wotjaken angewendet zu haben. Chi lo sa?

Der russische Reichskoloß birgt in seinem Innern sehr vieles, was dem schlichten Deutschen unverständlich ist, ja nach deutschen Begriffen in das Reich der Unmöglichkeit gehört.

Ein schlagender Beweis für diese Anschauung ist die Existenz der Wotjaken, die sich mit ihren absonderlichen Sitten und Gebräuchen mitten im russischen Reiche in unvermischter Reinheit erhalten haben.

Es haben bis jetzt nur wenig Forschungen über die Wotjaken statt-

gefunden, was sich aus den großen Schwierigkeiten erklärt, welche auch ein nur zeitweiliger Aufenthalt unter ihnen hat. Wir müssen uns daher mit einer Zusammenstellung ihrer interessantesten Eigenthümlichkeiten, wie sie von Miller, Rittich, Ostrowski, Herzen, Eichwald, Bechteren (im Europäischen Boten, August 1880) geschildert werden, begnügen.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Geschichte der Wotjaken. Sie werden zu den finnischen Stämmen gezählt, die ein Bindeglied zwischen den Slaven und Mongolen bilden. Die finnischen Stämme werden von einigen russischen Ethnographen, namentlich von Eichwald, identificirt mit den Skythen, von denen man am Ural, Altai bis in das Innere von Sibirien hinein in Gestalt von Gräbern zahlreiche Ueberreste findet. Diese Gräber bergen Stein- und Metallarbeiten, welche meistens einen hohen Culturstand verrathen. Die Steinbilder, welche menschliche Züge tragen, liegen alle mit dem Antlitz nach Osten gewandt. Gold- und Silberschmuck, Amulette, Vasen mit Basreliefs weisen durch ihre Formen auf Austauschverkehr zwischen diesem Stamm und den Griechen hin. Wir finden bei Strabo und Herodot verschiedene Angaben über den Handel zwischen den Griechen und den Bewohnern der Länder, die am Schwarzen Meer gelegen sind. Merkwürdig ist, daß die Steinbilder nur Frauen darstellen. Der Volksmund nennt sie daher „die steinernen Weiber.“ Diese Ueberreste deuten darauf hin, daß die Skythen daselbst feste Wohnsitze gehabt haben und nur dem gewaltsamen Andrängen der von Osten kommenden Stämme nachgaben, um die reichen, fruchtbaren Landstriche mit unwirthlichen Gegenden zu vertauschen. In ungefähr 20 Gouvernements finden sich in Mauerüberresten, Sitten und Namen noch Spuren früherer skythischer, finnischer Niederlassungen. Zu den Nachkommen dieser finnischen Stämme, welche sich in den Gouvernements Kasan, Perm, Wjatka erhalten haben und bis auf den heutigen Tag ein nur wenig russificirtes Leben führen, gehören auch die Wotjaken, die sich in ihrer Sprache Udi-Murdi, d. h. „Menschen“ nennen. Wie schon oben erwähnt, beläuft sich ihre Seelenzahl auf circa 275,000, von denen 10,000 noch Polytheisten sind. Bis zu der Zeit, da Rußland das Tartarenjoch abschüttelte, waren auch die Wotjaken den Tartaren unterworfen. Erst unter Jwan IV. kamen sie unter die russische Herrschaft. Peter der Große versuchte auf alle mögliche Weise, die Wotjaken mit seinem Russenvolk zu vermischen; aber es gelang ihm nur wenig. Die ersten Befehrungsversuche lassen sich bis in die Mitte des XV. Jahrhunderts zurück verfolgen. Sie gingen von den Geistlichen aus Nowgorod und Kiew aus, hatten aber nur geringen Erfolg. Peter der Große suchte die Wotjaken durch Goldlockungen und Freibriefe, welche sie auf einige Jahre von Abgaben und Soldatendienst befreiten, für das Christenthum zu gewinnen. Dieses war von Erfolg; allein der größere Theil der Wotjaken ließ sich taufen, ohne darum von den heidnischen Sitten und Gebräuchen abzustehen. Wir finden daher bei den christlichen Wotjaken noch bis auf den heutigen Tag, daß

sie neben ihrem christlichen Cultus in Nothfällen auch dem altheidnischen nachgehen. Die getauften wie die ungetauften Wotjaken glauben in gleicher Weise an Wald-, Fluß-, Luft-, Hausgeister, Herenmeister, Wahrsager, die sie, je nachdem, wenn sie befürchten, eine dieser irdischen, über- oder unterirdischen Mächte beleidigt zu haben, durch Opfer zu veröhnen suchen. Man kann die Wotjaken mehr oder weniger noch als ein Nomadenvolk bezeichnen. Sie besitzen zwar feste Wohnstätten, lassen sich aber durch irgend welche Eindringlinge, die sich in ihren Niederlassungen heimisch machen, leicht daraus vertreiben. Sie lassen dann ihre Hütten stehen und ziehen widerstandslos weiter. Man stößt zuweilen an den Flüssen Rama, Wjatka auf solche verödete Wohnsitze. Der Volksmund nennt sie Teufelsstätten.

Die Wotjakendörfer haben meistens eine geschützte Lage. Entweder sie lehnen an einem Berg an, oder sie liegen in einem Thal, zu dem eine enge Schlucht führt. Dämme, rohe Erdwälle verstecken die Niederlassung dem Auge des nahenden Fremdlings. Die Hütten sind aus Baumzweigen kunstlos zusammengefügt, inwendig sind sie voll Schmutz. Die russischen Ethnographen beschreiben sie folgendermaßen. Jeder Wotjake hat an seiner Hütte einen Hof mit daranstoßenden Feldern. Die Folge davon ist, daß die Dörfer aus regellos dahingeworfenen Anwesen bestehen und keine eigentlichen Straßen besitzen. Jeder baut seine Hütte auf den Fleck, wo es ihm beliebt, ohne im Geringsten die Stellung der Nachbarhütte zu berücksichtigen. Will sich ein Wotjake anbauen, so fragt er zuvor einen Wahrsager um Rath und handelt genau nach dessen Orakelspruch. Ein Nichtbeachten dieser Weisheitsworte würde unfehlbar Verderben auf das Haupt des Schuldigen ziehen. Die Hütten sind meistens einstöckig; sie haben eine Thüre und drei Schiebfenster, die auf den Hof gehen und zugleich bei dem üblichen Mangel an Schornsteinen als solche dienen. Bei den reichen Wotjaken ist die Hütte durch eine dünne Wand in zwei Räume getheilt. Der eine Raum dient zum Winter-, der andere zum Sommeraufenthalt. In diesen Hütten giebt es auch irdene Defen, in denen das Brot gebacken wird.

Der ärmere Wotjake dagegen besitzt nur ein offenes Herdfeuer, an dem er sich wärmt und alle Speisen kocht. Seine batterie de cuisine besteht in einem einzigen Kessel, in dem er alle seine Speisen und Getränke zubereitet. Irdenes Geschirr kennt der Wotjake nicht. Er besitzt höchstens einige größere und kleinere Holzgefäße, die er abwechselnd mit seinem Vieh benutzt. Der Wotjake wird dieselbe Schüssel, aus der sein Hund, sein Pferd, sein Schwein frist, nehmen und dieselbe, ohne sie zu reinigen, zu gleichem Zweck für sich oder seine Gäste verwenden. An der Wand steht ein Kasten, der die besseren Frauenkleider enthält und zugleich als Pritsche für die Inwohner dient. Einige schmutzige Kissen und Decken genügen, um das einfache Lager herzustellen. Daneben befindet sich ein Weidenkorb, der alle Opfergeräthschaften, Holzlöffel, Gabel, Messer, hölzerne Tassen enthält. Ein Tisch, auf dem Brot und Salz sowie ein Schlauch

mit Kumiß liegt, und ein Stuhl für den Hausherrn vervollständigen diese primitive Einrichtung. Während des Winters theilt sich der sämmtliche Viehstand des Wotjaken mit der Familie für Tag und Nachtzeit in diesen einen Raum. Gereinigt wird die Hütte nie; der Gestank und der Schmutz, die in ihr herrschen, spotten aller Beschreibung. Der Wotjake nährt sich von Mehlsbrei und Fladen; hie und da vielleicht ein Eichhörnchen oder ein Hase. Die Hausthiere werden nur bei Gelegenheit von Opfern den Göttern zu Ehren geschlachtet und dann natürlich auch verzehrt. Das Brot wird meistens aus Hafermehl bereitet. Es hat einen unangenehmen säuerlichen Geschmack, ist bei der mangelhaften Backerei halb verbrannt und schimmelt bald. Eine besondere Schwammart dient ihnen als Lederbissen.

Der Wotjake hält sich 4—5 elende Pferde, einige Kühe, 5—6 Hunde, Gänse, Enten, nur in seltenen Fällen Hühner. Die Pferde sind in Folge der erbärmlichen Nahrung arbeitsuntüchtig, die Kühe schlecht in Milch und Fleisch. Ein Haupterwerbszweig der Wotjaken ist ihre Bienenzucht, die sie in origineller Weise betreiben. Sie geben ihren Bienen keine Stöcke, sondern diese bauen sich bald in Erblöchern, bald in hohlen Bäumen, bald in dem Loch in der Wand einer Hütte an. Der Wotjake beobachtet, wo sich ein Bienenschwarm niederläßt, bewacht diese Bienencolonien sorgfältig und sucht ihre Schlupfwinkel gegen äußere Feinde zu schützen. Eine wunderliche Sitte ist, daß die Wotjaken mit Vorliebe alte Pferdegeschädel in der Nähe dieser wilden Bienenstöcke anbringen. Wahrscheinlich liegt eine Beschwörung diesem Brauch zu Grunde.

Aus dem gewonnenen Honig bereiten sie eine Art Meth, oder sie verkaufen ihn an ihre russischen Nachbarn.

Das Lieblingsgetränk der Wotjaken ist der berauschte Kumiß. Sie bereiten ihn wie die Tartaren, indem sie Stutenmilch in eine ungegerbte Haut füllen, diese hermetisch verschließen und entweder der Sonnenwärme oder der Hüttenwärme aussetzen. Nach wenigen Tagen schon tritt die Milch in Gährung über. Der Geschmack ist säuerlich. Je älter der Kumiß wird, desto berauschter wirkt er. Alter Kumiß gilt für einen Schak, den der Hausherr nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, oder wenn er einen Gast sehr ehren will, zum Besten giebt.

II.

Socialismus. — Äußere Erscheinung. — Männertracht. — Frauentracht. — Stellung der Frau. — Sommeraufenthalt. — Jagd. — Handel, Gewerbe. — Geld. — Gastfreiheit. — Friedfertigkeit.

In einigen Wotjaken-Dörfern herrscht allgemeiner Socialismus, der sich nicht nur auf die Felder, sondern sogar bis auf die Frauen erstrecken soll. Wir dürfen an die moralischen Begriffe der Wotjaken keinen hohen Maßstab legen; so manches, was in unseren Augen für unsittlich gilt, erscheint dem Wotjaken als naturgemäß und richtig. Der Verkehr zwischen

den beiden Geschlechtern ist ein sehr freier und wird von Seiten der Eltern für Jünglinge und Mädchen in jeder Weise, auch durch sonderbare Spiele, erleichtert. Ein Mädchen steigt im Werth, wenn es sich verschiedener Verehrer rühmen kann. Neuerer Schönheit erfreuen sich weder die Frauen noch die Männer. Diese sind meistens von kleiner, niedriger Statur, haben einen runden Kopf, zurückgebogene niedrige Stirn, fleischige, wenig gebogene Nase, großen Mund, kleine, fast immer entzündete Augen, schwache Augenbrauen, geringen Bart, spitzes Kinn, eingefallenen Hals, schlichtes, stets verwirrtes Haar. Die Frauen sind womöglich noch häßlicher. Die Schnurkruste, welche den Wotjaken stets überzieht, macht, daß man für gewöhnlich den Grundton ihrer Hautfarbe nicht unterscheiden kann. Ihre Kleidung gleicht der des russischen Bauern. Sie besteht aus einem einst weiß gewesenem sackähnlichen Hemd, einem rothen, breiten Gürtel, weißen Beinkleidern, einem Kasten und einer schmierigen Pelzmütze. Es ist dieses eine weniger schöne, als den dortigen Witterungsverhältnissen angemessene Tracht.

Die Frauen tragen sich ähnlich, nur haben sie eine originelle Kopfbedeckung, die sie den „Niton“ nennen. Dieser Niton besteht aus einer cylinderförmigen, leichten Holzschachtel, die mit Tuch überzogen und mit Silbermünzen geziert ist, welche bis auf die Stirne herab hängen; an den Seiten des Nitons befinden sich zwei Hentel, die die eigentliche Kopfbedeckung weit überragen und dazu dienen, ein Tuch zu halten, welches schleierähnlich bis auf den Rücken fällt. Bei festlichen Gelegenheiten flechten die Frauen und Mädchen in ihre langen Zöpfe Münzen ein. Ein bis auf die Brust reichendes Münzhalsband, Armbänder aus Münzen und Glasperlen, sowie schwere, eiserne Ohringe, an denen ebenfalls Münzen hängen und die sehr oft die Ohrkläppchen durchreißen, vervollständigen diesen originellen und für die dortigen Verhältnisse sehr werthvollen Festtagschmuck. Man findet bei den Wotjaken die seltensten alten Münzen, und ein Münzsammler könnte dort eine reiche Auslese halten. Der Anzug der Mädchen unterscheidet sich von dem der Frauen durch weniger reichen Schmuck, und statt des hohen Nitons tragen sie eine niedrige, ebenfalls mit Münzen gezielte Mütze. Die junge Frau trägt im ersten Jahr ihrer Ehe einen weißen mit Schwarz verbräunten, den zweiten Jahr einen rothen und erst in den folgenden Jahren einen beliebig farbigen Niton. Doch ist zu bemerken, daß diese Sitten in den verschiedenen Wotjakendörfern variiren.

Alle Kleider werden im Hause gefertigt. Die Frauen sind geschickte Spinnerinnen und Weberinnen. Die von ihnen gefertigten Stoffe sind derb, aber sehr haltbar und werden von den russischen Bauern gerne gekauft.

Die Wotjaken geben viel auf die Rathschläge der Frauen. Ein kinderloses Weib gilt als von den Göttern verstoßen. Wie weit dieser Glaube geht, zeigt das Sprichwort: „Das Mädchen, das die Männer nicht lieben, lieben auch die Götter nicht.“ Die Hausarbeiten liegen allein den Frauen ob, die Feldarbeiten dagegen theilen sie mit den Männern.

Während der Sommerzeit verläßt der Wotjake seine Hütte und bezieht eine Art Umfriedigung, wo er unter freiem Himmel und auf blankem Boden die wärmeren Monate verbringt. Die Landwirthschaft betreibt er in sehr primitiver Weise. Seine schwachen Ernten bezeugen die niedrige Stufe, auf welcher der dortige Ackerbau steht. Als Jäger ist der Wotjake ausdauernd und geschickt. Zur Winterszeit verläßt er oft auf ganze Wochen seine Hütte und geht mit geringem Proviant versehen auf die Jagd. Er benützt mit großem Geschick Schneeschuhe, besitzt ein großes Orientirtalent und viel Schlaueit. Auf Federwild, Hasen und Eichhörnchen jagt er mit der Büchse. Füchse und Marder fängt er mit Gift, Wölfe mit Fallen. Die Felle verkauft er in den benachbarten Städten. Da der Feldbau kaum den nöthigen Hausbedarf abwirft, auch seine Producte durch die schlechte Behandlung sehr leiden und deshalb nur einen geringen Marktpreis erzielen, die Gewerbe, welche die Wotjaken betreiben, höchstens in Mattenflechten und Holzschneiden bestehen, so ist es natürlich, daß der Handel im Argen liegt. Seinen Haupterlös erzielt er noch durch den Verkauf von Fellen und von Honig. Der Wotjake vermeidet möglichst den Verkehr mit Russen und Tartaren, denen er mißtraut, und beschränkt sich daher auf den allernöthigsten geschäftlichen Austausch. Hat ein Wotjake doch einmal durch den Verkauf von Fellen etwas Geld erlangt, so vergräbt er diesen Schatz sorgfältig an einem nur ihm bekannten Orte, um für die Zeit, wenn die „schwarzen Tage“ kommen (schlechte Zeiten, Krankheit, Noth), dann einen Nothpfennig zu haben. Doch kommt es oft vor, daß ein Wotjake stirbt, ohne seinen Erben den Ort, da er seinen Schatz vergraben hat, zu nennen, und die Armen kommen so auch um das Wenige.

Ein schöner Zug am Wotjaken ist die große Gastfreiheit, die er gegenüber seinen Stammesgenossen bethätigt. Er theilt freudig Alles mit seinem Gaste; ist aber Alles aufgezehrt, nun dann ziehen Gastgeber und Gast zum nächsten Nachbar und theilen dessen Armuth, bis die Noth sie weiter zu einer anderen Hütte treibt. So lange der Wotjake auch nur die geringste Nahrung hat, wird er sie treulich mit jedem ihn um Gastfreundschaft Bittenden theilen.

Streit und Zank gehören zu den Seltenheiten. Der Wotjake ist von Natur friebliebend, und diese Friedensliebe wird noch durch seine körperliche Unbehüllichkeit erhöht.

Die elende Nahrung, sowie das ganze Leben kann keinen kräftigen Menschen Schlag erzeugen. Der Wotjake fühlt diese seine Schwäche und Hilflosigkeit gegenüber seinen ihm an Kraft und Muth überlegenen Nachbarn und zieht es daher vor, möglichst allen Zwiespalt zu vermeiden. Charakteristisch ist ein Wotjakisches Sprüchwort, welches den Tartaren als Wolf, den Russen als Bär und den Wotjaken als Haselhuhn bezeichnet. Dieses Sprüchwort genügt, um das scheue Benehmen des Wotjaken gegen seine Nachbarn zu erklären.

III.

Hochzeitsgebräuche. — Brautlösegeld. — Freiwerberei. — Kleine Verlobung, große Verlobung. — Hochzeit. — Einholung der Braut. — Trauung. — Rückkehr der Braut zu den Eltern. — Gewaltthätige Entführung. — Gefang und Instrumente.

Wir kommen nun zu den religiösen Gebräuchen und Ceremonien und wollen zuerst die Hochzeitsgebräuche betrachten. Wie schon früher erwähnt, kennt der Wotjake Neigungsheirathen nicht. Für ihn ist die Ehe ein Geschäft, welches von Seiten der Familie des Bräutigams gern gesehen wird, weil durch die junge Frau ein arbeitsfähiges Glied mehr in die Familie kommt, während von Seiten der Familie der Braut aus dem entgegengesetzten Grunde ein derartiges Geschäft nur ungern gemacht wird. Jeder Vater will, daß sich seine Söhne bald, seine Töchter dagegen spät verheirathen. Daher sind auch in den meisten Ehen die Frauen viel älter als ihre Männer. Ein Vater verlangt für seine Tochter ein Lösegeld, welches je nach der körperlichen Beschaffenheit der gewünschten Braut 40—60—80 Rubel beträgt.

Will ein Wotjake heirathen, so geht er nach der Heuernte in das nächste Dorf und hält Umschau; es verstößt nämlich gegen die Sitte, ein Weib aus dem heimatlichen Dorf zu nehmen. Er erkundigt sich, was der Vater seiner Auserwählten für die Tochter verlangt, und feilscht mit diesem um das geforderte Brautgeld.

Ist endlich der Geldpunkt zur gegenseitigen Befriedigung erliebigt, so wird das Uebereinkommen mit einem Trunk Rumiß besiegelt. Zu diesem Zweck nimmt der Bräutigam wie der Brautvater jeder eine Hand voll Rumiß, leeren sie selbst bis zur Hälfte, schütten dann die zwei Reste zusammen und geben sie der Braut. Erst wenn diese den angebotenen Trank getrunken hat, wird von Seiten des Bräutigams zur Ueberreichung der Geschenke in Gestalt eines Handtuches, eines Kleides und einiger Pfefferkuchen geschritten, und damit ist die kleine Verlobung geschlossen. Einige Wochen darauf folgt die große Verlobung; sie besteht in einem Saufgelage der beiderseitigen Verwandten, bei welchem der Bräutigam und der Brautvater nochmals um das Brautgeld und die Aussteuer feilschen.

Die Hochzeit findet nach der großen Ernte statt. Am Hochzeitstage versammeln sich die Verwandten des Bräutigams in dessen Hause, trinken Rumiß und Schnaps und setzen sich auf ihre elenden Klepper, um die Braut heimzuholen. Alle Pferde, besonders aber die am Wagen des jungen Paares, sind reich geschmückt. So kommt der halb trunkene Zug am Hause der Braut an und verlangt dieselbe. Die Brauteltern erklären, die Tochter sei nicht zu Hause. Nach langen Unterhandlungen wird endlich gestattet, daß der Bräutigam und seine Genossen das Haus nach der Braut durch-

suchen. Man findet sie wohl verborgen in einem Winkel. Mit Geschenken und freundlichen Worten sucht sie der Bräutigam zu bewegen, ihm zu folgen. Unter Schreien, Klagen, Thränen nimmt sie von den Thüren Abschied und geht rückwärts, von leichten Peitschenhieben von Seiten des Bräutigams getrieben, aus dem väterlichen Hof. Während dieser Zeit wird reichlich Rumiß und Schnaps getrunken und von Seiten der Gäste der Braut Geldgeschenke gemacht. Endlich gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams. Die Braut weigert sich, vom Wagen zu steigen, und der Bräutigam treibt sie mit Peitschenhieben in sein väterliches Haus, wo seine Eltern das junge Weib mit einem Stück Brot und Butter empfangen. Ein Priester tritt nun vor, nimmt einen Becher mit Bier oder Rumiß, hält ihn über das junge Paar und spricht dazu ein segnendes Gebet. Die Braut verhüllt ihr Antlitz und weint bitterlich; dann trinkt das junge Paar diesen gesegneten Trank, und die Ehe ist geschlossen. Das junge Paar setzt sich nun an einen Tisch, die Schwiegermutter schmückt die junge Frau mit einem neuen weißen Niton, und die Gäste beschenken sie mit Silbermünzen. Hierauf hat die junge Frau die Bedienung der Gäste zu übernehmen. Das Gelage dauert, so lange es Rumiß und Schnaps giebt. Die Braut kehrt berweilen in ihr elterliches Haus zurück, bis das Brautlösegeld entrichtet ist, was oft ein halbes Jahr währt. Ja, es kommt vor, daß der Brautvater sich auch nach erhaltenem Lösegeld der Auslieferung der Tochter weigert. Dann muß der Bräutigam zur gewaltsamen Entführung seiner Braut respective Frau schreiten, die von Seiten derselben nur unter großem Geschrei stattfindet, worauf Vater, Brüder und Anhang sich bemühen, sie zu befreien, bis das ganze Scheingefecht abermals in einem Rumißgelage endigt.

Wir sehen, alle Ceremonien der Wotjaken entbehren der Schönheit und der Poesie. Schreien und Weinen, sich ungeberdig stellen gilt von Seiten der Braut als sittsam; Feilschen um das Brautlösegeld und die Aussteuer als Zeichen von Klugheit, und Berauschtigkeit der Gäste, in Folge reichlichen Genußes von Rumiß, als Zeichen der Gastfreiheit. Nirgends finden wir volkstümliche Sänge, Tänze oder sinnige Gebräuche. Sind die versammelten Gäste berauscht, so fangen sie einen Gesang an, der sich in dem sich immer wiederholenden Ruf: *Yu! Yu! Yu!* bewegt. Irgend welche Dichtung oder alte Weisen besitzen die Wotjaken nicht, ebenso wenig wie Nationaltänze. Ihre musikalischen Instrumente bestehen aus der *Balalaika*, einer Art Flöte und einem Hackbrett, mit welchen sie einen entsetzlichen Lärm hervorbringen. Die eigentliche Hochzeitsfeier gipfelt in allgemeiner Betrunktheit, welche mehrere Tage anhalten muß. Nach diesen beschriebenen Ceremonien ist es auffallend, daß der Wotjake die Frau in seinem Hause dennoch unumschränkte Gebieterin sein läßt und in Allem, was geschieht, das Urtheil der Frauen hochstellt und sich danach richtet.

IV.

Religion. — Inmar-Imar. — Keremet-Schaidan. — Gute und böse Geister. — Die Erschaffung des ersten Menschenpaares. — Der Sündenfall. — Die Vertreibung aus dem Paradies. — Achtung vor den Hunden. — Scheu vor den Todten. — Keremets Opfer. — Imars Opfer. — Wäber. — Die Feste. — Keremets Austreibung. — Das Frühjahrsfest.

Wir haben den Wotjaken in seinem häuslichen Leben beobachtet und wollen zum Schluß noch einen Blick auf seine Religion und deren Ausübung werfen. Die noch nicht getauften Wotjaken bekennen sich zu der schamanischen Religion.

Sie glauben an verschiedene Götter. Die beiden obersten sind die zwei Brüder Inmar und Keremet. Inmar oder Imar ist der Erhalter und Beschützer der Menschen, der Vertreter des Guten. Er bewohnt die Sonne und ist der oberste höchste Gott. Seine Mutter ist die Göttin der Fruchtbarkeit. Den Gegensatz zu Inmar bildet Keremet oder Schaidan, der Gott des Verderbens. Er bewohnt die Erde und freut sich an dem Elend der Menschen. Er schadet ihnen, quält sie und verhängt Krankheiten über sie. Neben diesen beiden Göttern giebt es noch eine große Zahl guter und böser Gottheiten und Geister. Die guten bewohnen den Himmelsraum, die bösen dagegen die Flüsse, Seen, Wälder, kurz, die Erde. Der Wotjake glaubt so fest an die maßlose Güte Imars, daß er ihn bei seinen Opfern stets vernachlässigt und es seine Haupt Sorge sein läßt, den bösen Keremet durch reichliche Opfer zu befriedigen und zu versöhnen. Inmar thut das Gute auch ohne Opfer; Keremet dagegen wird nur durch Opfer von seinem Gellüste abgehalten, erklärt der Wotjake, wenn er darnach gefragt wird.

Was die Schöpfung anbelangt, so erzählen die Wotjaken, daß Inmar den ersten Menschen aus rothem Thon geformt und ihn in einen herrlichen, fruchtbaren Garten gesetzt habe. Als die Erde schön grünte, rief Inmar seinen Bruder. Keremet kam und sah, daß der neue Mensch sich fürchtbar langweilte. Da lehrte er ihn Kumiß bereiten, und der Mensch war eine Zeit lang damit zufrieden; aber es währte nicht lange, da fing der Mensch wieder an über lange Weile zu klagen. Keremet aber hörte das und verhöhnte darüber seinen Bruder Inmar. Ein fürchtbarer Streit entbrannte, bei dem Keremet dem Inmar in das Antlitz spuckte. Inmar ging zürnend zum Menschen, um zu sehen, ob dieser sich wirklich langweile.

Der Mensch beklagte sich bitterlich und verlangte ein Weib. Inmar versprach ihm ein solches, wenn der Mensch nie wieder Kumiß trinken wolle.

Keremet aber zürnte noch immer seinem Bruder, und als das Weib erschaffen wurde, verlieh er ihm zwei verderbliche Gaben, Neugierde und Scharfsinn. Eines Tages nun fand das Weib ein Gefäß mit Kumiß; da vergaß es des Verbot, es trank und gab auch davon dem Manne. Inmar

ward zornig und vertrieb das sündige Paar aus dem herrlichen Garten. Von da an waren die Menschen sündig und sterblich; denn Keremet der Böse hatte mit dem Kumiß den Todeskeim in sie gelegt.

Eine große Rolle spielen bei den Wotjaken die Hunde. Diese gelten ihnen als die einzigen Geschöpfe, welche Inmar nahe stehen und stets die Gedanken der Götter kennen. Bellt ein Hund ohne sichtbare Ursache, so glauben sie, daß er den Menschen vor Keremet warnen will, und suchen den bösen Geist sofort durch Opfer zu bannen oder zu versöhnen. Die Wotjaken halten den Sterbefall für einen Racheact von Keremet und fürchten die Todten als solche, die den Zorn des Keremet erregt haben. Daher sind auch die Wotjaken unbarmherzig gegen ihre Kranken und Sterbenden, weinen nie an einem Grabe und beerdigen die Todten so rasch wie möglich. Da sie glauben, daß die Todten noch die gleichen Bedürfnisse wie die Lebenden haben, so geben sie ihnen Kleider, eine Speise, ja sogar etwas Geld mit und setzen neben das Grab die Lieblings Speisen des Verstorbenen, um ihn abzuhalten, daß er wieder in seine frühere Wohnung komme und sich selbst Speise und Trank hole. Das zukünftige Leben malen sich die Wotjaken als ein Leben des materiellen Genusses aus.

Wie schon erwähnt, werden die meisten Opfer dem Keremet gebracht, und zwar im Freien, in der Nähe eines Waldes. Erstens, weil die Bäume als Lieblingsaufenthalt des Gastes gelten, und zweitens, um den Gott aus den Hütten wegzulocken. Die Opfer bestehen theils in Thieren, theils in anderen Speisen. Sie werden bei Gelegenheit von Krankheitsfällen der Menschen oder Thiere dargebracht.

Um zu erkennen, daß Keremet das Opfer wohlgefällig annimmt, wirft man den Hunden ein Stück Opferfleisch vor; fressen sie es sofort, so kann das Opfer gehalten werden, im andern Fall muß es unterbleiben. Weitere günstige Zeichen sind das Aufwärtsteigen des Rauches und das Blasenwerfen des Wassers. Während das Opferfleisch im Kessel kocht, verrichten die Wotjaken im Kreis um den Kessel herum ihre Gebete. Ist das Fleisch gar, so wird es vertheilt und gegessen. Der Wotjake glaubt, daß das geopfert Thier nicht todt sei, sondern nur für sie unsichtbar in ihrer Mitte weiter lebe.

Läßt nach einem Opfer die Krankheit oder der Mißstand noch nicht nach, so ist es ein Zeichen, daß Keremet noch zürnt. Nun fängt der Wotjake an mit dem Gott zu handeln und bietet ihm Geld, Mehl oder ein weiteres Thieropfer, wenn er von seinem Zorn ablassen wolle. Dabei versucht der Wotjake zuweilen, den Gott zu betrügen, indem er ihm statt dem Opfer, das er versprochen, ein kleineres giebt.

Die Opfer für Inmar finden dagegen meistens in den Hütten statt; sie bestehen größtentheils aus Brot und Mehl und nur in seltenen Fällen aus einem Thieropfer.

Bäder nimmt der Wotjake, um die Wassergeister zu versöhnen, und legt dabei kleine Silbermünzen in den Fluß oder die Quelle, welche er da-

durch zu einer Heilquelle zu stempeln glaubt. Der Aberglaube des Wotjaken übersteigt alle Beschreibung, und das Komische ist dabei, daß der feige Wotjake stets die Gottheiten, die Geister, die er fürchtet, zu überlisten versucht.

Er feiert vier Hauptfeste: 1. Neujahr, 2. ein Fest, nachdem die Kornsaat stattgefunden hat, 3. ehe die Heuernte beginnt, 4. nachdem die Ernte und die Feldarbeit beendet sind. Jedes einzelne Dorf feiert noch außerdem verschiedene Feste. Jede dieser Feiern dauert wenigstens 5 Tage und besteht in Opfern und übermäßigem Genuß von Rumik.

Sehr originell ist ein Fest, mit welchem sie den Keremet aus ihren Dörfern hinauszutreiben glauben. Sie errichten zu diesem Zweck im nächsten Walde einen großen Opferaltar, laufen mit Peitschengeknall durch ihre Hütten und Höfe, spucken an ihre Hoftüre und in die Ecken und ziehen dann zu Pferde mit Geschrei und Gefnalle in den Wald, wo der Priester einstweilen das Opfer bereitet hat. Allgemeine Trunkenheit beschließt dieses Fest.

Anders wird das Frühjahrsfest gefeiert. Sobald der Schnee geschmolzen ist und die Feldbestellung beginnen kann, regt sich in den sonst so stillen Wotjakendörfern reges Leben. In jeder Hütte wird Rumik, Meth und Gebäck bereitet. Jeder Wotjake nimmt ein Bad und legt seine Feiertagskleider an. Dann werden Lebensmittel auf das Feld geschafft. Der Hausherr streut einige Handvoll Samen aus und eggt das Stückchen Land unter Gebetsformeln zu. Hierauf wird ein Ei zer Schlagen, Kuchen, Brei, Fladen, Rumik, Meth auf die Erde geworfen und gegossen unter den Worten: „Mutter Erde, wir speisen Dich; speise Du uns nun auch dieses Jahr!“ Ist diese Ceremonie vorüber, so ergiebt sich der ganze Haufe dem Vergnügen. Die Männer trinken, die Frauen gehen nach Hause und kochen, die Jugend verstreut sich paarweise, und die Kinder spielen, indem sie Eier auf der Erde hin und herrollen.

Die anderen Feste ähneln dem geschilderten mit kleinen Abweichungen.





Das Kind.

Novelle

von

A. Ch. Edgren-Teffler.

— Stockholm. —

Aus dem Schwedischen überseht.

Die abgespannt Du heute ausiehst," sagte die junge Doctorsfrau zu ihrem Mann, als er nach einer ungewöhnlich langen Consultation zum Mittagessen kam.

Er strich ihr das Haar aus der Stirn, bog ihren Kopf zurück und küßte sie.

„Wie geht es dem Kinde heute? Du scheinst mir etwas blaß zu sein?“

„Sei nicht böse, Rolf; weil Du so lange ausbliebst, horchte ich an der Thüre, wer bei Dir wäre. Da hörte ich eine weibliche Stimme abwechselnd weinen und lachen — das klang so unheimlich.“

Der Doctor wurde ernst.

„Ich habe Dir verboten, während meiner Sprechstunden in das Vorzimmer zu gehen," sagte er. „Da ich aber sehe, daß ich mich nicht auf Dich verlassen kann, werde ich von nun an die Thür zwischen diesem und dem Schlafzimmer verschließen.“

„Aber warum soll ich niemals irgend etwas erfahren! Theile mir doch mit, was der Frau fehlte.“

„Ein Arzt spricht nicht über seine Patienten, mein Kind — das habe ich Dir schon so oft gesagt.“ Dann fügte er scherzend hinzu: „Das ist nichts für Kinder," sagte die Gulemmutter! Was hast Du mit all dem Trüben in der Welt zu schaffen? Ich sehe schon genug davon. Wenn ich nach Hause komme, will ich etwas Sonnenschein haben. Ach, verziehe den Mund nicht so, das steht Dir nicht.“

Er zog sie auf das Knie und küßte und neckte sie, bis sie schließlich nicht widerstehen konnte und lächelte.

„Gott sei Dank, nun scheint die Sonne wieder,“ sagte er erleichtert und erhob sich. „Laß uns nun zu Mittag essen, und dann will ich sehen, ob ich nicht mit Dir heute Abend in das Concert gehen kann, wohin Du doch so gern möchtest.“

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Danke,“ sagte sie, „ich habe keine Lust mehr zum Concert.“

Das verstimmte den Doctor. Es war das Unbegreifliche an ihr, daß sie stets fast mißvergnügt wurde, wenn man ihr ein Vergnügen oder eine Gabe anbot, die sie sich vorher erst gewünscht hatte.

Indessen gingen sie zu Tisch und fanden, wie gewöhnlich, denselben mit Blumen und Früchten geschmückt. Das war Ninas Werk und der einzige Antheil, den sie an der Besorgung des Mittags nahm. Sie wußte nichts vom Essen — das war Sache der Haushälterin; sie war so gleichgültig dagegen, daß sie nicht einmal bemerkte, ob es gut oder schlecht zubereitet war, weshalb sich der Doctor mit seinen Bemerkungen stets an die Haushälterin wandte.

So war es nicht von Anfang an gewesen. In der ersten Zeit nach ihrer Verheirathung hatte sich Nina mit großem Eifer dem Hausstand gewidmet, aber völlig unerfahren wie sie war, auch unzählige kleine Mißgriffe begangen. Der Doctor hatte sie einmal in der Küche weinend über dem Kochbuch gefunden, und von Stund' an beschloß er, daß das Kind von derlei Bekümmernissen befreit werden müsse, und besorgte trotz Ninas bringenden Einwendungen eine Haushälterin. Nina fühlte sich gekränkt, auf diese Weise in ihrem eigenen Hause abgesetzt zu sein, gekränkter, als wenn ihr Mann seine Unzufriedenheit über ihre Untüchtigkeit ausgesprochen und gefordert hätte, sie solle lernen, ihren Haushalt selbst zu führen. Da würde sie es gelernt haben, denn sie hatte den besten Willen. Aber von der Stunde an, wo die Haushälterin kam, setzte sie den Fuß nicht wieder in die Küche.

Sie waren schon fünf Jahre verheirathet, aber doch noch mitten in den Flitterwochen. Der viel beschäftigte Arzt hatte niemals auch nur einen ganzen Tag seiner Frau widmen können; aber in jeder freien Stunde war es seine größte Freude, ihr munteres Geplauder zu hören, und nichts konnte ihn so erquickten nach einem arbeits-, und oft sorgenvollen Tage, als in ihre offenen, blauen Vergißmeinnicht-Augen zu sehen, deren reinen, ruhigen Blick auch durch den flüchtigsten Schatten verbunkelt zu sehen er nicht ertragen konnte.

Sie hatten nur einen einzigen Kummer, und das war der, keine Kinder zu haben. Im ersten Jahr hatten sie die Hoffnung gehabt, die aber in Folge von Ninas kindlicher Unvorsichtigkeit nicht in Erfüllung gegangen war. Seitdem schwand sie mehr und mehr, und endlich hatten

sie sich an den Gedanken gewöhnt, daß sie niemals Jemand besitzen würden als sich selbst. Allein das Entbehren schmerzte doch und nagte an Beiden in der Stille, und bei der geringsten Veranlassung brach es hervor.

Der Doctor war von Natur ein großer Kinderfreund; sein Wesen, das im Allgemeinen eine gewisse zurückhaltende Kühle im Verkehr mit Fremden hatte, bekam einen Zug von Kindlichkeit, sobald er mit Kindern spielte. Keiner hatte so die Gabe, sie zu unterhalten, wie er, und Keiner konnte so beruhigen und trösten und zugleich ein krankes Kind so beherrschen, wie er.

Ihm selbst war es nicht zu Theil geworden, jemals ganz Kind gewesen zu sein. Aufgewachsen in einem sehr strengen Heim der alten Zeit, wo die Kinder in die Höhe fuhren und wie angezündete Kerzen an den Wänden standen, sobald der Vater in das Zimmer trat; wo das spanische Rohr in der Ecke hinter des Vaters Schreibtisch stand und bei dem geringsten Stoßen in der Lektion oder dem kleinsten Knabenstreich in Bewegung gesetzt wurde — hatte er nie kennen lernen, was die Sorglosigkeit der Kindheit heißt. Später hatte er in Upsala studirt und gehungert; als Arzt bekam er bald eine größere Praxis und sah mehr von den trüben als von den Lichtseiten des Lebens.

Aber das Kind in ihm war doch niemals ganz unterdrückt worden; und als seine Hoffnung, Vater zu werden, verloren ging und die Kinderstube, die für das Erwartete schon eingerichtet worden war, in ein kleines Boudoir für seine Frau verwandelt wurde — da machte er zum Ersatz dafür sein ganzes Haus zu einer Kinderstube. Das Kind, welches hier herrschte, sollte nicht wachsen, nicht ernst werden und nichts von den Schatten des Lebens bemerken; das Kindliche in ihr sollte vor Allem behütet und bewahrt werden, denn es war die Quelle, aus welcher er Erquickung schöpfte, wenn er müde war, und Stärke zu neuen Anstrengungen. So lange sie glücklich war und nichts ahnte von allem Elend, so lange gab es ja noch Glück und Reinheit in dieser Welt! Und er war kein Pessimist, er hatte das Bedürfnis, an das Gute im Leben zu glauben; und sie war für ihn die Verkörperung dieses seines Glaubens.

Konnte er wirklich einmal unzufrieden mit seiner kleinen Frau werden, so war es, wenn er entdeckte, daß sie zuweilen versuchte, die Mauern zu durchbrechen, womit seine Liebe sie gegen die Außenwelt abschloß. Aber diese Versuche fingen an, immer öfter zu kommen mit jedem neuen Jahr.

So wurde sie auch jetzt noch beschützt und verzogen wie als Kind. Sie hatte nie Geschwister gehabt und ihre Eltern früh verloren, weshalb sie von Großeltern, Tanten und Onkels erzogen worden war. Sie, das einzige Kind in einem ganzen Geschlecht von Alten, war durch das Kindliche ihres Wesens immer die Freude ihrer Umgebung gewesen.

Man nannte sie nicht anders als das Kind, und ihr Mann, der

älter war als sie, nahm sogleich diesen Zärtlichkeitsnamen an, der vorzüglich zu dem Kindlichen ihrer kleinen Gestalt und dem unregelmäßigen, weichen Antlitz mit seinem Stumpfnäschen und geschwellten Lippen paßte.

Aber Niemand hatte bemerkt, daß Nina, wenn sie still dasaß und sich unbeobachtet wußte, zuweilen einen grübelnden Ausdruck in den blauen Rinderaugen und eine Falte auf der Stirn wie von Unzufriedenheit und Trauer haben konnte. Es war so Vieles um sie herum, das sie nicht verstand. Warum verbarg man alles Mögliche vor ihr? Warum wurde oft das Gespräch im Familienkreise plötzlich abgebrochen, wenn sie in das Zimmer trat?

Das hatte sie immer bekümmert, selbst als sie noch klein war. Als sie aber verheirathet war und bemerkte, daß ihr Mann auch an solchen Unterhaltungen Theil nahm, die in ihrer Gegenwart nicht fortgesetzt wurden, da betrübte sie das noch viel mehr.

Aber eine eigenthümliche Art von Schüchternheit in Allem, was ihr inneres Gefühlsleben anging, bei aller Offenherzigkeit, die ihr eigen war, wenn es äußere Eindrücke betraf, hielt sie in diesem Fall ab, ihre Empfindlichkeit gegen irgend Jemand zu äußern. Und der Doctor durchschaute sie durchaus nicht. Er selbst war viel zu klar und offen, als daß ihm der Gedanke gekommen wäre, seine Frau könnte etwas vor ihm verbergen. War das Kind verstimmt, so mußte man es zu erheitern suchen — das war seine einzige Tactik.

Wer ihn in solchen Augenblicken mit ihr hätte scherzen und spielen sehen, der würde schwerlich den ernstesten Arzt erkannt haben, mit dem immer ruhigen und freundlichen, aber etwas zurückhaltenden Wesen und den durchdringenden, grauen Augen, die einen freundlichen und offenen, aber doch fühlen Blick hatten. Er war ein außerordentlich gesuchter Arzt und besaß das hingebendste Vertrauen seiner Patienten. Sobald er sich nur zeigte, kehrte fast immer schon Ruhe und Hoffnung im Krankenzimmer ein; seine tiefe, aber wohlthuende Stimme, sein leichter Gang und sein hoch getragener Kopf erweckten ihm überall zugleich mit Sympathie und Vertrauen einen hohen Grad von Respect. Es wäre Niemand eingefallen, seinen Verordnungen nicht Folge zu leisten. Er war für seine Patienten, vor Allem natürlich für die weiblichen, eine Art Halbgott, der hoch über andern Sterblichen stand.

Als er sich verheirathet hatte, war die Kritik über seine Frau nicht die mildeste gewesen. Man fand es zu traurig, daß bedeutende Männer fast immer solche kleine, niedliche Puppen heirathen! Viele bittere Thränen flossen in der Stille in den Tagen, als seine Verlobung veröffentlicht wurde; und ihm blieb diese Thatsache nicht unbekannt, denn es war mehr als einmal vorgekommen, daß ihm weibliche Patienten das weitgehendste Vertrauen entgegen gebracht hatten und in ihrem schwachen, nervösen Zustand nicht einmal mehr wünschten, ein Geheimniß daraus zu machen, daß er Herr

über ihr Schicksal sei. Anonyme und unterschriebene Billets, Ohnmachts-scenen und dergleichen waren oft vorgekommen; aber er nahm Alles mit der ruhigen Ueberlegenheit hin, in der vielleicht vornehmlich seine Anziehungskraft bestand.

* * *

Bisher hatte der Doctor das Weihnachtsfest mit seiner Frau immer auf dem Lande bei deren Onkel zugebracht; dies Jahr aber hatte er so viele Kranke, daß er nicht einen Tag fort konnte. Eine unverheirathete Tante Ninas wurde eingeladen, das Fest mit ihnen zu feiern; aber trotz aller kostbaren Geschenke, die gegenseitig ausgetauscht wurden, war die Stimmung etwas gedrückt.

Der Doctor konnte nicht umhin, an sein Kindheitsheim zu denken, welches, ungeachtet aller Strenge, die da geherrscht hatte, doch immer als liebe und theure Erinnerung vor ihm stand. Sie waren viele Geschwister gewesen, und wenn die Wochentage getheilt wurden zwischen Arbeit und Züchtigungen, die Kost mager und knapp war, so ruhte man sich an Feiertagen um so gründlicher aus und aß um so mehr, und diese Festtagsstunden lebten noch in all ihrem Glanz und Jubel in seiner Seele. Ja, so gefeiert war Weihnachtsabend echt wirklich Weihnachtsabend. Aber hier in dem düstern Zimmer ohne Kinderstimmen und Kindergetrippel erschienen ihm Tannenbaum und Gaben wie eine Theaterdecoration oder eine bedeutungslose Ceremonie, die innere Leere zu verbergen.

„Wenn wir nun morgen eine Kindergesellschaft einladen,“ sagte er plötzlich und schlug Nina, die sich noch mit den Paketen auf dem Weihnachtstisch beschäftigte, leicht auf die Hände. „Was sagst Du dazu, wäre das nicht allerliebste? Wir bitten alle Kinder der Familien, in denen ich Arzt bin; und dann lassen wir sie um den Christbaum tanzen und alles Weihnachtsconfect plündern — denn was sollen wir damit anfangen!“

Nina stimmte etwas zweifelhaft bei. Alle Zimmer voll von fremden Kindern — und selbst nicht ein einziges darunter zu haben! Das machte ihr eine ziemlich mäßige Freude.

Der Doctor hingegen beschäftigte sich lebhaft mit den Vorbereitungen zu dem kleinen Fest. Er band selbst eine Menge kleiner Pakete — für jedes Kind eins — zwischen das Confect an den Baum. Die kleinen Gaben hatte er selbst am Vormittag eingekauft. Nun kam er heraus in die Küche, wo seine Frau und Tante Ava, beide gleich unpraktisch, beschäftigt waren, Pfefferkuchenherzen zu backen, welche die fatale Eigenschaft hatten, zu viel Hitze anzuziehen und zu verbrennen. Er verlangte etwas Teig und formte mit leichter Hand ein stattliches Weihnachtschwein mit Augen von Mandeln, so wie sie in seiner Kindheit daheim gemacht wurden. Er war lustig wie ein Schulknabe, sagte Nina um die Taille und schwenkte sie vor den Augen der Haushälterin so, daß sein Rock ganz mehlig wurde.

Die Kinder versammelten sich im Vorzimmer, wo nur ein einziges Licht am Kronleuchter brannte. Nina sollte sie so lange beschäftigen, während der Doctor den Baum anzündete. Tante Ava trippelte bei ihm mit einem Wachslight herum, in dem Wahn, ihm zu helfen.

Ihm gewährte es Genuß, sich auszumalen, mit welcher Spannung die Kinder jetzt wartend nebenan standen, und er zögerte absichtlich mit dem Oeffnen der Thüre, um nicht, wie er zu Tante Ava sagte, unnöthig die glücklichsten Augenblicke des Lebens abzukürzen.

„Ich erinnere mich nur noch eines Augenblicks in meinem Leben, den ich mit dem vergleichen könnte, wenn ich an der Thür des Weihnachtszimmers stand und wartete, hineingerufen zu werden und den Weihnachtsbaum zu sehen,“ sagte er.

„Soll ich versuchen, zu errathen, welcher das war?“ fragte Tante Ava lächelnd.

„Ach,“ sagte er, „das ist nicht nöthig. Ich spreche nur zu gern davon, so oft als möglich. Ich stand im Salon, wo die Hochzeitskerzen brannten und die Gäste versammelt waren, aber ich sah und hörte nichts. Die Großmutter war gerade hineingegangen in ihr Zimmer, um sie zu holen; ich sah nach der geschlossenen Thüre und wußte, da drinnen stand sie so schneeweiß und rein, vielleicht etwas schüchtern und bleich, aber doch viel mehr noch glücklich. Ach, ich vertrage mich nicht mit all unserem Pessimismus und Weltschmerz,“ rief er aus. „Zu behaupten, das Leben wäre nur Kummer und Streit, wo es solche Augenblicke hat!“ Er schlug mit einem gewissen Glat beide Thürflügel zum Vorzimmer zurück, in der Erwartung, die Kinder nach der Thür drängen zu sehen, um Hals über Kopf in den Lichterglanz hinein zu stürzen. Aber nichts von alledem; verlegen, feierlich und steif standen sie an den Wänden umher wie Erwachsene in einer Abendgesellschaft. Erst als sie einen Kreis um den Christbaum bildeten und zu tanzen anfangen, wurden sie etwas lebhafter, aber wirklich munter wurde die Stimmung auch da nicht.

„Am besten ist es, wenn wir gleich mit der Lotterie anfangen,“ sagte der Doctor. „Sie warten doch mit solcher Spannung auf ihre Weihnachtsgeschenke, daß sie kein Vergnügen am Tanzen finden.“

Aber weit entfernt, verbessert zu werden, wurde die Gemüthsstimmung nach der Lotterie nur noch schlechter. Denn auch nicht ein kleines Kinderherz war darunter, das nicht die wildesten Träume aufgeregt hätten von fagenhaftesten Dingen, welche die geheimnißvollen kleinen Packete mit ihren Nummern ihm bringen würden. Ein kleines Mädchen war innerlich fest überzeugt, daß sie eine große, große Puppe bekommen würde, so groß wie sie selbst, mit wirklichem Haar und Augen, die schlafen könnten, und die außerdem — das war längst ihr Traum gewesen — gehen könnte! Eine Puppe zu besitzen, die gehen könnte — das erschien ihr als der Gipfel alles Erdenglücks; und warum sollte ihr dieser Herzenswunsch nicht

gerade jetzt erfüllt werden, wo sie in einem fremden Hause war und ein solches Papierpacket bekam, wie sie noch nie bekommen hatte, und da der Doctor es gekauft hatte, der Doctor, der doch Alles konnte! Während des langen Wartens war ihre Hoffnung zur vollen Gewißheit geworden; und als sie endlich ein kleines Packet in die Hand bekam, war sie wohl anfangs etwas erschrocken, tröstete sich aber doch mit der unbestimmten Vorstellung, daß es doch eine große Puppe sein könnte, wenn das Packet auch nur klein wäre. Sie öffnete es mit klopfendem Herzen und fand — ein Bilderbuch, ein Bilderbuch, deren sie längst so viele hatte, die sie kaum ansah, und die so langweilig waren, so langweilig! Sie war viel zu gut erzogen, um nicht zu versuchen, ihre große Enttäuschung zu unterdrücken; aber es glückte nicht, sie kämpfte mit den Thränen. Da kam ihr Bruder und neckte sie etwas, wie er oft that; da brach es los, sie gab ihm eine Ohrfeige und bekam natürlich wieder eine, so daß nun Beide anfangen zu weinen.

Es war fast kein einziges Kind, das sich nicht enttäuscht fühlte. Alle hatten auf etwas Außerordentliches gehofft, und die Geschenke bestanden nur in ganz gewöhnlichen kleinen Spielsachen, die sie alle längst kannten. Und dann waren sie noch auf einander neidisch; und als ein kleines Mädchen ein Stedenpferd und ein Knabe eine Puppe bekam und sie sich deshalb unter einander verspotteten, und Nina ihnen vorschlug, zu tauschen, fürchtete die Kleine, die praktische Anlagen haben mochte, sie könnte etwas dabei einbüßen und schlug vor, der Knabe sollte ihr noch zwei Stücke Confect als Zugabe geben. Dieser aber, sehr schwach gegen Süßigkeiten, beeilte sich, sein sämmtliches Confect auf einmal in den Mund zu stopfen. Kurz und gut, Niemand war zufrieden und froh, und Nina am allerwenigsten. Welch trauriger Ersatz war das für ein gewöhnliches Weihnachtsfest mit eigenen Kindern, auf deren Launen man sich verstand und deren Willen man in seiner Hand hatte!

„Ich habe ein besonderes Weihnachtsgeschenk für das Kind,“ flüsterte der Doctor ihr zu und deutete auf ein kleines Packet, das allein noch am Baum hing.

„Aber ich habe ja schon so viele Weihnachtsgeschenke am Weihnachtsabend bekommen,“ erwiderte sie ihm ernst.

„Ja, aber heute solltest Du nicht ohne eines sein. Solltest Du nur zusehen, wie alle Anderen ihre kleinen Packete öffneten?“

Es lag etwas in diesem Wort, was sie tränkte. War sie wirklich so selbstsüchtig, daß sie sich nicht selbst vergessen und glücklich nur in Andre's Freude sein konnte?

Den Abend, als der Doctor in das Schlafzimmer kam, schien sie zu schlafen, aber er merkte, daß sie weinte, den Kopf in die Kissen gedrückt.

Das zu hören, schnitt ihm in das Herz. Wie mißglückt war nicht die ganze Idee mit der Kindergesellschaft. Es mußte ja das Gefühl der Entbehrung und den Mutterinstinct, der in ihr schlummerte, wach rufen.

Er fand kein Wort des Trostes für sie. War ihr Kummer nicht auch der seine?

Aber Etwas mußte geschehen, sie zu zerstreuen, ihr mehr Beschäftigung zu geben. Sie war zu viel allein, er war zu sehr in Anspruch genommen, und sie hatten sehr wenig Umgang. Er ging nicht gern Abends aus, seine Praxis nahm immer mehr zu, und er war schon überanstrengt, obgleich in seinem besten Alter. Ein ganzes Leben ununterbrochener, alle Kräfte fordernder Arbeit, schon von einem Alter an, wo andere Kinder die Kinderstube noch nicht verlassen, und Entbehrungen während der wichtigsten Entwicklungsjahre hatten seine, von Natur starke Constitution untergraben; es überfiel ihn oft eine große Müdigkeit, und von Zeit zu Zeit zeigten sich gewisse Erscheinungen, die vom Herzen ausgingen und ihn beunruhigten. Er fühlte, daß er vorsichtig sein müsse; und doch — könnte er deshalb wohl das Kind dazu verurtheilen, beständig zu Hause zu sitzen und sich alle jene Freuden zu versagen, die ihrer Jugend angemessen waren?

Seit jenem Tage fing er an, mit ihr Besuche bei verschiedenen Familien zu machen, die große Bälle gaben. Nina bekam verschiedene Balltoiletten, war vergnügt und munter beim Tanzen und wie ein junges Mädchen gesucht und gefeiert, zur großen Befriedigung ihres Mannes und zu ihrem eigenen Vergnügen.

Aber des Doctors Herzleiden nahm zu; eines Abends, als Nina sich zu einem Ball ankleidete, lag er kummervoll auf seinem Sopha und grübelte darüber, was er ihr als Ersatz verschaffen könnte, da er nicht mehr im Stande wäre, sie zu begleiten.

Da kam sie in sein Zimmer gestürzt im Spitzengarnirten Unterkleide mit langer Schleppe, den Kopf schon mit Blumen geschmückt.

„Kannst Du Dir vorstellen, daß mich mein neuer Anzug förmlich entstellt?“ sagte sie. „Ich ziehe ihn nicht wieder an — lieber bleibe ich heute Abend zu Hause.“

„Was ist denn für ein Fehler daran?“ frug er. Das Zeug war doch so hübsch.“

„Ja, das eben ist das Verdrießliche. Die Toilette ist außerordentlich hübsch, aber mich entstellt sie.“

„Und Hellblau, gerade Deine Farbe.“

„Ja, nicht wahr? Ich habe doch immer gut in Hellblau ausgesehen? Und neulich, als ich es an hatte, sah ich, daß ich so häßlich — ja, weißt Du, geradezu häßlich war. Tante Ava war hier, um mich in Toilette zu sehen, und sie fand dasselbe. Komm herein, Tante Ava, und sage, wie häßlich ich Dir in dem blauen Kleid erschien!“

„Meine arme Kleine,“ sagte Tante Ava, während sie in der Thür erschien. „Es ist wahr, Du hast Dich in letzter Zeit etwas verändert — daß heißt, nicht gerade verändert, aber Du bist etwas blässer geworden,

die Augen, die immer so glänzend waren, sind matter geworden; findest Du nicht auch, Rolf?"

"Ja, ich habe es selbst eine Zeit lang bemerkt," sagte der Doctor und richtete sich hastig aus seiner liegenden Stellung auf, als wenn ihm ein plötzlicher Gedanke käme.

"Komm, laß mich Dich betrachten," sagte er und zog sie auf sein Knie, während er seinen durchdringenden Doctorblick forschend auf sie heftete.

Sie erröthete und schlug die Augen nieder.

"Wenn Du findest, daß ich häßlich bin, mußt Du mich nicht ansehen," sagte sie und wollte sich losmachen.

"Sag' mir, hast Du Dich in letzter Zeit ganz gut befunden?"

"Nicht ganz, vielleicht — aber —"

"Weshalb hast Du mir das nicht gesagt?"

"Das wagte ich nicht, denn ich wußte schon, daß Du mir gleich das Tanzen verbieten würdest."

Er sagte ihr leise etwas in's Ohr, was ihr ganzes Gesicht mit einem Ausdruck von schüchternem Glück verklärte.

"Glaubst Du?" flüsterte sie.

"Ich wage es noch kaum zu glauben," sagte er und erhob sich, indem er sie ein wenig weg schob. Er sah aufgereggt aus und hatte Thränen in den Augen.

"Für's Erste aber giebt es keine Bälle mehr."

Er wandte sich plötzlich wieder zu ihr und umarmte sie heftig und innig.

Den übrigen Theil des Winters verlebten sie still. Der Doctor hatte ein paar Anfälle von seinem Uebel, aber er beachtete es jetzt wenig; er war zu erfüllt von der neuen Hoffnung, die ihm aufgegangen war, und in demselben Maaß, wie Nina mehr und mehr ihr blühendes Aussehen verlor, blaß und eingefallen aussah, mit matten Augen und etwas müder Stimme, verdoppelte er seine hingebende Sorgfalt für sie.

Nina lernte nicht, sich zu schonen; wurde sie sich selbst überlassen, so konnte es leicht wie das erste Mal gehen. Bald fand er sie hoch oben auf der obersten Stufe der Treppenleiter, um das beste Porzellan herunter zu nehmen, weil sie Gäste erwarteten. Bald begegnete er ihr auf der Straße, wo sie im Schnee mit dünnen Stiefeln, ohne Ueberschuhe ging. Bald riß sie die Fenster in der Winterkälte auf, wenn sie warm von einem Spaziergang nach Hause gekommen war. Rolf hatte keine Ruhe mehr, wenn er nicht bei ihr war. Ab und zu mußte er während der Sprechstunden bei ihr eingucken, um zu sehen, ob sie keine Unvorsichtigkeit beging. Zuweilen aber geschah es doch, wenn er gezwungen war, sie den ganzen Abend allein zu lassen, daß er sie im Dunkeln sitzen und weinen fand. Sie wollte niemals den Grund sagen, sie war den ganzen Tag in dieser Zeit reizbar und nervös, und ihre Phantasie war sehr aufgereggt. Neue Gedanken und Träume bekamen

Macht über sie, und sie fühlte plötzlich eine förmliche Lesewuth, zu der sie früher wenig Neigung gehabt hatte.

Das Lesen war ihr verleidet worden, weil während ihrer Mädchenzeit Tante Ava ihr die Bücher ausgewählt und nur moralisirende Tendenzromane gegeben hatte, bei welchen sie gähnte; und weil sie selbst nach ihrer Verheirathung, ihr Lesen von ihrem Mann controlirt sah, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ihre Phantasie durch die moderne Literatur verunreinigt werden könnte, die er zwar wenig kannte, da er nie Zeit hatte, Belletristisches zu lesen, die er aber nichts desto weniger sehr streng verdamnte. Er liebte das klassische Schönheitsideal und fertigte den modernen Realismus gern mit dem Schlagwort ab, daß er keine Freude am Wühlen im Schmutz habe. Vor Allem aber eiferte er gegen die Angriffe auf die alte, überlieferte Religion und Sitte, welche in dieser Literatur zuweilen vorkämen. Er hatte stets mit großer Pietät an dem einfachen und kindlichen religiösen Glauben der alten Zeit, in dem er aufgewachsen war, festgehalten. Er war nie durch eine stärkere religiöse Krisis hindurch gegangen, hatte sich nie durch Zweifel einen eignen, individuellen Glauben errungen, war aber auch ebenso wenig von der materialistischen Richtung berührt worden, zu welcher die Meisten seiner Kollegen gehörten. Diese Weltanschauung stieß ihn ab, bei seiner natürlichen Idealität und seinem angeborenen Conservativismus. So bestand denn auch die Literatur, welche er seiner Frau gab, vorzugsweise in klassischen Schriftstellern wie Goethe, den sie nicht verstand, oder Walter Scott, den sie langweilig fand. Ebers' „Ägyptische Königstochter“ hatte auch lange unaufgeschnitten auf ihrem Tisch gelegen. Sie hatte ein gewisses Mißtrauen, daß diese Art Lesen bildend und lehrreich für sie sein sollte; und deshalb war sie überzeugt, daß es langweilig sein würde. Sie wollte nicht lesen, um gebildet zu werden, sie wollte lesen, um in den Büchern zu leben. Was kümmerte es sie, wie es eine ägyptische Königstochter vor zweitausend Jahren gehabt hatte! Sie wollte wissen, wie Hausfrauen und Mütter ihrer eignen Umgebung lebten, dachten und empfanden; sie wollte sich selbst zur Klarheit über sich selbst und ihre Träume hindurchlesen. Die Abneigung des Doctors, ihren Wunsch zu befriedigen, steigerte nur ihr Verlangen, das kennen zu lernen, wovon alle ihre Bekannten sprachen. Und eines Abends, als ihr Mann auf Krankenbesuch fort war, saß sie zusammengekauert in einer Sophaecke und las bei der Lampe Madame Bovary.

Sie war so vertieft in ihr Buch, daß sie nicht bemerkte, als Rolf nach Hause kam; erst als er in der Thüre ihres Zimmers stand, fiel ihr ein, daß er gewiß unzufrieden sein würde, sie das Buch lesen zu sehen. Instinctiv warf sie eine Handarbeit darüber und that, als ob sie damit beschäftigt wäre.

Er bemerkte es, und es schmerzte und kränkte ihn, daß sie im Stande war, etwas so Unwahres und Schulmädchenhaftes zu thun. Er trat hinzu

und nahm ihr das aufgeschlagene Buch aus der Hand, und seine Blicke fielen gerade auf eine der cynischsten Stellen.

Kummer und Unwillen siegten über sein sonst so ruhiges, humanes Wesen; er wollte in diesem Augenblick nicht mit ihr sprechen um sich nicht fortreißen zu lassen. Schweigend steckte er das Buch in die Tasche und verließ das Zimmer.

In seinem eigenen Zimmer setzte er sich nieder, um über das Geschehene nachzudenken. Zum ersten Mal war er ernstlich erzürnt über seine kleine Frau und ging in Gedanken Alles durch, was ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihr geben konnte.

Hatte er verdient, so behandelt zu werden? War das der Lohn für all seine hingebende Liebe? Daß sie hinter seinem Rücken das that, wovon sie wußte, er mißbilligte es, und schließlich ihn noch zu betrügen suchte! Es lag etwas Unwürdiges und Niedriges in dieser Handlungsweise; etwas, das sein strenges Rechtlichkeitsgefühl empörte. Er dachte an seine Kindheit und erinnerte sich, wie er sich stets lieber den härtesten Strafen ausgesetzt, als auch nur den geringsten Versuch gemacht hatte, seinen Fehltritt zu verbergen. Und seine Frau, die niemals Andres als Liebe empfangen hatte, sie konnte sich selbst und ihn jetzt so erniedrigen!

Nina ihrerseits fragte sich, was sie auf diesen dummen Einfall hatte bringen können, das Buch vor ihrem Mann verbergen zu wollen. Es war vollkommen unüberlegt geschehen, aber doch hervorgerufen durch eine gewisse Abneigung, sich seiner Kritik zu unterziehen und beständig am Gängelband geführt zu werden in Bezug auf ihr Lesen. War sie nicht alt genug, um lesen zu können, wozu sie Neigung hatte? Wollte man sie immer als Kind behandeln? Und wenn sie nun selbst Mutter würde, wie sollte sie sich die Achtung ihres Kindes erwerben, wenn es sähe, wie unmündig sie in ihrem eignen Hause war! Sie würde wie Tante Awa werden, über die Alle etwas lachten! Sie weinte bei dem Gedanken über ihre eigne Schwachheit, sich immer zu beugen — weinte, daß sie nie so viel Muth finden konnte, das, was sie verschlossen in sich barg, auszusprechen.

Mehrere Tage vergingen unter gegenseitiger Verstimmung. Der Doctor bemerkte endlich, daß Nina in der Stille weinte. Das stimmte ihn milder; er dachte daran, welche besondere Rücksicht ihr Zustand erforderte, und fing an sich danach zu sehnen, sie um jeden Preis wieder heiter zu sehen.

Da kam er eines Tages zufällig an einem Modegeschäft vorbei, in dem ein sehr eleganter Hut ausgestellt war — ein Pariser Modell. Er war sehr theuer, aber er kaufte ihn doch und freute sich schon im Voraus zu sehen, wie das Kind ihn vor dem Spiegel aufprobiren würde.

Als aber der Carton nach Hause kam und sie den Hut herausnahm, machte sie ein unzufriedenes Gesicht. Sie hatte ja ein grünes Costüm —

was sollte ihr da ein blauer Hut nützen? Gewiß war es sehr freundlich von ihm; aber er hätte doch daran denken können, daß sie ein grünes Promenadenkleid hatte!

Am Nachmittag ging er aus, und als sie beim Abendbrot wieder zusammen saßen, klingelte es, und das Mädchen brachte wieder einen Carton. Nina sah neugierig aber zugleich etwas unruhig aus, als sie ihn öffnete. Der Doctor beobachtete sie mit zufriednem Lächeln.

Blauer Sammt zu einem Promenadenanzug! Sie erröthete, legte das Packet wieder in den Carton, schob ihn von sich auf den Tisch und stand auf.

„Es ist wohl noch nicht bezahlt?“ fragte sie mit hochgeröthetem Antlitz.

„Ja, natürlich.“

„Da kann ich wohl versuchen, ihn gegen etwas Damengarderobe umzutauschen,“ sagte sie in resignirtem, ernstem Ton.

„Was soll das heißen?“ erwiderte er scharf.

Sie erschrak etwas und, um sich zu entschuldigen, suchte sie auseinander zu setzen, wie unangenehm und mißglückt seine Gabe war.

„Ich habe ja sowohl ein Promenadenkleid wie einen Hut, und es ist mir wirklich nicht angenehm, daß Du so viel Geld unnöthig ausgiebst, wo ich andere Sachen viel nöthiger brauchte.“

„Du brauchst andere Sachen,“ rief er aus. „Begreifst Du denn nicht, wie schmerzlich es für mich sein muß, das von Dir zu hören? Du schafftest Dir nicht Alles an, was Du brauchtest! Habe ich Dir jemals irgend etwas abgeschlagen, was Du zu haben wünschtest?“

„Nein, abgeschlagen hast Du mir niemals etwas. Aber wenn ich Dich für Jedes erst um Geld bitten muß, so —“

„Aber Du mußt doch wissen, daß es meine Freude ist, Dir Alles zu geben, was Du nur wünschen kannst.“

„Ja, das versteht sich. Aber es ist auch viel erfreuender, Alles zu geben, als Alles zu empfangen.“

„Ich habe nie geahnt, daß Du so empfändest. Aber wenn Du lieber eine bestimmte Summe hast, so werde ich Dir künftig — laß mal sehen z. B. 200 Kronen im Monat geben, nur für Deine eigene Person anzuwenden. Ist das Kind damit zufrieden?“

„200 Kronen im Monat? So viel? Nein, das will ich gewiß nicht haben, gewiß nicht!“

„Aber warum nicht? Jetzt soll das Kind nicht wieder unvernünftig werden.“

„Nein, ich will gewiß nicht, daß Du mir so viel Geld schenken sollst. Es würde mich nur bedrücken, zu wissen, daß ich Dir so theuer werde.“

„Was ist das für eine kindische Rede? Du weißt ja, daß ich 5000 Kronen Renten von Deinem Erbe erhebe.“

„Ja, wenn ich das Recht hätte, das Geld als mein eigenes zu betrachten, das wäre ganz etwas anderes! Nicht, um so viel Geld ausgeben

zu können, weit entfernt — wenn es mein eigen wäre, würde ich so sparsam sein und Buch darüber führen und jede Ausgabe berechnen! Aber monatlich 200 Kronen wie ein Geschenk zu bekommen, für das man dankbar sein muß und das einem jeden Augenblick wieder entzogen werden kann, nein, das will ich nicht.“

Es war nicht möglich, mit ihr heute fertig zu werden. Der Doctor fand es traurig und vollkommen unbegreiflich, daß sie überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, von Mein und Dein zu reden, in einer Vereinigung so innerlicher Art, wie die ihre war.

Er war grundsätzlich gegen alle Bestrebungen der Neuzeit, der Frau eine selbständige Stellung gegenüber dem Mann einzuräumen, und hatte die Ansicht, daß es nur das eheliche Vertrauen erhöhte, wenn sie sich gewöhnte, Alles aus seiner Hand entgegen zu nehmen. Er beschloß nun, jetzt Nachsicht mit den launenhaften Wünschen des Kindes zu haben, nach dem großen Ereigniß aber ihre Erziehung ernster als bisher in die Hand zu nehmen. Da sie nun selbst ein Kind zu erziehen bekommen sollte, so mußte sie größere Ordnung lernen und durfte sich nicht länger jedem Einfall hingeben. Er wollte sie lehren, ordentlich Buch über ihre Ausgaben zu führen, die er jeden Monat durchsehen wollte. Hatte sie das einmal ordentlich gelernt, dann konnte er ihr vielleicht auch eine größere Summe auf einmal anvertrauen.

Während er auf solche Weise Pläne für ihre Zukunft schmiedete und fortfuhr, in Gedanken die Vorsehung für seine junge Frau zu spielen, bekam er doch eine ernste Mahnung an das Ungewisse aller menschlichen Berechnungen.

Eines Tages, als er auf Praxis aus war und hastig zwei Treppen hinaufgeeilt war, sank er im Vorzimmer auf den Holzkasten nieder, von solcher Athemnoth befallen, daß er das Gefühl hatte, das Herz stünde ihm still. Der Anfall dauerte nur ein paar Secunden, hinterließ aber eine so große Mattigkeit, daß er die Treppen wieder hinab und in den Wagen geführt werden mußte. In der frischen Luft wurde ihm zwar besser; aber er war nicht im Stande, an diesem Tage noch irgend einen Krankenbesuch zu machen. Nachmittags schickte er nach einem der berühmtesten Aerzte der Stadt, der ihn untersuchte und nur bestätigte, was er schon ahnte — einen organischen Herzfehler, der während der letzten Jahre sich weiter entwickelt und einen gefährlichen Charakter angenommen hatte.

Aber er hatte sich gestraubt, an die Bedeutung der, in letzter Zeit sich öfter wiederholenden Symptome zu glauben, und war besonders seit der neuen großen Aussicht seiner Frau von dem Wunderbaren, was in ihr vorging, so vollständig in Anspruch genommen, daß er unterlassen hatte, auf sich selbst zu achten.

Und nun traf ihn der vernichtende Schlag fast unvorbereitet. Er sollte von ihr gehen, sie ohne Stütze und Hülfe zurück lassen, vielleicht ehe

der schwere Tag für sie gekommen war! Er sollte nicht sein kleines Kind in Empfang nehmen — das heiß ersehnte; sollte nicht dessen junges, zartes, kleines Lebensflämmchen bewachen, nicht seinen ersten Schritten folgen und nicht sein erstes Lachen hören!

Es war ihm nicht möglich, sich mit Ergebung unter das zu beugen, was ihm bevorstand. Nicht einmal sein religiöser Glaube war ihm in diesem Falle eine Stütze. Vergebens rief er die Erinnerung an seine Mutter wach, die er unter schweren Leiden hatte sterben sehen, aber in vollkommenster Ergebung und mit Dank gegen Gott auf den Lippen bis zuletzt. Er konnte sich nicht beugen wie sie; sein ganzes Wesen empörte sich gegen das Grausame, Unnatürliche, Planlose, daß er fort sollte von allen Denen, die ihn so nöthig hatten, hingerafft im besten Mannesalter, mitten aus einer großen, segensreichen Wirksamkeit heraus, vor sich ein Leben voll reichster Freuden!

Ja, planlos war es in Wahrheit. Er war blind gewesen, als er an dem alten, naiven Glauben seiner Eltern festgehalten und an einen liebevollen Gott geglaubt hatte, der das Schicksal der Menschen lenkte, während er in seiner Praxis doch so oft gesehen hatte, wie die Tüchtigen und Thätigen herausgerissen wurden, und die Lebensmüden, die für Alle nur eine Bürde waren, zurückblieben. Aber es war leicht, sich in das Alles zu finden, so lange es Andere betraf; nun, da er es selbst war, der diesem blinden Zufall zum Opfer fallen sollte, lehnte er sich dagegen auf.

Es war ja albern, kopfschmerzhaft, wahnwitzig, daß, weil ein Organ in seinem Körper nicht seine Arbeit gesetzmäßig ausführen konnte, er allen Denen entrißen werden sollte, die seiner bedurften; sein glückliches Haus zerstört, seine weiche, kindliche Frau von einem Schläge zerbrochen werden sollte, den zu tragen sie nicht die Kraft haben würde; sein Kind vaterlos — eine wohlgeordnete, vernünftig in einander gefügte Reihe menschlicher Entwicklungen durch einen blinden Zufall verdorben, verpfuscht werden sollte!

Seine süße Frau — sie fürchtete sich so vor ihrem Prüfungstag — sollte sie ihm entgegen gehen, ohne ihn an ihrer Seite zu haben? Sollte ein fremder Arzt ihr alle die zarte Fürsorge erweisen, die sie in ihrer weiblichen Scheu ihm kaum gestatten würde?

Dieser Gedanke wurde ihm unerträglich. Nein, er wollte nicht, er konnte sie nicht gerade jetzt verlassen, da sie ihn am nöthigsten brauchte! Es wäre die grausamste, unnatürlichste und liebloseste Handlungsweise von ihm, wenn er es freiwillig thun wollte; und zu einer solchen That sollte er nun gezwungen werden — von wem? Von dem urtheilslosen Zufall, den er bisher einen liebenden Gott genannt hatte! Wer sollte ihre Hand halten, wenn der Kampf beginnen würde? Diese kleine, schwache Hand, welche sich krampfhaft im Schmerz zusammen ziehen und nach einer Stütze greifen würde!

Er sprang vom Sopha auf und eilte zu ihr — er sehnte sich danach, sie zu umarmen.

Er fand sie im Schlafzimmer damit beschäftigt, die Decke des Kinderwagens mit grüner Seide zu füttern. Tante Awa saß auf dem Sopha und stückte an einer kleinen Schlafdecke.

Nina hatte keine Ahnung von seinem Uebelbefinden und plauderte lebhaft weiter.

„Weißt Du, wovon wir gerade sprachen?“ sagte sie fröhlich, als er in das Zimmer trat. „Ich möchte, daß das Kleine Nolf heißen sollte, wenn es ein Knabe wird. Tante Awa aber sagt, es wäre so unpractisch, Zwei mit demselben Namen in der Familie zu haben!“

Tante Awa, die sehr besorgt war, unart zu erscheinen, und außerdem großen Respekt vor Nolf hatte, entschuldigte sich verlegen.

„Kindchen, was Du da sagst! Wie würde ich mich hinein mischen? Ich sage nur, ich glaubte, daß Nolf finden würde — aber andererseits ist Nolf auch ein so hübscher Name, einer der hübschesten, die ich kenne.“

Nolf lächelte schmerzlich. „Ob der Name hübsch ist oder nicht, bleibt sich gleich,“ sagte er. „Ich denke, wir nennen ihn auf jeden Fall Nolf — wenn ich fortgehen müßte, würde es Dir doch am liebsten sein, wenn er so hieße.“

Nina wandte sich hastig nach ihm um.

„Bist Du krank?“ fragte sie. „Ja, Du bist ganz blaß — was ist Dir — sag, was ist Dir?“

Der Herzkrampf überfiel ihn in dem Augenblick, er wurde aschgrau im Gesicht und sank nieder auf einen Stuhl, nach Athem ringend.

Nina stieß einen Angstschrei aus und fiel neben ihm auf die Kniee. Er wollte etwas sagen; sie neigte sich zu ihm hin, um besser zu hören und vernahm nur ein kurzes „Geh! geh!“

Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben, aber die Bewegung seiner Hände sagten deutlicher als seine Worte: „Geh weg. Du darfst das nicht sehen.“

Er murmelte wieder Etwas. „Cognac“, glaubte Nina zu hören, sprang hinaus und holte ein Glas Cognac, das er auch sogleich leerte. Das Blut fing an, wieder in sein Gesicht zurück zu kehren, und er athmete mehrere Male hinter einander tief auf. Darauf schloß er die Augen, lächelte schwach und sagte: „Es ist vorüber nun.“

Gleich darauf schlummerte er ein, den Kopf zurückgelehnt an die Stuhllehne. Nach fünf Minuten öffnete er wieder die Augen, sah die ihn Umstehenden an, schlug Nina sanft auf die Hand und sagte: „Nun will ich zu Bett gehen. Morgen wird mir wieder ziemlich wohl sein.“

Aber Ninas Gesicht sah noch so starr vom Schreck aus, daß er für sie unruhig wurde.

„Es ist vorüber, Kind,“ sagte er und streichelte ihre Wange. „Wenn es sich aber wiederholen sollte, so darfst Du nicht wieder dabei sein und mich sehen, denn es dauert — ich ertrage den Gedanken nicht, Dich zu erschrecken. Ich werde in meinem eigenen Zimmer schlafen und eins der Mädchen im Zimmer davor schlafen lassen; dann brauchst Du nicht unruhig zu sein, mich allein zu lassen.“

„Eines der Mädchen!“ rief Nina. „Jemand anders sollte Dich pflegen als ich! Ich sollte schlafen und vielleicht nicht ahnen, wenn Du krank wärest!“

„Es ist mein ausdrücklicher Wunsch!“ sagte er mild, aber fest. „Und Du wirst Dich nicht widersetzen wollen, wenn ich Dir sage, daß es mir geradezu eine Qual ist, Dich in meiner Nähe zu sehen, wenn ein Anfall kommt.“

Nina wagte nicht mehr, zu widersprechen. Immer, immer sollte sie das Kind bleiben! Was nützte es, daß man sie vor allem Traurigen zu bewahren suchte, da man sie doch nicht von der furchtbaren Sorge befreien konnte, die ahnungsvoll ihr ganzes Wesen durchjitterte!

Am folgenden Tage war er wieder auf und empfing auch Patienten, konnte aber keine Krankenbesuche machen, weil er alle Treppen vermeiden mußte.

So vergingen einige Wochen. Die Krampfanfälle wiederholten sich öfters, besonders des Nachts, zwangen ihn aber nicht, seine Sprechstunden aufzugeben, welche nun den größten Theil des Vormittags in Anspruch nahmen; denn alle seine Kranken, die im Stande waren, sich bis zu einem Wagen herunter zu schleppen, ließen sich zu ihm fahren, um so lange als möglich seinen Rath und seine Hülfe zu bekommen. Gegen Ende dieser anstrengenden Vormittage fühlte er sich oft so angegriffen, daß es ihm schwarz vor den Augen wurde, so daß er irgend einen Gegenstand fest in das Auge fassen mußte, um nicht umzufallen. Aber der Schwindel ging nach ein paar Augenblicken vorüber, und er war sogleich wieder bereit, mit seiner gewöhnlichen Geduld und Theilnahme die langen Klagen eines Patienten über irgend ein Uebelbefinden anzuhören, das eine Kleinigkeit war im Vergleich zu seinem eignen. Die Liebe zu seinem Beruf im Verein mit der strengen Pflichttreue, zu der er erzogen worden war und die den eigentlichen Kern seines Charakters ausmachten, hielten ihn aufrecht und halfen ihm, bis zum Aeußersten gegen die Krankheit anzukämpfen. Er war ein Soldat, der auf dem Schlachtfeld fallen wollte.

Diese Consultationen hatten etwas Rührendes, wo jeder Patient fürchtete, vielleicht zum letzten Mal mit ihm zu sprechen und seinen Besuch deshalb so lange als möglich ausdehnte; wo jeder Abschied das Ergreifende eines Abschieds für das Leben hatte. Alle die Beweise der Anhänglichkeit, die ihm während dieser Wochen dargebracht wurden, ergriffen ihn tief und regten ihn auf, was für seine Gesundheit höchst nachtheilig war. Immer

von Neuem erweckten sie den qualvollen Gedanken in ihm: warum er gezwungen würde fortzugehen von allen Denen, die seiner bedurften?

Seine Frau allein ahnte nicht, wie ernst sein Zustand war. Er hoffte beständig, daß sie von dieser Mittheilung verschont bleiben könnte, bis ihr Kind geboren und sie wieder frisch wäre. Er fürchtete sowohl für ihr wie für des Kindes Leben, wenn sie es jetzt erführe; und da er nun des Nachts eine zuverlässige und verschwiegene Krankenpflegerin bei sich hatte und Nina nichts mehr davon erfuhr, wenn er wieder einen Anfall gehabt hatte, ihn dagegen wieder ruhig und thätig sah — denn es gelang ihm, seine tiefe Niedergeschlagenheit vor ihr völlig zu verbergen —, so fing sie an, den Schrecken über den ersten schweren Anfall zu überwinden und sich in den Glauben einzuwiegen, daß keine Gefahr vorhanden sei. Sie bekam wieder etwas von dem vermöhten Wesen eines verzogenen Kindes und konnte ihm sogar bisweilen vorwerfen, daß er nicht mehr so aufmerksam und zuvorkommend wie früher gegen sie sei.

Die Gewißheit, daß er sie bald werde verlassen müssen, hatte sein Wesen ihr gegenüber wirklich verändert. Sie sollte ja bald einsam dastehen und mit dem Leben ringen — dieser Gedanke schnitt ihm mit jedem Male tiefer in das Herz, wenn er in hingebender Fürsorge, wie sie dieselbe brauchte und von ihm forderte, sich ihr widmete. Er wollte versuchen, sie daran zu gewöhnen, sich auf sich selbst zu verlassen und sich selbst zu stützen; was ja um so nöthiger war, als sie bald ein anderes Wesen zu stützen haben würde.

Eines Nachts hatte er einen schwereren Anfall als gewöhnlich gehabt. Den Tag darauf konnte er Niemanden annehmen und lag den größten Theil des Tages auf dem Sopha mit geschlossenen Augen, aber ohne zu schlafen. Eine Art dumpfer Resignation war mit der starken Ermattung über ihn gekommen — keine ergebene, vertrauensvolle Resignation, sondern hoffnungslose Unterwerfung unter das Unabwendbare.

Zwischenburch kehrten seine Gedanken jedoch zurück zu seinem Vater und seiner Mutter. Er hatte an den Sterbebetten Beider gestanden, und sein religiöser Glaube war lange noch von dem Licht erwärmt worden, das von ihnen ausgegangen war. Sein Vater war früh dahingerafft worden, wie er selbst. Er hatte eine Wittve und sechs Waisen zurückgelassen, ohne Mittel zu deren Erziehung — er hätte wohl Grund gehabt, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das ihn so bald herausriß. Doch im Gegentheil — kein Zweifel, keine Klage — nein, Lob und Preis auf den Lippen und im Herzen.

Wie war das möglich? Es war ja unnatürlich, unvernünftig.

Und doch war es ein Factum. Und viele Andere hatte er noch auf dieselbe Weise sterben sehen. Während die Umgebung nur Dunkel und Hoffnungslosigkeit sah, war der Sterbende vertrauensvoll — ja glücklich. Wie war das möglich — wie war das möglich?

Und dennoch war es ein Factum.

Er kam nicht weiter, als bis zu dieser Frage und dieser Antwort, die er innerlich unaufhörlich wiederholte.

Den nächsten Tag ging es ihm so viel besser, daß er beschloß, auszufahren und eine Patientin zu besuchen, die im Sterben lag und sehr nach ihm verlangte.

Es war ein altes Fräulein, die seit lange an einem unheilbaren inneren Uebel litt. Sie hatte oft qualvolle Anfälle und hielt sich nur durch Morphium-Einspritzungen aufrecht. Alle ihre Angehörigen hatte sie überlebt und war nun sich selbst und ihrer Umgebung eine Bürde und Last. Und doch sprach sie nur laut aus, was der Doctor so lange in seinem Herzen gerufen hatte: „Ich will nicht sterben — ich will nicht sterben!“

Es ergriff ihn wunderbar. Seine eigne innere Empörung hatte er für gerechtfertigt gehalten — er, der so viel besaß, für das er lebte. Nun erkannte er, daß es nicht das allein war, was ihn so fest an das Leben fesselte — er würde es vielleicht ebenso gemacht haben wie das alte Fräulein. Denn im Grunde hatte es bei Beiden dieselbe Ursache — den Mangel an Glauben. Man hält fest an dem, was man hat, weil die sichtbare Welt alt ist — das Leben des Geistes nicht. Und dessen ungeachtet bekennet man eine Religion, die das Erdenleben nur als eine kurze Episode der Ewigkeit ansieht.

„Ich habe nie an Gottes Wort gezweifelt,“ sagte das alte Fräulein furchterfüllt. „Ich bin wahrhaftig nie ein Freigeist gewesen — Gott bewahre mich davor.“

„Freigeist!“ unterbrach er sie streng — er würde milder gewesen sein, wenn er es nicht vor Allem selbst gewesen wäre, den er in Zucht nahm. „Wie viel besser ist es nicht, ein Freidenker zu sein, der sich selbst zur Freiheit hindurch zu arbeiten sucht, als in einer ererbten Religion zu leben und zu schlafen, die nicht einmal dazu taugt, auf sie gestützt, ruhig zu sterben! Wären wir wirklich Christen, wofür wir uns ausgeben, so wäre es wohl nicht schwer, sich zu beugen. Wenn wir wirklich glaubten, daß es einen liebenden Gott gebe, der unser Schicksal leite — wenn es eine höhere Gewißheit gäbe, die unser unvollkommenes Auge nicht erkennen kann —“

„Ich versichere Ihnen, Herr Doctor, daß ich das glaube,“ betheuerte angsterfüllt die Kranke.

„Dann lassen Sie uns versuchen, in diesem Glauben zu sterben,“ sagte er und erhob sich.

Als er nach Hause kam, war er sehr matt und legte sich auf das Sopha. Nina setzte sich zu ihm, und er bemerkte, daß sie verweint aussah.

„Versprich mir, nicht böse zu sein,“ sagte sie; „aber ich habe Etwas auf dem Herzen, worüber ich mit Dir sprechen muß — ich kann es nicht länger allein mit mir herum tragen.“

„Was ist es denn, Kind? Sag es rasch, erschreck' mich nicht so.“

Er bekam gleich Herzklopfen und erhob sich halb; aber er verrieth nicht die geringste Unruhe.

„Nein, nein, werde nicht unruhig, es ist nichts Gefährliches. Ich wollte Dir nur sagen, daß Du nicht recht gegen mich handelst, wenn Du mir verbietest, bei Dir zu sein, wenn Du krank bist. Ich wollte mich nicht widersetzen; aber ich habe unfählich darunter gelitten, so ausgeschlossen zu sein gerade da, wo mein Platz bei Dir wäre! Es ist nicht recht, und wenn es geschieht, um mich zu schonen, so ist es verfehlt, denn es quält mich tausendmal mehr, und ich kann nicht — ich kann es nicht länger ertragen.“

Sie schluchzte, obgleich sie sich anstrengte, sich zu beherrschen, um ihn nicht zu verstimmen.

Er streichelte ihre Wange und wischte die Thränen weg, indem er mit etwas heuchelnder Stimme, wie er sie in letzter Zeit zuweilen hatte, sagte: „Siehst Du — siehst Du! So groß ist unsere menschliche Beschränktheit! Während ich glaubte, es so am besten zu machen und Dich vor allem Leid zu bewahren, habe ich Dich gerade am meisten bekümmert und betrübt.“

„O nein, nein, sag' das nicht!“ rief sie aus und strich mit der Außenseite seiner Hand über ihre feuchten Augen, während sie ihn küßte.

„Ja, ja,“ flüsterte er, „das ist unsere Kurzsichtigkeit.“

Er schloß die Augen und lag so still, daß sie dachte, er schliefe; aber nach einiger Zeit zog er seine Hand aus der ihren und fühlte sich selbst an den Puls.

„Wie fühlst Du Dich jetzt?“ fragte sie.

„Gut,“ sagte er und ließ die Hand sinken. „Der Kampf ist nun beendet. Ich bin müde.“

Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dieser Antwort. Er war schon fort — hoffnungslos fort von ihr.

Es fing an dunkel im Zimmer zu werden, und er schlief noch. Sie wollte kein Licht anzünden aus Furcht, ihn zu wecken. Sie konnte sein Gesicht nicht mehr sehen, aber sie hörte sein schweres und unregelmäßiges Athmen. Ein paar Mal seufzte er tief. Dann wurde es still; sie war in Gedanken versunken und hatte aufgehört, hinzuhorchen. Sie hatte nur den Eindruck, daß er nun erst wirklich fest schlief, da sie nicht mehr dieses stoßweise Keuchen hörte.

So saß sie Stunde auf Stunde, bis sie endlich durch Tante Ava aus ihren Träumen geweckt wurde, die sie flüsternd bat, heraus zu kommen, weil die beiden Aerzte, welche Rolf behandelten, draußen wären und sie sprechen möchten. Sie schlich sich leise hinaus in den Salon und beantwortete alle ihre Fragen über seinen Zustand im Laufe des Tages.

Als sie hörten, daß er so lange schlief, wechselten sie einen hastigen Blick mit einander und verlangten ihn zu sehen.

Nina nahm ein Licht und ging mit ihnen hinein. Sie blieb in einiger Entfernung stehen und hielt die Hand vor das Licht, während sie an das Sopha traten. Aber gleich darauf kam der eine der Aerzte zurück und bat um das Licht, das er nun mitten vor Rolfs Augen hielt, während er sich nieder beugte und die Hand an seine Schläfe legte. Nina stieß einen Schrei aus und sprang an das Lager. Die kalte Unbeweglichkeit seiner Züge und die theilnehmende stützende Art und Weise, wie der Arzt ihre Hände erfaßte, sagten ihr auf einmal die ganze Wahrheit.

Durch die gewaltthame Erschütterung wurde ihre Stunde früher herbeigeführt, und noch in derselben Nacht wurde sie Mutter eines Mädchens.

Der Vormittag war schon weit vorgeschritten, und Nina schlief noch immer, offenbar ohne Bewußtsein ihres Verlustes. Endlich öffnete sie die Augen und sah suchend im Zimmer umher.

„Wo ist Rolf?“ fragte sie.

Tante Ava und die Wartefrau geriethen in peinvollste Verlegenheit. Sie sah sie an und erinnerte sich plötzlich an Alles.

„Er ist nicht todt, es ist nicht wahr,“ schrie sie. „Ich saß die ganze Zeit bei ihm und hörte nichts. Er kann nicht todt sein; hilf mir aufstehen, ich will zu ihm.“

Sie sah an ihnen, daß es doch nur zu wahr war und brach in lautes Weinen und abgebrochene Jammerrufe aus. Die Wärterin brachte ihr das Kind und wollte es zu ihr legen, aber sie stieß es von sich.

„Ich will es nicht sehen, ich will es nicht sehen!“ rief sie. „Um feinetwillen war ich so glücklich darüber; nun wünschte ich, es wäre nie geboren!“

„Sieh es nur einmal an. Es ist ein kleines Mädchen, ein süßes, prächtiges Mädchen,“ sagte Tante Ava, in der Hoffnung, ihre Interesse zu wecken. „Es wiegt zehn Pfund. Ist das nicht viel? Du wogst nur sieben Pfund, als Du geboren wurdest.“

Die Wartefrau versuchte noch einmal, das Kind in ihr Bett zu legen, aber es wurde zurückgestoßen.

„Ich will es nicht sehen! Ich will es nicht sehen!“ rief Nina auf's Neue.

Sie fuhr mit kurzen Unterbrechung fort, Verzweiflungsrufe auszustößen; aber endlich wurde sie müde und schloß die Augen, von Zeit zu Zeit noch leise schluchzend, wie ein Kind, das sich in den Schlaf geweint hat. Das bemerkte die Wartefrau und legte leise das Kind zu ihr. Als sie den warmen, kleinen Körper an dem ihrigen fühlte, öffnete sie die Augen und sah mit einer gewissen Vermunderung, fast lächelnd auf das neue, wunderliche, kleine Ding.

Der Doctor hatte schon im Voraus eine Amme für das Kleine bestellt; daß das Kind selbst so viel Stärke und Geduld haben könnte, ihre

Mutterpflicht zu erfüllen, war Niemand eingefallen. Als aber jetzt die Amme an das Bett trat, um das Neugeborene der Mutter wegzunehmen, da heftete Nina ein paar große, ernste und entschiedene Augen auf sie, schloß ihr Kind in ihre Arme und sagte: „Niemand anders als ich selbst wird es nähren.“

Tante Awa wendete sich zur Amme und meinte, daß man dann ein Rindermädchen nehmen müsse.

„Ich will ebenso wenig ein Rindermädchen haben,“ fiel Nina mit demselben ruhigen, eintönigen, bestimmten Ton ein. „Niemand anders als ich selbst soll es pflegen; ich werde es waschen und anziehen und werde es nähren — Niemand anders soll es anrühren als ich.“

„Aber, liebes, gutes Kind, das kannst Du nicht,“ wandte Tante Awa ein. Rolf selbst glaubte ja nicht, daß Du das Nähren würdest aushalten können.“

„Rolf war so besorgt um mich,“ fiel sie ein; „nun aber ist Niemand mehr da, der besorgt um mich wäre. Wie sollte ich es selbst sein?“

Bei diesen Worten brach sie wieder in Thränen aus, nicht fassungslos, wie vorher, sondern kämpfend, ihr Schluchzen zu unterdrücken; sie wollte das Neugeborene nicht mit ihrem Schmerz und ihren Klagen von sich stoßen. Sie versuchte sogar, unter Thränen zu lächeln, als sie ihre Brust entblößte und die kleinen Lippen daran brüdete.

Nebenan im Zimmer lag Rolf mit geschlossenen Augen und einem Lächeln auf den Lippen. Die verzweifelten Jammerrufe waren bis zu seinem Lager gedrungen, ohne die friedvolle Ruhe zu stören, die auf seinem Antlitz ausgegossen lag. Er fühlte nichts mehr von den Schmerzen des geliebten Wesens.





Sophie Germain's Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan.

Von

Ernst Wasserzieher.

— Frankfurt a. M. —

Die Klage, welche Schiller in den „Göttern Griechenlands“ erhebt, daß die moderne wissenschaftliche Auffassung der Welt und der Natur die antike poetische Anschauung zerstört habe, hört allmählich auf, als absolut berechtigte zu gelten; nur eine relative Geltung mißt man ihr noch bei. Hätte die moderne Naturwissenschaft nur zerstörend gewirkt, hätte sie die alten Vorstellungen von dem lebendigen Zusammenhange der Welt bei Seite geschoben, ohne etwas Anderes an die Stelle zu setzen, so wäre damit für die Kunst und Poesie, welche mit einem Chaos nicht arbeiten kann, welche überall Zusammenhang und Einklang sieht und „die fließend immer gleiche Reihe belebend abtheilt, daß sie sich rhythmisch regt, das Einzelne zur allgemeinen Reihe ruft, wo es in herrlichen Accorden schlägt“ (Faust) — allerdings ein unerseklicher Schaden zu constatiren. Dem ist jedoch nicht so. Nicht nur negativ und zerlegend, sondern auch positiv, aufbauend, befruchtend hat sich die Naturwissenschaft gezeigt; für das Alte und Veraltete in der Poesie hat sie Neues gegeben. Diese Thatsache hat schon Herbert Spencer in seinen Versuchen über Erziehung hervorgehoben. Aus der neuesten Publikation des Dr. Göring*) geht hervor, daß dieser Gedanke bereits vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen ist, und, was das Merkwürdigste dabei ist, von einer Frau, von einer Französin. Die Errungenschaften der neueren Wissenschaft für die Poesie zu verwerthen, ohne daß die Poesie darüber zu einer wissenschaftlichen Abhandlung oder zu einem Rechenegempel wird, ist nun eben die Kunst des Dichters, und wenige besitzen diese Kunst. Folgen wir den Ausführungen der Sophie Germain, die sie in den 1832 (ein Jahr nach ihrem Tode) veröffentlichten „*Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture*“ giebt (Göring, S. 53—136).

Sophie Germain und Clotilde de Vaug. Ihr Leben und Denken. Von Dr. Hugo Göring in Verla a. d. Werra, Herausgeber der Zeitschrift „Die neue Deutsche Schule“ u. a. Zürich, Schröter u. Meyer. 1889.

Die Grundgebungen des ästhetischen Gefühls und die Urtheile des Verstandes gleichen einander; Ordnung, Symmetrie und Einfachheit bleiben intellectuelle Nothwendigkeiten. Die Gegenstände sind verschieden, aber das Urtheil stützt sich auf die universelle Grundform, die in gleicher Weise dem Schönen und dem Wahren angehört. Ein gemeinsames Band besteht zwischen äußerlich so verschiedenartig erscheinenden Geisteswerken, wie einem Drama des Sophokles und einer Schrift Kants. Wissenschaft und Kunst entspringen aus derselben Quelle, aus demselben Bedürfnis; es sind zwei verschiedene Aeußerungen desselben Geistes. Ein Märchen ist ebenso von den Gesetzen des Verstandes abhängig, wie die Entdeckung eines Naturgesetzes nicht ohne Hülfe der Phantasie geschehen könnte. Ohne Zweifel wird uns der Dichter keinen Einblick in die subtilen Erwägungen gestatten, die der Wahl der allegorischen Gestalten vorausging, für die er sich entschieden hat; und der geniale Dichter, der ein Geheimniß der Natur entdeckt, wird uns ebenso wenig sagen, wie oft seine Phantasie sich vom richtigen Wege entfernt hat. Beide haben mit Fleiß die Spuren ihrer tastenden Versuche verwischt, um nur die dem Gegenstande eigenthümliche Form hervortreten zu lassen. Dem Leser tritt dadurch eine schärfere Scheidung zwischen Werken der Phantasie und des Verstandes vor Augen, als sie eigentlich vorhanden ist. Bei den Alten waren diejenigen Werke, welche die Naturwissenschaften vertraten, nicht weniger poetisch als die poetische Litteratur selbst (Hesiod, Kosmogonien der Philosophen u. s. w.); im Faust (II. Theil) ist, nach Alexander von Humboldts Bemerkung, jene Verschmelzung von Poesie, Metaphysik und Poesie wieder einmal gelungen. Die Alchemie und die Astrologie, an deren Stelle erst später die Chemie und die Astronomie traten, zeigen jene Verquickung nach einer anderen Seite hin. Seit der Verbindung der Mathematik mit den Naturwissenschaften, seit Newton, begann man, die Natur zu erkennen, vorher hatte sie sich der Mensch nur phantasiemäßig construirt; jetzt lernte er zum ersten Mal sie mit den Sinnen wahrnehmen. Seit dieser Zeit datirt der divergirende Weg der Wissenschaft und der Poesie; es ist an der Zeit, sie einander wieder anzunähern, um einen für beide Theile, besonders aber für die Poesie unheilbaren Bruch abzuwenden. Die Gesetze des Seins beherrschen nicht nur die Thatfachen, die in das Reich der Wissenschaften gehören, sondern sie gehören in gleicher Weise dem Gebiete des Geistes an. Dadurch, daß wir uns immer mehr dem Typus des Seins oder der Wahrheit, dieser Quelle alles wirklichen Wissens, nähern, vervollkommen sich die Theorien, läutert sich die Moral, klärt sich die Politik, schwinden die Irrthümer der Metaphysik, wird sich die schöne Litteratur und die Kunst der Regeln bewußt, welche sie anwendet, sowie der großen Erfolge, welche sie erzielt. Die Dichter, welche die Errungenschaften der Naturwissenschaften ignoriren und einfach in den althergebrachten Geleisen der antiken Mythologie sich bewegen, statt neue Wege zu gehen, die von dem Lichte der Wissenschaft erhellt sind, haben es verschuldet, daß die schöne Litteratur ihren Glanz verloren hat; sie erregt nicht mehr die Bewunderung des Volkes, sie erfüllt nicht mehr die Jugend mit Begeisterung.

Aber es wird ein neuer Morgen erglänzen. Die Analogie erfordert, daß alle Zweige des menschlichen Wissens so zu sagen parallele Entwicklungen erfahren. Die Aufmerksamkeit, die früher mehr der poetischen Litteratur, jetzt mehr der wissenschaftlichen zugewendet ist, wird, wenn die Fortschritte beider einen Vergleich aushalten, sich gleichmäßig wieder beiden zuwenden. Verbindung und Uehnlichkeit werden alsdann wahrgenommen werden, wo man anfangs nur Trennung und Verschiedenheit gesehen hatte. Dann wird das Gesamtbild der Wissenschaften, der schönen Litteratur und der Kunst dem Beobachter eine methodische Symmetrie darbieten, bei der er auf einen Blick das ganze Werk des menschlichen Geistes umfassen wird. Wenn es in dem Wesen unserer heutigen Geistesbildung liegt, mehr Werth auf die Zuverlässigkeit als auf den bestehenden Glanz der Lehren zu legen; wenn wir verlangen, daß der Verstand alle Geistes schöpferungen beherrschen soll; wenn wir selbst unsere Phantasie durch

den Forschungstrieb ernüchtern fühlen: so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir einer glücklichen Epoche entgegengehen, in der sich alle unsere Fähigkeiten in Schöpfungen einer neuen Gattung vereinigen werden. Die Völker empfinden heutzutage denselben Eindruck, den ein Jüngling empfangen würde, der sich lange Zeit mit schöner Literatur beschäftigt hat und danach bei seinen Studien zu den ersten Wissenschaften gelangt. Der Reiz seiner früheren Beschäftigungen würde schwinden, und eine lebhafte Wißbegierde an ihre Stelle treten; aber nach Abschluß seiner Bildung wird ihm Alles in seiner wahren Bedeutung erscheinen.

Zu einer diesem individuellen Bilde entsprechenden Epoche werden wir einst gelangen. Die Gesetze des Seins, die Bedingungen der Wahrheit, welche auf diese Weise auf einmal in zahllosen verschiedenen Gestalten auftreten, werden die Phantasie anregen. Eine neue Begeisterung, welche sich auf eine solidere Basis gründet als auf die idealisirende Nachbildung anmuthiger Träume, wird unsere Dichter beleben. Statt das Univerſum nach unserer willkürlichen Laune zu gestalten, werden sie es darstellen, wie es wirklich ist; und wenn der Genius je diesen neuen Pfad betritt, so wird er mit Bewunderung wahrnehmen, daß künstlerisches Schaffen nur ein Nachbilden ist und in der Ergänzung mangelhafter Theile eines Gemäldes besteht, welches er einst als ein Ganzes wird darstellen können.

* * *

So weit die Ausführungen der Sophie Germain. Sub specie aeterni betrachtet sie die Welt — das ist das höchste Lob, welches ihr gezollt werden kann.

Zum Theil ist ihr Programm von den Naturalisten angenommen worden, aber, wohl-gemerkt, nur zum Theil. Der Mann, der es wirklich voll und ganz in die Praxis übertragen hat, ist — hier lassen wir dem Verfasser das Wort (Schlußtitel, Seite 227 bis 270) — Wilhelm Jordan, dessen Epos „Nibelunge“ „das Muster einer Dichtung ist, in der Poesie und Wissenschaft in großartiger Harmonie vereinigt sind“ (S. 239). Theoretisch ergänzend treten dazu die „Epischen Briefe“. Was speciell unser Zeitalter, d. h. die Zeit der wissenschaftlichen Forschung, von einem Dichter verlangt, das ist die „Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß“. Der Dichter soll nach Jordans Forderung mit der Methode oder wenigstens mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft seiner Epoche vertraut sein; nicht um selbst in den einzelnen Fächern etwas zu leisten, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem Brennpunkte zu vereinigen und mit ihnen seine poetischen Bilder zu entzünden; um Vergleiche, Anschauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehen; um im Ueberblick mehr von Allem zu wissen als jeder Andere und so mit Sicherheit den Zukunftspunkt des Horizontes anzuzeigen, nach welchem die Nation steuern soll, das Ideal zu offenbaren, welches sie im Laufe der kommenden Geschlechter zu erfüllen hat. Im Gegensatz zu dieser großen Aufgabe der Dichtung hebt Jordan die Ausartung hervor, in welcher sie zu einem lächelnden Spiel mit liebenswürdigen Kleinigkeiten herabgesunken war. Das Epos, nach Jordan die vornehmste Dichtungsform, hat die alten Götter und Helden der Nation zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen zu machen. Sie sind die heiligen Gefäße der Tradition, zugleich aber auch die Vorkämpfer der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale. So wenig berechtigt im Epos moderner Stoff ist, so sehr ist dagegen zu betonen, daß die prägende Idee modern sein soll. Der Dichter vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur als Sohn seiner Zeit zu wirken, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß. Der Dichter hat das echt menschliche und daher Ewige der neuen Lebens- und Weltanschauung in der Vermählung mit dem echt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren zur Darstellung zu bringen. Wie in den Wissenschaften der Entdecker

und Erfinder nur geringen Anspruch hat, seine That das zu nennen, was längst in der Luft lag und was ohne Zweifel auch ohne ihn hätte geschehen müssen, so kann auch in der Poesie von Erfindung im strengen Sinne keine Rede sein. Sie ist recht eigentlich die Kunst der Tradition, ihr höchster Gegenstand ist Altererbes. Nur solche Dichter sind groß geworden, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten; man denke an Faust, Tell, Shakespeare's Dramen! Mit Unrecht klagt man die Nation an, den idealen Sinn verloren zu haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im Geringsten vermindert hat.

Diese Empfänglichkeit würde sich noch steigern — so ungefähr schließt Göring seine Betrachtungen über Jordan's „Nibelunge“ als Erfüllung des Ideals der Sophie Germain — wenn der Dichter selbst sich entschloße, eine verkürzte Ausgabe seines großen Epos für Schule und Familie zu veranstalten. Es wären da die „Steppen“ auszuscheiden, von denen kein großes Dichterverk frei ist, und auch Jordan's Nibelunge nicht; es wäre ähnlich zu verfahren wie in Ausgaben der Odyssee für Schule und Haus, z. B. in der von Dr. Ruttner in Frankfurt a. M., welche auf $\frac{1}{4}$ des ursprünglichen Umfanges zusammengeschmolzen ist, an dichterischem Werth jedoch nichts verloren hat.

Der siebenzigste Geburtstag des Dichters Wilhelm Jordan wird am 8. Februar 1889 begangen. Das gebildete Frankfurt rüstet sich, seinen großen Mitbürger — dessen Bild diese Monatschrift im August 1882 brachte — in angemessener Weise zu feiern. Das Freie Deutsche Hochstift, der Schriftsteller- und Journalistenverein und der Verein akademisch-gebildeter Lehrer haben die erste Anregung zur Feier gegeben. Hoffentlich aber wird die Bedeutung des Tages auch weiteren Kreisen des ganzen deutschen Vaterlandes lebendig; hoffentlich wird er nicht nur eine vorübergehende Festesstimmung erzeugen, sondern zu erneuerter und dauernder Versenkung in die Werke des Dichters den Anstoß geben!





Illustrierte Bibliographie.

Aus H. Hendschel's Skizzenbuch. Dritter Band. Auswahl von dreißig Bildern. Lichtdruck von Martin Kommel & Co. in Stuttgart. Verlag von M. Hendschel in Frankfurt a. M.

Schon zwei Sammlungen ausgewählter Hendschel'scher Skizzen sind in meisterhaft ausgeführter Lichtdrucknachbildung erschienen. Der jetzt vorliegende dritte Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an. In der äußeren Ausstattung — groß Folioformat in reizendem und geschmackvollen Einbände; die einzelnen Lichtdrucke sind auf weißem Papier ausgeführt und treten aus einem sie breit umrahmenden grauen Grunde wirkungsvoll hervor — entspricht er ihnen genau. Dabei steht er ihnen aber in dem für sich abgegrenzten Inhalt völlig selbständig gegenüber und kann auch für sich allein ein gewiß stets willkommenes stattliches und zugleich anmuthiges Festgeschenk bilden.

Außer den beiden vorangegangenen Bänden der Lichtdrucke hat die Verlagshandlung schon früher auch eine reiche Sammlung von Photographien aus der Fülle von Skizzen des leider zu früh verstorbenen Albert Hendschel veröffentlicht. Die Art und Eigentümlichkeit dieses lebenswürdigen und feinsinnigen Künstlers ist daher schon oft geschildert worden. Aber immer, wenn man ihm nahe tritt, und so namentlich auch bei dieser jetzt vorliegenden Sammlung, bewundert man von Neuem die schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Auffassung und Darstellung, die, obwohl mit ganz einfachen Mitteln wirkend und meist auf einen engbegrenzten kleinen Kreis sich beschränkend, doch immer wieder neu den Beschauer fesselt und anzieht.

Ein großer Theil auch der in diesem Bande vereinigten Skizzen stellt Scenen aus dem Kinderleben dar. Vor etwa 25 Jahren war Oskar Pletsch der beliebteste Zeichner auf diesem Gebiete. Aber bei ihm fand man, sobald man eine Reihe seiner Darstellungen betrachtete, daß sehr ähnliche Motive sich wiederholten; man gewann bei aller Nettigkeit des Einzelnen den Eindruck einer gewissen Eintönigkeit, ohne besondere Tiefe der Auffassung. Hendschel's Kinder dagegen sind auf jedem Bilde ganz verschieden individualisirt; meist greift er einen spannenden Moment aus einer kleinen Handlung voll dramatischen Lebens heraus, an der die Theilnahme sich auf den kleinen Gesichtern widerspiegelt. Man betrachte z. B. den „Spielverberber“ (Nr. 8: ein Knabe hat den Sitz im Puppenwagen mit seiner werthen Person breit ausgefüllt und erwartet ruhevoll die leidenschaftlich-besorgte Apostrophe der kleinen Kinderpflegerin); oder die von uns wiedergegebene „Brüderliche Lieb“ (Nr. 22), wo soeben die Katastrophe

hereingebrochen ist und der Stärkere den letzten Rest der gemeinsamen Mahlzeit an sich gerafft hat; oder Nr. 25 „Beste Repetition“ (die Schwester überhört dem jüngeren Bruder das Schulpenfum). Noch mehr zeigt sich die einheitlich gestaltende Kraft des Künstlers, wo eine Menge vor kleinen Gestalten geschieht um einen räumlichen oder geistigen Mittelpunkt concentrirt sind; so z. B. bei den Kindern, die unter dem Garbendache sich vor dem Gewitter oder unter dem großen Regenschirme vor den Schneeflocken schügen (Nr. 9. 18). Als Meisterstücke von Individualisirung nenne ich namentlich noch die „Balancierkünstler“ (Nr. 24: sechs Kinder sind bei dem Wagentück begriffen, einen Balken zu überschreiten).

Aber auch wo nur eine einzige Kinderfigur dargestellt ist, kann man aus Haltung,



Im Amt.

Aus: H. Heide's Skizzenbuch II. Verlag von M. Heide, Frankfurt a. Main.

Miene und Umgebung oft eine ganze Geschichte erschließen, wie z. B. gleich in dem reizenden ersten Bilde „Stellvertretung“, wo ein kleines Mädchen mit Signalhorn und Haushund im Scherz oder Ernst das Amt des Vaters versieht; oder in Nr. 28 und 29, wo jugendliche Studien den späteren dramatischen Künstler oder Architekten ahnen lassen.

Andere Blätter bieten, ebenso wie die von uns mitgetheilte Probe aus dem zweiten Bande, Genrebilder aus dem Volksleben in Stadt und Land. Auf diesem Gebiete hat man Heide oft mit Ludwig Richter verglichen, und er verdient es wegen der Reinheit der Auffassung und der heiter-humoristischen Gemüthlichkeit der Darstellung. Während aber durch Richters Zeichnungen durchweg ein Zug idyllischer Ruhe hindurchgeht, der ihn namentlich auch zu liebevoller Versenkung in die Landschaft-

liche Umgebung und Staffage führt, sind für Hendschel auch hier die Personen die Hauptsache, und auch auf eng begrenztem Felde deutet er gern eine bewegte, manchmal selbst leidenschaftlich bewegte Handlung an, aus deren Fortschreiten ein besonders fruchtbarer Moment geschickt herausgegriffen ist. Man vergleiche den „Ueberfall“ (Nr. 13: Mädchen auf dem Milchwagen, vom heimkehrenden Wanderburschen überrascht); oder die „Fatale Situation“ (Nr. 27: Mauerbursche auf dem Gerüst); „In Schwulstäten“ (Nr. 12: Eltliche Reisender im Hotel, mit Anziehen eines vertauschten Stiefels sich quälend); „Spröde Lederbissen“ (Nr. 23) u. v. a. An das Jahr 1888 erinnert Nr. 3: „Sonnenfinsterniß“, wo sechs Paar alte und junge Augen durch geschwärzte Gläser aus einer



Brüderliche Lieb'.

Aus: H. Hendschel's Skizzenbuch III. Verlag von W. Hendschel, Frankfurt a. Main.

Dachlücke heraus sich bemühen, möglichst viel von dem wunderbaren Naturereigniß zu erfassen.

Eine reizvolle Folge bilden die vier Bilder zu Mossegger's Gedicht „Därz ich's Dirndl liaba“; und vielleicht die Perle der Sammlung (Nr. 30) ist die Illustration zu dem lieblichen Ständchen von Robert Reinick: „In dem Himmel ruht die Erde, Mond und Sterne halten Wacht,“ welche den Schluß des schönen Bandes bildet. R.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.


Im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow, VII. u. VIII. Jahrgang 1884 u. 1885. Berlin, R. Gaertner (Hermann Gensfelder).

Ein so nützlichcs Unternehmen, wie es diese Jahresberichte sind, werden wir nach wie vor regelmäßig zur Kenntniß unserer Leser bringen, unbekümmert um die Auslegung, welche unsere Besprechung des sechsten Bandes von Seiten eines Recensenten in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gefunden hat.

Die Leitung der Jahresberichte ist von dem Triumvirat der ersten Redaction allmählich in die Hand eines Einzigen übergegangen. Auch äußerlich tritt somit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gebiete der Geschichtswissenschaft hervor, ein Vortheil, der gegenüber der herrschenden Neigung zur Parzellirung nicht zu unterschätzen ist. Mit vollem Recht bemerkt der Herausgeber, daß die Studien über das Alterthum gegenwärtig vollständig auseinandergefallen seien nach den beiden großen Gebietsgruppen der orientalischen und der classischen Sprachen; und daß es der großen Mehrzahl der deutschen Historiker, die sich der Geschichte des Vaterlandes in Mittelalter und Neuzeit widmen, schon fast zur Gewohnheit geworden ist, die Geschichte des Alterthums ganz bei Seite zu lassen; „dem gegenüber könne es nicht ohne Bedeutung bleiben, daß es in Deutschland wenigstens noch ein wissenschaftliches Unternehmen gebe, welches die Literatur über das gesammte Alterthum von den ersten Anfängen der ägyptischen bis zur vollen Ausbildung der griechisch-römischen Cultur in ihrem vollen Umfange verfolge und sie so auch denjenigen Historikern vor Augen rücke, denen sie sonst nur allzufern bleibe.“

Die Vorzüge, die wir dem sechsten Bande nachgerühmt haben, lehren auch bei den beiden vorliegenden Bänden wieder. Die Berichte folgen jetzt den Erscheinungen rascher, als es früher der Fall war; ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Register erleichtern die Uebersicht. Die Mitarbeiter sind angehalten, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden und das schon durch die typographische Anordnung kenntlich zu machen. So ist trotz der enormen Zahl der besprochenen Publicationen der Umfang der Bände in vernünftigen Grenzen gehalten. Allerdings hat man dabei auf das Referat über die Geschichte der Wissenschaften verzichten müssen; dafür sind die Berichte über Böhmen, Schweden, Spanien neu hinzugegetreten, die über Frankreich, Ungarn, Belgien bedeutend erweitert. Zu bedauern ist, daß weder die Mark Brandenburg noch England im Mittelalter, Holland und Rußland Jemand gefunden haben, der sich ihrer historischen Literatur liebevoll angenommen hätte. Hoffentlich gelingt es der Redaction, auch diese Lücken in den nächstfolgenden Bänden auszufüllen.

Berlin.

E. Löwenfeld. 

Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert

von Friedrich Pecht. Mit 40 Silberbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormalig Friedrich Bruckmann.

Friedrich Pecht hat den größten und interessantesten Theil der Kunstentwicklung, welche er in diesem Buche schildert, selbst durchlebt, und zwar in genauer Verbindung mit den Hauptträgern derselben, erst als ihr Mitstreber, dann als literarischer Vertreter ihrer Richtung. Fast alle die Künstler, die in seinem Buche auftreten — es sind über 500! — hat er persönlich gekannt; er sah ihre Werke entstehen, war vertraut mit den Stimmungen, aus denen sie hervorgingen, erfuhr den Eindruck, den sie auf die Zeitgenossen machten. Er wie kein Anderer war berufen, eine Geschichte der Münchener Kunst in unserem Jahrhundert zu schreiben — in diesem Jahrhundert wunderbaren Aufschwunges der Nation auf allen Gebieten.

Die Gliederung des überreichen Stoffes ist klar und übersichtlich. Nachdem der Verfasser in einer kurzen Einleitung seine allgemeinen Anschauungen von der Entwicklung der Kunst dargelegt hat, die in dem Gedanken gipfeln, daß die gesammte Culturgeschichte ein allmählicher Fortschritt zu immer größerer Ausbildung des Individuellen sei, nimmt er als Anhaltspunkte der Periodisirung die Regierungszeiten der bairischen

Fürsten von Karl Theodor bis auf König Ludwig II., jede Periode mit persönlicher Charakteristik des Monarchen und mit geistvollem Ueberblick der Verhältnisse Baierns und Deutschlands eröffnend. Den Abschluß bildet eine systematisch geordnete Schilderung der Malerei, der vervielfältigenden Künste und des Kunstgewerbes der Gegenwart.

Es ist unmöglich, auf dem engen und zugemessenen Raume die Fülle von Stoff auch nur andeutend zu analysiren, welche in den bei aller Knappheit des Ausdrucks ungemein inhaltreichen, oft durch geistreiche Wendungen und gelegentlich durch schlagenden Witz belebten Charakteristiken der Künstler und der Kunstwerke enthalten ist. Die Darstellung von Raulbach's Wirken — die freilich nach der Anlage des Werkes auf drei verschiedene Stellen vertheilt werden mußte — heben wir als eine unter vielen meisterhaften hervor. Einige Proben der oft subjectiven, aber stets consequent durchgeführten und geistvoll begründeten allgemeinen Urtheile des Verfassers hat diese Monatschrift schon bei Besprechung der ersten Lieferung (im Septemberheft 1887) mitgetheilt. Von dem vollendeten Werke läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß es an zuverlässigen Daten, wie an belehrenden und anregenden Urtheilen reicher ist, als irgend eine andere Kunstgeschichte der Gegenwart.

Erläutert und veranschaulicht ist der Text durch eine große Zahl von Vollbildern und kleineren Illustrationen. Die Auswahl derselben ist fein überlegt und unterstützt vortrefflich den belehrenden Zweck des Werkes. Die Ausführung der Nachbildungen ist leider nicht überall derartig, daß sie selbst einen Kunstgenuß gewähren könnte. Dem Referenten wenigstens wären vom ästhetischen Standpunkte einige gute Stiche und eine geringere Anzahl von Holzschnitten lieber gewesen als diese zahlreichen Zinkäzungen, in deren eintönigem Grau die scharfen Umrisse und die Gegenfärb der Farbentöne — namentlich bei Landschaftsbildern — allzuleicht verloren gehn. Der Druck ist gut, der Einband würdig und geschmackvoll. R.

Geographische Literatur.

Länderkunde von Europa. Herausgegeben unter sachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff. Zwei Theile. Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.

Das großartig angelegte Lieferungs-
werk hat schon im XLII. Bande (125. Heft) dieser Zeitschrift eingehende Besprechung erfahren; es waren damals auch einige Illustrationsproben beigegeben worden. Heute liegen dem Referenten weitere Lieferungen, 26—61, vor, und er kann seine früheren Auslassungen über die Vortrefflichkeit des Buches aus vollster Ueberzeugung bestätigen. Die Lieferungen 26 bis 48 enthalten mit Ausschluß von 35 und 36, welche den Schluß des deutschen Reiches sammt einem Register bringen, die Darstellung Oesterreich-Ungarns von Alexander Supan, dem Nachfolger Petermanns in der Redaktion von „Petermanns Mittheilungen“ und Verfasser eines der besten Lehrbücher über „physische Geographie“; man konnte also mit Sicherheit auf eine gebiegene Arbeit rechnen, wird aber von der ganzen Art der Auffassung, der überflüsslichen Uebersetzung des reichen Stoffes und der einfachen und schönen Darstellung doch noch freudig über-

rascht. Besonders gut hat dem Referenten die Betrachtung über den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf die politischen Grenzen und der Abschnitt über die Ostalpen gefallen, in welchem keine nennenswerthe Monographie unbenutzt ist. Wie Bend hat auch Supan überall die natürliche Abgrenzung, nicht die politische seiner Darstellung zu Grunde gelegt. — Mit der 48. Lieferung beginnt die Beschreibung der Schweiz, welche in der 54. endet und von Prof. Egli, einem Sohne der Schweiz, verfaßt ist. Derselbe hat sich mit Prof. Heine und Dir. Billwiler in Verbindung gesetzt, von denen jener den geologischen, dieser den klimatologischen Theil bearbeitet hat. Was der Verfasser in den einleitenden Worten verspricht, hat er durchaus gehalten: zum Licht ist der Schatten gefloht und in Lob und Tadel Maß gehalten, ein Grundsatz, welcher sonst gerade der Schweiz gegenüber selten zur Anwendung gekommen ist. Nachdem dann das kleine Fürstenthum Liechtenstein (S. 419) mit wenigen Worten abgemacht ist, folgen in Zief. 54 bis 57 die Niederlande und 57—59 Belgien, beides von Albrecht Bend,

dessen gründliche Kenntniffe in der geographischen, namentlich geologischen Wissenschaft auch in diesem kurzen Abriß auf's Hellste zu Tage treten. Ueber die Darstellung Frankreichs von Prof. Hahn wollen wir unser Urtheil verschieben, weil uns heute noch zu wenig Material vorliegt.

Die Illustrationen, welche dem Werke theils auf besonderen Blättern, theils im Texte beigegeben sind, zeichnen sich nach wie vor durch geschickte Auswahl und vortreffliche Ausführung aus. hj.

Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. A. Fränkel. II. Band. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Buch enthält fünf Capitel:

1. Die Umgestaltung des russischen Lebens unter Alexander II. 2. Bilder aus der Landschaft seit der Aufhebung der Leibeigenschaft bis auf die unmittelbare Gegenwart. 3. Lebensdauer und Bevölkerungszunahme. Zustand der Landwirtschaft. Wandererwerb und häusliche Kleingewerbe. 4. Panславismus und Deutschenhaß. 5. Nihilismus. Die beiden letzten Capitel sind in gar zu großen Zügen gehalten, als daß sie dem Bedürfniß desjenigen, der sich gründlich orientiren wollte, genügen könnten; auf diesem Gebiete haben wir bereits umfangreichere und gediegenere Werke älteren Datums. Dagegen werden das 1. und 3. Capitel sehr gern gelesen werden, weil sie vieles Neue in anschaulicher Weise vorführen; auch die zahlreichen, unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Erzählungen des 2. Capitels geben in ihrer Gesamtheit einen vortrefflichen Ueberblick über die Lage des russischen Landvolkes. Die Darstellung ist lebendig und interessant, eben weil der Verfasser mit den russischen Verhältnissen wohl vertraut ist. hj.

England. Von E. F. Krause. Dresden und Leipzig, E. Pierzon.

Das Buch sollte einfach „London“ betitelt sein, denn vom kleinen Englands außerhalb der Hauptstadt erfährt man so gut wie nichts. Der Verfasser versteht gut zu beobachten und die fremden Verhältnisse ihrem eigentlichen Werthe nach richtig zu schätzen, denn er sucht die Eigentümlichkeiten des Landes und Volkes aus der natürlichen historischen Entwicklung zu erfassen und zu erklären; seine Vergleiche englischer Eigenarten mit analogen deutschen oder französischen Erscheinungen fallen daher durchaus zutreffend aus. Die Sehenswürdigkeiten Londons sind recht

ausführlich geschildert, nur über das Britisch-Museum schweigt sich der Verfasser fast völlig aus, und das ist ein harter Vorwurf, den Referent ihm machen muß. Ebenso unangenehm fällt die Schreibweise auf: die unglaubliche Nachlässigkeit im Satzbau, der sich überdies häßliche Druckfehler zugesellen; die zuweilen ganz unpassend gebrauchten Epitheta, z. B. Napoleon's I., der mit dem Adjectivum „berüchtigt“ abgefertigt wird; endlich zahlreiche historische Bemerkungen primitivster Art, z. B. über die Magna Charta (S. 131) oder über Maria Stuart (S. 151). Referent hält es durchaus nicht für unmöglich, daß das immerhin interessante Buch eine zweite Auflage erlebt; dann sollte aber Verfasser eine gründliche Durchsicht vornehmen oder noch besser vornehmen lassen. hj.

Aegypten, Palästina und Syrien.

Zweite Aufl. Mit 11 Karten, 17 Plänen, 45 Textbildern. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Dieser soeben in neuer Auflage erschienene Band der Sammlung von „Meyers Reisebüchern“ schließt sich genau an Meyers „Türkei und Griechenland“ an und ist von den besten Kennern des Orients bearbeitet (Aegypten von H. Brugsch-Pascha). Der Führer geleitet uns über Alexandria nach Kairo und zu den Pyramiden, weiter auf der Nilfahrt zu den Wunderbauten des hundertthorigen Theben (Karnak), zu den Niltataracten, nach der Insel Philä und Abu Simbel. Dann machen wir dem Suezcanal einen Besuch. Nördlich folgt nun die Reise nach Jerusalem und zu den geheiligten Stätten des gelobten Landes; nach Damascus, zu den Ruinen von Baalbek, den Cedern des Libanon und hinab nach Beirut. Wer die ersten Monate des neuen Jahres noch zu einer Orientreise verwenden will und kann, der wird an dem handlichen Büchlein einen trefflichen Rathgeber haben; wer es vorzieht, die Reise in Gedanken zu Hause zu machen, findet reiche Belehrung über Geschichte, Geographie, Verkehrsverhältnisse und Sitten jener Länder in knappe Form zusammengefaßt. g.

Paschisch. Erzählungen aus dem modernen Aegypten von Otto Fuchs (Lalab). Dresden und Leipzig, E. Pierzon.

Der geistvolle Erzähler, welcher schon durch seine „Görbersdorfer Novellen“ vorthellhaft bekannt gemacht hat, bietet in diesem Werke sechs höchst spannende und frisch geschriebene Erzählungen aus dem

modernen Aegypten (diese Schreibweise ist der des Verfassers unbedingt vorzuziehen). Das Leben und Treiben in Kairo, das Durcheinander der Menschenrassen, die erbärmliche Lage der niederen Stände, der Hochmuth und die Despotie der besser Situirten, die Sitten und Gewohnheiten sämtlicher Bevölkerungsschichten — alles dies kommt zum einfachen und klaren Ausdruck, ohne daß der Erzähler irgendwo in einen lehrhaften Ton verfiele. Die Sprache ist fließend und poetisch; wir glauben daher, daß „Faschisch“ von Niemand ohne Interesse gelesen werden wird. hj.

Aus dem Creolenlande. Erzählungen von Gustav Meinecke. Berlin, Jentzsch.

Die vier Erzählungen, welche hier geboten werden, sind recht originell, sowohl im Inhalt, als in der Sprache. Diese freilich klingt weniger deutsch, als fremdländisch; aber sie entbehrt darum nicht

eines eigenthümlichen Reizes. Was der Verfasser unter „Creolen“ verstanden wissen will, erzählt man eigentlich erst aus der vierten Novelle. Die neuere geographische Wissenschaft gebraucht den Ausdruck nur von den in Amerika geborenen Nachkommen romanischer Völker (Spanier, Portugiesen, Franzosen), so daß die Bedeutung des Wortes seiner Ableitung von crescere = nachwachsen entspricht. Der Verfasser dagegen versteht unter Creolen Weiße, die mehr oder weniger mit Negern vermischt sind, also einen Mischenschlag, den man im Allgemeinen als Mulatten, im Besonderen, je nach dem Grade ihrer Mischung, als Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen u. s. w. bezeichnet. — Ihrem Inhalte nach sind die Erzählungen wohl geeignet, über die socialen Verhältnisse von Louisiana und Mexico Aufschluß zu gewähren. hj.

Bibliographische Notizen.

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Es giebt wenige Männer der Gegenwart, die von Geburt und Umständen so begünstigt waren, wie der Verfasser dieser Erinnerungen. Von Natur mit namhaftem Talente ausgestattet und durch die Wohlhabenheit seiner Familie von der Sorge um eine Berufsstellung befreit, hat Graf Adolf Friedrich von Schack wie wenige seiner Zeitgenossen immer nur seiner eignen Vervollkommenung und der Verwirklichung seiner Ideale leben können. Er hat auf dem Gebiete der Dichtung und auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung große und verdiente Erfolge errungen. In seinen Erinnerungen und Aufzeichnungen schildert er Menschen und Dinge, die er kennen gelernt hat, vielleicht nicht eingehend und tief genug, aber mit großer Anmuth und Feinfühligkeit. Er steht mit vollem Bewußtsein vielfach im Widerspruch zu allgemein verbreiteten Ansichten, besonders in der Schätzung von wissenschaftlichen und dichterischen Erzeugnissen, und spricht mit großem Freimuth seine der hergebrachten Meinung widersprechenden Ansichten aus. Man macht durch diese Aufzeichnungen mit einer großen Anzahl hervor-

ragender Männer aller Lebensstellungen in der angenehmsten Weise Bekanntschaft. Und wie mit den Menschen, so ist es auch mit Ländern und Städten, denn Graf Schack ist außerordentlich viel gereist und hat Alles mit dem Blicke eines geschmackvollen, hochgebildeten Mannes betrachtet. Es giebt wohl wenige Männer, die Gelegenheit hatten, so Vieles kennen zu lernen, wie Graf Schack. „Ein halbes Jahrhundert“ tritt als eine gewisse Ergänzung neben desselben Verfassers „Meine Gemälbefammlung“, nur daß in letztgenanntem Buche weniger Einzelheiten, und diese mit größerer Ausführlichkeit behandelt werden. rl.

Die Venibien-Büste des Giovanni Bapianini. Von R. Becker, Directorialassistent und Bibliothekar am Schlesiſchen Museum der bildenden Künſte. (Schriften des wissenschaftlichen Vereins zu Breslau I.) Breslau, S. Schottlaender.

Wir begrüßen es mit aufrichtiger Freude, daß der wissenschaftliche Verein zu Breslau, über dessen Geschichte ein kurzes Vorwort orientirt, begonnen hat, ausgewählte Vorträge und Schriften seiner Mitglieder in zwanglosen Heften herauszugeben. Die erste Publication erzählt von

einem nach diesen Seiten hin interessanten kunstgeschichtlichen Streite. Ein Bildwerk war von deutschen und französischen Kunst Kennern für eine Portraitbüste des fünfzehnten Jahrhunderts, den Hieronymus Benivieni († 1542), Zeitgenossen und Freund des Pico von Mirandola darstellend, gehalten und also solche um hohen Preis für die Pariser Museen erworben worden, während es nach Beckers — durch zwei Nachbildungen in Lichtdruck unterstüzt — Darlegung nicht bezweifelt werden kann, daß die Büste das nach lebendem Modell gearbeitete Werk eines höchst talentvollen modernen Bildhauers (Giovanni Bastianini aus Fiesole, † 1868) ist, der sich eine so vollendete Meisterschaft im Stile der großen Florentiner des 15. Jahrhunderts angeeignet hatte, daß die gewiegtesten Kenner getäuscht wurden.

Wir wünschen dem sehr ansprechend ausgestatteten und für billigen Preis künftigen Hefte ebenso wie seinen Nachfolgern — die hoffentlich nicht lange ausbleiben werden — den besten Erfolg. R.

Rom und die Römer. Von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. Neuhaldensleben, A. Bessers Nachf. (Ernst Pflanz).

Bei Gelegenheit der letzten Pariser Weltausstellung gab die italienische Regierung eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien über Rom und die Campagna heraus, zu welcher Gabelli die Einleitung verfaßte. Im Jahre 1881 erschien dieselbe zuerst als selbständiges Buch und wird nunmehr nach der 4. Auflage durch Dr. R. Lange in guter Uebersetzung den deutschen Lesern zugänglich gemacht.

In anregender, fesselnder Weise, schildert der Verfasser die römischen Verhältnisse zur Zeit der päpstlichen Herrschaft, die verderblichen Einflüsse derselben auf die Stadt und ihre Bewohner und im Gegensatz hierzu die glückliche, hoffnungsvolle Entwicklung, die seit 1870, seitdem Rom die Hauptstadt des geeinten Italiens geworden, sich überall bemerkbar macht. Das Bild, welches Gabelli von der römischen Bevölkerung und ihrem Charakter entwirft, dürfte an einigen Stellen als in zu günstigem Licht gehalten erscheinen; doch verschweigt er keineswegs die Schattenseiten: er ist sichtlich bemüht, Lob und Tadel nach Gebühr zu vertheilen. Den Zweck, so manche unberechtigten Vorurtheile, welche über Rom und die Römer verbreitet sind, zu zerstreuen,

und richtigeren Anschauungen Eingang zu verschaffen, wird der Verfasser mit seiner von ehler Begeisterung und Vaterlandsliebe getragenen Darstellung in vollem Maße erreichen. sb.

Geschichte der griechischen Künstler.

Von Heinrich Brunn. Zweite Auflage, Bief. 1. Ebner und Seubert (Paul Neff).

So weit wir nach dem vorliegenden Anfange des auf ca. 15 Lieferungen berechneten Werkes urtheilen können, ist nicht eine durchgreifende Neubearbeitung, sondern nur ein Neudruck der ersten Auflage beabsichtigt, die in den Jahren 1853 und 1859 erschien. Die Aenderungen beschränken sich fast ausschließlich auf die Ziffern der Citate. Bei den bedeutenden Erfolgen, welche in den letzten drei Jahrzehnten die Wissenschaft gerade auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte zu verzeichnen hat, können wir unser Bedauern nicht unterdrücken, daß dieselben unberücksichtigt geblieben sind. Gleichwohl wird auch in der jetzigen Gestalt das gediegene Werk durch die klare und übersichtliche Darstellung eine treffliche Einführung in die Geschichte der griechischen Künstler und der griechischen Kunst gewähren; auch die in jeder Beziehung elegante Ausstattung des Werkes verdient Anerkennung. Die erste Lieferung enthält die Einleitung und von dem ersten Buche („Die Bildhauer“) den ersten und den Beginn des zweiten Abschnittes, bis zur achtzigsten Olympiade herabreichend. sb.

Die Kunst und das Schöne von Wilhelm Koopmann. Cassel, A. Freyschmidt.

Das Heftchen lieft sich wie der mit „gut“ censirte Aufsatz eines braven Primaners. Der Herr Verfasser hat es wohl nur drucken lassen „seinem Liebchen zu Gefallen“? Dieses sowie alle jungen Damen, die die Selecta einer höheren Mädterschule zieren, werden ihre Freude daran haben, namentlich auch an dem schönen Papier, den rothen Randabstrichen und dem wunderhübschen Druck. mk.

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe (unter Leitung von W. Wattenbach). Leipzig, Hpt.

Bei der wenig wissenschaftlichen Art, in welcher unzählige populäre Geschichtswerke abgefaßt sind, ist es unsere Pflicht, immer wieder auf jene Schriften hinzuweisen, aus denen die Zeitgenossen der Gr-

eignisse unmittelbar zu uns reden, auf jene Sammlung von Quellen, welche unter dem Titel der Monumenta Germaniae jedem gebildeten Deutschen wenigstens dem Namen nach bekannt sind. Schon früh hatten die beiden Männer, denen wir die Gründung derselben verdanken, der Freiherr vom Stein und G. H. Pertz, der Gedanke gefaßt, die hervorragendsten mittelalterlichen Geschichtsschreiber in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen. Es hat allerdings längere Zeit gebauert, bis man zur Verwirklichung des Planes kam; allein nachdem 1843 durch eine königliche Subvention die dazu erforderlichen Mittel beschafft waren, erschienen Jahr für Jahr eine Anzahl Lieferungen. Diese wortgetreuen und dabei doch lesbaren Uebersetzungen, denen orientirende Einleitungen über die Zeit und die Bedeutung jedes Autors vorangeschickt waren, haben sich schnell den Beifall der Gelehrten und Gebildeten erworben. Um so größer war das Bedauern, als Pertz durch sein hohes Alter gehindert wurde, der Arbeit in der früheren Weise vorzustehen. Die Theilnahme des Publikums blieb den bisher erschienenen Bändchen dennoch erhalten. Das veranlaßte die Verlagshandlung, eine zweite Gesamtausgabe der Geschichtsschreiber zu veranstalten, indem zugleich der ursprüngliche, eng begrenzte Plan durch Aufnahme neuer Werke, erweitert wurde. Ferner soll die Ausgabe der Lieferungen nach der Reihe der Jahrhunderte erfolgen, während früher das chronologische Princip nicht maßgebend war. Die Leitung befindet sich in den Händen Wilhelm Wattenbachs, des bekannten Verfassers von „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter“.

Die sechzehn Bändchen, welche vor uns liegen, enthalten unter Andern die auf Deutschland bezüglichen Auszüge aus Plutarch, Cäsar, Sueton, Tacitus; die Gotengeschichte des Jordanes, die französische Geschichte Gregors von Tours, das Leben des h. Bonifatius, Paul Warnefrieds und Einhard's Leben des großen Karl. Die bloße Nennung dieser Werke spricht laut genug für die hohe Bedeutung der Sammlung, die jedem Gebildeten auf's Wärmste empfohlen sei. hf.

Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleasiens und Griechenlands. Von Ed. Thrämer. Leipzig, B. G. Teubner.

Nicht eine Verwerthung der neuesten deutschen Ausgrabungen in Pergamon und

ihrer Ergebnisse, wie der Titel vermuthen lassen könnte, liegt uns vor, sondern ein abermaliger Versuch, in das bis jetzt nur wenig gelichtete Dunkel der ältesten Geschichte, speciell der ethnographischen Verhältnisse Kleasiens und Griechenlands einzudringen, anknüpfend an die Landschaft Teuthrania (Ebene des Railos) mit der späteren Hauptstadt Pergamos. Bei den häufig recht wunderlichen Resultaten, welche die Forschung bisher auf diesem Gebiete zu Tage gefördert hat, ist man leicht geneigt, derartigen Arbeiten mit Mißtrauen entgegenzutreten; um so mehr ist anzuerkennen, daß Thrämer eine Reihe von Ergebnissen gewonnen hat, welche vielfach Zustimmung finden werden. Der Einsicht, daß trotzdem noch Vieles hypothetisch bleibt, hat sich der Verfasser selbst nicht verschlossen; manche seiner Vermuthungen müssen wir als zu gewagt oder mindestens als unbegründet bezeichnen.

In der Bevölkerung Kleasiens unterscheidet Thrämer neben der ältesten, einheimisch kleinasiatischen Grundbevölkerung, von der in späterer Zeit nur geringe Reste (wie die Tremiler in Lykien, die Beleger in Karien) sich erhalten hatten, zunächst den indogermanischen Stamm, vertreten durch die Phryger. Diese bildeten einst ein mächtiges, bis an die Küste ausgedehntes Reich, bis sie durch europäische Einwanderungen zurückgedrängt wurden. In Europa, im nördlichen Thrakien ist die gemeinsame Heimat der weber semitischen, noch indogermanischen Karer und Myser zu suchen; die ersten kamen über die Inseln des ägäischen Meeres nach Kleasien, besetzten Karien und brangen auch nach Indien vor, wo als viertes Bevölkerungselement noch ein semitischer Bestandtheil hinzukommt, der aus Asyrien herzuleiten ist. Die Myser gingen über den Bosporus und verbreiteten sich allmählich weiter südlich. Die Bewohner der Landschaft Teuthrania selbst sind dem phrygischen Stamme zuzutheilen, also indogermanisch.

Bzüglich Griechenlands hält Thrämer die Anwesenheit von Achäern in Argolis und Lakonien vor den Doriern für Thatsache; und zwar wären diese Achäer von Thesalien her eingewandert und hätten im Peloponnes bereits eine griechische Bevölkerung vorgefunden. In den Sagen vom troischen, wie vom teuthrantischen Kriege sieht er Nachklänge wirklicher Kämpfe zwischen den äolischen Colonisten und den alten Einwohnern des Landes.

Um diesen Kern des Wertes gruppieren sich Vor- und Nebenfragen, welche den Verfasser in die verschiedensten Gebiete und Zeiten führen. Besonders gelungen scheint uns der am Anfang gegebene Nachweis von der ursprünglich europäischen Heimat der Iliade- und Pelopssagen; nicht minder reich an treffenden Urtheilen sind die Ausführungen über die homerischen Gedichte. An die Darstellung der späteren Geschichte Leuthraniens (das vergamienische Reich) knüpfen sich Excurse über die Galaterkriege der Attaliden. sb.

Geschichte der Pädagogik. Von Dr. Karl Schmidt. Vierte Auflage von Dr. F. Dittes und Dr. E. Hannaf. Erster Halbband. Götten, Schettler.

Das rühmlichst bekannte Werk des früh verstorbenen Verfassers erscheint in einer theilweise neuen Gestalt. Hannaf, welchem die Bearbeitung des ersten Halbbandes zugefallen war, hat sich nicht darauf beschränkt, Einzelnes zu ändern, sondern er mußte in Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten 24 Jahren Vieles fortlassen und Vieles zusetzen. Indessen lassen die, auch äußerlich bemerklich gemachten Aenderungen nie die Achtung vor dem verstorbenen Verfasser vermissen.

Der erste Halbband umfaßt außer der Einleitung die Geschichte der Erziehung bei den Naturvölkern, den Orientalen und den Griechen, und zwar berührt er neben der Erziehung des Kindes das gesammte Familienleben, die Stellung jener Völker zu Religion, Kunst und manches Andere. Jedem Abschnitt geht ein Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel voraus, welches bis in die neueste Zeit reicht. Obwohl die Darstellung überall auf gelehrter Forschung beruht, hielt sie sich frei vom trockenen Tone. Das treffliche Werk kann Jedem empfohlen werden. rj.

Schillers Weltanschauung und die Bibel. Von Goldschmidt. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Daß Schiller — namentlich in seinen Jugendwerken — der Lutherschen Bibel-übersehung viel verdankt, ist bekannt; daß er aber bei seiner Kassandra an den Propheten Jeremias oder gar an den Baum der Erkenntniß und den Baum des Lebens gedacht habe, das wird außer dem Verfasser kaum Jemand glauben. Ebenso unglücklich ist der Versuch, Schillers „Ideal und Leben“ als einen Commentar der Lehre Mosijs hinzustellen. rj.

Schillers lyrische Gedandendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. Von Philippi. Augsburg, Pötsch.

Man darf wohl behaupten, daß die Gedankenlyrik Schillers, selbst in Kreisen, die sich zu den Gebildeten zählen, nicht mehr so bekannt ist, wie es diese Erzeugnisse einer wunderbaren Vereinigung von Philosophie und Poesie verdienen. Man schritt in unserm unphilosophischen Zeitalter oft vor den Schwierigkeiten zurück, die sich dem Verständniß derselben entgegenstellen. Da ist ein Buch willkommen, welches wie das vorliegende in ebler und verständlicher Sprache, ohne den Blüthenstaub der Poesie abzustreifen, die Gedanken entwickelt, die den Inhalt der philosophischen Gedichte Schillers von der „Resignation“ bis zur „Glocke“ bilden. Sie alle bewegen sich als um ihren Mittelpunkt um das nämliche Urbild harmonischen Menschenthumes. Bei aller Bewunderung für den großen Dichter ist Philippi doch unbesungen genug, da, wo ihm Schiller zu irren scheint, seine abweichende Meinung bestimmt, wenn auch in bescheidener Form auszusprechen. Besonders gelungen ist die Zusammenstellung am Schlusse. rj.

Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von J. E. v. Günther. Stuttgart, Adolfs Bonz u. Comp.

Der Verfasser, welcher mit dem verstorbenen Aesthetiker befreundet war, bietet in seinem Büchlein nicht viel Neues und Bedeutendes, immerhin aber des Interessanten genug, und wir stehen nicht an, die Arbeit bei ihrem Erscheinen freundlich willkommen zu heißen. Wie finden in ihr eine große Anzahl Briefe von Vischer an den Verfasser, in denen freilich, wie es der Charakter derselben als Freundesbriefe mit sich bringt, die Persönlichkeit des großen Aesthetikers mehr von der rein menschlichen und gesellschaftlichen Seite anschaulich wird. Aber der schlichte, treue, kernhafte Mensch, der aus ihnen spricht, ist doch immer auch der Aesthetiker, von dessen Arbeit wir Alle noch zehren, und der entscheidende, weitblickende Politiker, dem die Ereignisse Recht gegeben haben; wer die „Aesthetik“ und die „kritischen Gänge“ kennt, erkennt ihn auch hier leicht wieder. Neben der Persönlichkeit Vischers treten uns auch andere bedeutende Männer seines Streifes menschlich nahe, so Bland und besonders Ed. Mörike. Die Darstellung

Herrn von Günther's zeichnet sich aus durch wohlthuende Wärme, Ehrlichkeit und pietätvolle Gesinnung. Leider bricht sie mit dem Jahre 1875 ab, in welchem der Briefwechsel aufhörte, an dessen Stelle der durch Günther's Wohnungswechsel ermöglichte Gedankenaustausch von Person zu Person trat. mk.

Ein Blick in unsere Zeit. Von Dr. Heinrich Spitta. 2. Abdruck. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine Rede voll patriotischer Begeisterung, in der dem deutschen Volke der Spiegel vorgehalten werden soll, damit es erkenne, wie es ist und zugleich, was ihm noch Noth thut, damit es sei, wie es soll. Der Standpunkt freilich des Verfassers ist derart, daß ihn die wenigsten unserer Leser theilen dürften. Spitta ist Antisemit vom reinsten Wasser; er adoptirt den bekannten Satz des Herrn Treitschke; „Die Juden sind unser Unglück!“ er mahnt: „Deutsches Volk, werbe hart! Wahre dein Hausrecht!“ Darum, wen es angeht, möge aufmerken: Diese Rede aus dem Munde eines hochangesehenen Mannes, gehalten nicht etwa in der tabakdunstigen Atmosphäre eines Biertempels, sondern bei feierlicher Gelegenheit und an einer Stätte festlicher Weihe, ist für den Nachdenklichen — ein Zeichen der Zeit. mk.

Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes. Von Dr. Georg Adler, Dozent an der Universität Freiburg i. B. — München und Leipzig, G. Hirth.

Während die bisherigen nationalökonomischen Arbeiten Adlers sich auf historischem und dogmatischem Felde bewegten, ist er hier zum ersten Male an eine praktische Frage der Socialpolitik herangetreten, nicht vom einseitigen Standpunkt einer politischen Partei oder eines wirthschaftlichen Interessententrefreies, sondern mit dem unbefangenen Auge des wissenschaftlichen Forschers, der sich nur von sachlichen Erwägungen leiten läßt. Das Ergebniß derselben geht, kurz zusammengefaßt, dahin, daß der nationale Arbeiterschutz, wie er durch die moderne Gesetzgebung in den civilisirten Staaten Europas in größerem oder geringerem Umfang eingeführt worden ist, einerseits nicht im Stande ist, den der heutigen capitalistischen Produktionsweise immanenten arbeiterfeindlichen Tendenzen vollwirksam zu begegnen, andererseits unter

Umständen die nationale Industrie schädigen und in ihrer Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte beeinträchtigen kann. Er bedarf daher einer Ergänzung durch internationalen Arbeiterschutz, der die Schäden des nationalen paralysirt, seine Segnungen erhält und verstärkt und seinen vollständigeren Ausbau ermöglicht. Die allmähliche Entwicklung dieser Idee einer internationalen Arbeitergesetzgebung wird mit großer Belesenheit dargestellt und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung gegenüber den theoretischen Bedenken einiger Socialpolitiker vertheidigt und auf ihre praktischen Ausichten hin geprüft, und zwar dies Alles nicht mit utopischem Optimismus, sondern in nüchterner und verständiger Abwägung der realen Mächte auf dem socialen und politischen Gebiete. Ein mühsam zusammengetragenes Material ist mit großem Fleiße verarbeitet und in wohlüberlegter logischer Anordnung zu einer Folge von Argumenten aufgebaut, deren zwingender Beweisraft sich der objective Leser nicht entziehen kann. Möchte die lesenswerthe Schrift dazu beitragen, die bereits im Flusse befindliche Bewegung zu Gunsten der Einführung eines internationalen Arbeiterschutzes in weitere Kreise zu leiten und zu fördern. H.

Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. E. Rubin. Aus dem Hebräischen übersezt von G. Stern. Leipzig, C. Thiele.

Der Verfasser beleuchtet in der Einleitung die subjectiven und objectiven Vorbedingungen des Aberglaubens und giebt sodann in sieben Abschnitten (Weissagung, Geisterwelt, Wissen verborgener Dinge, Alchymie, Geheimmittel, Zauberei, Allerlei) eine reichhaltige Sammlung von Belegen abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche bei verschiedenen Völkern. Die belehrende Schrift hält sich auf dem Standpunkte besonnener Aufklärung. p.

Haushygiene für Mädchen und Frauen. Herausgegeben von E. Angerstein und G. Eder. Berlin, Th. Chr. Enslin.

Bei dem Eifer, mit welchem unsere Zeit auf die gesunde Erziehung auch des weiblichen Geschlechtes bedacht ist, wird diese von zwei theoretisch und praktisch bewährten Kennern des Turnwesens herausgegebene, durch leicht verständliche Abbildungen veranschaulichte Anleitung auf vielen Seiten freudig begrüßt werden. t.

Winni's Leiden und Freuden. Erzählung für die heranwachsende weibliche Jugend von H. Waldemar. Erlangen, Palm und Ente (Carl Ente).

Diese für das „Vadtschalter“ berechnete und wohl geeignete Erzählung schildert die kleineren und größeren Leiden und Freuden eines jungen Mädchens im elterlichen Hause, in der Pension, in ihrer Stellung als Erzieherin bis zu dem die jugendlichen Leserinnen gewiß befriedigenden Abschluß, mitunter freilich in etwas schablonenmäßiger Weise. Die von einer Pensionatsgenossin an der „Feldin“ wegen ver schmähter Freundschaft genommene Rache ist ebenso boshaft, wie psychologisch unwahrscheinlich. Da jedoch der Verfasser es sonst gut versteht, sich die Anschauungsweise junger Mädchen zu eigen zu machen, und zugleich alles aufdringliche Moralisiren und Belehren, in das manche bekanntere Jugendschriftsteller verfallen, zu vermeiden weiß, so darf dem Büchlein eine nicht ungünstige Aufnahme in seinem Leserkreise verheißen werden. ow.

Ueber dem Abgrund. Roman von Georg Hartwig. 2 Bde. Breslau: Leipzig, S. Schottlaender.

Der höchst anziehend geschriebene Roman versteht den Leser in die Zeit des polnischen Aufstandes von 1830. Ueber dem Abgrunde der politischen Kämpfe schwebt das Loos zweier liebenden Paare, welche — den Führern entgegengesetzter Parteien angehörig — nach mannigfachen Wechselfällen einem mit poetischer Gerechtigkeit erwogenen und in dieser Hinsicht befriedigenden Abschluß zugeführt werden. Die Charakteristik ist scharf, die Schilderung der Zustände unparteiisch und anschaulich. Der Roman bietet eine fesselnde und bis zuletzt spannende Lectüre. me.

Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben von Julius Rodenberg. Dritte Folge (1887—88). Berlin, Gebr. Paetel.

Die neun in diesem Bande vereinigten Essays — Darstellungen und Vandalereien aus der Vorzeit und Gegenwart des Berliner Lebens, angeknüpft an die Betrachtung der Berliner Hauptstraße und hervorragender Bauwerke in ihr, abschließend mit ergreifender Schilderung des Begräbnistages Wilhelms I. — erregten schon bei ihrem Erscheinen in der „Deutschen Rundschau“ durch Inhalt und Form berechtigtes Aufsehen und werden auch in Buchform gern gelesen werden. O.

Rapitän Marrhats Romane. Neue Lieferungs Ausgabe. Carl Ziegler, Berlin W.

Längere Zeit haben die Marrhats'schen Schriften auf dem deutschen Büchermarkt gefehlt; die Verlags handlung füllt diese Lücke aus, indem sie in der vorliegenden neuen Ausgabe die ewig jungen Werke Marrhats auch in einem äußeren Gewande, das dem classischen, inneren Werthe derselben entspricht, zu billigen Preise bietet.

P. R. Hofegggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen. A. Hartleben, Wien.

Die uns heute vorliegenden Lieferungen 22 bis 37 der im Augustheft 1888 genauer charakterisirten Prachtausgabe von P. R. Hofegggers Werken bilden den zweiten Band der Sammlung. Derselbe beginnt mit dem ernsten, historischen Roman „Der Gottsucher“, an welchen sich „Die Schriften des Waldschulmeisters“ und „Drei Dorfgeschichten“ schließen.

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici.) Zweite vielfach veränderte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schon die erste Auflage dieser Gedichtsammlung hatte sich bei ihrem Erscheinen ihres poetischen Vollgehaltes wegen allgemeiner Anerkennung zu erfreuen — Beweis: Die zweite Auflage! Günther Walling weiß zu singen und zu sagen, zu erfinden und zu gestalten; wir meinen, in seinen Gedichten wird ein Jeder Etwas für das eigene Herze finden. Besonders muthen uns in ihrer Innigkeit und poetischen Schöne die Gedichte „An meine Mutter“ wohlthuend an. Dagegen möchten wir des Dichters geringschätzende Strophen gegen Rückert in der Sammlung recht gern entbehren. W.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriftenalbum. Herausgegeben zum Besten der deutschen Feriencolonien und Sommerpfelegen. Berlin, J. G. Schorer.

Nicht nur im Interesse des guten Zweckes, welchem der Reinertrag dienen soll, sondern auch um seiner selbst willen kann dieses Werk, welches in schöner Ausstattung Autographe der beiden Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. sowie vieler anderen Fürstlichkeiten, ferner Originalbeiträge (theils handschriftlich,

theils gedruckt) von über 120 deutschen Schriftstellern und endlich Skizzen von fast 100 deutschen Künstlern bringt, bestens empfohlen werden. R.

Die Habe eines Habenicht's. Hinterlassene Papiere des Herrn Hans Pfaffenberger. Herausgegeben von Professor G. Voyle. Oramenburg, Gb. Freyhoff.

Anspruchslose kleine Novellen, welche lebhaftes Phantasie und reiche Menschenkenntniß verrathen. Der Ton ist einfach und natürlich; ein hervorsprudelnder Humor berührt uns oft angenehm, und die frische, flotte Sprache, der man die Uebertragung aus dem Englischen nicht anmerkt, wird oft durch feine Satire gewürzt. ss.

Licht. Ein Märchengedicht von Frida Schanz. Gießen, Emil Roth.

Eine sinnige schöne Dichtung in fließender und poetischer Sprache. Nur ist die dem „Märchengedicht“ zu Grunde gelegte Handlung nicht in die nöthige scharfe Beleuchtung gerückt, wodurch der Genuß wesentlich beeinträchtigt wird. Indes ist diese liebliche Gabe der Dichterin reich an Empfindung und enthält eine Fülle poetischer Schöne. Die geschmackvolle und elegante Ausstattung ist dem Gegenstande angemessen. ss.

English Pronunciation and English Vocabulary. Methodische Anleitung zum Erlernen der Englischen Aussprache und Deutsch-Englisches Vocabular. Von Albert Benedek, Director der Sophien-Schule. 6. Aufl. Potsdam A. Stein.

In der neuen Auflage dieses vortreflichen Buches hat der bewährte Herr Verfasser die Resultate der neueren Forschung mit Fleiß und Geschick verwerthet. Jeder, der Englisch lernen will, wird das durchaus praktisch angelegte Buch mit Freuden begrüßen. ss.

Gefalten und Leidenschaften. Dichtungen von Hermann Friedrichs. Hamburg, Verlags-Anstalt J. F. Richter.

Wenn dieses Buch Dir in die Hände fällt. Dann weiß ich, daß es Dir den Tag vergält.“ Obwohl also der Verfasser dies weiß, hat er es sich doch nicht nehmen lassen, die Kindlein seiner Muse in die Welt zu setzen! Mit großer Präension tritt uns der Autor entgegen; doch spricht aus seinen

Dichtungen nur ein mittelmäßiges Talent, das sich noch dazu auf falscher Bahn befindet. Zahllose Geschmacklosigkeiten, Plattheiten, Manierirtheit und Mangel von dichterischem und ästhetischem Tacte machen das Buch ungenießbar. Der versuchte Humor wird zur Albernheit, und wo der Verfasser die freie Liebe dichterisch verklären will, hat er auch damit wenig Erfolg. Das Beste an dem Buche ist die geschmackvolle Ausstattung, die eines besseren Inhaltes würdig wäre. ss.

Drei rechtswissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. Georg Cohn, Professor an der Universität Heidelberg. Carl Winter, Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Der Verfasser hat hier drei öffentliche Vorträge vereinigt, welche, obwohl auf gelehrten Fachstudien fußend, durch schlichte und faßliche Darstellung und Vermeidung rein juristischer Ausdrücke dem Verständniß auch des Laien keine Schwierigkeiten bereiten, vielmehr geeignet sind, das Interesse desselben für Recht und Rechtswissenschaft zu erwecken und zu befriedigen. Der erste Vortrag „Deutsches Recht im Munde des Volkes“ giebt eine geschickt zusammengereichte Auslese aus dem reichen Schatz der sinnigen und humorvollen deutschen RechtsSprichwörter, insbesondere aus dem interessanten Gebiete des Eherechts. Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit der Frage: „Warum hat und braucht der Handel ein besonderes Recht?“ Er befürwortet die Beibehaltung der bisherigen Trennung des Handelsrechtes vom Civilrecht, ein Princip, das bekanntlich auch in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs in Geltung geblieben ist. Der letzte Vortrag endlich schildert in einer orientirenden Uebersicht „die Anfänge eines Weltverkehrsrechts“, wie es sich in neuester Zeit, insbesondere auf den Gebieten des Wechselrechts, des Urheberrechts, des Eisenbahnfrachtrechts und des Seerechts auszubilden beginnt. Zahlreiche, hinter den Text der einzelnen Vorträge gesetzte Noten verweisen auf das denselben zu Grunde liegende reiche Quellenmaterial und die einschlägige Literatur. Der Ertrag des Buches ist zur Linderung der Ueberschwemmungsnoth in Norddeutschland Geschädigten bestimmt und theilweise bereits verwendet worden. H.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Alsberg, M.**, Anthropologie. Mit zahlreichen Tafeln, Karten und Holzschnitten. Lfrg. 4—11. Stuttgart, Otto Weisert.
- Altens, C. E.**, Der junge Goldschmidt. Dichtung, illustriert. 3. Aufl. Hamburg, Verlagsanstalt (J. F. Richter).
- Angerstein, E.** und **G. Eckler**, Haus-Gymnastik für Mädchen und Frauen. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.
- Baumgarten, Dr. F.**, Ein Rundgang durch die Ruinen Athens. Leipzig, S. Hirzel.
- Becker, R.**, Die Benivieni-Büste des Giovanni Bastianini. (Schriften des wissenschaftlichen Vereins zu Breslau. I.) Breslau, S. Schottlaender.
- Björnson, B.**, Das Fischermädchen. Norweg. Erzählung. Deutsch von A. Peters. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachfolger.
- Boll, H.**, 430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk. Leipzig, G. Fock.
- Brink, B. ten**, Geschichte der Englischen Literatur. II. 1. Berlin, Rob. Oppenheim.
- Burckhardt, M. E.**, Das Lied vom Tannhäuser. Ein romantisches Gedicht. Leipzig, J. Klinkhardt.
- Cüppers, A. J.**, Der Götterfürst. Histor. Roman. Düsseldorf, F. Bagel.
- Dahn, O.**, Major der Hermannschlacht. Vortrag. Hanau, G. M. Alberti.
- Deutsche Enzyklopädie**. Lief. 24—26. Berlin, Wiegandt & Grieben.
- Drei Kaiser von Gottes Gnaden**. Vermächtnis an das deutsche Volk von einem deutschen Theologen. Berlin, C. O. Knorr.
- Ebner-Eschenbach, M. v.**, Die Unverständigen auf dem Dorfe. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Ferens-Grisson, Frauen Spiegel**. Wien, A. Hartleben.
- Glümer, C. v.**, Novellen. (Engelhorns allg. Roman-Bibl. V. 8.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Fiedler, F.**, Der russische Parnass. Anthologie russischer Lyriker. Dresden und Leipzig, Heinr. Mindon.
- Friedlaender, L.**, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 6. Aufl. I. Theil. Leipzig, S. Hirzel.
- Gensichen, Jungbrunnen**. Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.
- Goim, R.**, Lord Byron. Ein Drama. Wien, M. Breitenstein.
- Gosseck, Herm.**, Aus guter Gesellschaft. Bukarester Roman. Hamburg, Verlagsanstalt. (J. F. Richter).
- Hanstein, A. v.**, Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südländfahrten. Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag Ferd. Lange. Lief. 1.
- Heyl, H.**, Das ABC der Küche. 2. Aufl. Berlin, Carl Habel.
- Horaz**, Auswahl seiner Lyrik. Uebers. von J. Karsten. 3. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.
- Katalog** zu Theodor Graf's Gallerie antiker Portraits aus hellenistischer Zeit. Mit einer Abhandlung über die enkaustische Malerei der Alten von O. D. v. Richter. Selbstverlag des Eigenthümers, Wien I. Spiegelgasse 3.
- Lassar, Dr. O.**, Die Culturtaufgabe der Volksbilder. Berlin, Hirschwald.
- Laven, H.**, Jörg von Falkenstein. Histor. Gedicht. Trier, Paulinusdruckerei.
- Leschro, A.**, Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung. — Hochsommer. Gedichte. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
- Lieder und Bilder vom deutschen Meer**. Herausg. von Rudolf Eckart. Norden, H. Fischer Nachfolger.
- Lienhard, F.**, Naphtali. Drama. Norden, H. Fischer Nachf.
- Lindau, R.**, Der lange Holländer. Berlin, J. & P. Lehmann.
- Marchel, M.**, Aus meinem Leben. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Marvel, J. K.**, Trümmereien eines Junggesellen oder ein Buch des Herzens. Illustr. Berlin, A. Hofmann & Comp.
- Mauthner, F.**, Schmock, oder die literarische Carrière der Gegenwart. Satire. Berlin, F. & P. Lehmann.
- Mayer, Dr. F. v.**, Ueber eine historische Ethnographie Wiens. S. A. aus dem Wiener städtischen Jahrbuch für 1889.
- Meyer, Aegypten, Palästina und Syrien**. 2. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Meyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens**. 4. Aufl. Mit über 100 Illustrationstafeln. Karten, statist. Tabellen und Textbeilagen. Zweiter Band. L-Zymotische Krankheiten. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Polybiblion, Revue bibliographique universelle**. Livraisons de décembre. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.
- Rahner, S.**, Physiologie. Lief. 5—10. Stuttgart, Otto Weisert.
- Raven, M.**, Schwanwitt. Ein Märchen. 6. Aufl. Norden, H. Fischer Nachf.
- Rosegger, P. K.**, Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustr. von Greil & Schmidhammer. Lief. 31—37. Wien, A. Hartleben.
- Rossmüller, E. N.**, Die vier Jahreszeiten. 6. Aufl. mit zahlr. Tafeln und Holzschnitt-Illustrationen. — Die Geschichte der Erde. 4. Aufl., bearbeitet von Th. Engel. Lief. 12. Stuttgart, Otto Weisert.
- Sterne, C.**, Die alte und die neue Weltanschauung. Mit Abbildungen. Lief. 3—8. Stuttgart, Otto Weisert.
- Sturmhölzl, N.**, Vergessene Lieder. Leipzig, G. Fock.
- Thomas, G.**, Du Danube à la Baltique. Paris u. Nancy, Berger-Levrault & Cie.
- Verhandlungen der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin**. Band XV. Nr. 9. Berlin, D. Reimer.
- Verne, J.**, Zwei Jahre Ferien. Autoris. Ausgabe. 2 Bände. Wien, A. Hartleben.
- Walther von der Vogelweide**, Gedichte. Uebers. von B. Wenzel. Plauen i/V., Neufert.
- Was der heilige Joseph vermag**, Autoris. Uebers. a. d. Französisch. von E. Becher. (Engelhorns allgem. Roman-Bibl. V. 7.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Wien 1848—1888**. Denkschrift zum 2. December 1888. Herausgegeben vom Gemeinderath der Stadt Wien. 2 Bände. Wien, im Commissionsverlag von Karl Konegen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

— ♦ —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER,

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*



11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.



Band 48. — Heft 144.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1889.

Greslan.
S. Schottlaender.

März 1889.

Inhalt.

	Seite
Hans Hoffmann in Berlin	
Erfüllter Beruf. Skizze	275
Paul Lindenbergl in Berlin.	
Hans Hoffmann	288
Gustav Hirschfeld in Königsberg i. Pr.	
Preußen und die Antike	297
H. Zschalig in Dresden.	
Aus altfranzösischen Dichterinnen	322
U. Brückner in Dorpat.	
Zur Charakteristik des Kaisers Paul. Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs	331
Moriz Hoernes in Wien.	
Eine Exhumirung in Bosnien	351
Hans Hermann in Breslau.	
Steeple-Chase. Novelle	361
Bibliographie.	40
Kaiser Wilhelm II. Nord- und Südländfahrten. (Mit Illustration). — Frigga's Ja.	
Philosophische Literatur.	40
Bibliographische Notizen.	40

Hierzu ein Portrait von Hans Hoffmann.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jeder 12 Hefen ab.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines persönlichen Namens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVIII (Januar bis März 1889), wie auch zu den früheren Bänden I—XLVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Emdan

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLVIII. (Januar bis März 1889)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

[illegible]





1. The first part of the book is a history of the city of London, from its earliest times to the present day.

2. The second part of the book is a history of the city of London, from its earliest times to the present day.

3. The third part of the book is a history of the city of London, from its earliest times to the present day.

4

THE

THE



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

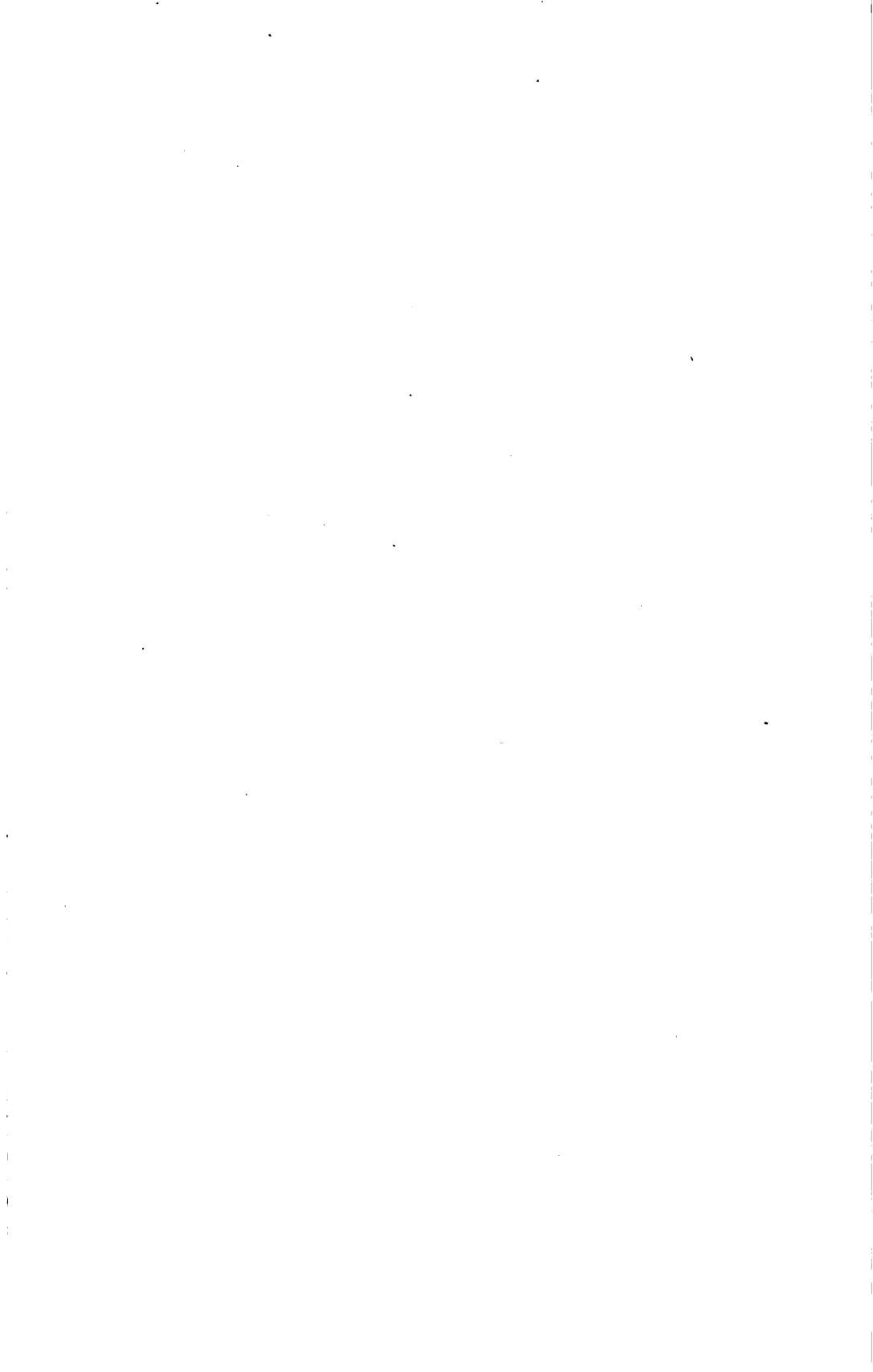
XLVIII. Band. — März 1889. — Heft 144.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans Hoffmann.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Erfüllter Beruf.

Skizze

von

Hans Hoffmann.

— Berlin. —

Der alte Röper vom Stolpenburger Gymnasium war nun endlich am Ziel seiner Sehnsucht, in den Ruhestand treten zu können; er war des Lehrens müde, unsäglich müde. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er sein Amt mit dauernder Treue und endloser Qual verwaltet. Denn, um es sogleich und gerade heraus zu sagen, er war kein Pädagoge von Gottes Gnaden; er hatte es niemals verstanden, die wilden Gemüther der Jugend zu zügeln, zu leiten, seinem Geist und Willen zu unterwerfen.

Er war ein Mann, der Vieles mußte und Vieles konnte; ein Mann, der schon manchen Kreis von klugen Kennern entzückt hatte durch die schlichte Kraft seiner Verebbarkeit oder ein ander Mal durch die mühelose Annuth seines Wises; ein Mann, den auch schon mancher beträchtliche Gelehrte beneidet hatte um die Feinheit und Fülle seiner kleinen historischen Schriften, der Früchte seiner Mußestunden; dazu war er ein guter und liebevoller Mann, dem nicht leicht ein Reblicher sein Herz versagen mochte — und doch ein Mann, der das Eine ganz und gar nicht verstand, was nun zum Unglück gerade sein Beruf war. Niemals war es ihm gelungen, eine Klasse auch nur in der nothdürftigsten Zucht zu halten, weder die sittenstolze Prima, noch die Gründlinge der Sexta, noch gar die rauhe Tertia, die Maienblüthe aller Flegelhaftigkeit: Alle spielten ihm mit gleicher Lust und Sicherheit tagtäglich auf der Nase herum. Nicht allein, daß während seines Unterrichtes alle Mal die eine Hälfte der Schüler sich unter dem Tische mit mannigfachen schönwissenschaftlichen Studien, von Grimms Märchen bis

zu Casanovas Denkwürdigkeiten beschäftigte, die andere Hälfte über dem Tisch ihre Unterhaltungsgabe ausbildete: es ging auch nicht leicht eine Stunde ohne irgend einem hübschen kleinen Zwischenfall vorüber, sei es, daß eine Spielboje plötzlich heitere Weisen erklingen ließ, bald aus dieser bald aus jener Ecke, geheimnißvoll wandernd; sei es, daß eine Knallerbse explodirte oder ein Maikäfer schwirrte; oder daß durch eine wunderbare Fügung zehn Federkästen gleichzeitig zu Erde rasselten — oder was sonst das Herz der Schüler ungleich mehr vergnügt als das des Lehrers. Alles, was diese jungen Seelen an Heiterkeit und Uebermuth, Tücke, Trotz und Bosheit nährten, das trat mit wahrhaft dämonischer Erfindungslust unter den Augen dieses einen Unglücklichen an's Tageslicht und verbitterte sein Leben mit nie ermüdender Grausamkeit.

Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß diesem Treiben eine grundböslische Absicht zu Grunde lag, etwa die, ihn systematisch todtzuärgern; vielmehr hatten sie ihn eigentlich recht gern und seinen Unterricht noch lieber wegen der reichen Erholung, die er gewährte. Wenn aber irgend ein Gutgesinnter abmahnend den Verstand oder auch wohl die Großmuth der Schlingel anrief, dann zuckten sie die Achseln und meinten, er thue ihnen ja selber leid; „aber wir können nicht anders, es kommt immer so von selbst.“

Ueber die wahre Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung pflegten die glücklicheren Collegen viel hin und her zu reden, bedauernd oder lächelnd. Der Eine sprach ihm die Energie ab, der Andere die Geduld; der Eine das rasche Sehen und Ergreifen, der Andere die zuwartende Milde; der Eine vermist Feuer und Frische, der Andere fand ihn zu unruhig; der Eine rieth zu größerer Strenge, der Andere zu mehr Sanftmuth — kurz, man hätte aus dieser Vielseitigkeit der Meinungen allenfalls den Schluß ziehen können, daß er zwischen Uebertreibungen die richtige Mitte haltend, einen wahren Musterlehrer darstelle; nur daß unglücklicher Weise die That-sachen allzu hart dagegen sprechen.

Dieser griff das Urtheil des Schulraths.

„Sehr schade,“ sagte dieser nach einer gründlichen Inspection, „er übertrifft an Wissen und Geist sehr Viele von uns; allein ihm fehlt die Kunst der Selbstdarstellung; er versteht sich keine Würde zu geben. Das ist's.“

Ohne Zweifel traf dieser Ausspruch den Nagel auf den Kopf. Denn es ist richtig, in diesem Punkte sind die Kinder nicht viel klüger als die Erwachsenen; auch sie schon schätzen das Geschäft nach dem Schilde und bewilligen ihren Respekt auf Treue und Glauben einem Jeden genau nach seiner moralischen Selbsteinschätzung.

Nöper aber zeigte schon als junger Hilfslehrer eine seltsame Anspruchslosigkeit, einen gänzlichen Mangel an der Fähigkeit, etwas aus sich zu machen und hoch auf Hacken zu wandeln, einen Gang, überall sich selbst

in den Schatten zu stellen. Ueber ein ihm gespendetes Lob erröthete er noch in hohen Jahren und bemühte sich alle Mal eifrig, dasselbe auf ein tiefes Maß zurückzuschrauben und den Glauben an sein Verdienst mit den feinsten Kunstmitteln zu zerstören, ein Bestreben, das in den seltensten Fällen erfolglos blieb. Eine Pein war es ihm, sich selbst als Gegenstand der Verehrung für irgend Jemand, selbst für Knaben, hingestellt zu sehen; unter Leuten, die er an Geist oder Sitte überragte, hatte er keine Ruhe, bis er sich selbst so vielfach zerzupft und geduckt hatte, daß sie ihn nothwendig für ihres Gleichen ansehen mußten. Er konnte es nicht ertragen, daß sich Jemand neben ihm klein fühlte; vor einem Bettler schämte er sich keines anständigen Kleides, vor Ungebildeten verstellte er seine Sprache gewaltsam zu ihrer Redeweise und Aussprache.

Diese Art Thorheit nun vermochte er auch vor seinen Schülern nicht abzulegen; er empfand es wie eine Annahung, daß er klüger und stärker war als sie, und strebte heimlich, den Unterschied nach Kräften zu verwischen und sie ja nicht merken zu lassen, wie unergründlich dumm sie waren, wie unumschränkte Gewalt ihm über sie gegeben war. Auf solche Weise erreichte er stets mit vollkommener Sicherheit das Ziel, daß sie ihn nicht als ihren Herrn und Meister, sondern wirklich als Ihresgleichen oder etwas Geringeres ansahen und darnach behandelten. Und wenn nun dieser Geringe dennoch den unvermeidlichen Anspruch erhob, ihnen Befehle und Lehren ertheilen zu wollen, so nahmen sie das natürlich übel und setzten der Herausforderung ihren gerechten Troß oder Hohn entgegen.

So ward dem trefflichen Mann seine Thätigkeit eine Kette von Bitternissen, sein Amt ein Quell nimmer versiegender Leiden. Nicht daß ihn der kleine Tagesärger, die wiederholte Kränkung seiner Person über Gebühr an's Herz gegriffen hätte: allein weit darüber hinaus empfand er mit Gram und selbsteigener Pein tiefinnerlich die Seelennoth, seiner Arbeit nicht gewachsen zu sein, auf dem eigenen Felde nichts Volles zu leisten, Tag für Tag der größeren Theil seiner Mühen in's Wasser zu schütten, ja vielleicht auch manchem haltlosen Gemüthe durch Entwöhnung von straffer Zucht handgreiflichen Schaden zu bringen.

Wenn es nur gegangen wäre, hätte er längst schon am liebsten Bücher und Tafel an die Wand geschmissen und allenfalls noch ein ehrliches Handwerk ergriffen, oder ein Ehrenämtdchen als städtischer Nachtwächter oder Rathsbote übernommen — zum Schuldiener oder Küster eignete er sich offenbar erst recht nicht, eben wegen jenes Mangels an Selbstdarstellung — allein es ging eben nicht an: in dem ersten Hoffnungsrausch der festen Anstellung hatte er sich mit Weib und Kind belastet; wie durfte er diese in ein Loos der Armuth und Niedrigkeit hinunterziehen? Ja wenn ihm Magistrat und Schulcollegium oder welche Behörde sonst bei guter Zeit ein Ruhegehältdchen, wie man es invaliden Offizieren thut, ausgesetzt und gesprochen hätte: Pflege Du fortan in ungestörter Arbeit Deine Wissenschaft,

die Du verstehst, in majorom magistratus gloriam! Aber! leider, das that man nicht, sondern man conservirte ihn sorgfältig bis in sein hohes Alter.

So half ihm kein Gott, er mußte bei der Stange bleiben und weiter dulden, Jahr für Jahr. Jeden Morgen, wenn er zur Klasse ging, sah man ihn vor der letzten Ecke noch einmal stillstehen und zögernd umblicken, ob nicht vielleicht doch irgend ein Wunder käme, das ihm endlich einmal den Gang zur Folterkammer ersparte. Doch es kam nichts, weder Feuer, noch Wasser, noch ein ausgebrochener Löwe; er mußte hineingehen und sich zwicken lassen, Tag für Tag und Jahr für Jahr.

Die grimme Nothwendigkeit aber ließ in seiner gequälten Brust auch immer wieder neue Hoffnung erwachen und neues Streben. Mit unverwüthlichem Ernste legte er sich immer wieder die Frage nach der wahren Ursache seiner ewigen Mißgriffe und Niederlagen vor, ohne etwas Rechtes herauszubringen. Er ging aufmerkend und nachahmend bei seinen Collegen, auch als Greis noch bei den allerjüngsten, in die Lehre und prüfte sorgsam alle Meinungen, Mittel und Methoden, nach denen sie unterrichteten. Danach versuchte er selbst es in jedem Semester mit einer neuen der hundert möglichen Methoden: das Ergebniß war immer das nämliche, daß die nichtsnutzigen Rangen nach jeder Methode gleich wenig lernten und sich gleich vortrefflich unterhielten.

Doch seltsamerweise wuchs im Laufe der Jahre mit der Zahl der Enttäuschungen nur die Zähigkeit seiner Hoffnung. Er rechnete ungefähr wie ein verrannter Lotteriespieler: auf hundert Nieten kommt ein Gewinn, folglich rüde ich mit mathematischer Sicherheit durch jeden Fehlschlag um einen Schritt tiefer in die Wahrscheinlichkeit hinein, nun endlich die richtige Methode zu erwischen. Und diese Hoffnung erzeugte und nährte immer kräftiger seinen heimlich glühenden Ehrgeiz, nicht eher vom Amt oder vom Leben zu scheiden, als bis er sich selbst bewiesen habe, daß klares Wollen und Beharren Alles in der Welt vermöge, wie so mancher Ausspruch alter und neuer Volksweisheit vorgiebt. Immer qualvoller ward ihm der Gedanke, vielleicht mit dem Bewußtsein verfehlten Berufes, verfehlten Lebens sterben zu müssen. Nein, er wollte doch noch eine Leistung erzwingen, noch sich selbst bewähren in der großen Kräfteprüfung des Lebens; dann konnte er getrost in die Grube fahren, nicht eher!

So wälzte er von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr den schrecklichen Stein den Berg hinauf und sah ihn jenseits immer wieder hinunterpoltern. Es gab keine Ruhe und keine Erlösung für ihn, aber auch kein Ermatten.

Zulezt aber thaten die Jahre doch ihr Werk. Die Müdigkeit überwältigte ihn; er klappt plötzlich zusammen wie ein Taschenmesser, und kein Ehrgeiz vermochte die starre Entsagung zu überwinden. Er ward nun vollkommen unbrauchbar, ein offenkundiger Schaden für die Schule. Da endlich hatte auch der Magistrat ein Einsehen, wenn nicht gar ein mensch-

liches Rühren, griff mit schmerzlich zuckender Hand in den Gemeindefackel und gewährte ihm das gesetzliche Ruhegehalt, welches ihn köstlich ernähren konnte, da inzwischen auch seine Kinder alle zu eigener Versorgung gekommen waren. Er hatte das fünfundvierzigste Amtsjahr und das neun- undsechzigste Lebensjahr vollendet und gerade die neunzigste Methode durchgeprobt.

Und so ergab er sich denn jetzt in die Abtänkung von seiner Lebensarbeit nicht allein in Frieden, sondern in Wahrheit mit Freuden und mit Sehnjucht. Er machte seinen Plan, auf's Land zu ziehen, um dort im Stillen der Wissenschaft zu pflegen und sein Muße mit Würde zu genießen. Sein ganzes Sehnen ging nun beglückt auf die Freuden der Freiheit und nie gekannter Ruhe.

Die letzten Monate durchduldete er stumpf und matt und begrüßte die Sonne des letzten Arbeitstages mit herzlicher Erquickung. Jegliche Art von Abschiedsfeier, auch die bescheidenste, hatte er sich strenge, ja mit Heftigkeit verboten; er hätte eine solche vielleicht als herbe Ironie empfunden.

Das Eine freilich konnten sich die Kollegen denn doch unmöglich versagen, vor seiner letzten Unterrichtsstunde sich mit einer gewissen Feierlichkeit im Lehrerzimmer um ihn zu versammeln, ihm ein kleines Erinnerungsgeschenk zu überreichen (es war Raumer's „Geschichte der Pädagogik“ im Prachteinband) und ihm durch den Mund des Directors eine schöne Ansprache zu halten mit jenen in jahrhundertelanger Ausnutzung nie veralteten Kernworten von der Erhabenheit des Lehrberufes, der Schwere seiner Pflichten und der stärkenden Kraft des inneren Lohnes.

Allein selbst dieser einfache Act war nicht ohne Schwierigkeit in's Werk zu setzen. Der Held desselben mußte erst mit List gestellt und eingefangen werden. Man lockte ihn künstlich in das noch leere Zimmer, rottete sich draußen in aller Stille, im Sturmhauf hereilend, zusammen und drang in fest geschlossener Masse durch die Thür, ihm jeden Ausweg versperrend.

Jedoch auch dann schien das arme Opfer sich noch nicht ohne Fluchtversuch ergeben zu wollen; wenigstens deutete ein angstvolles Umher spähen seiner Augen und gewisse sehr sonderbare zuckende und duckende Bewegungen seiner hageren Glieder sehr entschieden auf eine Absicht, vielleicht unter dem Arm oder gar den Beinen irgend eines unaufmerksamen Amtsgenossen hindurchzuschlüpfen; und diese Bewegungen waren so überwältigend komisch, daß sich ein mäßiges Richern zumal in den Reihen der jüngeren Herren nicht ganz unterdrücken ließ.

Als Körper das vernahm, änderte sich seine Haltung mit überraschender Schnelligkeit. Er hob den Kopf frei empor, faltete die Hände und faßte seine Bedränger einen nach dem andern fest in's Auge.

Und dann begann er, ohne die Anrede abzuwarten, selbst einige ernste

Abschiedsworte zu ihnen zu sprechen. Er redete schlicht und klar von all den Nöthen und Qualen und ewig trügenden Hoffnungen seiner langen Laufbahn; ohne Beschönigung, ohne Klage, ohne Bitterkeit ließ er sie einen ruhigen Rückblick thun auf einen öden sonnenlosen Lebensweg.

„Und nun am Ende,“ so schloß er, „darf ich mir sagen: Ich habe Gutes gewollt, ich habe gesät mit Fleiß und frommem Sinn; ist die Ernte nicht geblieben, so fehlte der Segen des Himmels, es war nicht meine Schuld. Die Ruhe habe ich mir auch so verdient. Die Ruhe! O, meine glücklicheren Freunde, Sie können nicht ahnen, was Sehnüchtheit nach Ruhe ist!“

Er schwieg, und im ganzen Zimmer regte sich kein Laut; durch die Reihe der Collegien ging sichtbarlich eine warme und starke Bewegung. Keiner von ihnen hat je diesen Anblick des greisen Mannes vergessen, wie er vor ihnen stand in seiner Schlichtheit, die Stirn nun wieder weit vornüber gebeugt, daß die dünnen weißen Haare lang und müde herabsielen, während er die mageren Hände noch gefaltet hielt, dabei aber die Daumen hastig um einander drehte, um nur ja die furchtvolle Würde, die er sich eben wider Willen gegeben, so schnell als möglich wieder zu verschleichen.

Auch der Director vergaß seine Ansprache, er drückte dem alten Mitarbeiter nur leidenschaftlich die Hand und stürmte schweigend aus dem Zimmer. Dieser Director hatte die Eigenthümlichkeit, daß jede zartere Seelenanregung, der auch er zuweilen unterworfen war, ihren Ausdruck fand in einem Wuthanfall, wie bei manchem Andern wohl in einem Hustenreiz oder einem maßlosen Gebrauche des Schnupstuches. Solche Wuthanfälle waren selten, pflegten dann aber durch Vermittelung der Schüler gleich einer elektrischen Entladung in der ganzen Stadt und Umgegend nachzuzittern.

So stürzte er jetzt mit der frischen Ergriffenheit im Herzen unverzüglich in die ahnungslose Tertia und hielt den berücktigten Kaufgejellen dort eine Bußrede, in der er sie unter grauenvollen Drohungen aufmunterte, den alten treuen Lehrer wenigstens dieses eine Mal mit ihren Gemeinheiten zu verschonen und ihm so den schmerzlichen Abschied von dem schönen, wenn auch schweren Pflichten seines erhabenen Berufes ein wenig zu erleichtern.

Die guten Jungen merkten wohl, daß mit dem Gefürchteten heute übel zu spaßen sei, und sie beschloßen, rückhaltlos zu gehorchen; die wirkliche Ausführung dieses Entschlusses freilich wurde ihnen vielleicht nur dadurch ermöglicht, daß sie heute ohnehin durch den sie umwitternden Glückshauch des Schulschlusses zur Milde gestimmt waren. Als daher der alte Körper das trübgenohnte Klassenzimmer betrat, er selbst noch ein Leuchten der Nüchternheit im Antlitz tragend und freudiger einhersehrend, da stieß er auf eine Stille, Ordnung und schöne Sammlung, deren Möglichkeit er sich niemals hätte träumen lassen und die ihn daher nur fremdartig, ja naturwidrig und unheimlich anmuthete.

„Da ist etwas nicht in Ordnung,“ dachte er erschrocken; „die haben etwas vor, sie wollen einen Hauptschlag gegen Dich führen; das kann nichts Anderes sein, als die Stille vor dem Sturm.“

So wartete er in großer Angst auf den Ausbruch des Sturmes, immer gefaßt auf eine noch nie gesehene Nichtsnutzigkeit, jeden Augenblick bereit zu verzweifelter Gegenwehr. Je länger die Spannung dauerte, desto erregter wurden seine Nerven, desto düsterer seine Stimmung; es flimmerte ihm vor den Augen, schon wünschte er nichts Besseres, als daß es nur endlich zum Kampfe kommen möchte. Allein die seltsamen Schlingel hielten heute aus in ihrer Tugend; noch stand das Schreckbild des zornigen Directors ihrem Gedächtniß allzunah. So fuhren sie fort, den rastlos Lauernden wider Willen noch mehr zu peinigen als je zuvor. Er glich einem Verurtheilten, der stundenlang mit verbundenen Augen des tödtlichen Streiches harren muß. Raum wagte er noch zu reden in diesem schauerlichen Schweigen; sein eigenes lautes Athmen ward ihm beängstigend.

Endlich ertrug er die gräßliche Ruhe nicht länger. Er selbst gab den Befehl zum Aufruhr. Er brach den Unterricht ab und ertheilte der Klasse die Erlaubniß, sich für den Rest der Stunde selbst zu beschäftigen, Jeglicher nach seinem Belieben.

Das thaten sie gehorsam; und das Belieben der Meisten ging dahin, sich mit gymnastischen Uebungen zu vergnügen, und zwar ausnahmslos mit solchen, welche auf dem Turnplatz nicht üblich waren, nämlich Faustkampf und Büchermurf. In ihrer Gesamtheit erzielten sie sowohl für das Auge als auch für das Ohr den sehr bestimmten Eindruck einer Völkerschlacht.

Der alte Körper aber saß nun ruhevoll und blickte unerschüttert hinein in das wallende Chaos wie ein greiser Schiffer, der von der letzten Fahrt heimkehrend seine Brigg durch die gewohnte Brandung gelassen in den Hafen steuert.

Mit dieser denkwürdigen Stunde endete er seine Laufbahn. Er verließ nun die Stadt und siedelte sich in dem nahen Dorfe Plassow an, woselbst er sich eines ungetrübten Lebensabends zu erfreuen gedachte.

Allein sobald die erste unruhige Neuheit des Landlebens wieder einem nachdenklichen Wesen Zeit gab, begann etwas Seltsames in ihm vorzugehen. Die noch unerklärte Erfahrung seiner letzten Unterrichtsstunde ließ ihn nicht mehr los. Eine Reue ergriff ihn, daß er damals freiwillig den Zügel hatte fahren lassen, den ihm eine unbekannte Gottheit freundlich in die Hände gelegt. Denn es war ihm längst die Erkenntniß aufgegangen, daß die wackeren Knaben damals wirklich nichts im Sinne gehabt hatten als die ehrliche Absicht Ruhe zu halten aus irgend welchem Grunde — ja, aus welchem Grunde? Eine sonderbare Ahnung dämmerte in ihm auf: Wie, wenn ich durch einen wunderlichen Zufall gerade in jener letzten Stunde mit einer Art unbewußten Hellblicks die richtige Methode entdeckt hätte?!

Dieser Gedanke nahm ihn gänzlich gefangen, und er suchte zurückschauend sich die Besonderheit seines damaligen Auftretens und Gebahrens vor der Klasse zu vergegenwärtigen. Und da kam er denn wirklich zu dem Ergebnis, daß die feierlich erhobene Stimmung jenes Augenblicks seiner Erscheinung etwas Würdevolles und Bedeutendes müsse gegeben haben, das ihm mit geheimnißvoller Macht die trotzigen Herzen unterjocht habe. Das war's! Er hatte ja von jeher ein dunkles Gefühl mit sich herumgetragen, daß gerade nur so etwas ihm mangle, eine eindrucksvolle Haltung, ein selbstbewußtes Hinschreiten oder wie es zu benennen war. Doch er hatte kaum noch gehofft, daß es ihm gelingen werde sich dieses ungewisse Etwas selbstthätig zu geben — jetzt aber, da der Zufall es ihm offenbart hatte, sollte es unmöglich sein die gleiche Haltung mit Bewußtsein wieder einzunehmen und mit ihr stetig die gleiche Wirkung zu erzielen? Je weiter er dieser Vorstellung nachging, desto fester ward seine Ueberzeugung, daß ihm nach neunzig Nieten endlich der Gewinn zugefallen, daß die lebenslang gesuchte Methode gefunden sei. Und dann war ihm also das tragische Loos gefallen, in eben dem Augenblicke das Schwert zu verlieren, wo er es erst schwingen lernte; das gelobte Land von ferne zu schauen und niemals betreten zu dürfen! Und selbst die einzige Stunde, die voll herrschend zu genießen ihm vergönnt gewesen, hatte er veräußert in seiner Blindheit, ein Odysseus, der endlich heimkehrend sein ersehntes Vaterland nicht erkannte!

Schmerzliche Reue beherrschte ihn, und indem er das einmal erlebte Bild einer ruhigen Klasse sich nachkostend immer wieder ausmalte, schmückte seine Erinnerung dasselbe täglich mit glänzenderen Farben, bis es das ganze ungeheure Grau seiner früheren Leiden mit siegreicher Leuchtkraft verdrängt und überblendet hatte. Die alte Hoffnung erwachte, die Müdigkeit wich aus seiner Brust und die Ruhe zugleich; eine trüb suchende Unrast trieb ihn grüblerisch umher.

Immer häufiger führten ihn seine Wege an dem schlichten Dorfschulhause vorüber, in immer engeren Kreisen umstrich er dasselbe und stand während der Unterrichtsstunden scheu lauschend unter den Fenstern still wie ein zagender Jüngling vor der Kammer der Geliebten.

Eine räthselhafte Sehnsucht zog ihn dorthin und hielt ihn fest, als töne die heiser krächzende Stimme des alten Schulmeisters wunderbaren Sirenenfang.

Binnen Kurzem knüpfte er mit diesem abgelebten und recht sehr stumpfsinnigen Menschenkinde eine Freundschaft an, die freilich von seiner Seite nicht frei von stiller Tücke war, denn er strebte, unter der Maske wissenschaftlicher Harmlosigkeit, ihm lauernd seine pädagogischen Geheimnisse abzulisten.

Bald begleitete er ihn fast täglich in die Klasse und lernte hier immer von Neuem das große Räthsel der Disciplin bestaunen, welche täglich wie spielend das Ungeheure vollbrachte, den wirr herwimmelnden Schwarm

ungefedter germanifcher Bärenfinder unverzüglich in eine mild lagernde Lämmerherde zu vermandeln; und das unter dem Zauberftabe eines Mannes, der von der Weisheit alter und neuer Zeit nur winzige Brofsamen erhaſcht und von diefen die allerwenigften wirklich verdaut hatte!

Seine Lehrweiſe und feine Manieren aber beftärkten den alten Röper nun ganz in der Sicherheit, daß er ſelbſt an ſeinem letzten Tage wirklich die richtige Methode entdeckt habe: denn wahrhaftig, die Haltung, welche dieſes kümmerliche Huhn von einem Dorffchulmeiſter ſich vor den Schülern zu geben verſtand, war in ihrer Art ein mimifches und plaſtiſches Meiſterſtück. Hoch aufgereckt pflegte er dazustehen, freudigen Troſes, von Würde geſättigt; das Standbein ſtarr, lothrecht, mächtig wider den Boden geſtemmt, das Spielbein fleiſch vorgeſtreckt, die rechte Hand breit in den Buſen geſchoben, die linke ruhig, ſieghaft ſich hebend, als zaudere ſie ſorglos nur noch einen letzten Augenblick, den Dreizack zu zucken oder die Aegis zu ſchütteln. Es iſt wahr, überkluge Leute hätten leichtlich witzeln und lachen können über die eigenartige Erhabenheit dieſer Schauſtellung; allein ſie wirkte wie jedes Pathos mit unfehlbarer Sicherheit: große und kleine Kinder glauben, ſchweigen und bewundern.

Und was ſo ein plumpeſ Magiſterlein vom Lande ſo glänzend zu Stande brachte, das ſollte dem Manne reicher Wiſſenſchaft unmöglich ſein? Röpers ganzer Ehrgeiz ſtammte wieder auf; eine neue Angst ergriff ihn vor dem Tode mitten in einem noch verfehlten Leben. Erfülle einmal Deinen Beruf und dann ſtirb' in Frieden! ſo rief es wieder und wieder in ſeiner Seele. Die Ruhe war ihm unerträglich geworden; er richtete alle ſeine Gedanken darauf, noch einmal irgendwie ſeine alte pädagogiſche Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Alein vergeblich klopfte er an bei Magiſtraten, Curatorien und Schulcollegien; man bedauerte unendlich, verwies auf die wachſende Ueberfüllung auch in dieſer Berufsclaſſe, ja, man lächelte ihm mit ſchlecht verhülltem Spotte gerade in's Geſicht. Ein abgenutzter Karrengaul, der ſeine lahmen Glieder freiwillig wieder einſpannen will!

Aber mit dem Widerſtande wuchs ſeine Sehnſucht; er dürſtete nach Arbeit, nach Erfolgen.

Da geſchah es, daß der alte Schulmeiſter in Plaſſow ſelbſt erkrankte und für längere Zeit vertreten werden mußte. Ohne Zaudern meldete ſich Röper und erbot ſich, die Vertretung für deren ganze Dauer ohne Entgelt zu übernehmen. Solchem Anerbieten vermag im Staate der Sparſamkeit keine Behörde, keine Gemeinde zu widerſtehen; man erfüllte ſtaunend ſein Begehren.

So ward der gelehrte Hiſtoriker und Philologe, Oberlehrer Dr. Röper ein Dorfmagiſter.

Mit jugendlich hoffendem Eifer betrat er die Stätte ſeiner neuen Wirkſamkeit. Angethan mit Würde wie noch niemals ſchritt er einher,

groß, stattlich, getragen, jeder Zoll ein Herrscher über die Seelen, ein wenig lächerlich sich selber zwar, doch sicher seines Eindrucks.

Und der Eindruck schien unverkennbar; eine ganze Viertelstunde lang ging Alles leidlich. Die schläfrigen Rangen waren noch nicht zum vollen Leben erwacht.

Doch freilich war's schon nicht mehr jene eiserne Ruhe, jene willenlose Hingabe an die herrschende Gewalt, nicht der geheimnißvolle Instinct des Gehorchens, den er so oft unter dem vorigen Scepter bewundert hatte. Hier und dort schon suchte etwas empor wie ein unterirdisches Flämmchen, ein leiser Versuch eines lockern Sichgehenlassens, eines willkürlichen Handelns. Der Eine begann vorsichtig die Ellbogen auf den Tisch zu kümmeln; der Zweite schnäuzte sich lauter als sonst Gebrauch gewesen; der Dritte verwechselte den Deckel seines Rechenbuches mit einer Trommel; der Vierte suchte den Tisch durch eingeschnittene Verzierungen runenähnlicher Gestalt zu verschönern; — und jetzt unternahm es ein Fünfter bereits, seinem Nachbar ein scherzendes Kläpschen zu versetzen, welches ein kleineres Thier bis etwa zur Größe eines Kaninchens unfehlbar getödtet haben würde, Jenen aber zu einem schmetternden Nachgeschrei begeisterte.

Nöper goß ohne Furcht die Schale seines Jornes hierhin und dorthin aus; er scheute sich nicht, das schwanke Birkenreis weithin mit Freuden zu schwingen, denn er wußte, daß er eine solche Herzenserleichterung sich in der Dorfschule mit heiterer Sorglosigkeit vergönnen durfte. Allein die Wirkung seiner Thaten war doch verwunderlich gering: für jeden gerichteten Rebellen standen sogleich zwei kühne Rächer auf. Immer größer ward die Unruhe, immer häufiger die Störungen; rastlos mußte er hin und wieder eilen und ohne Nutzen seine Kraft zersplittern. Ließ er links seine Wetter einschlagen, so erhob der Aufruhr rechts desto freudiger das Haupt. Als die Stunde sich ihrem Ende nahte, war die Klasse ganz Leben und Bewegung, vergleichbar einem Raubthierhaufe zur Fütterungszeit.

Nöper mußte sich sagen, daß es noch langwieriger Anstrengungen und Versuche bedürfen würde, bis er seine erkannte Methode zur vollen praktischen Wirksamkeit durchgebildet haben würde. Doch er ließ sich nicht abschrecken; er wußte ja, was er wollte, er kannte sein Ziel und kannte seinen Weg.

So begann für den Siebzigjährigen nach kurzer Rast die Zeit der alten schweren Noth auf's Neue. Alle Tage die ewig gleiche Qual, Aerger, Demüthigung und hilfloser Kampf; nie eine Besserung, nie ein Ausruhen. Nur noch viel härter war der Kampf bei seinem Alter und der größeren Nothheit dieser Jugend.

Und doch glaubte er noch mehrere Wochen lang starr und zäh an den endlichen Sieg seiner Methode. Eines Tages aber machte er während einer Unterredung mit dem kranken Colleggen eine ergänzende Entdeckung: mochte es Zufall oder Stimmung sein, es fiel ihm diesmal ganz besonders

merkbar auf, wie unendlich tief dieser Dorfprophet von seiner eigenen Würde überzeugt war, wie ganz durchdrungen von gläubig zufriedenen Stolze auf seine Person, seinen Stand, sein Wissen, sein Wirken, auf Alles, was sein war. Da ging ihm plötzlich eine neue Wahrheit auf: man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben daran auch die Anderen; nur der vermag die Menschen zu täuschen, der zuvor sich selber täuscht! Halte Du Dich für einen Propheten, und Du bist einer; zweifle an Dir, und kein Zeichen noch Wunder wird Dir helfen; nicht einmal gläubige Kinder wird Deine Predigt finden.

Diese Erkenntniß warf ihn darnieder: dies Eine war ihm in der Welt das Unmöglichste, sich selbst für etwas Sonderliches zu halten. Die Kunst verstand er nicht, sein eigenes Bild mit einem Strahlenschein sich zu verklären. Er stand vor sich selber allezeit arm und klein, ein Stümper an Wissen und ein sündhafter Mensch vom Wirbel bis zur Zehe. —

Jetzt gab er die Hoffnung auf, vor dem Tode noch seinen Beruf zu erfüllen, jemals die Herrschaft über das störrische Gemüth der Jugend zu gewinnen. Er ward nun wieder müde, bitterlich müde; all seine Sehnsucht ging entsagend nach Ruhe.

Allein der kranke College beeilte sich durchaus nicht, zu gesunden. Es gefiel ihm ausgezeichnet, sich vertreten zu lassen; auch er hatte Lust an der Ruhe, und wer mochte es ihm verdenken? Alt genug war auch er und klapperig und abgetrieben erst recht. Dergleichen kommt bei Dorfschulmeistern vor.

Der alte Körper aber war nicht der Mann, eine einmal übernommene Arbeit bei Seite zu werfen; er vertrat ihn fort und fort mit gleicher Treue; er schleppte sein Glend weiter von Tag zu Tage, ein schwerverwundeter Krieger, der aus der Schlacht nicht weichen will, auch wenn er schon den Tod im Herzen fühlt.

Und er fühlte den Tod im Herzen; seine Kraft war gebrochen, sein Leben verzehrte sich. Eine Zeit lang merkte es Niemand im gewohnten Gleichmaß der Tage, wie seine Gestalt immer gebeugter, sein Gang immer mühsamer, seine Stimme immer zitteriger wurde. Eines Tages fand man ihn nach dem Unterricht ohnmächtig an der Schwelle seines Hauses.

Jetzt ward der Arzt geholt. Derselbe vermochte keine andere Krankheit zu entdecken, als marasmus senilis; er empfahl Stärkungsmittel und vor Allem unbedingte Ruhe. Uebrigens verhehlte er der Gattin nicht, daß es auch bei guter Pflege schnell genug mit ihm zu Ende gehe — nach menschlicher Berechnung. „Sicher ist, daß er nicht den kleinsten Stoß mehr verträgt,“ fügte er hinzu. Als er von der Lebensweise und Thätigkeit des Greises hörte, meinte er kopfschüttelnd:

„Dann haben ihn die Räder todt geärgert.“

Mit dieser klaren Diagnose entfernte er sich.

Am anderen Morgen war Röper durch keine Macht vom Schulwege zurückzuhalten, auch nicht durch die verzweifelten Thränen seiner Frau.

„Wenn ich nichts Anderes in meinem Berufe vermochte,“ sagte er, „so will ich doch bis zum letzten Ende meine Pflicht thun. Ich will mir beweisen, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich nichts leistete. Ich will mir Absolution holen für ein verfehltes Leben.“

Es war nichts gegen ihn auszurichten, er hatte heut ein so entschiedenes und stolzes Wesen, wie sie es gar nicht an ihm kannte. Mit Mühe setzte sie es durch, daß ein Knecht, den sie herbeirief, ihn begleitete und stützte.

Unterwegs erst merkte er selbst, wie schwach er war; die letzte Strecke mußte der Knecht ihn beinahe tragen.

Nun hatte er in diesen Tagen ein Entelchen zu Besuch im Hause, ein bildhübsches kleines Mädchen; das hatte die Aussagen des Arztes unbemerkt mit angehört und sich im Stillen seine Gedanken darüber gemacht. Als es nun in der Frühe die wohlbekannten schlimmen Schaaren der Dorfjugend nach der Schule tölpeln sah, ward das Kind von einer zornigen Besorgniß ergriffen und faßte einen Entschluß. Mit einem kleinen Umwege den Großvater überholend lief es vor das Schulhaus, steckte den Kopf durch das offene Fenster des Klassenzimmers und rief mit einem gellenden Stimmchen, das selbst das Morgengebrüll der rauhen Horde übertönte:

„Großpapa muß heute sterben. Und Ihr Rader habt ihn todt geärgert!“

Dieser seltsame Ruf und die unerwartete Erscheinung des goldigen Engelköpfchens am Fenster wirkte fast wie ein himmlisches Wunder. Der Lärm verstummte urplötzlich; durch alle Herzen zitterte ein schwerer Schauer, halb eine Ahnung von etwas Schrecklichem, halb ein noch dunkleres Empfinden; nicht Reue, aber ein dämmerndes Bewußtsein einer großen Sünde.

Das Schweigen dauerte fort, auch als der zornige Engel längst verschwunden war. Erst ganz allmählich begann ein Flüstern und Zuscheln sich wieder zu regen und langsam anzuschwellen. Vor dem Schall ihrer Stimmen aber wich der zarte Schauer mehr und mehr, und bald hatte der Lärm wieder eine leidliche Mittelhöhe erreicht; nur einige stillere Gemüther starrten noch andächtig dem lieblichen Kinderkopfe nach in die Lüfte.

Unter diesem Wechsel hatte der alte Röper mit seinem Begleiter sich langsam genähert. Als der Knecht die Stille bemerkte, sagte er verwundert:

„Wat is dat hüt mit un' Tafeltäg? De schwigen jo rein still. Dor is wat nich in Richtigkeit. Wenn dat man wat Gods bedüb't!“

„Sie werden schon bald wieder lärmern, wenn ich nur erst drinnen bin,“ versetzte Röper wehmüthig.

„Ja, dat 's of wöhr,“ meinte der Knecht beruhigt, „un sie sangen nu of so sacht all wedder an.“

Als die Beiden das Klassenzimmer betraten, ließ das Geschrei in der That nicht mehr viel zu wünschen übrig; der Knecht schleppte seine Last bis zum Katheder und machte sich dann schnell von dannen; er fühlte sich unbehaglich in dieser Umgebung.

Der alte Körper saß schwer athmend und wendete das müde Gesicht der Klasse zu; er versuchte zu reden, doch die Stimme versagte ihm noch.

Die Knaben aber blickten nach ihm hin und entsetzten sich, denn sie hatten ihn so noch nie gesehen. Ein Ausdruck feierlicher Stille erhöhte geheimnißvoll diese milden Züge; und die täppischen Seelen begriffen alle mit einem einzigen Blicke, daß er den Tod im Antlitz trug.

Da verstummten sie Alle noch tiefer als zuvor und schauten mit banger Ehrfurcht leise fragend zu ihm auf. Und es ward eine Stille wie beim Vaterunser in der Kirche und blieb so lagern und ward nicht unterbrochen von dem leisesten Hauch.

Das blasse Gesicht aber verklärte sich mehr und mehr von Freude und schien doch zugleich noch zu wachsen an Ernst und ruhiger Hoheit. Der Mann mußte wohl begreifen, daß er heute in sicheren Händen die Herrschaft über die heilig hangenden Kinderseelen hielt.

Er gewann seine Sprache nicht wieder; stumm faltete er die Hände und blickte die Kinder eines nach dem andern liebevoll an. Ein wunderbares Lächeln strahlte um seine Lippen, und manchmal rollte eine helle Thräne über seine Wange. Und die Kinder falteten auch die Hände, Alle, ohne Ausnahme, wie auf einen Befehl, und er konnte in ihren verben Zügen einen vollen Widerschein seines Lächelns und seiner Wehmuth sehen.

Lange, lange Zeit hindurch unterredete sich so der Lehrer stumm mit seinen Schülern, und es ist gewiß, daß sie einander verstanden haben. Der müde Mann hatte seine Methode gefunden.

Sinmal versuchte er noch sich höher aufzurichten und zu sprechen; doch da fiel sein Kopf schnell vornüber auf die Brust, und seine Schulter sank gegen die Ecke des Ratheders. So blieb er sitzen, ohne sich zu regen; sein Antlitz lächelte nicht mehr und weinte nicht mehr.

Die Knaben wußten Alle, daß er gestorben war. Und sie blieben bis zum Ende der Stunde unbeweglich mit gefalteten Händen sitzen, und nicht ein Flüstern ward laut in dieser wunderbaren Stille.





Hans Hoffmann.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Die Novelle, oft das Stiefkind des Romans genannt, hat sich in neuerer Zeit wieder eine dem Roman fast ebenbürtige Stellung errungen; begünstigt von äußeren Umständen — zu denen nicht zuletzt das Emporschießen der zahlreichen Wochen- und Monatschriften mit ihrem Drang nach abgeschlossenen belletristischen Beiträgen, sowie die überwältigende Wucht der Tagesinteressen, welche die Zeit jedes Einzelnen in Beschlag nehmen und nur einen kleinen Bruchtheil derselben zur Lectüre frei lassen, zu rechnen sind — hat sie seit einigen Jahrzehnten eine Reihe so meisterhafter Vertreter gefunden, wie es in dieser Fülle und Auswahl beim Roman kaum der Fall ist. Theodor Storm, Gottfried Keller, Paul Heyse, C. F. Meyer und Andere haben, theils mit Vorliebe, theils ausschließlich, ihre dichterische Kraft der Novelle gewidmet. Sie haben diesen Literaturzweig auf solche Höhe gebracht, wie sie gegenwärtig kein anderes Volk zu verzeichnen hat.

Angeregt durch die Erfolge der genannten Autoren, gesellten sich zu ihnen, die berufen waren, viele, welche sich berufen fühlten. Ihre Versuche aber erst mochten so manchem Leser, der achtlos die Novelle als ein flüchtiges Erzeugniß der poetischen Schaffenslust betrachtet, klar machen, welch ein hohes dichterisches Können zu jeder abgerundeten Novellendichtung erforderlich ist. Und in der That: in enggezogenem Rahmen kann sich die Novelle mit den tiefsten Problemen beschäftigen; nicht, wie der Roman, auf breiter Grundlage basirend, soll sie in scharfumrissenen Zügen mit Vermeidung alles Ueberflüssigen uns Menschen und Schicksale schildern, soll uns

ein anschauliches Bild irgend einer Episode aus der Vergangenheit oder unserer Zeit geben, wohlverstanden stets in künstlerisch-vornehmer Form und knapper aber erschöpfender Charakteristik.

Das sind freilich Bedingungen, die nicht leicht zu erfüllen sind, um so weniger, als die Novelle keinerlei Täuschung durch blendendes Flitterwerk zuläßt, wie es nicht selten im Romane verwendet wird; als die Novelle am schärfsten das geistige Bild ihres Schöpfers wieder spiegelt. Auf der anderen Seite darf dies als Vorzug betrachtet werden, denn leicht kann man bei der Novelle die Spreu vom Weizen sondern, und ein kurzer Abschnitt genügt meist dem Kundigen zu der Erkenntniß, ob hier ein „Ausgewählter“ die Feder geführt oder nicht.

Als ein derartiger „Ausgewählter“ wurde sofort nach der Veröffentlichung seiner ersten Novellen von allen Seiten Hans Hoffmann erkannt. Und daß man ihn richtig beurtheilt, beweist die Stellung, die er sich seitdem — es mögen acht Jahre her sein — in der zeitgenössischen Literatur erobert hat. Hoffmann gilt heute als einer unserer ersten und eigenartigsten Novellisten; mit dem Wohlklang der Heyse'schen Sprache verbinden sich in seinen Dichtungen doch wieder die Herbe der Keller'schen Ausdrucksweise und das tiefste Verständniß der Storm'schen Naturempfindung. Damit soll nicht gesagt sein, daß Hoffmann sich an diese drei Meister angelehnt habe; dazu besitzt er viel zu viel eigene Originalität und poetische Gestaltungskraft und liebt es vor Allem, seine besonderen Wege zu gehen. Dadurch wird es auch den modernen Literaturhistorikern schwer gemacht, ihn in eine bestimmte Kategorie „einzuschachteln“, ihn in diese oder jene „Schule“ einzureihen. Er paßt weder in die doch immerhin etwas lyrische Richtung Paul Heyse's, noch hat er sich der neuesten realistischen Strömung angeschlossen; er ist eben selbständig durch und durch, ob er uns unter den heiteren griechischen Himmel versetzt, ob er seine nordische Heimat mit ihren grauen Regenwolken und dem fernher klingenden Donner des brandenden Meeres schildert, ob er historische Bilder aus früheren Zeiten zu neuem Leben erweckt.

Gern entnimmt Hans Hoffmann die Motive zu seinen Schöpfungen dem lachenden Zauber oder auch der dämonischen Gewalt der Natur und sucht mit ihr seine Personen wie die Stimmungen derselben in Einklang zu bringen, schon dadurch in seltener Weise fesselnd und berückend. Erhalten hierdurch manche seiner Gaben bisweilen etwas Traumhaftes und Phantastisches, so löst der Dichter trotzdem seine Gestalten doch nie ganz vom wirklichen Leben los: es sind stets Menschen von Fleisch und Blut. Hohe und widerwärtige Elemente treffen wir allerdings fast nie unter ihnen an — dagegen sträubt sich der abgeklärte Schönheitsinn des Poeten, der Adel seiner Denkweise; viel lieber malt er schalkhafte Gesellen von fröhlicher Lebenslust, von einer gewissen natürlichen Sinnlichkeit und dem Drang, das Dasein nicht als das

„Thal aller Leiden“, sondern als den Quell möglichst vieler Freuden zu betrachten. Hier leuchtet dann sein sonniger Humor, seine abgeklärte, von keinem trüben Gewässer beeinflusste Weltanschauung hell und herzerfreuend auf, und der leichte Strahl der Satire, der hier und da auf die Charaktereigenschaften der Helden und Heldinnen fällt — er dient nur zur Vertiefung des Eindruckes, der immer ein starker und nachhaltiger ist. *)

Wie so viele andere Poeten entstammt Hans Hoffmann einem evangelischen Pfarrhause. Als Sohn eines Predigers wurde er am 27. Juli 1848 in Stettin geboren und besuchte das dortige Marienstiftsgymnasium, an welchem gerade zu seiner Zeit hervorragende, vielseitige Anregung gewährenden Schulmänner wirkten. Aber auch an anderen Eindrücken fehlte es dem empfänglichen Gemüth des Knaben in der alten Handels- und ehemaligen Festungsstadt nicht. Das rege Leben und Treiben im Hafen erweckte früh in ihm die Sehnsucht nach fernen Ländern, ebenso wie das nahe, oft besuchte Meer mit seinen wechselvollen Stimmungen den Gang zu phantastischen Träumereien nährte. 1866 begann Hoffmann in Bonn seine Universitätsstudien, die er später in Berlin und Halle fortsetzte; vornehmlich widmete er sich der germanistischen Sprachwissenschaft, vernachlässigte darüber aber nicht die Geschichte der bildenden Künste und die allgemeine Aesthetik. Auch literarische Interessen traten dabei allmählich zu Tage, ohne damals praktische Erfolge zu zeitigen. Von einer an schönheitsvollen Eindrücken überreichen Fahrt aus Italien zurückgekehrt, promovierte er im Januar 1871 mit einer Dissertation über die Entstehung der Nibelungen und eröffnete nach abgelegter Staatsprüfung im Frühling 1872 seine pädagogische Laufbahn am Stettiner Stadtgymnasium. Nur wenige Monate sollte dieselbe vorläufig währen, denn im Herbst desselben Jahres folgte er einem lockenden Rufe nach Rom als Erzieher im Hause des dortigen deutschen Arztes Dr. Erhart. Längere Fahrten nach Sicilien, Athen und Constantinopel schlossen sich an und übten auf den ferneren Entwicklungsgang Hoffmann's einen tiefen Einfluß aus. Es läßt sich leicht denken, daß er, nachdem er wieder seine Lehrthätigkeit an den Gymnasien zu Stolp und Danzig aufgenommen, oft genug in Gedanken am Golf von Neapel weilte und „das Land der Griechen mit der Seele suchte.“

Damals entstand eine kürzere Novelle, die in befreundeten Kreisen großen Beifall fand und wohl zunächst in ihrem Verfasser den Gedanken anregte, ob er nicht früher oder später dem Lehrerstande Lebewohl sagen sollte. Pädagoge und Künstler in einer Person, — sie passen nicht immer

*) Auch die neueste, von uns in diesem Hefte veröffentlichte Novelle Hoffmanns beweist das Treffende der oben von unserem geehrten Mitarbeiter gegebenen Charakteristik; sie kann aber dazu dienen, dem Bilde noch einen kleinen Zug hinzuzufügen, da sie zeigt, wie meisterhaft unser Novellist auch ein wahrhaft rührendes Menschenloos darzustellen weiß, ohne dabei das Gleichgewicht seiner im höchsten Sinne humoristischen Weltbetrachtung zu verlieren.

gut zusammen, und die Empfindungen, die Hoffmann damals beseelen mochten, hat er später dem Helden eines kleinen Romans, dem Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Belling — zunächst von seinen Schülern, alsbald von allen Einwohnern des kleinen Städtchens „Zwan der Schreckliche“ genannt — in den Mund gelegt: „Ein tüchtiger Pädagoge muß etwas vom Despoten in sich tragen, er muß vor Allem ein überzeugtes Selbstbewußtsein besitzen, ja, er muß ein Stück Zelos sein, den es gewaltsam drängt, sein eigenes Wollen und Wissen auf die Welt um ihn her zu überpflanzen, es ihr auch wider ihren Willen aufzuzwängen. Eroberer, Befehrer und Erzieher werden im Grunde aus demselben Holze geschnitten: in ihnen Allen herrscht der treibende Wille, die Außenwelt nach sich selbst zu gestalten, und damit sich unterzuordnen. ‚Seid wie ich!‘ rufen sie den Menschen zu, ‚denn ich bin stärker und klüger als ihr!‘ Und wenn die Menschen und Schüler sich sträuben, so beweisen sie es ihnen mit dem Schwert, dem Scheiterhaufen und dem Rohrstock. Solche Naturen stehen aber im geradesten Gegensatz zum Gelehrten und auch zum Künstler. Diese sagen zu den Erscheinungen der Welt: „Ich will mich euch hingeben; ihr sollt auf mich wirken und mich leise umgestalten, ich will mich in euch verwandeln und mein bescheidenes Selbst zu eurem Selbst erweitern; ich bin nichts durch mich, sondern alles durch euch, durch die Bereicherung, die ihr mir gebt, indem ich euch mit großen Augen ansehe, euch verstehe, mich an euch entzücke, Eins werde mit euch und zu allerletzt das unendliche Empfangen in stillen Bildern zu einem geringen Theil ruhig wieder von mir ausstrahle. Ich liebe euch, wie ihr seid und weil ihr seid, nicht weil ihr so oder so seid und ich euch vielleicht noch besser machen kann; ich kenne nichts Gutes und nichts Böses, sondern ich sehe die fertige Welt mit Freuden und sage in meinem Herzen: ‚Siehe, es ist Alles sehr gut!‘ — So stellt sich der Gelehrte und der Künstler vor die Dinge. Beide mögen gute Lehrer sein, aber nicht gute Erzieher.“*)

Im Herbst 1876 ergriff Hoffmann von Neuem den Wanderstab und brachte wiederum ein Jahr in Italien zu. Nochmals versuchte er es darauf zwei Jahre hindurch in Berlin am „Gymnasium zum Grauen Kloster“, ob nicht doch noch ein passionirter Lehrer aus ihm würde; aber der mehr und mehr zum Durchbruch kommende dichterische Drang, der keinen äußeren Zwang dulden wollte, ließ ihn von diesen Plänen endgültig absteigen. „Ich verzichtete auf die Lehrthätigkeit, denn ein Beharren in derselben glich einer Verurtheilung zu lebenslänglichem Martyrium; es giebt in der Welt für einen Mann keine so entblätternde, so entfittlichende Noth, als das Bewußtsein, seinem Berufe nicht zu genügen,“ sagt an einer anderen Stelle der eben citirte Dr. Belling. Das sah auch Hoffmann

*) Diese Worte enthalten die Lösung des psychologischen Räthsels in der neuen Novelle „Erfüllter Beruf.“

ein. Er beschloß, seinen literarischen Neigungen ganz zu leben, gab die Lehrthätigkeit auf und weilte längere Zeit im elterlichen Hause zu Stettin. Mehrere Novellen, die er in jener Zeit schrieb, wurden sofort von den besten Zeitschriften acceptirt, und auch „Nord und Süd“ führte als eine der ersten den jungen Dichter in die Literatur ein. *) Nach einem nochmaligen Besuche Griechenlands siedelte Hoffmann 1882 nach Berlin über, wo er im glücklichsten, von echt deutschem Familiensinn durchwehten Hausstande, an der Seite einer liebreizenden, ihn innig verstehenden Gemahlin und von einem großen Freundeskreise aufrichtig geliebt und geschätzt, noch gegenwärtig lebt; vorläufig allerdings nur noch auf kurze Zeit, da er alsbald wiederum dem starken unwiderstehlichen Zuge „nach dem Süden“ zu folgen und sich mit seiner Familie auf ein bis zwei Jahre in Süddeutschland und Italien niederzulassen gedenkt.

Die erste Novellenammlung Hans Hoffmann's erschien 1881 unter dem Titel „Unter blauem Himmel“ und vereinigte vier Erzählungen, von denen drei auf dem glücklichen Eilande Capri, eine auf dem römisch-neapolitanischen Grenzgebirge spielt. Dem frisch pulsirenden, ungezwungenen südlichen Volksleben entsprossen, athmen sämtliche Geschichten eine heitere Poesie und Romantik und zeigen uns in farbenreichen, lebenswahren Bildern die heißen Herzensempfindungen und kindlich-naiven Ansichten jener Menschen, die unter einem glücklichen, fast immer ungetrübten Himmel wohnen. Schon in diesen Erstlingsarbeiten fällt uns die künstlerisch durchdachte Composition und die psychologische Vertiefung der Charaktere auf, daneben ferner die sorgfältig gehandhabte Sprache und ein erquickender beschaulicher Humor, der besonders hell und erwärmend im „Faulen Beppo“ durchdringt. Ein köstlicher Gefelle, dieser urwüchsige Faulenzer, der niemals aus seinem süßen Nichtsthun gerissen werden kann, und der jede darauf hieselnde Beleidigung mit olympischer Ruhe aufnimmt! „E una bestia“ ruft man ihm immer wieder und wieder zu; er aber findet darin nichts Herabwürdigendes und Verlegendes, denn „da auf Capri fast gar keine werththätigen Thiere: wie Pferde, Esel und Ziegen gehalten wurden, so fand er lauter vergnügliche Thiere: Katzen, Hunde, Schweine, Ziegen, Fühner, welche sämmtlich in behaglichem Nichtsthun ein süßes Leben hinbrachten, und doch von ihren Herren freundlich und sorgfältig ohne Vorwürfe ob solchen Wandels, ernährt wurden.“ Endlich aber wird der faule Beppo doch aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Er erweist sich als thatkräftiger Helfer, indem er, um seine Schwester mit ihrem Geliebten, dem Sohne eines alten reichen Geizhalses, zu vereinigen, diesem seine Schätze stiehlt. Die Strafe bleibt nicht aus, Beppo muß auf die Galeere.

*) Mit der Novelle, „Der schöne Checco“, Augustheft 1880. Sodann erschienen noch in unserer Monatschrift die Novellen: „Der Mönch von Paläokastrizza“, später „der blinde Mönch“ betitelt (März 1886) und „Strandgut“ (Mai 1888). Red.

Als er von seinen weinenden Angehörigen Abschied nimmt, sagt er gelassen: „Ich mußte doch endlich einmal arbeiten lernen“; dann streckt er sich lang im Boot aus, schaut träumend in den blauen Himmel hinauf und genießt von ganzem Herzen sein letztes freies dolce far niente! — Einen ernstern seelischen Conflict behandelt „der schöne Checco“, der, im Gegensatz zum Beppo, pessimistischer Natur ist, denn er ist blind, arm, häßlich. Das schönste Mädchen Anacapris wendet ihm jedoch ihre Liebe zu und erhält in ihm, auch nachdem sie sich mit ihm verheirathet, den Wahn, er sei der schönste Jüngling des Ortes. So leben sie in idyllischem Frieden, bis eines Tages ein deutscher Arzt Checcos Blindheit heilbar findet und ihm trotz der Abmahnungen des Pfarrers, der um das stille, beschauliche Leben der Beiden fürchtet, das Augenlicht wiedergiebt. Schwere Herzenskämpfe bleiben nicht aus — aber schließlich siegen doch Zufriedenheit und Glück.

In zwei weiteren Bänden Novellen: „Im Lande der Phäaken“ (1884) und „Neue Korfu-Geschichten“ (1887) hat Hoffmann zum Hintergrunde seiner Erzählungen das alte Eiland der Homerischen Phäaken, die von der Natur verschwenderisch bedachte Insel Korfu gewählt, und zwar hat er die Handlungen theils in die Gegenwart, theils in die Zeit der venetianischen Herrschaft gelegt. Aber die Scenerie und die Menschen sind dieselben geblieben. Auch auf die heutigen Bewohner dürfte noch immer die Zeichnung des Dichters passen, die er von ihren Vorfahren gegeben: „Sie lebten fröhlich und sorglos in den Tag hinein, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgend möglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Delbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen — weideten ihre Lämmer auf dem fetten Rasen darunter im Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hie und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüsezucht, als welche beide eine unverhältnißmäßig große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür verstanden sie, alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlicher Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern.“

Man sollte meinen, daß neun Novellen, ziemlich demselben Boden entsprossen und in denselben Farben ausgeführt, leicht eine gewisse Einseitigkeit erzielen. Nichts von alledem! Jede der Erzählungen hat ihre eigene Stimmung, ihren besonderen Umriß, der den Leser bannt und festhält. Kommt der reinste und ungetrübteste Humor in einzelnen — „Die Weinprobe“, „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, „Die vier Bäuerinnen“ — vollauf zur Geltung, so bricht bei anderen mächtig und erschütternd eine tiefe Leidenschaft, ein fortreißender Cultus sinnlicher Schönheit durch. Meisterstücke sind in dieser Art „Die Gefreuzigten“ und „Der blinde Mönch“, letzteres vornehmlich eine grandiose Dichtung in Prosa.

Etwas vom homerischen Geist durchweht diese Geschichten von Korfu, über denen ein märchenhafter Zauber liegt, der uns im Fluge aus dem

brausenden Alltagsleben entführt und uns reinsten dichterischen Genuß verschafft. Nicht mit Unrecht ist Hoffmann von kritischer Seite als ein „spätgeborener Hellene“ bezeichnet worden: sein liebevolles Vertiefen in das Leben der Natur, sein häufiges Hinweisen auf einen möglichst ungetrübten Genuß des Daseins, seine vollendete künstlerische Durchbildung wie die Grazie der Sprache erinnern lebhaft an hellenische Vorbilder. Niemals tritt Hoffmann in einer gesuchten Pose vor uns hin; die Mehrzahl seiner Novellen entspringt aus kleinen Episoden anmuthig und formenschön, und die Fabel selbst entzückt uns ebenso wie der Rahmen, der sie umgiebt. Beide aber gehören bei unserem Dichter untrennbar zusammen. Man kann nie eins vom anderen lösen, ohne das ganze Gebilde zu zerstören; man kann ihnen kein anderes Relief verleihen, kann sie in keine andere Gegend, in keine andere Zeit versetzen, als es ihr Poet gethan.

Noch vor den beiden Bänden der Korfu-Geschichten erschien eine Sammlung: „Der Hergenprediger und andere Novellen“, ein Band mit vier Erzählungen, unter denen diejenige, nach welcher das Buch seinen Haupttitel empfing, unbestritten den ersten Rang einnimmt, wie sie überhaupt zu den besten Schöpfungen Hoffmann's gehört. In vorzüglich getroffener, alterthümlicher Schreibweise, in Form von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, berichtet in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts der gestrenge Stettiner Prediger Bartholomäus Wachholtius von den „gottgefälligen“ Aufgaben seines Amtes, die besonders in der Aufspürung, Verfolgung und Verbrennung von Hexen bestanden. An sich ein religiöser und menschenfreundlicher Mann, von tiefem Sittlichkeitsgefühl durchdrungen, war, er doch oder gerade deshalb dem Hexen- und Teufelsglauben vollständig ergeben und spürte den in Menschengestalt Satanswerk Ausübenden nach. „Durch Gottes Gnade,“ schreibt er seinem Freunde, dem ehrbaren, gelehrten Rector Franzius zu Wittenberg, „ist es mir bisher insgemein gar wohl ergangen; der Herr hilft mir, meine Pflichten in Treue zu walten und den Anfechtungen des Teufels fleißig zu widerstehen. Zwar wissen Ihr, und ich habe es Euch oft bekannt, wie solcher Sieg über den Bösen mir selten sonder Kampf, Zorn und Pein gellinget; aber Ihr selbst waret es, der mich oftmals tröstete, wenn ich verzagen wollte vor seiner großen Macht, mit dem Beispiel unseres geliebten, frommen und tapfern, im Herrn ruhenden Martinus, als welchem gleichfalls greuliche Versuchungen des Teufels nimmer sind erspart worden.“ Derartige Versuchungen treten nun aber auch an ihn heran: die jugendlichschöne Wittib Apollonia Lüdicke stiehlt sich in sein Herz und ist nimmermehr daraus zu verbannen; das heiße Liebesgefühl, welches ihn ergriffen, sieht aber der Pastor Wachholtius als eine Versuchung des Teufels an, der die liebliche Gestalt und die lockende Rede jener Apollonia als sein Werkzeug benutzt. Furchtbare Seelenkämpfe martern ihn, und des inneren Ringens mit dem Bösen ist kein Ende. Er verzweifelt an sich, er glaubt sich nun selbst

verhert; vor versammelter Gemeinde klagt er sich der Sündhaftigkeit an und hält sich für unwürdig, fernerhin das Wort Gottes zu predigen. In den Augen der Gemeinde aber wächst dadurch nur sein Ansehen, und für diese Gemeinde steht es ebenso unumstößlich fest, daß Apollonia eine gefährliche Häre sei. Man ergreift sie, stellt sie vor den Richter, und sie gesteht auf der Folter Alles, was ihr der Härenprediger vorhält: daß sie die Männer und insbesondere ihn, den Prediger Wachholtius, mit teuflischem Gaukelwerk umnebelt habe, „einzig und allein ihrem lieben Buhlen, dem Junker Satanas zu Gefallen, damit er seine Freude habe an den Gott abspenstig gewordenen Seelen und zum Dank ihr desto freundlicher herlächle und in höllennmäßiger Lust mit ihr tanze und nächtens jubilire“. Apollonia wird verbrannt, Wachholtius aber spürt nun, seitdem ihm selbst der Satan nahe getreten, mit verzehnfachtem Eifer den Hären nach. „Mögen sie hinfahren, die Hären und bösen Zauberer, die Giftmischer und Beschwörer, die Teufelsbuhler und Gottesfeinde; mögen sie hinfahren in Flammen, mögen sie fallen durch's Schwert, auf daß doch die Seelen der Seinen vor ihnen bewahrt werden und vor der bösen Saat der Verführung, die sie aussäen im Namen und Dienst des höllischen Feindes!“ so ruft er aus; und die Zahl Derer, die er zum Scheiterhaufen geleitet, steigt bald auf hundert und mehr. Nicht nur in Stettin, sondern in ganz Pommern erringt er sich einen weiten Ruf als „Härenprediger“, dem selbst die verstocktesten Sünderinnen beichten müssen. Da lernt er ein Mädchen kennen, lauter und rein wie ein Frühlingsmorgen; er sieht sie häufiger und empfindet für sie eine väterliche Zuneigung. Gertrud gesteht ihm, daß sie heimlich mit Max, dem Sohne des reichen Kaufherrn Stojentin, verlobt sei, und der Härenprediger sucht diesen letztgenannten auf, um ihn zur Billigung des Bündnisses zu bestimmen. Der stolze Patrizier aber ist empört: ein armes Mädchen von geringer Abkunft als seine Schwiegertochter — niemals! Er verächtigt Gertrud als Häre, und diese wird in das Gefängniß geworfen. Schwer, sehr schwer kommt es dem Härenprediger an, diesmal seinen Beruf zu erfüllen. „Sie ist unschuldig!“ ruft ihm der Verlobte Gertruds zu. „Andere sind wegen derselben und geringerer Vergehen gerichtet!“ lautet die Antwort. „So waren auch alle diese unschuldig!“ Mit flammender Gluth bemächtigt sich die Erkenntniß seiner Seele, daß jene Worte wahr seien, daß er Hunderte Unschuldiger gemordet habe! Er selbst theilt es in fortreisenden Worten der Menge mit, in wildem Aufruhr erbricht diese das Gefängniß, Gertrud wird befreit und kann mit ihrem Bräutigam entfliehen. Der Härenprediger aber, der durch das offene Geständniß seinen inneren Frieden wiedergefunden, erleidet gern und willig den Tod als Empörer. — —

Weitab von den lieblichen Gestaden Capris und Korfus liegt der Schauplatz dieser Novelle, die mit einem düsteren historischen Gemälde zu vergleichen ist, mit einem Gemälde von greifbarer Anschaulichkeit, voll

paßender Kraft, voll tiefer Leidenschaft. Der historische Ton ist vorzüglich getroffen; nirgends, auch nicht in der Art der abgebrochenen Erzählungsweise, finden wir ein Schwanken und Taften, folgerichtig vollzieht sich die psychologische Entwicklung, und der Schluß wirkt versöhnend und mildernd. Der Gesamteindruck ist ein stark sittlicher, schwer zu vergessender. — Von den übrigen Gaben des zuletzt angeführten Novellenbandes möchten wir noch wegen der feinsinnigen Durchführung und leuchtenden norwegischen Naturschilderungen die Erzählung „Lyskhätta“ anführen, deren bis zum Schluß währende Steigerung einen eminent dramatischen Aufbau zeigt.

Neben den behandelten vier Hauptwerken veröffentlichte Hans Hoffmann noch ein einer altdeutschen Sage angepaßtes kleineres erzählendes Gedicht voll liebenswürdigen Humors: „Der feige Wandelmar,“ und eine historische Erzählung: „Brigitta von Wisby,“ welche die Eroberung der alten Hansestadt durch König Waldemar IV. von Dänemark zum Gegenstand hat. Auch hier paßt sich die Sprache markig dem Stoffe an, und in fesselnden Bildern skizzirt Hoffmann die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Eine behaglich ausgesponnene größere Novelle ist die vorläufig noch nicht in Buchform erschienene: „Iwan der Schreckliche und sein Hund,“ von sprudelnder Schalkhaftigkeit erfüllt, indem ein ernst angelegter, trotz seiner Schüchternheit und Ängstlichkeit stets bärbeißig aussehender Gymnasiallehrer in eine Reihe komischer Mißverständnisse verwickelt wird. Eine große Freude wird Hans Hoffmann seinem weiten Anhängerkreise durch einen demnächst erscheinenden neuen Novellenband: „Von Frühling zu Frühling“ bereiten. Hoffmann sucht in den diese Sammlung füllenden zwölf Erzählungen, von denen jede sich an einen bestimmten Monat anschließt, wiederum die norddeutsche Heimat auf, deren ganzen Zauber, deren eigenartige Schönheiten er mit voller Dichterseele erfasst und zu bewegendstem Ausdruck gebracht hat. Mehr verrathen wollen wir nicht, man greife selbst zu der neuen Gabe.

Wie oft und wie viel wird nicht geklagt über den Verfall unserer zeitgenössischen Literatur, über das Bedürfniß, daß eine andere, eine bessere literarische Welt entstehen müsse! Aber diese Klagen müssen verstummen vor einem derartig gesunden, kernigen, dabei stets vornehmen und seine eigenen Pfade wandelnden Talent, wie wir es in Hans Hoffmann besitzen. Freuen wir uns dessen und seien wir ihm dankbar für die genussreichen Stunden, die er uns geschenkt hat. Wir wünschen und hoffen von ganzem Herzen, daß ihnen noch viele, viele folgen mögen!





Preußen und die Antike. *)

Don

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg i. Pr. —

Das Verhältniß Preußens zu den Denkmälern des klassischen Alterthums, insonderheit der klassischen Kunst soll der Gegenstand meiner Betrachtung sein. Man meint wohl, daß den Alterthumsforscher vor Allen sein Beruf ganz hinausführe aus dem Leben seines Staates und seiner Zeit. Das mag in andern Ländern möglich sein; wir in Preußen genießen den Segen, daß der Pfad eines Jeden von uns hineinführt in die Geschichte und in das Wesen unseres Vaterlandes. Und so will ich hier bezeugen, welch ein gesundes, welch ein begeisterndes Stück Entwicklung dieses Staates auch das besondere wissenschaftliche Gesichtsfeld ausfüllt, welches ich meinem Berufe nach zu überschauen habe. Das ist mir Recht und Pflicht zugleich: als mein Recht erachte ich es, das, was uns auf diesem Gebiete Besonderes angehört, einmal offen und froh zu bekennen! Als meine Pflicht erachte ich es, aufzuklären über Thatsachen und Erscheinungen, deren bisher nur einige wenige recht eigentlich sich bewußt geworden sind. Ich sage damit nicht zuviel; ist doch immer noch demjenigen, der unserm Staatswesen nicht angehört, das Wort „Preussisch“ wie der Inbegriff des Geordneten, Zusammengefaßten, Gründlichen zwar, aber zugleich des Freudlosen, der auf das Nothdürftige beschränkten Ver-

*) Die Arbeit ist aus einer Festrede zum preussischen Krönungstage hervorgegangen.

hältnisse, in denen das Leben derjenigen Reize ganz entbehre, die es Vielen erst begehrenswerth machen. Wer nur etwas in der Welt herumgekommen ist, wird mich verstehen. Ja, selbst unter uns fehlt es nicht an solchen, welche das wie etwas Gegebenes, zu Recht Bestehendes einfach hinnehmen; und es mag ja — wie anderwärts — so auch bei uns Kreise geben, welche in einer ablehnenden Haltung gegen Kunst und Alterthum eine ganz besondere innere Befriedigung finden. Aber diese mögen versichert sein, in der Vergangenheit und Gegenwart Preußens und seiner Herrscher haben sie den Rückhalt nicht, den ihre Unkenntniß vielleicht gerade dort sie suchen läßt. Es ist nicht die Gewohnheit unserer Fürsten gewesen, irgend etwas gering zu achten, was dem Gemeinwohl, wenn auch nur in begrenzter Weise diene. Ihre Pflege geistiger Interessen ist freilich mit der Größe ihres Staates gewachsen: das aber ist an diesem eben das Gesunde und Große, daß — von welcher Seite man auch kommen mag — der Weg zwar zuerst eng, rauh und unbequem sich ankündigt; aber überall steigt er aufwärts, wird weiter und gangbarer und führt zuletzt empor auf reine, weit überschauende, endlich auch weit sichtbare Höhen. Fern sei uns eitle Ruhmredigkeit, die ja immer nur dem Wahren Abbruch thut. Aber so sicher ist unser Bewußtsein von der naturwahren Entwicklung unseres Staates, daß wir die frohe Zuversicht haben, es sei jeder Zweig, der in ihm zur Blüthe gelangt ist, lebensberechtigt und lebenskräftig zugleich.

Nun bedeutet aber Preußen für die Erschließung der alten Kunst, mehr, viel mehr, als selbst unsere engsten Landesgenossen ahnen; zu tief hat es sich mit der Antike eingelassen, als daß es zurück könnte von diesem Wege, ohne ein Stück seiner Entwicklung zu verleugnen. Das mögen auch diejenigen sich gesagt sein lassen, welche jetzt meinen, daß man die Beschäftigung mit der Antike einfach abschneiden könne, wie einen überschüssigen Trieb. Ueberall beneidet man es uns, wie wurzeltief dieser Trieb gegründet ist in unserer Erziehung, in unserem gesammten wissenschaftlichen Leben. In Frankreich und England¹⁾ haben sich neuerdings große Vereinigungen gebildet zur Hebung der griechischen Studien unter ihren Landsleuten; sie würden es nicht verstehen, wenn wir ein Gleiches thäten, waren sie doch nur von dem Wunsche beseelt und geleitet, uns auf dem Wege zu folgen, auf welchem sie uns ohne Einrede und beinahe neiblos einen weiten Vorsprung zuerkennen. Dieser Vorsprung aber auf dem Gebiete der alten Kunstforschung in unserer Zeit ist unzweifelhaft beinahe ausschließlich ein Verdienst preussischer und nordischer Männer überhaupt. Es ist schon eine eigene Erscheinung, daß Winckelmann ein Sohn der Mark war, Thorvaldsen und der große Archäeolog Zoega aus Dänemark; Andere stammen aus Schleswig-Holstein, aus Hannover, aus den Sächsischen Ländern. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm sprach es aus bei Eröffnung der Jubiläums-Kunstausstellung zu Berlin (23. Mai 1886): „Es bleibt ewig denkwürdig, daß gerade Männer aus dem Norden es gewesen sind,

welche in Wort und Schrift, in Baukunst, Plastik, Malerei die Botschaft von Hellas verkünden.“ Es muß also wohl etwas im Blute liegen, wenn Preußen auch auf diesem Gebiete die Führung übernommen hat. Man sagt uns zwar immer — so lange und so dringlich, daß wir es fast ohne Prüfung hinnehmen —, wie andere Staaten doch so viel früher und so viel mehr an alten Denkmälern zusammengebracht hätten, als unser so lange armes und dürftiges Preußen. Nun, den Besitz gestehen wir Anderen gern und neidlos zu, den allgemeinen Anspruch, der daraus entwickelt zu werden pflegt, aber nicht; denn unser ist die Ueberzeugung, daß nicht der Besitz adelt, sondern die Benützung, den Einzelnen wie den Staat. Dessen ist Preußen zuerst unter allen nordischen Staaten sich bewußt geworden, und nicht bloß unter diesen; und nach seiner Gewohnheit hat es seiner theoretischen Erkenntniß auch die praktische Folge gegeben, früher und in größerem Stile als alle Andern. Dies zu entwickeln, habe ich mir vorgelegt. Es gewährt aber darum eine so wahrhafte und reine Freude auch von dieser Seite unseres Staates zu reden, weil seine Maßnahmen und Leistungen auch hier keines rhetorischen Aufputzes, keiner panegyrischen Laute bedürfen. Thatfachen will ich aneinander reihen und sie für sich selber sprechen lassen; nur daß ihre Anordnung das Werden und Wachsen richtig zum Ausdruck bringe, sei mein Bemühen. Abgesehen hiervon werde ich Kundigen vielleicht nicht viel Neues bieten²⁾, aber eben der Kundigen sind Wenige.

Ich weiß wohl, daß archivalische Forschungen und litterarische Studien noch manches ergeben würden; außer in Nebendingen bin ich zu solchen nicht in der Lage gewesen. Aber sie würden auch nur Einzelheiten hinzufügen, das Gesamtbild steht fest und unverrückbar; und um das zu erkennen, ist des Einzelnen gerade genug, auch genug, wie ich meine, zu einem sicheren Grunde für eine Begeisterung, von welcher ich wünsche, daß meine Leser einen Hauch davon in meiner Darstellung spüren möchten.

Jede Betrachtung einer besonderen Seite staatlicher Entwicklung hat freilich nur dann einen wahren Charakter und ist erst dann in höherem Sinne wirklich berechtigt, wenn sie überall im Boden der allgemeinen Zustände wurzelt. Ich darf aber wohl annehmen, daß die Gestalten der Preussischen Könige unter uns bekannt sind, wenngleich ich mir nicht so gewiß bin, ob sie es wirklich in dem Maße sind, wie es sein sollte. Daß Charaktere von solcher Geschlossenheit im Einzelnen wie in ihrer Aufeinanderfolge noch nicht in einem ausführlichen Volksbuche vor Augen gestellt sind, darf füglich Wunder nehmen; inzwischen scheint mir, daß die ersten von Ranke's Büchern Preussischer Geschichte — und zwar in der alten Auflage von 1847 — das Eindrucksvollste seien, was über unsere Herrscher empfunden und ausgesprochen ist; ein Buch, das wohl nur deswegen nicht so günstig beurtheilt wurde, wie andere des Verfassers, weil

sein erstes Erscheinen in eine Zeit fiel, wo eine fast im ganzen Reiche der Druderschwärze herrschende Presse gar nicht fassen zu können schien, daß man etwas Preussisches loben und doch bei der Wahrheit bleiben könne. Dieses Buch sollte dem Geschichtsunterricht schon in unsern höheren Bürgerschulen als Grundlage dienen; von einem kenntnißreichen Lehrer erläutert, würde es die Gestalten unserer Herrscher sicher und unverlöschlich einprägen. In solchem Sinne bekannt setze ich sie hier voraus. Kunstliebhaber im Stile gewisser anderer ausländischer und deutscher Fürsten hat es auf dem Preussischen Throne nie gegeben: denn es ist bei uns niemals Sitte gewesen, daß eine bloße Liebhaberei des Monarchen mit Anforderungen des Staates concurrirt, geschweige denn über sie gesiegt hätte. Und doch dürfen wir mit Wahrheit sagen, daß kein Staat als Staat soviel gethan hat für die Antike, wie Preußen. Ja wohl sind wir sparsam gewesen und haben die paar Heller zusammenhalten müssen, die auch dafür erübrigt werden konnten; aber wie der Unbemittelte das, was er sich einmal gewähren kann, ganz anders schätzt, viel lebendiger würdigt, viel nachhaltiger ausnützt, als wer im Ueberfluß lebt oder sich nichts zu versagen braucht, so ist es Preußen ergangen mit Kunst und Alterthum. Hiermit deute ich schon auf ein Hauptergebniß unserer Betrachtungen; aber wir werden sogar davon zu sprechen haben, wie gerade die Beschränktheit der Mittel ein Anlaß besonders trefflicher Verwendung gewesen ist. Nicht immer werden wir es vermeiden können, das Verhältniß Preußens zur Kunst überhaupt wenigstens zu streifen; daß wir es für Anfang und Ende der Darstellung nicht ausführlicher dürfen, können wir sogar bedauern. Aber auch so wird schon eine gewisse politische Seite unserer Betrachtung zu ihrem Rechte kommen. Ich meine dies: auf manchen andern Gebieten bei uns mögen ja die Urtheile von einander abweichen können unter dem gegenseitigen Vorwurfe bloßer Subjectivität; auf dem Boden, den wir betreten wollen, hört das Meinen auf, eine Verschiedenheit der Auffassung erscheint unmöglich, denn es handelt sich um Thatfachen, die klar von allen Seiten vor Augen liegen, um Absichten, an denen auch der Widerwillige nicht deuten kann, um Erreichtes, das unzweifelhaft ist. Nehmen wir nun wahr, wie unser Staat auf diesem Gebiete der gesündesten, großartigsten Entwicklung sich erfreut, so liegt es nach aller geschichtlichen Analogie wohl nahe, hierin zugleich ein Symptom seines allgemeinen Zustandes zu erkennen. Und dieser gleichsam indirecte Weg der Erkenntniß muß uns um so willkommener sein, je schwieriger die Aussonderung des Bleibenden und Echten in den sich begebenden Dingen der menschlichen Klugheit zu fallen pflegt.

An Häuser schrieb und schreibt man wohl Sprüche, die den Sinn seiner Bewohner ausdrücken; so will ich gleichsam über dem Eingang meiner Darstellung die zwei Grenzpunkte bezeichnen, zwischen welchen der Sammeleifer unserer Fürsten sich abspielt. Im Jahre 1631 gab der Kurfürst Georg

Wilhelm Befehl, silberne Werke aus dem Dom zu Berlin einzuschmelzen, um mit dem Ertrage Kriegsvölker anzuwerben³⁾, gerade so wie etwa zwei Jahrhunderte früher Friedrich I. Kirchenglocken zu Kanonen umgießen ließ, um den Frieden zu erkämpfen und zu erhalten; das heißt, es giebt etwas, was höher ist, als Alles Andere, — das Vaterland. Und auf der anderen Seite höre man die Antwort des großen Friedrich, als man ihm ein Gemälde antrug, für welches der König von Polen, August, Kurfürst von Sachsen 30 000 Ducaten geboten habe:

„ . . . dem König in Pohlen stehet frey, vor ein Tableau 30 m Ducaten zu bezahlen, und in Sachsen vor 100 m Mthr. Kopfsteuer auszusprechen, aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einem resonablen Preis, das kaufe ich, aber was zu theuer ist, laß ich dem König in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen und Imposten aufzulegen ist meine Sache nicht⁴⁾.“ —

Wer vom Verhältniß Preußens zu den Denkmälern der alten Kunst sprechen will, auch der kann nur anheben beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm, denn alle früheren Ansätze vernichtete der große Krieg. Wenn am Sarge Georg Wilhelms das Schlußgebet für seinen Nachfolger lautete: „Möge der Herr mit ihm sein, daß durch ihn wieder gebaut werde, was so lange wüßt gelegen, daß er einen Grund lege, der für und für bleibe!“⁵⁾ so hat sich dies erfüllt, wie nur je ein Gebet. Auch für unser begrenztes Gebiet hat der große Kurfürst den dauernden Grund gelegt. Es ist gesagt worden, daß ihm für Künste ein natürliches Talent innewohnte, so daß er das Gute und Brauchbare auf den ersten Blick unterschied⁶⁾. Jedenfalls kaufte er schon im Jahre 1641 aus dem Rheinlande antike Bronzefiguren und Geräthe, Gemmen und Münzen, den Anfang dessen, was man damals und auch später noch eine Kunstkammer nannte. Ein Katalog vom Jahre 1649 verzeichnet schon 4900 Münzen, (darunter 129 goldene, 3000 silberne), und diese blieben auch ein Hauptbestandtheil; ein späterer Katalog von 70 Foliosseiten aus dem Jahre 1672 zählt allerdings auch schon einige Marmore auf. Bei dem in die Weite gerichteten Blicke des Kurfürsten kann es nicht überraschen, daß er zugleich in überseeischen Ländern ethnologische Gegenstände sammeln ließ. Im Jahre 1680 wurden diese mit der Kunstkammer vereinigt, welche nunmehr in vier Abtheilungen — Antiken, Münzen, Kunstsachen und Raritäten, sowie Naturalien — zerfiel und die im Schlosse in der Bibliothek, im Obergeschos der Schloßapotheke untergebracht war. Der Kurfürst bewegte sich allerdings hier in einer damals überhaupt modischen Richtung, und wenn wir weiter nichts zu sagen wüßten, dürften wir auf seinen Sammeleifer nur dasselbe geringe Gewicht legen, das ich der gleichzeitigen Thätigkeit anderer Fürsten nur zuzuerkennen vermag. Allein schon im Jahre 1664 nennt ihn der größte Münzkennner seiner Zeit und ein überaus bedeutender Gelehrter und Mensch,

Ezechiel Spanheim, „an erster Stelle unter den Deutschen Fürsten, welche durch Bereicherung ihrer numismatischen Schätze mit den Königen von Frankreich, den italienischen und dem Kaiserhause wetteiferten“⁷⁾. Und in den Dienst des Kurfürsten ist Spanheim erst viele Jahre später getreten. Mehr noch will eine einzelne Notiz aus dem Jahre 1668 besagen. Es wurden wiederum als falsch erkannte Münzen entfernt, „denn seine Churfürstliche Durchlaucht wollten nicht gestatten, daß sie zu den genuinen ge-
 leget würden“⁸⁾. Endlich zeugt für den Sinn des großen Kurfürsten der gelehrte Charles Patin, dessen Reiseberichte bei aller Kürze für jene Zeit ganz einzig lehrreich sind. Man muß den Bericht über die Aufnahme vergleichen, welche dem Reisenden in Dresden, in Wien, in London zu Theil wurde; dann erkennt man unter all den blumigen Redewendungen im Stile jener Epoche das so viel höhere Verständniß, die wahre Theilnahme des Kurfürsten auch auf dem Gebiete, das uns hier angeht. Trotz der bewegten Zeit — anscheinend 1672⁹⁾, gönnt der Kurfürst dem fremden Gelehrten nicht nur sein Gespräch, er scheint selbst versucht zu haben, ihn zu gewinnen¹⁰⁾, wie er später Spanheim gewann. Und wir sind es dem Herrscher schuldig, es nicht für Phrase zu halten, wenn er bei jener Gelegenheit ausspricht, daß er sich mit den Münzen sehr angenehm unterhalte und diesen mehr Zeit widmen würde, sobald die Staatsgeschäfte ihm mehr Muße ließen. Wir sind um so mehr berechtigt, darauf Nachdruck zu legen, als Spanheim in der Vorrede zur dritten Auflage seines großartigen Werkes über das alte Münzwesen, welches 1706 in London erschien, den jugendlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf das Beispiel seines ruhmwürdigen Großvaters hinweist, der so wissenschaftlich, so sachverständig und mit solcher Vorliebe die antiken Münzen betrachtet habe.

Es ist also mehr als eine allgemeine Huldigung, wenn Joachim von Sandrart seine Augen auf den herrlich emporgestiegenen Herrscher richtet, ihm den zweiten Band seines weitbekannten Lehrbuches „Deutsche Akademie“ widmet (1678) und ihm in der Vorrede in der Sprechweise jener Zeit den Ehrennamen „eines deutschen Phoebus oder Apollo“ beilegt, da „derselbe nicht allein Pfeile und Bogen, sondern auch die Leyer der Kunst im Arme halte und . . . der Lorbeerkrantz auf seinem Haupte ihn nicht allein zu einem Kriegshelden, sondern auch zu einem Helden der Kunst gekrönt“¹¹⁾. Was dürfen wir aber auch Anderes von einem Fürsten erwarten, der in seinem „Politischen Testament“ an hervorragender Stelle seinem Nachfolger die Universitäten „zum höchsten“ empfohlen und ihm aus deren rechter Pflege „Ehre und Ruhm“ verheißen hat¹²⁾! Von einer bloßen Spielerei, einer cavaliermäßigen Behandlung ist bei dem Kurfürsten nichts zu spüren, vielmehr tritt überall das ernste Bewußtsein entgegen, daß Alles an seiner rechten Stelle seinen Werth und seine Bedeutung habe, und dies ist wie ein Familienzug seinen Nachkommen zu eigen geblieben.

Wenige Jahre vor seinem Ende (1686) erhielt der Kurfürst als Erb-

schaftsantheil aus dem Nachlaß der ausgestorbenen evangelischen Pfalz-Simmernschen Linie eine Sammlung von mehr als 12 000 antiken und neueren Münzen, welche der gelehrte Lorenz Beger, ein Schüler Spanheims von Heidelberg nach Berlin brachte. Vielleicht ist es bei diesem Anlaß gewesen, daß der Kurfürst seinen gesammten Antikenbesitz seinem Nachfolger Friedrich, dem nachmaligen ersten König übergab, welchem damals auch die Münzsammlung des eben ausgestorbenen Pommerschen Herzogshauses zugefallen war. Unter dem Kurfürsten Friedrich, dessen Erziehung zur Kunstliebhaberei auch Patin kurz, aber sehr anschaulich beschrieben hat, nahmen die Ankäufe einen regen Fortgang; Beger, der in Berlin geblieben war, und dessen Obhut besonders die Antiken und Münzen anvertraut wurden, wies seinen Herrn richtig gerade auf die Bedeutung der griechischen Münzen hin, die damals natürlich ungleich seltener auftauchten als jetzt, und von denen die erste Sammlung des Großen Kurfürsten nur 6 goldene 111 silberne und 13 kupferne enthalten hatte. Im Jahre 1690 wird der Besitz an Münzen einmal auf 22 000 beziffert. Der Kurfürst wollte diese wie die anderen Alterthümer um sich haben und stellte sie in seinen Wohnzimmern auf; aber er, dessen Neigung zu Pracht und sinnfälliger Machtentfaltung bekannt genug ist, wollte auch Anderen zeigen, was er besaß, und so ward Beger beauftragt, die Sammlung herauszugeben, wie er schon früher in Heidelberg auch die Pfälzische Sammlung bearbeitet hatte. Bereits im Jahre 1696 trat der erste Band des thesaurus Brandenburgicus selectus an's Licht, dem 1698 der zweite, 1701 der dritte folgte, dieser schon dem Könige Preußens gewidmet, drei wirklich prächtige Folianten, vom Herrscher auf's Freigebigste ausgestattet, und das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen; und es ist nicht bloß relativ stattlich: auch auf einen Mann wie Ludwig XIV. machte es Eindruck. Wir aber dürfen dem Kurfürsten dankbar sein, daß er auf diese, unter damaligen Verhältnissen fast allein mögliche Weise seine Schätze auch wissenschaftlicher Benutzung erschloß. In den Anreden, mit denen Beger die einzelnen Bände seines thesaurus eröffnet hat, bleibt, wenn wir den Schwulst des Jahrhunderts abziehen, doch ein tüchtiger und schöner Kern: der Sammeleifer des Fürsten, seine Besorgniß, daß nichts Uechnthes sich einschliche, sein Wunsch der Veröffentlichung ne inter parietes latitaret. Und auch das ist ganz wahr, was im zweiten Bande gesagt ist: Tibi non sufficit reliquias in Germania investigasse, Romam ex Roma arcessis, denn es bedeutete schon etwas, wenn der Kurfürst die Sammlung des berühmten Antiquars Pietro Vellori in Rom (gest. 1696) ankaupte, welche 40 Marmorwerke, 80 Bronzegegenstände, 29 Gefäße und 40 Lampen enthielt, Sachen, die, soweit sie in Berlin geblieben, die Grundlage des heutigen Antiquariums bilden. Nach dem Umbau des Berliner Schlosses kamen die Sammlungen in fünf Zimmer des vierten Stockes nach dem Lustgarten zu; die Ueberführung geschah

im Jahre 1703, an einem 3. August, ein Datum, das in der Folge noch eine ganz andere Bedeutung erhalten sollte.

Gerade des ersten Königs Verhältniß zur Kunst würde erst in einem viel größeren Zusammenhange recht zur Geltung kommen. Wir wollen hier nur noch daran erinnern, daß er ja auch die Akademie der Wissenschaften und diejenige der Künste zu Berlin, sowie die Universität Halle gegründet hat; wahr geworden ist es wenigstens, wie es in einem Panegyricus jener Zeit heißt: *ubi iam literae quam maxime coluntur, in Brandenburgicis putate regionibus, ibi quam plurima victoriarum monumenta sunt*¹³⁾. In den letzten Regierungsjahren des Fürsten haben die geschwächten Finanzen eine Vermehrung der Kunstsammlung nur noch wenig zugelassen, und manche haben gewiß damals die Frage aufgeworfen, ob nicht auf diesem Gebiete schon zu viel aufgewendet sei. Der Nachfolger des Königs, Friedrich Wilhelm I., hat diese Frage jedenfalls bejaht; und als ein Mann, der seiner Einsicht Folge zu geben unter keinen Umständen sich scheute, erschien er schon ein paar Monate nach dem Gingange seines Vaters in der Kunkstammer und ließ mehr als 300 goldene Medaillen einsmelzen. Aber „einsichtig auch hier,“ wie der competenteste Beurtheiler, Julius Friedländer sich ausdrückt, „ließ er die Antiken unberührt.“ Uebrigens ist schon in Spanheims oben erwähnter Vorrede vom Jahre 1706, die an den fast achtzehnjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gerichtet ist, unter der leichten Verhüllung hoffnungsvoller Worte wohl erkennbar, daß auch er des Kronprinzen Neigung ganz auf solbatischem Gebiete suchte. Schlimmer als der eben erwähnte Verlust war schon, daß zwischen 1723 und 1726 eine Anzahl von Antiken, zumal 36 Marmorwerke, nach Dresden an August II. abgetreten ward, und zwar in Tausch gegen zwei Dragonerregimenter. Das Eintauschen lebendigen Materials war dem Sinne jener Zeit nicht ganz so anstößig, wie es uns heut erscheint. Aber auch wir dürfen dem gestrengen Könige nicht gram sein: wie der Preussische Staat nun einmal sich entwickelt hat, ist er ohne diesen Herrscher, der mit Wahrheit von sich sagen durfte: „Ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt“, gar nicht denkbar. Es ist aber ein den Dingen imwohnendes Gesetz, daß alle Uebrigen leiden, wenn Eines von ihnen mit Recht oder mit Unrecht bis in seine äußersten Konsequenzen entwickelt wird. Wir wissen jetzt, daß jenes Eine damals am Ende hinauslief auf die Größe und den Ruhm des Staates. Ja, vielleicht darf man bei dem notorischen Interesse des Königs für die Malerei — er malte sogar selber — voraussetzen, daß lediglich sein Pflichtgefühl ihn vom Kunstbesitz seines Vaters so viel hingeben ließ.

Wie dem auch sei, jedenfalls prägt erst der große König im XVIII. Jahrhundert, wie der große Kurfürst im XVII., dem Verhältniß Preußens zur Antike seinen Charakter auf. An dem Rauch'schen Denkmal zu Berlin hat daher mit vollem Recht auch das Abbild des betenden Knaben eine Stelle gefunden, jenes herrlichen Bronzewerkes bester griechischer

Kunst, das auch heute noch als eines der werthvollsten und schönsten Denkmäler des Berliner Museums gelten muß. Man kann beinahe sagen, daß sein Werth noch gewachsen ist, denn noch heute nimmt es unter den so sehr vermehrten Werken griechischer Kunst eine ganz einzige Stellung ein. Aus des Königs persönlicher Initiative ist der Ankauf hervorgegangen: vom Besiz des Prinzen Eugen war das Werk in denjenigen des Fürsten Liechtenstein gekommen; im Jahre 1747 gab Friedrich seinem Gesandten Grafen Podewils in Wien den Auftrag zur Unterhandlung und schloß den Handel mit 5000 Thalern (17 500 Mk.), für die damaligen Verhältnisse keine geringe Summe. Der König empfiehlt gute Verpackung, schickt einen Diener eigens bis Wien und schreibt: „Je l'attends avec impatience et je me fais d'avance un plaisir de voir un des plus beaux morceaux, que nous ayons de l'antique.“ Er stellte die Statue dann in Sanssouci auf, dem Fenster seiner Bibliothek gegenüber. Hier in Sanssouci vertheilte der König in Zimmer und Gärten auch die andern Antiken, die er früher und später erwarb, und diese waren sehr zahlreich, viel zahlreicher, als in weiten Kreisen bekannt ist. Ich hebe nur Einiges hervor. Im Jahre 1742 schon wurden 300 Marmorwerke des Cardinals Polignac um 36 000 Thaler angekauft; so viel anzulegen, muß also der König — nach seinem oben angeführten Grundsatz doch für „resonabel“ gehalten haben. Es waren meist Büsten, aber auch ganze Statuen, wie z. B. die so bekannte Polhymnia; und ein schöner Homerkopf hat seine Stelle im Studirzimmer des großen Königs bis heute behalten. Später fielen ihm mehr als 100 Marmorwerke aus der Hinterlassenschaft seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, zu. Ja, ich finde die Nachricht, daß in den Schlössern Friedrichs 5000 antike und moderne Sculpturen gezählt wurden¹⁴⁾. Dem großen Friedrich wird es verdankt, wenn die Sammlung vertieft geschnittener Steine im Berliner Museum reicher ist als jede andere: nicht weniger als 30 000 Ducaten wurden im Jahre 1764 aufgewendet für die berühmte Sammlung von fast 3500 Gemmen des Philipp von Stosch, welche Winkelmann verzeichnet hatte. Viertausend griechische und römische Münzen wurden 1770 in Dessau gekauft. In demselben Jahre vereinigte der König einen Theil seines neuen Antikenbesizes sammt allerlei Alterthümern aus der Berliner Kunstammer in Potsdam beim Neuen Palais in einem eigenen als Rundbau aufgeführten „Antikentempel“, in dessen Anbau Münzen und Gemmen Raum fanden. Die Anlage einer antiquarischen Bibliothek ward befohlen; es ist unverkennbar, hier sollte die Antike ungestört genossen, studirt werden. Freilich nicht vom Publicum; das wäre schon an der Entlegenheit gescheitert. „Wenn die Erlaubniß des Königs erlangt worden,“ so heißt es in einem damaligen Buche, „so begiebt sich Herr Stosch — der Aufseher — aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen“¹⁵⁾. Man begreift, das war keine einfache Sache. Aber an allgemeine Zugänglichkeit und Benützung von Kunstsammlungen ist damals

diesseits der Alpen überhaupt kaum gedacht worden; vielleicht bildet nur Mannheim eine Ausnahme mit seiner im Jahre 1767 eröffneten Gypssammlung, die vier Jahre später Goethe von Straßburg aus besuchte, der bis dahin nichts anderes als Laokoon den Vater und den Faun mit den Krotalen gesehen hatte, und doch war er schon in Leipzig gewesen und hatte Dresden besucht¹⁶⁾. Gerade Dresden pflegt im Lichte des vorigen Jahrhunderts als ganz besondere Stätte des Kunstgenusses zu erscheinen: in Beziehung auf Gemälde gewiß mit Recht, allein was die Antiken angeht, sehr mit Unrecht. An den Gebilden von Dresdens Kunstschätzen, so pries Herder, sei Windelmann erwacht. In der Abhandlung von der Empfindung des Schönen in der Kunst u. s. f. (1763) sagt dieser allerdings (§ 30): „Der größte Schatz von Alterthümern befindet sich zu Dresden; aber,“ fährt er fort, „ich kann das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Bretern wie die Häringe gepackelt standen und zu sehen aber nicht zu betrachten waren“¹⁷⁾. Einige waren bequemer gestellt, aber erst im Jahre 1785 wurde unter Friedrich August die Ueberführung der Marmore in das sogenannte Japanische Palais angeordnet und ausgeführt.

Nein, nicht die Antiken Dresdens haben auf Windelmann eine nachhaltige Wirkung ausgeübt; mit Stolz dürfen wir aussprechen, was heut zu Tage kaum gewußt, jedenfalls nicht richtig gewürdigt ist: es sind doch die Antiken des großen Königs in Potsdam gewesen, die Windelmann seine entscheidende Richtung auf Rom gegeben. Wem sollen wir denn glauben, wenn nicht ihm selber, der im März nach dreiwöchentlichem Aufenthalt bei Freunden in Potsdam einem andern Freunde schreibt: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt. Von den erstaunlichen Werken, die ich dort gesehen habe, und von denen du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten. Ich habe aus dieser Reise, die mir ziemlich kostbar gewesen, dennoch einigen Nutzen gezogen, und der ist dieser: ich bin entschlossen, mich auf einen gewissen Fuß in Rom zu setzen“¹⁸⁾. Und sofort nimmt er die Unterhandlungen wieder auf. Also aus Potsdam brachte Windelmann den Entschluß mit, der für sein Leben und dann für die kunstgeschichtliche Auffassung und Betrachtung aller folgenden Zeit entscheidend geworden ist.

Allein das bleibt bestehen, auch König Friedrichs Sammlung war nicht für den öffentlichen Genuß bestimmt; als vornehmer unerläßlicher Schmuck des Fürstenhauses galten die Werke der alten Kunst, wie schon in den Tagen der Renaissance, und so sind auch Friedrich Wilhelms II. Ankäufe in Rom gemeint, die dem neu erbauten Marmorpalais bei Potsdam und gewissen Zimmern des Berliner Schlosses zu Gute kamen.

Der Gedanke, der die Sammlungen unserer Zeit überall in der Welt

so beherrscht, daß wir uns selber ohne diesen gar nicht mehr vorstellen können, der Gedanke, daß die Kunstwerke in gewissem Sinne Gemeingut sind, daß sie einem Jeden zur Betrachtung und Benützung offen stehen, daß die Kunstsammlungen ein Erziehungselement für die Gesamtheit bilden müssen, dieser hohe, edle und wahrhaft volksthümliche Gedanke ist meines Wissens zuerst in Preußen gefaßt, ausgesprochen und durchgeführt worden, und zwar von einem Monarchen, der ein engeres Verhältniß zur Kunst nie vorgegeben, den nichts leitete, als ein untrügliches Gefühl der Pflicht, von Friedrich Wilhelm III. Aber es giebt auch ein Genie der Pflichterfüllung, und wir können es der Vorsehung nie genug danken, daß sie diesem auf dem preussischen Throne eine dauernde Stätte bereitet hat. Denn auch die höchste Begabung bleibt unvollkommen ohne das Gefühl der Pflicht; und wie es des einfachen Mannes bestes Mützzeug ist gegenüber den mannigfachen Forderungen seines engen Lebenskreises, so wird es zur gewaltigsten und ordnenden Kraft zugleich in der Hand des Fürsten, der für Alle zu sorgen hat. Vom Geiste der Pflicht durchweht sind die väterlichen Ermahnungen, die seit dem großen Kurfürsten jeder Herrscher seinem Nachfolger hinterlassen; aus dem Geiste ward das *suum cuique* geboren, und dieser Geist lenkte die Gedanken Friedrich Wilhelms III. Die ganze preussische Geschichte bezeugt uns, daß wir unsern Gegenstand damit nicht zu hoch fassen, des Königs eigene Aeußerungen bezeugen es. Bald nach seiner Thronbesteigung wollte der König die Sammlungen der wissenschaftlichen Benützung eröffnen. Die Akademie erhielt die Oberaufsicht, doch fehlt es an Spuren ihrer Thätigkeit. Dagegen ließ der König auf den Antrag Jean Henrys, der zum Vorsteher der Antiken und der verwandten Sammlungen ernannt war, alle kleineren Alterthümer, auch die nach Potsdam gekommenen wieder nach Berlin bringen, wo sie wiederum nebst einigen andern mit der Kunstammer vereinigt wurden (1798). Es war im Sinne des Königs, daß der Vorschlag gemacht ward, die Sammlungen nunmehr zwei Mal im Monat Gelehrten und Künstlern unentgeltlich zu öffnen; aber mit Erfolg widersezte sich Henry, der übrigens auch hauptsächlich auf den Ducaten angewiesen war, den jeder Besucher zu zahlen hatte, und welchem man für das Jahr 1800 etwa 240 Besucher nachrechnen kann. Ebenderselbe Henry faßte jedoch schon 1805 den Plan zu einem zusammenfassenden Museum — dahin drängte hier die Entwicklung. Da brach der Krieg aus. Nach der Weise römischer Eroberer ließ Napoleon einen großen Theil der antiken Kunstwerke auch aus Berlin nach Paris schleppen. Nach dem zweiten Pariser Frieden ist von diesen Dingen keineswegs Alles zurückgegeben worden. Was nach Memel gerettet und schon vorher nach Berlin zurückgekommen, war der Unterrichtssection des Ministeriums des Innern unterstellt worden; ein bezeichnender und folgenreicher Schritt.

Die Dornenkrone, welche unser Herrscher in jenen Zeiten trug, hat er selber mit einem lebendigen unverwelflichen Kranze durchflochten: wie in den

Tagen der tiefsten Erniedrigung Preußens die Berliner Universität gegründet ward, so geht der Gedanke eines allgemeinen Kunstmuseums beim Könige selber in eben jene Zeiten zurück. „Getreu der edeln, großartigen Weise unserer Könige, eignen Reichthum nur in dem des Staats zu finden“ (Friedländer, Münzcabinet S. 16) hat Friedrich Wilhelm III. schon im März 1810 ausgesprochen, daß für ein zu gründendes Museum die würdigen Kunstwerke, Bilder und Antiken aus allen seinen Schlössern ausgewählt werden sollten. Von vorn herein betonte der König die wissenschaftlich und künstlerisch wirksame Seite solcher Unternehmung (Gesch. d. Mus. S. 34. Cabinetsordre an den Staatsminister Grafen zu Dohna u. d. 29. März 1810). Das zunächst angeordnete Inventar ergab für die Antiken 80 Statuen, 133 Büsten, 29 Vasen. Gleich nach der Wiederherstellung des Friedens hören wir von Erwerbungen in Rom — so die amuthige Artemis, die nach ihrem früheren Besitzer Colonna genannt wird — selbst in Griechenland. Die Gewohnheit, Männer von vorzüglicher Capacität und besonderer Geistesrichtung als Vertreter nach Rom zu schicken, trug auch hier gute Früchte, wie in einer noch viel wichtigeren Beziehung, über die wir im weiteren Verlaufe zu sprechen haben. Vom Anfang dieses Jahrhunderts an sind dort Uhden, Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Bunsen aufeinander gefolgt. Kaum ein Zweig antiker Kunstgebilde ging leer aus; der Ankauf von 1348 bemalten griechischen Vasen und vielen anderen kleinen Kunstgegenständen, welche der österreichische Generallieutenant Freiherr von Koller in Unteritalien gesammelt hatte, fällt besonders in's Auge; die Sammlung des Generals von Minutoli, die reichere des Triestiners Passalacqua bilden den Grundstock des Aegyptischen Museums.

Wenige Wochen nach der enthusiastisch begrüßten Ausstellung der Kunstschätze (4. October 1815), die nach Paris entführt gewesen waren, am 18. November 1815 hören wir, daß der König zur Anlegung eines Museums den Ausbau der Cavallerieställe im Akademiegebäude, Unter den Linden, befohlen habe, der auch alsbald in Angriff genommen wurde. Es ist bezeichnend für den Sinn des Unternehmens, daß man ursprünglich die Unterbringung der Kunstschätze im Universitätsgebäude geplant hatte und nur wegen Raumangel davon abgegangen war; in nächster Nähe, wo noch heute die Akademie der Künste steht, im Mittelpunkte der Stadt wollte man dennoch bleiben. Als sich nun im Laufe der Zeit der museumsfähige Kunstbesitz besser übersehen ließ und sich dabei ergab, daß auch der angeordnete Ausbau unzulänglich bleiben würde, ward 1822 die Herrichtung des ganzen Grundstücks zwischen den Linden und der Dorotheenstraße in's Auge gefaßt. Da legte Schinkel im Anfang des Jahres 1823 einen Plan vor, der ihm aufgestiegen war, als er einige Monate vorher die Regulirung des Lustgartens im Allerhöchsten Auftrage zu bearbeiten hatte: an der nämlichen Stelle, wo das Museum jetzt steht, für die Kunstsammlungen einen ganz neuen Bau aufzurichten. Die Vorzüge dieses Planes waren so augen-

fällig, daß sie sofort die Billigung der Museumscommission fanden, vor Allem der Minister von Altenstein und von Bülow; und schon am 24. April desselben Jahres gab der König seine Zustimmung, mit der häushälterischen Rücksicht auf die Mittel des Staates, die ihn stets auszeichnete: die Kosten des Baues sollten die 700 000 Thaler des alten Projectes nicht überschreiten. Der König hat sich in der Folge doch noch zu weiteren Bewilligungen von über 93 000 Thalern herbeigelassen, die theilweise zu practischen Herrichtungen, theilweise aber auch zu schönerer Ausstattung erbeten waren. Der Voranschlag, welchen Schinkel dem Könige vorlegte, ist ein laut redendes Zeugniß jener Zeit: es ist beweglich, zu verfolgen, wie ideale Anforderungen und umsichtige Sparsamkeit im Kampfe sich zu vereinigen suchen und wirklich vereinigen. Sogar der voraussichtliche Miethsertrag aus den Kellereien des Museums wird vom Künstler stark in Anschlag gebracht, dessen wundervoller Genius sich nie glänzender bewährt hat, als in der Enge der Verhältnisse.

Am 3. August 1830, am Geburtstage des Königs, ward das Museum eröffnet, genau 127 Jahre, nachdem einstmal die Kunktkammer in das vierte Stockwerk des Schlosses einlogirt worden war. Welch ein Umschwung! Ich für mein Theil gestehe, durch keinen noch so antikisirenden Bau im Norden Europas so sehr in die ideale Welt, die wir uns aus dem Alterthum aufbauen, versetzt zu werden, wie wenn ich vom Schloßportal her jenseits des grünen Lustgartens die gewaltigen Säulen vor den farbigen Wänden der Halle in ihrer ernsten und einfachen Pracht aufsteigen sehe. Den Meisten, denke ich, die Berlin besucht haben, rufe ich damit ein Bild vor die Seele, ein Bild zugleich dessen, was in Preußen die Antike vermocht hat!

Der Sinn des Königs, seine persönliche Stellung ist nirgends deutlicher ausgesprochen, als in einem Erlaß vom 27. März 1822, wenngleich er nur die Bilder anging: „Ich habe seit längerer Zeit die Absicht, die in der hiesigen und Meinen übrigen Residenzen befindlichen Gemälde . . . an einem Orte hier zu vereinigen und sicher und zweckmäßig zum Nutzen und Vergnügen des Publikums aufzustellen.“ Gesagt war dies etwa auch in der Parlamentsacte vom Jahre 1753, die sich auf das Britische Museum bezieht (s. Anm. 19); aber die Besuchsordnung hat dieser Tendenz sehr lange Zeit hindurch nicht entsprochen. Auch will ich beiläufig bemerken, daß bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts der Besitz des Britischen Museums außer Büchern und Naturalien wesentlich in kleineren Alterthümern bestand. Bei fürstlichen Sammlungen in Europa war aber jener Grundsatz bis dahin nicht einmal ausgesprochen worden, und so konnte der Minister von Altenstein nach Eröffnung des Berliner Baues mit voller Wahrheit sagen: „Die Einrichtung des Museums und die neue Gestaltung sämmtlicher Kunstsammlungen gehört zu den wichtigsten, aber auch seltensten Ereignissen der Geschichte; der Gesichtspunkt ist gegenüber

der Kunstliebhaberei eines Regenten ein ganz neuer, sein Volk in größtem Umfange der Segnungen der Kunst theilhaft zu machen.“ Die Besuchsordnung, welche die Preussische Staatszeitung vom 26. Juli 1830 enthält, entspricht der Absicht des Königs: nur um den Platz nicht allzusehr zu beengen, findet der Eintritt zunächst gegen Karten statt — so bis zum 3. Januar 1832 —, diese sollen jedoch „ohne Unterschied an die zuerst Kommenden“ vertheilt werden.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie ernst und gründlich bei diesem Museum Alles genommen ward. Die Restaurationsarbeiten an den Antiken, die fünf Jahre hindurch unter Rauchs Aufsicht, dann unter Tiedt mit größtem Bedacht und beträchtlichem Aufwande vorgenommen wurden; die Principien der Aufstellung, die Rahmung der Bilder — Alles ward bis in's Einzelne erwogen. Hier war es, wo einmal der Segen schmäler Mittel zur Wirkung kam. Und was will es nicht bedeuten, daß ein Mann von dem Werthe Wilhelm von Humboldts an die Spitze der Commission berufen ward, welche die Einrichtung des Museums zu berathen hatte! Die Denkschrift, welche er am 21. August 1830 als eine Art von Rechenschaft an den König richtete ²⁰⁾, ist für beide Theile gleich rühmlich und beweiskräftig. „Nichts schien mir so wichtig,“ schreibt er, „als das Museum, dessen so ausgezeichnet großartige Stiftung ein beständiges Denkmal des Schutzes und der erhabenen Begünstigung bleiben wird, welche Ew. Königliche Majestät der Kunst und denen, welche sich ihr widmen, angeheißen zu lassen geruhen, der öffentlichen Benutzung, für die Allerhöchst dieselben es bestimmt haben, sobald als immer möglich zu übergeben.“ Alle nur denkbaren Gesichtspunkte der Aufstellung und Verwaltung, der Benutzung und der Vermehrung der einzelnen Gruppen von Kunstgegenständen kommen dann zur Sprache; schon weist Humboldt auch hin auf die einzige Bedeutung, welche eine große systematisch und chronologisch geordnete Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike haben würde (S. 313), und es fehlt nicht an Zeichen, daß er auch damit des Königs Meinung traf (Gesch. d. Mus. S. 19). Bei der Eröffnung enthielt das Museum, „große und kleine Gegenstände zusammengezählt,“ über vierhundert antike Bildwerke, von welchen drei und siebenzig „den freigebigen neuesten Erwerbungen“ des Königs verbankt wurden. Das erste Statut für das Königliche Museum vom 15. Januar 1835 enthält die Grundsätze, deren wesentliche auch im letzten Statut von 1878 (s. Staatsanzeiger vom 19. Novbr. 1878 Nr. 273) unverändert geblieben sind. Das Museum ist von Anbeginn — wie schon die geretteten Kunstsammlungen — dem Unterrichts-Ministerium überwiesen, also eine Staatsanstalt, mit staatlicher Dotation, unter Verwaltung von Staatsbeamten. „Eine möglichst freie Benutzung der Sammlungen soll gestattet und bewirkt werden.“ Gemäß den Intentionen Wilhelm von Humboldts werden drei Tage der Woche für die Künstler und Kunstfreunde reservirt, drei dem Publicum geboten, unentgeltlich; „theils durch die Kataloge der Sammlungen,

theils durch die von den Beamten bereitwillig zu gebende Auskunft soll die gewünschte Belehrung ertheilt und der bildende Einfluß der Kunst gefördert werden.“ Gelehrte haben „jede zulässige Unterstützung bei ihren Arbeiten zu gewärtigen.“ Ganz eigen ist die Anstellung eines „Archäologen des Museums“, der die wissenschaftliche Benützbareit der Antiken-Sammlung nach allen Seiten hin steigern sollte. Bei ganz veränderten Verhältnissen ließ man diese Stelle erst im Staatshaushaltsetat für das Jahr 1878/9 ausdrücklich fallen.

Ja, es ist eine neue Aera angebrochen mit der Einrichtung des Berliner Museums! Man vergleiche nur, was damals gleichzeitig an andern Orten Europas geschah. Sehr nah liegt es ja, an die Glyptothek in München zu denken, die in demselben Jahre eröffnet ward, an Antikeninhalt wie an Aufwand ungleich reicher, aber als Privateigenthum des Herrschers angesehen und verwaltet, noch vor wenigen Jahren nur an drei Tagen unentgeltlich geöffnet und bis auf den heutigen Tag im Winter ungeheizt, also unbenüßbar. London führte meines Wissens eine liberalere Besuchsordnung erst im Jahre 1832 ein; an drei Tagen war das Museum geöffnet, immer noch gegen Karten, und zwei Monate — August und September — ganz geschlossen. Ueber die Vaticanischen Sammlungen vollends wird gerade in jenen Jahren geklagt, daß sie nur zwei Mal, im Sommer gar nur ein Mal wöchentlich 3 Stunden hindurch wirklich geöffnet seien²¹). Die Pariser Kunstschätze, freilich erst gewaltsam durch die Revolution dem Königsbesitz entzogen, sind seitdem stets liberal zugänglich gewesen, aber noch heute werden sie nicht nach den Grundsätzen geleitet, welche bei uns seit Friedrich Wilhelm III. ununterbrochen herrschen. Gewiß hatte dieser König das Glück, Männer wie Schinkel, wie Humboldt an seiner Hand zu haben, und die Welt, besonders eine gewisse Welt ist, so lange sie kann, nur allzu geneigt, wenigstens hinter den schönen und großen Handlungen eines Fürsten sich nach seinen Räthen umzusehn. Hier aber machen wir uns ein Wort Bunsens zu eigen, welches er auch in einer Denkschrift über das Museum an den König richtet: „Nun bestätigt es sich auch in diesem Falle, wie die Beschützung, welche die Gunst eines hochherzigen Monarchen der Kunst und Wissenschaft angedeihen läßt, vielfach die Thätigkeit, den Eifer und die Liebe hervorruft, deren die Verwirklichung solcher schönen Absichten bedarf.“

Nach der Einrichtung des Berliner Museums nimmt nun das Verhältniß Preußens zur antiken Kunst allmählich eine so zusammenhängende und großartige Entwicklung, daß man zweifeln kann, ob man nicht die chronologische Darstellung zu Gunsten einer systematischen aufgeben solle. Schon um der gerechten Vertheilung willen bleibe ich jedoch bei der ersten, soweit ich sie irgend durchzuführen vermag.

Kunstwerke, so etwa drückt Wilh. von Humboldt sich aus, sind ihrem wesentlichsten Zwecke nach für die bloße Betrachtung bestimmt; aber auch

die wissenschaftliche Benützung der Antike kam nicht bloß in einem Statutenparagraphen des Museums zur Sprache. Auch hierin geschahen unter Friedrich Wilhelms III. Regierung die ersten folgenreichen Schritte, die auf immer größere Ziele zugeführt haben und noch heute zuführen.

Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1812 neu geordnet, begann ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Zeugnisse zu richten, welche recht eigentlich das Grenzgebiet bilden zwischen den monumentalen und den schriftlichen Resten des Alterthums, die Inschriften. Es ist unter unsern jetzigen Verhältnissen nicht leicht, Uneingeweihten die Bedeutung dieser Zeugnisse in ihrem ganzen Umfange klar zu machen, aber es ist schwer, diese Bedeutung zu überschätzen: so viel Licht werfen sie auf jede Seite des antiken Lebens. Von Zeit zu Zeit waren vollständige Zusammenstellungen versucht worden, und in der That können erst solche den ganzen und vollen Gewinn hergeben. Es liegt aber ebenso auf der Hand, daß sie sich nach einiger Zeit überlebt haben; zu viel neues Material kommt beständig an den Tag, zumal in unserer Zeit. Die Berliner Akademie übernahm zunächst die griechischen Inschriften, und im Jahre 1828 trat der erste starke Folioband, von August Boeckh bearbeitet, an's Licht. Wir kommen auf dieses mit Beharrlichkeit fortgeführte und immer mehr erweiterte Unternehmen noch einmal zurück; in diesem Augenblick wird unsere Aufmerksamkeit von Berlin, ja von Deutschland abgelenkt und findet sich erst in Rom festgehalten. Wie hier zur Vertretung des Preussischen Staates ein bedeutender Mann den anderen ablöste, haben wir gesehen; der gute und verständige Sinn, der auch dies eingegeben, und dem so reicher allgemeiner Segen auch daraus erwachsen sollte, begann jetzt gleichsam die ersten Blüthen zu treiben, die sich, wenn man so sagen darf, allerdings zunächst als Forderungen darstellten: denn es ist nicht nur der bösen, es ist auch der guten That gegeben, daß sie ihren Urheber nicht wieder losläßt. Schon zu Humboldts Zeit war das Haus der Preussischen Gesandtschaft ein Mittelpunkt geistig angeregten Verkehrs gewesen; später 1816 kam Niebuhr nach Rom, fast zu gleicher Zeit Bunsen, der einst in seine Stelle einrücken sollte. Viele Gelehrte, vor Allen deutsche, sammelten sich um jene. Der Plan einer umfassenden Beschreibung Roms ist in diesem Kreise gefaßt und auch nach Niebuhrs Weggang (1823) rüstig fortgeführt worden. Aber je mehr man den Boden Roms und Italiens überhaupt kennen lernte, desto tiefer und begründeter empfand man, wie wenig eigentlich seine Kunstschätze im übrigen Europa wirklich bekannt waren; wie viel an wichtigen, entscheidenden Nachrichten unwiderbringlich verloren ging, weil es an fortlaufenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Berichten durchaus gebrach. Eine hyperboreisch-römische Gesellschaft bildete sich, unter deren Mitgliedern fast nur Deutsche waren, doch ist es Pflicht, auch des französischen Duc de Luynes mit Dankbarkeit zu gedenken. Die Seele der Vereinigung indeß war Eduard Gerhard aus Schlesien, der schon im Jahre 1828 auf Bunsens Verwendung

von der Preussischen Regierung Mittel erhalten hatte, um Zeichnungen antiker Kunstwerke in großer Anzahl für das in Berlin geplante Museum zusammenzubringen. Die Lage der Dinge drängte von selber darauf hin, jene engere Gesellschaft zu einem Europäischen Verein zu erweitern; schon war Paris als Mittelpunkt in's Auge gefaßt; doch gerieth dieser Plan durch äußerliche Ereignisse in's Schwanken. Nun wies Gerhard auf Rom hin, — da trat Bunsen ein, noch zögernd — aber um diese Zeit, im Herbst 1828 geschah es, daß Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in Rom weilte, dessen Zauber seinen lebhaften und empfänglichen Geist ganz gefangen nahm. Ihn bewog Gerhard, das Protectorat über die neue Vereinigung zu übernehmen, — damit waren auch Bunsens diplomatische Bedenken überwunden und am 21. April 1829, am Palikienfest, dem Geburtstage Roms, wurde „das Institut für Archäologische Correspondenz“ zu Rom eröffnet²²⁾. Dies ist der Beginn einer Anstalt, welche seit Jahrzehnten in ihrer Sphäre eine unbestrittene Herrschaft ausgeübt hat. Ursprünglich eine internationale Gründung, bei welcher auch gerade der hervorragende Antheil von Franzosen unvergessen bleiben soll, fand sie doch von vornherein in Preußen ihre kräftigste Stütze. Das Protectorat des Kronprinzen war keine bloße Form: von 1830 bis 1857 genoß das Institut in Preußen Portofreiheit; die Geldzuwendungen sind im Anfang sehr bescheiden gewesen, aber von den ersten 100 römischen Thalern wuchsen sie doch allmählich auf 800, dann auf 1340 Thaler und betrugen zu einer Zeit, in welcher bei uns keineswegs glänzende Mittel für derartige Zwecke verfügbar waren, von 1859—1870, nicht weniger als 5840 Thaler jährlich, d. h. mehr als ein Viertel der Summe, welche in der gleichen Periode der Akademie der Wissenschaften in Berlin zufließt. Dabei war das Institut immer noch international; und doch hatte einzig auch Preußen schon seit 1860 zwei Stipendien ausgeworfen, jungen Gelehrten den Aufenthalt am römischen Institut zu ermöglichen, „um die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des klassischen Alterthums möglichst zu verbreiten.“ So war es denn nur das Aussprechen eines wirklichen Verhältnisses, wenn im Jahre 1871 das Institut zu einer Preussischen, im Jahre 1874 zu einer Reichsanstalt erhoben wurde.

Deutsch, nicht particularistisch ist Preußen in den Institutsangelegenheiten von jeher gewesen; seit dem Jahre 1842 besoldete es die dirigirenden Secretäre, — bis in die allerletzten Jahre war keiner derselben ein Preuße.

So ist der erste große wissenschaftliche Mittelpunkt zur Verwerthung der Denkmäler alter Kunst im Wesentlichen ein Werk Preußens. Man rede nicht von Zufall, seine Absicht entspricht zu sehr den ernsten und wohlthätigen Grundsätzen, welche auch bei der Einrichtung des Berliner Museums an den Tag getreten waren. Der Einfluß des Instituts ist unberechenbar: von der Fülle neuen Stoffes, den es der gelehrten Welt geboten, sehe ich ab. Auch das sei nur beiläufig bemerkt, daß dem fremden Lande der Dank für die schön gewährte Gastfreundschaft dadurch abzutragen versucht

ist, daß die Denkmale seiner alten Größe und Geschichte durch die Deutschen ihre erste wissenschaftliche Verzeichnung erhalten haben und jetzt auch ihre umfassende Veröffentlichung finden ²³⁾. Aber Niemand lehrt heute in ganz Deutschland über alte Kunst, Wenige über das classische Alterthum überhaupt, die nicht ihrem römischen Aufenthalt, ihrer Beziehung zum Institut einen guten, oft den besten Theil ihrer Bildung verdanken; und indem sie von dieser gern und freigebig mittheilen, ist der Segen jener Einrichtung hinausgetragen worden in alle Welt, wo er hingenommen wird, wie etwas, was sich von selbst versteht, ohne Dank und ohne Erinnerung; wir dürfen auch darauf stolz sein, daß er dies Schicksal mit so vielen hohen Gütern der Menschheit theilt.

Man hat wohl gesagt, daß Friedrich Wilhelm IV. so recht eigentlich geschaffen war für die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Das ist unbestreitbar, und doch — wir können nicht anders, wir müssen es aussprechen: was der König auch für die Antike gethan, es war im Ganzen doch nur die Erfüllung von Absichten seines Vaters. Für die Sammlungen, die in dem Schinkelschen Bau nicht unterkamen, ward ein neues Museum schon 1841 beschlossen, 1843—47 ausgeführt, wenn auch erst 12 Jahre später in allen seinen Theilen eröffnet. Hier endlich konnte auch jene längst geplante monumentale Geschichte der alten Kunst in Gypsabgüssen dargestellt werden, eine wissenschaftliche und künstlerische That, die einzig geworden ist in ihrer Ausführung und Wirkung. Vor Allem aber verdankt man es dem Könige, daß gleich von vorn herein eine Abtheilung den größten und besten ihrer Art beigezählt werden konnte, die Aegyptische. Dies war einer der Erfolge jener Expedition von 1842—45, welche der König, besonders auf Alexander von Humboldts Betreiben, Richard Lepsius übertrug und „mit wahrhaft königlicher Munificenz“ ausstattete; ein weiteres Ergebnis sind jene zwölf Folioebände mit 800 Tafeln ägyptischer und äthiopischer Denkmäler; wissenschaftlich das wichtigste, daß nunmehr endlich eine historische Betrachtung auch der Aegyptischen Kunst möglich wurde, die man bis zu Lepsius Untersuchungen doch mehr zu den „Curiosa“ zu rechnen pflegte. Neben so glänzenden Erscheinungen soll aber auch das rührende Bild eines Preussischen Gymnasiallehrers, August Schönborn nicht vergessen werden, der zwei Mal vom Könige unterstützt seinen unwiderstehlichen Forschungsdrang im Süden Kleinasiens befriedigen konnte, der ihn freilich wohl in ein frühzeitiges Grab gesenkt hat. Um so weniger darf das vergessen werden, als es der erste Schritt ist auf einer Bahn, die seitdem Preußen und Deutschland mit staunenswerthem Erfolge betreten hat, und als es noch ganz neuerdings unserm befreundeten Nachbarstaat Oesterreich der unmittelbare Anlaß zu einer glänzenden Expedition geworden ist. Endlich sei das Verhältniß des Königs zum Römischen Institut noch einmal dankbar in Erinnerung gebracht.

Was aber soll ich von Kaiser Wilhelm sagen, der den Vorständen

der Kunstinstitute bei seinem Regierungsantritte aussprach, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinziger Bruder gethan habe²⁴⁾ — und doch, wenn wir nichts als seine Friedenthaten auch auf diesem Gebiete hätten, das Herz müßte uns weit werden in Erinnerung an ihn! — Freilich sind diese Friedenthaten nur gleichsam die Rehrseiten seiner kriegerischen Erfolge; aber daß er gerade sie als solche gewünscht und herbeigeführt hat, ist auch ein unvergängliches Blatt seines Ruhmeskranzes. Kann aber überhaupt ein Staat ein schöneres Zeugniß sich ausstellen, als wenn er sich gedrungen fühlt, seinem politischen Aufsteigen in gleichem Schritte Arbeit für Kunst und Wissenschaft folgen zu lassen?

Ich berühre hier Dinge, die noch in Jedermanns Erinnerung sind! Haben wir doch Alle das Glück, noch unter dem Scepter dieses einzigen Mannes gelebt zu haben. „Er nahm für sich keine Rennerchaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Theilnahme gewiß.“ Schon in den ersten Jahren seiner Regierung ist er für archäologische Unternehmungen thatkräftig eingetreten: die Aufdeckung des Dionysostheaters in Athen (1862), die Grabung im Haine der Priesterschaft der Arvalbrüder bei Rom (1867) sind auf die Kosten König Wilhelms und der Königin Augusta bewirkt worden. Groß wurde der Maßstab auch auf diesem Felde allerdings erst nach 1871, aber wie hat es unseres theuren Kaisers Herz erfreut, daß die erste Friedenthats des Reiches die großartige Aufdeckung des alten Festplatzes Olympia sein konnte! Dies Unternehmen bot der Welt zum ersten Mal das Beispiel völliger Uneigennützigkeit und eines lediglich künstlerischen und wissenschaftlichen Interesses, denn aller Gewinn sollte den Griechen zufallen. Gerade dieser Umstand hat damals bei uns mancherlei Bedenken, hie und da abfällige Urtheile veranlaßt; aber hätte doch der, welcher so dachte, den Enthusiasmus gesehen und miterlebt, welcher das geistig tonangebende Element des Orients, die Griechen aller Orten erfaßte: er hätte auch die politische Wirkung unseres Unternehmens schätzen gelernt, für dessen Vollendung Kaiser Wilhelm zuletzt noch persönlich eintrat, „denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen.“

Was dem Kaiser auch auf unserm Gebiete Pflicht schien, hat er unter allen Umständen erledigt. Wie einst sein großer Ahnherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm von seinem Feldlager in Jütland her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt hat, so erklärte Kaiser Wilhelm aus seinem Hauptquartier zu Versailles am 2. März 1871 das Institut in Rom zu einer preussischen Staatsanstalt. Aber bald konnte ein solcher Mittelpunkt in Rom nicht mehr genügen: immer näher trat uns der weitere Osten, und als immer notwendiger erwies sich ein ähnliches Institut in Athen, wo schon seit dem Jahre 1846 ein französisches bestand, ohne bis dahin freilich eine recht zusammenhängende Thätigkeit entfaltet zu haben. Im Jahre 1874 stiftete

das Reich die sogenannte archäologische Schule zu Athen, die jetzt im Wetteifer mit den Franzosen über ganz Griechenland und den griechischen Osten Umschau hält, wie aus einem uner schöp flichen Vorne immer neuen Stoff, neue That sachen an's Licht fördert und die Studien dort wie im übrigen Europa befruchtet und anregt. Doch auch hier erkennen wir, wie ein gewaltiger Impuls sich gleichsam nur fortgepflanzt hat von dem „Preussischen“ Institut zu Rom, mit welchem das Athenische als eine Schwesteranstalt von vorn herein in engste Beziehung gebracht war. Der letzte Reichshaushalt bietet für beide eine Summe von über 117 000 Mark. Wiederum preussische Generalstabsoffiziere sind es, welche Attica zu vermessen beauftragt sind, wie ein so geweihter Boden es verdient; dem glücklichen Finder Heinrich Schliemann ist der preussische Ingenieur in Mykenai gefolgt, der preussische Architekt in Ikon und Tiryns der wesentlichste Mitarbeiter gewesen, der die wunderbaren Anlagen erst verstehen gelehrt hat.

Wir sind schon hie und da über Preußen hinausgegangen; und wir sind uns wohl bewußt, daß wir von nun an für Vieles auch auf unserem Gebiete dem Reiche zu danken haben, welches gern und freudig Pflichten mit übernommen hat, die man bisher bei uns allein getragen. Aber wie sind auch in Preußen die früheren Züge gewachsen in's Große und Großartige! Der Haushalt der königlichen Akademie der Wissenschaften, bei der übrigens die auf die Antike gerichtete Arbeit doch nur eine Seite der Thätigkeit darstellt, beträgt heut dreimal so viel als vor vierzig Jahren und ist zwischen 1873 und 1874 auf einmal um mehr als das Doppelte erhöht worden ²⁵⁾. Die ältere oben erwähnte Sammlung griechischer Inschriften liegt in vier Foliobänden abgeschlossen vor; eine neue Sammlung zunächst der attischen Inschriften ist begonnen und zum großen Theile vollendet; das ungeheure Unternehmen der lateinischen Inschriftensammlung hat unter Mommsen's energischer und durchgreifender Leitung einen staunenswerthen Fortgang genommen: was Preußen auf diesem Gebiete thut, geschieht noch in engerem Sinne für die ganze Welt als das bei Förderung der Antike überhaupt der Fall sein kann; und es kommt nicht bloß den Gelehrten zu Gute. Die Sendboten der lateinischen Inschriftensammlung sind ausgezogen in beinahe alle Länder alter Cultur; vorhandene Kräfte haben sie angefeuert, schlummernde erweckt, ja, man kann sagen, daß z. B. die ganze Erschließung der antiquarischen Schätze der Pyrenäenhalbinsel und die erneute Theilnahme auch der eigenen Bewohner eine Folge der Arbeiten für das Berliner Corpus inscriptionum latinarum ist.

Und nun das Berliner Museum, diese recht eigentlich preussische Schöpfung, wie ist allen seinen Theilen die Größe des Vaterlandes zu Gute gekommen, und nicht zum wenigsten der Antike! Schon im Juli des Jahres 1871 bewies der Kaiser seine Theilnahme am Gedeihen der königlichen Museen deutlich dadurch, daß er dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm das Protectorat übertrug. Dies war keinesweges nur eine Form:

auf das lebhafteste Interesse und das Verständniß des kunstbegeisterten Kronprinzen konnte im Großen wie im Kleinen gezählt werden, und mit seinem Verhältniß zu den Museen ist ihr nun folgender außerordentlicher Aufschwung untrennbar verknüpft. Weiß ich doch aus eigener Erfahrung — und dankbar muß ich dessen hier gedenken — wie warm der hohe Protector persönlich eintrat, als ich im Jahre 1874 eine Erkundungsreise im südlichen Kleinasien unternahm, für welche das Museum sich interessirte.

In früheren Jahren sind die Mittel, die auf die einzelnen Abtheilungen kamen, oft recht schmal bemessen gewesen; die Geschichte der Museen verzeichnet das getreu und lehrreich. Aber im Jahre 1873 stieg die Zuwendung auf einmal um viel mehr als das Doppelte; während vorher für Ankäufe 12000, dann 16—20 000 Thaler verfügbar waren, wurden im Jahre 1873 dafür 108 000 Thaler ausgesetzt, der letzte Voranschlag bestimmt insgesammt fast 900 000 Mark. Dazu traten außerordentliche Bewilligungen, wie beträchtliche Summen für das Münzcabinet, für welches wiederum Kaiser Wilhelm sein Interesse bezeugte. Jetzt giebt es kaum eine Antikenabtheilung im Berliner Museum, die nicht mit den ältesten und schönsten Sammlungen der Hauptstädte Europas wetteifern könnte, soweit diese nicht, wie etwa Rom, Neapel, Athen, ihren eigenen Kunstbezirk haben und dadurch in gewissen Gruppen unerreichbar werden. Gewiß veranschaulichen die Parthenonskulpturen in London die schönste und größte Zeit der griechischen Kunst in ganz einziger Art; aber für eine andere Epoche wunderbarer Schöpfungskraft und Lust, für diejenige der Diadochen, steht nunmehr Berlin ebenso unerreicht da. In einer Beziehung jedoch überragt das Berliner Museum alle andern: in der lebhaften und energischen Arbeit, seinen Besitz zu erschließen und für weite Kreise nutzbar zu machen²⁶⁾; auch dies nach den Grundsätzen, die schon Friedrich Wilhelm III. sich zu eigen gemacht hatte. Ein begeisterter Darsteller der Deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts hat neuerdings die Bedeutung jenes Königs überhaupt stark betont, und sich damit in Widerspruch zu einer hergebrachten Anschauung gesetzt. Soweit unsere Beobachtungssphäre hier reicht, müssen wir ihm rückhaltslos beipflichten; und ist es zum ersten Male, daß ein solider und wohlgeordneter Sinn an dauernder Wirkung glänzende Gaben weit überflügelt?

Es ist nun einmal unsere Bestimmung in Preußen, daß uns nichts zufällt, als was wir uns erarbeiten. Gerecht ist es freilich, daß einem Jeden nur zufalle nach dem Maß seiner Sorge. Sehen wir daher so viel treues und unablässiges Ringen auch für die Erschließung der Antike, so will es uns beinahe nur wie ein gerechter Ausgleich erscheinen, daß dem Berliner Museum die Schätze von Pergamon zu Theil geworden sind, durch deren glanzvolle Bearbeitung es sich auch unmittelbar wieder des Besitzes würdig erweist.

Endlich will ich noch einer Seite gedenken, deren weite Wirkung

auch Solchen klar sein muß, die nur mit dem rechnen, was sie mit Händen greifen können. Von der ganz einzigen antiken Kunstgeschichte in Gypsabgüssen, wie sie das Berliner Museum bietet, haben wir gesprochen²⁷⁾. Aber man fand kein Genügen daran, selber zu besitzen und zu verwerthen; auch Andere sollten an dem Reichthume Theil haben. In weiser Ansicht war von Anfang an mit dem alten Museum eine Gypsgießerei verbunden worden, die gleich allen anderen Abtheilungen stetig gewachsen ist und jetzt einen eigenen Neubau verlangt. Früh, schon vor der Errichtung des Berliner Museums hatte man bei uns für nothwendig gehalten, die höchsten Lehranstalten mit einer Auswahl von Abgüssen antiker Kunstwerke auszustatten: in Bonn datirt das von 1819, in Königsberg von 1824, in Breslau von 1825. Auch daran war früher kaum gedacht worden; nur in Göttingen, dem ältesten Sitz archäologischer Universitätsstudien, hatte man schon im vorigen Jahrhundert einige Abgüsse gesammelt. Jetzt ward das empfundene Bedürfnis durch die Gießerei des Berliner Museums befriedigt, aber zugleich gesteigert; denn man konnte eine große Anzahl wichtiger Bildwerke zu angemessenen Preisen ohne weitere Schwierigkeit beziehen. Der Katalog der verkäuflichen Abgüsse nach Antiken zählt jetzt 700—800 Werke auf. Schon aus diesen können sich die Universitäten und Akademien Preußens zum großen Theil eine wohlgeordnete Gypssammlung bilden, wozu unser Staat wiederum bereitwillig die Mittel zur Verfügung stellt. Auf der anderen Seite ist gerade erst durch die Berliner Sammlung — wir sagen damit nicht zu viel — die ungemeine Wichtigkeit solchen Materials einleuchtend geworden und hat schließlich nah und fern zur Nachfolge veranlaßt. London und München haben sich zum Theil erst in neuester Zeit zu solchen Sammlungen entschlossen, welche für den schönsten Besitz an Originalen doch erst das rechte historische Verständniß ermöglichen. Auf solche Weise hat Niemand zur Verbreitung antiker Kunstwerke direct und indirect mehr beigetragen als Preußen. Wir ahnen gar nicht, was wir vor unseren Großeltern voraus haben, wenn wir jetzt beinahe in allen großen Städten, die etwas auf sich halten, unser Auge erfrischen, unsern Sinn erbauen können an den schönsten Stücken der classischen Kunst, die ihrerseits durch ihre fortwährende Anwesenheit unsere künstlerische Bildung gleichsam unter einer strengen, aber wohlthätigen Aufsicht halten. Man hört nun wohl sagen, daß Pflege von Kunst und Wissenschaft noch niemals einen Genius hervorgebracht hätten. Das ist schwer zu entscheiden — wie man so zu sagen pflegt, wenn etwas auf keine Weise ausgemacht werden kann — aber der Genius mag viel von dem nicht nöthig haben, was für uns gewöhnliche Menschenkinder ganz unerläßlich ist, wenn wir nicht geistig und sittlich sinken sollen. Daß die wissenschaftlich geordneten und systematisch gegliederten Schausstellungen alter Kunstdenkmäler, wie sie durch Preußen inaugurirt worden sind, noch keine Wirkung gehabt, darf Niemand zu behaupten sich vermaßen; oder wird nicht jede Unternehmung, die sich

auf die Erforschung alter Kunststätten richtet, bei uns vom allgemeinsten Interesse getragen? legen nicht unsere Tagesblätter Zeugniß dafür ab durch einen oft ansehnlichen Bruchtheil ihres Inhalts? Wird es nicht in viel höherem Sinne noch dadurch bezeugt, daß kaum über irgend etwas alle Parteien unserer Volksvertretung so einig sind, als wenn es gilt, Mittel für solche Zwecke zu bewilligen? In unser Aller Bewußtsein ist es übergegangen, als ob es gar nicht anders sein könne. Das ist freilich nur eine Fortsetzung früherer Ueberlieferung, wenn von Seiten der Regierung jeder Eifer auch auf unserm Gebiete seine Anerkennung findet; oder wo ist der Gelehrte, welcher sagen darf, daß er in der Beziehung nicht stets das bereiteste Entgegenkommen, und, wenn irgend möglich, materielle Hülfe gefunden habe? Man halte dies doch nicht für etwas Selbstverständliches; es ist wirklich eine Folge der Entwicklung, die wir zu zeichnen versucht haben, daß die Theilnahme an alter Kunst einen Boden im Volke gefunden hat. Man vergleiche nur England, wo fast jede größere Unternehmung lange Zeit hindurch fast ausschließlich durch Privatmittel bewirkt worden ist; gewiß freut man sich dort des Besizes, aber mehr infolge des schönen allgemeinen Patriotismus, der die Engländer auszeichnet. Eine so lebendige Antheilnahme aller Schichten an den alten Denkmälern, wie das Berliner Museum sie beinahe täglich erweist, ist mir dort niemals entgegengetreten, dort so wenig wie andernwärts. Auch das werden wir für eine wohlthätige Wirkung halten, daß jetzt bei uns private Kräfte in großem Stile an der Ausbeutung des antiken Bodens sich zu betheiligen gesonnen sind. Bald werden wir von wichtigen Bereicherungen unserer Museen aus dem Osten hören, welche wir dem „Orient-Comité“ verdanken.

So dürfen wir sagen, daß Preußen das Lebenswerk seines großen Sohnes Windelmann in steter beharrlicher Arbeit weiter geführt, ja gleichsam erst erfüllt hat. Das ist nun aber der Segen alles Großen, daß mit reinem Sinne begonnen wird, daß seine Folgen unendlich sind, daß es gleich einer himmlischen Leuchte einfach da ist, um zu erhellen, was nur in seinen Kreis fällt; daß seine Wirkungen auch da noch gefunden werden, wo sie Niemand mehr suchen würde.

Unter allen Staaten ist Preußen zuerst der hohen Aufgabe sich bewußt geworden, daß auf das Volk zu wirken, daß es zu erziehen sei auch durch die Kunst! Wir aber dürfen uns glücklich schätzen, in einer Zeit zu leben, in welcher solch ein Gedanke ausgesprochen und verwirklicht werden konnte; und auch an unserm Theile dürfen wir froh einstimmen in den Ruf Aller, welche heute unbefangenen Auges auf unser Vaterland blicken: „D Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben!“

Anmerkungen.

¹⁾ In Frankreich L'association pour l'encouragement des Etudes grecques en France seit 1867, in England The Society for promoting Hellenic Studies in England seit 1880; beide mit rüstig fortschreitenden, inhaltreichen Jahrbüchern, die englischen der klassischen Kunst vorzugsweise gewidmet.

²⁾ Als eine Hauptquelle nenne ich die Festschrift zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens am 3ten August 1880, vorzüglich den I. und II. Abschnitt: die Königlichen Kunst- und Alterthumsammlungen bis zum Jahre 1830 von Jul. Friedländer, eine fast völlige Wiederholung der Einleitung, welche derselbe Verfasser dem Catalog des Berliner Münzcabinet's vorangeschickt hat; der zweite Abschnitt, die Gründung und Organisation der Königlichen Museen ist eine actenmäßige Darstellung des Generaldirectors Herrn Geheimrath R. Schöne. Die bez. Thatfachen habe ich zum allergrößten Theile aus diesen Abhandlungen entlehnt, Einzelnes wörtlich, da es sich eben um den vollkommen zutreffenden Ausdruck von Thatfachen handelt.

³⁾ Gesch. d. Mus., S. 4. Für Friedrich I. s. Ranke, Neun Bücher I, S. 19, aber auch „zwölf Bücher“ I, S. 105.

⁴⁾ Gesch. d. Mus., S. 13.

⁵⁾ Droysen, Gesch. d. preuß. Politik, III 1², S. 157.

⁶⁾ Ranke, a. D. 1², S. 378.

⁷⁾ Gz. Spanheim, De usu et praestantia numismatum antiquorum, Vorrede zum I. Bde. der ersten Auflage, s. Friedländer das Rgl. Münzcabinet, S. 2.

⁸⁾ Friedl. a. D., S. 2.

⁹⁾ Patin, Relations historiques et curieuses de voyages en Allemagne, Angleterre, Hollande, Bohême, Suisse etc. Ich benütze eine Ausgabe von Amsterdam 1696. Der Bericht, in dem Berlin vorkommt, ist der vierte, zugleich der letzte und ist datirt von Basel, 20. Juni 1673. Das oben im Text genannte Jahr scheint mir hervorzugehen aus S. 208: On sçavoit, que les Hollandois n'esperoient ny de plus fort ny de plus prompt protecteur, et que le secours qu'il leur donnoit était seul capable d'empêcher ou au moins de différer leur perte. Der Vertrag mit Holland datirt vom 6. Mai 1672 (Ranke, Zwölf Bücher, I, 302).

¹⁰⁾ Ich schließe das aus Patin's: j'y suis obligé par l'accueil qu'il me fit, à Berlin, par les offres, dont il m'honora et par la bonté qu'il eut de me dire, qu'il voulait entretenir correspondance avec moi (ob das geschehen ist?). Que ce mot ne vous fasse point de peine, Monseigneur, fühlt Patin sich veranlaßt hinzuzusetzen für seinen Gönner Friedrich August Herzog von Württemberg, an den die Relations gerichtet sind.

¹¹⁾ Auch abgedruckt bei G. Guhl, Künstlerbriefe II, S. 344 f. Für die Sammlungen des Kurfürsten s. auch ebenda S. 347.

¹²⁾ S. das bei Ranke, Zwölf Bücher, II, S. 502.

¹³⁾ Ranke a. D., S. 456.

¹⁴⁾ Ernst Curtius, Alterthum und Gegenwart, II, S. 205.

¹⁵⁾ Gesch. d. Mus., S. 14.

¹⁶⁾ Goethe, Wahrheit und Dichtung, XI. Buch am Ende; er sagt allerdings im VIII. Buche, daß er abgelehnt habe, die Antiken in Dresden zu sehen. Vgl. im Uebrigen R. D. Stark, Handbuch der Archäologie, S. 189.

¹⁷⁾ Vgl. Justi, Winkelmann, I, S. 274.

¹⁸⁾ Der Biograph Winkelmann's, der meines Lobes nicht bedarf, hat diese Aeußerung zu entkräften gesucht, „Athén und Sparta“ belächelt, das Erstaunen lediglich auf moderne Werke bezogen. Ich vermag ihm um so weniger beizupflichten, als die Darstellung, Gesch. d. Mus., S. 10, erweist, daß man zu jener Zeit in Sanssouci eine recht beträchtliche Anzahl der ehemals Polignac'schen Antiken finden

konnte. Und der Biograph selber hat nachgewiesen, wie wenig jene damals dort aufgestellten modernen Werke Winkelmanns Beifall fanden (I, S. 277); und er sollte eben diese „erkannlich“ genannt haben? Daß Jemand, der von Dresden kam, die geistige Atmosphäre der Umgebung Friedrichs II. imponiren konnte, dies zu glauben, braucht man wohl nicht gerade Preuze zu sein.

19) Kündige werden mir das Britische Museum entgegenhalten wollen. Ich weiß wohl, daß die Parlamentsacte von 1753 es bestimmen not only for the inspection and the entertainment of the learned and the curious, but for the general use and benefit of the public; aber ich kenne auch die Besuchsordnung von 1768, die, wenn ich recht berichtet bin, mit einiger Abschwächung bis zum Jahre 1832 in Kraft blieb, und welche dem Besuch des Publicums wenigstens überaus enge Grenzen zog. Alle diese Dinge sind so wenig bekannt, daß ich ein paar Bestimmungen aus jenen Statutes and Rules hierher setze: wer das Museum besuchen wollte, mußte das wenigstens einen Tag vorher beantragen, and if approved of, received tickets. The tickets were issued for a particular day and hour and were only available at that time. Not more than fifteen persons were admitted at once and were conducted through by the officers of the department. Ohne diese Begleitung durfte kein Zimmer betreten werden, und jede Gesellschaft hatte nur zwei Stunden „for gratifying their curiosity in viewing the Museum.“

20) Das schöne Document ist abgedruckt in „Aus Schinkels Nachlaß“ III. S. 298—327.

21) Beschreibung Roms II 2, Vorrede S. IX.

22) S. Ab. Michaelis, Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts. Festschrift 1879 S. 5 ff.

23) S. jetzt: Die Aufgaben und Ziele des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts von Ab. Michaelis. Preuß. Jahrb. 1889 S. 21 ff.

24) Ernst Curtius, Rede bei der Trauerfeier 22. März 1888, S. 10.

25) Etat der Akademie 1849: 20,743 Thlr. 1873: 28,715 Thlr. 1874: 194,145 Mk. 1888: 213,682 Mark. — Etat der Königl. Museen 1849: 44,290 Thlr.; 1872: 81,750 Thlr. 1873: 588,735 Mark. 1888: 896,195 Mark.

26) Ich weise hier hin auf das Jahrbuch der Preussischen Kunstsammlungen, das seit 1880 erscheint, auf die neuen Kataloge die z. Th. ausgegeben, z. Th. in Vorbereitung sind, auf die Anstellung eines technischen Beiraths für artistische Publicationen (s. Staatshaushalt für 1882), auf die zahlreichen Veröffentlichungen, in bez. Fachzeitschriften und einzeln; hierzu treten als „außerordentliche“ Aufgaben die Bethheilung an der Localforschung, die Untersuchungen in Syrien, vor Allem aber in Pergamon.

Vielleicht sind Manchem die Inventarnummern der Antiken des Berliner Museums im Jahre 1887 von Interesse: Marmorwerke 1386; Abgüsse 2093. Terracotten 8155. Vasen 3139. Kleinkunst 8064.

27) Man wird mir glauben, daß ich von der Existenz der großen durch Raphael Mengs zusammengebrachten Abgüßsammlungen in Madrid und Dresden unterrichtet bin; die erste ist, so viel ich weiß, ganz ohne Folge geblieben. Die Dresdener Sammlung ist schon seit 1794 zugänglich, aber von einer Wirkung in die Weite ist mir nichts bekannt geworden; vielmehr scheint auch sie erst wieder nach dem Vorgange der Berliner Sammlung neues Leben erhalten zu haben. Die Zahl ihrer antiken Abgüsse betrug 1881 nach Hettners Katalog etwa 670; fast genau so viel umfaßte im Jahre 1872 die Universitätsammlung zu Bonn. Neuerdings ist die Dresdener Sammlung in starkem Aufschwung begriffen.



Aus altfranzösischen Dichterinnen.

Von

H. Zschalig.

— Dresden. —



Es ist eine eigenthümliche Erscheinung der französischen Literaturgeschichte, daß in derselben bereits von den Zeiten unserer Minnesänger an von Jahrhundert zu Jahrhundert hervorragende Frauen auftreten, während Deutschland, von der im 10. Jahrhundert lateinische Comödien und Poesien schreibenden Nonne Hrotswitha abgesehen, bis in's 18. Jahrhundert keine Frau aufzuweisen hat, die sich dauernden literarischen Ruhm erworben hätte.

Von den ältesten französischen Dichterinnen sind es besonders Marie de France, Christine de Pisan, Louise Labé und die Damen Desroches, deren anmuthige Schöpfungen noch heute Beachtung, ja zum Theil Bewunderung verdienen. Die beifolgenden, möglichst sinn- und formgetreuen Uebersetzungen sollen den geeigneten Leser, so gut es möglich ist, davon überzeugen.

Das „Lai (d. i. der Sang) vom Geißblatt“ (lai du chievrefoil) hat zur Verfasserin Marie de France, die nach neueren Untersuchungen über die Beschaffenheit ihrer Sprache und Reime schon um die Mitte und in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, zur Zeit Heinrichs II. von England, mithin gerade zur Blüthezeit der französischen Literatur in England lebte, also nicht erst, wie man früher allgemein annahm, um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Stoff der Erzählung ist, wie auch bei den übrigen 13 Lais der Dichterin, dem britischen Sagenthume entlehnt, dessen Mittelpunkt König Arthur und seine Tafelrunde war. Die Form des Gedichtes ist die bei der epischen Kunstdichtung jener Zeit übliche: paar-

weis gereimte, meist männliche Achtsilbner; von 118 Versen haben nur 4 weiblichen Schluß. — Die Gedanken sind, trotz ihrer meist unvermittelten Aneinanderreihung, fast durchweg klar; nur einige Stellen erfordern wiederholtes Lesen. Der naive Ton der Erzählung ist trefflich, der Fortschritt rasch, manchmal fast zu rasch.

Das Geißblatt.

Ich will Euch, da es mich ergötzt,
Das Lai vom Geißblatt melden jetzt;
Auch sei euch wahrhaft kund gemacht,
Warum es einst ward ausgedacht.
Mehrfach vernahm es schon mein Ohr,
Und auch in Schriften fand ich's vor,
Von Tristan und der Königinne
Und ihrer holden treuen Minne,
Wodurch sie trai manch bitteres Leid;
An einem Tage starben Weib'. —

Der König Mark war unmuthevoll,
Dem Nessen Tristan galt sein Groll.
Sein Land zu flieh'n er ihm befahl;
Denn Tristan liebte sein Gemahl!
Da zog er in sein Heimatland
Süd-Wales, wo sein Geburtshaus stand.
Hier harret' er aus ein ganzes Jahr,
Da Rückkehr ihm verboten war.
Drauf bricht er auf, ob ihm auch droht
Fortan Verderben oder Tod. —
Drob braucht ihr nicht erstaunt zu sein;
Denn wer da liebet treu und rein,
Der ist betrübt und gramerfüllt,
Wird seine Sehnsucht nicht gestillt.
Tristan ist trüb und ernst gestimmt,
Weshalb vom Land er Abschied nimmt
Und stracks hin nach Cornwallis eilt,
Wo die geliebte Kön'gin weilt.
Im Walde hielt er sich versteckt,
Wollt' nicht, daß Jemand ihn entdeckt.
Beim Dunkeln nur verließ er ihn,
Wann's Zeit zur Nachtherberg' ihm schien.
Bei Bauern oder Armen bracht'
Er dann gewöhnlich hin die Nacht.
Dabei erkundet er mit Fleiß,
Was von des Königs Thun man weiß.
Sie künden ihm, was allbekannt,
Es sei die Ritterchaft gebannt,
So lautet König Marks Befehl,
Zu einem Fest nach Tintagel,
Und zwar zur schönen Pfingstzeit:

Das werde reich an Lustbarkeit,
Die Königin erscheine dort.
Das hört Tristan, schnell eilt er fort,
Sie soll und darf ihm nicht entflieh'n,
Er muß sie sehn vorüberzieh'n. —
Am Tage, wo der König fährt,
Tristan zurück zum Walde kehrt.
Zum Wege hin, von dem er wußt',
Daß ihn die Königin kommen muß'.
Drauf schnitt er einen Haselstab,
Dem er vier glatte Seiten gab.
Und als er ihn bereitet fein,
Schnitt er drauf seinen Namen ein.
Wenn ihn die Königin erblickt,
Ihn näher anzusehn sich schickt,
Erkennt sie vom Geliebten traut
Den Stab, sobald sie recht ihn schaut.
Schon früher war es wohl'gesehn,
Daß sie es also hat gesehn.
Der Inhalt jener Inschrift war,
Daß er ihr kündet schlicht und klar:
Daß lange er daselbst schon wart',
Schon lang' gelauert und geharrt,
Um zu erfahren, zu erspähn,
Wie er vielleicht sie könnte sehn;
Nicht leben könnt' er ohne sie!
Mit ihnen war es anders nie,
Wie es dem Geißblatt just erging,
Das an dem Haselzweige hing:
Wenn's ihn umgiebt und ihn umschlingt
Und rund am Stamm herum sich ringt,
Zusammen können sie gedeih'n;
Doch wollte man sie drauf entzwei'n, —
Bald stürbe wohl der Haselstrauch,
Und alsobald das Geißblatt auch.
„Uns, Freundin, geh't's wie dem Gefträuch,
Euch ohne mich, mir ohne Euch!“

Geritten kam die Königin.
Sie sah ein wenig vor sich hin,
Erblickt den Stab, und wohl verstand
Sie jedes Zeichen, das da stand.

Den Rittern all an ihrer Seit',
 Die bei ihr waren als Geleit,
 Zu halten hier befahl sie nun;
 Absteigen wollte sie und ruhn.
 Auf den Befehl hielt Mann und Roß.
 Weit ging sie nun hinweg vom Troß;
 Sie rief zu sich die Dienerin
 Brenguein; die hegt' viel treuen Sinn.
 Ein Stück vom Weg sah man sie gehn.
 Im Grün der Zweige fand sie den,
 Den mehr sie liebt, als was da lebt.
 Groß ist das Glück, das sie durchlebt.
 Froh kündet, alles Zwanges frei,
 Sie ihm, was ihr Begehren sei;
 Zeigt ihm, wie bald auf ferner Erd'
 Des Königs Guld ihn suchen werd',
 Und daß er's schwer empfunden hab',
 Daß er ihm solchen Abschied gab.
 Verleumdung nur sei Schuld daran.

Zu scheiden wendet sie sich dann.
 Doch als nun naht der Trennung Leid,
 Begannen sie zu weinen Weid'. —
 Nach Wales ist Tristan heimgekehrt,
 Bis ihn sein Oheim hat begehrt. —

* * *

Derweil die Freude ihm geschehen,
 Daß die Geliebte er gesehen
 Durch jenen Stab, den er beschrieb,
 Wozu der Kön'gin Wort ihn trieb;
 Damit der Spruch ihm nicht entfiel.
 Der Meister war vom Harfenspiel,
 Schuf er daraus ein neues Lai,
 Desß Name kurz und bündig sei:
 Als „Gotelef“ man's in England kennt,
 „Chievresfoil“ es der Franzose nennt.
 Die Wahrheit hab' ich nicht verhehlt
 Vom Lai, daß ich euch hier erzählt. —

Eine nicht minder beliebte und ausgezeichnete Dichterin war Christine de Pisan, die Tochter des Thomas de Pezano. Sie wurde 1363 zu Venedig geboren, verbrachte aber den größten Theil ihres Lebens in Frankreich. Die Noth machte sie zur Schriftstellerin; als solche erwarb sie sich bald großen Ruhm, setzte sich aber auch vielen Verleumdungen aus. Wie weit verbreitet ihr Ruhm war, geht daraus hervor, daß sie einmal zugleich einen Ruf vom Herzog von Burgund, vom Herzog von Mailand und vom König von England erhielt. Sie starb 1420 (1431?).

Von ihren zahlreichen Werken seien hier nur erwähnt 100 Balladen, von denen sich 20 auf den Tod ihres Vaters, Estienne du Castel, beziehen, dem sie eine treu ergebene Lebensgefährtin war. Wie ernst und verständig sie ihren Beruf als Mutter auffaßte, das geht aus den trefflichen Grundsätzen hervor, die sie in den hier mitgetheilten „notables moraulz à son fils“ ausspricht. Dieses Gedicht enthält in der anmuthigen Form leichtfaßlicher und gefälliger Verse eine ganze Erziehungslehre mit nützlichen allgemeinen Lebensregeln und ist ein charakteristisches Zeugniß dafür, daß die Beobachtung strenger Zucht und Sitte zu ihrer Zeit schon Manches zu wünschen übrig ließ. Vieles hier Gesagte verdiente wohl auch heute noch beherzigt zu werden.

So konnte nur eine wahrhaft liebende Mutter und zugleich eine selbst schwergeprüfte, aber hochherzige, fast männlich gesinnte Frau schreiben. Einige Stellen erinnern uns unwillkürlich an die Rathschläge des alten Polonius an seinen Laertes im Hamlet.

Was die Form anlangt, so ist bemerkenswerth, daß Christine, dem Geschmack ihrer Zeit folgend, ein auffallendes Bestreben zeigt, reiche Reime zu bilden. Dabei bindet sie gern gleichlautende oder sinn- und stamm-

verwandte Wörter. Diese Eigenthümlichkeit ist im Deutschen nicht immer leicht nachzuahmen; in einigen Fällen ist die Dichterin selbst davon abgewichen.

An ihren Sohn.

Mein Sohn, mir ward kein Schatz von
Gold,
Dich reich zu machen; drum sei hold
Jezo und künftig guten Lehren,
Merk auf, laß Dich dadurch belehren.

Gott liebe stets von ganzer Seelen,
Fürcht' ihn, sein Dienst muß dich befeelen;
Das sind, hast du sie recht erfasst,
Die zehn Gebote kurz gefaßt.

Dann sei dein eifrigstes Verlangen,
Die wahre Weisheit zu erlangen;
Sie kann dir jede Tugend lehren
Und ab von dir das Unglück wehren.

In deiner Jugend reinem Streben
Erkenne richtig schon das Leben;
Das Lernen möge vor Gefahren,
Vor jedem Irrthum dich bewahren.

Wohin auch immer du gestellt
Vom Schicksal, dem du unterstellst,
Beherrsche dich in solcher Weise,
Daß du verständig lebst und weise.

Willst in der Wissenschaft erlesen
Dir deinen Stand und Bücher lesen,
Studire so, daß du nicht einst
Unwissend vor Gelehrten scheinst.

Willst hochgesinnt Soldat du werden,
Mußt du für manches Land der Erden
Die Waffen führen; unversehrt,
Verläßt das Glück des Kriegs dich oft.

Um keinen Preis dien' schlechtem Herrn,
Die Frucht fällt nie vom Baume fern.
Es ziemt sich treu ihm nachzufolgen,
Du müßtest seinen Sitten folgen.

Dem angestammten Herrn sei treu,
Vor Niemand hege größ're Scheu,
Nach Pflicht und Recht. Vor Allem, Sohn,
Sei niemals falsch, um keinen Lohn!

Hast einen Herrn du, dien ihm gut;
Sprich wohl von ihm, bewahr' sein Gut
Und sein Geheimniß; was er treibe,
Demüthig ihm ergeben bleibe!

Begehrlichkeit sei fern von dir,
Leicht herrscht als Feindin sonst Begier
Der Keuschheit und der Weisheit vor;
Doch sei auch kein freiges'ger Thor!

Ist Ruhm der Waffen dein Begehr:
Wohlauf, verfolge manch ein Heer.
Nie in der Schlacht, noch in den Schranken*)
Seh' man dich fliehen oder wanken.

Kuht man als Hauptmann dich in's Feld,
Nicht heiß' es dann, du liebst das Geld;
Zu finden gute Kriegerleut' ist
Kaum möglich, wenn du geizig bist.

Wenn du als Fürst ein Land regierst
Und lange dort das Scepter führst —
Gerecht, nie grausam sein, das lerne,
Das Volk zu drücken sei dir ferne! —

Bist du in Amt und Wirkksamkeit
Und waltest der Gerechtigkeit,
So richte recht, vergiß es nicht,
Einst fordert Gott dich vor Gericht.

Hast Schüler du, so table nie
Sie allzustreng, und siehst du sie
Sich irren, dann bedenke nur:
Schwach ist die menschliche Natur.

Wenn du ein Priester bist geworden,
Mönch oder Glied von einem Orden,
So halte dich von Habgier frei,
Scheineiligkeit und Heuchelei.

Was dir nicht zukommt, noch bringt Leid,
Nicht kümmer' es dich, noch hege Reid;
Treib' über Fürsten, über Gott
Niemaß im Wirthshaus deinen Spott!

*) des Turniers.

Stets ehre, die zu Ehren kamen
Durch Alter oder guten Namen.
Mit Braven sollst du gern verkehren,
Der Arglist deinen Rücken kehren.

Sorg', daß man dich nicht schüchtern heißt,
Noch zänkisch, boshaft, allzudreist;
Begegne Jedem sanft und hold:
Tritt auf, je wie du reich an Gold.

Wenn du vom Handel leben mußt —
Kauf und verkaufe ganz nach Lust,
Nur daß Verlust nicht mög' entstehen;
Noch üß' Betrug; s'ist ein Vergehn!

Wenn du's bedarfst, und es thut noth,
Daß dir ein Handwerk bringe Brod —
Sei treu und trag's still mit Verstand:
Im Himmel ist der hohe Stand.

Wenn du gelangst zu Glückserwerb,
Zu großem Wohl und reichem Erb —
Hab Acht, nicht stolz dich zu erheben:
Du mußt Gott Rechenschaft einst geben.

Bei Tafel halte dich bescheiden,
Auch sollst du dich vernünftig kleiden,
Daß man nicht spotte dein beim Mahle;
Daß Ei erkennt man an der Schale.

Wenn jung du bist und wohlsgewandt,
Sei hübsch, auch ohne teuren Tand;
Um Kleider sollst du dich nicht sorgen,
Nett sein, doch nicht durch Raub und Voren.

Veständig sei, fest sei gefaßt
Des Wohlthuns Vorsatz, den du hast;
Wer stetem Wechsel zugelehrt,
Kann weder brav sein, noch gelehrt.

Sei wahrhaft, Sohn, in jedem Wort,
Und sprich und schweig am rechten Ort;
Wer aus Gewohnheit zu viel spricht,
Gilt oft für allzuweise nicht.

Der Hilfsbedürft'gen dich erbarm',
Die dir begegnen nackt und arm;
Und hilf, so lange es noch Zeit,
Bedenk: der Tod ist oft nicht weit.

Halte dein Versprechen, schwör' nicht leidig,
Wahr' dich und werde nie meineidig;
Dem Lügner, heißt es, glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Lieb', die als Freunde zeigen sich,
Vor deinem Feinde hüte dich!
Zu groß wird nie der Freunde Kranz:
Kein Feind ist zu verachten ganz! —

Louise Labé ist streng genommen schon keine altfranzösische Dichterin mehr, da sie bereits dem Jahrhundert der französischen Renaissance angehört. Sie lebte von etwa 1525—1565 in Lyon. Ihr Beiname „la belle Cordière“ — von Wieland wohl aus Versehen in „belle cordelière“ (schöne Franziskanerin!) verwandelt — ist früher von Literaturhistorikern meist mit ihrem Vater in Verbindung gebracht worden. Richtiger ist es wohl anzunehmen, daß sie denselben ihrem Gatten, einem reichen Seilermeister in Lyon, verdankt. Louise Labé stand in hohem Ansehen bei ihren Landsleuten; in ihrem Hause verkehrten die namhaftesten Dichter und Gelehrten der Stadt. Man hat sie oft verleumdet; doch alle Angriffe auf die Reinheit ihres Charakters sind, wie Lur in seiner Schrift über die Dichterin dargethan, hinfällig.

Die mitgetheilten Sonette und Elegien waren an den Heißgeliebten gerichtet, der ihr Herz bei der Belagerung von Perpignan erobert hatte, an welcher sie (von den Soldaten „capitaine Loys“ genannt) als 16jähriges übermüthiges Mädchen theilnahm. Die Gedichte selbst noch zu empfehlen,

wäre überflüssig! Solche Frische und Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, so überraschende Wendungen, solch eine, man möchte sagen, moderne Sprache, fesseln schon von selbst.

I.

Ich leb', ich sterb'; ertrint', und bin versenget.
Mir ist so heiß — ich bin vom Frost erstarrt,
Das Leben ist zu sanft mir und zu hart,
Ich trage großes Leid mit Freud vermenget.

Mein Lachen wird vom Weinen schnell verdrängt,
Verdruß bleibt im Genuß mir nicht erspart,
Mein Gut entweicht und bleibt mir doch bewahrt,
Nach welf' ich, drauf mich junges Grün umfängt.

So launenhaft hält Amor mich gefangen;
Und wenn mir dünkt zu groß mein Mißgeschick,
Ist unversehrt der Kummer mir vergangen.

Glaubt' ich dann sichere Freude zu erlangen,
Im reichsten Maß das heiß ersehnte Glück,
Da kehrt mein altes Ungemach zurück.

II.

So lang' des Auges Thränen nicht versagen,
Zu trauern um das Glück, das weit entrückt,
So lange noch, von Seufzern nicht erdrückt,
Die Stimme leis es mag den Lüften klagen;

So lang die Hand die Laute noch mag schlagen,
Damit Dein Lob ich sing', von Dir entzückt;
So lange noch die Seele still beglückt
Nach Dir nur mag, Dich zu begreifen, fragen:

So lang' bin ich zu sterben nicht gewillt.
Doch wenn der Thränenquell einst nicht mehr quillt,
Die Stimme bricht, die Hand mir kraftlos bliebe,

Und meine Seel' in diesem Sterbehause
Nicht fähig mehr zu zeigen ihre Liebe:
Dann lösch' der Tod des Lebens Fackel aus!

Aus den „Glegien“.

Mit solcher Sehnsucht treibt es nie den Sklaven
Nach Freiheit, nie das Schiff nach seinem Hafen,
Wie Tag zu Tag, Geliebter, mein Begehrt
Nach deiner freundlich holden Wiederkehr.
Sie dächte mir das Ziel von meinem Wehe,
Das enden müßt', wenn ich dich wiedersehe.

O, süßes Glück! Doch oh des Wartens Bangen
 Klagt, ach, umsonst mein sehndes Verlangen.
 Grausamer, sprich, warum so kurzes Bleiben
 Verbiehest du in deinem ersten Schreiben?
 So kurz Gedenken schenkest du mir nur,
 Daß du so bald mir brachst der Treue Schwur?
 Wie wagst du so zu trügen ihre Lieb',
 Die dir zu jeder Zeit so treu verblieb? —
 — — Du liegst vielleicht an unbekannter Stätte
 Hilfloß darnieder auf dem Schmerzensbette. —
 Ich kann's nicht glauben; denn mein stetes Flehen
 Drang zu den Göttern für dein Wohlergehen,
 Daß grausamer als Tiger sie wohl grollten,
 Wenn sie mit Krankheit dich verfolgen wollten. —

Der seinen Thron im Himmel aufgeschlagen,
 Wie könnt' er meine Bitte mir versagen?
 Wenn, für dich betend, er mein Weinen sieht
 Und meine Zähren, all sein Zorn entflieht.
 Stets war's mein Müh'n, mich seinem Dienst zu weihen,
 Nicht anderen Vergnüß kann ich mich zeihen,
 Als daß an seinem heiligen Altar
 Anbetung dir, wie Gott, ich brachte dar!

Berühmte Zeitgenossinnen von L. Labé waren Madame und Made-
 moiselle Desroches in Poitiers. Etienne Pasquier (1529—1615),
 dessen Urtheil über seine Zeitgenossen noch heute Gewicht für uns hat,
 sagt, nachdem er über einige hervorragende Dichter gesprochen: „Ich trage
 kein Bedenken, an die Genannten hier die Damen Desroches, Mutter
 und Tochter, anzureihen, besonders die Tochter, welche unter den gut
 schreibenden Damen leuchtete, wie der Mond unter den Sternen.“

Beide starben im Jahre 1587 an der Pest und zwar, wie es stets
 ihr Wunsch gewesen, an demselben Tage. Ihre Werke wurden im folgenden
 Jahre vereinigt herausgegeben; neue Auflagen erschienen 1583 und 1604.

Ein in Alexandrinern (einem dem Wesen dieser künstlichen Gedichtform
 wenig entsprechenden Versmaße) verfaßtes Sonett von Catharina Desroches
 ist an ihren Spinnrocken („A ma quenouille“ überschreibt sie es selbst) gerichtet.
 Den flotten und leidenschaftlichen Liebessonetten der Louise Labé gegenüber
 mögen freilich diese Verse etwas matt erscheinen. Dennoch ist der Gedanke,
 der Theokrit entlehnt sein, oder wenigstens schon bei ihm sich finden soll,
 nicht unpoetisch. Man wird an Goethes „Zwei Seelen wohnen, ach, in
 meiner Brust“ erinnert; nur daß hier der Zwiespalt der Neigungen nicht
 so tragisch ist und sich bereits friedlich ausgeglichen hat. Der echt weib-
 liche Sinn für häusliche Thätigkeit ist die Grundlage alles Glückes; die
 edlere geistige Beschäftigung dient der Dichterin nur dazu, das Leben zu
 verschönern und geistig zu vertiefen.

An meinen Spinnrocken.

O Freund, um den ich sorg', laß, Rocken, es dir schwören,
Stets treu zu lieben dich, zu tauschen nimmermehr
Um äußerliches Gut des Hauses Glück und Ehr';
Was unbeständig schwankt, wird bald die Zeit zerstören.

Bist du zur Seite mir, mehr Schutz wirst du gewähren,
Als Tinte und Papier, ob sie auch rings umher
Mich eingeschlossen hätten; du bist die beste Wehr,
Um aller Unbill Weh mir schablos abzulehren.

Doch, Rocken, du mein Freund, erwarte darum nicht,
So sehr zu ehren dich und lieben mir ist Pflicht,
Daß ich nun ganz und gar entfag' dem edlen Spiele,

Zu schreiben hie und da, denn schreibend denk' ich dein
Und singe deinen Werth, besorgt um dich allein:
Die Spindel hält die Hand, zugleich doch mit dem Riele!

Auf das Verhalten der Menschen zum Glück im Allgemeinen, jedoch mit besonderer Anwendung auf die Frauen, bezieht sich das folgende Sonett ihrer Mutter: „Je croy que le bonheur ne despend que de nous.“

Ich glaube, daß das Glück von uns abhängt allein,
Und daß drum Jedermann sein eignes Glück mag schmieden;
Der Thor zu unbedacht verscherzt es sich hienieden,
Der Weise geht mit ihm behutsam um und fein.

Vom Schauplatz dieser Welt der Menschen Thun und Sein
Vermag von diesem Satz klar den Beweis zu bieten,
Es ist der Menschheit so hier unterm Mond beschieden:
Sie trägt ihr Wohl und Weh', trägt ihre Lust und Wein.

Drum wer sich glücklich fühlt zur Zeit als Unvermählte,
Nicht weniger wird sie's sein, wenn später sie erwählte
Sich Hymens heilig Band. Und wenn die Liebe glüht

Im keuschen Eheband mit holder Fackel Brande,
So ist sie glücklich noch dereinst im Witwenstande;
Weil alles Glück entspringt dem eigenen Gemüth.

Unter den Gedichten der Catharina Desroches verdienen noch genannt zu werden: „Quelques vers dorez“ und „Enigmes de Pithagore“, die in sprachlich gewandte und ansprechende Form eingekleidet sind.

Zum Schluß sei an einen kurzen poetischen Erguß der Königin Maria Stuart erinnert, die unter den fürstlichen Dichterinnen Frankreichs nicht die kleinste ist. Es sind die durch Vérangers Bearbeitung berühmt gewordenen Abschiedsworte an Frankreich, „sa patrie la plus chérie“. Den Leser wird es vielleicht interessieren, beide Gedichte einmal zu vergleichen, weshalb wir hier auch den französischen Originaltext mittheilen.

Adieux à la France.

Adieu, plaisant pays de France,
 O ma patrie!
 La plus chérie,
 Qui as nourri ma jeune enfance!
 Adieu, France, adieu, mes beaux jours,
 La nef qui disjoint nos amours
 N'a c'y de moi que la moitié;
 Une part te reste; elle est tienne;
 Je la fie à ton amitié;
 Pour que de l'autre il te souvienne.

Abschied von Frankreich.

Leb' wohl, Du fröhlich Land der Franken,
 O Heimaterde!
 Vor allem werthe,
 Der ich der Kindheit Glück zu danken!
 Leb' wohl, du Land, du schöne Zeit;
 Das Schiff, das unsre Lieb' entzweit,
 Trägt nur die eine Hälfte fort;
 Mein ander Theil will ich dir scheuten,
 Will dir's vertraun, der Freundschaft Hort,
 So wirst du auch des andern denken!





Zur Charakteristik des Kaisers Paul.

Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs.

Don

A. Brückner.

-- Dorpat. --



Das „Archiv des Fürsten Woronzow“, eine Publication, welche jetzt einige dreißig Bände umfaßt, enthält eine Fülle von Material für die Geschichte der Regierungen Elisabeths, Katharinas, Pauls und Alexanders. Der Hauptreichtum dieser Sammlung besteht in den Privatcorrespondenzen hervorragender Beamten und Höflinge. Unmittelbarer als memoirenartige Aufzeichnungen veranschaulichen solche Quellen die Begebenheiten. Vertrauliche Mittheilungen von Freunden an Freunde gewähren einen tiefen Einblick in die Situationen, enthalten Urtheile über Thatfachen und Personen. In der großen Menge solcher von verschiedenen Seiten gefällter Urtheile besitzen wir ein sicheres Mittel der Controle derselben. Mögen persönliche Interessen, Subjectivität, augenblickliche Stimmung oder Verstimmung einen noch so großen Antheil an derartigen Urtheilen haben, so bietet die Zahl derselben einen sichern quellenkritischen Regulator dar. Wollen wir uns eine Vorstellung bilden von dem Eindruck, welchen der Habitus, der Charakter einer Katharina, eines Paul auf die Zeitgenossen überhaupt, auf die sie umgebenden Personen insbesondere übten, so erweist sich die Lectüre von Privatbriefen in sehr großer Anzahl als ein sicheres Mittel zur Erreichung dieses Zweckes.

Die folgende Skizze ist ein Versuch, durch Zusammenstellung zahlreicher Urtheile von Zeitgenossen ein Charakterbild des Kaisers Paul zu gewinnen. Wir beantworten die Frage, in welchem Lichte die Persönlichkeit dieses Herrschers denjenigen Männern erschienen sei, welche Ge-

legenheit hatten, ihn aus der nächsten Nähe zu beobachten, seine Handlungsweise zu beurtheilen, seine Regierungsart nach Verdienst zu würdigen.

Eine allseitige Charakteristik Pauls und seiner Regierung liegt nicht in unserer Absicht. Wir sehen von einer Benutzung oder Verwerthung anderer Quellen als der Papiere des Woronzow'schen Archivs ab. Wir lassen uns vorläufig daran genügen, an diesem Gegenstande den Werth dieses reichen Quellenwerks zu veranschaulichen, durch Zusammenstellung von Proben aus der Fülle von Rohmaterial eine Art Halbfabrikat herzustellen. Es handelt sich um einen Beitrag zur Geschichte Pauls, welche noch keinen Bearbeiter gefunden hat.

I.

Die Geschichte Pauls bis zu dessen Thronbesteigung ist neuerdings von Kobeko behandelt worden*). Der Versuch, Paul zu rechtfertigen und Katharina anzuklagen, ist nicht gelungen. Es fehlt der Beweis, daß die unselige Charakterentwicklung des Großfürsten in erster Linie der Ungunst der Verhältnisse zugeschrieben werden müsse. Die Verbüsterung des Temperaments Pauls, welche seine Regierung kennzeichnet und zu seinem Sturze beitrug, ist in der Darstellung Kobekos durch den Hinweis auf den Gegensatz zwischen Mutter und Sohn nicht ausreichend erklärt; die psychologische Interpretation ist ungenügend; der Cäsarenwahn, dessen Opfer Paul wurde, blieb ein ungelöstes Problem.

Beide, Katharina und Paul, gelangten relativ spät auf den Thron; die Verhältnisse Beider vor der Besitzergreifung der Macht waren ungünstig; aber die Verschiedenheit der Charakterentwicklung Beider springt in die Augen. Es zeugt von einem gutgearteten Temperament, daß die unumschränkte Macht, deren Besitz Katharina nach den Demüthigungen und bitteren Erfahrungen der vorhergegangenen Zeit mit um so größerem Entzücken genoß, keine despotischen Instincte in ihr wachrief, während ihr Sohn, nach jahrelanger Zurücksetzung zur Herrschaft gelangend, alles Maß und Ziel verkannte und durch Sultanslaunen und Willkürherrschaft seine baldige Katastrophe herbeiführte**). Der Erfolg, die Gunst der äußeren Verhältnisse haben auf Katharinas Temperament läuternd, veredelnd gewirkt; Pauls schlechte Eigenschaften erfuhren durch den Machtbesitz eine Steigerung; die schrankenlose Gewalt hat ihn endgültig corrumpt.

Eine gewisse Verschrobenheit in der Haltung und Stimmung und in den Anschauungen Pauls sind schon früh wahrgenommen worden. Einer

*) Von dem in russischer Sprache verfaßten Buche sind bereits drei Auflagen erschienen. Eine sehr schlecht redigirte deutsche Uebersetzung von J. Laurenty erschien bei Deubner in Berlin 1886. Meine Besprechung des Kobeko'schen Buches s. in d. Allgem. Zeitung 1883. Nr. 264 u. 265.

**) S. Genaueres in meiner „Katharina“ S. 562 ff.

seiner Lehrer sagte einst zu dem Knaben, er werde, von den besten Absichten erfüllt, doch verhaßt sein. Jahrzehnte hindurch spielte er eine Art Prätendentenrolle. Man hat ihn mit Hamlet verglichen. Er haßte die Personen, welche das Vertrauen der Kaiserin genossen. Im Gespräch mit Leopold in Florenz sagte er von Potemkin, Besborodko, Woronzow u. A., er werde sie, wenn er zur Regierung gelange, „ausruthen.“ Es gab fortwährend Momente der Verstimmung zwischen der Kaiserin und dem „jungen Hofe.“ Katharina hatte keine hohe Meinung von den Fähigkeiten ihres Sohnes. Sie hielt ihn fern von den Geschäften; sie mußte es zu hindern, daß er irgend welchen politischen Einfluß übe. Es war eine seltene Ausnahme, wenn Paul sich mit seiner Mutter über politische Fragen unterhielt. Er pflegte anderer Ansicht zu sein als die Kaiserin.

In der Zurückgezogenheit seines Lebens auf dem Schlosse zu Gatschina beschäftigte sich Paul mit militärischen Uebungen. Ihn interessirten vorwiegend die Einzelheiten des Gamaschenendienstes. In den letzten Jahren der Regierung Katharinas verdüsterte sich seine Stimmung. Man meinte eine Verschlimmerung des Charakters an ihm wahrnehmen zu können. Mißtrauen und Reizbarkeit wurden seine Haupteigenschaften; der geringste Widerspruch reizte seinen Zorn; so bereitete sich die Reihe von Mißgriffen und Gemalthaten vor, welche die Regierung Pauls charakterisiren sollten. Nach einem Gespräche, welches Sjumorow mit dem Großfürsten hatte, witzelte der berühmte Feldherr: „Prince adorable, despote implacable.“

In diesen Jahren stand der Graf Rostoptschin dem Großfürsten nahe. In Rostoptschins zahlreichen Schreiben an den russischen Gesandten in England, S. N. Woronzow, begegnen wir vielen Aeußerungen über Paul. Im Jahre 1792 klagt Rostoptschin darüber, daß er ohne sein Zuthun, unversehens, der „Favorit des Großfürsten“ geworden sei, was bei dem Gegensatz zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne unangenehme Folgen haben könne (VIII. 53*). Auch war die Persönlichkeit Pauls dem Grafen keineswegs sympathisch. So z. B. schrieb Rostoptschin im April 1793: „Der Aufenthalt des Herrn Esterhazy**) hat schlecht gewirkt. Er hat soviel Propaganda gemacht für den Despotismus und die Nothwendigkeit des Regierens mit eiserner Ruthe, daß der Großfürst sich gänzlich für ein solches System entschieden hat und entsprechend handelt. Täglich hört man von Gewaltacten, von Zügen der Kleinlichkeit, deren ein Privatmann sich schämen müßte. Der Großfürst argwöhnt jeden Augenblick, daß man seinem Willen entgegenzutreten, seine Handlungen durchkreuzen wolle.“ Rostoptschin klagt darüber, daß weder Maryschkin, welcher damals das besondere Vertrauen Pauls genoß, noch die Großfürstin, Maria Feodorowna, dem Großfürsten über die „Jämmerlichkeit seiner Handlungsweise“ die Augen zu

*) So citiren wir die Edition des Archivs des Fürsten Woronzow.

**) Ein Emigrant.

öffnen vermöchten (67). Naryschkins Günstlingsstellung währte nicht lange, er wurde entfernt. Statt dessen gewann Kutaisow — er war türkischen Ursprungs und versah die Stellung eines Kammerdieners — die besondere Gunst des launischen Großfürsten.

Im Sommer 1793 schrieb Rostoptschin: „Nicht ohne ein Gefühl des Jammers und des Ekels folgt man hier der Handlungsweise des Großfürsten; es ist, als sei er auf Mittel bedacht, sich verhaßt zu machen: Er hat sich in den Kopf gesetzt, man verachte ihn, man trete ihm in allen Stücken entgegen; dies veranlaßt ihn bei jeder Gelegenheit Strafen zu verhängen. Er hat 1600 Soldaten und 3 Reitereschwadronen, und da bildet er sich denn ein, er sei der verstorbene König von Preußen. Alle Mittwoch ist Manöver. Der Großfürst ist täglich bei der Parade und bei den Executionen zugegen. Bei der geringsten Verspätung, bei dem leisesten Widerspruch geräth er außer sich. Er denkt nie daran, seine Fehler gut zu machen und verfolgt auch fernerhin diejenigen, welche er durch unmotivirte Zornesausbrüche kränkte. Alle überschüttet er mit Würfen; Herrn Sinowjew ließ er in diesen Tagen sagen, er solle den Personen, welche er, der Großfürst, auszeichne, mit mehr Achtung begegnen; Gurjew mußte die Bemerkung hören, er solle nicht vergessen, daß er, der Großfürst, die Hofmarschälle lehren werde, ihre Pflicht zu thun“ (76).

Etwas später, gegen Ende 1793, berichtet Rostoptschin, wie Paul Alles übertreibe; so habe ihm ein Arzt recht viel körperliche Bewegung angerathen, und da sei denn der Großfürst täglich stundenlang zu Pferde und veranlasse alle Personen seiner Umgebung, sich auch bei dem schlechtesten Wetter denselben Strapazen zu unterziehen. Die Kaiserin seufze über alle die „Thorheiten“ (folies) ihres Sohnes u. s. w. (83—84). Ferner schreibt Rostoptschin: „Der Großfürst steht sehr schlecht mit Subow. Der Erste will dem Andern beweisen, daß er nur ein Unterthan, der Andere dem Ersten, daß er nichts weiter als ein Großfürst sei. Aber der Günstling der Kaiserin hat Macht und Einfluß; sein Gegner ist eine Null“ (84).*)

In einem andern Schreiben Rostoptschins aus dieser Zeit (1793) heißt es u. A.: „Der Großfürst richtet das Unglaubliche an; er geht seinem Verderben entgegen und macht sich immer verhaßter. Dem Hofmarschall Barjatinsky hat er sagen lassen, er solle doch nicht vergessen, wer er, der Großfürst, sei. Aehnliches mußten die Kammerfrauen der Kaiserin hören; den Hofgärtner in Zarskoje Eselo hat er mit Stockschlägen bedroht, bloß weil dieser der Großfürstin Früchte zugestellt hatte“ u. s. w. (XXIV. 257). Indem Rostoptschin im August 1795 seinem Freunde Woronzow berichtet, in wie hohem Grade er augenblicklich die Gunst Pauls genieße, fügt er

*) Man erzählte, daß, als Paul einst an der Hofstafel einer von Subow gethanen Aeußerung zustimmte, der Günstling boshaft fragte: „Habe ich denn etwas Dummes gesagt?“ S. d. Zeitschrift Russkaja Starina XVII. 453.

hinzu: „Da ich besser als sonst Jemand seine Launen kenne, so lege ich auf seine jeßige Zuneigung kein Gewicht und thue mein Möglichstes, nicht allzu intim mit ihm zu werden. Das Beste ist, sich in nichts einzumischen. Auch sind seine vertraulichen Mittheilungen so abstoßender Natur, daß ich es vorziehe, mir seine Ungnade zuzuziehen und mich seinem Haße auszusetzen, als daß ich mich durch niederträchtige Gefälligkeiten verächtlich machte.“ Sehr beachtenswerth sind übrigens die folgenden, das Benehmen der Kaiserin betreffenden Aeußerungen Rostoptschins: „Man (d. h. Katharina) behandelt ihn schlechter als sonst; im vergangenen Sommer, als der Großfürst eine kleine Reise unternehmen wollte, ließ man ihm sagen, dergleichen koste zu viel Geld, und er solle bleiben, wo er sei. Ist man Großfürst von Rußland und 41 Jahre alt und wird man von seinen künftigen Unterthanen als dummer Junge behandelt (*que l'on est traité en polisson par ses sujets futurs*), so muß es natürlich erscheinen, wenn man verpöcht wird; und das ist hier der Fall“ (104—105)*).

Wiederholt kommt Rostoptschin darauf zurück, wie wenig Werth er auf die Zuneigung Pauls zu ihm lege, wie er nur ungern in der Umgebung des Großfürsten weile, wie thöricht Paul sei, indem er ihn, Rostoptschin, für einen talentvollen Militär halte, während er sich nie für diese Specialität begeistert habe (120). Indessen schrieb Rostoptschin im Februar 1796: „Meine Dankbarkeit für die Anhänglichkeit des Großfürsten hat mich schließlich veranlaßt, ihm zu zeigen, daß ich für dieselbe empfänglich bin. Der Prinz ist vergessen, gedemüthigt, verachtet; das läßt mich seine vielleicht durch Verbitterung des Charakters entstandenen Fehler übersehen. Er überschüttet mich mit Wohlthaten, und da höre ich denn die Stimme meines Herzens . . . Ich liebe ihn, ich beklage ihn; ich hoffe, daß es anders werden wird, sobald er aus diesem Zustande herauskommt“ (134—135).

Es fragte sich, ob Paul anders werden würde. Kurz vor seinem Regierungsantritt lieferte er noch eine Probe seiner durch Born und Haß zu erklärenden Rücksichts- und Tactlosigkeit. Im September 1796 weilte der junge König von Schweden in Petersburg. Es handelte sich um die Verlobung Gustavs IV. mit Pauls Tochter, und auch bei dieser Gelegenheit spielten Paul und dessen Gemahlin insofern eine ganz untergeordnete Rolle, als Katharina die ganze Angelegenheit, welche übrigens bekanntlich nicht zum Abschluß gelangte, ganz allein betrieb. Ueber Pauls Haltung bei dieser Gelegenheit erfahren wir aus einem Schreiben des Leibarztes Rogerjon an den Grafen Woronzow Folgendes:

„Am Geburtstage der Großfürstin Anna gab es einen Hofball. Ihre Majestät erschien, wie dieses jezt zu geschehen pflegt, erst später. Der Großfürst-Vater machte den Wirth. Der König tritt herein und verbeugt sich; der Großfürst thut, als bemerke er nichts und setzt seine Unterhaltung

*) „Il est permis de sécher sur pied et c'est ce que lui arrive.“

mit dem Grafen Soltyskow fort. Der König nähert sich der Großfürstin-Mutter und den jungen verheiratheten Großfürstinnen; sie reden mit ihm, aber wenig. Er stellt sich sodann dem Vater vor und steht etwa eine Minute vor ihm: dieser aber thut, als sehe er nichts, wendet sich ab und spricht weiter mit Soltyskow. Alle Anwesenden wollten in die Erde sinken“ (XXX. 68).

Wenige Wochen vor dem Regierungswechsel schrieb Kostojschin seinem Freunde nach London: „Die Kaiserin und der Großfürst stehen gut mit einander, wenigstens so gut wie eine Mutter von 70 Jahren mit einem Thronfolger von 42, welcher vor Ungebulb pläzt und an nichts Anderes denkt, als an den Augenblick seiner Thronbesteigung“ (VIII 145).

Es hätte leicht geschehen können, daß dieser Augenblick überhaupt nicht eintrat. Es ist nicht actenmäßig bewiesen, aber auf Grund einer mündlichen Tradition in hohem Maße wahrscheinlich, daß Katharina in der letzten Zeit ihres Lebens den Entschluß gefaßt hatte, nicht Paul, sondern Alexander zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Mögen auch in den zahlreichen Aufzeichnungen und Bemerkungen von Zeitgenossen in Bezug auf diesen Umstand und die Vorgänge bei dem Regierungswechsel im Einzelnen manche Widersprüche und Unrichtigkeiten sich aufdecken lassen, so bleibt die Annahme bestehen, daß eine Verfügung der Kaiserin, welche ihren Sohn ausschloß und ihren Enkel erhob — von Beschorodko escamotirt wurde. Die Kaiserin hatte keinen Grund, ihren Tod so schnell zu erwarten. Sie mochte den peinlichen Schritt der Veröffentlichung der neuen Thronfolgeordnung hinausschieben wollen. So konnte es kommen, daß eine solche Verfügung Katharinas zunächst unausgeführt blieb, um erst einige Jahre später durch die Katastrophe Pauls verwirklicht zu werden.*)

Wie dem aber auch sein mochte: als Katharina im November 1796 plötzlich starb, erfolgte Pauls Thronbesteigung ohne Widerspruch.

II.

Vor Kurzem erschienen in der Zeitschrift „Rußkaja Starina“ die Memoiren Turgenjews, welcher als Augenzeuge von den ersten Stunden und Tagen der Regierung Pauls berichtet. Wir lesen da sehr Unerquickliches von der unwürdigen Haltung des Kaisers, welcher gegen den Großfürsten Alexander Mißtrauen zeigte, Generale und Offiziere brutalisirte, auf das französische Costüm der Petersburger Jagd machen ließ und seinem Haß gegen die soeben verstorbene Mutter durch manche gegen ihre Institutionen gerichtete Maßregeln Ausdruck gab. Den Erzählungen Turgenjews zufolge tragen die despotischen Mären Pauls schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenwahnsinns, welcher sich alsbald maßlos steigern sollte.

*) S. d. genaue Zusammenstellung der zeitgenössischen Aufzeichnungen über diesen Punkt in meiner Katharina II. 621—627.

Rostoptschins Aeußerungen über Pauls Haltung in diesen Tagen lauten viel günstiger. Rostoptschin begleitete den Großfürsten auf der Fahrt von Gatschina nach der Hauptstadt, als man soeben die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung der Kaiserin erhalten hatte. Paul erschien, als er sich der Hauptstadt näherte, tief bewegt, bis zu Thränen gerührt; Rostoptschin ergriff seine Hand und sagte: „Welch ein Augenblick für Sie, Monseigneur!“ Paul erwiderte, die Hand Rostoptschins heftig drückend: „Warten Sie, mein lieber Freund, warten Sie. Ich bin 42 Jahre alt geworden. Gott hat mich beschützt; vielleicht wird er mir die Kraft und den Geist geben, der Stelle, für welche er mich bestimmt hat, gewachsen zu sein. Hoffen wir Alles von seiner Güte.“ Rostoptschin berichtet ferner, wie Paul freundlich und wohlwollend gegen manche Personen im Palais, u. A. gegen Beschorobko gewesen sei, wie er an der Leiche Katharinas Thränen vergossen habe u. dgl. m. (VIII. 164, 166, 170).

Würdenträger, welche damals nicht in Petersburg anwesend waren, hatten — vermuthlich auf Grund solcher Berichte, wie derjenige Rostoptschins — den Eindruck eines Gutes versprechenden Regierungsanfanges. So äußerte sich Kotschubei in einem Schreiben aus Konstantinopel (XVIII. 126), so der russische Gesandte S. Woronzow in London (XXII. 490). Die Gegner des revolutionären Frankreich erwarteten von Seiten Rußlands eine energische Action gegen die Republik und sangen das Lob des neuen Herrschers (f. z. B. Grimm XX. 351). Leute, wie Rostoptschin, Ismailow u. A., welche augenblicklich das Vertrauen Pauls genossen, konnten auf Begünstigung, Lohn und Ehren rechnen und betrachteten die Situation optimistisch.

Aber schon nach Verlauf weniger Wochen ließen sich tadelnde Stimmen vernehmen. Hogerson klagte darüber, daß der Kaiser nur für die Details des Militärdienstes Sinn und gar kein Verstandniß für politische Fragen oder andere Interessen habe (XXX. 97). Morkow empfand es bitter, daß man ihm, welcher Katharinas Vertrauen besaßen und an den Geschäften der auswärtigen Politik hervorragenden Antheil genommen hatte, alle Papiere fortnahm und ihn mißtrauisch von den Geschäften entfernte (XX. 78). Kotschubei äußerte sein Bedenken über die heftig zusahrende, manches überhaßende Art, mit welcher Paul wichtige politische Angelegenheiten erledigte, bestehende Einrichtungen umwarf, nicht ausgereifte Ideen zur Ausführung brachte (XVIII. 132) und durch seine Geheimschreiber wichtige Erlasse ausfertigen ließ, ohne daß die obersten Reichsbehörden vorgängig davon wußten (142). Woronzow schüttelte den Kopf, als er vom Kaiser den Befehl erhielt keinem Ausländer, welcher nach Rußland zu reisen gedächte, einen Paß auszufertigen (X. 56). Buturlin schrieb ganz farr vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden (XXXII. 273). Nicolai, der Geheimschreiber der Kaiserin Maria Feodorowna, Schriftsteller und Vorsitzender der Akademie der Wissen-

schaften, meinte, er hätte „seine Bude schließen“ können, wenn es nicht zum Glück Ausnahmen bei jener Censurmaßregel gegeben hätte (XXII. 105). Buturlin, welcher von Moskau aus seine Oheime, die Woronzows, in Bezug auf neue Bücher auf dem Laufenden zu erhalten pflegte, schrieb in Verzweiflung: „Rien en littérature. La censure retient presque tout,“ oder ein andermal: „Il n’y a rien du tout en librairie. La censure étouffe toute espérance à cet égard“ (XXXII. 244, 251, 254, 269) u. dgl. m. Die Verhältnisse verschlimmerten sich zusehends. Die Berichte von Gewaltacten, brutalen Verurtheilungen, grausamen Strafen häuften sich insbesondere während der Jahre 1799 und 1800. Buturlin meldete sehr häufig von Befehlen, diese oder jene Person solle binnen 24 Stunden die Hauptstadt verlassen. Auch Frauen traf ein solches Schicksal (XXXII. 255). Edelleute wurden wegen kleiner Disciplinarvergehen ihrer Güter beraubt, in Ketten zur Zwangsarbeit fortgeschafft (272); es geschah, daß sämtliche Droschkenkutscher aus Petersburg fortgejagt wurden, weil man bei einem derselben, während der Parade, ein paar Pistolen und einen Dolch entdeckt hatte. Er hatte allerdings ein Attentat geplant und wurde einige Stunden später todtgeknutet (275). Der Willkür der Polizei- und Zollbeamten waren bei dem herrschenden Terrorismus und der allgemeinen Rechtsunsicherheit Thor und Thür geöffnet (276—278).

Rostoptschin, welcher von der Regierung Gutes erwartet hatte, schrieb am März 1800 an Woronzow: „Sie sollen ein für alle Mal wissen, daß der Kaiser mit Niemand spricht, weder von sich noch von den Geschäften; er leidet nicht, daß man mit ihm redet; er befiehlt und läßt seine Befehle ausführen, ohne Widerspruch. Er kann sich wohl schwerlich verhehlen, daß er weit davon entfernt ist, geliebt zu sein; in seiner Familie wird er gefürchtet . . . er fürchtet sich selbst . . . Sie nennen mich einen Minister, ich bin nichts als ein Secretär“ (VIII. 276). Wenige Tage später mußte Rostoptschin den kaiserlichen Befehl unterzeichnen, demzufolge Woronzow Knall und Fall von seinem Botschafterposten entfernt und seiner Güter in Rußland beraubt wurde. Ein chiffirter Zettel Rostoptschins lautet: „Sie sehen, was ich habe contrasigniren müssen und ob ich länger bleiben kann. Wenn Sie so behandelt werden, welches Loos kann da meiner warten? Mein Herz blutet; ich beklage Sie. Ich bade Ihre Hände in meinen Thränen. Weinen wir miteinander! Es ist nichts zu thun“ (VIII. 278).

Schon zu Anfang der Regierung Pauls konnte man sehen, wie gewalttham und rücksichtslos der Kaiser mit einzelnen Personen umsprang. Es war eine kleinliche Rache, welche er an dem Grafen Alexei Orlow für dessen Antheil an dem Staatsstreiche im Jahre 1762 nahm, daß Paul in der Nacht nach seiner Thronbesteigung Rostoptschin zu Orlow schickte, ihn wecken ließ, damit er sogleich den Eid leistete. „Ich will, daß er des 28. Juni (1762) gedenke,“ sagte Paul, indem er den Befehl ertheilte (VIII. 172). Selbst Personen, welche das Vertrauen des Herrschers ge-

noffen, wie etwa Gubowitsch, wurden plötzlich mit Argwohn und Kälte behandelt (XXIV 254). Höhere Offiziere wurden namentlich bei Paraden brutalisirt (XIV. 485). Diplomaten und andere Würdenträger verloren ohne sichtbare Veranlassung ihre Stellen; so mußte Lysakewitsch im Februar 1801 plötzlich aus Kopenhagen abreisen (XX. 427); so wurde Sprengtporten aus dem Dienste ausgeschlossen, bloß weil er wegen Krankheit um seine Verabschiedung gebeten hatte (XXXII. 262); so wurde der Baron Wassiljew abgesetzt und an seine Stelle Dershamin ernannt (XVIII. 234). Wer irgend eine selbständige Meinung zu äußern wagte, zog sich die Ungnade des Kaisers zu; so mochte er den Grafen Rotschubei nicht (XVIII. 177); so konnte er den Grafen Alexander Woronzow nicht leiden (XII. 182 und XXX. 93); so hatte sich die Fürstin Daschkow darüber zu beklagen, daß sie auf kaiserlichen Befehl auf eines ihrer entlegensten Güter reisen und dort ein kümmerliches Leben als Verbannte führen mußte: es war eine reine Sultanslaune Pauls (V. 243—251). Selbst dem Hofe so nahestehende Männer, wie Nicolai (XXII. 82) oder Rostoptschin (XIV. 135) waren jeden Augenblick der Gefahr einer Ungnade ausgesetzt und mußten darauf bedacht sein, möglichst wohlfeilen Kaufs von ihren Stellungen zurüctreten zu können.

Es konnte nicht fehlen, daß die Gesellschaft für die Gemäßregelten Partei nahm. Als der General Archarow im Frühling 1800 ganz plötzlich den Befehl erhielt, binnen 24 Stunden Moskau zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, verbreitete sich die Nachricht von einem solchen Gewaltact wie ein Lauffeuer in der Stadt; es gab eine Demonstration: die vornehme Welt erschien im Hause Archarows; es wurde ihm die Summe von 40 000 Rubeln überreicht u. s. w. (XIV. 507—508 und XXXII. 273—274). In den Schreiben Strachows und Buturlins begegnet uns der Ausdruck des allgemeinen Unwillens über diese Episode. Die Art, wie Paul den hochverdienten Woronzow behandelte, erregte in den vornehmsten Kreisen der russischen Gesellschaft die äußerste Entrüstung (XVIII. 342). Man staunte über die Gelassenheit, mit welcher der Vicekanzler Panin sich mancherlei Demüthigungen von Paul gefallen ließ. Panin hatte, ohne zuvor den Kaiser zu benachrichtigen, für den Courier des österreichischen Gesandten einen Paß ausfertigen lassen; darauf hin sandte Paul seinen Adjutanten zum Grafen, um ihm zu sagen, er sei ein „Dummkopf“ (durak); „ni plus ni moins“ schreibt der Doctor Rogerson, indem er von dieser Episode berichtet und sodann hinzufügt: „c'est le pain quotidien à la mode à présent“ (XXX. 116). Als sodann im Februar 1801 Panin endgültig stürzte und auf sein Gut verbannt wurde, schrieb Muramjew-Apostol ausführlich über dieses Ereigniß an den Grafen Woronzow. Panin, heißt es da, habe es versucht, in die Politik des Cabinets, welche launisch, inconsequent und zufällig gewesen war, System hineinzubringen; er habe oft vom Kaiser die härtesten Worte hören müssen

er habe die Verantwortlichkeit für verkehrte Maßregeln von sich abzulehnen gesucht, indem er diplomatische Noten entweder gar nicht oder mit dem Bemerken contrasigniren wollte, daß er nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers handle; darauf hin sei dann Panin als eine Art Staatsverbrecher behandelt und auf seine Güter verbannt worden; man habe an ihn gerichtete Briefe eröffnet, ein Verzeichniß der Personen zusammengestellt, mit denen er correspondirte u. s. w. (XI. 164—167). Waren Einige geneigt manche Verschrobenheit Pauls etwa dem schädlichen Einflusse Rostoptschins zuzuschreiben, wie z. B. der englische Gesandte Whitworth (XXIX. 390), so war Rostoptschin selbst außer sich über die Lage: „Gott weiß,“ schrieb er im Juni 1800 an S. R. Woronzow in Chiffreschrift, „wohin das führen wird; man kann nichts sicher voraussehen. Leben Sie glücklich da, wo Sie sind, und, wenn Sie weinen, so seien Sie versichert, daß Sie nicht vereinzelt dastehen. Zerreißen Sie diesen Brief“ (XXIX. 279). Es war begreiflich, daß Männer wie Wjasemskij den Wunsch aussprachen, sich halbmöglichst von aller Antheilnahme an den Geschäften zurückzuziehen (XVI. 384—386); daß Andere, wie z. B. Morkow und A. R. Woronzow, sich glücklich priesen, fern von der Residenz in der Stille des Privatlebens vor der Willkür der Centralgewalt geschützt zu sein (XIV. 266). Wer in der Hauptstadt und im Amte aushielt, mußte nicht genug von den Absonderlichkeiten in dem Habitus, den Handlungen und Verfügungen des reizbaren Herrschers zu berichten. Rotschubei, welcher im Jahre 1799 die auswärtige Politik leitete, klagte darüber, daß Paul acht Monate hindurch kein einziges Mal mit ihm gesprochen, dagegen in schroffer Weise in seiner Gegenwart seine politischen Ansichten lächerlich gemacht habe (XVIII. 212); jeden Augenblick war er, obgleich er den Vicetanzlerposten inne hatte, allerlei Demüthigungen ausgesetzt (213—214). In einem Schreiben Rotschubeis an S. R. Woronzow heißt es: „Die Furcht, in welcher wir Alle leben, ist nicht zu beschreiben. Man fürchtet den eigenen Schatten. Man zittert. An der Tagesordnung sind Denunciationen; ob sie falsch sind oder wahr: man schenkt Allem Glauben. Alle Festungen sind überfüllt mit Gefangenen. Eine tiefe Schwermuth hat sich Aller bemächtigt. Was Vergnügen ist, weiß man nicht mehr. . . Wer ein Amt erhält, ist darauf gefaßt, nach drei oder vier Tagen fortgeschickt zu werden und sagt sich daher: ich muß zusehen, daß ich morgen Bauern zum Geschenk erhalte. . . Jetzt giebt es eine neue Verordnung, derzufolge kein Brief durch einen Courier, oder einen Reisenden, oder einen Diener bestellt werden kann; Alles muß durch die Post gehen. Der Kaiser denkt, daß jeder Postmeister alle Correspondenzen erbrehen und lesen könne. . . Man will ein Complot entdecken, aber es existirt keines. Um Gottes Willen haben Sie Acht auf Alles, was Sie schreiben. Ich bewahre keinen Brief, sondern verbrenne Alles. . . Ich weiß nicht, wohin das führen soll. Wir Alle werden in unglaublicher Weise gequält. Man muß befürchten, daß die Vertrauten,

die am Aergsten gemißhandelt werden, irgend einen verzweifelten Streich ausführen. Niemand wagt es, irgend welche Vorstellungen zu machen. Für mich steht, wie für alle Anderen, Rostoptschin nicht ausgenommen, jederzeit ein Wagen bereit, um beim ersten Zeichen flüchten zu können . . . Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, im Gegentheil; ich habe noch Vieles verschwiegen, was Ihnen unglaublich erscheinen würde . . . Haben Sie mir geheime Dinge zu schreiben, so bedienen Sie sich der englischen Couriere und schreiben Sie mit Citronensaft“ u. s. w. (XVIII. 202—205).

Es war eine Schreckensherrschaft. Der briefliche Verkehr zwischen Freunden war mit solchen Gefahren verbunden, daß z. B. der Graf A. N. Woronzow aus Besorgniß, seine Schreiben würden geöffnet werden, seine Correspondenz mit Nicolai einstellte (XXII. 107). Unzählige Briefe aus dieser Zeit schließen mit der Bitte, diese Briefe sogleich nach Empfang zu verbrennen. Es ist in Anbetracht der Gefahr, welcher die Brieffschreiber wie die Empfänger ausgesetzt waren, zu verwundern, daß noch so viele Schreiben sich erhalten haben. Selbst der allervorsichtigste und furchtsamste der russischen Würdenträger in dieser Zeit, Besborodko, klagte in einem Schreiben an S. R. Woronzow vom November 1798 über die moralischen Mißhandlungen, welche er vom Kaiser erdulden müsse, und welche zu ertragen ihm um so schwerer falle, als er zwanzig Jahre hindurch während der Regierung Katharinas daran gewöhnt gewesen sei, nur glückliche und zufriedene Menschen zu sehen (XIII. 365 ff.). Immer wieder wünschen die Freunde S. R. Woronzows diesem Glück zu der Möglichkeit in England zu leben und nicht unmittelbarer Zeuge der unerfreulichen Vorgänge in Rußland sein zu müssen (XXIV. 276). Rogerson klagte in seinen Briefen über diese „temps de détresse“; er zitterte, schreibt er, bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher er sich durch seine Briefe an Woronzow aussetze; dann wieder sucht er Paul zu entschuldigen: er sei nicht so schlecht als verschroben, nicht im Stande Gutes vom Schlechten zu unterscheiden, seine Combinationen seien falsch, er lasse sich bald von Schwäche, bald von Gewaltthätigkeit leiten. Rogerson führt eine Menge Beispiele an, in denen die ersten Beamten des Reiches von Paul die brutalsten Ausdrücke hören mußten; Besborodkos Tod, bemerkt er, sei mit durch solche Kränkungen veranlaßt worden, Rostoptschin werde oft in derselben Weise gemißhandelt, Esuworow habe, als er schon todtkrank war, noch einen amtlichen Verweis vom Kaiser erhalten, und dazu hören müssen, er dürfe nicht im Palais absteigen, falls er nach Petersburg komme; das Publikum sei der Gunst oder Ungnade des Kaisers gegenüber völlig gleichgültig geworden (XXX. 114—121). Aehnlich äußerten sich Alexei Orlow (XXVII. 27), Tschitschagow (XIX. 27) u. A.

Sehr bezeichnend ist Rogersons Aeußerung in einem Schreiben im April 1800, also nahezu ein Jahr vor Pauls Katastrophe: „Tout l'en-

tourage se trouve au bout de leur latin . . . je vois (entre nous) que tous veulent se repatrier vers le grand-duc (XXX. 122).

Die Angehörigen Pauls hatten gar keinen Einfluß. Die Ehe Pauls mit Maria Feodorowna war schon während der letzten Jahre der Regierung Katharinens keine glückliche. Schon 1793 schrieb Rostoptschin: „Die Großfürstin vermag nichts; sie hat sich in ihr Schicksal ergeben, leidet still und lebt ihren Kindern“ (VIII, 67). Wie Paul einen Gärtner zu schlagen drohte, weil dieser der Großfürstin Früchte gesandt hatte, so entfernte er den Bibliothekar und Vorleser Lasermière vom Hofe, weil Maria Feodorowna ihn gern sah (XV. 83). Paul war seiner Gattin nicht treu. Jahrelang spielte eine Liebesgeschichte zwischen ihm und einer Hofdame, Fräulein Melidow, deren in den Correspondenzen des Woronzow'schen Archivs oft erwähnt wird (VIII 53—54, 80, 84, 165, XV. 124, 127, 133, XVI. 483, XVIII, 326, XXX. 115, XII. 200); während Pauls Regierung gab die Stellung der Lapuchin, sodann der Gagarin bei Hofe öffentlichen Anstoß. Kein Wunder, daß das Verhältniß Pauls zu seiner Gemahlin völlig erkaltete. Maria Feodorowna galt nichts und lebte in steter Furcht (XXII. 108). Eine kurze Zeit (1798) scheint sie einigen Einfluß geübt zu haben, aber man meinte, daß sie es an Geschick und Tact bei diesem Einflusse habe fehlen lassen (XVIII. 149, 150, 188). Alle Familienglieder fürchteten Paul und hatten von seinen Launen zu leiden (XV. 72). Rostoptschin schrieb im Jahre 1798: „Man verabscheut den Kaiser; auch seine eigenen Kinder thun es; der Großfürst Alexander haßt seinen Vater; der Großfürst Konstantin fürchtet ihn. Die Töchter, von der Mutter geleitet, betrachten den Vater mit Widerwillen. Außerlich lächeln Alle ihm zu; innerlich möchten sie ihn in Staub verwandelt sehen. Die Kaiserin verzehrt sich vor Lust selbst zu regieren“ u. s. w. (XXIV. 274)). Und etwas später: „le grand duc Alexandre a de grands torts vis-à-vis de son père“ (277) u. s. w.

III.

So erschien denn die Lage Allen als eine unleidliche. Der Gedanke eine Aenderung herbeizuführen lag nahe. Rogerfon gab diesem Gedanken Ausdruck, indem er schrieb: „Tous veulent se repatrier vers le grand-duc.“

Daß Männer von conservativer Gesinnung, Personen, welche mit dem damals herrschenden Liberalismus der französischen Revolution nichts gemein hatten, weitblickende, umsichtige Politiker, wie die Grafen Woronzow und Panin und andere Zeitgenossen, von der Ueberzeugung durchdrungen waren, daß zu Rußlands Rettung etwas geschehen müsse, kennzeichnet die Lage.

Im Februar 1801, also wenige Tage vor der Katastrophe Pauls

schrieb der Graf S. R. Woronzow aus Southampton mit sympathetischer Tinte an Nowossilzow, welcher sich damals ebenfalls in England befand, u. A. Folgendes: „Sie sagen, man solle eine gewisse uns in hohem Grade interessirende Person nicht zu streng beurtheilen, weil der Zwang, unter welchem sie lebte, ihren Charakter verborben habe; Sie meinen, man müsse die Hoffnung nicht verlieren, weil dieselbe unsere Energie im Unglück stähle. Dieses mag bis zu einem gewissen Punkt wahr sein, wenn es gewisse Anhaltspunkte dafür gäbe, daß eine Aenderung zu erwarten sei; eine solche Aenderung sei unumgänglich und natürlich, sagen Sie. Wenn aber, trotz einer solchen Nothwendigkeit und Thunlichkeit, diese Aenderung nicht eintritt, so muß es irgend ein Radicalübel geben, welches hinderlich ist. — Was den Zwang anbetrifft, welcher einen gewissen Charakter verborben hat, so will ich Ihnen, mein lieber Freund, sagen, daß die Stärke oder Schwäche der Seelen mit physischen Körpern verglichen werden kann. Es giebt weiche Körper, ohne Elasticität, welche, zusammengedrückt, sich nicht erheben, wie Papier, Wachs, Blei, Zinn u. dgl. m.; Elfenbein und Stahl brechen entweder oder schnellen in die frühere Lage zurück, wenn sie gebogen, gedrückt werden. Was nun gar die Spannkraft der Luft und des Dampfes betrifft, so wissen Sie besser als ich, daß dieselbe Alles zerstört, was einen allzustrarken Druck ausübt. Dieses ist zu unserem Unglück hier der Fall. Wir haben Gelegenheit gehabt, Wachs und Zinn zu sehen. So ist denn Alles verloren. Mag ich auch mich noch so sehr bemühen Trost in dem Blick in die Zukunft zu suchen; ich weiß keinen zu finden. Es ist, als seien wir, Sie und ich, auf einem Schiffe, dessen Führer und Mannschaft eine uns unverständliche Sprache reden. Ich bin seekrank und kann mich nicht von meinem Lager erheben. Sie theilen mir mit, es habe sich ein Sturm erhoben und das Schiff müsse zu Grunde gehen, weil der Capitän, toll geworden, die Mannschaft mit Schlägen tractire. Die Mannschaft, aus über dreißig Personen bestehend, wagt es nicht, sich den Mißhandlungen zu widersetzen, weil der Führer einen Matrosen schon über Bord geworfen und einen anderen getödtet hat. So muß ich denn erwarten, daß das Schiff untergehen werde; Sie sagen indessen, daß es noch eine Hoffnung auf Rettung gebe, weil der zweite Führer ein vernünftiger und milder junger Mann sei und das Vertrauen der Mannschaft genieße. So beschwöre ich Sie denn, auf das Verdeck zurückzukehren und dem jungen Manne und der Mannschaft vorzustellen, sie sollten doch das Schiff, welches, so wie auch die Ladung, zum Theil Eigenthum des jungen Mannes ist, retten; sie seien dreißig gegen Einen, und es sei lächerlich, sich zu fürchten, von dem tollen Capitän getödtet zu werden, weil sonst binnen kurzer Zeit alle Matrosen und auch der junge Mann von dem Geisteskranken ertränkt werden würden. Sie sagen mir, daß Sie, der Sie die Sprache nicht verstehen, nicht zu den Leuten reden können, daß Sie indessen auf Deck gehen würden, um zu

beobachten, was da oben vorgeht. Sie kehren zu mir zurück, um mir zu melden, daß die Gefahr sich steigere, weil der Verrückte noch immer an Steuer stehe; indessen geben Sie die Hoffnung immer noch nicht auf. Leben Sie wohl! Mein Freund, Sie sind glücklicher als ich; ich hoffe nichts mehr“ (XI. 380—381).

So handelte es sich denn darum, Schiff und Ladung zu retten, indem man den „tollen Capitän“ vom Steuer entfernte und dem „jüngeren Manne“ die Führung des Schiffes überließ. Wie dieses geschehen sollte, war schwer zu sagen. Gewiß ist, daß das, was gleich darauf geschah, das Ergebnis der Verschwörung Pahlens und einiger Offiziere, nicht den Erwartungen S. R. Woronzow's entsprach. Ueber die eigentliche Genesiß der Katastrophe, welche nun hereinbrach, erfahren wir aus den im Woronzow'schen Archiv aufgefundenen Briefreihen so gut wie nichts. So gewaltsam, wie das Drama sich abspielte, hatten sich die Männer, deren Correspondenzen vorliegen, die Beseitigung des geisteskranken Schiffers nicht gedacht. Es war diesen Männern erspart, an dem Kampfe, welcher sich „auf dem Verdeck“ abspielte, Theil zu nehmen. Namentlich N. P. Panin, welcher, wie man auch aus andern Quellen weiß, auf Mittel der Rettung sann, befand sich im Moment der Katastrophe gar nicht in Petersburg, sondern in der Verbannung auf seinem Gute. Es war die Einsetzung einer Regentschaft, welche Panin geplant hatte. Darüber erfahren wir zufällig Einiges aus ein paar Briefen, welche in der vorliegenden Sammlung abgedruckt worden sind. Wir führen diese Stellen, weil sie ein Streiflicht auf diese Verhältnisse werfen, an. Als Panin, welcher zu Anfang der Regierung Alexanders I. das Vertrauen dieses Monarchen genossen hatte, im Herbst 1801 von den Geschäften entfernt wurde, wiesen Zeitgenossen auf die Ursache der Abneigung des Kaisers gegen Panin hin. Nicolai schrieb, es sei Folgendes bei Panins Entfernung maßgebend gewesen: „Le souvenir du premier projet de la révolution du 12. mars, fabriqué chez lui avec feu Ribas, avait terni entièrement la bonne opinion qu'on avait eue cy-devant du comte Panine. Il est vrai, que son plan ne tendait pas à l'atrocité qui s'est commise, mais les suites incalculables de son projet de régence effrayaient plus que le fait n'a révolté“ (XXII. 119). Ebenso schrieb Rotschubei, Panin's Wiedereintritt in die Geschäfte sei nicht denkbar: „L'Empereur est, à ce que j'ai pu m'en apercevoir, indisposé encore contre lui, relativement à la révolution qui l'a mis sur le trône. C'est Panine, comme vous savez, qui lui a porté la première parole au sujet de la régence; or, l'Empereur pousse ses scrupules jusqu'au point de trouver qu'il était criminel de sa part, à lui Empereur, de songer à cette régence. C'est en vérité cependant une chose que tout homme sensé lui aurait conseillé“ (XVIII. 245—246).

IV.

Erfahren wir aus den Papieren des Woronzow'schen Archivs nichts über die Einzelheiten der Katastrophe selbst, so begegnen uns doch in diesem Quellenmaterial zahlreiche Aeußerungen über dieses Ereigniß. Man war wie in einem Freudenrausche. Die Wirkung der Nachricht von dem Regierungswechsel war eine zauberhafte. Man fühlte sich wie von einem Banne erlöst; der Druck, welcher unleidlich geworden war, wich wie mit einem Schläge dem Gefühl der Freiheit. Alle hatten in der größten Gefahr geschwebt; jetzt empfanden Alle mit Wonne, daß Rechtsicherheit, persönliche Würde und materielle Existenz wieder gewährleistet waren. Wie ein Alp hatte die Regierung Pauls auf dem Reiche gelastet; jetzt war eine neue Welt angebrochen. Unmittelbar nach der Katastrophe konnte man sich der Freude über den Regierungswechsel um so rüchhaltloser hingeben, als man zunächst nicht erfuhr, daß eine verabscheuungswürdige Gewaltthat, ein Verbrechen, man darf sagen, ein Collectivverbrechen dem Leben des Despoten ein Ende gemacht hatte. Erst etwas später hörte man von der Schreckensscene, deren Schauplatz der Palast des Kaisers gewesen war. Keiner der Staatsmänner, deren Correspondenzen uns vorliegen, hatte einen unmittelbaren Antheil an dem Frevel. Ja, es haben Einige derselben ihrer Enttäuschung über das Geschehene Ausdruck gegeben. Allen aber gereichte das Ergebniß der gewaltthätigen Beseitigung Pauls zur Genugthuung. Man stand vor einem fait accompli und acceptirte dasselbe als eine Wohlthat, welche dem Reiche zu Gute kam. Katharinas Intentionen waren zur Verwirklichung gelangt; es herrschte statt Paul's Alexander. Hören wir, wie einige Zeitgenossen sich über die Thatfache des Thronwechsels äußerten.

Tatitschschew schrieb aus Petersburg unmittelbar nach der Ermordung Pauls an seinen Oheim, den Grafen S. R. Woronzow: „Ich theile Ihr Erstaunen und Ihre Freude bei Empfang der Depeschen, welche Sie erhalten. Unser Vaterland, endlich befreit von dem unerträglichen Joch, unter welchem es vier Jahre geknechtet, ist plötzlich genesen und hat einen gütigen, milden Herrscher; es hat einen Würdenträger wiedererworben, welcher dem Reiche so lange mit Auszeichnung und Nutzen gedient hat (Andeutung des unfehlbar zu erwartenden Wiedereintritts S. R. Woronzows in den Staatsdienst). Die Eile der Abfertigung des Couriers gestattet mir nicht auf die Details des Ereignisses einzugehen; der Träger dieser Zeilen mag Ihre Neugier befriedigen. Es genügt zu sagen, daß uns Allen so zu Muthe ist, als seien wir neugeboren. Die Vorstellungen von Gefängnissen, Folterqualen und Proscriptionen sind wie furchtbare Gespenster verschwunden, verslogen, wie ein schwerer Traum. Statt dessen hoffen wir die allgemeine Wohlfahrt und die Sicherheit des Privatlebens wiederhergestellt zu sehen, ein Glück, an welches wir während der furchtbaren Epoche, welche unser Land mit Trauer bedeckte und dessen Reichthumsquellen untergraben hat,

kaum zu denken wagten. Hoffen wir, daß die Wohlthaten der neuen Regierung in kurzer Zeit uns für die zahllosen Schicksalsschläge, welche uns in den letzten Jahren betroffen, entschädigen mögen“ (XVIII. 351). Tatitschtschew fügt hinzu, wie nun von einer Sequestrierung der Güter des Oheims, welche Paul verfügt hatte, nicht mehr die Rede sein und wie er unzweifelhaft sogleich auf seinen Diplomatenposten nach London zurückkehren werde. (352).

Ähnlich schrieb Doctor Rogerson in freudiger Erregung an S. R. Woronzow: „Ich gratulire Ihnen, mein lieber Graf, dazu, daß wir jetzt unseren freundschaftlichen Verkehr wieder aufnehmen können, ohne vor der Spionage und den Denunciationen zittern zu müssen. Das Ereigniß vom 12. März (abgesehen von den Umständen, welche vielleicht nicht zu vermeiden waren, aber doch peinlich wirken) hat eine vollständige Wandlung in den Stimmungen der Menschen und dem Habitus der Dinge bewirkt. Freiheit und Vertrauen sind wieder erstanden“ (XXX. 132). Ebenso schrieb Nicolai: „Daß große Ereigniß vom 12. März, so glücklich einerseits, würde allzuviel Stoff zu Reflexionen geben, als daß ich es unternehmen könnte mich ausführlich darüber auszulassen. Ich erwähne nur der persönlichen Interessen. Ihr Amt und Ihr Vermögen, welche so grausam bedroht erschienen, sind plötzlich gerettet; ich bin entzückt darüber, nicht bloß um Ihretwillen, sondern auch wegen des Gemeinwohls“ (XXII. 107).

Den mit Woronzow innig befreundeten Grafen Samadowskij hatte die Nachricht von dem Regierungswechsel in der Verbannung auf seinem Gute erreicht. Er, wie manche andere Würdenträger, wurde sogleich an den Hof Alexanders berufen und schrieb von dort aus an Woronzow: „Ich hatte nicht erwartet Rußlands Errettung aus dem furchtbaren Unwetter zu erleben, welches alle Gesellschaftsklassen betroffen hatte; ich rechnete nicht darauf ein Ende der Verfolgung zu sehen, welche sich auch auf meine Person bezog; einem gütigen Geschick danken wir es, den Tagen des Unglücks entronnen zu sein. Es heilen die Wunden früherer Qualen; die Knote und das Weil werden nicht wieder erstehen; es herrscht ein milder und barmherziger Engel über uns. Wir haben erfahren, wie es in der Zeit Zwangs des Schrecklichen herging. Du kannst Dir nun die allgemeine Freude vorstellen; wir können Geist und Herz erheben; Niemand fürchtet sich Nützliches zu denken und zu sagen; das Selbstgefühl ist wieder vorhanden. O lieber Freund, preisen wir die glückliche Zeit und daß unser Lebensabend in diese fällt.“ Weiter bemerkte Samadowskij, wie die Verbannung seine Gesundheit gefährdet, wie er nie die Krewa wiederzusehen gemeint habe, sondern stets gewärtig gewesen sei in's Gefängniß geworfen zu werden u. s. w. (XII. 264.) Der Admiral Tschitschagow schrieb: „Die Stimme der Nation ist kaum fähig der Freude Ausdruck zu geben, welche wir empfinden. Aus den Abgründen wahrer Traurigkeit, in dem wir steckten, sind wir zur höchsten Freude erhoben. Wir kehren

wieder zu den Rechtsordnungen zurück, an welche wir uns unter Katharina gewöhnt haben. Ihr „Geist der Gesetze“ wird unter uns herrschen“ (XIX. 38).

Ueber die Freude, welche bei der Nachricht von der Thronbesteigung Alexanders in Moskau herrschte, schreibt Fürst Wjasemskij u. A.: „Ich fand den Jubelrausch unbegreiflich, aber das ist noch nichts im Vergleich mit dem, was von Petersburg erzählt wird . . . Die Details der Nacht vom 11. auf den 12. sind noch nicht genau bekannt; es wird mancherlei darüber erzählt“ (XIV. 388—389). Ebenso schreibt der Neffe Woronzows, Graf Buturlin, bei Empfang der Nachricht von Pauls Ende: „Preisen wir die Rathschlüsse der Vorsehung!“ und einige Tage später: „Die Freude über die neue Regierung ist allgemein: in der Kathedrale, wo ich den Eid leistete, waren alle entzückt; Alle beglückwünschten und umarmten einander; es war ein unerhörter Freudentaumel“ (XXXII. 296). Aus Rijew schrieb Graf Morfow freudig erregt: „Das große Ereigniß wird in unseren Tagen das Licht des Glücks wieder erstrahlen lassen, welches wir während 35 Jahren genossen“ (XIV. 270; Hinweis auf Katharinas Regierung).

Auch außerhalb Rußlands war die Wirkung der Nachricht von der großen Veränderung, welche sich vollzogen hatte, außerordentlich stark. Alexei Orlow, welcher sich um diese Zeit in Dresden aufhielt, schrieb von dort aus an S. R. Woronzow u. A.: „Ich wünsche Ihnen nach so argen Stürmen und Unwettern, welche unzähligen Menschen Verderben brachten, Gesundheit und Wohlergehen. Durch Gottes Gnade ist ein hohes Gestirn aufgegangen und leuchtet und verkündet den Frühling; viele unglückliche Verfrüppelte, kaum noch Athmende, sind neu aufgelebt und senden ihre Gebete für die glückliche Regierung des neuen Herrschers zu Gott empor. Und wir alle Russen können sagen: nicht ganz hat Gott uns in's Verderben stürzen wollen; noch früher als zu Ostern ist für Rußland und uns die Zeit der Auferstehung angebrochen, und ich wünsche auch Ihnen Glück dazu. Amen.“ Und weiter: „Loben wir den Herrn, daß wir nicht ganz gefressen wurden. Halleluja, Halleluja und abermals Halleluja! Jetzt brauchen Em. Durchlaucht England nicht zu verlassen . . . Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Ich fürchtete stets, daß der selige Kaiser meine Tochter wider ihren Willen verheirathen werde. Nun bin ich von dieser nagenden Besorgniß befreit.“*) Und ganz Rußland athmet freier. Merkwürdig, es so weit zu treiben, daß selbst die hiesigen Einwohner, Hoch und Niedrig, alle sich unbändig freuten“ (XVII. 29—31).

Auch Rotschubei lebte in Dresden. Sogleich bei der Nachricht von Pauls Ende reiste er nach Petersburg. Ehe er aufbrach, schied er an S. R. Woronzow: „Jetzt müssen alle ehrlichen Männer sich zusammenthun,

*) Tschitschagow erwähnt in einem Schreiben an S. R. Woronzow eines derartigen Falles. Die Weigerung einer jungen Dame sich dem Wunsche des Kaisers entsprechend zu verheirathen zog die Verbannung der ganzen Familie nach sich; f. Archiv Woronzows XIX. 27, 28, 30.

sich um den Kaiser Alexander schaaren und Alles aufbieten, um die zahllosen Wunden zu heilen, welche Paul unserem Vaterlande geschlagen hatte.“ Als Kotischubei diese Zeilen schrieb, meinte er, Paul sei am Schlagflusse gestorben. Auf dem Wege nach Petersburg erfuhr er den wahren Sachverhalt und gab in einem Schreiben an S. R. Woronzow aus Königsberg seiner Entrüstung Ausdruck (XIV. 149).

Als die Nachricht von dem Regierungswechsel in Rußland nach London kam, war der ehemalige russische Gesandte, Graf Woronzow dort nicht anwesend: er lebte nach seiner Absetzung in Southampton. Der Gesandtschaftsgeistliche, Smirnow, schrieb ihm am 13. April 1801 um 1 Uhr Nachts: „Ew. Durchlaucht! Ihre Seele kann von aller Sorge ausruhen. Paul I. ist zur ewigen Ruhe eingegangen. Soeben ist der Courier aus Petersburg angelangt . . . Wie bin ich glücklich, daß ich wieder das Glück haben werde mit Ihnen zu sein.“ Morgens 6 Uhr folgt dann ein zweiter Brief: „Wie herrlich, daß Sie wieder in Ihr Amt eingesetzt werden, daß Sie Ihr Recht erlangen . . . Jetzt brauchen wir nicht mehr vor unserm Schatten zu erschrecken.“ Und am folgenden Tage: „Der gute Fürst Castalcicala*) weinte vor Freude, als er von der plötzlichen Veränderung Ihrer Umstände erfuhr“ u. s. w. (XX. 466—468). Castalcicala selbst schrieb an Woronzow, „Mein Freund! welche überraschende Nachricht! Welch ein Trost für mich und die Meinigen, Ihre Verhältnisse so günstig geändert, Sie in ihr Amt wieder eingesetzt zu sehen . . . Welche Freude für uns! Es giebt eine Vorsehung, welche Alles lenkt und früher oder später die Tugend belohnt, die Tugendhaften für ihre Leiden entschädigt. Es ist eine große Veränderung in den europäischen Angelegenheiten. Preisen wir Gott, welcher der Weisheit der Menschen, an welcher es neuerdings fehlte, spottet, und welcher zeigt, daß Alles von ihm allein abhängt“ (XXVII. 295). Ebenso schrieb der ehemalige englische Gesandte in St. Petersburg, Whitworth, welcher vor Kurzem Rußland verlassen hatte und nun in England lebte, am Woronzow: „Empfangen Sie meine aufrichtigsten Glückwünsche. Wie soll ich Ihnen sagen, was ich bei diesem von der Vorsehung geführten Streiche empfinde? Je mehr ich nachsinne, desto mehr danke ich dem Himmel. Jetzt können wir hoffen die gute alte Zeit wieder aufleben zu sehen, wo Rußland und England einig waren. Wir werden Sie wieder auf Ihrem Posten sehen“ u. s. w. (XXIX. 394).

S. R. Woronzow hielt, wie aus einem seiner Schreiben an seinen Bruder hervorgeht, die Beseitigung Pauls für eine Rettung aus der allergrößten Gefahr (X. 97); aber die Gewaltthat als solche erfüllte ihn mit Abscheu, und in einem andern mit Citronensaft geschriebenen Briefe sprach er seine Vermunderung darüber aus, daß Pahlen, der geistige Urheber des Verbrechens, nicht entfernt werde, so wie seine Besorgniß, daß ein solches

*) Neapolitanischer Gesandter in London, mit Woronzow befreundet.

Beispiel schlimme Folgen haben und Rußland verderblich werden könnte: „la Russie est devenue une seconde Perse,“ klagte Woronzow (XI. 395).

V.

Oft und oft gedachten die Staatsmänner, deren Privatcorrespondenzen uns vorliegen, nach der Katastrophe Pauls der Schrecken dieser vierjährigen Regierung. Die Mittheilung einiger Urtheile über diese Epoche und den gewaltsam beseitigten Despoten mag den Beschluß unserer kurzen Skizze bilden. Aus dem Maße der Entrüstung, welche bei derartigen Reminiscenzen zum Ausdruck gelangt, können wir auf das politische Elend Rußlands während dieser Schreckensherrschaft schließen.

Tschitschagow schrieb an Woronzow, Rußland sei während der vier Jahre gleichsam in vier Jahrhunderte der Barbarei zurückgeworfen gewesen (XIX. 63). Kostojschin klagt darüber, daß Paul nicht den mindesten Widerspruch zu leiden vermocht habe, so daß es mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden war, seine Ansichten auch nur einigermaßen zu beeinflussen (VIII. 287). Kotschubei schrieb: „Wer die letzten Jahre der Regierung Pauls nicht erlebt und nicht gesehen hat, welche Quelle der Unordnung, der Desorganisation, des Chaos diese Zeit gewesen ist, wird nie beurtheilen können, welche Anstrengungen es kostet Alles zu entwirren. Denke ich daran, so muß ich sagen, daß ein anderes Land unfehlbar darüber hätte zu Grunde gehen müssen“ (VIII. 135). In anderen Schreiben kommt Kotschubei auf die „Dummheiten“ zu reden, welche Paul in Betreff der Beziehungen Rußlands zu England gemacht habe und welche nun gutgemacht werden müßten. „Wir bedürfen der Ruhe, um die furchtbaren dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen,“ bemerkt der Graf, und an einer andern Stelle: „Es giebt hier keine Tollhäuser mehr, welche mit England sich überwerfen wollen“ (XVIII. 238, 241). Grimm schrieb an Woronzow, man müsse die schrecklichen Jahre der Regierung Pauls zu vergessen suchen; sie schienen in der Erinnerung wie ein schwerer Traum, wie ein beängstigendes Alpdrücken; kein Tag sei vergangen, ohne daß altem schon vorhandenen Elend noch neues hinzugefügt worden wäre; abgesehen von den unberechenbar schlimmen Folgen verkehrter politischer Maßregeln, welche die Weiterexistenz des Staates in Frage stellten, hätte der Anblick der Verfolgung von Privatleuten niederdrückend gewirkt; es sei um verrückt zu werden gewesen u. s. w. (XX. 386—387). Ebenso bemerkte Nicolai, man habe die ganze Zeit hindurch in der fürchterlichsten Angst geschwebt u. dgl. m. (XXII. 108). Buturlin schrieb an seinen Oheim: „Die ununterbrochene Reihe von Fehlern und Dummheiten, welche in der Geschichte den Namen der jetzt abgeschlossenen Regierung führen wird, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich nicht weiß, wie lange wir noch Rückfälle zu besorgen haben . . . Der öffentliche Geist ist noch inficirt (gangrené). Das Publikum, welches während der Regierung Pauls fort-

während zwischen der Festung und dem Annenorden, zwischen Sibirien und einem Geschenk von Tausenden Leibeigener schwebte, muß sich erst allmählich an Ruhe und Ordnung gewöhnen.“ Und im Jahre 1803: „Die letzte Regierung hat so sehr alle Grundlagen des Staats erschüttert, daß kaum zehn Personen zu finden sind, welche sich etwa für die Besetzung hoher Posten eignen. Alle sind entweder Militärs geworden oder haben sich ganz in das Privatleben zurückgezogen oder sind verstorben an Kopf und Herz.“ Immer wieder klagte Buturlin über die Folgen der Regierung des „feu Paul de turbulente mémoire“ und die „folies du règne de Paul“, welche der Welt eine Probe davon gegeben hätten, wessen die Russen fähig seien u. dgl. m. (XXXII. 325, 360, 364, 368).

Am schärfsten und ausführlichsten hat sich S. R. Woronzow zusammenfassend über die Regierung Pauls ausgelassen. So lange Paul lebte, konnte er, Woronzow, nicht daran denken, seinen Sohn, welcher sich der militärischen Laufbahn widmen wollte, nach Rußland zu senden; es geschah dieses sogleich nach der Thronbesteigung Alexanders (X. 115). Unter „der abscheulichen Regierung Pauls“, schrieb Woronzow an seinen Sohn, seien alle Männer von Ehre und Selbstgefühl genöthigt gewesen, sich vom Militärdienst zurückzuziehen; jetzt könne man dienen, ohne sich der Gefahr muthwilliger Beleidigungen, der Demüthigung, dem Exil und allerlei anderen Placereien auszusetzen (XVII. 69, 106); Woronzow klagt über die Alles verwüstende Sichel Pauls (*la faux dévastatrice de Paul*), über die beispiellose Tyrannei, deren Andenken in der russischen Nation, so lange dieselbe existire, nie ausgelöscht werden würde (X. 152, 157), über die blinde Wuth und Ungerechtigkeit Pauls, welche ihn, Woronzow, leicht um sein ganzes Vermögen hätte bringen können (XVII. 297), über den schädlichen Einfluß der Zeit des „despotischen Paul“ (XIX. 283), über „le règne atroce, qui vient de finir“ (XVII. 29). Wenn Woronzow auch geneigt war, manche Mißgriffe Pauls auf dem Gebiete der auswärtigen Politik dem Einfluß Beschorodkos, Rutajssows und Kostoptschins zuzuschreiben (VIII. 288 u. X. 132), so konnte er doch keine Worte finden, um den Überwitz dieser Regierung gebührend zu geißeln. In einem Manifest Alexanders, welches Panin redigirt hatte, war der Regierung Pauls „glorreichen Andenkens“ erwähnt. In größter Entrüstung schrieb Woronzow in einer scharfen Kritik dieses Manifestes, welche er für den Kaiser Alexander verfaßte, u. A.: „Wie kann Alexander I., welcher kein Kind mehr ist, Urtheil hat und die Tugend hoch hält, nicht einsehen, daß sein Vater das Recht in sein Gegentheil verkehrt, die Finanzen ruiniert, den Handel vernichtet und in seinem unglücklichen Lande einen beispiellosen Despotismus eingeführt habe. Ist denn überhaupt etwas Ruhmreiches in einer solchen Regierungsweise? Bekennt sich nicht ein Souverän, welcher seinen Unterthanen gegenüber dieselbe als eine glorreiche bezeichnet, zu den Grundsätzen derselben? Sagt er damit nicht, daß er auf denselben Wegen zu wandeln gedenke? Ist aber eine

solche Regierungsweise das Gegentheil von „glorreichen Andenkens“, so ist es eine Heuchelei, ein solches Epitheton zu brauchen! Es wäre freilich unziemlich gewesen, wenn der Sohn Schleichers von seinem Vater geredet hätte; daher genügt es zu sagen: der selige Kaiser, mein Vater“ u. s. w. (X. 280). Ebenso streng urtheilte der Bruder S. R. Woronzow, Graf Alexander Romanowitsch Woronzow, welcher die Würde eines Kanzlers erhielt, in einem für den Kaiser Alexander verfaßten Memoire über die Regierung Pauls: „Viele Institutionen Katharinas wurden vernichtet, die Steuern wurden vermehrt, der Handel wurde durch Exportverbote bedrückt, alle innern Umsätze wurden durch unnöthige Zollplacereien erschwert, kurz es war ein vollständiges Chaos, aus welchem wir durch die Thronbesteigung Alexanders I. befreit wurden“ (XXIX. 460—461).

Indem aber die Woronzows auf das Unheil der Regierung Pauls hinwiesen und darüber klagten, daß Rußland „unter der rohesten und gewaltthätigsten Barbarei geseufzt habe“ (s. d. Schreiben S. R. Woronzows an Nicolai XXII. 531), fanden sie auch eine Erklärung der Ursache dieses Unheils. Nicolai hatte an S. R. Woronzow geschrieben, Pauls Charakter sei eine eigenthümliche Mischung der besten Eigenschaften mit der größten Gewaltthätigkeit gewesen, und diese Neigung zur Brutalität habe je länger je mehr die Ueberhand genommen (XX. 108). Der Graf Woronzow antwortet: „Das ist wahr, aber Sie hätten hinzufügen müssen, daß diese brutalen Instincte sich bis zu völliger Geisteskrankheit gesteigert haben. Pauls Verrücktheit während der letzten acht oder zehn Monate seines Lebens fällt in die Augen. Sein Benehmen anderen Staaten und Souveränen gegenüber beweist, daß sein Geist umnachtet war. So bin ich denn geneigt seine tyrannischen und grausamen Handlungen, welche die letzte Zeit seiner Regierung verdüstern, nicht seinem schlechten Herzen zuzuschreiben. Ich beklage ihn mehr, als daß ich ihn tadele“ u. s. w. (XXII. 532). Ebenso heißt es in einem Schreiben S. R. Woronzows an dessen Bruder: „Ich bin überzeugt, daß der verstorbene Kaiser das Unglück hatte geisteskrank zu sein; ich halte ihn für so wenig zurechnungsfähig wie ein kleines Kind, welches sich und andere mit einem Rasirmesser verwundet, weil es nie zuvor ein solches gesehen oder dessen Gebrauch gekannt hat. Ich besitze Schreiben Panins aus der Zeit, da Paul noch lebte, und hier ist von der Tyrannei, den Abscheulichkeiten und der Verrücktheit Pauls die Rede“ (X. 110). „Panin“ heißt es in einem andern Schreiben, „hielt den Tyrannen für einen Wahnsinnigen“ (X. 280).

Ein zusammenfassendes Urtheil über Paul fällt Rostoptschin in einem Schreiben an S. R. Woronzow, worin es heißt: „Die Geschichte wird ihn nur allzustreng richten; aber ich kann bezeugen, daß dieser Souverän, welcher alle Mittel besaß glorreich zu regieren und angebetet zu werden, selbst keinen Augenblick des Glücks gekostet hat und ebenso unglücklich starb, als er gelebt hatte!“ (VIII. 292).



Eine Erhumirung in Bosnien.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Nur für den Archäologen, dem die Gewohnheit das Gefühl vertheuert, ist es kein düsteres Geschäft, inmitten einer lachenden Landschaft in Schutt und Grüften zu wühlen und aus „Thiergeripp und Todtenbein“ sich die Welt der Vergangenheit wieder zu erbauen. „Hier duftet Blütenregen, dort qualmt Verwesungsgeruch“ — wem mag da die Wahl schwerfallen? Im Südosten unseres Continents steht es damit ganz anders. Dort fühlt sich der Reisende von den Bildern, die ihm die Oberfläche darbietet, magisch hinabgezogen zu den Gräbern verschollener Generationen. Dort, in der dunklen Tiefe, sucht er den Glanz und das Glück, deren auch diese Erde fähig scheint, und die ihr seit Jahrhunderten abhanden gekommen sind.

In diesen zertretenen Ländern lockt es mehr, unter falbem Laub zu stören, als den kümmerlichen Pflanzenwuchs, den die Sonne unserer Tage bescheint, zu betrachten und aufzurichten. Ein solches Land ist auch Bosnien, wo die Gräberschau mehr Raum beansprucht, als ihr eine glückliche Neuzeit gönnen würde. Von den alten Gräbern Bosniens erzählt jeder Besucher des occupirten Landes, ein Zeugniß, mit wie ernster Mahnung dort das Mittelalter, dem diese Denkmäler angehören, neben den Erscheinungen der Gegenwart dasteht. Jüngst ist unter einem jener Monumente eine Entdeckung gemacht worden, die das Nachtstück der Eroberung Bosniens durch die Türken mit einem fahlen Schimmer beleuchtet. Man glaubt, die Leiche des hingerichteten letzten christlichen Königs aufgefunden zu haben, und der Custos des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums, Dr. Ciro Truhelka

ist es, der davon in einem Büchlein „Geschichte und Denkwürdigkeiten von Jaice“ (Sarajevo 1888) nähere Nachricht giebt.

Wie eine reife Frucht ist dieses Land den Türken in den Schooß gefallen, nachdem es alle Stadien der Auflösung durchgemacht hatte. Sein letzter König, Stephan Tomašević (1461—1463), leerte die Reige des bitteren Trunkes, den das Schicksal allen bosnischen Herrschern nacheinander kredenzte. Allein er war keines jener schuldblosen Opfer, die nach kurzem, durch äußeren Glanz verhülltem Leben mit ihrem Haupt die Sünden und Schwächen ihrer Väter gebüßt haben. Das bezeugt noch heute der Guslar, wenn er am Herdfeuer der ruffigen Bauernhütte vom Königsschlosse Bobovac und von dem Vaternörder erzählt, der dort die Krone trug, bis der Racheschrei seiner eigenen Mutter die Türken in's Land zog und ihm den Untergang bereitete. Die Geschichte erzählt seine Strafe etwas anders. Tomašević fiel nicht wegen seiner Blutschuld. Aber alle großen und kleinen Mächte, welche damals um Bosnien geschaart waren, erhoben die Geißel, mit der sie das Land schon lange quälten; und wenn sie auch bisher wenig Schonung geübt hatten, so schienen sie den Vaternörder jetzt mit Skorpionen züchtigen zu wollen. Es half ihm wenig, daß er, der erste und einzige unter den bosnischen Königen, 1461 mit Zustimmung des Papstes und in Gegenwart eines Legaten desselben gekrönt ward. Ja, der Glanz, welcher dadurch auf sein blutbeflecktes Diadem fiel, zog fast unmittelbar den Blitzstrahl des Verderbens auf sein Haupt. Der ungarische Helbentkönig Matthias Corvinus regulirte das Verhältniß des bosnischen Fürsten, den er nach wie vor als einen Vasallen der Stephanskronen betrachtete, in einem Vertrage, der dem Tomašević eine Reihe drückender, zum Theile ganz unerfüllbarer Bedingungen auferlegte. Er sollte Tribut an Ungarn zahlen, feste Plätze abtreten, Heerfolge zusagen und dem türkischen Großherrn den Lehenseid aufkündigen. Der Unselige entschloß sich zu Allem, und das Ende nahte mit Schrecken. Sultan Muhammed rüstete in Adrianopel. Das eilige Gnadeflehen des bedrohten Königs wurde nur scheinbar erhört, um seine Gesandten zu entfernen. Ueber Altserbien fiel das ungeheure Türkenheer im Frühjahr 1463 in Bosnien ein. Das feste Bobovac, welches wohl widerstehn konnte und die Eroberer aufhalten sollte, bis es dem König gelänge, in Jaice eine genügende Streitkraft auf die Beine zu bringen, fiel durch Verrath eines Bogomilen. Die Anhänger dieser Secte hatten sich innerlich von dem Königthume losgesagt, seit dasselbe sich offen in die Arme der römischen Kirche geworfen hatte, und traten nun massenhaft — fast der ganze Adel befand sich unter ihnen — zum Islam über. Fast ohne Schwertstreich wurde das Land erobert. Es war eine Flucht und eine Jagd, kein Krieg. Tomašević, nahe der Landesgrenze, über die er an's Meer enteilen wollte, in Ključ von den verfolgenden Reitern eingeholt, ergab sich gegen Zusicherung des Lebens, wohl nicht ohne eine Ahnung, wie wenig dies bei solchen Gegnern zu bedeuten habe. Auch

mochte sein Gewissen den Vaternörder fragen, ob man ihm einen Schwur zu halten brauche. Leicht fand sich denn auch im Gefolge des Großherrn ein gelehrter Scheich, welcher überzeugend nachwies, daß der dem Gefangenen gewährte Freibrief als null und nichtig zu betrachten sei, womit das Schicksal des Königs besiegelt war.

So ging Bosnien für das Christenthum und den Occident verloren; einige der edelsten Familien, die Pavlovići, Dinjići u. A., hatten im Kampfe, mit dem Königthum zugleich, ihr Ende erreicht. Doch im Ganzen floß bei dieser weltgeschichtlichen Wendung wenig Blut; viel weniger, als früher fast unaufhörlich in kleinen Fehden nutzlos vergossen worden war. Aber an hunderttausend der kräftigsten Einwohner wanderten auf die Sklavemärkte des Ostens, bei 30 000 Jünglinge verstärkten die „neuen Truppen“ (Janitscharen) des Sultans. Die alten Schlösser, in welchen die Könige Bosniens mit ihrem oft so trügerischen Brunk umhergezogen waren und fremde Gesandte empfangen hatten, verfielen dem Untergang, und Bosna Seraj oder Sarajevo (der bosnische Palast, die Palaststadt) galt fortan als bleibendes Centrum dieser osmanischen Provinz. Ein neues Leben war eingezogen, um fortab über 400 Jahre hier zu herrschen.

Der Wechsel, den wir von unserem Standpunkte aus leicht grausam und unglücklich finden mögen, war nicht ohne tiefe innere Berechtigung. Das bosnische Königthum, dessen Leidensgeschichte die Annalen eines Jahrhunderts füllt, war eine Pflanze ohne Licht und Luft, die zudem von den ärgsten Parasiten bedeckt war. Bosnien war zu schwach und zu klein, um als selbständige Vormauer der Christenheit den Türken zu trozen. Seiner ganzen Art nach war und ist es dazu bestimmt, Provinz oder Kronland eines größeren Reichskörpers zu bilden, was es mit einziger (und nicht einmal unbestrittener) Ausnahme dieses Jahrhunderts von 1376—1463 auch immerdar gewesen ist und fürder bleiben wird.

In seinem citirten Büchlein über die Schicksale und Merkwürdigkeiten der Königsstadt Jaice untersucht der Entdecker der Königsleiche, Dr. Truhelka die Nachrichten, welche über das düstere Drama der letzten Stunden Stephan Tomasević in den Geschichtsquellen zu finden sind. Sultan Mohammed legte großen Werth auf die Gefangennahme des Königs und entsendete zur Verfolgung desselben 20 000 leichte Reiter unter Mahmud-Pascha. Tomasević schickte seine Gattin Mara mit dem Königsjunge nach Ungarn. Unterwegs wurde sie von dem slawonischen Banus Paul angehalten und beraubt. Den König selbst, der nach dem Verlust von Jaice nur noch Gut und Leben retten wollte, erwartete man in Ragusa. In Ključ an der Sana dachte er einige Tage zu rasten. Einer der Reiterführer Mahmud-Paschas, Omer-Beg Turchanoglu, erschien vor dieser starken Bergveste, wurde jedoch von der Besatzung zurückgetrieben. Der Bosnier Michael Konstantinović aus Distrovica, der seinen Glauben

abgeschworen und als Janitschar den Zug mitgemacht hatte, berichtet in seiner Chronik, daß ein Bauer den Zufluchtsort des Königs für einen Ruchen ver-
rathen habe. Nun brach das ganze Reiterheer gegen Ključ auf. Aber was ver-
mochte ein noch so starkes Streifcorps ohne schweres Geschütz gegen das unzu-
gängliche Felsenest, das von seinen senkrecht abfallenden Bergwänden trotz-
ig in's grüne Sanathal heruntersah? Eine Einschließung und Aushungerung
derselben paßte nicht in den Plan des Sultans, der den ganzen bos-
nischen Feldzug rasch beendet sehen wollte. So griff man denn zur Hinter-
list — oder wie man das Spiel nennen mag, das mit dem Könige getrieben
wurde. Mahmud-Pascha versprach ihm eidlich im Namen des Sultans
nicht nur die Erhaltung seines Landes, sondern auch den Besitz einer
türkischen Provinz, die ihn den Verlust Bosniens verschmerzen lassen sollte.
Der bethörte Fürst ergab sich und wurde nach Jaice gebracht. Mit den
Versprechungen Mahmud-Paschas fand sich der Sultan dadurch ab, daß
er diesen Würdenträger vorübergehend in Ungnade fallen ließ und von
den Ulema eine Fetwa einholte, welche ihn von der Zusage Mahmud-
Paschas entband, weil er angeblich schon früher selbst einen Schwur ge-
leistet habe, den König, wenn er in seine Gewalt käme, hinrichten zu
lassen.

Ehe Tomašević das Haupt verlor, mußte er noch an alle seine Städte
den Befehl ergehen lassen, sich ohne Widerstand den Türken zu ergeben.
Dann bestellte ihn der Sultan in sein Zelt. Tomašević steckte die schrift-
liche Eideserklärung Mahmud-Paschas zu sich und begab sich vor den
Großherrs. Und nun sangen die Quellen, als ob es an einer Greuelthat
nicht genug wäre, an zu schwanken und berichten Widersprechendes über
die Todesart des letzten bosnischen Königs. In einem türkischen Berichte
(dem Tarichi-diari Bosna des Salih Efendi Hadži-Huseinović) heißt es,
der Sultan habe mit dem Säbel einige Male versucht, den König zu
köpfen, und als ihm dies nicht gelang, habe er ihn den Henkern über-
geben, welche das Werk vollbrachten. Aehnlich sagt auch in einer kurz
nachher erlassenen Bulle Papst Paul II.: in Bosnien habe „der unersättlich
nach Menschenblut dürstende Mahometes den König, der sich gegen Zu-
sicherung des Lebens ihm ergeben, eigenhändig erwürgt.“ Nach Hammer-
Purgstalls verlässlichen Quellen aber erscheint der oben erwähnte persische
Scheich Ali-Bestami, der an dem Zustandekommen jener Fetwa hervorragenden
Antheil gehabt, als der eigentliche Scharfrichter des Königs; ja, er habe nicht
einmal den Befehl des Sultans abgewartet, um nach dessen Wunsch zu
handeln. Diese Version wird denn auch gegenwärtig allgemein angenommen.
Sie genügt jedoch den im Abendlande herrschenden Vorstellungen von
türkischer Grausamkeit nicht ganz. Darum erzählen italienische Historiker,
der König sei lebend geschunden, hierauf an einen Pfahl gebunden
und den Armbrustschützen als Ziel hingestellt worden. Solche teuflische
Marter war der türkischen Phantasie nicht fremd; hier aber ist sie schlecht

bezeugt, und man ersieht auch keinen rechten Grund zu einer solchen Verschärfung der Todesstrafe.

Ueber den Ort, wo die Hinrichtung stattgefunden, gehen die Nachrichten ebenfalls weit auseinander. Dr. Truhelka nimmt nach guten Zeugnissen Jaice als die Todesstätte des Tomašević in Anspruch. Hier sind auch noch ganz glaubwürdige Sagen über die Bestattung der Königsleiche im Volksmunde erhalten. Der Sultan soll eine Janitscharen-Abtheilung mit dem Leichnam ausgesendet und ihr den Auftrag gegeben haben, eine Stelle zu suchen, die man von der Stadt aus sehen könne, ohne jedoch das Grab selbst zu erblicken. Der Begräbniszug nahm die Richtung gegen den Berg Hum, und der Sultan blickte demselben nach. Einer der Janitscharen trug eine hohe Fahne, und als nur noch die äußerste Spitze derselben sichtbar war, gab der Sultan ein Zeichen, daß man hier anhalten und den König begraben solle. Diese Erzählung stimmt genau mit der Lage eines Denkmals überein, welches die Anwohner seit Alters her Kraljevski-grob (Königsgrab) zu nennen pflegen. Es ist eine schmucklose ca. 1 m breite und 1,8 m lange Steinplatte, wie deren auf den mittelalterlichen Friedhöfen des Landes tausende und tausende zu finden sind. Sie liegt am rechten Ufer des Vrbas, gegenüber dem großartigen Wassersturz, mit welchem die Pliva sich hier in den „Weidenfluß“ ergießt. Nach Norden hin öffnet sich ein fesselnder Ausblick auf das reizvolle „Kaiserfeld“ (Carevo-Polje), während im Südosten die Kalkwände des Berges Hum ansteigen und eine leise Bodenschwellung im Westen das Stadtbild von Jaice dem an der Königsgruft Weilenden entzieht.

Dr. Truhelka ließ die Platte wegwälzen und fand zunächst, beiläufig 80 cm unter der Oberfläche, eine Anzahl Steinblöcke, welche die ganze Länge des Grabes einnahmen. Darunter lag, von den Steinen theilweise zerdrückt, das Skelet mit dem Kopfe nach Westen, mit den Füßen nach Osten gewendet. Doch war der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf den Brustkorb gelegt. Die Hände lagen gekreuzt über der Brust. Demnach erscheint es unzweifelhaft, daß hier die Ueberreste eines Hingerichteten beigelegt waren, welcher zudem — da nicht eine Spur von einem Gewande erhalten war — unbekleidet verscharrt worden ist. Nur am unteren Ende des Körpers fand sich ein Rest der Fußfessel und da, wo sich die Hände kreuzten, zwei kleine Silbermünzen Ludwigs des Großen von Ungarn, wie sie während des fünfzehnten Jahrhunderts in Bosnien umliefen. Der Entdecker findet nicht nur diese Umstände, sondern auch das jugendliche Mannesalter und den untersehten Körperbau, welche das Skelet verräth, übereinstimmend mit der Tradition, wonach hier König Stephan Tomašević seiner Urständ entgegenschlummerte. Ja noch mehr. Die Schädelformation zeigt nach dem genannten Historiker eine auffallende Ähnlichkeit mit derjenigen, welche man auf den beiden Bildnissen, die uns von dem letzten Könige Bosniens erhalten sind, beobachten kann. Beide stellen den

unglücklichen Herrscher dar, wie ihm Christus im Traume erscheint. Das eine derselben, welches unstreitig zu seinen Lebzeiten entstand, stammt aus dem bosnischen Kloster Sutiska und befindet sich jetzt in der Stroßmayer-Galerie zu Agram. Wir finden hier von Malerhand verewigt daselbe ovale, nach unten spitz zulaufende Gesicht mit vorstehendem Kinn und hoher, schöner, gewölbter Stirn, welches auch der Schädel des Enthaupteten bewahrt hat.

* * *

Für die christlichen Bosnier bedeutet die Auffindung der Leiche ihres letzten Königs kein Unterpfand der Erneuerung ihres autonomen Reiches. Die ganze Wiedererweckung des bosnischen Mittelalters, wie sie seit der Occupation des Landes hauptsächlich durch Urkundenforschung und durch das Studium der massenhaft erhaltenen Grabdenkmäler geschieht, ist eine Art Exhumierung, eine Angelegenheit der Wissenschaft, die mit dem Leben der heutigen Generation nichts mehr zu thun hat. Etwas Anderes war es, als, wie das Volkslied (bei Karadžić „Narodne srpske pjesme“, II. 53) berichtet, die Leiche des letzten Serbentkaisers aufgefunden wurde. Das geschah, der Sage zufolge, vierzig Sommer nach der Amselfelder Schlacht auf eben diesem Felde. Griechische und bulgarische Kaufleute lagerten zur Nacht auf der blutgetränkten Ebene. Ihre Saumthierführer gingen nach Wasser und fanden in einer Quelle das Haupt Lazars, das wohl erhalten, ja strahlend wie ein Mond, im Wasser glänzte. Als sie es herauszogen, schwebte es leuchtend übers Feld dahin und zeigte jenen die Stelle, wo der Leichnam lag, dem er sich auch gleich fest anfügte. Nun begab sich eine große Wallfahrt nach dem Wunderplage. Dreihundert Kalugeren (Mönche), zwölf Erzbischöfe und vier Patriarchen der morgenländischen Kirche erweisen dem frommen Herrscher die letzte Ehre. In priesterlichen Prunkgewändern, Tiaren auf den Häuptern und „altverfaßte Bücher“ in der Händen lesen sie drei Tage und Nächte die Vigilien. Dann ereignet sich noch ein Wunder, und der Todte äußert seinen Wunsch im Kloster Ravanica, das er sich selbst im Waldgebirge Ručaja erbaut, begraben zu werden. Das geschieht denn auch. Das Kloster besteht noch heute und bildet ein großes Viereck, an dessen Nordostseite sich eine Mauer vom Schlosse Lazars erhebt. Gegenüber liegen die Trümmer des Thurmes, welchen gleichzeitig Lazars Schwiegersohn, der Mörder Sultan Murads II., Miloš Obilić bewohnte. Das Schloß ist im Jahre 1435 von den Türken zerstört worden, aber die Erinnerung an die nationale Selbständigkeit, an den Glanz und die Größe des serbischen Volkes haben sie nicht auslöschen können. Anders stand es in Bosnien, und warum hier die stets anziehende Tradition aus fernen Jahrhunderten in der Brust des Volkes kein Echo weckt, wollen wir zum Schluß in Kürze darlegen.

In Ungarn und vor Wien ist, Jahrhunderte nach dem Falle des

bosnischen Königreiches, die Entscheidung ausgefochten worden, welche die Türkenfluth in Europa zurücktaute, und erst in unseren Tagen erhob sich der kleine bosnische Damm wieder aus den Gewässern und lenkt unseren Blick auf die Betrachtung seiner Schicksale. Sie waren fast durchaus traurige, aber man muß diesen Gesammtinhalt als eine Nothwendigkeit ins Auge fassen, um seinen Blick leidlich getröstet zu erheben von diesem Bilde menschlicher Schwäche und Haltlosigkeit. Bosnien ist aufgerieben worden durch die natürlichen Frictionen zwischen den Weltmächten des Orients und des Occidents. Mitten zwischen der griechischen und lateinischen Welt gelegen und den Hauptsitzen beider Mächte, Byzanz und Rom, sehr nahe, war es von jeher ein Tummelplatz eifersüchtiger streitender Glaubensbekenntnisse. Theils in einzelnen Landestheilen dichter geschlossen, theils unter einander vermengt, wie noch heute, saßen die Anhänger der östlichen und der westlichen Kirche, welche beide auf die ausschließliche Herrschaft in diesem Gebiete Anspruch erhoben. Und zwischen Beide drängte sich frühzeitig (schon um die Mitte des XII. Jahrhunderts) eine dritte Lehre, hinter der zwar keine Weltmacht mit ihrem moralischen und physischen Gewichte stand, die aber dafür ihren Gläubigen die meiste persönliche Freiheit gewährte und das Land nach keiner Richtung hin von einer auswärtigen Gewalt abhängig machen wollte. Diese verführerische und verhängnißvolle Glaubensform war das Bogomilenthum, so genannt nach dem Beinamen (Bogomil = Gottlieb) ihres Stifters, des bulgarischen Priesters Jeremias, der im X. Jahrhundert aus seiner Heimat nach Bosnien gekommen sein soll. Seine Botschaft, die er als „wahres Christenthum“ bezeichnete, entband die Gläubigen von vielen drückenden Erdenfesseln, machte sie aber unter dem Gewande einer allgemeinen Niedrigkeit, Milde und Friedfertigkeit untauglich, der Sendung zu genügen, für welche der Mensch auf Erden ringt und strebt. Der Bund der Ehe, der Eidschwur, die öffentliche Gewalt, der Kriegsdienst, das Sammeln von Reichthum — kurz eine Reihe der wichtigsten Pflichten, durch welche die Nationen bestehen, wachsen und blühen, galt unter den Bogomilen als verpönt. Und diese unselige auflösende Form des höchsten, unverfügbaren geistigen Bedürfnisses der Menschheit sollte den jungen südslavischen Staaten-Bildungen in ihrer Bedrängniß durch Rom und Byzanz zur Seite stehen! Sie sollte die Nationalkirche Bosniens werden. Allein statt, wie man wohl hoffnungsvoll annahm, dem Unheil zu steuern, mußte sie dasselbe nur noch vergrößern und verschlimmern. Das Einzige, was so dem Lande im Mittelalter eigenthümlich ist, sind Formen des Rückschritts und Verfalls, die überall da eintreten, wo der Schwächere neben dem Stärkeren sich zur Geltung bringen und sich seiner Meisterschaft entziehen will. So steht das Bogomilenthum neben den beiden christlichen Kirchen, so der Ungeßmack und die Plumpheit der althosnischen Steindenkmäler, zu welchen auch dasjenige des Tomašević gehört, neben den stilvollen romanischen und byzantinischen Sculpturen.

Diese innere Zerrissenheit des Landes, diese ohnmächtigen Versuche, sich auswärtigen Einflüssen zu entziehen, arbeiteten jenen Weltmächten verhängnißvoll in die Arme, von welchen die eine ihren Hirtenstab über den Osten des Continents auszustrecken trachtete, während die andere von außen her immer erschütternder an die Pforten Europas pochte. Die orthodoxe Kirche, diese breite Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Vatican, neigte sich in ihrer damaligen politischen Verkörperung zum Einsturz; wie hätte das kleine schwankende Bosnien dem Vollauf so großer welthistorischer Entscheidungen sich entgegenstemmen können?

Vergleicht man die Todesarten der drei namhaftesten Herrscher, welche auf der griechisch-slavischen Halbinsel dem Ansturm der Türken erlegen sind, so zeigt sich eine gewisse Stufenfolge, die von tragischer Größe zu kleinlichem Elend abwärts führt. Constantin Paläologus Drakoszes starb eines ritterlichen Todes in der Vertheidigung seiner Hauptstadt. Mit dem Schwerte grub er, wie das neugriechische Volkslied sagt, sich selbst sein Grab, und als ihn die osmanischen Sieger unter Leichenhaufen fanden, wurde er mit allen Ehren bestattet. Noch fladert am Bosporus das Lämpchen über der Stelle, die man für seine letzte Ruhstatt hält. Das Haupt des gefangenen Serbenkaisers Lazar fiel nach der Schlacht, in der ein Theil seiner Streiter unrühmlich zum Feinde übergegangen war. Auch ihm bewahrt Sage und Lied ein ehrendes Andenken. Der Auszug auf das Ansefeld erscheint in dieser Ueberlieferung als eine Art Todesweihe der christlichen Helden, und ihre Sehnsucht, für den Väterglauben zu sterben, nicht geringer als auf der gegnerischen Seite. Der König Bosniens dagegen, beladen mit dem Fluch des Vaternörders und von seinen Magnaten preisgegeben, suchte sein Heil in feiger Flucht, wurde eingeholt und wie ein Verbrecher hingerichtet. — Hellas, Serbien und Bosnien wurden in unserem Jahrhundert dem Türkenjoch entzogen. Aber während Hellas und Serbien sich mannhaft emporrichteten, erscheinen die bosnischen Wirren der jüngst vergangenen Jahrzehnte wie ein Zerrbild jener Befreiungskämpfe, und eine gerechte Erfüllung hat dem Volke des Tomasevic bisher keinen höheren Platz angewiesen, als jene Zwitterstellung, die es heute unter türkischer Souveränität, aber unter österreichisch-ungarischer Verwaltung einnimmt.





Steeple-Chase.

Don

Hans Hermann.

— Breslau. —

Die Hörner hatten zum Rendezvous gerufen, und auf ebener Schneefläche, am Rande einer sogenannten Remise, wie sie das Wild als Zufluchtsort so sehr liebt, war das Jagdfrühstück eingenommen worden. Nun rüstete man sich wieder zum Aufbruch — ein neues Kesseltreiben sollte beginnen.

Es herrschte die heiterste Stimmung. Inmitten der Jagdgesellschaft hielt ein kleiner Schlitten — zwei Damen saßen darin. Ein junger Herr reichte soeben einer derselben die Zügel des aufgeregten schnaubenden Braunen, während ein anderer eifrig bemüht war, die Bärendecke des Schlittens sorgfältig festzuknöpfen.

„Danke, danke, Baron! Wir werden weder herausfallen, noch erfrieren,“ rief eine frische, fröhliche Mädchenstimme. „So lange haben wir nicht Geduld, nicht wahr, Hippos? — Viel Unglück! Auf Wiedersehen heut Abend!“

Mehrere Stimmen versicherten noch, daß das letzte Treiben unstreitig das gelungenste gewesen, und daß so hold kredenzter Punsch zu niegeahnten Thaten begeistern werde. Munteres Lachen, Schellengeläut antworteten — dahin sauste der Schlitten über das winterliche Feld.

Die niedliche Blondine wendete das rosige Gesichtchen zu ihrer die Zügel führenden Begleiterin. „Es ist doch reizend bei Euch auf dem Lande, Vori!“

„Besonders, wenn man eine Freundin besitzt, die den reizenden Einfall hatte, uns mit ihrem lieben Besuch zu erfreuen.“

„Ich mußte Dich doch noch einmal genießen, ehe“ — —

„Aus meiner kleinen Eva eine würdige Frau Assessorin geworden und die goldene Freiheit für immer dahin ist! O, wie kann man ein so kostbares Gut so leichten Herzens hingeben!“

„Weil man eben Denjenigen lieben muß, in dessen Hände man es legt, Lori.“

„Lieben muß? Der Mensch muß nie müssen!“

„Dieses Muß ist aber ein süßes — ich wünschte, Du lerntest es kennen.“

„Dann müßte ich den erst kennen lernen, der mich dazu zwänge.“

„Du wirst ihn kennen lernen! — Lori, Du bist so gezeiert — thue mir den Gefallen und werde glücklich!“

„Das heißt: Heirathe! — Und wen denkst Du Dir, wann ich fragen darf, bei diesem Unternehmen an meine Seite? — Etwa unseren Nachbar, Baron Wackermann, der den ebenso herzlichen als practischen Wunsch hegt, ich möchte ihm seine Gänse stopfen und Abends Sechszundsechzig mit ihm spielen? Eine Maschine im Dienste der Alltäglichkeit . . . Gräßlicher Gedanke! — Oder den jungen Grafen Flitzow, dessen Verliebtheit so zweifellos ist, als seine Natur es zuläßt, d. h. der es „auf Ehre famos“ finden würde, hätte er das Privilegium, mir seinen forschenden „Johann dreh’ weiter“ jeberzeit — auch ungewischt und unparfümirt — in’s Gesicht zu drücken? — Ein Spielzeug, eine Puppe — welch’ leeres Dasein! — Oder aber den Massendorfer Millionär, der seiner stereotypen Lebensart: Nämlich — ich diene bei den Bonner Husaren,‘ gern noch hinzufügen möchte, Nämlich — meine Frau ist eine geborene Freiin von Soundso? — Ein Paradestück, weiter Nichts — erbärmliche Rolle! Oder —“

„Erlaube, daß ich dies Oder ergänze, Lori! Oder vielleicht einen liebenswürdigen, geistig bedeutenden, schneidigen Mann, dem Du mit den reichen Gaben, die Dir die Natur verliehen, als guter Kamerad zur Seite stehen könntest? Einen Mann wie z. B. ein Vetter meines Heinrich, der Name thut nichts zur Sache, einer ist?“

„Gnade, Robert! Ich glaube, Du willst mich am Ende gar unter die Haube bringen, Eva! Glücklich Liebende sollen zwar ein ganz besonderes Vergnügen darin finden, Andere in einen gleichen Hafen zu steuern; aber ich bitte Dich, verzichte mir gegenüber auf Ausübung dieser Passion, ich kündige Dir sonst die Freundschaft! Bei projectirten Heirathen, wo Alles so schön paßt, ist ja kein Funken Romantik, und wenn ich mich überhaupt jemals verlieben sollte, dann müßte Romantik dabei sein, viel Romantik.“

„Ich möchte wissen, wie Du Dir diese Romantik denkst, Lori?“

Lori antwortete nicht — die Peitsche sauste auf den Rücken des Braunen —

„Sitz’ fest, Eva!“

Und Hippos flog über einen ziemlich breiten Graben, der leichte Schlitten hinterdrein.

„Mein Gott, Lori, einen so zu erschrecken! Und dort, ein paar Schritte hin, ist eine Brücke!“

„Gnå' Fräul'n machen es immer so,“ brummte hinter der jungen Dame der weißbärtige Kutscher, der sich wunderbarerweise auf seiner Pritsche behauptet hatte.

Lori lachte. „Ich nehme jedes Hinderniß an — das gerade liebe ich!“

„Ebenso wie die Romantik?“

„Ebenso! Denn Romantik und Hindernisse sind in meinen Augen identisch.“

„Aha — wo nicht Alles so schön paßt; dort liegt Deine Romantik! Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen.“

Lori blickte in's Weite. „Vielleicht!“ sagte sie träumerisch. „Uebrigens,“ fügte sie hinzu, „hätte ich garnicht gedacht, daß meine Eva in ihrem echt weiblichen Köpfchen weiß, was eine Steeple-Chase ist.“

„O, dergleichen lernt man im Umgang mit Heinrichs Vetter!“

„Ja so, der Vetter! Nun, der ist ja abgethan, ebenso wie die projectirten Heirathen.“ — Damit warf Lori dem Kutscher die Zügel zu, denn der Schlitten war in ein geöffnetes Parkthor eingebogen und hielt vor der Freitrepppe von Schloß Roden.

Auf den Stufen stand der Herr desselben in höchst eigener Person. Wer ihn sah, der wurde unwillkürlich an die Reden vergangener Zeiten erinnert, so bedeutend übertraf an Höhe und gewaltigem Gliederbau seine Gestalt die gewöhnlicher Sterblicher. Wie er so dastand, in einen mächtigen Pelz gehüllt, zwischen dessen Kragen und der das Gesicht weit überschattenden Pelzmütze ein langer, grauer Bart hervorquoll, war er eine Erscheinung, mit der man Kinder hätte gruselig machen können.

„Donnerwetter, dampft der Hippos!“ klang jetzt ein tiefer Haß aus Bart und Pelzwerk hervor. „Wohl wieder klogig geprescht, was?“

„Zu Befehl, Herr Major, klogig! Gnå' Fräul'n machen es immer so,“ erwiderte Franz, der Kutscher, mit großer Promptheit über die junge Herrin hinweg.

„Alter Esel, wozu sitzt Du denn hinten drauf?“ donnerte der Major los, schien aber durchaus keinen Effect damit zu machen, denn das Factotum begann harmlos zu berichten:

„Klogig viel Hasen bis jetzt geschossen, Herr Major — werden so Stück 950 zusammenkommen; — wir haben wieder die beste Jagd im ganzen Kreise.“

„Wird sich auch gehören, Franz — wird sich auch gehören,“ knurrte der Major befriedigt, erbohte sich aber sofort wieder: „Die verd Gicht, daß man so Etwas nicht mehr mitmachen kann! Alter Krüppel, der man ist!“

„Halten zu Gnaden, Herr Major — aber wenn wir auch keine Hasen mehr schießen können, ein Krüppel sind wir deswegen noch lange nicht!“ widersprach Franz mit einer Miene, als sei ihm die größte Beleidigung geschehen; und da sich die jungen Mädchen inzwischen aus den Decken herausgewickelt hatten, fuhr er indignirt den Ställen zu. Lori stellte sich auf die äußersten Fußspitzen, um dem Major die Hände auf die Schultern legen zu können, und lächelte zu ihm auf.

„Guten Morgen, Onkelchen.“

„Blitzmädel,“ sagte er, während ihr Köpfchen einen Augenblick zwischen zwei riesigen Pelzhandschuhen verschwand. Dann traten alle Drei in das Portal des Schlosses.

Hier in diesem grauen, ehrwürdigen, recht stillosen Gemäuer, dem feudalen Sitze derer von Borst, unter den alten Eschen, die es umstanden, war Lori groß geworden. Als kleines Kind hatte sie der unverheirathete Onkel zu sich genommen, nachdem ihre Mutter, seine einzige Schwester, ihrem früh verstorbenen Gatten gefolgt war. Was die Erziehung der Kleinen anbetraf, so hatten sich bei derselben zwei Parteien gegenüber gestanden: auf der einen Seite der Onkel und sein Factotum Franz, der früher einmal bei ihm Bursche gewesen und später in seine Dienste getreten war; auf der anderen eine Reihe von Gouvernanten, die in Gestalt „geprüfter“ Töchter der deutschen, französischen und englischen Nation in wohlthuernder Abwechslung einander gefolgt waren.

Der Major hatte diese „Verzieherinnen“, wie er sie nannte, immer nur als ein der Gelehrsamkeit wegen nothwendiges Uebel betrachtet. „Verderben Sie mir nur das Mädel nicht,“ das war stets die vornehmste Pflicht gewesen, die er jeder der Damen mit einem argwöhnischen Seitenblick anempfohl, und seine Bestrebungen, ihrem Einfluß auf Lori entgegenzuwirken, hatten auch immer den besten Erfolg gehabt. Nie war die Kleine glücklicher, als wenn sie nach beendeter Lektion der Gouvernante ent schlüpfen und mit Onkel und Franz fahren und reiten konnte, und unerschüttert blieb der Platz, den diese Beiden in ihrem Herzen einnahmen. Als dann die böse Gicht und zunehmendes Gewicht den Major verhinderten, Lori auf ihren Ausflügen zu Pferde zu begleiten, fiel dieses Amt Franz allein zu.

„Das sage ich Dir aber, Kerl — wenn Eins von Euch Beiden den Hals bricht, so brichst Du ihn allemal zuerst!“ So hatte ihm der Major die Verantwortung für seine Nichte übertragen, und Franz war sich derselben vollbewußt, auch jetzt noch, wo Lori, zur jungen Dame herangewachsen, von keinen Gouvernanten-Uhren mehr controllirt wurde und leider noch genau so verwegen war, wie der kleine Wildfang von ehemals. —

Einige Tage nach der Rodener Jagd kutschte Lori ihre Freundin nach der nahen Bahnstation.

„Also, wenn Heinrich im Frühjahr commissarisch in Bunzelstädt be-

schäftigt ist, schicke ich ihn zu Euch heraus," sagt Eva, als die beiden Mädchen auf dem Perron standen und der heranbrausenden Locomotive entgegenzogen.

"Ja, thue das, Herz! Onkel wird sich sehr freuen, und ich bin ja schon unbeschreiblich neugierig auf den „Herrlichsten von Allen“, der meiner Eva Herr sein wird. — Schicke ihn nur überhaupt, wohin Du irgend kannst, solange es noch geht; denn nach der Hochzeit wird er natürlich das Commando haben wollen, und Du sanfte Taube wirst Dich tyrannisiren lassen."

Eva erröthete. „Ich habe einen unüberlegten Ausdruck gebraucht, Lori — denke nicht, daß ich im Ernst von „Schicken“ gesprochen hätte. Uebrigens: mein Heinrich ist kein Tyrann — er ist ein so guter Mensch."

Lori kräuselte spöttisch die Oberlippe; sie dachte an Onkel Vort, dem einmal Jemand mit den Worten charakterisirt worden war: „Er ist ein guter Mensch," und der darauf gebrummt hatte: „Also eine Euse!"

„Um mich zu überraschen hast, Du mir wohl kein Bild von ihm gezeigt?" fragte sie.

„Ja, sein gutes Gesicht verliert durch die photographische Aufnahme; deshalb sollst Du ihn lieber persönlich kennen lernen."

„Also ein gutes Gesicht hat er auch — es freut mich, daß Du soviel des Guten bekommst, Liebling! — Sei nicht böse! Grüße Deinen Bräutigam einstweilen von mir."

„Adieu, Lori, — tausend Dank! — Böse bin ich nicht, wünsche Dir aber gute Besserung. Auf Wiedersehen zu meiner Hochzeit!"

Eva reichte der Freundin noch einmal die Hand aus dem Coupéfenster, und fort führte sie der Zug der fernen Heimatstadt zu.

* * *

„Freu' Dich, Lady-love, der Frühling kommt, nun beginnen wieder unsere fröhlichen Ritte."

Lori streichelte liebevoll den schlanken Hals der Fuchsstute; und verständnisinnig sah das schöne Thier mit großen, klugen Augen auf seine Herrin, spitzte die zierlichen Ohren und bechnobberte mit weitgeöffneten Nüstern ein winziges Veilchensträußchen, das Lori in der Hand hielt.

„Halt, das ist Nichts für Dich, Schatz," wehrte das Mädchen, „aber hier hast Du Besseres — das wird schmecken." Die Stute nahm geschickt das große Stück Zucker von Loris flacher Hand und nickte dankend mit dem kleinen Kopfe.

„Ade, Lady-love". Lori schloß die Thüre der Box hinter sich und trat aus dem Stall hinaus in's Freie.

An den Wegrändern und Gehölzen des Parks lagen noch Schnee und Eis, aber man merkte es der lieben Sonne an, daß sie die energische Absicht hatte, mit diesen Resten des Winters endgiltig zu räumen.

Lori schlenderte durch die Anlagen, die die Pferdeställe vom Schlosse trennten, eilte die Freitreppe hinauf, durch einen weiten, waidgerecht decorirten Vorfaal und einige mit alterthümlicher Einfachheit ausgestattete Zimmer hindurch und betrat ihr eigenes kleines Heiligthum. Dasselbe bot in der Einrichtung das Bild eines capriciösen Potpourri von Rococo und modernster Eleganz, von feinem mädchenhaften Geschmack und Sportliebhaberei — überall aber blühte und duftete das, was jeden Stil und jede Geschmacksrichtung lieblich kleidet: Blumen.

„Die Fenster auf, die Herzen auf!“ jubelte Lori, die hohen Fensterflügel auseinander stoßend.

„Nun fahr' wohl, Du Winter-Krimskrams!“ und übermüthig warf sie Pinsel, Palette und Farbentuben, die auf einem Schemel lagen, durcheinander, nahm ein halbvollendetes Stilleben von der Staffelei und stellte es mit dem Gesicht gegen die Wand. Dann hob sie eine schwere Portiöre und schlüpfte in das anstoßende Gemach. An seinem Tische saß Herr von Borst, einen widerwilligen Gänsekiel — Stahlfedern hielt er für einen Luxus der Neuzeit — in kühnen Schwingungen über das Papier führend.

„Die Ersten, Onkel,“ sagte Lori und legte die Weilschen vor ihn hin.

„Die Ersten, mein Mädel? Nun, hübsch von Dir, daß Du sie mir bringst — aber gehört sich auch, gehört sich auch.“ Der alte Herr erhob sich und strich ihr zärtlich die braunen Löckchen aus der Stirn.

„Weißt Du, Kleine, als ich Dich zu mir nahm, war ich eigentlich fuchswild, daß Du kein Junge warst. Habe mich nun aber so ziemlich damit ausgehöhnt. Manchmal so eine kleine Aufmerksamkeit, das thut Unserem doch wohl, und junge Burschen verstehen sich auf so Etwas nicht — hättest auch nicht daran gedacht, mir die kleinen Dinger zu bringen, wenn Du einer wärst. So weit wäre also die Geschichte schon ganz gut, aber“ — und des Majors Stimme, die er bisher gegen alle Gewohnheit gedämpft hatte, schwoll wieder zu ihrem erschreckenden Grollen an — „aber wenn Du nur bei mir bliebest, Du Racker! Ihr Frauenzimmer seid ja Eine wie die Andere: schließlich lauft Ihr doch einem Manne nach.“

„Onkel!“ Lori hatte ihre zierliche Gestalt zur ganzen Höhe aufgerichtet, das Blut war ihr in die Wangen geschossen, und die Augen blitzten vor Entrüstung.

„Onkel, wie kannst Du das von mir erwarten?“ rief sie im Tone innerster Empörung.

„Na, na, fahre nur nicht gleich aus der Haut,“ beruhigte der Major und fügte etwas unsicher hinzu: „Aber würdest Du's wirklich nicht thun?“

„Nein, ganz gewiß nicht!“

„Nun, dann ist's gut, mein Mädel! Du hast mich nie belogen, ich glaube Dir! — Glaube Dir, wie ich nur noch zwei Creaturen in meinem Leben geglaubt habe: die eine war der ‚Comet‘, der beste Gaul, den ich je besaß — der ließ mich bei keiner Tollheit, in keiner Gefahr im Stich,

trug mich freudig durch Dick und Dünn, durch Feuer und Wasser — wenn ich denke —“

„Und die andere Creatur?“ unterbrach ihn Lori lächelnd, „vom Comet weiß ich schon alle Stückchen auswendig — aber die andere Creatur?“

„Das — das war ein Frauenzimmer.“

„Ach, Onkel, erzähle!“

„Unsinn, Kind, laß mich — kann Dir kein sentimentales Geleier vorwimmern, bin zu alt dazu — 's waren auch nur die Weilschen, die mich an sie erinnerten — sie mochte sie gern, bin einmal tagelang umhergepirscht und habe ein Pferd zu Schanden geritten, um ihr die ersten zu bringen, — weiß noch, ging einmal um die jetzige Zeit mit Dir durch den Park, als Du eben erst hergekommen warst — da fandest Du auch das Zeug und kamst jubelnd damit angesprungen — mußte an alte Zeiten denken und Dir einen Ruß geben — glaubt', es war der erste, mit dem ich mich an das Püppchen wagte. Hast mir seitdem jedes Jahr die ersten Weilschen gebracht, Du guter Kerl!

„Nun, was steht Du denn, Mädel, und siehst mich an wie die Kuh das neue Thor?“ fuhr der Major plötzlich auf. „Geh', hol' das Schachbrett — weißt doch, daß wir jetzt unsere Partie spielen!“

Lori kannte ihren Onkel gut genug, um vorläufig ihre Neugier wegen des „Frauenzimmers“ niederzukämpfen.

„Ich gehe schon, Onkelchen!“ Das Diminutiv klang ungemein drollig auf den redenhaften Alten angewendet. „Aber noch einmal“ — sie blickte mit ihren braunen Regguckern treuherzig zu ihm auf — „Ich bleibe bei Dir — ganz bestimmt — immer!“

„Na, wird sich auch gehören, altes Mädel, wird sich auch gehören,“ brummte der Major und ließ sich, ebenso felsenfest an die Unumstößlichkeit von Loris Versicherung glaubend, wie sie selbst es that, nunmehr ganz beruhigt am Schachtiisch nieder.

„Uebrigens, Onkel,“ unterbrach Lori, indem sie die Figuren aufstellte, den Gedankenstrich gegenseitiger Befriedigung, „der gute Heinrich wird auch nächstens antreten.“

„Der gute Heinrich?“

„Nun, Du weißt doch — Evas Bräutigam. Ach, Onkel, ich zweifle nicht an seiner Vorzüglichkeit; aber ich fürchte, dieser gute Mensch mit dem guten Gesicht wird meine Spottlust herausfordern.“

In diesem Augenblick trat der Diener herein und präsentierte zwei Visitenkarten.

„Heinrich von Blauen, Regierungs-Assessor“

las der Major.

„Es ist doch wirklich so! Wenn man vom Wolfe spricht, so kommt er,“ lachte Lori. „Nun aber ernsthaft!“

Das ganze liebe Mädelantlitz suchend vor neckischem Uebermuth,

stand Lori dem Eintretenden, den der Dunkel mit seinem Gemisch von derber Freundlichkeit und feudaler Würde begrüßte, gegenüber und musterte mit schnellem Blick seine Gestalt. Dieselbe war etwas höher, als sie erwartet hatte, aber schön war der „gute Heinrich“ im Uebrigen wirklich nicht — o nein, da stellte Baronesse Lori Sarned ganz andere Anforderungen an männliche Schönheit! — Nun, er war einmal Evas Verlobter —

Mit liebenswürdigem Freimuth streckte Lori dem Assessor die Hand entgegen: „Ich freue mich, den Bräutigam meiner lieben Freundin kennen zu lernen.“

„Und ich freue mich, die Ehre zu haben, der Freundin meiner lieben Braut gegenüberzustehen,“ er führte die kleine Hand leicht an seine Lippen und lächelte dabei auf Lori herab — sie meinte: geradezu gönnerhaft! Dieses Lächeln mißfiel ihr noch mehr, als seine unregelmäßigen Gesichtszüge, die nur ein schwarzer Schnurrbart einigermaßen erträglich machte; aber es war wohl das Natürliche bei einem Bräutigam — er konnte doch andere junge Damen unmöglich anschnäuzen.

Dann saßen die Drei plaudernd zusammen. Lori wollte viel von Eva wissen. Der Gast gab ihr bereitwilligst Auskunft und sprach dabei mit soviel Verehrung von seiner Braut, wie es ein junger Cavalier nur thun kann. Aber Lori vermischte doch Etwas: ein warmes Aufleuchten in diesen scharfblickenden grauen Augen!

„Haben Sie denn die entzückende Arbeit gesehen, mit der mich Eva erfreut hat?“ fragte sie, um das Thema noch weiter zu spinnen; und als er verneinte, führte sie ihn in ihren kleinen Salon nebenan und wies auf einen kunstvoll gestickten Ofenschirm.

„Sehen Sie, solcher Mühe, solcher Geduldsprobe kann doch nur ein so liebes Geschöpf wie Eva sich unterziehen.“

„Sehr schön,“ erwiderte er; „und Evas reiches Gemüth würde im Stande sein, noch weit größere Opfer zu bringen, als zerstochene Finger und müde Augen.“ — Die Worte klangen schön, aber kühl, und auf einen warmen Blick wartete Lori noch immer vergebens; viel Herz konnte dieser Mensch nicht haben.

„Warum halten Sie sich keine Vögel wie andere junge Damen, Baronesse?“ unterbrach er, sich im Zimmer umschauend, ihre kurze Reflexion.

„Der Anblick der armen, der Freiheit beraubten Geschöpfe thut mir weh.“

„Ah, Sie haben einen ausgesprochenen Freiheitsdrang.“

„Ja, den habe ich!“

„Es wird einstmals Jemand kommen, der Ihr Herz mit seinem ganzen Freiheitsdrange gefangen nehmen wird.“

Er sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß es Lori unwillkürlich entchlüpfte: „Wer?“

„Nun, ich natürlich nicht, Baronesse. Sie brauchen nicht so entsetzt vor mir zurückzuweichen.“

Er sah wieder auf sie herab mit jenem freundschaftlich überlegenen Lächeln von vorhin. Sie ärgerte sich darüber und empfand es als thöricht, daß sie es that.

„O, ich fürchte auch durchaus Nichts so Schlimmes von dem Bräutigam meiner Eva,“ sagte sie rasch in scherzendem Ton; „und da ich mir im Voraus gelobt hatte, mich nicht mit ihm zu zanken, so lassen Sie uns schleunigst zu Onkel zurückkehren, denn sonst könnte ich wirklich noch versucht werden, es doch zu thun.“

Draußen summte die Kaffee-Maschine, und Lori begann, mit der ihr eigenen Anmuth die Herren zu bedienen. Das Gespräch wandte sich alsbald dem Sport zu. Lori war erstaunt, wie sachgemäß der Assessor sich auf diesen Gebiet auszudrücken mußte und wie viel „Pferdeverstand“ er verrieth; doch sie erinnerte sich des „Vetters,“ den Eva erwähnt. — „Dem wird er das wohl nachsprechen,“ dachte sie.

Als passionirte Reiterin, die sie war, betheiligte sie sich lebhaft an der Unterhaltung.

„Vielleicht habe ich einmal den Vorzug, mit Ihnen zu reiten, Baronesse,“ wendete sich der Assessor an sie.

„Kommen Sie mal auf länger, dann können Sie meine Richte begleiten,“ meinte der Major.

„Das würde mir eine ganz besondere Ehre sein, und ich engagire Sie im Voraus zu einem schneidigen Galopp, Baronesse; ich bin nicht pedantisch in Bezug auf den Sitz einer Dame, aber fliegen muß sie, und wer solches Mitgefühl mit gefangenen Vögeln hat, der fliegt gewiß selbst gern.“

„Ja, das thue ich und nehme ihr Engagement an!“ rief Lori übermüthig. Sie wollte diesem Bureau-Menschen schon zeigen, was „Fliegen“ heiße; und sie wußte recht gut, daß sie seine Rücksicht, was Sitz anbetraf, nicht in Anspruch zu nehmen brauchte.

Der Abend war schnell herangekommen. Als das Rollen des Wagens, der den Gast entführte, in der Ferne verklang, saß Lori in Gedanken versunken auf einem kleinen Divan in ihrem Zimmer. Ihre Spottlust hatte der Assessor von Blauen nicht herausgefordert — fest stand: sie hatte sich lange nicht so gut unterhalten, wie heute Nachmittag, aber auch lange nicht soviel im Stillen geärgert. Wie nur Eva behaupten konnte: „Mein Heinrich ist kein Tyrann!“ Lächerlich, der Tyrann sah ihm ja aus den Augen! Es mußte kein Glück sein, ihn zu lieben.

Der Onkel trat herein. „Ein netter, junger Mann,“ sagte er, „schneidig, wie ich's wirklich nicht erwartet hatte; erinnert mich übrigens an Jemand. War wohl aber nur, weil ich just von ihr gesprochen hatte,“ fuhr er rasch fort und begann, unter Vorausschickung einiger Kraftausdrücke, irgend eine „klogige“ Dummheit des Inspectors zu erörtern. .

*

*

*

„Es ritten drei Reiter zum Thore herein,“ declamirte Lori mit komischem Pathos. Sie stand fertig zum Ausreiten am Fenster und deutete mit der Gerte hinaus, wo soeben die Reitknechte drei Herren die Pferde abnahmen.

„In der That,“ meinte der Onkel, „Baron Wackermann, Goldau und Graf Flizow! Ist wirklich nett von den jungen Leuten, daß sie jede Woche ein paar Mal herkommen, um Whist mit mir alten Kerl zu spielen — na, wird sich aber auch gehören.“

Lori lächelte ein wenig ironisch. Sie hätte kein Weib sein müssen, um nicht zu wissen, daß das Kommen der jungen Herren viel mehr der Nichte als dem Onkel galt, und amüsirte sich über die kindliche Unschuld des Letzten. Sie ließ ihm aber seinen holden Wahn.

„Es freut mich, daß Du Gesellschaft haben wirst, während ich fort bin, Onkelchen“, sagte sie, „da kann ich mit gutem Gewissen etwas länger bleiben. Lady-love muß einmal tüchtig galoppirt werden; und nicht wahr, Du verlangst doch nicht, daß ich der Herren wegen meinen Ritt aufgebe?“

„Nein, nein, meinerwegen reite! Können Dich so wie so nicht brauchen beim Whist — bist immer mit Deinen Gedanken anderswo — weißt nicht einmal, was für Trümpfe, geschweige denn, was sonst für Karten heraus sind; machst kalt lächelnd die größten Fehler und verleitest Andere zur Unaufmerksamkeit. Ist immer so bei Euch Frauenzimmern: kein Ernst bei der Sache, kein Ernst! Alles nur Spielerei.“

„Adieu, Onkelchen, adieu!“ rief Lori lachend und war aus dem Zimmer. Der Major brummte ihr mit dem unfreundlichsten Gesicht etwas Freundliches nach und ging seinen Gästen entgegen.

„Freue mich, freue mich! Glücklich angelangt auf Ihrer stroppten Kreuzspinne, Graf? Fertig mit der Rübensaat, Wackermann? Wohl wieder eine neue Acquisition, die Sie heute reiten, lieber Goldau?“ begrüßte er sie schallend.

Die Herren warfen suchende Blicke umher, während sie die Zimmer durchschritten und die Fragen beantworteten.

An dem jungen Grafen Flizow war Alles lang und dünn: die Beine, die Arme, der Hals, der Schnurrbart — nur das Haar kurz à la brebis; man konnte sich keine vollendetere Illustration für die Bezeichnung „Windhund“ denken als diesen jungen Mann. Er hatte das Unglück, einen älteren Bruder und zukünftigen Majoratserben zu besitzen, und das Glück, aus dem Rennstall desselben manchmal etwas Abgedanktes geschenkt zu bekommen; ein Umstand, dem er Pferde von seiner eigenen Windhund-artigkeit verbannte.

Das ganze Gegentheil des Grafen war Baron Wackermann, der älteste der drei Herren. Von stämmiger untersehter Figur, Gesicht und Hände gebräunt von der Frühlingssonne, das dunkle Haupt- und Barthaar nicht gerade mustergiltig gepflegt, bot er das Bild eines echten „Krautjunkers“.

Herr Goldau, der „Massendorfer Millionär“ war viel eleganter als der

Baron und nicht ganz so lang wie Graf Fligow. Er war stets à quatre épingles und besaß stets das Neueste in Schlipfen, Kopfbedeckungen, Reitstöcken und Candaren; besonders diese waren seine Liebhaberei, er brachte darin — wie er meinte, mit cavalleristischem Verständniß — Alles in Anwendung, was aufkam, auch das fürchterlichste Marterwerkzeug. Sein Hauptvergnügen aber war, die Welt alle Augenblicke mit neuen Gäulen zu überraschen, ein Amusement, das ihm die Million gestattete.

„Fräulein Richte befinden sich doch wohl?“ wandte er sich jetzt in vornehmem Lippelton an den Major.

„Danke, ist eben im Begriff, auszureiten.“

Alle Drei sahen enttäuscht aus, der Graf ergriff die Initiative.

„O, dann gestatten mir Herr Major vielleicht den Vorzug, Baronesse Earned begleiten zu dürfen,“ bat er feurig, seine lange Gestalt vor lauter Inbrunst schlangenartig windend.

„Ah, ih, mein Lieber, was fällt Ihnen ein?“ Der Major zog die Augenbrauen in die Höhe. „Wollen wir sans façon durch die Pappeln gehen! Bleiben Sie nur ruhig hier; spiele nicht gern mit dem Strohmann, und das Mädel kommt ganz allein wieder.“

Der Graf gab seinen Gliedmaßen einen versammelnden Ruf und warf nicht gerade freundliche Blicke auf den alten Herrn, der dem Diener befohl, den Whisttisch zurecht zu machen, während der Baron vor Schadenfreude lachte und der Millionär lächelte.

Draußen hörte man Pferdegetrappel. Lady-love wurde vorgeführt, und Lori erschien auf der Terrasse. Aufsitzen und mit einigen Galopp- und Sprüngen zum Parkthor hinaus sein war das Werk von Secunden; der alte Franz trabte hinterdrein.

„Sehr distinguirtes Vergnügen, das Reiten der Damen,“ nälste Herr Goldau. „Als ich bei den braunen Husaren mein Jahr abbiente“ —

„Vor Allem ist es ein sehr gesundes Vergnügen,“ unterbrach ihn der praktische Baron derb. „Gesundheit ist die Hauptsache im Leben — bei Mensch und Vieh — und besonders —“ „bei meiner zukünftigen Frau,“ wollte er im Gedanken an Lori hinzufügen, brach aber mit einem kräftigen Räuspern ab und begab sich mit den Anderen an den Spieltisch.

Die Herren begannen ihren Whist: der Major voller Behagen, der Baron ungewöhnlich zerstreut, Herr Goldau über einige Complimente für Lori nachdenkend, der Graf innerlich grossend; und nach und nach hüllte sich die Scene in Cigarrenrauch.

Draußen aber war Frühling, die ganze Natur eine sonnige Ahnung.

O, die Wonne, an einem solchen Tage auf edlem Rosse hinauszureiten in's Freie! Lori empfand sie mit jedem Fuß, mit jedem Herzschlage.

Jetzt galoppirte sie über eine Wiese dem Walde zu, und nun war sie mitten in der knospen-schwellenden Pracht des Lenzes, die so frisch und zart grünte und den würzigen Odem erwachenden Lebens ausströmte. In ge-

strecktem Trabe, sich febergleich im Sattel hehend, das Auge sprühend vor Lust, ritt Lori auf dem weichen Waldwege weiter — immer weiter — hinein in den lockenden Frühling.

Da plötzlich hörte sie schnell näher kommende Hufschläge. Franz war das nicht, der war froh, wenn er die vorschriftsmäßige Entfernung innehalten konnte und kam nicht über dieselbe hinaus; auch schien es Lori, als ob der Reiter — denn ein solcher und zwar einer auf einem guten Pferde war es, das hörte sie mit sachkundigem Ohr sofort — auf harter Straße ihr entgegenkäme: er konnte also nur auf der Chaussee dahertreiben, die in geringer Entfernung den Waldweg überschneitt. Nach wenigen Minuten hatte Lori dieselbe erreicht, und in dem Moment, wo sie aus den Bäumen herauskam, befand sie sich auch dem Reiter gegenüber. Beide parirten unwillkürlich ihre Pferde.

„Ah, Baronesse Lori!“ sagte der Herr, den Hut lästend.

„Herr Assessor!“ rief die junge Dame erstaunt. „Woher haben Sie den famosen Gaul?“ fügte sie in demselben Athem hinzu, den prächtigen Rappen, der, correct gebaut, den Typus des echten, ausdauernden Jagdpferdes repräsentirte, mit Bewunderung betrachtend.

„Von mir, meine Gnädigste.“

„Pardon, ich wußte nicht, daß Sie sich Pferde hielten.“

„Bitte sehr, es wäre ja kein Charakterfehler, wenn ich es auch nicht „äte.“ Er sah sie amüsirt an — sie biß sich auf die Lippen.

„Sie reiten spazieren, Herr von Blauen?“

„Jawohl, Baronesse, und da Sie ein Gleiches zu thun scheinen, glaube ich im Sinne meiner Braut zu handeln, wenn ich mir erlaube, Sie zu begleiten und ein wenig Ihren Beschützer zu spielen.“

Das klang wieder unerhört gönnerhaft! „Seit meiner Kindheit ist mir der alte Franz stets genügender Schutz auf meinen Spazierritten gewesen,“ sagte sie, ihre innere Empörung mühsam hinunterkämpfend; „da Sie mir aber Ihre Begleitung im Namen meiner Freundin zu Theil werden lassen wollen, muß ich sie allerdings annehmen und werde mich bei Eva dafür bedanken.“

Er lachte leise. „Wir sind auf neutralem Gebiet, Baronesse, vom Zufall unter Gottes freiem Himmel zusammengeführt; thun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an und behandeln Sie mich, so schlecht Sie wollen.“

„Sie scheinen schlechte Behandlung sehr zu lieben, daß Sie dieselbe so herausfordern!“

„Ich liebe sie nicht gerade nicht, aber Sie werden begreifen, Baronesse, daß ich durch den Talisman von Evas Liebe gezeit bin gegen die schlechte Behandlung aller anderen Damen — sie kann mich nicht verletzen.“

Lori neigte das Haupt, damit ein überhängender Buchenast nicht ihr Hütchen streife; sie neigte es tiefer als nöthig — so tief, daß eine dunkle Blutwelle in ihr Gesicht stieg.

„Sehr gut! Sie stehen auf dem richtigen Standpunkt,“ entgegnete sie dann heiter, „und zum Lohn dafür will ich Sie daran erinnern, daß Sie mich zu einem schneidigen Galopp engagierten. Die Gelegenheit ist günstig — en avant!“

Sie hatte wohl bemerkt, daß der Rappe ein noch ziemlich rohes, schwieriges Pferd war; wie würde sein Reiter, dessen Haltung sie nachlässig fand und dem sie noch immer nicht viel zutraute, jetzt mit ihm fertig werden? Sie waren an einer weiten, waldbumsäumten Wiesenfläche angelangt.

„Sehen Sie jene Waldecke dort drüben?“ fragte Lori, „auf die wollen wir losreiten!“

„Sie belohnen nach meinem Geschmack, Baronesse; aber ich würde es mir auch nicht haben gefallen lassen, wenn Sie mein Engagement vergessen hätten —“

Und schon flogen sie im langen Galopp Seite an Seite über die grüne Fläche. Lori sah, wie heftig das junge, starke Thier dem Reiter in die Zügel pulte; aber er hatte es vollkommen in der Gewalt. Der Galopp wurde zur windenden Pace. Wie eine Schwalbe strich Lady-love über den Erdboden dahin, und Lori saß wie angenagelt. Jetzt hatten sie Kopf an Kopf die Waldecke erreicht — noch einige Sprünge, und es gelang den Reitern, die aufgeregten Renner zu pariren.

„Wirklich ein Prachtkerl,“ sagte Lori, auf den Rappen deutend. „Wie heißt er?“

„Greif.“

„Er trägt seinen Namen mit Recht und wird ihm immer mehr Ehre machen lernen unter einem solchen Reiter.“

Lori bereute diese anerkennenden Worte, die ihr unwillkürlich entschlüpf waren, sofort; denn er lächelte dafür herablassender denn je.

„Greif braucht noch tüchtige Arbeit,“ bemerkte er in eben solchem Tone; „aber es ist ein Vergnügen, eine so schöne, stolze Creatur zu zwingen.“

„Sie sind ein Tyrann!“ Es war ihr eine förmliche Erleichterung, ihm dies sagen zu können.

„Darin haben Sie vielleicht Recht, meine Gnädigste,“ versuchte er nicht einmal zu leugnen. „Macht über Andere auszuüben, ist mir ein wonniges Gefühl, und demnach steckt allerdings ein Tyrann in mir. — Auch meine kleine Braut muß ihn mit in den Kauf nehmen, denn er ist entschieden unverbesserlich.“

Leichtthin, wie etwas ganz Selbstverständliches, hatte er diesen Nachsatz ausgesprochen. Lori war starr vor Mitleid für ihre arme Freundin.

„Lady-love ist übrigens auch ein ausgezeichnetes Pferd,“ fuhr er fort; „und Sie, Baronesse, haben einen so idealen Sitz, wie ich ihn kaum einmal bei einer Dame gesehen habe.“

Loris Augen leuchteten auf — warum sollte sie auch das Lob aus dem Munde eines, wie sie jetzt gesehen hatte, brillanten Reiters nicht erfreuen?

„Sie können sich dieses Compliment ruhig von mir gefallen lassen,“ sprach er weiter, „ich als Bräutigam kann ja keinen Hintergedanken dabei haben; und außerdem möchte ich auch noch hinzufügen, daß Sie trotzdem nie ein Rennen gewinnen würden: Sie versammeln den Gaul nicht genug — auch —“

„Bitte, stallmeistern Sie mich nicht, Sie verderben mir den ganzen Ritt!“ unterbrach ihn Lori gereizt. Wollte er sie vielleicht auch in aller Ruhe tyrannisieren? — Lady-love bekam einen Gertenhieb, daß sie wieder in voller Carrière dahinslog — aber Greif blieb an ihrer Seite.

„Stop — ein Graben!“ rief der Assessor im Commandoton.

Aber jede Ader Loris war Auflehnung — sie fühlte nur Eins: das prickelnde Verlangen, zu probiren, ob dieser Mensch wirklich ein so unverbesserlicher Tyrann und so gefeit gegen alle Kränkung sei, wie er behauptet hatte —

„Nein, vorwärts!“ rief sie trotzig und jagte dem Hinderniß entgegen.

Es war ein breiter, für gewöhnlich trockener, aber im Frühjahr bis zum Rande mit Wasser gefüllter Graben — ein weniger sicheres Pferd und eine weniger verwegene Reiterin würden ihn allerdings kaum hinter sich gebracht haben; Lady-love mit Lori aber slog wie ein Pfeil hinüber.

Greif refüfirte — aber nur Secunden — und vom Reiter bezwungen, jaufte er in gewaltigem Sprunge nach.

Drüben hielt Lori. Beider Blicke trafen sich; kühle Mißbilligung lag in den seinen, hochmüthige Verachtung in den ihren; aber innerlich zitterte sie — sie sah, er war ungebeßert und unverletzt.

Schweigend ritten sie nebeneinander weiter. Die Thürme von Schloß Roden tauchten vor ihnen auf.

„Kommen Sie mit hinein, Herr Assessor? Mein Onkel würde sich über Ihren Besuch freuen,“ sagte Lori kurz.

„Bedaure sehr, Baronesse, nach Hause zurückkehren zu müssen,“ erwiderte er mit vollendeter Höflichkeit und vollendeter Kälte; „und ich bin sicher, Sie werden dies gnädigst entschuldigen, da ich noch den obligaten Brief an meine liebe Braut zu schreiben habe.“

„Allerdings! Bitte, grüßen Sie Eva. Hier trennen sich denn wohl unsere Wege — Adieu!“ — Sie trabte die Allee nach Roden hinein.

Der Assessor sah ihr nach — er hielt noch auf derselben Stelle, als Franz vorüberkam. Der Alte grüßte respectvoll.

„Na, das war wieder eine Zugerei, Herr Assessor,“ konnte er sich nicht enthalten, vertraulich zu bemerken; „gnä' Fräul'n machen es immer so. Unterthänigst gute Nacht, Herr Assessor!“ Und er beeilte sich, seiner Herrin nachzukommen.

Lori ritt Schritt durch den Park. Die letzten Worte ihres Begleiters

klangen ihr noch in den Ohren . . . Ja richtig, es gab ein unglückseliges Geschöpf, dem dieser Mann mit all' seinen Untugenden gehörte; und sie, Lori, ging es, Gott sei Dank, gar nichts an, wie gräßlich er war! — Aber dennoch, ja gerade deshalb, fühlte sie wieder jenes Verlangen von vorhin, sich ihm zu widersetzen, bis der Tyrann bitten, und der über jede Kränkung Erhabene vor Schmerz traurig blicken gelernt haben würde!

„Klogig gewonnen, Mädel, ganz klogig!“ kam der Major seiner Nichte triumphirend entgegen. „Na, komm' nur zu uns herein.“

Aber die Gäste hatten heute nicht viel von der jungen, reizenden Wirthin — sie war gegen ihre Gewohnheit zerstreut und einsilbig.

* * *

Es war früh am Morgen des anderen Tages, als Lori auf die Terrasse hinaustrat. Sie hatte noch Zeit bis zum Frühstück; der Onkel pflegte einen langen Schlaf zu thun nach Abenden wie der gestrige.

Auf die Brüstung gelehnt stand sie da, und mit Behagen schweiften ihre Blicke durch das frische Grün des Parks. Da war es, als husche ein dunkler Schatten zwischen den Baumstämmen jenseits des großen Rasenplatzes vorüber. Es war merkwürdig, Lori wußte sofort: Das ist Greif! Und wirklich, jetzt sah sie Roß und Reiter hinter den Gebüsch hervorkommen und in den nach den Ställen führenden Weg einbiegen.

„Wenn es dem Assessor Spaß macht, Roden mit dem grauenen Tage zu überfallen, so muß er sehen, wie er sich einstweilen die Zeit vertreibt,“ dachte sie und schlenderte nach der entgegengesetzten Richtung in den Park.

Sie hatte ihren Lieblingsplatz, eine Bank an einer kleinen Cascade, erreicht, ließ sich nieder und schloß die Augen, wie sie es beim Murmeln des Wassers so gern that.

Da knirschte der Sand und — „Guten Morgen, gnädigste Baronesse,“ sagte eine wohlbekannte Stimme. Vergerlich fuhr Lori empor. „Ah, Herr Assessor,“ erwiderte sie nicht eben freundlich.

„Verzeihen Sie, wenn ich störte.“

„Bitte. — Uebrigens,“ entschlüpfte es ihr spöttisch, „Ihre Berufsgeschäfte müssen höchst angenehmer Natur sein, daß sie Ihnen so ungebundenes Umherstreifen gestatten.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Baronesse, über meine Berufsgeschäfte nachzudenken! Dieselben sind allerdings angenehmer Natur, denn sie gestatteten mir vollkommen das Vergnügen, heute Morgen nach Roden herauszureiten, um mich zu erkundigen, wie Ihnen der gestrige Ritt bekommen.“

„Danke — Sport bekommt mir stets gut.“

„Sie sollten aber vorsichtiger dabei sein.“

„So — Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Assessor, über meinen Sport nachzudenken,“ rächte sie sich; er schien es nicht zu bemerken.

„Es ist einfach meine Pflicht, Ihnen etwas weniger Berwegenheit anzuerkennen, Baronesse,“ meinte er unbeirrt. „Folgen Sie mir, seien Sie künftighin vorsichtiger!“

„Nein!“

„Ja, versprechen Sie mir's!“

Sie sah ihn an mit gerunzelter Stirn und unmuthig blickenden Augen.

„Selbst mein Onkel würde ein solches Versprechen nicht von mir erhalten — wie käm' ich dazu, es Ihnen zu geben?“

Er lächelte — nicht so wie sonst.

„Sie sind ein kleiner Widerspruchsgeist; aber ich liebe das, finde es sogar reizend.“

Das war wohl auch wieder eins von den zweifelhaften Complimenten, die sie sich von ihm, dem „Bräutigam“ gefallen zu lassen hatte?

„Dann werde ich von jetzt ab zu Allem „Ja“ sagen,“ rief sie aufgebracht.

„Immer noch Widerspruchsgeist und immer noch reizender!“

In Loris innere Entrüstung hinein zuckte blitzartig ein Gedanke: Wenn er sich am Ende einbildete, sie wolle mit ihm kokettiren? Das sollte ihm vergehen!

Sie wurde kalt wie Eis.

„Es ist mir ungeheuer schätzenswerth, Ihren Beifall gefunden zu haben,“ meinte sie verächtlich; und in leichten Conversationston übergehend, fügte sie hinzu: „Voraussichtlich wird es noch eine Weile dauern, ehe Onkel erscheint: wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen inzwischen den Park, er ist mein Stolz.“

Und nun schritten sie neben einander auf den wohlgepflasterten Wegen, unter prächtigen alten Bäumen, an sammetartigen Rasenflächen dahin, und um sie lachte der Frühlingsmorgen.

Plötzlich unterbrach Lori das sich um gleichgiltige Dinge drehende Gespräch.

„O, die Maiglöckchen!“ rief sie in kindlicher Freude, auf ein Gebüsch deutend, an dessen Rande die kleinen Frühlingskinder in langer Reihe erblüht waren. „Es sind meine Lieblingsblumen, und ich habe schon so oft welche im Park angepflanzt — aber es muß ihnen hier nicht zusagen, denn noch nie gingen sie an — das sind die ersten, die endlich einmal gekommen sind,“ erklärte sie und begann, die duftigen Blüthen zu einem Straußchen zu sammeln.

Der Aljeffor bückte sich und half ihr.

„Ich weiß einen Platz im Walde, Baronesse, wo es massenhaft Maiglöckchen giebt — wir wollen einmal zusammen hinreiten.“

„Nein, Herr v. Blauen,“ entgegnete Lori hochmüthig, „ich möchte nicht wieder durch Ermahnungen zur Vorsicht gelangweilt werden.“

„Und doch ist ein vorsichtiger Begleiter ungemein heilsam für Sie, meine Gnädigste.“

„Er würde nicht im Stande sein, mich zu beeinflussen, denn ich nehme nur an, was mir gefällt; Vorsicht aber ist mir ebenso unsympathisch wie vorsichtige Menschen.“

„Gehorsamsten Dank, Baronesse, für die Versicherung, daß ich Ihnen unsympathisch bin!“

Er sagte das wieder so gleichgiltig, daß Lori ein Maiglöckchen mit der Wurzel ausriß; er bückte sich aber nicht mehr und ließ sie allein weiterpflücken — ärgerte er sich doch ein wenig?“

Lori war fertig, sie schritten dem Schlosse zu.

„Am liebsten ritte ich jetzt nach Hause,“ sagte er plötzlich.

Lori lächelte. „Ach, wohl aus demselben Grunde wie gestern: weil Sie obligate Briefe zu schreiben haben?“

„Zu Befehl, Baronesse, aus demselben Grunde wie gestern; d. h. weil ich mir sage: es kann nicht mehr schöner werden.“

Was war das? Lori konnte nicht darüber nachdenken — der Onkel kam ihr entgegen.

„Morgen, Mädel! — Morgen lieber Blauen! Das haben Sie recht gemacht, uns zu überraschen — freut mich flogig, ganz flogig!“ rief der Major gutgelaunt, dem jungen Manne kräftig die Hand schüttelnd.

Lori schritt den Herren voran, um das Frühstück anzuordnen. Dasselbe verlief in fröhlich animirter Stimmung, die von dem Gaste förmlich auszustrahlen schien. Wie amüsanter konnte er sein! Was mußte er Alles aus dem geselligen, dem sportlichen und militärischen Leben zu berichten, und mit welchem Humor that er es! — Der Major war entzückt, und Lori, der seit gestern ungewöhnlich ernst zu Muth gewesen war, gewann ihre unbefangene Heiterkeit wieder. Dann begaben sich die Herren in's Rauchzimmer, und Lori nahm einige Stücke Zucker aus der silbernen Dose, um ihren Lieblingen den gewohnten Morgenimbiss zu bringen. Aus der Vorstrecke ihr Lady-love das feine Köpfchen entgegen und nahm ihn mit Wohlbehagen von der weißen Hand ihrer Herrin.

Dann kamen die übrigen Pferde an die Reihe — jeder bekam einen Lederbissen, eine Liebkosung. — Da stand auch Greif. „Der geht mich nichts an,“ dachte Lori, „den übrigen Zucker soll Lady-love noch haben.“ Sie schritt den Gang wieder herauf — da erschien in der geöffneten Thür der Assessor.

„Sie hier, Baronesse? Ich wollte nach Greif sehen.“

„Wir haben zuverlässige Leute — er ist gut versorgt.“

„Ich sehe es.“ Er trat hinter Lori in Lady-love's Vor.

„Wollen Sie wirklich nicht mit mir in den Wald zu den Maiglöckchen reiten, Baronesse?“

„Ich glaube, Ihnen schon vorhin bemerkt zu haben, daß ich es vorziehe, darauf zu verzichten.“

„Jetzt aber bitte ich Sie!“ — seine Stimme bebte —

„Einerlei — ich thue es nicht.“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre abschlägige Antwort mir wehthun würde?“ stieß er hervor.

Lori spielte mit Lade-love's geflochtener Mähne und sah ihn nicht an, als sie nachlässig hinwarf: „Sie müssen sich soeben versprochen oder gescherzt haben, Herr Assessor! Sie, der Tyrann, können doch nicht bitten — und Sie, der gegen die schlechte Behandlung aller Damen Geseite, können sich doch nicht durch mich verletzt fühlen!“ Sie lachte leise.

Schritte näherten sich von draußen — ein Reitknecht kam in dem Stall. Lori wendete sich nach dem Assessor um —

Da stand er, und sein Blick senkte sich in ihre Augen wie gestern, — nachdem sie den Graben genommen; aber wie so anders — so ganz anders!

Dann trat er zurück, gab dem Reitknecht die Weisung zu satteln und verließ den Stall.

Lori sah ihm nach Wie weich, wie leidenschaftlich war so eben seine Bütte zu ihr gedrungen — wie enttäuscht, wie schmerzlich hatte sein Blick sie getroffen, als er ging! — Der Tyrann hatte gebeten, und sie es fertig gebracht, ihn zu kränken — nun hatte sie ihren Willen. Aber es war nicht übermüthiger Triumph, der ihr Herz so freudig schlagen machte, sondern ein imposantes, wunderbar seliges Glücksgefühl — ein Gefühl, das sie zwang, die Arme um Lady-love's schlanken Hals zu schlingen und einen Kuß auf ihr seidiges Fell zu drücken. Da klapperten Pferdehufe auf dem Steinpflaster; es war der gesattelte Greif — er bekam das übrige Stück Zucker nun doch noch.

Einige Minuten später trug er seinen Herrn zum Parkthor hinaus, und Lori kehrte in's Schloß zurück.

Es war am Abend desselben Tages, als ihr der kleine Sohn des Försters gemeldet wurde, der ihr Etwas abzugeben habe.

„Nun, Fritzchen, was bringst Du denn?“ sagte sie freundlich zu dem hübschen Burschen, der mit einem Körbchen am Arme im Vorjaale stand.

„Ein Herr auf einem großen, schwarzen Rappen hat mir das gegeben mit einem schönen Gruß für das gnädige Fräulein,“ entgegnete der Kleine und zog einen prächtigen Strauß von Maiglöckchen aus seinem Korbe.

Lori nahm die Blumen.

„Geh zur Mamsell und laß Dir ein Stück Kuchen geben, Fritzchen,“ nickte sie und stieg in ihr Zimmer hinauf.

Dort drückte sie das heiße Gesicht immer wieder und wieder in die frischen kühlen Blüthen — bis sie endlich daran dachte, sich nach einem Behälter für dieselben umzusehen. Da fiel ihr Blick auf Evas Bild, das auf dem Schreibtische stand — wie gebannt blieb er darauf haften und wurde immer starrer und starrer.

Hatte sie Eva nicht einst durch ihr Benehmen die Worte in den

Mund gelegt: „Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen,“ — und waren sie ihr nicht aus der Seele gesprochen gewesen? Und jetzt — war es ihr nicht plötzlich, als flöge ihr Herz unaufhaltsam einem Verderben bringenden Hinderniß entgegen? — Sollten die Worte, die ihre übermüthigen Empfindungen, ausgedrückt hatten, Wahrheit werden, fürchterliche Wahrheit?

Die Blumen fielen zu Boden — krampfhaft faltete Lori die Hände, und wie in tiefster Seelenangst entrang es sich ihren Lippen: „Gott, bewahre mich davor!“

* * *

Es war eine alte Sitte auf Roden, daß Sonntag Nachmittag „auf's Feld“ gefahren wurde. Pünktlich um fünf Uhr hielt der sogenannte kleine offene Wagen vor der Freitreppe, in dem der Major mit Lori Platz zu nehmen pflegte.

Heute hatte sich die Situation etwas geändert; der Assessor von Blauen war zum Besuch da; er und Lori ritten, und der Major saß allein im Wagen, mit scharfem Blick den Stand der Saaten musternd und sich mit Franz unterhaltend.

„Klogiger Weizen, Franz.“

„Zu Befehl, Herr Major, klogig, ganz klogig, steht wieder am besten bei uns im ganzen Kreise.“

„Wird sich auch gehören, Franz, wird sich auch gehören.“

Seitwärts erhob sich eine Anhöhe.

„Da oben hat man einen hübschen Blick,“ wandte sich der Major an seinen Gast, „sollten sich unser Ländchen noch einmal von dort ansehen, ehe Sie es verlassen. Lori, Du könntest mit dem Herrn Assessor hinaufreiten, auf dem Vorwerk treffen wir uns wieder.“

In den Augen des jungen Mannes blitzte es auf. „Der kleine Abstecher würde dazu beitragen, mir die Erinnerung an meinen Aufenthalt hier noch lieber zu machen,“ sagte er und blickte fragend auf Lori.

„Wie Du wünschst, Onkel,“ meinte diese gleichgültig. „Bitte, Herr Assessor, wir müssen diesen Feldweg einschlagen.“ Schweigend trabten sie nebeneinander hin. Lori fühlte, daß ihr Begleiter kein Auge von ihr wandte, ihre sonst so ruhige Hand zitterte nervös.

„Sie müssen nun doch einmal mit mir reiten, Baronesse,“ begann der junge Mann endlich; „sind Sie böse darüber?“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich habe kein Recht dazu; denn abgesehen davon, daß ich Onkels Wunsch ohne Murren zu befolgen habe, sind Sie unser Gast und Ewas Bräutigam.“

„Also nur deshalb, weil ich Ihr Gast und Ewas Bräutigam bin, sind Sie nicht böse?“

„Nur deshalb, was sonst sollte mich daran hindern?“

„Was sonst?“ Er sah sie an — so heiß, so stehend — Lori erbehte vor Wonne und Schmerz — seine Augen hatten ihr verrathen, „was sonst“ sie hindern könnte, ihm zu zürnen: Liebe!

Es schwindelte Lori; sie wußte nicht, wie lange sie wiederum stumm nebeneinander hergeritten waren, als es ihr gelang, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Morgen um diese Zeit sind Sie also schon bei Eva — wie wird sie sich über Ihre Rückkehr freuen!“ brachte sie mühsam hervor.

Er suchte die Achseln und wandte sich ab.

„Werden Sie noch manchmal an mich denken, Baronesse?“ fragte er unvermittelt.

Ein unbeschreibliches Gefühl bittersten Wehs und quälendsten Schuld-bewußtseins, die niederstimmernde Erkenntniß, daß sie ebenso verdammen-s-wie beklagenswerth sei, preßten Lori das Herz zusammen; um ihre Fassung war es geschehen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Baronesse Lori, liebe Baronesse Lori, seien Sie nicht traurig!“ Innige Zärtlichkeit und unterdrückter Jubel klangen wieder in dem Ton seiner Stimme und brachten Lori zur Besinnung.

Groß und fest sah sie ihn an. „Versprechen Sie mir, Eva recht, recht glücklich zu machen,“ sagte sie.

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen!“

„Sie können nicht? Warum nicht?“ Sie hatte es ihm zornig, empört in's Gesicht schleudern wollen, aber wie ein Angstruf kamen die Worte über ihre Lippen.

„Warum ich nicht kann, Baronesse? Ich darf es Ihnen nicht sagen — heute nicht.“

„Und ich will es nie wissen — nie, nie,“ — rief sie heftig und brach ab mit einem tiefen Seufzer. — War es nicht, als wäre ein Blickstrahl zwischen ihnen eingeschlagen, das Innerste ihrer Herzen grell beleuchtend? Sie fühlte, wie er ihre Hand in die seine nahm und einen Kuß darauf drückte; sie fühlte, daß dieser Kuß wie ein Feuerstrom von demselben ausging und durch ihre Adern rann; daß er himmelweit verschieden war von jenem ersten Handkuß, mit dem sie derselbe Mann vor wenig Wochen förmlich wie mit einem Gutentag begrüßt hatte — hastig befreite sie ihre Hand.

„Da sind wir, nun müssen Sie sich die Aussicht ansehen,“ sagte sie tonlos. Sie hielten auf der Anhöhe; um sie her grünte das frühlings-frische Land, über ihnen strahlte die Nachmittagssonne; Greif und Lady-love hatten Freundschaft geschlossen, zärtlich neigten sich ihre Köpfe zusammen. Reiter und Reiterin schwiegen und sahen aneinander vorbei hinaus in's Weite — dann ritten sie langsam den Hügel hinab, Schritt vor Schritt bis zum Vorwerk, als wollten sie in stummem Einverständniß die Zeit ihres Zusammenseins verlängern.

„Das nenne ich einmal vernünftig geritten,“ empfing sie der Major, „kein nasses Haar haben die Pferde!“

„Zu Befehl, Herr Major,“ pflichtete Franz bei, „kein nasses Haar — gnä' Fräuln' machten es noch niemals so“ — und erstaunt schüttelte er den Kopf, während sein Herr lachend meinte: „Sie müßten öfter mit meiner Richte reiten, lieber Assessor, ich glaube, Sie würden ihr noch Tempo beibringen.“

Wie im Traume hörte Lori, daß der Gast bat, sich schon hier verabschieden zu dürfen, da er in Bunzelstädt vor seiner Abreise noch Verschiedenes zu erledigen habe, hörte, wie ihm der Dinkel in warmen Worten Adieu sagte, wie sie selbst ihm Grüße für Eva auftrug und sah ihn davon galoppiren; wie im Traum ritt sie neben dem Wagen her nach Hause, ging auf ihr Zimmer und sank erschöpft in einen Divan. Lange saß sie so, unbeweglich. Dann preßte Lori, die stolze, übermüthige Lori den Kopf in die Kissen und weinte bitterlich.

* * *

Am nächsten Nachmittag hielt eine niedliche Pony-Equipage vor Schloß Roden. Die Kinder einer benachbarten Familie waren gekommen, Tante Lori zu besuchen.

„Tante Lori, Tante Lori!“ jubelten ihre hellen Stimmen durch's Haus.

Lori kam ihnen entgegen; sie sah blaß und abgespannt aus und war froh, als sie die Kinder am Kaffeetisch untergebracht hatte. Dann ging sie mit ihnen durch den Park.

„Räuber und Prinzessin, Tante Lori!“ drängten die kleinen Quälgeister. „Du willst nicht? — Ach, Du bist heute ganz anders als sonst.“

„Ich habe Kopfschmerz, Kinder, wollt Ihr nicht allein spielen?“

„Ach nein, das mögen wir nicht, Du mußt mitspielen,“ beharrten sie in kindlicher Rücksichtslosigkeit.

„Oder erzähle uns eine Geschichte,“ rief das älteste kleine Mädchen.

„Ach ja, eine Geschichte, eine Geschichte!“ stimmte der Chor bei.

„Und nachher Räuber und Prinzessin,“ fügte der kleine Walter unbarmherzig hinzu. Lori wurde von ihren Gästen umringt und auf eine Bank niedergezogen. „Nun erzähle!“ erklang das Commando. „Aber eine recht schöne Geschichte, die Geschichte von dem jungen König, weißt Du? Die mögen wir am liebsten von allen, die Du kannst!“

Lori mußte gehorchen. „Es war einmal ein schöner, junger König,“ begann sie. Und sie erzählte weiter von dem prächtigen Schlosse, in dem er gewohnt, von den feurigen Kennern, die er geritten, von den kühnen Thaten, die er vollbracht, und von der bösen Fee, die seine Feindin geworden, weil er ihren Drachen erschlagen. Durch schlimmen Zauberspruch hatte sie all' der Herrlichkeit ein Ende gemacht und den armen, jungen König mit glühenden Ketten festgeschmiedet an seinen Thron. Da hatte er nun ge-

fessen, elend und von all' seinem Hofgesinde verlassen, viele, viele Jahre, bis sich einst eine Maid in den wilden Wald und zu dem verzauberten Schlosse verirrte. Die jammerte der arme König gar sehr — so sehr, daß sie nimmermehr von ihm fortgehen, mit ihren Thränen seine Wunde fühlen und ihm seine Ketten tragen helfen wollte; und als der König zweifelte an soviel Barmherzigkeit, da kniete sie nieder und gelobte mit heiligem Eide, dies Alles für ihn zu thun mit Freuden.

„Und siehe,“ schloß Lori, „da war der böse Zauber gebrochen: klirrend fielen die Ketten — das Schloß erstand in alter Herrlichkeit, und es gab ein glänzendes Hochzeitsfest; denn der befreite, junge König machte die Maid zu seiner Königin.“

Die kleinen Zuhörer waren entzückt von der schönen Geschichte. Lori sah vor sich hin — ihre Lippen bewegten sich leise — „da war der böse Zauber gebrochen, klirrend fielen die Ketten, und der befreite junge König machte die Maid zu seiner Königin,“ wiederholte sie flüsternd. „Wenn es doch noch Märchen gäbe!“

Sie erwachte aus ihren Gedanken —

„Jetzt noch wildern, Tante!“ forderte Walter ungestüm. Aber zu Loris Erleichterung war es für die ihr sonst so lieben kleinen Gäste Zeit geworden, heimzukehren.

„Satteln, Franz!“ befahl sie, als die Ponyequipe davonrollte, und ritt eine Viertelstunde später von dannen. Unwillkürlich schlug sie den Weg von gestern ein — von jenem Gestern, an dem noch alle ihre Gedanken hingen; und zur selben Nachmittagsstunde hielt sie nun wieder auf der grünen Anhöhe — allein.

Auch heute schweiften ihre Blicke in's Land hinaus, aber geistesabwesend, wie aus einer anderen Welt. Geistesabwesend wie aus einer anderen Welt nahm sie auch wahr, daß ein blißender Punkt sich mit großer Schnelligkeit dem Hügel näherte, daß derselbe immer deutlicher wurde und man schließlich ein schwarzes Roß und einen Reiter in blauer Uniform unterscheiden konnte. Jetzt erbehte der Boden, in langen Sprüngen kam es den Hügel heraufgestiegen und nun tauchte es neben Lori auf: ein Dragoneroffizier auf einem Rappen. Der Rappe aber war Greif, und der Offizier trug die Züge des Assessors von Blauen!

Wie kam er hierher — so — heute, wo er längst fern sein wollte? Lori starrte ihn an wie eine Erscheinung. „Der befreite junge König,“ fuhr es ihr durch den Sinn, so sieghaft, so selig schaute er sie an. Umstrichte sie ein süßer Zauber? Nein, jetzt begann er zu sprechen — weich, innig — das war Wirklichkeit.

„Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde,“ sprach er; „eine innere Stimme sagte mir, die Erinnerung an gestern würde Sie zwingen, heute wieder an diesen Ort zu kommen; daß Sie es gethan, es bestärkt mich in einer süßen Gewißheit — in der süßen Gewißheit, daß —“

Entsetzt öffneten sich ihre Augen weit und groß. — „Doch davon darf ich erst reden, wenn ich Ihnen Alles erklärt, Sie um Verzeihung gebeten habe. Darf ich weitersprechen, Baronesse? Hören Sie?“

Lori nickte mechanisch. Ein Ahnen — sie wußte nicht, bedeutete es Glück oder Unglück — überkam ihre Seele, so mächtig, daß sie keinen Ton hervorbringen konnte.

„Ich bin nicht, der ich schien, Baronesse,“ klangen da seine Worte in ihre auf und nieder wogenden Gefühle. „Nicht der Assessor Heinrich von Blauen, sondern der Lieutenant Runo von Reizenstein.“

„Fräulein Eva's Bräutigam ist mein Vetter, und ich verkehre im Hause seiner Braut. Dort hörte ich viel von Ihnen, Baronesse Lori, und was ich hörte, interessirte mich, denn es ließ auf eine Eigenart schließen, die man im Allgemeinen nicht bei jungen Damen findet. — Es war an einem fröhlichen Abend, bald nachdem Fräulein Eva von einem Besuch bei Ihnen zurückgekehrt war, als diese die Bemerkung machte: „Sie, Herr v. Reizenstein, und meine Freundin Lori wären ein geradezu ideales Paar — ich wünschte, es wäre ihnen möglich, ihre Liebe zu gewinnen.“ Meine thörichte Eitelkeit regte sich sofort —: Warum sollte ich das nicht fertig bringen?“ fragte ich. „O, bilden Sie sich Nichts ein,“ belehrte mich Fräulein Eva; „Lori in sich verliebt zu machen, das wird sobald Keinem gelingen — und Ihnen jedenfalls nie.“ Nun wollte ich wissen, warum nicht; — denn, Baronesse Lori, es hatten mir schon oft schöne Augen ver-rathen, daß sie Gefallen an mir fanden — Warum sollte ich in diesem Falle kein Glück haben?“ meinte ich. „Ganz einfach deshalb,“ erklärte Fräulein Eva, „weil meine romantische Lori durchaus nicht das Alltägliche liebt. So wie ich Lori kenne, würde sie ihr Herz nur dort im Stande sein zu verlieren, wo sich ihrer Neigung Hindernisse entgegenstellten — eine Steeple-Chase wäre grade ihr Fall.“ Das reizte mich noch mehr. „Nun, eine Steeple-Chase könnten wir ja künstlich herstellen,“ rief ich über-müthig; „wie wäre es z. B., gnädiges Fräulein, wenn ich mich als Ihr Bräutigam bei Ihrer Freundin einführte? Würde der Verlobungsring an meinem Finger Hinderniß genug sein, um die Liebe aus dem spröden Herzen hervorzulocken?“

„Baronesse, als ich das sagte, hatte ich noch keine Ahnung von der Heiligkeit, von der Gewalt der Liebe — sonst hätte ich nicht so leichtfertig gesprochen! Fräulein Eva entsetzte sich zunächst, aber ich wußte ihr die ganze Sache als harmlosen Scherz darzustellen, der sich bei Gelegenheit von Blauens Aufenthalt in Bunzelstädt leicht ausführen ließe — schließlich begeisterte sie sich selbst für meine Idee. Ich besuchte meinen Vetter, sobald seine Thätigkeit in Bunzelstädt begonnen hatte und machte an seiner Stelle Visite auf Roden. Das Uebrige wissen Sie, Baronesse. Sie wissen, daß ich anfangs Ihnen gegenüber die kühle, freundschaftliche Rolle des verlobten Bräutigams spielte; Sie müssen bemerkt haben, daß

ich derselben untreu wurde, weil ich nicht anders konnte, Lori! Das Spiel, an dessen ernstem Ausgang wohl Ihre kleine Freundin in liebevoller Absicht, nicht aber ich geglaubt hatte, hörte für mich auf, Spiel zu sein . . . Das Experiment, das ich in frevelhaftem Uebermuth mit einem Mädchenherzen zu machen wähnte, strafte sich an meinem eigenen —“

Er brach ab — unbeweglich hielt Lori neben ihm.

„Baronesse,“ sagte er weich und flehend. „Sie haben ein Recht, mir zu zürnen; aber seien Sie barmherzig: ich habe ja gelitten um Ihetwillen, wie ich nie geglaubt, daß ich um ein Weib leiden würde! Warum warfen Sie nicht früher die Maske von sich? werden Sie fragen, Lori. Es war, weil ich den Vortheil, den ich von ihr hatte, nicht missen mochte, — weil ich nun aus eigener Anschauung wußte, daß grade ein Hinderniß Sie hinriß — und ich wollte Ihre Liebe gewinnen um jeden Preis! Habe ich sie gewonnen, Lori?“

Lori regte sich nicht. Er rang nach Athem.

„Sie haben mich schlecht, ja verächtlich behandelt, Baronesse,“ fuhr er leise fort „aber dennoch wage ich, diese Frage zu thun; ich wage, sie zu thun, Lori, weil es mir trotzdem — o, Sie machen mir's fürchtbar schwer, aber ich habe kein Entgegenkommen zu beanspruchen — weil es mir trotzdem schien — gestern auf unserm Ritt hierher“ — sein ganzes Antlitz leuchtete freudig auf — „als ob Ihnen Ihr Herz, Ihr liebes, stolzes, unvernünftiges Herz, wirklich trotz aller Willensstärke aus der Hand gegangen sei — in grader Linie dem Hinderniß entgegen . . . Habe ich recht gehabt, Lori, geliebte Lori?“ sprach er leidenschaftlich weiter. „O, wenn ich Ihnen trübe, traurige Tage bereitet habe, vergeben Sie mir — mein ganzes Leben soll Ihnen dafür geweiht sein! Sagen Sie mir nur das Eine: habe ich Recht gehabt, hat Sie das Hinderniß verleitet zur — Liebe?“ Er beugte sich herab auf die kleine Hand im gelben Wildleder — tief, tief — und küßte sie so ehrfurchtsvoll, so demüthig, wie ein Bittender die Hand seiner Königin.

Da aber wich Lori zurück, als habe ein giftiges Reptil sie berührt. Kerkengrade richtete sie sich im Sattel auf — ihre Augen sprühten —

„O, bravo, mein Herr!“ rief sie mit schneidendem Hohn — „Bravo für die amüsante Comödie, die Sie mir vorgespielt haben! Natürlich, Sie waren vollständig überzeugt, daß die alberne, kindische Lori nach Ihrem Gefallen darin mitwirken, daß sie wie Ihre Marionette tanzen würde . . . O, es geht Nichts über dieses Siegesbewußtsein!“ Sie lachte auf. „Es thut mir nur leid, daselbe etwas dämpfen zu müssen durch die Eröffnung, daß mein Herz auch Steeple-Chases gegenüber wählerisch ist und nicht jede beliebige annimmt! Es ist mir durchaus nicht ‚aus der Hand gegangen‘ — und ich muß sagen, daß mich dies um so mehr freut, da ich jetzt sehe, welch' unwürdiges Ziel es gehabt hätte! Ein Mann, der sich zu Pagenstreichen erniedrigt — hahaha“ —

„Lori,“ unterbrach er sie heftig und vormurfsvoll, „ich habe gefehlt, aber Abbitte geleistet — Sie sind nicht mehr berechtigt, mich zu beleidigen! Beruhigen Sie sich, ehe Sie weiter reden!“

„O, ich bin ganz ruhig,“ entgegnete sie kalt — „solche Kindereien regen mich nicht auf. Aber merken Sie sich: man spielt nicht ungestraft mit Lori Earned — ich nehme Ihre Abbitte nicht an, und was Sie außer meiner Verzeihung noch von mir zu fordern wagten“ — sie verzog spöttisch den kleinen Mund — „das bleibt Ihnen unerreichbar. Damit ist unsere Unterredung wohl beendet.“

Lady-love machte ein paar Galoppsprünge vorwärts; aber im Nu war Greif neben ihr, die Hand seines Reiters legte sich auf ihren Zügel und zwang sie zum Stillstehen.

„So lasse ich Sie nicht fort, Baronesse! Das darf Ihr letztes Wort nicht sein, Sie werden sich erst besinnen!“ — streng und befehlend wie zu einem unartigen Kinde sprach er zu ihr.

„Ich habe mich nicht mehr zu besinnen!“ rief Lori von Neuem außer sich. „Lassen Sie meinen Zügel los!“

„Nein.“

„Ah“ — hoch auf bäumten sich beide Pferde, ein Hieb fauste durch die Luft — herab auf die fremde Hand, die mit festem Griff Lady-love's Zügel hielt . . . Dann flog Lori den Hügel hinunter auf schmalen Pfaden zwischen einem tiefen Steinbruch und dichtem Gestrüpp dahin. Halsbrecherisch sah es aus, in Felsen riß das Kleid der Reiterin, aber weiter ging es, hinab, querfeldein.

Lori wußte nicht, wie lange sie so dahingejagt, als sie sich endlich an der nach Roden hineinführenden Allee wiederfand. Aber was war das? — Hielt da nicht abermals der Dragoner?

Wahrhaftig! — Und nun galoppierte er noch einmal neben ihr — Sekundenlang.

„Das war zuviel, Baronesse! Für jenen Schlag habe ich Genugthuung zu fordern,“ drang seine Stimme grollend in verhaltenem Zorn an ihr Ohr; „ich will sie mir nicht erzwingen — aber Sie sollen und werden mir dieselbe geben früher oder später: freiwillig. Auch ich liebe die Steeple-Chase, und ich sage Ihnen, der Moment wird kommen, da ich auf Ihren Trotz wie auf ein genommenes Hinderniß zurückblicken werde! Bis dahin bleiben Sie in meiner Schuld . . . Leben Sie wohl!“ — Er war von ihrer Seite verschwunden.

Lori sprengte durch den Park, sprang vom Pferde und stürmte in das Zimmer des Onkels. Alle Heftigkeit ihres Temperaments, die in den letzten Wochen von nie gekannten, widerstrebenden Gefühlen niedergezwungen worden war, kam jetzt um so entfesselter zum Durchbruch.

„Onkel,“ rief sie nervös lachend, „es ist doch zu drollig! Eben habe ich den Assessor getroffen — und denke Dir, er ist gar nicht der Assessor

von Blauen, sondern dessen Vetter, der Dragonerlieutenant von Reizenstein, folglich auch nicht Ewas Bräutigam, sondern — o, es ist zum Todtlachen!"

Der Onkel sah sie verduzt an — er brauchte eine ganze Weile, um sich aus dieser Rede einen Vers zu machen.

„Aber das ist ja ein ganz famoser Spaß," meinte er harmlos, als ihm dies endlich gelungen. „Der Herr Assessor liebt es jedenfalls nicht, sich in fremde Häuser einzuführen, und da hat der flotte Vetter seine Rolle übernommen — echte frische Jugendeselei das — hätte ich auch gethan, einstmals. Und von Reizenstein, sagst Du? Weißt Du vielleicht, ob seine Mutter eine geborene von Gilse war?"

„Nein, soweit bin ich in seine Familien-Verhältnisse nicht eingedrungen."

„Wird aber schon so sein, wird schon so sein" — der Major rieb sich nachdenklich die Hände — „daher die Aehnlichkeit, die mich frappirte! Mädel, daß mir das Schicksal den in den Weg geführt hat, freut mich sehr — sehr. Warum hast Du ihn eigentlich nicht mit hereingebracht?"

„Mit hereingebracht?" rief Lori bebend. „Und Du findest diesen Scherz wirklich so famos, Onkel?"

„Ja, warum denn nicht? Begreife gar nicht, wie Du Dich so darüber empören kannst! Mir ist von den jungen Männern der Lieutenant von Reizenstein viel lieber, als der Assessor von Blauen — hoffe, daß er noch öfter in unser Haus kommt, werde ihn das gelegentlich wissen lassen."

„Ich bitte Dich, Onkel, dies nicht zu thun. Ich fasse diesen sogenannten 'famosen Spaß' durchaus nicht so harmlos auf wie Du; ich halte ihn für eine höchst unziemliche Redheit und würde das Haus verlassen, welches der Lieutenant von Reizenstein betritt!" erklärte Lori heftig.

„Was fällt Dir ein, Mädel? Was ist das wieder für ein frauenzimmerliche Verdrehtheit?"

Der Major begann mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen, was immer ein Zeichen seiner Unzufriedenheit war. Lori näherte sich ihm und legte den Arm um seinen Hals.

„Es ist keine frauenzimmerliche Verdrehtheit, Onkel, sondern mein heiliger Ernst," sagte sie etwas sanfter. „Erlaß mir die nähere Erklärung und erfülle meine Bitte, den Lieutenant von Reizenstein nie wieder zu einer Annäherung zu ermuthigen."

Der Major brummte etwas Unverständliches, aber Lori wußte, daß er ihren Wunsch berücksichtigen werde. Sie nahm ihr zerrissenes Reitkleid zusammen und verließ ihn.

„Gnäd' Fräul'n haben es zwar immer toll gemacht, aber so doch noch nie," versicherte der alte Franz, als er eine halbe Stunde nach Lori zu Hause ankam.

Diese aber meinte heute nicht in die Rissen, als sie allein war.

Energisch klingelte sie der Jungfer, ließ sich beim Umkleiden helfen und ging hinab in's Eßzimmer, um den Thee zu bereiten. Der Onkel fand, daß seine Nichte lange nicht so lustig gewesen sei, wie an diesem Abend.

* * *

Eva war lange verheirathet.

„Es thut mir leid,“ hatte Lori auf ihre wiederholten, dringenden Einladungen zur Hochzeit erwidert, „daß Du mich so wenig gekannt hast, um Dir einen günstigen Erfolg von diesem tactlosen Scherz zu versprechen; ich will ihn Dir verzeihen, aber entschuldige dafür, wenn ich nicht zu Deiner Hochzeit komme.“ Und Eva, welche die begangene Unbesonnenheit schon oft bereut hatte, mußte sich damit zufrieden geben; das freundschaftliche Band zwischen den beiden jungen Damen war indessen merklich gelockert.

Die Eschen im Park zu Roden begannen sich bunt zu färben. Gesenkten Hauptes schritt Lori unter ihnen hin. Jetzt blieb sie stehen und wandte sich um; am entgegengesetzten Ende der Allee verschwand soeben eine Gestalt in blauer Uniform — Lori lächelte mitleidig und schritt weiter.

Ein gelbes Blatt sank vor ihr zur Erde nieder.

„Ja, es wird Herbst,“ dachte sie, „zum zweiten Male Herbst seit — jenem Frühling.“

„Der gnädige Herr lassen das gnädige Fräulein auf die Terrasse bitten,“ kam ihr nach einer Weile der Diener entgegen. Lori folgte ihm.

„Du hast ihm einen Korb gegeben?“ redete sie der Major an, als sie neben ihm stand.

„Ja, Onkel, ich habe ihm einen Korb gegeben, obgleich er seine schöne Uniform angezogen, neue Pferde angespannt und das beste Geschirr aufgelegt hatte, damit ich nur ja nicht vergessen solle, daß er nämlich Reserve-Offizier von den Bonner Husaren und der Massendorfer Millionär sei.“

„Wußte, daß Du ihn nicht leiden mochtest,“ meinte der Onkel befriedigt.

„Ich habe Dir ja auch versprochen, bei Dir zu bleiben.“

„Bist ein gutes Mädel.“

Lori vergrub die Hand in die bunten Blätter des wilden Weins, der das Geländer umrahmte, — ihre Gedanken schienen weiter zu schweifen.

Das frische Gesichtchen war bleicher und schmäler geworden, die dunklen Augen größer. „Sie hat eingelegt,“ fanden die Damen — „Wie interessant sie geworden ist!“ bewunderten die Herren.

Der Major beobachtete sie scharf — dann räusperte er sich umständlich.

„Was ich eben sagte,“ begann er, „bist ein gutes Mädel, daß Du bei mir bleiben willst! Aber“ — er räusperte sich wieder vernehmlich — „verdreht seid Ihr Weibskleute doch — sollst meinetwegen kein Opfer

bringen! Siehst mir gar nicht mehr so frisch und munter aus wie sonst — weiß, daß der Millionär nicht nach Deinem Geschmack war, ist Dir aber vielleicht schwer geworden, damals dem Grafen den Laufpaß zu geben — oder hast eine stille Neigung zu unserem Nachbar Wackermann? — Nun, der Graf ist leicht wieder zu beschaffen, und Wackermann toggengurgert ja noch immerfort um Dich herum — wenn's das ist, das kann ja Alles gut werden! Sieh mich nur nicht so entsetzt an, Kind — meine nur, will Deiner Liebe kein Hinderniß in den Weg legen — sollst meinetwegen nicht unglücklich sein, Dich in Sehnsucht nach irgend Jemand verzehren —“

„Um Gottes willen, Dunkel“ — Lori war purpurroth geworden — „was denkst Du von mir? Ich habe gar keine Liebe, bin nicht unglücklich und verzehre mich nach Niemand in Sehnsucht!“

Sie war fieberhaft erregt, wie jetzt öfters, und der Dunkel wußte in solchen Fällen nie recht, was er sagen und thun sollte.

„Wird sich auch gehören — wird sich auch gehören,“ flüsterte er sich zu, seine Lieblings-Nebensart — und es entstand eine Pause.

„Werden jetzt Abwechslung bekommen durch die Einquartierung,“ fing der Major endlich wieder an.

„Die wievielten Dragoner sind es?“ fragte Lori.

„Die xten. Denke, der Fourier wird heute noch kommen.“

Lori zerquetschte nervös eine Weinranke zwischen den Fingern.

Abermals Stillischweigen.

Da hörte man Hufschläge — zwischen den Bäumen blitzte es auf — ein Dragoneroffizier hielt vor der Rampe.

Lori sah wie durch einen Nebel, daß er vom Pferde sprang und daßselbe dem herbeieilenden Reitknecht übergab; es war ein prächtiger Rappe — sie kannte ihn sehr wohl. Auch die Gestalt des Reiters — sein Gesicht konnte sie nicht sehen — kam ihr bekannt vor. Krampfhaft stützte sie sich auf die Brüstung und sah starr vor sich hin. Sie hörte nicht, was der Dunkel sprach, sie hörte nur das Näherkommen sporenkirrender Schritte. Jetzt kamen sie die Stufen herauf . . . Aber so begrüßte der Dunkel keinen Bekannten; war es nicht ein fremder Name, eine fremde Stimme, die sie vernahm? Sie blickte auf und — eine Centnerlast fiel von ihrem Herzen, und dennoch zuckte es schmerzlich zusammen! — sah in ein fremdes Gesicht.

Augenblicklich hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und begrüßte mit liebenswürdiger Gewandtheit den Gast.

Ein lebhaftes Gespräch über die Einquartierung, das Manöver und allerlei Cavalleristisches entspann sich sofort zwischen dem Major und dem Fourier-Offizier.

„Uebrigens, mein lieber Herr Lieutenant,“ bemerkte der Erste im Laufe desselben, „Ihren Gaul muß ich schon gesehen haben, woher haben Sie ihn?“

„Ich kaufte ihn von meinem Kameraden Reizenstein, als er auf Reitschule ging,“ antwortete der Gefragte.

„Ah,“ machte der Major, sehr interessiert — „Reizenstein! richtig, nun weiß ich wo ich den Rappen hinthun soll.“ Er lachte, und Lori sah ihm die Lust an, Reizensteins Regimentskameraden den „famosen Spaß“ von dem Pseudo-Affessor zum Besten zu geben. Ein bittender Blick aus ihren Augen traf ihn, den der Major höchst harmlos mit einem: „Na, aber warum denn nicht, Mädel?“ beantwortete. Indessen ließ er sich doch von seiner Erzählung abhalten und sagte nur: „Habe das Vergnügen, Ihren Kameraden zu kennen — wie geht es ihm? Muß sagen, ist mir sehr sympathisch.“

„Und Herr Major haben ganz Recht darin,“ entgegnete der junge Offizier warm. „Reizenstein ist ein hervorragend begabter und vornehmer Mensch; er ist jetzt, wie gesagt, auf Reitschule commandirt, und ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß es ihm dort in jeder Beziehung gut geht: im Dienst sowohl wie“ — er lächelte — „in seinen Privat-Angelegenheiten. Jedenfalls wird er sich nächstens mit der schönen Tochter einer der reichsten Familien N.'s verloben.“

„Ach was,“ rief der Major vergnügt — „freut mich, freut mich außerordentlich für den jungen Mann.“

Lori, die bis jetzt ziemlich theilnahmlos dageessen, fing nun an, sich in die Unterhaltung zu mischen. Sie that dies mit soviel heiterer Laune, war so reich an drolligen Einfällen und sah so reizend dabei aus, daß die Blicke des Lieutenants immer bewundernder an ihr hingen und mit sichtlicher Freude die Aufforderung des Majors, bis morgen zu bleiben, annahm.

Es wurde kühl, man mußte in's Schloß zurückkehren.

Lori gab vor, noch eine Promenade durch den Park machen zu wollen und ließ die Herren vorangehen.

Sie ging aber nicht in den Park, sondern nach dem Stall. Niemand von den Leuten war darin. Hastig, als beginge sie etwas Unrechtes, huschte Lori an Lady-love's Bog vorbei zu dem Stande, in welchen man den fremden Rappen untergebracht hatte.

„Greif,“ flüsterte sie und trat zu dem schönen Thier.

Er wandte den Kopf nach ihr — „Weißt Du noch?“ fragten seine Augen. Zärtlich streichelte Lori das glänzend schwarze Fell — „Er hat Dich verkauft,“ schluchzte sie leise, „er will nichts mehr wissen von uns. Natürlich,“ fügte sie bitter hinzu.

Ein leichtes Geräusch wurde vernehmbar; Lori bemerkte es nicht — die Gestalt, die eine halbe Minute lang im Rahmen der Thür erschienen war, verschwand wieder: es war Greifs jetziger Herr gewesen.

Ein fröhliches Lächeln erhellte das hübsche Gesicht des jungen Offiziers, als er dem Schlosse zuschritt . . . Dieses reizende Mädchen hatte sein

Pferd geliebkost — bewies das nicht, daß sie Gefallen fand am Reiter? Er wollte es ihr jetzt noch nicht sagen, daß er sie belauscht, sie jetzt noch nicht in Verlegenheit bringen — jetzt noch nicht, aber — später . . . Das Herz unter dem blauen Waffenrock wallte heiß und ungestüm auf. Strahlend kehrte der Lieutenant zu dem Hausherrn zurück und versicherte, daß Greif ausgezeichnet aufgehoben sei.

Spät am Abend, als sich der Gast empfohlen, zündete sich der Major in bester Laune noch eine Cigarre an.

„Onkel,“ sagte Lori plötzlich, „ich hätte eine Bitte.“

„Nun?“ er sah sie fragend an.

„Ja, siehst Du, Onkel,“ begann Lori stockend und dann schnell weiter-sprechend — „ich habe nachgedacht und gefunden, daß es in vieler Beziehung doch ganz gut wäre, wenn ich den Baron heiratete. Ich liebe ihn nicht schwärmerisch, aber ich würde ihm eine gute Frau sein können und bleibe in Deiner Nähe. Wenn Du also willst, kannst Du ihm sagen, daß ich — mir's überlegen würde.“

Der Major trat zu ihr und richtete mit seiner mächtigen Hand ihr zartes Kinn auf —

„Da habe ich doch Recht gehabt — Ihr Weibskleute“ —

„Onkel,“ unterbrach ihn Lori — sie zitterte und befreite sich fast ungeduldig von seiner Liebkosung — „Onkel, ich muß mir's, wie gesagt, noch überlegen — einige Zeit — ein paar Monate vielleicht — und währenddessen mag ich ihn nicht sehen. Du wolltest schon längst eine Reise mit mir unternehmen, ich bitte Dich, thue es jetzt. Die Jahreszeit ist noch schön und günstig dazu, und ich habe das Gefühl, als müsse ich einmal heraus — andere Eindrücke in mich aufnehmen. Wenn wir dann zurückkommen, werde ich ganz genau wissen, ob ich den Baron heirathen kann oder nicht.“

Lori saß da, erschöpft wie nach einer großen Austrengung.

„Bist ein närrisches Ding — man wird nicht klug aus Dir,“ sagte der Major, vor ihr stehen bleibend.

Sie erhob sich und sah ihn bittend an — „Onkel, willst Du mir den Gefallen thun?“ fragte sie gepreßt.

„Ja, ja, Kind — ich will. Baron Wackeremann werde ich auf sein Glück vorbereiten, und sobald die Cinquartierung fort ist, können wir reisen.“

Lori küßte seine Hand. „Ich danke Dir, Onkel.“

„Na, wird sich auch gehören — wird sich auch gehören,“ brachte der Major unbewußt hervor. Er konnte sich Lori als die Gattin des Barons und Nodeu ohne seine Lori noch nicht vorstellen; die Cigarre war ihm ausgegangen.

Der Lieutenant von Reizenstein war eben aus der Reitbahn zurückgekehrt. Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Briefe. Er erbrach sie.

„Schon wieder eine Einladung zu Steinborns,“ murmelte er ungeduldig, eine zierliche Karte bei Seite schiebend. „Diese Leute fangen an, unbequem zu werden, ich gehe nicht hin.“

Er ergriff das zweite Schreiben.

„Von meinem guten Hilmar! Nun werden wir hören, wie's beim Regiment geht,“ er warf sich in einen Sessel und begann zu lesen.

Nach und nach aber versinkten sich seine anfangs freudig belebten Züge, und plötzlich flog der Briefbogen mit der großen Schrift des Kameraden zu einem Ball zerknittert zu Boden.

Es gab einen Ton, als ob Jemand mit den Zähnen knirschte. Runo sprang auf und schritt klirrend durch's Zimmer.

„Also wahrscheinlich bekommt man sie noch als Regiments-Schwester!“ kam es zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor. „Was schreibt doch der Kleine?“

Fourier — Noden — entzückendes Mädchen — ihrer Neigung sicher — wenn sie zurück sind, sofort zur Attacke . . . Nun, ich kann's ihm nicht verdenken, dem guten Jungen!“ — Er lächelte bitter.

Sein Blick fiel wieder auf die Einladungskarten — „Sie und Else Steinborn — Feuer und Wasser — Tag und Nacht! O, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe, Lori!“ — Er setzte sich nieder und stützte das Haupt in die Hand, jene weiße, wohlgepflegte Hand, auf der es ihn doch in diesem Moment brannte wie höllisches Feuer: Loris Gertenhieb.

Es war thöricht von ihm gewesen, sie, das schöne, stolze Geschöpf zwingen zu wollen wie ein junges Roß, sagte er sich — bald würde sie ihm nun für immer verloren sein, und er würde den brennenden Schmerz auf der Hand und den brennenderen im Herzen mit sich herumtragen müssen sein Lebenlang. Wie hatte er auch jemals Genugthuung erwarten können von diesem trockigen Mädchen, von dem er nun doch glauben mußte, daß es ihn nie geliebt!

Zornig wallte es in ihm auf. „Glück zu, mein kleiner Hilmar; eher soll die Welt untergehen, ehe ich Dir in den Weg trete bei Deiner Angebeteten!“

Der Burtsche kam herein, eine Uniform seines Herrn über dem Arm. Morgen fand das große Herbst-Kennen statt, und ein opulentes Diner vereinigte heut die Mehrzahl der Cavallerie-Offiziere mit den Sportsmen von auswärts — Runo hatte ganz vergessen, daß er auch hingehen wollte. Nun athmete er auf in Gedanken daran — lustige Gesellschaft, Champagner würden ihm gutthun.

Er machte Toilette und begab sich auf den Weg — elegant und vornehm, als gehörte ihm die Welt. Das Diner war schon fast vorüber, als er den festlich schimmernden Saal betrat. Man befand sich dort in heißer Debatte. „Graf H. zahlt Neugeld für ‚Herc‘ rief man dem Ankömmling entgegen.

„Warum?“ fragte Runo gespannt.

„Mein Neffe von den Husaren, der Hese reiten sollte,“ nahm der bekannte Sportsmann das Wort, hat mir wegen Krankheit abgedeschiert. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde ich die Stute keinen starten lassen, denn ich habe mich überzeugt, daß sie durchaus nicht fit ist. Von Hause aus widerwillig, hat sie in letzter Zeit einer leichten Lähme wegen wenig Arbeit thun können. Trainer G. rief mir selbst, sie für morgen nicht satteln zu lassen.“

Lebhaftes Bedauern wurde laut. Fast Alle waren der Meinung, daß Hese ihrer Form nach ganz das Zeug zu einem Pferde erster Klasse und zu der Erwartung berechtigt habe, sie werde ihren Gegner niedergaloppiren — man war enttäuscht, sie morgen nicht beim Rennen zu sehen.

Ihr Besitzer suchte die Achseln.

„Ich möchte keinen Reiter veranlassen, die Stute zu besteigen“, erklärte er mit Bestimmtheit.

Runo trat zu ihm, seine Augen bligten.

„Lassen Sie mich die Hese reiten, Graf?“

Der junge Dragoneroffizier war bekannt als vorzüglicher Reiter; mancher Sieg auf eigenen und fremden Pferden war schon von ihm verzeichnet —

„Wie, Sie wollten?“ fragte der Graf überrascht. „Allerdings, wenn Jemand die Hese steuern kann, so sind Sie es — aber ich warne Sie dennoch, junger Freund! Selbst für die besten Reiter wird das Thier große Schwierigkeiten haben.“

Ein älterer Kamerad berührte Runos Arm. „Sei nicht leichtsinnig, Reizenstein; Du riskirst Dein Leben auf dem törrischen Beest!“

Ein düsterer Schatten glitt über das Gesicht des jungen Mannes — „Eben deshalb reite ich,“ war seine leise Antwort; und zum Grafen gewandt sagte er: „Ich glaube, diesen Schwierigkeiten gewachsen zu sein; vertrauen Sie mir Ihr Pferd an!“

„Nur wenn Sie es fordern,“ meinte der alte Sportsmann zögernd. „Die Herren sind meine Zeugen, daß ich keine Verantwortung übernehme.“

„Das sollen Sie auch nicht, verehrter Graf! Meine Knochen sind Unkraut, das nicht vergeht, sie werden heil aus dem Rennen kommen. Schlagen Sie ein!“

Alles drängte sich um die Beiden. Die Einen mißbilligten so viel Leichtsin, die Anderen begeisterten sich für so viel Schneid; diese — natürlich die Jugend — waren in der Mehrzahl, der Graf wurde überstimmt; ein Handschlag und die Sache war arrangirt.

Run floß der Champagner, und Niemand war lustiger als der Lieutenant von Reizenstein.

Hell strahlte die Herbstsonne über dem grünen Rasen. Die Stunde des Rennens war gekommen. Tribüne und Sattelplatz boten ein buntbelehtes Bild. Die Reiter für die erste Nummer des Programms ließen sich abwägen. Ohne Unfall, mit mehr oder weniger interessanten Endgefechten wurde daselbe der Reihe nach erlebt. Nun kam die Steeple-Chase, bei der Hete engagirt war.

Mit prüfenden Blicken musterten die Sportsmen die braune Stute, die sich heut zum ersten Mal versuchen sollte.

Sie schien allerdings etwas angegriffen, hielt den Kopf gesenkt, ihr Haar war nicht so glatt, als das ihrer Concurrenten; die Muskeln aber, die man darunter erkennen konnte, bekundeten die Leistungsfähigkeit des Pferdes, und beunruhigender als die Anzeichen leichter Indisposition war den Musternden der böse, tückische Blick aus den feurigen Augen des Thieres und die Art, wie es die Ohren zurücklegte und hinten auskeilte, sobald sich ihm Jemand auch nur näherte.

Ohne den Bügel zu berühren, hatte sich Kuno trotz der Unliebenswürdigkeit der Stute in den Sattel geschwungen. Er war noch nie vor einem Rennen so erregt gewesen, wie heute . . . Seltsam — fortwährend hatte er das Gefühl, als müßte ihm Lori plötzlich entgegentreten; aber in dem Augenblick, wo die Flagge sank, war er nur Reiter, und die Schläge seines Herzens beruhigten sich. Bei der ersten Hürde refüsirte Hete . . . Ein kurzer Kampf zwischen Roß und Reiter, und sie wurde aus dem Stehen hinübergeworfen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich nun bei jedem Hinderniß; und trotz des Terrains, das die Stute dadurch einbüßte, schob sie sich immer weiter vor.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten sie die Zuschauer, begeisterte Zurufe wurden laut: man bewunderte den unvergleichlichen jockeyship des Reiters, mit dem er das widerwillige Thier meisterte und es zwang, seine das Durchschnittsmaß weit übersteigenden Kräfte herzugeben.

Nun hatte das interessante Paar nach hartem Kampfe auch den letzten und bedeutendsten Gegner abgeschüttelt; den Anderen weit voraus, flog es unter der Tribüne dahin — noch zwanzig Schritt und es würde siegreich durch's Ziel gehen . . .

Aber das Schicksal ist eine wunderbare, geheimnißvolle Macht — es zwang in diesem Moment den Reiter unwiderstehlich zu dem groben Fehler, nach der Tribüne aufzublicken; zwang ihn, in ein paar Augen zu sehen, die groß und sprechend aus blassem, weit vorgebeugtem Gesicht auf ihn gerichtet waren und — da war es geschehen, das Schreckliche, das Werk einer Secunde! — Hete hatte einen scharfen Ruck im Maule und das Gewicht des Reiters plötzlich höchst unbequem auf ihrem Rücken gefühlt, hatte einen mächtigen Sprung zur Seite bis dicht an die die Rennbahn abtheilende Barrière gethan, zu einem zweiten über dieselbe angesetzt und

dabei derart mit den Vorderbeinen gegen die Stange gestoßen, daß Kopf und Mann jenseits desselben auf dem Kopfe standen. Die Stute kam mühsam wieder auf die Beine; der Reiter, welcher unter sie zu liegen gekommen war, rührte sich nicht.

Eine heftige Bewegung entstand unter den Zuschauern. Aber ehe Jemand die Unglücksstelle erreichen konnte, kniete, als wäre sie hingeflogen, eine weibliche Gestalt neben dem Gestürzten. Mit zitternden Händen stützte sie sein Haupt, beugte sich tief herab auf das todtensbleiche Antlitz — küßte die zusammengepreßten Lippen, die herabhängende Hand.

Da ging ein Ruck über die starren Züge, langsam öffneten sich die festgeschlossenen Augen. — „Lori, meine süße, wilde Lori — Du bist doch gekommen — doch — Dank, tausend Dank!“ flüsterte Runo mit brechender Stimme . . . Dann sank er zurück in neuer Bewußtlosigkeit — — oder im Tode?

Ein dicker Kreis begann sich um die Beiden zu bilden. Staunend erblickten die Offiziere das schlanke Mädchen im einfachen grauen Reisekleide; aber sie hatten keine Zeit, sich zu wundern, und außerdem sagte ihnen die distinguirte Erscheinung der Unbekannten, neben der nun auch ein imposanter alter Herr erschien, genug, um ihnen keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie eine vornehme Dame vor sich hatten. Am überraschendsten stand wohl der gute Major der Scene gegenüber — endlich ergriff er Loris Arm und versuchte, sie mit sich fortzuziehen.

„Laß mich, Onkel,“ wehrte sie mit unheimlicher Ruhe, „siehst Du nicht, daß er zum Tode verlegt ist?“

Ein Arzt trat herzu — angstvoll hing Loris Blick an seinem Munde.

„Noch lebt er,“ lautete sein zögernder Ausspruch — „aber —“ er suchte bedenklich die Achseln.

Der Verunglückte sollte in's Lazaret transportirt werden. Eine Bahre wurde gebracht, seine Kameraden betteten ihn darauf, er wurde fortgetragen. Lori klagerte sich an den Major.

„Onkel,“ flehte sie, „ich weiß, Du hast ihn gern — wenn Du mich lieb hast — so gehe mit — ich kann's ja nicht — und bringe mir Bescheid!“

Der Major nickte, führte seine Nichte zu ihrem Wagen und ging.

O, die qualvollen Stunden, die Lori wartend im Hotel verbrachte!

Endlich hörte sie den bekannten Schritt, der Onkel trat ein.

„Sage mir Alles,“ verlangte sie fest, „muß er sterben?“

Thränen standen in den Augen des alten Herrn. „Kind,“ sagte er stoßend, es geht mir selber nahe, gerade bei dem — die Aerzte sprechen von einer Lungenquetschung und einem Schädelbruch — es ist wenig Hoffnung vorhanden — und wenn er wirklich durchkommt, dann —“

„Dann?“ fragte Lori athemlos —

„Dann,“ fuhr der Onkel stoßend fort, „mein Herzensmädchel, der liebe

Gott kann ja immer noch helfen! aber sie sagen — dann würde der Schädelbruch nach innen heilen und er müsse — irrsinnig werden.“
Lori sank ohnmächtig zu Boden.

* *

Wieder war die Zeit gekommen, wo die Sonnenstrahlen mächtiger zu werden, Schnee und Eis zu zerschmelzen beginnen.

Am Fenster ihres Zimmers saß Lori. Aber dieses durchsichtige bleiche Mädchen, deren abgezehnte Hände kaum von den weißen Falten des weichen, warmen Négligés abstachen, war nur der Schatten der frischen, elastischen, übermüthigen Lori von einst.

Diese Augen, die sonst so feurig aufblitzen konnten in Lust und Trost, sie schauten weltvergessen, träumerisch vor sich hin — das zarte Gesichtchen trug einen rührenden Ausdruck stiller Ergebung, welcher mehr darin befuhr, als es der herben Schmerzes gethan haben würde.

Auf Loris Schooß lagen einzelne Briefblätter. Der Major hatte sie ihr gegeben, als sie endlich erstanden war von langer Krankheit, und sie waren seitdem schon so oft von ihr gelesen worden, daß sie jedes Wort auswendig wußte; dennoch blieb sie dieser Lectüre treu.

Todtkrank hatte der Major seine Nichte heimgebracht im vorigen Herbst. Ueberreizt durch langes, vergebliches Ringen gegen eine Neigung, die sie nicht dulden wollte in ihrem Herzen, war sie nach der furchtbaren Aufregung bei dem Sturz des Geliebten, unter der namenlosen Angst um sein Leben zusammengebrochen und von einem nervösen Fieber ergriffen worden, das sie monatelang an's Krankenlager bandte. Sie hatte diesmal keinen Weihnachtsbaum schmücken, den guten Onkel nicht durch ihre kleinen Gaben überraschen können; es war ein trauriger Winter gewesen auf Schloß Roden.

Lori begann wieder, in den Briefen zu lesen. Es waren die Berichte jenes Arztes, der den Lieutenant von Reizenstein behandelt, und den der Major gebeten hatte, ihm zuweilen über das Befinden seines Patienten Nachricht zu geben. Anfangs lauteten dieselben kurz, hoffnungslos, dann etwas besser — die stählerne Natur des Kranken arbeitete sich wider Erwarten empor. Darauf folgte ein längerer Brief, der besagte, daß eine Krisis eingetreten sei, welche die Genesung des Patienten, wenigstens die physische, mit Sicherheit erwarten lasse — und wieder nach wochenlanger Pause ein anderer, in welchem der Schreiber mit Freuden die glückliche Heilung des Schädelbruchs nach außen verkündete; somit sei, wie er auseinanderlegte, ein Druck auf das Gehirn und jede geistige Störung ausgeschlossen. Endlich theilte er mit, daß der Reconvalescent so weit hergestellt, um in den nächsten Tagen die Reise nach einem südlichen Curort, wo ihm ein längerer Aufenthalt zur Kräftigung der Lungen angerathen sei, unternehmen zu können, und gab nochmals seiner herzlichsten Freude

über die vollständige Genesung des schwer verunglückten Offiziers Ausdruck. Er habe ihm, dem Wunsche des Majors gemäß, nichts von der lebenswürdigen Theilnahme desselben verrathen, fügte er noch hinzu.

Das war der letzte Bericht gewesen, und Lori wollte auch nichts weiter wissen — er war ja gerettet! Es war wunderbar — wie ein dichter Schleier lag ihre schwere Krankheit zwischen dem Einst und Jetzt! Deutlich standen ihr noch die letzten Ereignisse des ersten vor Augen: sie sah sich gegen ihren Willen durch den Dnfel zum Bleiben in N. und zum Besuch des Rennens veranlaßt — sie sah sich tiefverschleiert in der Tribünen-Loge sitzen, ein Programm mit fremden Namen vor sich — sie sah dann plötzlich anstatt des angesagten Husaren Runo im Sattel der Here erscheinen — sie wußte, daß sie den Schleier zurückgeworfen, ihn zagend und bewundernd mit den Blicken verfolgt hatte bis zu dem Moment, wo er zu ihr aufsaß und — den schrecklichen Sturz that. Was dann gefolgt war, es war ihr Alles klar bis dahin, wo ihr der Dnfel jene herzbrechende Mittheilung über den Zustand des Verunglückten machte — da sank der Schleier, wie vor einem Lebensabschnitt!

Kein Schatten, aber auch kein Lichtstrahl fiel aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber. Wohl ahnte Lori, daß ihr Anblick Runo außer Fassung gebracht habe — wohl klangen ihr seine Worte noch immer in den Ohren: „Lori, meine süße, wilde Lori — so bist Du doch gekommen — doch!“ — aber wie hätten das Verheißungen für die Zukunft sein sollen? Es war ja natürlich, daß der Zorn heiß in ihm aufwallte, als er sie gesehen, denn welcher Mann vergäße eine solche Beleidigung? Und es war ja natürlich, daß es ihn mit Wonne erfüllt hatte, sie vor sich zu sehen in ihrer Demüthigung — die Worte, die er dabei fast bewußtlos hervorgebracht, sie hatten keine Bedeutung.

Lori nahm das Alles hin, als könnte es nicht anders sein; sie hatte ihre Schuld abgetragen, nun war es gut. Es war ihr zu Muth, wie Jemand, der sein Tagewerk vollbracht hat.

Warum es der liebe Gott nicht für immer Abend werden ließ danach und sie noch einmal gesund machte? hatte sie anfangs gefragt — nun war sie auch damit zufrieden. Sie dachte an Eva und grüßte ihr nicht mehr — es hatte Alles so kommen müssen zur Strafe für ihren trotzigen Uebermuth.

Der Dnfel trat herein.

„Nun, wie geht's, mein Liebling?“

„Danke, Dnfel, gut.“

Der Major erblickte die Briefe und blinzelte Lori von der Seite an.

„Wir sind Baron Wackermann noch immer eine bestimmte Antwort schuldig. Ich glaube, wir wissen nun wohl ganz genau, daß wir ihn nicht heirathen können.“

Lori lächelte. „Ja, Dnfel, das wissen wir ganz genau, denn der gute

Mann, bei dem ‚Gesundheit die Hauptsache‘ ist, fühlt sich gewiß jetzt schon unglücklich in dem Gedanken, möglicherweise ein Mädchen heirathen zu müssen, das ‚Nerven‘ gehabt hat; außerdem darf ich überhaupt Niemand zumuthen, eine Frau zu nehmen, die sich einmal so compromittirt hat, wie ich es gethan habe?“

„Nun, mein Kind, Deine Nerven sind ja Gott sei Dank wieder zur Raison gebracht — und dann: Menschen wie Du compromittiren sich nicht, wenn sie dem Drange ihres Herzens folgen.“

„Doch — in den Augen der Welt,“ flüsterte Lori; „der Welt, die hinter mir liegt — weit, weit —“

Der Major hatte ihre leise Einrede nicht vernommen, sondern sich geräuschvoll und behaglich in einen Sessel niedergelassen.

„Was ich übrigens sagen wollte,“ fuhr er fort, „ich dachte, wegen etwas ganz Anderem könnten wir den Wackermann nicht heirathen. Muß Dir auch sagen, Mädels, daß mir der Lieutenant von Reizenstein viel lieber ist als er . . . Habe in meiner Jugend einmal leichtsinniger Weise einem lieben schönen Mädchen bitteres Leid zugefügt — hat dann einen Anderen geheirathet, dem sie nicht gut war, und ich habe einsehen lernen, daß ich doch keine mehr so lieb haben konnte, wie sie. Ist nun lange todt mit ihrem Gatten — aber der Reizenstein ist ihr Sohn; begreifst Du nun, daß er der Einzige wäre, dem ich Dich mit Freuden geben würde.“

Lori hatte ihm ruhig zugehört. „Gewiß begreife ich Dich, Onkel,“ entgegnete sie sanft; „aber ich bitte Dich, laß diese Idee fahren! Das, worauf Du sie baust, ist abgeschlossen, abgethan für immer.“

„Unsinn,“ brummte der Major ungeduldig, „so eine“ — „Zimperlichkeit“, wollte er sagen, aber ein Blick auf Loris leidendes Gesicht ließ ihn verstummen.

„Fühlst Du, wie warm die Sonne scheint, mein Liebling?“ begann er nach einer Pause. „Die Erde muß sich nun auch wieder aufrappeln — wie Du nach Deiner langen Krankheit.“ Er war ganz stolz auf seinen zarten Vergleich. Lori blickte träumerisch vor sich hin.

„Ja, wir werden Beide weiterleben — doch wie verschieden! Gluthen und Stürme werden die Erde erschüttern, ihr Innerstes zum neuen Dasein wecken — bei mir aber“ — sie faltete die Hände über der Brust — „bei mir ist es so still hier drin — so still, daß mir ist, als sei mein Herz gestorben; oder als schlief es einen Winterschlaf, aus dem Nichts es erwecken könne — Nichts.“

Der Major betrachtete sie besorgt. Sie war ihm jetzt manchmal so unverständlich, so unheimlich in ihren Reden — es überkam ihn dann immer die Angst, das Fieber sei doch noch nicht gehoben.

„Ich will Dir ein paar schöne Camilien aus dem Glashause holen,“ sagte er zärtlich und ging — in Wahrheit, um unbemerkt nach dem Doctor zu schicken.

Aber die Sorge des guten Onkels war unbegründet. Lori erholt sich, wenn auch nur langsam; und als die ersten Veilchen blühten, konnte sie dieselben im Garten pflücken wie sonst.

Dann begann sie auch wieder spazieren zu reiten — freilich ganz anders als früher. Sie jagte nicht mehr wie die Windsbraut über die Wiesen und suchte sich nicht mehr mit Absicht Hindernisse auf — ja, Franz hatte sogar schon bemerkt, daß sie ruhig an solchen vorüber geritten war. „Gnäd' Fräul'n machten es sonst nie so,“ dachte der Alte; „es mag wohl noch von der Krankheit herkommen.“

* * *

Es war am zeitigen Nachmittag eines wunderschönen Frühlingstages, als Lori im Reitkleide zu dem Onkel in's Zimmer trat, um ihm Adieu zu sagen. Er saß nicht wie gewöhnlich um diese Stunde zeitungslesend in seinem Schaukelstuhl, sondern ging unruhig auf und nieder.

„Wo willst Du hin?“ rebete er Lori erstaunt an.

„Ausreiten, Onkel.“

„Jetzt? — Wie kommst Du darauf?“

„Es ist ja meine gewöhnliche Zeit, Onkel.“

„Ach so — ja richtig!“ Aber das ganze große martialische Antlitz des Majors drückte eine Verlegenheit aus, die geradezu komisch auf demselben wirkte — Lori aber hatte keinen Sinn dafür.

„Hast Du Etwas vor, Onkel?“ fragte sie.

„O, nein, durchaus nicht,“ beeilte sich der Major zu versichern „aber“ — er sah plötzlich aus wie erlöst durch einen brillanten Einfall — „es ist nämlich nur, weil ich einen nothwendigen Boten nach dem Vorwerk brauche — denke, Du könntest die Bestellung übernehmen, wenn Du einmal reitest.“

„Gewiß, sehr gern.“

„Reitest dann aber den Waldweg, der die Bunzelstädter Chaussee überschneidet — hörst Du? — Er ist sehr hübsch.“

„Ich kenne ihn, Onkel.“

„Na, dann mach' aber, daß Du fortkommst — es ist gar keine Zeit mehr zu verlieren.“

Der Major sah nach der Uhr, drängte seine Nichte heftig zur Thüre hinaus und geleitete sie mit Sturmschritten, denen Lori kaum nachkommen konnte, bis vor's Schloß. „Daß Du mir aber ja den Waldweg reitest,“ ermahnte er noch einmal. „Es ist wegen der Schonung der Hufe.“

„Ja, was soll ich denn eigentlich bestellen?“ fragte Lori, schon im Sattel.

„Ach so — hm — sie möchten Heu herüberschicken!“

Lori ritt zum Parkthor hinaus. Es mußte den Onkel etwas Sonderbares beschäftigt haben — er war so aufgereggt gewesen, meinte sie bei sich,

dachte aber nicht weiter darüber nach — es ging eben Alles an ihr vorüber, traumhaft wie eine Fatamorgana.

Nun ritt sie im Walde dahin auf demselben Wege, auf dem sie zum ersten Mal zu Pferde mit Runo zusammengetroffen — eigenthümlich berührte es sie.

Jetzt kam die Chaussee in Sicht. Lady-love hob den Kopf, blähte die Nüstern, fing an zu drängen und wieherte leise — Lori beachtete es nicht, sie wollte über die Chaussee hinüberreiten. Da aber widersezte sich Lady-love und flog mit energischen Sätzen auf der Straße hin einem Reiter entgegen, der im scharfen Trabe daherkam.

„Lori!“ „Runo!“

Die beiden Namen verhallten im Frühlingswinde — kein Hufschlag erklang mehr — nur an den Zaumzeugen klirrte es leise: die Kösse neigten sich zu einander — es schien, als wollten die Reiter dasselbe thun.

„Lori, Du liebst mich? Liebst mich doch?“ kam es stammelnd vor Leidenschaft von Runos Lippen.

Da bog sich Lori zurück, ernst hoheitsvoll.

„Ich bitte Sie,“ sprach sie feierlich, „ich mußte Sie lieben — wahrhaftig, ich wollte es nicht — aber das gehört der Vergangenheit an, der Vergangenheit, die ihren Abschluß fand in jenem Moment, da ich Ihnen in der Angst, einen Sterbenden vor mir zu haben, für die angethane Verleibigung Genugthuung gab — denken Sie nicht, daß aus derselben Verpflichtungen für Sie erwachsen sind: ich habe eben nur meine Schuld abgetragen — wir sind quitt.“

„Nein, das sind wir nicht, Lori!“ rief er, und der verhaltene Zorn in seinen Worten, den sie kannte, that ihr wunderbar wohl. „Soll ich noch einmal verunglücken, den Hals brechen, um von Ihnen auch jetzt noch geliebt zu werden? — Verpflichtungen!“ ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht. — „O Lori, Lori, martern Sie mich nicht durch solche kalte Worte! Sie wissen ja, wie unsäglich ich Sie liebe!“

„Ich denke, Sie zürnen mir . . .“

O, wie entzückte ihn dieser zaghafte Ton.

„Zürnen, Lori? — Meinen Sie, ich habe den Engel vergessen, der sich über mich neigte, als mich der Tod schon gepackt hatte? Diese böse kleine Hand“ — er streifte die Stulpe der Handschuhe zurück und presste die Lippen auf das zarte Gelenk — „ich kann sie jetzt küssen, ohne meinem Stolz das Geringste zu vergeben.“

Dunkle Gluth hatte Loris bleiches Gesicht übergossen. Sie senkte das Köpfchen, aber er beugte sich zu ihr und sah ihr tief in die Augen.

„Und nun sage mir: nicht, daß Du mich geliebt hast, sondern daß Du mich liebst.“

„Ich liebe Dich!“ gehorchte Lori zitternd.

Da legte sich der Arm in der blauen Uniform fest um das schlante Mädchen im dunklen Reitkleide — Lori fühlte auf Mund und Augen die Küsse des Geliebten.

„Endlich, endlich mein!“ flüsterte er. „Die Steeple-Chase damals habe ich verloren, aber eine andere dafür gewonnen! — Hat mein Wilsfang nun genug Hindernisse gehabt?“

Sie nickte. „Wir wären ja Beide fast darüber zu Grunde gegangen.“

„Auch Du, mein Lieb,“ sagte er weich und zärtlich; „ich weiß es und sehe es Dir noch an.“

„D jetzt ist Alles, Alles gut!“ — Jeder Herzschlag Loris jubelte es mit — ja, nun fühlte sie, daß es wieder lebte da d'rin in der Brust — „Er ist vorbei, der lange dumpfe Winterschlaf — es wird wieder Frühling!“

Er glaubte nicht, wie der gute Major, daß sie im Fieber rede; er verstand sie. Langsam hatten sie die Pferde auf der Chaussee weitergehen lassen. „Greif,“ sagte Lori und strich mit der Gerte über die Mähne des Rappen, den ihr Begleiter ritt.

„Ja, Greif,“ bestätigte dieser. „Es gab eine Zeit, wo es mich zornig machte, ihn anzusehen, und daher verkaufte ich ihn; nun aber hab' ich ihn mir wiedergeholt und mitgebracht.“

Einen Augenblick dachte Runo an seinen Kameraden, den „kleinen Hilmar,“ der sich einst dem süßen Wahne hingegeben, Lori liebe ihn, weil sie Greif gestreichelt, und der nun längst über seinen Irrthum belehrt war — einen Augenblick nur, und er empfand wieder nichts als die Wonne dieser Stunde.

„Und nun noch einen frischen, fröhlichen Ritt, Liebchen!“

„Einverstanden,“ lächelte sie ihm zu.

Sie bogen wieder in einen Waldweg ein.

„Dunkel ist wohl mit im Complot gegen mich?“ fragte Lori schelmisch.

„Ja, Schatz, ich bat ihn um Erlaubniß, heut Nachmittag kommen zu dürfen, und ‚Meinetwegen mögen Sie um vier Uhr antreten‘, antwortete er mir.“

„Daher war, er so aufgereggt und wollte durchaus, daß ich gerade diesen Weg reiten solle — der Gute! Oh, und ich sollte eine Bestellung ausrichten, von der ich keine Ahnung mehr habe!“ Lori lachte fröhlich und silberhell, wie sie es lange, lange nicht gethan.

Es war als erschrecke sie selbst davor — „Ach,“ seufzte sie tief bewegt, „wie ist es möglich, daß man soviel Glück ertragen kann?“

„Weil wir zwei sind, meine Lori, mit unseren Gäulen vier; Du glaubst nicht, was zwei Menschen auf ein paar guten Pferden Alles ertragen können!“ Er sah sie an — wie bligten Lebenslust und glühende Liebe aus seinen Augen! Sie schlug die ihren nieder.

Aber der Weg war so schmal, und leiden mußte sie's doch, daß er sie noch einmal umschlang, sie zwang, seinen Kuß zu erwidern.

„Lori, meine Lori!“ murmelte er leidenschaftlich. Sie erhebe in seinen Armen; da gab er sie frei, zögernd und sanft wie ein kostbares Kleinod.

„Verzeih, mein Lieb,“ bat er, „ich dachte an den Cavalleristen-Spruch:

Das höchste Glück auf der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
Im Ruß des geliebten Weibes
Und in der Gesundheit des Leibes!

„Es ist berauschend, wenn Alles zusammentrifft!“

Scheu und doch voll kindlichen Vertrauens reichte sie ihm die Hand; so galoppirten sie den Waldweg entlang.

Da versperrte ihn ein Baumstamm. Lori deutete darauf hin und blickte zu ihrem Begleiter auf; das alte Verlangen spiegelte sich in ihren Zügen.

„Nun natürlich, meine kühne Lori!“ rief Runo. „Es lebe die Steeple-Chase! Sie war nun doch einmal nöthig, um uns zusammen zu bringen.“ Beide Pferde flogen über das Hinderniß.

Franz war auf der Chaussee halten geblieben. „Wenn Ihr dem Herrn Lieutenant von Reizenstein begegnet, machst Du sofort Kehrt; das gnädige Fräulein braucht Dich alten Esel dann nicht mehr,“ hatte der Major befohlen.

Sofort war dieser Befehl allerdings nicht von dem Alten ausgeführt worden, er sah jetzt noch dem Paare nach. „Nun geht sie doch fort — und wir, ich und der gnädige Herr, bleiben allein!“ dachte er dabei. Die Sonne blendete ihn, obgleich er sie im Rücken hatte; er mußte sich mit dem Rockärmel über die Augen fahren.

Als er damit fertig war, waren die Reiter im Grünen verschwunden. Der Frühling hatte sie aufgenommen — liebeselige Herzen sind ja sein Eigenthum!





Illustrierte Bibliographie.

Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südländfahrten. Von Adalbert von Hanstein. Reich illustriert von C. Salzmänn, Begleiter des Kaisers auf der Nordischen Reise, und von anderen ersten Künstlern. Berlin, Deutsch-nationaler Verlag, Ferdinand Lange.

Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgten alle illustrierten und nicht illustrierten Tagesblätter die Reisen, welche Kaiser Wilhelm II. bald nach seinem Regierungsantritte zu den Höfen der Nachbarstaaten machte. Aber es lag in der Natur dieser möglichst schnell hergestellten Publicationen, daß sie immer nur Einzelschilderungen gaben, die auch beim besten Willen nicht immer zuverlässig sein konnten und namentlich, da ja jede für sich verfaßt war, auch gesammelt nur ein ungleichmäßig hergestelltes Bild darboten. Deshalb muß es als ein höchst verdienstliches und vielversprechendes Unternehmen bezeichnet werden, daß in dem vorliegenden Werke ein berufener Autor begonnen hat, alle Reisen, die unser Kaiser im Sommer und Herbst 1888 unternahm, in einer einheitlich durchdachten Darstellung zusammen zu behandeln.

Die uns vorliegenden beiden ersten Lieferungen des Werkes werfen zunächst in der Einleitung einen Rückblick auf die in die Zeit vom 6. Februar bis zur Thronbesteigung Wilhelms II. fallenden Ereignisse und Kundgebungen und schildern sodann in den beiden ersten Capiteln die Einschiffung des Kaisers in Kiel und die Zusammenführung seines Geschwaders mit besonders genauer Beschreibung der Yacht „Hohenzollern“, welche den Kaiser selbst mit seiner nächsten Begleitung aufnahm. Das dritte Capitel beginnt des Kaisers Meerfahrt nach Rußland darzustellen.

Das Buch ist von kräftigem nationalen Bewußtsein durchglüht, die Sprache gehoben, dabei aber durchaus klar und verständlich. Die vorzüglich ausgeführten Illustrationen — unter denen mehrere von A. C. Salzmänn, der den Kaiser auf der nordischen Reise begleitete, selbst gefertigt sind — zeigen uns zum Theil den Kaiser selbst in bedeutungsvollen Momenten der Reise, theils führen sie uns die Gestalten seiner militärischen, nautischen und diplomatischen Begleiter vor, theils bieten sie uns interessante Schiffs- und Seebilder.

Das Werk ist auf 30 Lieferungen von 12—16 Folioseiten zu dem sehr billigen Preise von 50 Pf. berechnet; für Freunde schöner Druckausstattung erscheint außerdem eine Liebhaberausgabe, durchaus auf Kupferdruckpapier, zum doppelten Preise. Wir hoffen,



Graf Herbert Bismarck.

Aus: Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südbandfahrten. Berlin, Deutsch-nationaler Verlag.

daß die folgenden Lieferungen den bisher vorliegenden entsprechen werden; dann wird ohne Zweifel dieses Unternehmen allgemeine Sympathien erwecken und das inhaltreiche und schön ausgestattete Prachtbuch in vielen deutschen Familien eine dauernde Zierde der Hausbibliothek bilden.

P.

frigg'a's Ja.

Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Im Dezemberhefte besprachen wir den „Attila“, den neuesten der historischen Romane, in denen uns Felix Dahn Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde vermittelt. In einer anderen Gruppe von Erzählungen (Odhins Trost; Sind Götter?) und in dramatischen Werken (Der Fremdling) hat sich der Dichter die Aufgabe gestellt, die in dem Sagenschatze unseres Volkes schlummernden Erinnerungen an die heidnische Vorzeit zu wecken und sie zur Grundlage eines neuen dichterischen Schaffens zu wählen. Diese Reihe wird durch „Frigg'a's Ja“ würdig vermehrt, ein Buch, das wie die früheren geeignet ist, dem deutschen Volke ein richtiges Bild von dem Glauben seiner Voreltern zu entrollen, der so viele Jahrhunderte hindurch theils vergessen, theils durch die Bestrebungen der Kirche verbunkelt war. In seinen Grundsätzen berührt sich Dahn insofern mit Richard Wagner, als er den germanischen Gott uns zeigt, wie ihn die Menschen nach ihrem Bilde geschaffen haben: rein menschlich im Fühlen und Denken. Wer mit diesem Princip der dichterischen Verwerthung mythologischer Stoffe einverstanden ist, muß der vorliegenden Erzählung reiches Lob zollen. Sie ist auf rein menschlichem, hohen, edlen Empfinden erbaut, und die Charaktere sind klar und wahr in ihrer psychologischen Entwicklung.

Nur wenige Züge finden sich, zwischen denen man Widersprüche empfinden könnte. So in der Zeichnung des Gottes. Derselbe Odhin, in dem „schönende Gier nach dem Glücke lobert“, der noch wonneshauernd den Brautkuß Friggs nachfühlt im tiefsten Mark, will „wandern, wandern . . ., Schläue überlisten, Schöne gewinnen!“ Und derselbe Odhin, noch bevor Frigg ihm sich ganz gegeben hat, bricht in die Worte aus: „Ihr könntet ich die Treue nicht brechen, auch wenn ich es wollte!“ Der Fehler, möchten wir meinen, liegt vor Allem darin, daß der Zwang ehelicher Treue, man möchte sagen, das Sacrament der Ehe zu stark betont ist, besonders in Anbetracht der abweichenden altgermanischen Anschauung. Daß in der Zeichnung der Frigg die „strenge Kälte“ gegenüber der „unwiderstehlichen Anmuth“, des „unendlichen Liebreizes“ mehrfach hervorgehoben wird: dieser Gegensatz dürfte sich dadurch erklären, daß der Dichter in Odhins Sinne redet. Auch ist es wohl dem Verfasser als Abicht zu deuten, daß Vidhja's Gefühl für Odhin nicht scharf zum Ausdruck kommt; aber man empfindet kaum die Nothwendigkeit der Bitte des jungen Weibes, daß sie Odhins nur in Freundschaft gedenken dürfe. Auch ist die Wirkung von Vidhja's Wiedersehen mit Aswin nur eine geringe.

Damit aber genug der Erwähnung von Uebenhelten, denen man sich wohl hüten muß, größeres Gewicht beizumessen. Wie von einheitlicher, reiner, edler Empfindung die Erzählung getragen ist, so ist auch einheitlich der Aufbau des Ganzen.

Frigg ist dem Odhin durch den Rath der Götter zugesprochen, doch sie versagt sich ihm. Des Gottes Wunsch und Trachten ist, die Braut zu gewinnen. Wir lernen ihn als Wanderer kennen, als den Gangleri der Grimnismäl. In eine ärmliche Hütte kehrt er ein; Vidhja, die liebliche Gattin Aswins, nimmt ihn gastlich auf. Ihn ergreift die Begier, das junge Weib sein eigen zu nennen, aber die Bitte der Hilflofen drängt jede Regung zurück. Odhin eilt nach Fensalir, der Halle der Frigg. Er spricht ihr von Vidhja, um durch Eifersucht ihren Sinn zu ergründen (doch wohl ein zu kleiner Zug im Charakter des Gottes, zumal in Rücksicht auf die Zeichnung der harmlosen Vidhja?). Frigg verschmäht seine Liebe, sofern er sein Recht der Untreue üben wolle; doch als ihr Odhin ewige Treue gelobt, als er begeistert nur die Göttin, in der sich das Schönste mit dem Starken eint, als seiner würdig preist, und fragt, ob Frigg Odhin liebe, da stürzt sie ihm zu Füßen. Ihre heiße Liebe hat sie ihm so lange verborgen, da nach der Weissagung der Nornen durch ihre Vermählung den Göttern und Welten das Ende bereitet wird. Aber wie Wagners Brünhilde in Siegfrieds Arme stürzt mit dem jauchzenden Rufe: „Fahr hin, Walhalls leuchtende Welt!“ — so ruft jetzt Odhin aus: „Nein, Geliebte, ich schwanke nicht! Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben!“ Denn ob auch die Liebe dem Untergange weicht, so erblüht doch erst durch sie der Welt die höchste Wonne, erst durch sie das volle Leben. Das ist der Grund- und Zielgedanke der Dahn'schen Mythenichtung; ihn birgt auch

das Drama „König Roderich“ in dem bedeutungsvollen Worte des Helden am Wendepunkte der Handlung: „Und mag's Verderben sein — es ist doch schön!“

Die Entwicklung ist — abgesehen vielleicht von dem etwas breiten erzählenden Selbstgespräche Odhins — von klarer, schöner Einfachheit. Ein feiner Humor zieht sich durch das Werk. In stilistischer Hinsicht ist die Erzählung meisterhaft zu nennen; die eingeflochtenen metrischen Stücke sind voll hohen Schwunges. Zu reichem Danke sind wir dem Dichter verpflichtet und freuen uns der gegründeten Hoffnung, daß er uns in nicht zu ferner Zeit eine neue Gabe schenken wird. ths.

Philosophische Literatur.

Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken dargestellt von Graf Alex. Foucher de Careil. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersezt von J. Singer. Mit einer Vorrede von Robert Zimmermann. Wien, Carl Konegen.

Der Verfasser trägt einen in Deutschland bekannten und werthgeschätzten Namen. Graf Foucher de Careil war von 1883 bis 1886 Botschafter der französischen Republik am Wiener Hofe und schied aus diesem Wirkungskreise in Folge des Verbannungsgesetzes, das Freycinet gegen die Mitglieder der ehemals regierenden Familien erließ. In sein Vaterland heimgekehrt, wo er gegenwärtig die Würden eines Senators, eines Präsidenten des Conseil général de Seine et Marne und des Vorsitzenden der Société nationale de l'encouragement à l'agriculture auf sich vereinigt, hat er das Interesse für deutsche Zustände und deutsche Wissenschaft nicht verloren, das er, seit er schriftstellerisch thätig ist, in einer Reihe von Arbeiten zur Philosophie, besonders derjenigen von Leibniz, bekundet hat, und dem wir auch die große, auf 20 Bände berechnete Ausgabe dieses Philosophen, von welcher bis jetzt 7 Bände vorliegen, zu verdanken haben.

Das uns vorliegende Werk über Hegel und Schopenhauer — schon 1862 veröffentlicht und erst jetzt, 100 Jahre nach Schopenhauers Geburt, durch J. Singer in's Deutsche übertragen — giebt auf 417 Seiten eine Würdigung zuerst Hegels, sodann seines unerbittlichen Feindes Schopenhauer. Wir haben in Deutschland bereits viele eingehendere Untersuchungen über beide, und namentlich Schopenhauer wird ja noch heute mit Vorliebe in seinen Werken selbst studiert; wie allgemein man auch zugestehet, daß der Grundgedanke seiner Philosophie, die Meta-

physik des Willens, eine großartige *petitio principii*, und die von Schopenhauer daraus gezogene praktische Konsequenz, der Pessimismus, gar nicht mit Nothwendigkeit daraus zu folgern sei. Und doch verdient das Buch des emsigen französischen Schriftstellers eine freundliche Begrüßung.

Wer — von Fachgelehrten abgesehen — wagt sich heutzutage noch an Hegel! Hegel ist uns Modernen schier ungenießbar, wegen seiner ungeheuerlichen Sprache, wegen seiner ungeheuerlichen Metaphysik. Hier aber lesen wir uns bequem in seine Gedanken hinein, und wir lernen das Genie des Mannes, das mehrere Decennien lang das deutsche Geistesleben mächtig beeinflusst hat, wie im Vorübergehen kennen, soweit es eben im Vorübergehen möglich ist. Wir lassen uns gern erzählen von Hegel als Menschen und als Philosophen, und das Capitel „Hegel als Schriftsteller“ hat für uns einen eigenen Reiz durch die Beleuchtung, die der Gegenstand in der Auffassung des Franzosen erhält. Was der Verfasser über das Eindringen der Hegel'schen Ideen in Frankreich ausführt, ist eine interessante und dankenswerthe Studie.

Der Schwerpunkt des Buches freilich liegt im zweiten Theile, der sich mit Schopenhauer beschäftigt. Ihn hatte Graf Foucher auf einem „Spaziergange“ nach Frankfurt aufgesucht; er kannte ihn persönlich, und das ist viel werth. Er ist ein begeisterter Interpret des Frankfurter Gelehrten. Freilich auch ihn faßt er nicht so, wie es ein Deutscher thun würde, mit dem Secirmesser unerbittlicher Kritik; namentlich hat er das alte Umding, das als „Ding an sich“ in den Köpfen der Philosophen umgeht und, wie es scheint, nicht todt zu machen ist, und das bei Schopenhauer „Wille“ heißt, doch wohl allzu respectvoll behandelt. Dafür haben wir aber auch in diesem Theile vielerlei,

was uns lebhaft anzieht; vor allem auch hier wieder die eigenartige Färbung, in der sich die Objecte der Untersuchung, vor allem Schopenhauers Persönlichkeit und der „Zustand der philosophischen Sitten“ in Deutschland in den Augen des feinsinnigen, hochgebildeten und im Ganzen auch vorurtheilslosen französischen Schriftstellers und Gelehrten malen. Die Ausstattung des Buches ist geradezu musterhaft. mk.

Ueber die menschliche Freiheit.

Prorektoratsrede von Runo Fischer.
Zweite Aufl. Heidelberg, Carl Winters
Universitätsbuchhandlung.

Nur eine Festsrede — aber eine von Runo Fischer! Nur ein Heftchen von 47 Seiten — aber mehr werth als ein dicker Band. Denn eine der allerschwierigsten philosophischen Fragen, nämlich die, ob der Mensch ein freies Wesen sei, oder unter dem Zwange der Nothwendigkeit stehe, findet hier ihre Beantwortung. Es ergeht dem Leser des Schriftchens eigen. Man sagt sich zuerst: ach, wieder einmal etwas über die Freiheit — dabei kommt doch nichts heraus! Was sich sagen läßt, ist schon so oft gesagt worden, und der Streit geht dennoch weiter! Aber schon die Einleitung fesselt durch ihr geschicktes Anknüpfen an historische Thatfachen, und je weiter man liest, je mehr pflichtet man dem Verfasser bei. Vliest man die Rede zum zweiten Male, so findet man wohl auf den letzten Blättern ein paar Stellen, wo man innehält und sich prüft, ob man noch beistimme; so S. 45, wo Kants „intelligibler Charakter“ herbeigezogen ist, und, ebendort, wo auf die christliche Lehre von der Wiedergeburt Bezug genommen wird. An der letzten Stelle fallen uns gewisse „Grundwahrheiten“ aus der Dogmatik ein, das bekannte „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“ u. a. m. Aber die Dogmatik ist nicht das Christenthum, und wo von Philosophie die Rede ist, wird man die Dogmatiker übergehen können, die von jener nur das verstehen, was sie fassen können. — Daß die Fischer'sche Rede so überzeugend wirkt, liegt daran, daß das Problem schrittweise mit einer Sauberkeit geklärt wird, die geradezu prächtig genannt werden muß. Der Verfasser weist nach, daß die Fragestellung: frei oder unfrei? von vornherein falsch sei, und kommt zu dem Schlusse, daß unsere Handlungen nothwendig sind und frei: nothwendig, denn sie sind determinirt; frei, denn sie sind verschuldet. mk.

Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. J. S. Witte, Professor an der Universität in Bonn. Halle, C. G. M. Pfeffer. (H. Stricker).

Ah! — das Wesen der Seele! Ich denke, die Frage nach dem Wesen der Seele ist seit den Untersuchungen des Herrn Jäger in Stuttgart erledigt, und dieses ihr Wesen ist nichts als Dunst! Ich weiß wohl, in der Küche hat man seine Separatmeinung darüber, allerdings nur, soweit gewisse Thierseelen in Betracht kommen; denn da behauptet man mit Kennermiene, im Heringe wenigstens das Ding greifen zu können — es sei ein langer, silberweißer Darm, die Schwimmblase. Aber man müßte sich in seine schwarze Seele hinein schämen, wenn man von Menschen nichts Besseres zu sagen wüßte, als vom Fische! Die Buddhisten und Herr Albert Lange leugnen zwar die Existenz einer Seele überhaupt; jene machen das, was man Metempsychose zu nennen pflegt, mit dem bloßen „Arma“, und dieser fordert eine „Psychologie ohne Seele“. Aber schon jener alte römische Kaiser wußte mehr: er nannte sein Seelchen blandula, vagula. Der Deuteronomiker des codex sacer verbot (Deut. 12. 23), Blut zu essen: denn haddam hü' hannäphesch, d. h.: die Seele ist das Blut. Andererseits wieder nennt Goethe das blutleere Fräulein von Plattenberg eine „schöne Seele!“ Wie er die Seelen genannt haben würde, die auf einem alten Stiche, dessen Nachbildung in einem der letzten Goethejahrbücher zu finden ist, sich bei einem großen Sterben als nackte Gestalten aus dem Munde der Leiche herauswinden, das werden vielleicht die Goethephilologen noch erforschen. Sehr schwer aber ist es, zu sagen, was sich die Leute dabei denken, wenn sie von einem „seelenvollen Augenaufschlage“ reden oder das Auge den „Spiegel der Seele“ nennen. Wenn aber gar die Lyriker von der Seele reden, so denkt man sich überhaupt nicht viel dabei, fühlt allerdings dabei um so mehr. Welch ein süßwehmüthiges Gefühl, wenn man Geibel fragen hört: „ob ich je Dich wiederfinde — Liebling meiner Seele Du!“ Und wie gut eignet sich das leise gelispelte S, das getragene, lange o, das weiche, flüssige l, das mit gedämpftem Tone dem ersten nachklingende kurze o der Endung, um unser Gefühl elegisch zu stimmen! Manche Etymologen freilich meinen, die wesenhafte Bedeutung des

Wortes sei das Beweglich-Bewegende, und schließen das schon aus dem Gotischen. Und so kommen die Leute wieder auf die *animula vagula* des Hadrian zurück.

Ueber das, was die Leute sagen, lächelt man, wenn man es ernst nimmt, und das ist komisch. Goethe theilte die Menschen ein in die Weisen und in die Leute. Hören wir also, was die Weisen sagen. Doch da wollen wir lieber die Schrift Wittes zur Lectüre empfehlen. Nur Einiges zur Kennzeichnung des Standpunktes, von dem aus unser Frachten man sich über die im Buche behandelte Frage zu orientiren haben wird.

Die Menschen haben von jeher irgend eine Vorstellung gehabt von etwas Mystisch-Metaphysischen im Menschen; aber eine verschwommene, nicht recht fassbare Vorstellung. Der Begriff fehlte; da stellte das Wort Seele zur rechten Zeit sich ein. So bezeichnet es, und das ist als in erster Linie für den Leser des Buchs richtig festzuhalten, nicht ein Ding, sondern ein Problem. Darüber aber muß man sich zuerst klar werden, was dabei in Frage steht; und das geschieht, wenn man sich besonnen hat, wie das Problem entstanden ist. Seine Entstehung ist einfach, oder eigentlich dreifach. Wir sehen ein Individuum leben, d. h. sich nähren, bewegen, wachsen u. s. i.; wir empfinden Lust und Unlust und erfahren, daß auch andere unfersgleichen Lust und Unlust empfinden; wir denken in den bekannten Formen und wissen, oder vermuten wenigstens, daß auch von andern gedacht wird. Nun merken wir aber auch: nicht Hand noch Fuß, nicht das Blut oder was immer macht das Leben; nicht die Organe empfinden, sondern es wird durch sie empfunden; nicht die Gehirnmasse ist es, welche denkt, sondern den Molecularbewegungen derselben entspricht nur immer ein Denkvorgang. Was geschieht nun weiter? Die Selbstverleugnung Lichtenbergs hat selten einer — der naive Mensch nie — zu sagen: es denkt in mir, wie man sagt: es blitz u. s. w. Vielmehr wird schlankweg ein Etwas postuliert, das dies Alles macht. Dieses postulierte Ding nennt man Seele. Was folgt daraus? Die „Seele“ ist das Resultat eines Schlußes von gegebenen Wirkungen — genauer von Thatbeständen, die naiver Weise ohne Weiteres vermöge einer nothwendigen Menschengenart als Wirkungen angesehen werden — auf eine reale Ursache, eben die sogenannte Seele. Das Problem ist demzufolge das: ist jener

Schluß richtig? liegt den angeedeuteten Vorgängen in der That ein dinglicher Träger unter? Und wenn dies der Fall ist, dann erst läßt sich fragen: was ist das Wesen dieses Trägers?

Eine Antwort auf solche Fragen ist auf dem Boden der Psychologie zu finden, schwerlich allein durch historisch-kritische Destillation der vorhandenen modernen Systeme, wie sie Witte vornimmt. Und doch ist auch diese lehrreich, ja unerlässlich. In diesem Sinne ist das Buch Wittes höchst beachtenswerth. Gewissenhaft referirend, von der Specialfrage Ausblick auf die Entwicklung der modernen Psychologie überhaupt gewährend, bietet es eine klare Uebersicht der philosophischen Auffassungen des Seelenwesens, soweit dieselben für die Gegenwart als tragfähige Stützen möglicher Standpunkte in Betracht kommen. Mit seiner eigenen Meinung hält der Verfasser nicht zurück; sie steht der von Harms am nächsten. Wenn wir etwas tadeln wollten, so wäre es, daß er diese seine Meinung von vornherein mit einer Sicherheit hinstellt, als wäre sie seine Meinung, sondern ein unbestreitbarer wissenschaftlicher Besitz. Schon beim Lesen der Vorrede, wo er Herrn von Gizycki so unanfechtbar anfaßt, kam uns das Wort Herbart's in den Sinn: „Mit falschem Gewicht und falscher Waagschale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon wünschen, daß etwas wahr sein möge“ (Psych. als Wiss. II, § 149, Anm. III). Und doch ist ein entschiedener Standpunkt immer besser, als eine faule Eklektik. „Jedermann nach seinem Wahne, ihn verfechten nenn' ich Tugend; Jedermann zu seiner Fahne!“ mk.

Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung“, herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther.

Das Buch ist der Neubruck des psychologischen Abschnitts aus Kants Vorlesungen über Metaphysik, aus der die Abschnitte über Ontologie, Kosmologie und rationale Theologie weggelassen sind. Die Gesamtausgabe der Metaphysik durch Boetig, Erfurt 1821, ist schwer zugänglich; daher glaubte du Prel ein gutes Werk zu thun, wenn er wenigstens diesen Abschnitt, den für seine, des mystischen „Philosophen“, eigenen Interessen wichtigsten, von Neuem an's Licht zöge. Für die Erkenntniß der Entwicklungsgegeschichte Kants sind die Vor-

Lesungen allerdings nicht ohne Werth (freilich müßte aber ihre Auffassungszeit erst genau festgestellt sein!), und in dieser Beziehung sind sie bereits von Benno Erdmann in den philosophischen Monatsheften (Jahrgang 1882 und 1884) gewürdigt worden. Eine Bereicherung aber unseres psychologischen Wissens als solches können wir in dieser Neuauflage schlechterdings nicht finden: wir haben ja in diesen Vorlesungen wenig mehr, als eine systematische Aufzählung der bekannten, der Hauptsache nach aus der Wolff'schen Philosophie übernommenen Seelenvermögen und ihrer Functionen, wie sie leider auch in seinen kritischen Hauptwerken verwendet sind. Der problematische Charakter unserer transcendentalen Erkenntnisse ist in diesen Vorlesungen festgehalten, oder, falls Benno Erdmann Recht hat, daß sie schon 1774 verfaßt seien, schon sicher vorausbehauptet. Wenn Kant dabei dennoch in der „rationalen Psychologie“ mehr zu sagen scheint, als ihm im Rahmen seiner auch hier (oder schon hier) in den Umrissen deutlichen Erkenntnistheorie erlaubt sein sollte, so ist dies offenbar eine Folge der Accommodation an sein Publikum und den wahrscheinlich benützten Zeitfaß, oder ein Spiel seines verschiedenede Möglichkeiten aufschließenden Verstandes. Das Mögliche verkauft er nirgends als wirklich. Im Ganzen wird der Standpunkt der Vorlesungen durch die Worte (S. 96) bezeichnet: „... daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu kümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird.“ — Die vom Herausgeber vorangeschickte Einleitung enthält den Versuch, das, was Kant als problematisch hinstellt, als thatsächlich zu verstehen durch Verufung auf „Erfahrungen“ aus dem Bereiche der Tranzustände, des Hypnotismus, Sonambulismus und Spiritismus. mk.

Die Menschenrechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelig).

O. Spielberg, der vor einiger Zeit ein größerer halb belletristisches, halb populärphilosophisches Werk veröffentlicht hat, welches die Welt als eine Welt der Komödie darstellt, giebt im vorliegenden Heftchen, wie der Titel besagt, einen Wegweiser für dieselbe. Jenes erste Werk ist

eine, wie man zu sagen pflegt, „geistreiche“ Schrift mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen. Welche Weltauffassung Spielberg vertritt, läßt schon die Aufschrift errathen. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte der Wilden von der Küste Malabar, die, wie wir irgendwo einmal gelesen haben, behaupten, die Gottheit habe vierundsechzig Komödien erschaffen, um sich zu amüsiren; eine derselben, leider nicht die beste, sei diese Welt. In dieser Komödie haben wir wohl oder übel mitzuspielen. Wir wollen über seine Weltauffassung mit Spielberg nicht rechten, soweit sie eine auf dem Grunde metaphysischer Ueberzeugung ruhende ist; bekämpfen aber wird man ihn müssen wegen der Frivolität, des Cynismus, und der Abgeschmacktheit, die all das Gute und Schöne, was er sagt, durchsetzen und vergiften; wegen der Vergötterung der persönlichen Willkür, und auch wegen der Lächerlichkeit des Stils und der Nachlässigkeit der schriftstellerischen Mache. — Die „Menschenrechte“ verhalten sich zu jenem größeren Werke wie das Corollar zum Texte. Es ist das reine Irrlichteliren von Gesetz- und Geschmackslosigkeit, gesundem Menschenverstande, sittlicher Entzückung und Freiheit bunt durcheinander. Natürlich: in einem Sumpfe — der trotz aller Romantik und wunderschöner Blumen immer ein Sumpf bleibt — kann eben nur ein Irrlicht Wegweiser sein. mk.

Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung von August Niemann. Dresden und Leipzig, E. Pier son.

Wer es wagt, nach Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ und Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ ein Buch unter ähnlichem Titel in die Welt zu senden, der erregt natürlich die Spannung der Leser; um so leichter aber fällt er auch, wenn er nicht wirklich Bedeutendes leistet, ihrem Achselzucken anheim. August Niemann hat zudem noch eine doppelt schwierige Stellung, da er als der Verfasser gediegener Erzählungen vorthellhaft bekannt ist, und man nun auch von ihm als Philosophen Gediegenes erwartet. Was er hier bietet, hat nur beschränkten Werth. Es ist der Versuch eines zwar vielseitig gebildeten Mannes, aber eines solchen, der gerade auf dem Specialgebiete, auf dem er sich hier bewegt, Dilettant ist, sich in Welt und Leben denkend zurecht zu finden. Sein Führer ist meist Plato; das Platonisiren

geht bis zur Nachahmung gewisser Neuheiten des platonischen Stils. Dazu kommt noch eine Unmasse von Marotten, phrenologische Ideen, buddhistische Anschauungen und, was ganz unerträglich ist, eine schon in der Terminologie schier wahnwitzige Seelenvermögensstheorie. Kurz, so gut gemeint dieser Versuch des Verfassers ist — er ist als gescheitert zu betrachten, weil er, ohne philosophisch-wissenschaftliche Schulung unternommen, Liebhabereien nachgeht, mit denen er der Wissenschaft als solcher nicht gebient ist, und durch deren Erörterung, wenigstens wie sie hier vorgenommen wird, man die Menschheit nicht erzieht, sondern verwirrt. Sie werden ziemlich genau charakterisirt durch das Motto, welches dem Werkchen vorangestellt

ist, durch den Ausspruch Heraklits: „Durch seine Unglaubhaftigkeit entschließt das Wahre dem Erkanntwerden.“ mk.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. 3. und 4. Auflage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Ein gläubiger Theologe von mildem Sinne, gebildeter Auffassung und weitem Blick trägt hier in kurzen Capiteln seine christliche Weltanschauung vor. Das kleine Büchlein zeichnet sich vortheilhaft aus durch die Wärme des Gefühls, die klare, aller Salbaderei abholde Sprechweise und ist von wohlthuend versöhnlichem Geiste getragen. mk.

Bibliographische Notizen.

Das Denken im Lichte der Sprache.

Von F. Max Müller. Aus dem Englischen überetzt von Dr. Engelbert Schneider. Leipzig, Engelmann.

Der bekannte Oxford'sche Gelehrte, dessen wissenschaftliche Richtung in dieser Zeitschrift schon Bd. VII, Heft 19, S. 24—67 eingehend geschildert wurde, entwickelt in seinem neuesten Werke ein System seiner Anschauung über Entstehung, Entwicklung und Charakter der Sprache. Die Ausdrucksweise des Autors ist weitläufig; aber wer sich daran nicht stößt, der wird in dieser umfangreichen Schrift Vieles finden, was nähere Erwägung verdient. Von besonderem Werth ist sein bestimmtes Eintreten dafür, daß bei der Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur die Physiologie, sondern auch die Sprachwissenschaft, und zwar als die zu allererst competente, gehört werde. In Capitel I zeigt er, daß die Gesamtheit dessen, was wir Menschengesinnung nennen, in der Sprache und nur in ihr allein enthalten sei und die Philosophie dementsprechend lernen müsse, die Sprache als ihr eigentliches Object zu betrachten. In Capitel II und IV geht er auf Darwin ein und setzt auseinander, daß auch aus Darwin'schen Anschauungen die Abstammung eines Menschen von einem bestimmten andern Geschöpfe sich nicht erweisen lasse. Diese Auseinandersetzung Müller's mit Darwin hält Ref. für das Beste, was in dieser Richtung geschrieben ist. Kein lebendes Wesen außer dem Menschen hat jemals Sprache entwickelt, und wenn Darwin, vorsichtiger als seine Nachfolger, mehrere Urzellen anzunehmen für gut fand,

so ist nicht abzusehen, warum bei dem fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht noch eine mehr angelegt werden solle, aus der die Species Mensch sich entwickelt hat. Von weiterem Interesse in Müller's Buch sind seine Untersuchungen über die Sprachwurzeln und die daraus gewonnene Zurückführung des gesamten Materials der indogermanischen Sprachen auf 800 Wurzeln und etwa 121 in denselben ausgedrückte Grundbegriffe, wodurch der berühmte Sprachforscher die Einfachheit unsrer Sprache ebenso wie unseres Denkens zu erweisen sucht. — 1 —

Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland von Cornelius Gurlitt. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff). Stuttgart.

Dieses eben im Erscheinen begriffene, auf 8 Lieferungen berechnete Werk reicht sich als Abschluß den früheren Werken des Verfassers über die Kunst des Barockstils in Italien, Frankreich, Belgien, Holland und England an und dürfte, da nunmehr Deutschland an die Reihe kommt, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Die vorliegende Lieferung behandelt den Jesuitenstil und den protestantischen Barockstil. Die erste dieser Benennungen, die der Verfasser nicht etwa erst neu geschaffen, wohl aber schärfer präcisirt und richtiger gefaßt hat, ist für die Wandlung im Leben und in der Kunst, welche durch die Bestrebungen der Gegenreformation namentlich im süddeutschen Deutschland hervorgeufen wurde, höchst bezeichnend, indem durch die Nieder-

haltung des Mittelstandes, des eigentlichen Trägers der nationalen Kunstthätigkeit, fremde Elemente zur Ausführung größerer Monumentalbauten berufen wurden und zumal die Jesuiten im Gegensatz zu der deutsch-nationalen Baukunst ihre Bauten in einem fremdartigen antikisirenden Baustil aufzuführen pflegten. Einen wesentlich anderen Anlauf nahm die Baukunst nach dem großen Kriege in den protestantischen Theilen Deutschlands, wo ihr namentlich aus den großen Handelsstädten Straßburg, Augsburg, Nürnberg und in fürstlichen Residenzen ganz andere Aufgaben als Jesuiten-Kirchen und -Collegien zufielen. Aber auch der Kirchenbau zeigt in den protestantischen Theilen Deutschlands eine wesentlich andere Richtung. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, diese Unterschiede und die durch sie begründete verschiedene Kunstentwicklung in 17. Jahrhundert anziehend zu schildern, so daß man den weiteren Lieferungen mit Spannung entgegensehen und dieses neue Werk allen Freunden deutscher Kunstgeschichte warm empfehlen kann.

Ws.

Handbuch der altchristlichen Architektur. Form, Einrichtung und Ausschmückung der altchristlichen Kirchen, Baptisterien und Sepulcralbauten. Von Dr. Heinrich Holtzinger. Mit ca. 180 Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Neff).

Der Verfasser will nicht eine Geschichte der altchristlichen Architektur geben, sondern seinen Stoff vom archäologischen Standpunkt behandeln, d. h. zunächst die verschiedenen Erzeugnisse altchristlicher Baukunst Kirchen, Taufkapellen und Erinnerungsbauten systematisch darstellen. So werden in der uns vorliegenden ersten Lieferung, die einen Theil des ersten Buches „die altchristlichen Kirchen“ bringt, zuerst Lage und Orientierung der Kirchen, ihre Umfassungs- und Vorhöfe, (Peribolos und Atrium), die Vorhalle (Narthex), jedes mit einer Anzahl von Beispielen belegt, abgehandelt. Es folgt eine eingehende Darstellung des Hauptbaues zunächst bei Longitudinalbauten oder Basiliken (im Gegensatz zu den Central- oder Rundbauten) nach Grundriß und Querschnitt, sowie eine systematische Darstellung der Einzelglieder, Pfeiler, Säulen, Kämpfer u. s. w. Die Arbeit beruht auf sorgfältigen Studien der besten Originalquellen. Die wissenschaftlichen Nachweise sind theilweise im Originaltext gegeben, was für solche, die

sich gründlicher mit dem interessanten Gegenstande beschäftigen wollen, sehr werthvoll ist. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand, soweit es sich aus der ersten Lieferung erkennen läßt, mit vollkommener Sicherheit. Während der erste Theil die verschiedenen in der altchristlichen Periode gültigen Typen zunächst für sich betrachtet, soll der zweite Theil die historische Entwicklung zur Darstellung bringen, die Entstehung jener Typen theils aus antiken Elementen, theils aus eigener Schöpferkraft, sowie ihre allmähliche Ausbildung. Man darf nach der vorliegenden Probe der Vollenbung des Werkes — das auf 8 Lieferungen à 1 Mark berechnet ist — mit großen Erwartungen entgegensehen, da gerade dieses Gebiet in den Handbüchern der allgemeinen Kunstgeschichte ziemlich kurz behandelt zu werden pflegt.

Ws.

Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel.

Der hohe Werth und die Trefflichkeit des Werkes, dessen erster Band uns in erneuter Ausgabe vorliegt, sind so allgemein anerkannt, daß es überflüssig wäre, hier noch einmal darauf hinzuweisen. Wir wollen uns daher auf die Abweichungen und Verbesserungen der 6. Auflage gegenüber der vorhergehenden beschränken.

Die seit 1881 erschienenen literarischen Erzeugnisse, sowie die neuen Inschriftenfunde und -publicationen sind mit größter Sorgfalt nachgetragen und berücksichtigt. An anderen Stellen haben die Resultate der jüngsten einschlägigen Forschungen den Vf. veranlaßt, seine früheren Ansichten zu modificiren. Größere Aenderungen und Zusätze weist der erste Abschnitt („die Stadt Rom“) auf, besonders hinsichtlich der Höhe der Häuser und der Schilderung des Trajansforums. Das Gleiche gilt von dem über die Bevölkerung Roms handelnden Anhang; hier wendet sich Friedländer jetzt auch gegen Beloch (1886), der die Einwohnerzahl des alten Roms viel zu niedrig veranschlagte. Völlig umgearbeitet und bedeutend erweitert ist das Capitel über die Ritter (S. 278—295); ebenso die Bemerkungen über den Soldatenstand (S. 372—379). Neu beigefügt ist am Schluß ein Anhang über die Pflanze Mandragora, welchem Untersuchungen von Prof. Ferdinand Sohn in Breslau zu Grunde liegen. sb.

Ein Rundgang durch die Ruinen Athens. Von Dr. Fritz Baumgarten. Mit 10 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel.

Eine kurzgefaßte, in populärer Form gehaltene Topographie des alten Athen, speciell für den Gebrauch in Schulen bestimmt. Diesem Zweck entspricht es, wenn nur aus den in Schulen gelesenen griechischen und lateinischen Autoren die Stellen citirt werden, an welchen der bezüglichen Verhältnisse und Bauwerke Erwähnung geschieht. Durch ein am Schlusse gegebenes Verzeichniß dieser Stellen wird die kleine, preiswerthe Schrift in der That zu einem recht brauchbaren „Nachschlagebuch bei der Klassikerlectüre.“ — Der Verfasser schildert zuerst den Peiraeus mit seinen Höfen, Schiffshäusern und Befestigungen und führt uns dann durch das Dipylon-Thor in die Stadt Athen selbst. Hier nehmen Agora und Akropolis unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir gehen weiter hin über den Areopag nach der Burg und von dort die Südseite des Burghügels und den Ilissos entlang, bis am Kynosarges die Wanderung endet. — Die Darstellung ist durchaus klar, anschaulich und anregend; andererseits wiederum erkennen wir auf Schritt und Tritt, daß Alles auf tüchtiger wissenschaftlicher Grundlage beruht. Selbst die Forschungen der neuesten Zeit sind in vollem Umfange verwertbet; namentlich in dem Abschnitte über die Akropolis hat Baumgarten die neuesten Anschauungen über Geschichte und Anlage der Bauten auf der Burg, welche ein Resultat erst der jüngsten Ausgrabungen sind, bereits in allen ihren Einzelheiten aufgenommen. Nur hin und wieder findet sich eine Ansicht, die als noch nicht ganz gesichert gelten muß. Die beigegebenen Planstizzen und Abbildungen veranschaulichen die Schilderung in genügender Weise. sb.

Geschichte der Kaiserlich Deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Von A. Tesdorpf, Korvetten-Kapitän z. D. und Bibliothekar der Marineakademie. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Nach kurzem Rückblick auf die Anfänge einer brandenburg-preussischen Marine unter dem großen Kurfürsten und unter Friedrich dem Großen, sowie die Versuche zur Gründung einer Deutschen Reichsmarine 1848—52 und einer Schleswig-Holsteinischen Marine 1848—51 giebt der Verfasser, dem bestes Material in Fülle zu Gebote stand, eine

anschauliche und durchweg mit Urkunden belegte Darstellung aller bedeutenden Ereignisse aus der Geschichte unserer Flotte bis auf die jüngste Zeit. Das statliche Werk, das mit den Bildnissen der Prinzen Adalbert und Heinrich geschmückt und mit einer Karte der deutschen Colonien versehen ist, wird bei Jung und Alt lebhaftest Theilnahme erregen. p.

Horaz. Auswahl aus seiner Lyrik, übertragen von Joh. Karsten. Dritte Ausgabe. Norden, H. Fischer Nachfolger.

Dichterklänge aus dem Alterthum. Uebersetzungen und Nachdichtungen zu griechischen und römischen Dichtern von Jakob Herzer. Leipziger Verlags-haus (Breuell und Franke).

Das erste Büchlein, das zum ersten Male 1865 erschien, bietet eine Auswahl Horazischer Gedanken in völlig moderne Verse eingekleidet. Die Mannigfaltigkeit der poetischen Formen ist nicht weniger reich als im Original, und die verschiedensten Strophen und Reimverse (auch Terzine, Sonett, gereimte Asklepiadeen S. 92) hat der Verfasser sehr gewandt und mit völligem Verständniß der Originale verwendet. Er giebt auf diese Weise natürlich keine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Umbichtung, die aber demjenigen, der das Original kennt, einen eigenthümlichen Genuß bereiten wird.

In ähnlicher Weise versucht auch der Verfasser des zweiten Büchleins griechische und römische Lyriker (Alcäus, Sappho, Alkman, Anacreon, Simonides, einzelne Stellen aus Chören der Tragiker; Horaz, Catull, Tibull, Propert, Ovid) zu modernisiren. Die Gedanken der einzelnen Poesien trachtet er treuer und vollständiger wiederzugeben als Karsten in der zuerst erwähnten Sammlung, auch manche Erläuterungen für den nicht klassisch gebildeten Leser hat er hinzugefügt; Sprache und Versbau beherrscht er aber nicht in demselben Maße wie jener und an gezwungenen Wendungen und Flickversen fehlt es nicht. Wer die alten Sprachen versteht, der wird lieber nach den Originalen greifen; und wer sie nicht versteht, dem möchte ich rathen, lieber gute deutsche Gedichte zu lesen — an denen wir ja keinen Mangel haben! — als die auf solche Weise modernisirten antike Poesien. O.

Sonnige Tage. Wieder aus einem alten Stizzenbuche von Bruno Gelbo. Leipzig, H. Haackel.

Nicht nur die äußere Ausstattung des Bändchens ist geschmackvoll, sondern auch

Gedankeninhalt und Form der lyrischen Gedichte erheben sich über das Gewöhnliche. Klingt auch hier etwas an Geibel, dort etwas an Uhland oder sogar an Heinrich Heine an — in den meisten Liedern tritt uns ein selbstständig, rein und anmuthig empfindender Dichter entgegen, der verschiedene Formen sicher beherrscht und ohne Ueberladung seine Verse zu schmücken versteht. Außer dem Eingangsgedicht (in gereimten sapphischen Strophen) hat dem Referenten das Lied „auf der Wandererschaft“ und „Frühlings Sturmlied“ besonders gefallen. O.

Der seltsame Fall des Doctor Jeshu und des Herrn Hyde von N. L. Stevenson. Aus dem Englischen überf. Breslau, Sayottländer.

Wir möchten unsere Leser in nachdrücklicher Weise auf das eigenartige und ungewöhnlich starke Talent des jungen englischen Autors hinweisen, dessen Bekanntschaft mit dem deutschen Publikum zu vermitteln die jetzt vorliegende neue Uebersetzung vorzüglich geeignet ist. Vorzüge der seltensten Art sind in der Erzählung vereinigt. Nach der Art, wie das Grundproblem der Erzählung erfunden ist, kann Stevenson mit dem phantastischen, aber geistvollen deutschen Romantiker E. T. A. Hoffmann, nach der realistischen Ausföhrung aller einzelnen Consequenzen der angenommenen Grundlage mit dem Franzosen Jules Verne verglichen werden. Da die Vorgänge und Zustände durchaus den modernsten Lebensverhältnissen der Weltstadt London angepaßt sind, so merkt der Leser erst allmählich, daß er sich auf märchenhaftem Boden befindet; und selbst dieses Märchenhafte muthet ihn nicht ganz fremdbartig an, da der Dichter ja an eine uns in der Theorie ganz geläufige Vorstellung anknüpft, wenn er die Trennung der „zwei Naturen“ oder „zwei Seelen“ in des Menschen Brust zur greifbaren Wirklichkeit werden läßt, und zwar durch Mittel, deren Wirkung unleugbare Aehnlichkeit hat mit manchem, was man von narкотischen und erregenden Medicamenten thatsächlich gehört hat.

Zu der originellen Erfindung gesellt sich bei Stevenson eine wunderbare Schärfe der Charakteristik, so wie eine außerordentliche Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung. Wie diese Eigenschaften dem noch in jugendlichem Alter stehenden Schriftsteller Robert Louis Stevenson in seinem Vater-

lande schnell zu einer ausgezeichneten Stellung verholfen haben, so werden sie — das bezweifeln wir nicht — seinen Ruf auch über die heimatischen Grenzen tragen. K.

Theodor Storm, Geschichten aus der Lönne. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

In der Einleitung, welche die ganze Eigenart seiner Muse trägt, erklärt Storm den absonderlich klingenden Titel aus einer poetisch verklärten Jugendreminiscenz. Zugleich giebt er den Grund an, weshalb er denselben statt des einfachen Titels „Märchen“, den die 1. Auflage trug, gewählt habe. Das Märchen sei zur Domäne dilettantischer Stümper geworden und deshalb in Mißcredit gerathen; unter der daraus resultirenden Gleichgültigkeit des Publikums mühten auch die reifen Werke des Künstlers leiden. So hat sich denn Storm die harmlose Täuschung erlaubt, das Publikum durch Annahme eines andern Titels über den Charakter des Büchleins zunächst im Unklaren zu lassen, eine Täuschung, die ihm jeder Leser mit Freuden verzeihen, ja, für die er ihm Dank wissen wird. Daß wir es in den vorliegenden „Geschichten“ nicht mit willkürlichen Phantastereien, sondern mit wohl erwogenen und sorgfältig ausgeführten kleinen Kunstwerken zu thun haben, versteht sich von selbst. Betrachten wir sie, gemäß den Intentionen des Verfassers, als Märchen, so müssen wir — mit allem Respekt vor des verstorbenen Dichters Namen — bekennen, daß nur die erste Geschichte „Die Regentruhe“, die voll sinniger, poetischer Natursymbolik ist, uns voll befriedigt hat. Die beiden letzten („In Bulemanns Haus“ und „Der Spiegel des Cyprianus“) bieten für unsern Geschmack etwas zu viel von E. T. A. Hoffmann'scher Schauerromantik. O. W.

Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen von Maria Janitschek. Stuttgart, W. Spemann.

Diese Sammlung von Gedichten legt Zeugniß ab von stark in Vöhrung begriffenen poetischen Empfindungen. Sie leiden an Unklarheit, und es fehlt ihnen auch die für ein dichterisches Kunstwerk unumgänglich nothwendige Formvollendung. Der Gegenstand — Verherrlichung weiblicher Untreue — dürfte Vielen bedenklich erscheinen. ss.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Blennerhassett**, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. III. Band. Berlin, Gebr. Paetel.
- Breitner**, A., Vindobona's Rose. Ausgabe I. in Buchform; Ausgabe II. in Form einer römischen cassa (Bücherschachtel). München, J. Schweitzer.
- Das Buchgewerbe**, Berliner Blätter für den graphischen Verkehr. Nr. 1. Berlin W, Paul Hennig.
- Čop Marjet**, M. Südslavische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Mit 6 Illustrationen von Prof. G. Vastagh. Budapest, C. Grill.
- Demmler**, A., Spanisches Blut. Roman aus der Gegenwart. Dresden & Leipzig, E. Pierson.
- Deutsche Encyclopädie**, Lieferung 27. Berlin, Wiegandt & Grieben.
- Goethe's Gespräche**, herausgegeben von Biedermann. Lieferung 1. Leipzig, F. W. von Biedermann.
- Grüning**, H., Die Stellung des Reiches zur sozialdemokratischen Partei. Zweite Auflage. Hamburg, Herm. Grüning.
- Hansteln**, A. v., Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südländfahrten. Reich illust. Lieferung 3. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag, Ferd. Lange.
- Held**, Fr., Der abenteuerliche Pfaffo Don Juan oder die Ehebrecherin. Leipzig, W. Friedrich.
- Hessenland**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur. III. Jahrgang, Nr. 1. Redacteur und Vorleger F. Zwenker, Kassel.
- Hirt's** geographische Bildertafeln, herausgegeben von A. Oppel und A. Ludwig. III, 3: Völkerkunde von Afrika und Amerika. (Schluss des Werkes, mit Generalregister über alle drei Theile). F. Hirt, Breslau.
- Holmsen**, B. P., Papa Hamlet. Uebers. u. m. Einleit. versehen von B. Franzius. Leipzig, Carl Reissner.
- Jastrow**, Erwiderung betreffend die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.“ S. A. aus den Mittheilungen aus der hist. Literatur XVII, 1. Berlin, R. Goertner.
- Internationale Revue** über die gesammten Armeen und Flotten. Herausgeber F. v. Witzleben-Wendelstein. VII. Jahrg. Heft 1. Rathenow, Max Babenzien.
- Kastner**, E., Neues und vollständiges Tonkünstler- und Opern-Lexicon. Erstes Bändchen (Angesen-Azzoni). Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Kern**, Fr., Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolai (R. Stricker).
- Kjelland**, A. L., Schnee. Roman. Autoris. Uebers. a. d. Norweg. von M. Ottesen. (Engelhorn's Rom. Bibl. V. 11). Stuttgart, J. Engelhorn.
- Mehring**, Sigmar, Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Berlin, S. Mehring.
- Meyer's** Conversations-Lexicon Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. 4. umgearb. Aufl. XII. Band: Nathusius — P. legumone. Mit 53 Illustrationsbeilagen und 103 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Michaelis**, H., Arbeiten f. d. Revisions-Commissionen d. Berufsgenossensch. b. ihrer Controllthätigkeit. Anhang: Normalbuch für Gewerbetreibende. Berlin, Hugo Spamer.
- Müller**, A. & K., Thiere der Heimat. Mit Chromolithogr. nach Origin.-Aquarellen von Decker u. nach Zeichnungen von A. Müller. Cassel, Th. Fischer.
- Müller**, W., Generalfeldmarschall Graf Moltke. 1800—1889. Volks-Ausg. 3. Aufl. Stuttgart, C. Krabbe.
- Neubürger**, E., Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Frankfurt a/M., Mahlau & Waldschmidt.
- Phillips**, F. C., Wie in einem Spiegel. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von A. C. Wanderer. 2 Bde. Stuttgart, T. Engelhorn.
- Polybiblion**, Revue bibliographique universelle. Livraisons de janvier. Paris, 2 & 5 rue St-Simon.
- Revue de l'enseignement des langues vivantes**, Nr. 13. Havre, E. Hustin imprimeur.
- Russ**, Dr. K., Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. Lief. 1. Berlin, R. Oppenheim.
- Schmidt**, C. W. O., Das isometrische Zeichnen. Mit 130 Figuren und 12 Tafeln. Berlin, Hugo Spamer.
- Schober**, H., Aschenbrödel. Berlin, I. H. Schorer.
- Schwebel**, Oskar, Gesichte der Stadt Berlin. Lief. 11—14 (Schluss). Berlin, Brachvogel & Rauff.
- Sollogub**, Graf W. A., Grasse Welt. Eine Novelle in zwei Tzen. A. d. Römischen. Dresden & Leipzig, E. Pierson.
- Springer**, A., Grundzüge d. Kunstgeschichte. IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. u. 18. Jahrhunderts. Leipzig, E. A. Seemann.
- Stoll**, H. W., Wanderungen durch Alt-Griechenland. 2 Bde. Mit Abbildungen, Karten u. Plänen. Leipzig, B. G. Teubner.
- Strindberg**, A., Der Vater. Trauerspiel. Aus dem Schwedischen übertragen von E. Brausewetter. Autoris. Ausgabe. Leipzig, Reclam jun.
- Suttner**, A. G. v., Anderl. Roman 2. Bde. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.
- Trebitsch**, S., Gedichte. Wien, C. Gerolds Sohn.
- Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins**. I. Die Speisekarte. Leipzig, F. Hirt & Sohn.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. XV, 10. Berlin, D. Reimer.
- Walling**, G. (Carl Ulrici), Aus den Tagen Carls des Fünften. Skizzen in Vers und Prosa. Leipzig, W. Friedrich.
- Weiss**, B., Der Friede Gottes. Gedichte. Bremen. J. Kuhnemann.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. XXIII, 6. Berlin, D. Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1889^{er}. Frische Füllung. 1889^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade

—
Sprudel . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresienbrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Markthrunn . 345 "
Felsenquelle . 47 "
Kaiser Karls-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "
— ♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

—
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.

—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.
— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

*Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887*

11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

**THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,**

UND REMAGEN A. RHEIN.

Inhalt des Bandes.
Zanusr. — Februar. — März.

Lduard von Bauernfeld in Wien.
Zahme Xenien

A. Brückner in Dorpat.
Zur Eharakteritfik des «aisers Paul. Urtheile von Seitgenossen, in
den Acten des woronzow'schen Archivs 221

A. <ZIH. Ldgren-Leffler in Stockholm.
Das «ind. Novelle, Aus dem Schwedischen übersetzt 2?6

Aar! Frenze! in Berlin.
wie ich in die Literatur kam 51

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
«arl Frenze!. Ein literarischer Essay !>>

Ferdinand Groß in Wien.
Eduard von Bauernfeld

Hans herrmann in Breslau.
Lteevle.Ehase. Novelle

Gustav Hirschfeld in Königsberg i. pr.
Preußen und die Antike

Noriz hoernes in Wien.
Eine Erhumirung in Bosnien 25,2

Hans hoffmann in Berlin.
Erfüllter Beruf. Skizze 275

B. Jeannine in Paris.
Eine Idylle in der Sroßftadt.^kov^^,^ U2 Paul Lindau in Berlin.
Aus der guten alten Seit des Burgthcaters ?7

Paul Lindenberg in Berlin.
Hans Hoffmann 2SS

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber KZ. Ig?

August Roller in Waldshut a. Rh.
Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten «s

<L. von ötein-Nordheim in Neapel.
Die Ivotjaken und ihre 5itten 225,

Carl Vogt in Genf.
Geschichte des jungen pffiffig- Novelle >. 157

Ernst Ivasserzieher in Frankfurt, a. AI.
Sophie Germains Zdeal der modernen Dichtung und seineLrfüllmig
durch Wilhelm Zordan >.57

Adolf wilbrandt in Rostock.
Zwei Gedichte «2

Georg Vinter in Alarburg.
Leopold von Ranke's Mapvorlesungen >2U

h. Zschalig in Dresden.
Aus altfranzösischen Dichterinnen Z22

Bibliographie 124. ?bi. 401

Geographische Literatur 2SS

philosophische Literatur 4«4

Bibliographische Notizen >Z«. 267. 4««

Mit den portraits von: Karl Frenze!, radirt von Johann kindner in Münch

Geschichte des jungen Pfiffig.

ein Vater war ein ehrsanier protestantischer Landpfarrer alten Schlags in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Die i von den Bauern im Eigenthum besessene Feldflur Mosheims war nur klein und zum Theil in ein großes herrschaftliches Gut eingekieilt, auf welchem die Bauern tagelöhnten und ihre Söhne und Töchter als Knechte und Mägde dienten. Die Gärten des Dörfchens gehörten meistens Juden, welche den Kleinhandel und den Vertrieb der Producte der Umgegend nach der Stadt betrieben und in ihren Gärten vorzugsweise Zwiebeln und Knoblauch cultivirten. Die Bauern waren deshalb unter dem Spottnamen der „Mockemer Ziviebelhengste“ bekannt, was zu mancherlei Schlägereien auf den Kirchweihen Veranlassung gab. In Sicht von Mockheim lagen, durch eine reich bewässerte Wiesenflur getrennt, zwei andere Dörfer, ein reiches, Auheim, auf dessen Aeckern der Roggen so hoch wuchs, daß man nur des Pfarrers schwarzen Hut die Halme überragend sah, wenn er Sonntag Nachmittags auf feine über einem Hügel gelegene Filiale ritt, und ein ärmeres,

Hahnheim, das sich unmittelbar cm einen großen, wildreichen Wald lehnte, in welchem der Graf von Mockheim mit zahlreicher Gesellschaft im Spätherbste zu jagen pflegte. Auheim mar die beste Pfarrei im Lande; die wohlhabenden Bauern schlachteten im Winter zahlreiche Schweine, waren Meister im Fertigen von Würsten aller Art, und da sie den Majoran als vorzüglichste Würze derselben schätzten und anbauten, wurden sie die „Auemer Marunstripper" genannt. Die Hahnheimer dagegen hatten nur steiniges Feld mit Hecken und Gestrüpp von wilden Rosen; sie fanden ihre Beschäftigung im Walde, theils auf ehrliche Weise als Holzhauer und Arbeiter in den Culturen, theils auch als Holzfrevler und Wilderer, und der gräfliche Förster, der dort außer dem Pfarrer der einzige gebildete Mensch war, hatte manche Widerwärtigkeiten mit seinen „Hainbärten", wie man die Hahnheimer hieß, weil man ihnen nachsagte, ihr einziges Gemüse seien die rothen Hainbutten, die Früchte der wilden Rosen, die sie nicht einmal auskratzten, sondern aus dem Grunde, weil es „mehr ausgabe und besser vorhalte," mitsammt deri Htzn .Stacheln umgebenen Kernen verzehrten.

Pfarrer Pffiffig vdn.Mockheim, unseres Helden Vater, unterhielt mit feinen l«id^'r.'Vmtsdrüerp und deni gräflichen Gutsvermalter einen regen Berkehr.' 'Weshalb' er Pffiffig genannt wurde, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Er steckte zwar beständig in Geschäftchen und Händelchen aller Art mit seinen Juden, welche auf Stunden im Umkreise die Vermittler für Käufe und Verkäufe zwischen den Bauern und Pächtern waren; aber diese Beschäftigung konnte ihm den Spitznamen nicht eingebracht haben, denn er sollte ihn schon vom Gymnasium her durch die Universitätsund Candidatenjahre bis zur Pfarre durchgeschleppt haben. Und dann — womit hätte sich der gute Mann beschäftigen sollen, wenn nicht mit Händeln aller Art, guten und zweifelhaften, in und außerhalb des bürgerlichen und polizeirichterlichen Gesetzbuches, in dem er vortrefflich beschlagen und, wie die Bauern zu sagen pflegten, mit allen Hunden gehetzt mar? Früher, wo die Pfarrer eine Oeconomie zu bewirthschaften. Zehnten und Gefälle einzuheimsen hatten und von dem Ertrage größtentheils leben mußten, gab es Arbeit, tägliche Arbeit, und die geistlichen Verpflichtungen, die sonntägliche Predigt, einige Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen waren nur eine geringe Zubuße zu den Mühen des Amtes. Aber jetzt, wo dieses Alles abgelöst und dem Pfarrer nur ein Gemüsegarten verblieben war, in dessen Bestellung sich die Frau Pfarrerin nicht gern einreden ließ — was um's Himmelswillen sollte der Pfarrer mit seinen sechs langen Wochentagen anfangen? Vater Pffiffig hatte viel mechanisches Talent; er befaß eine Drehbank und brachte es bald zur Meisterschaft im Drechseln. Die Feuerspritzen — das Dorf besaß eine und die Gutsherrschaft eine zweite — waren Gegenstände seiner unablässigen Fürsorge. Er organisirte die Mannschaft. Die Mockheimer Feuerspritze that sich bei allen Bränden in der Umgegend hervor. Die Bürgermeister der Umgegend ließen ihre Spritzen vom Pfarrer Pffiffig inspiciren und in Stand setzen. Die Predigt machte ihm nicht viel Kopfzerbrechens; seine Präparation bestand darin, daß er Samstag Abends mit der Bibel unter dem Arme eine Stunde früher zu Bette ging, wo man ihn bald eben so kräftig schnarchen hörte, wie es die Bauern einige Stunden später in der Kirche thaten. Zudem hatte ihm der gräfliche Verwalter, welcher den Titel „Domänenrath" führte, zum Oefteren gesagt: „Pffiffig! Machen Sie's kurz! Sie wissen, daß ich auf Ihren Krimskrams nicht viel halte. Aber der Leute wegen muß ich in die Kirche gehen, und Anstandshalber darf ich nicht lullen, wie die Bauern oben auf der Bühne, weil alle Weibsleute unten in den Herrenstuhl hineinsehn können. Also eine kurze, bündige nnd hausbackene Moral! Sagen Sie den Männern, daß sie gehörig arbeiten, sich nicht betrinken, sondern ordentlich aufführen, ihre Weiber nicht anschnauzen und ihre Kinder nicht prügeln sollen: und den Weibern, daß sie ihre Kinder waschen und kämmen, die Kleider flicken, die Strümpfe stopfen und ihre Suppe nicht über endlosem Geschwätz anbrennen lassen sollen — und damit Hollah! Das erleichtert Ihnen und mir das Amt, und ich werde erkenntlich sein!"

Pfarrer Pffiffig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hatte eine magere Besoldung und mit gutem Appetit gesegnete Kinder, und je kürzer und eindringlicher die Predigt war, desto reicher waren die Spenden des Verwalters für den Haushalt. Aber zu kurz durften die Predigten auch nicht fein! Pffiffig hatte es einige Mal versucht, war aber übel angekommen, denn der Domänenrath hielt darauf, daß Alles in gewohnter Ordnung vor sich gehen und die Predigt wenigstens zwanzig Minuten dauern müsse. Er hatte aber, wie Pffiffig recht wohl wußte, des gnädigen Herrn Ohr.

Ueberhaupt ein seltsamer Kauz, dieser Domänenrath Naumann! Mit dem ersten Morgengrauen sah er im geblünten Schlafrock und weißer Zipfelmütze aus dem Fenster seiner Studirstube in den Hof hinaus, immer zuerst nach der Wetterseite. Tagelöhner, Knechte und Mägde grüßten ehrfurchtsvoll im Vorübergehen, und er sagte Jedem ein Wort. Dann schloß er das Fenster und die Thürs seines Zimmers, und bis zum Frühstück saß er, immer in Schlafrock und Zipfelmütze, an seinem Schreibtische. Zum Kaffee erschien er aber gestiefelt und gespornt und ritt dann hinaus zu den Arbeitern. Erst nach seinem Tode entdeckte man, daß er eine Puppe mit Schlafrock und Zipfelmütze besaß, die er nach Schließung des Fensters vor den Schreibtisch rückte, während er sich wieder in das Bette legte. Die Vorbeigehenden aber, welche die Gestalt nur undeutlich durch das geschlossene Butzenscheiben-Fenster sehen konnten, glaubten den Verwalter zu erblicken und zogen die Mütze.

Mit seinen beiden Aintsbrüdern unterhielt Pfarrer Pffiffig regen Verkehr. In Auheim fand sich fast immer Gesellschaft; da der Pfarrer zwei schöne Töchter und ein gutes Einkommen hatte, so flogen Heiraths: lustige Theologie-Candidaten, Rechtspraktikanten, junge Oekonomen und hoffnungsvolle Doctoren um so mehr wie Tauben ein und aus, als die auf der benachbarten Landesuniversität studirenden Söhne oft Kameraden für die Ferien mitbrachten. Der Pfarrer in Hahnheim war ein wohlhabender Wittwer, der sein einziges Töckterchen in Pension gegeben hatte und seinen Kummer mit gutem Essen und Trinken bekämpfte. Pffiff g war ihm immer zu einer Schachpartie mit obligatein Imbiß willkommen, und wenn Pffiffig den Herrn Amtsbruder, dem er weit überlegen mar, eine Partie recht eclatant gewinnen ließ, so gab ihm der erfreute Sieger oft noch eine kleine „Herzstärkung für die Frau Liebste" mit auf den Weg.

Eines Tages war der Pfarrer von Hahnheim in besonders guter Laune. Er hatte Pffiffig schon mit dem zwölften Zuge matt gesetzt und, um diesen überraschenden Sieg zu feiern, seinem Gegner einen Imbiß von seinen Privat-Schwartemagen mit Burgunder vorgesetzt. Als Feinschmecker hatte der Pfarrer nämlich zwei Arten von Schmartemagen iin Rauchfange hängen: gewöhnliche, für Gäste und den Hausgebrauch, mit einem einzigen Schweinezünglein in der Mitte, und andere, für besondere Gelegenheiten, die zwei oder gar drei Zünglein enthielten. Man mar sehr heiter gewesen, und als Pffiffig spät am Abend Abschied nahm, zwang ihn der Pfarrer zwei Flaschen auf für die Frau Liebste. „Man hat mir drei Flaschen geschenkt," sagte er, „mit der Behauptung, es sei Lacrimae Christi. Ich habe eine vrobirt, die mich sehr an die Leiden des Heilands erinnert hat. Ich kann das süße Zeug nicht saufen, aber Deiner Frau wird es schmecken."

Pffiffig hatte je eine Flasche in seine tiefen Rocktaschen versenkt und sich auf den Weg gemacht, quer über die Wiesen, die von Bewässerungsgräben durchschnitten waren. Beim Uebersvringen eines solchen Grabens klappten die beiden Taschen gegeneinander, und ein lautes Klirren nebst einer Fluth über die Hosen herunter gab Pffiffig die traurige Ueberzeugung, daß ein Schaden geschehen sei. Die eine Flasche war zerbrochen, die andere noch ganz. Nasch entschlossen, entkorkte sie Pffiffig, trank sie bis auf die Nagelprobe aus und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Die wäre gerettet!"

Aus den Schachpartieen mit dem Hahnheimer Pfarrer entwickelte sich nach und nach eine Doppelpartie, bestehend aus den drei Pfarrern und dein Verwalter, die sich den Namen des „mitteldeutschen Schächerbundes" beilegte. Man kam fast allwöchentlich zusammen, abwechselnd bei dem Einen und denk Andern, aber in Mockheim nur beim Domänenrath, denn Pffiffigs Pfarhäuschen war zu eng und des Kinderlärmens zu viel. Man hätte auch gerne den Förster von Hahnheim mit in den Bund gezogen, aber man konnte keinen Partner für ihn finden, und dann war auch der Förster seit einiger Zeit sehr mürrisch und stets übler Laune. Er hatte eines Tages, vom Pürschgange heimkehrend, den Schuß, den er nicht in der Büchse lassen wollte, auf einen vorüberfliegenden Kolkraben abgegeben. Die Kugel hatte den Flügel durchbohrt, aber nur einige Schwungfedern herausgerissen. Mit furchtbaren! Geschrei hatte der Nabe sich in den nahen Wald geflüchtet. Der Schuß mar ein Verhängniß für den Förster. So: bald er aus deni Hause trat, empfing ihn der durch die Lücke an dem einen Flügel kenntliche Rabe mit lautem Geschrei und verfolgte ihn krächzend auf Weg und Steg. Bald kannten alle Hoizfrevler und Wilddiebe des Försters Raben und feine Bedeutung. Der Förster ertappte keinen mehr, trotzdem Frevel und Wilderei in schrecklicher Weise zunahmen. Der unglückliche Waidmann bot Alles auf, des Thieres habhaft zu werden, aber umsonst; der Rabe hielt sich stets außer Schußweite und entging allen Nachstellungen. Da der gräfliche Amtmann keine Beschäftigung mehr aus dem Reviere erhielt, so kam der Förster in den Verdacht, als vernachlässige er seinen Dienst. Ter Mann wurde trübsinnig, und seine Schwermut!) nahm um so mehr zu, als der Graf die Geschichte vom Raben nicht glauben wollte. Endlich gelang es dem Förster, den hohen Herrn mit seiner ganzen Jagdgesellschaft von der Existenz des Raben zu überzeugen. Man hetzte sich einige Tage lang im Walde herum hinter dem Raben drein, aber vergebens. Ter Graf mußte sich entschließen, den Förster in ein anderes entlegenes Revier zu versetzen. Nun hatten beide Ruhe, der Förster und der Rabe.

Der mitteldeutsche Schächerclub sollte bald seinen Theilnehmern einige Verlegenheiten bereiten. Er hatte sich ausgedehnt. Einige, in größerer Entfernung wohnende Amtsbrüder waren ihm als „zugewandte Orte" beigetreten, stets paarweise, und es konnten von Zeit zu Zeit größere „Fehden" angesagt und ausgefochten werden. Ueber dem Mockheim benachbarten Bergzuge lagen auf steiniger Hochebene zwei Pfarreien, Watzenstein und Annenstein, deren Inhaber nur dadurch mit der übrigen gebildeten Welt in Verbindung standen, daß im Sommer zuweilen einige „Steinprofessoren", wie die Bauern sie nannten, nämlich die Professoren der Mineralogie und Geologie an der Landesuniversität mit einigen Schülern anrückten, uin in den verwitterten Basalten, aus welchen das Hochplateau bestand, Mineralien zu suchen. In Ermangelung von Wirthshäusern sielen sie bei den Pfarrern ein, hatten aber stets die Vorsicht, Proviant und Getränk vorauszusenden, denn der Pfarrer von Watzenstein konnte ihnen nur Tauben, die er in großer Zahl züchtete, und der Pfarrer von Annenstein nur ausnahmweweise einen Wildbraten vorsetzen.

Die beiden Amtsbrüder waren sehr verschiedenen Charakters. Der Wotzensteiner mar ein gläubiger Orthodoxer, der seine Glatze mit einer vom Alter fuchsroth gewordenen Perrücke deckte und häßliche Narben am Halse, die von fcrivhulösen Geschwüren herrührten, an welchen er in der Jugend gelitten hatte, hinter einer bis zu den halben Ohren reichenden weißen Halsbinde verbarg. Er hatte nur wenig Berührungen mit seinen Bauern, welchen er durch seine Ermahnungen zu frommen Lebenswandel langmc lig wurde, und fühlte sich auch seinerseits nicht zu ihnen hingezogen, weil sie, wie er behauptete, grob und ungeschlacht seien. Der Schäfer, der alte Hannes, galt im Torfe weit mehr, als der Pfarrer, und gerade dieser hatte ihn, ohne es zu wollen, tödtlich beleidigt. Der Pfarrer hatte sich nämlich, kurz nachdem er in Watzenstein angekommen war, dem alten Hannes nähern wollen. Eines Tages, als er ihn draußen bei seinem Pferche traf, hatte er ihn mit freundlicher Herablassung angededet. „Sagt einmal. Hannes, Ihr seid schon ein älterer Mann und habt noch Euer ganzes braunes Haar; und bei mir, der ich doch weit jünger bin, sind die wenigen Haare, die mir noch übrig bleiben, schon ganz grau! Woher mag das kommen?" Der Pfarrer hatte auf ein Compliment gerechnet: das komme von der vielen Kopfarbeit, oder etwas Aehnliches — Hannes aber sagte trocken: „Oh! Herr Pfarrer, das kömmt von der Art! Ein Lamm kommt schwarz, das andere weiß auf die Welt, und der Esel graut schon iin Mutterleib!"

Der Pfarrer fühlte sich in feiner Pastoralen Würde tödtlich beleidigt und zog sich mehr und mehr in seinen Taubenschlag und fein Haus zurück, wo er einigen hübschen Töchtern vergebens die Verachtung alles weltlichen Tandes einzuimpfen suchte. Der Domänenrath verglich ihn, seiner näselnden und quiekenden Stimme wegen, mit einem unangenehm schrillenden Heimchen, das in einer Spalte des mannen Herdes sitze und feine Feilentöne um so lauter erschallen lasse, je ungestörter man sich seinen Gedanken hinzugeben wünschte. Da ihm aber Tauben- und Kinderzucht noch manche freie Stunde übrig ließen, so ergab sich der Watzensteiner Pfarrer in größter Heimlichkeit der Schriftstellerei. Niemand, selbst seine Frau nicht, ahnte, daß er in den langen Winterabenden, wo er sich in seine Studirstube einschloß, statt Postillen und Erbauungsbücher zu Nathe zu ziehen, Novellen und Erzählungen schreibe, für die ihm Tromlitz und van der Velde Anregung gegeben hatten. Er fetzte diese Fabrikate in einem Localblättchen der Residenz ab, das den Titel: „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publicität" führte und von den Köchinnen und Ladenjungfern, die es mit Begierde verschlangen, gewöhnlich nur „die Askalia" genannt wurde. Selbst die Redaction kannte ihren Mitarbeiter, der auf höchst verschlungenen Wegen init ihr verkehrte, nur unter dem Pseudonym „Lorenzo Rivalta", das schon um deswillen sehr passend gewählt war, als die Novellen meist in Italien, die Erzählungen in Spanien spielten. Der Pfarrer war nie in diesen Ländern gewesen; er hatte einmal als Student eine Reise nach einer größeren deutschen Stadt gemacht, war aber den ganzen Tag nicht aus dem Gasthofe gewichen, da ihn der Freund, der ihn herumführen sollte, im Stiche ließ, und er sonst Niemand kannte. Ebenso wenig kannte er das Leben außerhalb seines Dorfes und der benachbarten Pfarrhäuser. Aber das verschlug wenig; einige Neisebeschreibungen gaben das nöthige Localcolorit, und das Schema der Novellen blieb stets dasselbe niit wenigen Variationen. Die Erzählungen gefielen in dem Leserkreise der „Askalia" ungemein. Sie spielten stets in den höheren Regionen der Gesellschaft, die der Verfasser, der sich nie darin bewegt hatte, so zeichnete, wie er und die Ladenjungfern sie sich vorstellten. Da die fromme Unschuld und das gläubige Gottvertrauen stets über die Nachstellungen der verdorbenen Weltkinder den endlichen Sieg davon trugen und meist die Heirath der den Fallstricken des Satans glücklich entronnenen, engelreinen Heldin mit einem,

durch diese Reinheit angezogenen und bezwungenen, reichen Caballero (wenn das Stück in Spanien spielte) oder Marchese (wenn Italien der Schauplatz mar) den Schluß bildete, so wuchs die Nachfrage nach Novellen von Lorenz« Rivalta so sehr an, daß sich die Nedactiou veranlaßt fand, dem Verfasser aus freien Stücken das Honorar für den Bogen von einem Thaler aus einen Dukaten zu erhöhen.

Ter Pfarrer von Annenstein bildete den ausgesprochensten Gegensatz zu seinem schriststellernden Collegen. Ein Bild der Gesundheit, trug der hochgewachsene, aus etwas grobem Holze geschnitzte Mann den buschigen Krauskopf auf mächtigem Stiernacken und wuchtigen Schultern. Saß der Andere ruhig zu Hause, so war der Annensteiner beständig in Bewegung; hielt Jener Tauben, so züchtete und dressirte Dieser Hunde mit anerkannter Meisterschaft. Er hatte beständig eine Meute um sich: Dächsel, Hühnerhunde, ja sogar einen Saufänger, denn er betrieb mit Leidenschaft die hohe und die niedere Jagd. Das Pfarnhaus sah einem Forsthause ähnlich, so mar es mit Flinten, Büchsen, Jagdranzen und Geweihen angefüllt. Der Pfarrer war anerkannt der stärkste Mann im Dorfe, ja weit in der Umgegend, was den Bauern gewaltig imponirte, mährend seine rauhe Gutmüthigkeit ihre Herzen gewann. In Annenstein hatten Advocaten und Nichter nichts zu thun; der Pfarrer schlichtete alle Streitigkeiten, und wenn es nöthig war, so ließ er den „Lausbuben", zu welcher Kategorie für ihn alle jungen Männer unter dreißig Jahren gehörten, eine körperliche Züchtigung angedeihen, nach deren Wiederholung Keinen gelüstete. Die Weiber sahen in ihm ihren Beschützer gegen gröbliche Mißhandlungen von Seiten ihrer Eheherren, denen der Pfarrer mit doppelter Münze heim zahlte, und gingen in ihrer Bewunderung für ihn so weit, daß sie sogar seinen Gesang in der Kirche schön fanden. Der Schulmeister, der die Orgel spielte, mar freilich sehr abweichender Meinung, denn der Pfarrer hatte durchaus kein musikalisches Gehör und sang alle Choräle ohne Ausnahme nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht" — aus dem einfachen Grunde, weil dies die einzige Melodie war, die er hatte in den Kopf bringen können.

Der Annensteiner war der stets gern gesehene Jagdgenosse des Grafen und sämmtlicher Förster und Jagdfreunde der Umgegend. Während der Schonzeiten beschäftigte er sich mit der Vertilgung des Raubzeuges. Man erzählte mancherlei Geschichten von seinen Jagdabenteuern. Es läutet zur Kirche, aber die Gemeinde erwartet vergebens den Pfarrer. Man erfährt, daß er vor Sonnenaufgang mit dem Dächsel die Pfarrei verlassen habe. Man läuft, man sucht und erblickt endlich in einem felsigen Tobel die langen Beine des Pfarrers, die in der Luft umher fuchteln, während der Körper in der Erde steckt. Man zieht den Pfarrer, der dem Erstickten nahe ist, heraus und mit ihm den Dächsel, den er am Schwänze gepackt hat. Der noch junge Hund hatte sich in einem Dachsbau eingelassen und bald Laut gegeben. Der Pfarrer verstand sich besser auf Hundelaute als auf Kirchenmusik; er errieth sofort, daß sein Hund mit einem alten Dachse im Kampfe sei und ohne Hülfe erliegen werde. Da die Röhre weit genug war, kroch er nach abgeworfenem Rocke mit vorgestrecktem Arme hinein, packte auch glücklich den Hund am Schwänze, konnte aber nun in der engen Röhre nicht wieder zurückkriechen und wäre erstickt, wenn man ihn nicht bei Zeiten entdeckt hätte. Der Pfarrer dankte, lief eilig nach Hause, zog den Chorrock an, der Küster läutete zum zweiten Male und der Pfarrer sang den Choral 110 nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens!" mit ganz besonderer Inbrunst, was von der Genieinde sehr wohlgefällig bemerkt wurde.

Ein ander Mal trat er eben, im Ornat, die Bibel unter dem Anne und gefolgt von seiner Familie, aus der Thürs der Pfarrei, um in die Kirche zu gehen, als er einen Habicht gewahrte, der sich die Gelegenheit zu Nutze machen zu wollen schien, um sich eine Beute zu holen. „Frau, sagte er, die Flinte!" Ohne den Kirchgang zu unterbrechen, nahm er die Flinte, schoß den Habicht herab, stellte das noch rauchende Gewehr an die Kirchenthür und hielt seine Predigt über die Abwehr des Bösen, welcher der Unschuld nachstellt, in so eindringlicher Weise, daß ein alter Bauer meinte, wenn der Teufel selbst in dein Habicht gesteckt hätte, so wäre es unmöglich gewesen, ihm eine bessere Leichenrede zu halten.

An einem schönen Sommernachmittage saß der Pfarrer von Annenstein in einer Laube seines Gartens neben der strickenden Gattin, schmauchte seine Pfeife, nahm zuweilen einen Schluck kalten Milchkaffees aus einer großen Henkeltasse und schaute seinen Kindern und seinen Hunden zu, die sich auf dem Nasen umhertummelten. Das waren ihm seine liebsten Ruhestunden; er schlug die Beine übereinander und klappte mit dem Pantoffel, der aus einein alten Stiefel hergestellt war, den Tact zu den Sprängen der zwei- und vierbeinigen Lieblinge. Zuweilen ging sogar die Pfeife aus. Dann schlug er sich Feuer und hielt den brennenden Zunder, bevor er ihn auf den Tabak legte, so lange zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bis er keinen Rauch mehr gab. In dieser idyllischen Ruhe störte ihn der Postbote durch Uebergabe eines großen amtlichen Schreibens. Als er es gelesen, perlten ihm zwei dicke Thränen aus den Augen und mit einem tiefen Seufzer reichte er es der Gattin: „Lies!"

Die Frau wurde blaß und zitterte heftig. In dem Schreiben stand eine lange Auseinandersetzung von Seiten der kirchlichen Oberbehörde, daß die Jagd für den geistlichen Stand nicht angemessen sei; daß sie dieselbe zwar in Anbetracht des Umstandes, daß viele würdige Diener der Kirche dieselbe bis jetzt, theilweise aus Gesundheitsrücksichten, ohne Beanstandung betrieben hatten, nicht gänzlich verbieten wolle, aber die Betreffenden doch darauf aufmerksam mache, daß diejenigen, welche fernerhin dem Jagdvergnügen stöhnen wollten, auf keine weitere Beförderung Anspruch zu machen hätten.

„Wir bleiben also Zeitlebens in Annenstein," sagte die Frau fest und bestimmt, obgleich man ihrer Stimme anhörte, daß sie mühsam nach Fassung rang.

„Das kannst Du nicht wollen, Luise," sagte der Pfarrer. „Du weißt, daß Annenstein eine der schlechtesten Pfarreien im Lande ist, und wir jetzt schon Mühe haben, uns durchzubringen. Die Kinder wachsen in's Geld! Nein, nein! Ich gebe das Jagen auf! Das bin ich Dir und unfern Kindern schuldig!"

„Du bist mir und unfern Kindern vor allen Dingen schuldig. Dich am Leben zu erhalten", sagte die Pfarrerin, indem sie ihn umarmte. „Du würdest, bevor Du eine Beförderung erhieltest, vor Kummer und Herzwzeh zu Grunde gehen. Wir werden uns schon durchhelfen. Ueberlaß mir die Antwort; ich will den Herren an Deiner Stelle schreiben."

„Sie verlangen keine Antwort! Da ist mit Schreiben nichts zu machen. Ich muß entweder mein ganzes Leben ändern oder hier ausharren bis zum Ende!"

„So wollen wir ausharren, Hans, aber zusammen! Das Uebrige wird sich schon finden. Du gehst also übermorgen zur angesagten Nehjagd nach Hahnheim? Die Hand darauf!"

Die Sache war bald „übernuppt", wie der Annensteiner zu sagen pflegte. Es gingen einige Jahre darüber hin, schwere Jahre, deren jedes eine Vermehrung des Kindersegens brachte, so daß der Pfarrer zuletzt in Verlegenheit wegen der Wahl von Gevattern kam, da die ganze Gegend auf Stunden im Umkreise schon in Anspruch genommen war, und die Leute behaupteten, in Ermangelung passender Pathen und Namen habe der Pfarrer seine Kinder numerirt.

Es mar große Jagd auf Edelmild und Sauen im Hahnheimer Forst, an welcher der Erbprinz Theil nahm. Ein angeschossener Capitalhirsch hatte sich in ein Dickicht geworfen. Der Pfarrer schloß aus dem dunklen, wenig schaumigen „Schmeiße", daß die Kugel etwas hinter dein Blatte in die Leber eingeschlagen sei. Der Pfarrer schritt neben dein Erbprinzen, der ungestüm gegen das Dickicht vordrang. „Zurück, Hoheit!" rief er, indem er den Prinzen am Kragen packte. „Der Hirsch hat genug! In einer Viertelstunde ist er verendet. Aber jetzt kann er noch Unglück anrichten." Der Prinz, im höchsten Grade ärgerlich, wollte sich losreißen, aber in demselben Augenblicke brach der todwunde Hirsch aus dem Gebüsch hervor und warf sich mit einem Satze auf einen alten Förster, der eben einen Hund loskoppeln wollte. Ein Angstruf, ein Schlag der Mann lag am Boden; der Hirsch, der ihm eine Augenzinke seines Geweihes in die Brust gerannt hatte und bei dem Stoße in die Kniee gefallen war, raffte sich auf. Aber mit ein paar Sätzen mar der Annensteiner über ihm; mle ein Blitz fuhr der Genickfänger herab und der Hirsch rollte zur Seite als leblose Masse. „Bravo, Pfarrer! Das haben Sie gut gemacht," rief der Graf, herbeieilend. Der Förster war nicht unerheblich verletzt. Er lag bewußtlos. Der Prinz starrte, steif wie eine Bildsäule, den röchelnden Mann an, um welchen einige andere Förster, die mit Unglücksfällen dieser Art vertraut waren, sich bemühten. Der Pfarrer nahm seine Büchse wieder auf, die er im Feuer der Action von sich geworfen hatte, näherte sich dem Prinzen und zog die Mütze: „Ich bitte um Entschuldigung, Hoheit," sagte er. „Aber Sie sehen, daß mit einem todtwunden Thiers nicht zu spaßen und auch keine Zeit zu verlieren ist!" Der Erbprinz siel dem Pfarrer um den Hals, küßte ihn auf die Wange und stammelte: „Ich danke."

Der Pfarrer erhielt zu Weihnachten einen hübschen Briefbeschwerer aus orydirtem Silber, einen sterbenden Hirsch darstellend, und ein Schreiben des Erbprinzen, worin dieser sich erbot, bei dem nächsten Knaben Pathenstelle zu vertreten. Aber vor dem vom Prinzen gewünschten Pathenkinde kamen noch einige Mädchen, und der Pfarrer kratzte sich öfter hinter den Ohren, wenn er in Tagen der Noth die Anwandlung bekämpfen mußte, seinen Silberhirsch in Silbermünze zu verwandeln.

Nach einigen Jahren beschloß ein „Nestbutzel" die lange Reihe der Annensteiner Pfarrkinder. Aber unterdessen hatte der Erbprinz den Thron seines höchstseligen Vaters eingenommen. „Darf ich dem gnädigen Herrn auch jetzt noch den Pathenbrief zuschicken?" fragte der Pfarrer den Domänenrath, dem er eigens deshalb einen Besuch machte.

„Wie können Sie nur so fragen!" schnauzte der Domänenrath. „Glauben Sie, der hohe Herr werde als Fürst verleugnen, was er als Eibprinz versprochen? Geben Sie her, ich werde Ihr Schreiben selbst besorgen. Ich bin zum Vortrag über die landwirthschaftliche Krisis, die jetzt herrscht, nach der Residenz befohlen. Bei der Gelegenheit kann ich ja die Sache besorgen."

Einige Wochen verstrichen ohne Antwort. Es war im Lande nicht gebräuchlich, eine Taufe so lange zu verschieben. Der Domänenrath, den der Pfarrer bei einer Sitzung des Schächer-Clubs unter vier Augen befragte, rieb sich vergnüglich lächelnd die Hände und sagte: „Nur nicht drängeln, lieber Pfarrer. So hohe Herren lassen sich Zeit. Es handelt sich ja nicht um einen todwunden Hirsch, sondern um einen gesunden Buben!"

Endlich kam ein Brief des Domänenrathes, des Inhaltes, Seine Hoheit nähmen die Pathenstelle an, ersuchten, die Taufe an einem bestimmten Sonntage, und zwar Nachmittags vorzunehmen und bestellten, da Hoheit voraussichtlich nicht persönlich daran Theil nehmen können werde, den Domänenrath Naumann zum Stellvertreter, dein die weiteren Befehle zugehen würden.

Der Termin der Taufe war ziemlich weit hinausgerückt. Der Pfarrer merkte wohl ein gewisses, geheimnißvolles Treiben in seinem Dorfe, achtete aber nicht weiter darauf.

Aber am Tauftage riß er die Augen auf. Im Dorfe wimmelte es von Besuchern; unter der Linde wurde eine Bühne für die Musikanten hergerichtet, auf der Dorfmiese ein Zelt aufgeschlagen, Tische und Bänke im Freien aufgestellt, das Schulhaus, das Rathhaus nnd die Kirche mit grünen Sträuchern und Kränzen geschmückt. Die Amtsbrüder kamen zu Häuf mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und endlich erschien, auf dem Wege von Mockheim her, eine lange Colonne von Reitern und Wagen, voraus, hoch zu Roß, der Domänenrath in Gala-Uniform.

Aber er blieb stumm, wie ein Fisch, nachdem er den Pfarrer begrüßt und gebeten hatte, die Taufe sofort vorzunehmen. Während der Zug in die Kirche ging, schwenkten die sorgfältig gedeckten Wagen ab, die einen auf die Dorfwiese, die andern in den Pfarrhof.

Der Pfarrer vollzog die Taufhandlung; die Kinder des Dorfes sangen eine Melodie, welche ihm bekannt vorkam. Es mar „Freut Euch des Lebens" mit einem vom Schulmeister untergelegten Texte, der sich auf das Fest bezog. Dann trat der Domänenrath vor den Altar und sagte: „Hört Alle! Seine Hoheit, der regierende Fürst hat mir als seinem Stellvertreter die Taufe so auszurichten befohlen, als ob er Höchstselbst persönlich dabei sei. Hier, lieber Herr Pfarrer, das Document, wonach Seine Hoheit die Pathenstelle annimmt, das dem Kirchenbuche einzuverleiben ist. Das ist eine Freudenbotschaft für Euch Alle! Vergnügt Euch, so gut Ihr könnt, und so gut ich es Euch im Namen des Fürsten bieten kann. Dann aber," fuhr er fort, ein zweites Document hervorziehend, „habe ich noch Ihnen, Herr Pfarrer, das Pathengeschenk zu überreichen. Es ist wohl eine Freudenbotschaft für Sie, aber zugleich vielleicht eine Trauerbotschaft für Euch, meine lieben Annensteiner. Ihr verliert Euren Pfarrer, den: Ihr, ich weiß es, anhänglich seid. Er ist zum Pfarrer von Pfungsheim ernannt. Hier das Decret! Auf dem Hofe stehen die Wagen mit den Möbeln und dem übrigen Hausrath, die ihm der Fürst zu seiner Einrichtung dort schenkt, und auf der Wiese werden die Wagen abgepackt sein, deren Inhalt uns schmecken soll! Ein dreifach donnerndes Hoch dem Fürsten und ein Hoch dem Pfarrer von Pfungsheim!"

Dem Pfarrer schwindelte es: Pfungsheim mar eine der besten Pfarrstellen im Lande. Der Domänenrath hielt den Pfarrer, der auf seinen Beinen schwankte, während unendlicher Jubel losbrach. „Domänenrath," sagte der Psarrer, „jetzt gehe ich nicht mehr auf die Jagd!" Und er hat Wort gehalten. —

Kehren wir zum Schächerbunde und seinen Anfängen zurück. Es war damals die Zeit der Svionenriecherei, und es wimmelte im Lande von feinen Spürnasen, diensteifrigen Strebern, die den schwächtesten Strohhaln als Sprosse in der Leiter ihres Emporklimmens zu benutzen verstanden.

Der Graf mar in die Hauptstadt zu den Sitzungen der Kammer abgereist, deren erbliches Mitglied er mar. In gewohnter Weise hatte er sich sofort nach seiner Ankunft im engsten Familienzirkel des regierenden Herrn eingefunden, mit den: er die Universität besucht und damals Schmollis getrunken hatte. Der regierende Herr hatte durchaus darauf bestanden, daß die Dutzbruderschaft auch nach seiner Thronbesteigung fortgesetzt werde, und der Graf mar stets ein willkommener Gast im engsten Familienkreise, zu welchem nur die obersten Hofchargen zugezogen wurden.

Es ging dort sehr gemüthlich zu. Die Herren rauchten lange Pfeifen, tranken Bairisches Bier und zupften um die Wette mit den. Damen Lappen von bunter Seide zu Charpie, aus welcher dann Plüsch zu Phantasiegeräthschaften gemacht wurde. Das große Wort in dem Damenkreise führte eine alte, verhutzelte, aber noch immer quecksilbrige Französin, eine Art Erbstück aus der Armee des Prinzen von Conds. Sie wohnte im Schlosse, erschien unausbleiblich bei jeder Mahlzeit, entwickelte einen fabelhaften Appetit und packte nebenbei in einen großen Nidicule alles Dessert ein, dessen sie habhaft werden konnte. Sie hatte keine Stellung, selbst nicht einmal eine nominelle Sinecure bei Hofe; man hatte niemals erfahren können, ob sie ihren hochtönenden Emigrantennamen mit Recht trage oder ob sie vielleicht nur Marketenderin gewesen sei; aber trotz aller Spötteleien des Erbprinzen, der ihr manchen Schabernack anthat, behauptete sie standhaft ihren Platz, gestützt auf die Gunst des regierenden Herrn, dem sein Bier offenbar nicht schmeckte, wenn er nicht das Spinnrad hörte, von welchem Frau von Ricourt ihren unendlichen Phrasenschwall abhaspelte.

Diese erfindungsreiche Französin hatte einigen Sinn in das langweilige Charpiezupfen gebracht. Die Farben und Nuancen der Läppchen, welche vertheilt wurden, hatten ebenso ihre Bedeutung, wie der Stoff des Gewebes selbst; es war eine Art Blumensprache, die auf diese Weise Geltung und Beachtung fand.

Der Graf, dem schon beim Eintritte der kühle Empfang des regierenden Herrn aufgefallen mar, fühlte sich nicht wenig betroffen, als ihm die „französische Hexe", wie er Frau von Ricourt zu nennen pflegte, mit hämischem Grinsen ein Läppchen bot, das nur „Hochverräther" oder, wie man damals zu sagen pflegte, „Krawaller" bedeuten konnte. Er sah den regierenden Herrn an, als wollte er fragen: „Bist Du damit einverstanden?" Der Fürst nahm eine grimmige Miene an, sagte nichts, blies einige große Wolken aus der Pfeife und beschäftigte sich so lange mit seinem Bierglase, daß man hätte glauben können, er wolle darin übernachten. Frau von Ricourt öffnete nun alle Schleusen ihrer Beredsamkeit und ließ wahre Sturzbäche von Phrasen über Loyalität, Gesinnungstüchtigkeit, Opferfreudigkeit für den Monarchen und das monarchische Princip niederrauschen, untermischt mit Wehschreien über die Verderbtheit der Zeit und die Ruchlosigkeit aufrührerischer Gesinnungen, die sich sogar in der höheren Gesellschaft, und namentlich bei einigen, früher reichsunmittelbaren Mitgliedern des höchsten Adels einzuschleichen drohten.

Der Graf mar wie vom Donner gerührt, konnte aber doch so viel Herrschaft über sich gewinnen, daß er in freundlicher Weise, Ermüdung von der Reise vorschützend, Abschied nahm, nicht ohne dem regierenden Herm dabei leise zuzuflüstern: er werde vielleicht schon morgen etwas mit ihm unter vier Augen zu besprechen haben. Er fuhr unmittelbar, da es noch früh am Abend war, zum Minister der Justiz und Polizei. Er traf den Minister noch an der Arbeit, in einem Haufen vo« Papieren vergraben.

Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser Minister, der seine Ueberlegenheit einigen physischen, in das psychologische Gebiet übertragenen Eigenthümlichkeiten verdankte. Er hatte eine ungeheure Glatze, die mit weißem Wachsglanze so auffallend strahlte, daß man behauptete, er lasse sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener den Schädel mit einer Paste poliren, deren Beschaffung, neben der des Schuhwerkes und der neuesten Modeartikel sür den Hof, eine der wesentlichsten Obliegenheiten des fürstlichen Gesandten in Paris bildete. Unter dieser, ein unheimliches Licht verbreitenden Glatze funkelten große, achteckige, blau angelaufene Brillen gläser. Der Minister mar ein leidenschaftlicher Spaziergänger; aber nach der Behauptung der etwas illoyal angehauchten Residenzbewohner ging er nicht zum Vergnügen oder aus Gesundheitsrücksichten, sondern bügelte mit seinen unendlichen Plattfüßen die Promenaden um die Residenz glatt, damit die hohen Herrschaften keinen Anstoß litten. Außer der Glatze mar seine Hauptwaffe in der Discussion eine runde Schnupftabaksdose aus Buchsbaumholz, deren Deckel einen kreischenden Ton bein Aufdrehen gab. Wenn ein Mitglied der Opposition einen Angriff beabsichtigte, so brachte ihn der quitschende Ton des Dosendeckels aus der Fassung. Erhob sich dann der Minister, um nach genomener Prise zu antworten, so ließ er erst den Schein seiner Glatze durch leichtes Beugen und Drehen des Hauptes über die Bänke gleiten, was auf die Abgeordneten eine huvnotisirende Wirkung übte, und bügelte dann mit Phrasen, ebenso breit wie seine Füße, die von der Opposition erhobenen Einwürfe eben so glatt, wie die Promenaden um die Residenz. Die Reden machten um so mehr Eindruck, als sie in echtem münsterländischen Dialekte vorgetragen wurden. Mensk, Disk, Skinken klangen den Abgeordneten vom Lande sehr absonderlich, und wenn der Minister von der „Verskimpfung des monarkischen Princices" sprach, so gruselte es ihnen.

Der Graf kannte seinen Mann von Jugend auf, wo er noch nicht die hypnotisirende Glatze besaß, die jetzt mit einer Sammetmütze bedeckt war. „Was für eine Teufelei ist denn wieder los, Excellenz?" herrschte er den Minister an, indem er ihm die Hand auf den jiopf legte und ihn verhinderte, aufzustehen und die Glatze zu entblößen. „Was geht vor? Heraus mit der Sprache! Ich komme eben aus dem Schlosse, wo ich sonderbare Dinge gehört habe, und ich will wissen, was dahinter steckt." Der Minister, aller seiner Hülfsmittel beraubt, denn auch die Dose hatte der Graf weggeschoben, siel in sich zusammen wie ein Taschenmesser und beichtete. Es seien seltsame Berichte über gefährliche Agitationen, besonders in den ehemals reichsunmittelbaren Gebieten, eingegangen, und die Fäden schienen in dem Lande des Herrn Grafen zusammenzulaufen. „Hier," sagte der Minister, „habe ich einen Bericht über den Mittelpunkt der geheimen Verbindungen, der sich in Mörlheim befinden soll. Der Pfarrer und der gräfliche Verwalter dort seien die Chefs und einige benachbarte PfarrHerren Mitglieder des Comitds. — „Warum nicht gar," stammelte der Graf. „Pffiffig? Naumann?" — „So heißen sie in der That," sagte zustimmend der Minister. „Ich bin genau unterrichtet. Morgen Nachmittag um vier Uhr soll eine Versammlung der Centralbehörde, die sich den Namen „mitteldeutscher Schächerbund" beilegt, in Mockheim und zwar in Ihrem eigenen Schlosse stattfinden, wo an den Dachgiebeln rothe Fahnen ausgehängt werden, um den aus der Umgegend herbeikommenden Verschworenen anzuzeigen, daß die Luft frei fei." — „Nachmittags vier Uhr, sagen Sie?"

„So steht es in dem Berichte." — „Dann habe ich Zeit, hinzukommen," sagte der Graf sich erhebend. „Ich will selber über die Kerle herfallen. Ihr Wort darauf, Excellenz, daß Sie bis zu meiner Rückkehr nicht eine Silbe über die Sache verlauten lassen!" — „Verschwiegen, wie das Grab, Herr Graf." — „Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Leben Sie wohl!"

Während seiner Fahrt stellte der Graf tiefsinnige Betrachtungen an, die stets auf dasselbe Resultat hinausliefen. Unmöglich! sagte er sich. Der Verwalter hängt durch alle Fasern seines innersten Wesens mit den bestehenden Verhältnissen zusammen. Er sollte auf Umsturz sinnen, und sogar Hand an das Werk legen? Und Pffiffig, den ich durch Verleihung meines Patronates auf ewig verpflichtet habe, und dem die Erziehung seiner Kinder und einiger Pachterssohne kaum Zeit läßt, sich mit den Feuerspritzen und seiner Drehbank zu beschäftigen»! Der Pfarrer von Hahnheim, der nur an seine Tochter und seine Schwartemagen denkt, und der Pfarrer von Auheim, der erst im letzten Jahr wegen „seiner besonderen Würdigkeit" den Titel Tecan erhielt! Unmöglich, unmöglich!

Als sie in die Nähe von Mockheim kamen, beugte sich der alte Kammerdiener des Grasen, der hinten aussaß und sich schon ein Wort erlauben durfte, etwas vor und sagte: „Der Herr Graf kommen ganz recht; Sie treffen die Herren beisammen!" Der Graf fuhr auf, als wäre er von einer Natter gestochen. „Was? Wie so? Woher weißt Du das, Christian?" — „Die rothe Fahne hängt ja aus dem Giebelfenster! Wollen der Herr Graf selbst sehen?" fügte Christian hinzu, indem er den Feldstecher reichte. „Wenn die herabhängt, dann kommen der Herr Decan von Auheim und der Herr Pfarrer von Hahnheini, und dann setzen sie sich mit dem Herrn Domänenrath und dem Herrn Pfarrer Pffiffig in eine Stube auf dein Schlosse zusammen, und Niemand darf hinein, und die Magd muß den Wein, den sie trinken, vor die Thüre stellen, und es dauert oft sehr lange, bis einer der Herren ihn holt. Ich glaube, wenn Feuer ausbräche, würden der Herr Domänenrath, der doch sonst immer bei der Hand ist, und der Herr Pfarrer, ohne den die Spritze nicht in Thätigkeit kommen kann, lange auf sich warten lassen." — „Was treiben sie denn so heimlich?" fragte der Graf, seine Bewegung bemeisternd. — „Kein Mensch weiß es. Sie schleppen aber einen Kasten, auf dem mit rothen Buchstaben „Bundeslade," geschrieben steht, an den Ort, wo sie sich versammeln. Der Herr Domänenrath läßt das durch die Knechte besorgen, die ja, wenn sie auf die Vormerke fahren, ihren Weg über Auheim oder Hahnheim nehmen müssen." — „Es ist gut, Christian," sagte der Graf, „gieb mir eine andere Pfeife, diese zieht nicht!"

Der Graf sprang mit einem Satze aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, ehe Jemand ihn anmelden konnte, und wre eine Windsbraut in das Zimmer hinein. Die vier Herren fuhren überrascht von ihren Sitzen auf. Der Graf sah zwei Schachtische und im Hintergrunde den ominösen Kasten der Bundeslade. Er faßte sich schnell. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Wie ich sehe, sind beide Partien ja schon lebhaft engagirt. Ich hatte ein Geschäft in Friedheim, und da es unerwartet schnell erledigt mar, wollte ich lieber den Abend und die Nacht hier in Mockheim zubringen, als in der schlechten Dorfschenke." Er überflog die beiden Schachbretter. „Wie geht es, lieber Herr Decan? Gut, wie ich sehe, denn der Domänenrath ist schon so gut wie geschlagen und matt gefetzt. Und die beiden Herren Geistlichen? Die Partie wird sich in die Länge ziehen, wie alle Streitigkeiten zwischen Theologen!"

Der Domänenrath hatte sich zuerst von der Ueberraschung erholt. „Sie sehen, meine Herren," sagte er, „der Herr Graf ist Meister in unserem edlen Spiele, wie ich schon seit langer Zeit aus schmerzlicher Erfahrung weiß. Da uns nun der Herr Graf heute die Ehre seines Besuches gönnt, so schlage ich vor, wenn der hohe Herr dies gnädigst annehmen will, ihn feierlichst zum Ehrenmitglieds unseres mitteldeutschen Schächerbundes zu ernennen und lade unseren Herrn Decan ein, wenn dies anders dem Herrn Grafen genehm ist, mit demselben die Bundespartie zu spielen!" Der Graf nickte lächelnd seine Zustimmung. „Pffiffig," fuhr der Domänenrath fort, „öffnen Sie die Bundeslade und stellen Sie Ihr Spiel auf, denn Sie haben ja die Figuren gedrechselt und geschnitzt!"

Pffiffig kramte eine seltsame Zusammenstellung grotesker Schachfiguren aus. Dann klappte er ein wunderlich geschnörkeltes, großes Spielbrett aus einander. „Das Brett bedarf einer Erklärung, Herr Graf," sagte der Domänenrath. „Es ist das Werk der beiden würdigen Pfarrherren, die Sie hier vor sich sehen. Wie Em. Gnaden wissen, ist der Superintendent unserer Kirchenprovinz durch seine unglaublichen Naivetäten mehr berühnit, als durch feine Weisheit. Hunderte von Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Die Herren haben sich nun den Spaß gemacht, aus seinen im

!U«!> MU> Süd. XI,VIII.. I« 2

Drucke erschienenen Kanzelreden die passenden Worte auszuschneiden und so auf die schwarzen Felder aufzukleben, daß jedes eine charakterische Anekdote enthält. Wollen der Herr Graf sich selbst überzeugen? Hier auf dem ersten Felde die berühmte Examenfrage: „Wann wurde Christus geboren?" mit der einzig richtigen Antwort: „Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille mar seines Vaters im Himmel"; und hier auf dem letzten Felde die denkwürdigen Worte: „Die schönsten Passagen ausgelassen!" Diese Worte sprach der Herr Superintendent, als seine Collegen die Probedpredigt eines Candidaten unter aller Kritik befunden und dadurch dem Candidaten das Geständnis? abgepreßt hatten, daß er eine gedruckte Predigt des Herrn Superintendenten auswendig gelernt und hergesagt habe. „Ja! sagte der würdige Herr, ja! Aber die schönsten Passagen ausgelassen!"

Der Graf lachte aus vollem Halse. „Nein," sagte er, „auf solchem Brette spiele ich nicht! Ich könnte nicht umhin, die Anekdoten zu lesen. Aber ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich gestehe, daß ich einigen Appetit verspüre. Naumann wird uns wohl etwas Solides vorsetzen können, und wenn die Herren damit einverstanden sind, so feiern wir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schächerbundes, statt mit einem Spiele, mit einigen Flaschen Steinberger Cabinet, den ich der Güte des Herzogs von Nassau verdanke."

Man trennte sich erst spät in heiterster Stimmung. Der Graf hatte seinen Wagen für eine frühe Stunde bestellt. Vor Schlafengehen hatte er aber noch eine lange Unterredung mit dem Vermalter, und ehe er abfuhr, wurde die Bundeslade, so sorgfältig verpackt, daß selbst Christian sie nicht erkennen konnte, in den Wagen gebracht.

Der alte Christian versicherte in dem sogenannten „Hunds-Club" der Residenz, der größtentheils aus Bediensteten des Hofes bestand und deshalb auch der „Rothhosen-Club" genannt wurde, daß er seinen Herrn noch niemals in solcher Stimmung gesehen habe, wie auf der Rückfahrt von Mockheim. Er sei auf dem Bocke fast unablässig beschäftigt gewesen. Pfeifen zu stopfen und Feuer zu schlagen; der Herr Graf habe geraucht, wie der Schlot seines Eisenhammers, was immer ein Zeichen besonderer Erregung sei. Dazwischen habe er bald geflucht, wie ein Heide, bald gelacht oder gar Schelmenlieder geträllert und ganz sinnlose Phrasen gesprochen, wie: „Russen und Polen, ein Volk!" „Gerade zur rechten Zeit!" „Das Centrum überflügelt!" „Dir werde ich eine Skinkenstulle mit Pumpernickel streichen, an der Du Deine Freude haben sollst!" — Wir begreifen, was Christian nicht begreifen konnte.

Der Graf ließ sich die Bundeslade in das Schloß tragen, wo er ungemeldet Eintritt hatte. Er fand den Fürsten in heiterster Stimmung: der Hofinarschall hatte so eben gemeldet, daß eine frische Sendung vorzüglichen bairischen Bieres angelangt sei. „Du warst über Land?" redete der Fürst den Grafen an. — „Ja! Ein unaufschiebbares Geschäft," antwortete dieser. „Ich habe Dir Etwas mitgebracht. Du spielst doch noch zuweilen Schach?" — „Selten," antwortete der Fürst. Es regt mich zu sehr auf. Manchmal mit dem Justizminister, wenn seine Vorträge gar zu langmeilig werden." — „Dann bitte ich Dich, Deine nächste Partie mit ihm auf diesem Brette zu spielen," sagte der Graf, die Bundeslade öffnend. Der Fürst schüttelte sich vor Lachen, als er die Devifen las. „Meisterhaft," fagte er. „Ich sehe den würdigen Prälaten vor mir mit seinem mohlgemästeten Bäuchlein, den kurzen Beinchen und den drallen Waden, wie er dem armen Schulmeister, der ihm klagt, er müsse verhungern, tröstend sagt: ‚Thun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen! Ihre Nachfolger werden es besser haben!' Wahrhaftig, Louis," fuhr der Mrst fort, dem Grafen die Hand schüttelnd, „Du hättest mir keine größere Freude machen können. Aber wo hast Du das Cabinetstück mit den dazu gehörenden kostbaren Figuren aufgetrieben?" — „Wenn Dir Deine Regierungsorgen Zeit lassen, erzähle ich Dir's! Aber es ist eine lange Geschichte." — „Nimm den Nlmerkopf und erzähle mir's. Der Justizminister kommt erst in einer Stunde zum Vortrage. Bis dahin wirst Du wohl fertig sein."

Der Graf setzte den Ulmerkopf in Brand und erzählte. Der Fürst wurde anfangs sehr ernst, aber allmählich erheiterte er sich und sagte: „Bravo! Das hast Du gut gemacht!" — „Ich bin noch nicht ganz zu Ende," meinte der Graf. „Was willst Du mit diesem Gespenster sehenden iZreuzkopfe machen, der Dir sogar gegen mich einen Floh hinter das Ohr gesetzt hat? Ich hab's wohl gemerkt vorgestern Abend! Ich hätte gedacht. Du kenntest Deinen Jugendfreund besser!" — „Na! Nimm mir's nicht übel! Sie hatten mich in der That verhetzt!" „Gieb dem Schleicher seinen Abschied!" — „Hm! Das geht nicht! Aber wenn Du damit zufrieden bist, werde ich ihm einen Denkkettel anhängen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird." — „Auch Recht!" meinte der Graf, die Asche aus dem ausgerauchten Ulmerkovfe schüttelnd, „auf Wiedersehen!"

Die Promenaden blieben acht Tage lang unbügelt. Dann erschien der Justizminister wieder, aber die Glatze warf nicht mehr den alten Schein. Der Graf machte sich seit dieser Zeit in der Kammer zuweilen den Spaß, eine hypnotisirende Rede des Ministers dadurch zu stören, daß er ein Zeitungsblatt vornahm und halblaut, doch dem Minister vernehmlich, das Wort „SchScherbund" aussprach. Der Minister verwirrte sich dann, warf einen hilfesuchenden Blick nach dem Präsidenten, der, wie eine Sphinx, in stummer Ruhe verharrte, und um den Effect der Rede war es gethan.

Das mar die Rache des Grafen, und das Ende war die Pensionirung des Ministers, die er aus Gesundheitsrücksichten nachsuchte und die ihm in Gnaden gewährt wurde.

5 5
5

Es ist jetzt Zeit, zu dem jungen Pffiffig zurückzukehren, der in der bezeichneten Umgebung zuni ersten Male, als einziger Stammhalter nach Vortritt einer erklecklichen Anzahl von Mädchen, die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie. Bei dein ersten Kinde hatte der mit den Feuerspritzen zu sehr beschäftigte Vater dieses Möbel nicht vorgesehen; da es aber im Frühjahre kam, so hatte die Frau Pfarrerin, als kluge und praktische Hausfrau, den Wursttrog, der ja doch nur im Winter Verwendung fand, zur Wiege ausersehen. Es mar ein gemächliches Familienbild: die Frau Pfarrerin am Tische, mit Zurstung des Gemüses beschäftigt, mit dem Wursttroge vor sich, den das kleine Wesen darin durch seine Bewegungen selbst in beständiges Schwanken versetzte.

Das Mädchen war in dem Wursttroge so gut gerathen, daß die Frau Pfarrerin auch bei ihren späteren Kindbetten, die sich nach fast regelmäßigen Zwischenpausen einstellten, keine Wiege wollte. Erst als der Stammhalter erschien, gab sie, wenn auch nicht ohne einige bange Ahnungen, dem Drängen ihres Gemahles nach. Aber das ungewohnte Möbel stand ihr überall im Wege; es knackte zuweilen unheimlich in den Fugen, wenn der kleine Psifsig ungefügig mit den Beinchen strampelte, und so wurde bald eine der jüngeren Schwestern als „Kuhschwanz" angestellt, wie Vater Psifsig sich scherzhaft ausdrückte, indem er damit auf die bekannte Geschichte aus Hebels Schatzkästlein anspielte, der zufolge eine Bäuerin die Wiege ihres Sprößlings an den Schwanz der Kuh in dem Stalle daneben so kurz angebunden hatte, daß diese die Wiege in's Schaukeln brachte, wenn sie den Schwanz an den Leib zog.

Während des Kinderlebens unseres Helden wuchsen die älteren Schwestern heran, verlobten sich mit Candidaten und Studenten der Theologie, die dem Vater zuweilen beim Predigen aushalfen, oder mit jungen Fortgehilfen, die zu den Jagden des Grafen beigezogen wurden, und warteten geduldig als liebende Bräute auf die Versorgung des Geliebten und die Heirath, die im glücklichsten Falle nach Ablauf von sechs bis acht Jahren stattfinden konnte. Sie halfen der Mutter im Haushalt, erlaubten sich ein Tänzchen bei der Kirchmeihe mit dem Bräutigam, der meist seine Ferien in den: Hause des zukünftigen Schwiegervaters zubrachte, machten sentimentale Spaziergänge beim Mondenschein, wenn die Witterung es zuließ, strickten eine ungeheure Anzahl von Strümpfen, schneiderten ihre eigenen und die Kleider der Geschwister nach alten Modezeitungen, häkelten Börsen für das Geld, welches der Bräutigam jetzt zwar noch nicht hatte, aber später verdienen würde, und stickten die unglaublichsten Dinge für Namens- und Geburtstage, für Weihnachten und die Wiederkehr des Verlobungstages: Tabaksbeutel, Zunderbüchsen, Griffe für den Feuerstahl, Briefbeschwerer, Turngürtel, Hosenträger. Guitarrenbänder, Pfeifenquasten und ähnliche Sachen. In den Stickmustern spielte das Vergißmeinnicht die Hauptrolle, aber auch Männertreu, Epheu, Winde, Jelängerjelierber und anderes bedeutsames Kraut wurde nicht vergessen, und zwei sich schnäbelnde Turteltauben auf blühenden Rosenzroeigen bildeten gewöhnlich den Mittelpunkt des sinnbildlichen Gerankes.

Vater Pffiffig fand indessen, daß die lange Zeit des Brautstandes seiner Töchter auf diese Weise nicht vorteilhaft für sie ausgefüllt sei, und er Kachtete, sie einstweilen und zwar „anständig unterzubringen." Die Mädchen hatten durch ihren Vater den nöthigen Unterricht erhalten; die Mutter hatte ihnen mitgegeben, was sie selber von Haushaltung und weiblichen Arbeiten mußte, und jeweilige Besuche bei einer Tante in der Residenz waren dazu benutzt worden, ihnen einen „höheren Schliff" zu geben.

Mit Hülfe der Frau Gräfin, des Domänenrathes und dessen Schwagers, der das weitläufige Gut eines adligen Fräuleinstiftes in einiger Entfernung bewirthschaftete, wo einige verhutzelte „gnädige Freifräuleins" öfter ihre Sommertrocknung abhielten (denn Sommerfrische konnte man es wohl nicht nennen), gelangte Vater Pffiffig ziemlich leicht und rasch zum Ziele. Die verlobten Pfarrerstöchter krochen als „Fräuleins", ja selbst als Vorleserinnen und Gouvernanten in Stellen unter, wo sie in der That nur höhere Kammerjungfern, Krankenmärterinnen oder Kindermägde waren, das letzte sogar nicht einmal nach Fröbel'schem System, das damals zwar schon erfunden, aber noch nicht allgemein bekannt mar. Elend bezahlte und dornenvolle Stellungen; — aber Vater Pffiffig versicherte, seine Töchter sähen nicht so sehr auf hohen Lohn, als auf anständige und liebevolle Behandlung; sie wünschten, als Glieder der Familie angesehen zu werden. Wenn aber auch die Herrinnen „gut gegen sie" waren, so blutete das Herz der armen Dinger doch beständig aus tausend Wunden. Sie waren, wie Fitchers Vogel im Märchen, nicht in der Familie, aber auch nicht außer der Familie; nicht unter der übrigen Dienerschaft, aber auch nicht über derselben; sie wurden in die Ecken gestopft, in welchen ein Gummibaum zur Decorirung fehlte, und von den Freunden des Hauses entweder übersehen oder mit jener bemitleidenden Herablassung behandelt, die um so tiefer kränkt, je größer das Bewußtsein des eigenen Werthes ist. „Sie armes, deutsches Huhn!" sagte einmal eine kecke Amerikanerin, welche eine der Töchter Pfifsigs bei einer Freundin traf, der sie ihr Leid klagte. Ihr einziger Trost war die Corresvondenz mit den Eltern, den Geschwistern und namentlich mit dem Verlobten; aber auch diese wurde auf das geringste Maß beschränkt, schon wegen des theuren Portos, dann aber auch, weil die vielfachen Geschäfte, zu welchen sie herangezogen wurden, nur wenig Zeit zur Sammlung der Gedanken und Gefühle ließen. Aber sie hielten standhaft aus, immer in Hoffnung auf baldige Anstellung des Verlobten.

Der Domänenrath Naumann mar in Folge einer ausgezeichneten Ernte, die den gräflichen Finanzen um so kräftiger unter die Arme griff, als das bevorstehende 25 jährige Jubiläum des regierenden Fürsten mancherlei außerordentliche Ausgaben in Aussicht stellte, zum Geheimen Domänenrath ernannt morden. Er hatte sich persönlich bei dem Grafen bedankt, mar zur Tafel gezogen worden (als Verwalter und gewöhnlicher Domänenrath hatte er nur mit dem Haushofmeister gespeist), hatte beim Kaffee ein Gespräch mit der Frau Gräsin gehabt, die zu den Frauen gehörte, welche überhaupt nur Bedeutendes sprechen, und war dadurch zu Plänen angeregt morden, die ihm so höchst vernünftig schienen, daß er, ohne zu Hause abzusteigen, sofort bei der Rückkehr auf den Pfarrhof ritt, wo Pffiffig sich beeilte, ihm beiin Absteigen behüflich zu sein und zu dem neuen Titel zu gratuliren.

„Was ich mir dafür kaufe?" brummte der neugebackene Geheime Domänenrath. „Aber darum handelt es sich nicht! Es kann ja gut sein wegen der Leute, die thörichter Weise vielleicht mehr Respect vor dem Geheimen, als vor dem Domänenrath haben werden. Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht! Ich komme wegen Ihrer Luise!"

„Meine Tochter! Doch nichts Ungerades?" fragte ängstlich Pffiffig.

„Im Gegentheil, alter Freund," sagte der Domänenrath, ihm auf dir Schulter klopfend. „Ich denke, ihr Glück ist gemacht. Hören Sie nur. Das Gespräch kam auf Ihre Luise. Der Graf und die Gräsin lobten das Mädchen über alle Bäume hinaus. Es sei ein wahres Talent in Beziehung auf Toiletten uud Weißmaaren. Nicht allein, daß sie alle einschlagenden Arbeiten auf's Gründlichste verstehe und jede Angabe eines Modejournals untadelhaft

auszuführen wisse, bethätige sie auch einen feinen Geschmack in eigenen Erfindungen. Neulich habe sie der Gräfin und einigen Freundinnen derselben zu einem Jagdmahle im Freien so reizende Toiletten componirt, daß alle Damen aus der Residenz ganz baff gewesen seien und sich nach der Adresse der Pariser Putzmacherin erkundigt hätten, welche diese Costüme geliefert haben müsse."

„Ja," sagte Pfiffig, sich aufblähend, „Luise hat schon von Kind auf künstlerische Anlagen gehabt. Es freut mich, daß sie Anerkennung findet."

„Und wie!" rief der Domänenrath. „Merken Sie denn nicht, wo das hinaus will? Als die Damen hörten, wer diese graziösen Toiletten erfunden habe, bedauerten sie allgemein, daß solche Talente sich nicht auf einer größeren Bühne entfalten könnten."

„Ich begreife nicht, wie das sich machen könnte," unterbrach Pfiffig.

„Aber ich begreife es," sagte der Domänenrath ungeduldig. „Ich habe mir das auf der Herreise überlegt. Luise muß aus dem Dienstverhältnis; heraus und ein Mode- nnd Weitzwaarengeschäft in der Residen; gründen. Ich mache mich anheischig,' das nöthige Capital zu schaffen. Die beste Kundschaft der Residenz ist ihr gesichert. Ich stehe Ihnen dafür. Pfiffig, daß sie am Ende des ersten Jahres einige Dutzend Arbeiterinnen beschäftigt und nach Ablauf des zweiten Jahres das ihr vorgestreckte Capital zurückzahlen kann. Ihr Glück ist gemacht! Aber was haben Sie, Mann?"

Pfiffig war blaß geworden wie ein Tuch und zitterte an allen Gliedern, wie Espenlaub. „Sie machen sich einen grausamen Spaß mit mir," stammelte er endlich.

„Bewahre!" versicherte der Domänenrath, „es ist mein blutiger Ernst!"

„Unmöglich!" sagte Pfiffig, sich erholend. „Bedenken Sie doch! Meine Tochter! Ein Weißmaarengeschäft! Eine Modistin! Luise ist ja mit Herrn Kreuzdorn verlobt, der eben sein Facultäts-Examen bestanden hat, nächstes Jahr sein Staatsexamen machen und dann zum GerichtsReferendar ernannt werden wird!"

Nun kam die Reihe des maßlosen Erstaunens an den Domänenrath. „Ich begreife nicht," sagte er; und er konnte in der That nicht begreifen, denn er war lange Zeit, bevor er in Mockheim sich „settelte", wie er zu sagen pflegte, im Auslande, sogar in Amerika gewesen und hatte sich dort Anschauungen geholt, die mit denen seiner Nachbarn wenig harmonirten. „So, so!" sagte er, „daran habe ich nicht gedacht! Ja, richtig! Luise ist mit dem jungen Kreuzdorn verlobt. Im nächsten Jahr wird er Referendar, sagen Sie?"

„Ganz gewiß", betheuerte Pfiffig. „Er ist in seiner Jurisprudenz sehr wohl beschlagen und wird das Staatsexamen ohne Schmierigkeit bestehen."

„Davon bin ich überzeugt. Wie lange muß er denn Referendar bleiben, und welche Bezüge hat er als Solcher?"

„Damit sieht es freilich scheu aus," meinte Pfiffig. „Er muß wenigstens drei Jahre umsonst dienen. Als Gratifikation erhält er zu Weihnachten ein Federmesser, einen Bund Schreibfedern und ein Buch Actenpavier. Wenn ihm der Landrichter wohl will, nimmt er ihn zuweilen zu Commissionen und Augenscheinen mit, wo er Diäten erhält."

„Und dann?"

„Dann wird er Assessor sine vor« mit dreihundert Gulden Gehalt!"

„Aber damit kann er doch nicht Heirathen?"

„Denkt auch nicht daran," sagte Pfiffig. Erst als Assessor onm voto mit 600 Gulden, was er, wenn er Glück hat, drei Jahre später werden kann."

„Rechnen wir einmal," sagte der Domänenrath. „Ein Jahr, drei Jahre und noch drei Jahre — macht sieben Jahre nach Adam Riessens Rechenbuch!"

„Stimmt!" sagte Pfiffig.

„Und so lange soll das arme Mädchen warten," brauste der Domänenrath aus, „und nachher in diese Misöre von 6M Gulden hineinheirathen? denn soviel ich weiß, hat dieser Kreuzdorn keinen rothen Heller, und Sie können auch Ihrer Tochter höchstens einige gedrechselte Tisch- und Stuhlbeine mitgeben! Da soll ja der Donner und das Wetter dreinschlagen! Und bis dahin soll sich die Luise in: Dienste Herumhunzen lassen, während sie, wenn Sie meinen Vorschlag annähmen, ein freies, selbständiges Leben führen und ihre eigene Herrin sein könnte?"

Pfiffig hob flehend die Hände. Der Domänenrath hatte sich durch seinen Zornausbruch abgekühlt. „Nun gut, sagte er, „ich will Luisen ihrem Verlobten nicht abspenstig machen. Das hindert ja nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Sie kann sich bis zu ihrer Verheirathung ein hübsches Vermögen verdienen und damit den Armensündergehalt des Herrn Assessors eum vot« Kreuzdorn in angenehmer Weise aufbessern."

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht," jammerte Pfiffig. „Ich erkenne ja Ihren guten Willen, Ihre fast väterliche Fürsorge sür meine Tochter an — aber bedenken Sie doch, lieber Domänenrath, Kreuzdorn wird ja nicht immer Assessor bleiben, er wird Landrichter, später Hofgerichtsrath werden!"

„Wir mollen's hoffen," bruminte der Domänenrath. „Aber was thut das zur Sache, daß Ihre Luise später einmal Frau Hofgerichtsräthin werden kann?"

„Doch, verehrtester Freund, thut das zur Sache!" sagte Pfiffig entschieden. „Eine Frau Hofgerichtsräthin aus guter Familie kann nicht Modistin gewesen sein, kann keinen offenen Laden gehabt haben. Das ist platterdings unmöglich!"

„Ich werde mit Luisen selber sprechen, sobald ich sie sehe. Einstmeilen Gott befohlen!" sagte der DomSnenrath, sich zur Thürs wendend.

Die Gelegenheit fand sich bald. Das Mädchen weinte, rang die Hände, mar aber eben so fest, wie ihr Vater. Der Domänenrath fuhr, wie er sagte, mit Glanz ab. Er wüthete einige Zeit gegen die Dummheit der Menschen, führte giftige Stachelreden über Standesvorurtheile, dämliche Albernheiten und ähnliche Dinge, spielte aber dann sein Schach weiter und schlug sich die Sache aus dem Sinne. —

Der junge Pfiffig tummelte sich, während seine Schwestern geduldig der Verheirathung und Versorgung entgegen dienten, mit den Dorfjungen in und außer der Schule herum. Er verdiente seinen Namen. Vom Vater hatte er das mechanische Talent geerbt, von der Mutter eine gemisse Zähigkeit im Ertragen kleiner Mühseligkeiten. In der Schule lernte er wenig, immerhin aber so viel, als ihm der Schulmeister geben konnte; von dem Vater etwas mehr, da dieser ihm einigen weiteren Unterricht, sogar im Lateinischen, angedeihen ließ. Am meisten aber lernte er von den Kindern der Juden, mit welchen er am liebsten umging, obgleich sie von den andern Jungen gemieden, ja selbst mißhandelt wurden. Dafür waren ihm diese anhänglich und treu ergeben. Bald war „Pfarrers Wilhelm" in allen Judenfamilien gern gesehen und als offener Kopf und schlagfertiger Antworter beliebt. Alt und Jung förderte ihn nach Kräften; und wenn es galt, ein gutes Wort für ihn einzulegen oder ihn von der Strafe für begangene Bubenstreiche loszuschwätzen, so waren seine semitischen Freunde stets bereit. Es gab Handel und Schlägereien genug, sowohl im Dorfe, als mit der Schuljugend der benachbarten Dörfer, bei welchen der junge Pfiffig nie fehlte. „Für meinen Wilhelm ist mir nicht bange." pflegte Vater Pfiffig zu sagen, wenn man ihm von Schrammen, Beulen und Löchern im Kopfe berichtete: „für meinen Wilhelm ist mir nicht bange, der ist immer auf einen klugen Rückzug bedacht. Das hat er von seinen alttestamentlichen Kameraden gelernt!"

Es mar in der Dhat ein schlauer Junge, der stets auf Mittel und Wege sann, sich gute Freunde zu machen. Er hatte des Domänenrathes ganzes Herz in sehr einfacher Weise gewonnen. Wohl wissend, daß dieser Morgens früh aus dem offenen Fenster die Thätigkeit des Gesindes controlirte, dann das Fenster schloß und erst gegen neun Uhr hinaus auf das Feld ritt, eilte er in Zeiten, wo die Arbeit pressirte, über den Hos. „Guten Morgen, Herr Domänenrath!" „Ei! Guten Morgen, Wilhelm! Wohin so früh?" „Ach! Hammartins Hannikel (Johann Martins Johann Nicolaus — man nannte im Dorfe die Bauern nur mit dein Vornamen, dem man den Vornamen des Vaters vorsetzte) war gestern Abend bei uns und klagte sehr über Müdigkeit — Arme und Beine seien ihm wie zerschlagen. Da wir nun keine Schule haben, so habe ich gedacht, ich wolle ihm ein Bischen beim Kartoffel-Ausmachen helfen!" „Recht," fagte der Domänenrath, „geh' nur!" und schloß das Fenster. Der junge Pfiffig ging schnell über den Hof, schlug einen Bogen um die Gartenhecken, schlummerte zu Hause noch ein paar Stündchen und schlenderte dann auf das Feld zu Hannikel. Wenn der Domänenrath hoch zu Roß erschien, war der Junge neben dem befreundeten Tagelöhner in eifrigster Arbeit. „Du bist ein braver Junge!" sagte der Domänenrath, indem er ihm mit der Reitpeitsche sanft auf den Kopf tiptte. „Ich werde Dir's gedenken. Verlaß Dich auf mich!"

Der Pfarrer in Auheim beschäftigte sich in seinen Mußestunden, deren n sehr viele hatte, mit höherer Mathematik. Er suchte eine algebraische Formel für das „große X des Weltalls", freilich ohne Erfolg und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Schulmeister, der nur mit Mühe bis zur Regel de tri durchgedrungen mar, und den Küster, welcher die Armenrechnungen zu führen hatte, in der edlen Wissenschaft weiter zu bringen. Vergebliche Anstrengungen! Der Pfarrer steckte offenbar das Ziel zu hoch. ?em Schulmeister hatte er ein Lehrbuch der Geometrie zum Studium gegeben, das von den Winkeln ausging und in dem viel von Sinus und Cosinus die Rede war. Nach einiger Zeit brachte der Schulmeister das Buch wieder. „Haben Sie es verstanden?" fragte der Pfarrer. „Manches mohl," antwortete der Schulmeister, „aber mit der Regel Cos. konnte ich nicht in das Klare kommen." Noch schlimmer erging es ihm mit dem Küster. „Hundertsechunddreißig Gulden dreißig Kreuzer und drei Heller Einnahmen, eben so viel Ausgaben," sagte der Pfarrer, nachdem er die Rechnung durchgelesen, „bleibt Null." „Nein, Herr Pfarrer," sagte der Küster, „geht auf!" „Ja wohl," meinte der Pfarrer, indem er sein „Viäi< unter die Rechnung setzte, „und für einen Kreuzer Schnupftabak bleibt übrig!" „Mag wohl fein," sprach der Küster, der sich viel auf seine Wetterbeobachtungen einbildete, „aber oft bleibt noch mehr übrig, wenn Wind ist. Sehen Sie einmal, Herr Pfarrer., jetzt bläst es schon seit drei Wochen immer aus demselben Loche! Man sollte meinen, es müßte doch endlich einmal alle werden! Aber nichts da, es bleibt immer noch Wind übrig!"

Der Pfarrer wandte sich an die jüngere Generation, indem er einigen Pächterssöhnen der Umgegend und seinen eigenen Kindem mathematischen Privatunterricht gab. Der Domänenrath drang darauf, daß der junge Pfiffig ebenfalls an diesein Unterrichte theilnehine und setzte es trotz des anfänglichen Widerspruches des Vaters durch, der lieber die zwei Nachmittage, während welcher Wilhelm nach Auheim pilgerte, dein Lateinischen gewidmet hätte. „Mit Eurem Latein," polterte der Domänenrath, „kann er keinen Hund aus dem Ofen locken! Ich weiß wohl, Ihr laßt gerne fünf gerade sein und elf ein Dutzend! Ich zahle die Stunden und damit Basta! Rechnen und Zählen ist wie Essen und Trinken; es hält Leib und Seele zusammen!"

Wenn der Vater Pfiffig das Drechseln und Spritzen-Putzen, der Pfarrer von Auheim die Mathematik als Liebhaberei betrieb, so beschäftigte sich der Domänenrath leidenschaftlich mit Naturgeschichte, besonders mit den auf Landwirthschaft und Gartenbau sich beziehenden Zweigen derselben. Er- fammelte Schmetterlinge, Käfer, allerlei „Klemmern", wie die Bauern sagten, verstand Vögel auszustopfen, hatte eine Thiersammlung, zu deren Bereicherung die Dorfjungen gegen kleinen Entgelt gern behülflich waren, und lag mit der ganzen Gemeinde beständig in Streit wegen der Maulwürfe, Spitzmäuse, Eulen, Igel, Fledermäuse, Neuntöoter und Kröten. Die Gemeinde zahlte einen Maulwurfjänger; der Domänenrath aber verweigerte die Entrichtung der auf ihn fallenden Quote, und es kam bis zu einer Beschwerde gegen ihn bei dem Landrath, welche der Bürgermeister in einem weitläufigen Documente auseinander setzte, das den Titel führte: Acta in Sachen der Maulwürfe der Gemeinde Mockheim gegen den gräflichen Geheimen Domänenrath Herrn Naumann, Wohlgeboren.

Der junge Pfiffig ging dein Domänenrathe mit Eifer zur Hand. Dieser beschenkte ihn mit Schmetterlingsgarnen und Raupenzwingern, lehrte ihn das Abbalgen und Ausstopfen der Vögel, leitete ihn zu selbstständigen Beobachtungen an; verstattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek, die ziemlich reich an naturgeschichtlichen Werken und Reisebeschreibungen mar und verfehlte nicht, ihn zu Weihnachten und an seinem Geburtstage mit guten Büchern dieser Art „anzubinden". Vater Pfiffig klagte auch über diese Zeitverschwendung; aber Wilhelm streifte lieber in Feld und Wald herum, als daß er zu Hause hinter lateinischen Grammatiken gesessen hätte, und wußte besser die Namen der Schmetterlinge, die er aufspannte, als diejenigen der Apostel oder der römischen Kaiser. „Sie verderben mir den Jungen ganz und gar, Domänenrath," jammerte der alte Pfiffig. Der Domänenrath aber schüttelte den Kopf: „Lassen Sie's gut sein," beschwichtigte er; „was er bei Ihnen lernt, verschmitzt er im Handumdrehen, das Andere bleibt ihm, weil er es sich selber in den Kopf festgenagelt hat."

So kam die Zeit heran, wo man sich entscheiden mußte, welche Wege der junge Pfiffig einzuschlagen habe, um später zu einer „Versorgung" zu gelangen. Es gab hitzige Debatten zwischen dem Domänenrath und dem Vater Pfiffig; aber dieser behielt um so mehr die Oberhand, als er von den übrigen Schächerbündlern sowohl, wie von der Mutter energisch unterstützt wurde. Der Domänenrath plädirte umsonst für eine technische und realistische Ausbildung; er ward überstimmt. Alle waren darin einig, daß der junge Pfiffig studiren, Theologie studiren und daß er deshalb so bald als möglich auf das Gymnasium geschickt werden müsse.

Aber hier lag, wie der Förster von Hahnheim versicherte, feines Gevatters Pfiffig Hase sehr stark im Pfeffer. Wie sollte man den Jungen in dem kleinen Landstädtchen erhalten, in welchen: von Alters her ein Gymnasium vegetirte, das zur Zeit eine gewisse Bedeutung hatte als Landes-Gymnasium für das Gebiet des Grafen, der damals noch reichsunmittelbarer Souverän war? Woher das Geld nehmen, ohne zu stehlen?

Zwar bot gerade dieses Gymnasium manche Vortheile. Man lebte dort wohlfeil; der Graf disponirte über einige kleine Stipendien von zwanzig oder dreißig Gulden jährlich, was immerhin genügte, Zimmer und Frühstück mährend der Studienmonate des ganzen Jahres zu bezahlen; das Städtchen war nur zwei Stunden Weges von Mockheim entfernt, so daß der Junge Samstag Abends in das väterliche Haus sich zurückziehen, dort den Sonntag zubringen und sogar Montags, wenn er früh Morgens ausmarschirte, noch rechtzeitig zu den Unterrichtsstunden einrücken und in seinem Ranzen Würste, gesalzene Butter und Handkäse mitschleppen konnte, so daß er für seine Abendmahlzeit nur ein Kreuzerbrötchen nöthig hatte. Auch gingen die Juden in Geschäften fleißig zwischen Mockheim und dem Städtchen hin und her, nahmen gerne von der Frau Pfarrerin ein Päckchen für den Sohn mit, fügten auch wohl im Winter für ihren jungen Freund ein Töpfchen Gänsefett bei, das Morgens zu dem schalen Milchkaffee, den seine Wirthin aus gerösteten Gelbrüben-Würfeln und Eicheln vortrefflich zu brauen verstand, ausgezeichnet mundete. Auch spendete der Domänenrath, welchem der junge Pfiffig Sonntags beim Ordnen seiner Sammlungen an die Hand ging, stets ein kleines Taschengeld; „denn", pflegte er zu sagen, „Wilhelm muß sich bei Zeiten daran gewöhnen, hier und da einen Schoppen Bier zu trinken, damit er als Fuchs auf der Universität seinen Stiefel vertragen kann." Ferner hielt sich der Graf alljährlich in den? Städtchen einige Monate auf, und dann steckte Schwester Louise, die nebenbei für einige Modehandlungen in der Residenz arbeitete, ihm die wenigen Groschen zu, welche dem Bräutigen nicht zugewendet wurden, der als Referendar an dem Landgerichte Trübsal nach Noten blies und an seinem Bund Federn kaute, statt an einem saftigen Beefsteak.

Außerdem bot das Gymnasium noch andere Vortheile dar, die Vater Pfiffig wohl zu würdigen mußte. Da es nur von sogenannten „Kümmeltürken" besucht war, nämlich Knaben aus den gräflichen Landen, die nicht viel des Holzes lieferten, aus welchem man Beamte oder gar Gelehrte schnitzen konnte, so sahen die drei Lehrer, welche die ihnen anvertraute Jugend bis zur Schwelle der Universität führen sollten, sehr darauf, so viele

nach Osten gezogen und mit dem Werder'schen Gymnasium in einem mächtigen und stattlichen Schulpalaste vereinigt worden ist. In jenem schlichten Hause habe ich meine erste Bildung und von Friedrich Koppen, der Deutsch und Geschichte lehrte, den tiefsten Eindruck erhalten. Mit einem großen Wissen verband er die seltene Gabe eines anregenden Vortrags und die Fähigkeit, leicht und liebevoll die Individualitäten seiner Schüler zu erkennen und zu unterscheiden. An ihm war keine Spur eines Schulpedanten, keine Kleinlichkeit und keine Nörgelei. An kein Lehrbuch mit Daten und Zahlen, Namen und Sprüchen band er seinen Vortrag, sondern schöpfte ihn aus einem immer bereiten Wissen und einer angeborenen, natürlichen Beredtsamkeit. So weit es im Rahmen der Schule möglich war, machte er aus seinem Freisinn und seiner Vorurteilslosigkeit kein Hehl. Er führte uns in die Schiller'sche ideale Welt ein, er begeisterte uns für den Dichter und seinen Marquis Posa, aber er nahm auch keinen Anstand, uns das eine und das andere Blatt aus Heine's prosaischen Schriften mitzuth eilen. Unvergeßlich ist mir ein Nachmittag, unmittelbar vor den Sommerferien im Jahre 1842, geblieben. Köppen las uns, um die letzte Schulstunde, wenn auch nicht nützlich, doch angenehm zu verbringen, einige Capital aus den Neisebildern vor — etwas aus dem Buch Le Grand, etwas aus der italienischen Reise. Ich stand wie unter einer Verzauberung und lief nach dem Schluß der Schule unter den Bäumen des Kastanienwäldchens in einer Art Verzü ckung auf und ab, ein phantastisches Klingen war um mich her und hin. In jenen Ferien verslang ich, was damals von Heine bekannt war, und die Tieck'schen Märchen und Komödien. Wenn ich ein Datum für meine literarische Geburt angeben soll, muß ich bis auf jenen Juli 1842 zurückgehen. Damals entschied sich, mir selber natürlich unbewußt, mein Schicksal; ein Etwas, das ich noch nicht mit einem Namen bezeichnen konnte, regte sich in mir, um mich nie mehr, wie oft es auch unterdrückt wurde, zu verlassen: die Lust, zu fabuliren, zu sinn en und zu schreiben.

Höher noch als meine kleinen Talente schätzte Köppen die Anhänglichkeit, die ich ihm bewies, und meinen Lerneifer. Ein inniges Verhältnis; bildete sich trotz des großen Unterschiedes der Jahre zwischen uns aus. Oft war ich in seiner Junggesellenwohnung, manchen Spaziergang machten wir zusammen. Als es auf seinen Rath entschieden wurde, daß ich trotz meiner beschränkten Verhältnisse studiren sollte, unterrichtete er mich unentgeltlich im Griechischen, um mir einen Platz in einer der oberen Klassen des Werder'schen Gymnasiums zu sichern, wohin ich, nach der Ablegung des Aviturieeiten-Eramens in der Realschule, überg ing. Statt sie einzuschränken, erweiterte die neue Schule mit ihrer philologischen Zopfgelehrsamkeit unfern Umgang und unsere Beziehungen. In Köppen steckte ein Journalist, den widrige Umstände und eine gewisse Schwerfälligkeit der Feder nicht hatten lebendig werden lassen. Er hatte das Bedürfniß, sich über die politischen und literarischen Erscheinungen des Tages auszusprechen. Bei ihm lernte ich den unbeschreiblichen Genuß kennen, ein verbotenes Buch wie Heine's Wintermärchen „Deutschland" und Hermegh's Gedichte in der Hand zu halten. Eine alte Freundschaft verband ihn mit Bruno und Edgar Bauer, mit Ludwig Buhl und Max Stirner, und es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie mit einander in Hivvel's Weinstube hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zuweilen widerklang. Wie sehr diese Einflüsse und Anregungen, die keineswegs nur nihilistischer Art waren, sondern mir eine Fülle eigenthümlicher Gedanken über Geschichte und Philosophie zuführten, auch in der Zukunft mir zum Guten ausschlugen, in der Gegenwart bereiteten sie dem Secundaner und Primaner des Werder'schen Gymnasiums, unter dem strengen und steifen Pädagogen Bonnell, manche Verlegenheit. Nur meine Geschicklichkeit in der rhythmischen Uebersetzung Horazischer Oden und mein gutes Gedächtnß für Geschichtsdaten und Gefangbuchsverfe bewahrten mich immer auf's Neue vor dem ärgsten Zorne des kleinen, in seiner Weise vortrefflichen und gelehrten Mannes; vor dem Carcer haben sie mich freilich nicht gerettet. Und nicht als Freunde sind wir Beide von einander geschieden. Von seinem Standpunkt aus mußte er mich als einen verlorenen literarischen Bummler betrachten. Da war es mir, als seine früheren Schüler, Freunde und Genossen im Jahre 1878 fein Dienstjubiläum festlich begingen, eine große Genugthuung, mit ihm auf die alten Zeiten anzustoßen und von ihm zu hören, daß er die Artikel, die ich während des französischen Krieges für die „National-Zeitung" geschrieben, sich ausgeschnitten habe und als Erinnerung aufbewahre. Das Einzige, was der Literat in mir ihm verdankt, ist die Bekanntschaft mit Schleiermacher's Schriften. In seiner Jugend war Bonnell ein eifriger Hörer und Verehrer des berühmten Predigers der Dreifaltigkeitskirche, später im Vorstand einer Schleiermacher-Stiftung, und er liebte es, in dem Religionsunterricht, den er in der Prima ertheilte, von Schleiermacher zu sprechen, in einem Ton, der merkwürdig von seinem gewohnten lehrhaft trockenen Vortrag abstach.

Stärker und tiefer aber, als diese Einwirkungen der Schule, waren die der Familie und der Umgebung auf meine literarische Entmickelung. Zola's „mili«u" ist auch für mich entscheidend gewesen. Ich bin im Schatten der alten Petrikirche geboren und im Schatten der Nicolaikirche aufgewachsen; mein Bater stammte aus Sachsen, meine Mutter war eine geborene Berlinerin. Schon im frühen Kindesalter verlor ich den Vater, und die Mutter mußte sich mit zwei Kindern mühsam durch's Leben schlagen. Wir lebten nicht gerade in ärmlichen, doch in engen Verhältnissen, wo jeder Groschen zweimal umgedreht werden mußte, ehe er ausgegeben werden durfte. Hülft eich mit Rath und That nahm sich ein guter Mann, der Gatte ihrer jüngeren Schwester, der Wittve und der Kinder an. Seines Zeichens ein ehrsamer Buchbinder, in jenen Tagen, wo das Handwerk auch in Berlin noch einen goldenen Boden fand, hatte der Oheim Laden und Werkstatt an der Ecke der Dorotheen- und Friedrichstraße. Die Nähe der Universität, der Academie und des Friedrich-Wilhelm-Instituts verschaffte ihm eine gelehrte Kundschaft: Professoren, junge Aerzte, Studenten gingen in seinem Laden aus und ein. Freundlich und gesprächig, wie der Berliner sagt: mit dem Sinn für das Höhere, in seinen jüngeren Jahren ein ansehnlicher Mann, gewann er sich die Achtung und Freundschaft von Männern und Frauen, deren Lebensstellung und Bildung die seinige überragte. In treuem Gedächtniß bewahrte er die Erinnerung an die unglückliche, schöne und phantastische Charlotte Stiegtitz, die, um ihren Mann durch einen ungeheuren Schmerz und Schicksalsschlag aus der Mittelmäßigkeit seines Wesens zu einem großen Dichter zu erheben, sich den Dolch in die Brust gestoßen hatte. Wiederholt war sie. Arm in Arm mit ihrem Gatten, in dem Laden des Oheims gewesen und hatte manche Stunde mit ihm verplaudert. Ihr Biograph, der jugendlich kecke Theodor Mündt, gehörte ebenfalls zu „unseren Kunden". Diese Bekanntschaften und dieser Verkehr verbreiteten einen literarischen Duft und Hauch in der Familie, den schon der Knabe, unbewußt, welche Luft er einathmete, begierig einsog. Die große Angelegenheit des damaligen Berlins mar das Theater. Das Schauspielhaus und das Königsstädtische Theater wetteiferten mit einander um die Gunst des Publikums. Da Alles, was jetzt das Kleinbürgerthum beschäftigt und seine Mußstunden in Anspruch nimmt, politische Wahlen, der Vezirksverein, das Antifemithentum, die Bierbankpolitik, in den dreißiger Jahren außerhalb seines Gesichtskreises und seiner Neigungen lag, das oM «liantant noch nicht erfunden mar, die Volksconcerte noch keinen festen Fuß in unserer Stadt gefaßt hatten, das Lesebedürfniß sich noch in bescheidenen Grenzen hielt, bildete das Theater mit seinem Darum und Daran von Couilissengschichten und Schauspielereitelkeiten den Mittelpunkt des Gesprächs und des Vergnügens. Hier war die sonnige Höhe, unter der tief im Nebel der Bedürftigkeit das Alltagsleben mit seinem Einerlei von Arbeit und Sorgen lag. Und diese Höhe war selbst für die Masse der kleinen Leute nicht unerreichbar, die Eintrittspreise waren im Durchschnitt um die Hälfte, um zwei Drittel billiger als jetzt. Keine Bürgerfamilie schämte sich, im dritten Range des Schauspielhauses, im Amphitheater des Opernhauses Platz zu nehmen. Da kein Bierpalast und kein Verein den Handwerksmeistern allabendlich das Geld aus der Tasche zog, war zu dem Theaterbesuch am Sonntag meist der Thaler für Mann und Frau vorhanden. Dabei hatte man noch über das Vergnügen hinaus die für den echten alten Berliner erhebende Empfindung, sich zu bilden. Weniger als jetzt legte man Gewicht auf die neuen Stücke; weit trat in der Kritik wie in der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Interesse der Dichter hinter dem Schauspieler zurück. Schon der heranmachsende Knabe hörte von großen Schauspielern; Nebenstein und Krüger waren das Entzücken meiner Mutter, erst von Ludwig Devrient und dann von Sendelmann erzählte der Oheim. Der Streit, den die Frau Crelinger mit dem Fräulein Charlotte von Hagn über allerlei Rollen führte, die sie ihren Töchtern zuwenden wollte, wurde auch im Buchbinderladen der Dorotheenstraße eifrig besprochen.

Wohl wäre für unsere beschränkten Mittel ein häufiger Theaterbesuch eine Unmöglichkeit gewesen, hätte sich nicht eine freundliche Fee in der Gestalt einer alternden Jungfer eingestellt, die eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ihrer Geschicklichkeit im Schneidern — eine Kunst, die damals auch leichter zu erwerben mar, als bei den heutigen Moden —, ihrer Anstelligkeit und ihrem guten Aussehen und feinein Betragen verdankte Minna Schräder ihre Stellung in der Garderobe der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Sie wohnte in dem Prinzessinnenpalais, unter dem Dache zwar, aber in zwei geräumigen Kammern, nach der Gattenseite, und begleitete die Fürstin auf ihren Reisen und während des Sommers nach Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen. Bis zum Tode ihrer Herrin ist die treue Dienerin in ihrem Dienste geblieben. Als zum Hofe gehörig, hatte sie ein-, auch wohl zweimal in der Woche zwei Freibillette zu den königlichen Theatern nnd bedachte uns freigebig damit. So blieb es für mich nicht bei dem bloßen Hören von den Wundem des Theaters; mit eigenen Augen sah ich sie, mit lauschenden Ohren und pochendem Herzen vernahm ich eine melodische Sprache mir entgegenönen, die der zwölfjährige Knabe nur halb verstand, die ihn aber um fo stärker berauschte. Denn strenge hielt der Oheim darauf, daß ich, wie mir jetzt sagen würden, einzig klassische Vorstellungen besuchte. Minna Schräder ermies sich indessen auch noch nach anderen Seiten hin als eine mohllhStige Fee. Ich durfte sie im Palais besuchen, nach Charlottenburg zu ihr hinauskommen, dort und in Schönhausen, wo die Fürstin die ersten Sommer, nach dem Tode des Königs, zubrachte, zuweilen vom Sonnabend auf den Sonntag übernachten. Blöde und schüchtern startte ich, wie durch einen von unsichtbarer Hand aufgehobenen Vorhang, in diese fremde, prächtige Welt des Hofes hinein. Wie alle langjährigen und vertrauten Diener einer vornehmen Herrschaft fand die gute Minna ein besonderes Vergnügen daran, wenn die Gelegenheit es erlaubte, mir die Herrlichkeiten der Gemächer zu zeigen, die ihre Herrin bewohnte: sie sonnte sich in dem Abglanz, der davon auch auf sie siel, und in der sprachlosen Verwunderung, mit der ich Alles betrachtete. Einmal sind wir dabei von der Durchlaucht überrascht worden, aber ich muß mich trotz meines ersten Schrecks tapfer gehalten haben, denn ich durfte ihr etwas vordeclamiren, ein Dutzend Verse aus Schiller's „Bürgerschaft", und sie schenkte mir eine schöne Mütze. Auch den alten König Hab' ich aus der Entfernung, halb hinter einer Thür verborgen, langsam am Arm der Fürstin an mir vorüberschreiten gesehen, aus der Halle in den Gatten hinein, dem kleinen Theehäuschen am Ufer der Spree, unter den schattenspendenden Kastanien, zu. Jetzt ist dieser Theil des Charlottenburger Parkes, rings um den erst von Friedrich Wilhelm III. an das alte Schloß angebauten Flügel, meist abgesperrt, und das kleine Theehaus wegen seiner Verfallenheit längst nicht mehr zu betreten. Wie fest, beinahe ohne mein Zuthun, sich diese Bilder auch meiner Phantasie eingeprägt haben: im Augenblick, mo ich sie erlebte, machten sie nicht entfernt den Eindruck auf mich, den die beiden großen, einsamen und melancholisch schönen Gärten von Charlottenburg und Schönhausen auf mich übten. In der Morgenfrühe und am späten Abend, wo sie für jeden Andem geschlossen waren, konnte ich sie durchwandern: mir rauschten ihre Bäume, mir dufteten ihre Jasminbüsche. Diese Gartenpoesie that es mir an, ich mußte nicht wie und wodurch — viele Jahre nachher ist sie, gleichsam aus dem Innersten meines Gemüths wieder auftauchend, der Untergrund meiner ersten novellistischen Versuche geworden.

Liebten die Mutter und Minna das Zarte und Empfindsame auf der Bühne, so machte mich ein anderer Bekannter mit jenem Dämon vertraut, den man, nach Voltaire's Meinung, im Leibe haben muß, will man ein großer Schauspieler oder ein großer dramatischer Dichter werden. Es hat Zeiten gegeben, mo Wilhelm Zimmermann mich wie unter einem magischen Banne hielt, ich fürchtete mich vor ihm und bewunderte ihn zugleich. Wir nannten ihn Alle den Doctor, obgleich ich nicht weiß, ob er diesen Titel, der seitdem freilich zu einer Art literarischer Nickelmünze geworden ist, mit Recht verdiente, auch nicht, wie er an den Oheim gekommen mar. Aber es verging kein Tag, wo er nicht im Laden erschienen mä re und Himmel und Erde zusammengeschmatzt hätte. Er mochte ein halbes Dutzend Jahre weniger als der Oheim zählen, eine problematische Existenz, ohne Beruf und Arbeit, ohne Geld und oft ohne Obdach. Die Sage, die damals mit einen: echten Hoffmann'schen Gruseln durch Berlin lief, daß mancher arme Schelm in dem Leichenwagen übernachtete, der von Abends sieben Uhr bis zum Morgen unbenutzt auf dem Gendarmenmarkte in dein Winkel zwischen der französischen Kirche und dem Thurm stand, mar für ihn mehrmals eine leidige Wirklichkeit. Er mar der Sohn eines wunderlichen GymnasialDirectors, aber früh von dem Vater aufgegeben und verstorben. In unserer Gegenwart würde er mit seiner Findigkeit, seiner Bildung und Geistesschärfe sich leicht als Journalist das Leben gefristet haben, allein um das Jahr 1888 war der Journalismus in Berlin eine brotlose Kunst. Sein natürlicher Hang zur Faulheit, sein Mangel an Stätigkeit wuchsen in der Bttmmelei und im Galgenhumor; wenn er durch die Uebersetzung einer Dissertation in das Lateinische, das damals noch für alle akademischen Arbeiten obligatorisch war, oder durch die Durchsicht der Correcturbogen eines gelehrten Werkes einige Thaler erworben hatte, so spielte er sich auf den Crösus auf, der die Welt in der Tasche hat. Da er kein Heim hatte, so machte er diese Arbeiten in der Wohnung des Oheims, in einer kleinen Kammer, die nicht zu heizen war, Tag und Nacht schreibend, von einigen Brötchen und ein paar Tassen heißen Kaffee's lebend, da er jede festere Nahrung abwies. Seine eigentliche Leidenschaft war das Theater: eine wohlklingende Stimme, ein ungewöhnliches Nachahmungstalent befähigten ihn zum Schauspieler. Wie oft habe ich ihn ganze Scenen aus dem Repertoire Ludwig Devrient's und Seudelmcmn's spielen sehen. Alles, was ihm, mar er einmal in das Feuer gerathen, unter die Hände siel, der Kleistertopf wie die Papiersäge der Buchbindermerkstatt, diente ihm zum Requisit, zu Dolch und Scevter; er hatte Augenblicke, wo er von einem Dämon besessen schien und mit seinen rollenden Augen, seinen lebhaften und sprechenden Bewegungen uns hinriß und erschreckte. Was davon Nachahmung, was Natur war, vermochte ich selbstverständlich nicht zu unterscheiden: wie es war, dünkte es den Knaben unnachahmlich. Durch einen Zufall kam Zimmermann aus dem wilden Gießbach, der ihn schließlich in die Tiefe gerissen haben würde, in ein ruhigeres Fahrwasser. Er wurde einer Goldschmiedswittve in der Mohrenstraße zum Hauslehrer ihres Sohnes empfohlen, um denselben zum Abiturientenexamen vorzubereiten. Bald gefiel er der noch lebenslustigen Frau mit seinem klugen interessanten Gesicht und seiner strömenden Rede; als der Sohn seine Prüfung bestanden hatte und zur Universität abging, heirathete der Lehrer die Mutter. Anfänglich spielte er hinter dem Ladentisch als Verkäufer von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln eine komische Figur, der Schnitt seines Kopfes und seine Geberden erinnerten zu sehr an den Schauspieler, aber allmählich lernte er sich in die neue Nolle schicken. Aller gemeinen Sorgen mar er nun ledig, er konnte alte Schulden bezahlen, hatte immer Geld im Beutel und lebte nach dem Schlüsse des Geschäfts feiner Theaterleidenschaft. In einer Sonnabendnacht ließ er den Laden und das daran stoßende Hinterzimmer ausräumen und verwandelte beide in eine Bühne, auf der er am Sonntagnachmittag vor einer geladenen Gesellschaft Scenen aus dem „Don Carlos" aufführte: er selbst Don Philipp, sein Stiefsohn der Infant, mein Onkel Marquis Posa. Als die abenteuerliche Vorstellung einen leidlichen Verlauf genominen, rief er pathetisch aus: „Ich komme mir vor wie Napoleon nach einer großen Schlacht!" Ein anderes Mal habe ich ihn als Wallenstein gesehen, draußen ans der Bühne am Weinbergsme g, vor dem Rosenthalerthore, die später als „Mutter Gräbert's Theater" bis in den Anfang der sechziger Jahre hinein sich des volksthümlichsten Rufes erfreute; er hatte das Theater für den Abend gemiethet, seinen Mitschauspielern das Schiller'sche Drama einstudirt und spielte nun, sich einen langegehten Wunsch erfüllend, vor seinen Freunden und Bekannten den grüblerischen Feldherrn. Von seinem Laden in der Mohrenstraße blickte er über diesen Theil des Gendarmenmarktes hinweg nach dem Eckhause der Tauben- und Charlottenfraße, wo einst „meines Vetter's Eckfenster" gewesen war; persönlich hatte er den Gespenster-Hoffmann nicht mehr gekannt, aber in der Weinstube von Lutter und Wegner, die ihm schon wegen der Erinnerung an Ludwig Devrient eine geweihte Stätte mar, genug von ihm gehört, um mit seinen Wiedererzählungen meine Einbildungskraft zu bezaubern. Wenn ich jetzt an ihn zurückdenke, den längst die Erde deckt, so erscheint er mir selbst als eine Hoffmann'sche Figur, mit seinem krausen Lebenslauf, seinem glatten, ewig beweglichen Gesicht, dem unheilbaren Riß zwischen seinen Neigungen und seiner bürgerlichen Stellung.

Unter dem Druck dieser geistigen Atmosphäre war es kein Wunder, daß ich zu dichten ansing, allerlei kindische Reimereien, zwischen Heine und Freiligrath schwebend, und ein romantisches Trauerspiel: „Die Eroberung Granada's." Das bekannte Geschichtsmerk Prescott's über Ferdinand und Isabella von Spanien hatte mich dazu begeistert. Da ich nichts mehr von ihm übrig behalten habe, als das Personenverzeichniß, so vermag ich es keiner kritischen Prüfung zu unterziehen: jedenfalls verrieth es ein gewisses Formtalent, denn in der Behandlung der Sprache und des Verses verstand Koppen, der es als einer der ersten zu lesen bekam, keinen Spaß. Nicht als der erste, denn damals, 1845, wurde neben seiner Leitung und Kritik die eines Freundes über mich mächtig, der seitdem in unserem politischen und journalistischen Leben an hervorragender Stelle gestanden hat und noch steht. Alexander Meyer besuchte mit mir das Werder'sche Gymnasium in dem Fürstenhause der Kurstraße, in dem Winkel zwischen diesem und der alten Münze: mir saßen in denselben Klassen, rückten gemeinsam vor und hatten in der Meinung unserer Lehrer dieselben Vorzüge und dieselben Fehler. Zärtlich war unsere Jugendfreundschaft nicht, aber fest und dauernd. Wir mochten gegenseitig das Gefühl haben, einander zu ergänzen; ich wenigstens empfand das Bedürfniß und das Verlangen nach seinem Umgang, seinem Witz und seiner Ironie, wie empfindlich sie mich oft auch kränkte. Noch Jahre über unsere Studentenzeit hinaus sind wir unzertrennlich gewesen. Klar und scharfsinnig, wurzelte Alexander Meyer in der Satire, dafür fand er immer das richtige, zuweilen das schneidige Wort. Wenn ich mich nicht ganz in den Irrgarten der Phantastik verlor, so verdanke ich es seiner Kritik. Er nahm zu meinem Aerger und doch stets zu meinem Besten die Mondscheingedichte unter die naturwissenschaftliche Lupe und dämmte die dramatischen Entwürfe aus der Ueberfluthung mit Episoden und lyrischen „schönen" Stellen in das Bett der verständigen Regel. Wohl wurden all dieser Scharfsinn und diese klugen Nachschlüge an Werke verschwendet, die zuletzt doch das Licht der Welt nicht erblicken sollten, aber für- meine eigene Entwicklung sind sie von unschätzbarem Werth gewesen. Einer Phantasie und Gefühlsschwelgerei, die mich in's Wesenlose zu entführen drohte, gab der Freund gerade in den Jahren, wo wir für eine Kritik am empfänglichsten und am verwundbarsten sind, einen Stoß in die Wirklichkeit. Wenn ich jetzt so oft von den jungen Leuten mir den Vorwurf machen lassen muß, ohne Leidenschaft zu

sein und nichts zu wagen, so lächle ich still für mich, da ich es besser weiß, wie es um mich bestellt mar, und danke im Stillen dem guten verständigen Merck-Alerander, der mich aus der Nomantik in die Natur hinüberführen half.

So überbürdet und unter der Last der Schularbeit erliegend, wie gegenwärtig die Schüler der beiden oberen Klassen der Gymnasien, waren mir damals nicht, oder mir müssen die leichtsinnigsten Taugenichtse gewesen sein. Denn trotz aller Vorbereitungen auf Plato und Tacitus, trotz der lateinischen und der deutschen Aufsätze hatten mir Zeit, zu dichten, das Theater zu besuchen und selber Komödie zu spielen. Voll von diesen Schwärmereien, Zerstreuungen und Vergnügungen waren die Jahre 1846 und 1847 die glücklichsten und unvergeßlichsten meiner Jugend; wandelte ich doch schon als „gedruckter" Dichter umher! Wir hatten in Berlin ein kleines Blatt mit dem anspruchsvollen Namen: „Berliner Figaro". Gedruckt wurde es in der Adlerstraße und erschien, tauscht mich nicht mein Gedächtniß, dreimal in der Woche. Regelmäßig brachte es Theaterrecensionen, gelegentlich auch in französischer Sprache, über die Gesellschaft französischer Künstler, die bis in das Jahr 1848 hinein in unserem Schauspielhause als ««mv6isu8 ciu r«i 6s ?russu Vorstellungen gaben, allerlei „Vermischtes" und, was für mich die Hauptsache war, Gedichte. Unter dem Kriegsnamen „Carl Frey" hatte ich dem Blatte einige Gedichte zugeschickt, in der Ueberzeugung, daß sie viel besser wären, als diejenigen, die ich darin gelesen hatte — und Wunder über Wunder! sie wurden gedruckt, sämmtlich gedruckt. Der Lorbeer des Lyrikers konnte mir nach solchen Anfängen nicht mehr entgehen, aber mein Sinn mar auf Höheres gerichtet. Zu innig war meine bisherige Entwicklung mit der Bühne und dem Schauspielerthum verknüpft, als daß ich den wahren literarischen Ruhm auf einem andern Gebiete als auf den Brettern zu suchen vermocht hätte. „Das Urbild des Tartüffe" und „Uriel Acosta", „Gottsched und Geliert" und „Die Karlsschüler", die wir sahen, die wir jetzt selber darzustellen beschlossen hatten — zwei andere Jugendfreunde, die damals auch nicht träumten, daß sie, wie ich, in der Journalistik ihren Beruf verfehlen würden, Moritz Gumbinner und Nusticus-Bauer, standen an der Spitze des verwegenen Unternehmens — „Judith" und „Maria Magdalena", die wir lasen, hatten uns Alle in ein hitziges Theaterfieber versetzt. Je nach der Begabung, sprang in den Einen mehr der Schausvierlertick, in den Andern der dichterische Trieb hervor. In dem von Joseph Lehmann herausgegebenen „Magazin für die Literatur des Auslandes" hatte ich die ausführlichere Anzeige einer Schrift von Olfers „Ueber den Mordversuch gegen den König Josevh von Portugal am 3. September 1758" gelesen; neuere Arbeiten französischer und portugiesischer Historiker waren zur Vergleichung herangezogen worden: Olfers' Schrift mar schon im Jahre 1838 erschienen. Der Stoff schlug in die Stinmung der Zeit, eben waren die Deutsch-Katholiken und die Lichtfreunde emporgekommen, die Bekämpfung der Jesuiten, ihres Einflusses und ihrer abscheulichen Lehren, wurde von der Regierung als eine Forderung der Bildung und der Volksmohlfahrt stürmisch gefordert. Pombal nun, der gemalthätige und entschlossene Minister eines schwachen und gutmüthigen Königs, hatte Lissabon aus den Schrecken des Erdbebens gerettet und den Orden Jesu aus Portugal verbannt. Um dies Aeüßerste aufzuhalten, hatten die Jesuiten Malagrida und Mathos sich in eine Verschwörung gegen den König Joseph eingelassen und mit einigen vornehmen Herren, die der König und sein Minister beleidigt, einen Mord geplant. In einer Nacht, als der König von seiner Geliebten heimkehrte, ward auf ihn geschossen. Aber die Verwundung war nur leicht, Pombal blieb Sieger, die Jesuitenpaters wurden hingerichtet. Welch ein unmöglicher Stoff für einen jungen Menschen, wenn er ihn mit dem Realismus unserer Gegenwart hätte behandeln wollen! Bei seiner Unkenntnis) der Menschen und jener Zeit, des portugiesischen Hofes und Landes! Es wäre ein thörichtes und aussichtsloses Wagstück gewesen. Aber solche Hindernisse hielten mich damals nicht auf. Ich sah nur das allgemein Menschliche des Vorgangs, wie es sich in meiner und in der Seele meiner Zeitgenossen spiegelte. Ein heroischer, freisinniger Minister im Kampf mit den Ränken der Hofleute, dein Aberglauben des Volkes, den Kabalen einer fanatischen Priesterschaft; ein liebenswürdiger leichtsinniger König, eine schöne Dame, wie die Prinzessin von Eboli, ein eifersüchtiger Ehemann von hohem Range, düstere Mönche: das waren meine Figuren. Schiller's „Don Carlos" lieb freundlich Farbe und Sprache, in einer Scene zwischen Pombal und dem Könige wiederholte sich das erste Gespräch zwischen Posa und Don Philipp. Nicht ein einziges Blatt besitze ich mehr von dem Schauspiel, kaum daß ich mich noch eines Dutzends seiner Jamben entsinne; aber ich glaube heute, wie ich damals glaubte, daß es trotz seiner geringen Originalität keine ganz verwerfliche Arbeit mar. Es hatte den großen dramatischen Vorzug, daß es sich schnell hintereinander, nur drei Tage umfassend, abspielte und innerhalb der Acte keinen Decoratisnswechsel eintreten ließ. Wahrscheinlich würde mir jetzt mein Held Pombal als eine schwächliche und traurige Nachahmung Posa's keine Freude bereiten, allein die Folgerichtigkeit und Schärfe in der Zeichnung des einen Jesuiten imponirten mir vielleicht, wenn auch nur als die Zeichnung eines zwanzigjährigen Menschen.

Auf die Bühne des Schauspielhauses kam mein Schauspiel nicht. Mit einem höflichen, „das Talent des Dichters" anerkennenden Schreiben erhielt ich mein Manuscript zurück, doch erwarb es mir die Freundschaft einer begabten, verständigen Schauspielerin, die ach! zu früh für die Kunst und unsere Freundschaft aus der Welt scheiden sollte. Den Namen Bertha Unzelmann las ich zum ersten Male in einer Recension, die der lange Saß. einer aus der Hipvel'fchen Tafelrunde, über die Aufführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Maria Magdalena" auf dem Leipziger Stadttheater geschrieben hatte. Mit warmem Lobe bedachte er die Darstellung der Künstlerin, die ich bald nachher in unserm Schauspielhause sah. Am 17. Mai 1847 trat sie hier als „Valentine" in Gustav Freytag's gleichnamigem Schauspiel auf. Dichtung und Künstlerin waren uns Allen neu, mein junges Herz erfüllten sie mit schwärmender Bewunderung, die sich in verzückten Versen ausströmte. Wieder war der „Berliner Figaro" so gütig sie abzudrucken und mit einem Blumenstrauß wanderten sie zu Bertha Nnzelmann. Schwerlich würden sie Gnade vor ihren Augen gefunden haben, hätte sie Gustav Freytag, der zu der Aufführung seines Stückes von Leipzig herübergekommen war, nicht gelobt. So aber vermittelten Blumen und Verse eine Bekanntschaft, die sich fester knüpfte, als ich ihr mein Schauspiel, diesen guten Wechsel auf die Unsterblichkeit, mittheilte. Bertha Unzelmann war die Tochter einer wunderschönen, vielbeliebten Berliner Schauspielerin, die in zweiter Ehe einen Beamten des Finanzministeriums Werner geheirathet hatte; ich habe sie nur in sogenannten Mütterrollen, voll Anstand, Würde und Herzlichkeit auf der Bühne kennen gelernt, ein mittleres Talent, das niemals anstieß, aber auch niemals überraschte. Ihrem zweiten Manne hatte sie mehrere Kinder geboren, und in dem Hause in der Puttkamerstraße, wo Bertha Unzelmann bei ihren Eltern wohnte, herrschte ein helleres, geistig angeregtes Leben. Es hieß, daß Bertha Unzelmann hauptsächlich auf Antrieb ihres Stiefvaters, der ihre ungewöhnliche schauspielerische Begabung erkannt und ausgebildet, zur Bühne gegangen sei. Von der Natur indessen war sie mit äußeren Mitteln nicht allzureich ausgestattet: die Mutter war immer noch schöner als die Tochter, und wenn ihre Stimme weniger Seele hatte als die Bertha's, so mar sie dafür um so voller und kräftiger. Die Tochter kämpfte beinahe beständig mit einem Halsleiden, und nur ihre Jugend und ihre Energie ermöglichten ihr die Ausübung ihrer Kunst. Denen, die sie nicht gesehen, den sanften und ruhigen Reiz ihres Spiels beschreiben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen: er lag ganz und gar in der Mischung von Anmuth und Klugheit, von wägendem Verstände und verhaltener Leidenschaft. Was sie thnt und sagte, im Hause wie auf der Bühne, war immer angemessen und liebenswürdig, immer durchleuchtet von dem Schimmer einer edlen Seele, immer nachMernd von dem Schlage eines feurigen Herzens, aber bis zur hinreißenden Wirkung auf die Masse des Publikums reichte die Kraft doch nicht aus und auch nicht die Erscheinung. Schlank und blond, mit schwermüthigen Augen, hatte Bertha Unzelmann ein fein geschnittenes Gesicht, aber keins, das sich in der Beleuchtung der Bühne siegreich behauptet und den Zuschauern einprägt. „Ein Adler in einem Gazekäsig" — so, wie Voltaire Frau von Epinay genannt hat, schwebt sie mir jetzt vor. Der Geist und das Herz waren zu groß und zu mächtig für die dünne leibliche Hülle. Schon im Jahre 1849 verließ sie mit ihrem Verlobten dem bekannten Heldenspieler Joseph Wagner, die Berliner Bühne: verheirathet haben Beide einige Jahre zusammen im Burgtheater zu Wien gespielt; sie, soviel ich später erfahren, ohne lebendigeren Erfolg, bald von der tückischen Krankheit aus ihrer Kunst herausgedrängt. 1858 ist sie gestorben, klanglos beinahe, Titus Ulrich und ich haben ihr damals einen kurzen Nachruf gewidmet, aber im Reiche Melpomene's hat sie keine leuchtende Spur hinterlassen.

Titus Ulrich, 1858, 18 Jahre alt

Eine desto leuchtendere in meiner Erinnerung. Wenn ich durch die stille Puttkamerstraße an dem Hause vorübergehe, wo sie gewohnt hat, so mache ich heimlich das Zeichen des Segnens nach dem Fenster hinauf, wo wir so oft nebeneinander gestanden. Wie könnt' ich den stillen Einfluß ihrer edlen Weiblichkeit, ihrer holden Sinnigkeit auf mein Gemüth und meine Bildung jemals vergessen, die vielfachen und doch nicht in Worten auszudrückenden Anregungen, die Erziehung zum Guten und Schönen! Jahre lang, nachdem wir durch ihre Verheirathung und ihre Entfernung nach Wien auseinander gekommen waren, ist sie mir etwas wie jene heilige Agathe in der Bildergalerie zu Bologna geblieben, vor der sich Goethe gelobte, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte. Ein letzter Nachklang von ihr lebt in der Heldin meines ersten Romans „Vanitas", den ich 1860 geschrieben: Diana am Clavier ist sie, den Namen Diana borgte sie von Walter Scott's Diana Vernon, meinem Lieblinge von frühester Jugend her. Sie hat mir mährend unsers Verkehrs zwei Bücher in die Hand gegeben, ohne die ich vielleicht doch, trotzdem Anlage und Schicksal mich darauf hinwiesen, kein Schriftsteller geworden wäre: Stifter's „Studien" und Titus Ulrich's „Hohes Lied". Die Naturschilderungen meiner ganzen ersten Periode stehen im Banne Stifter's: ich sah mit seinen Augen, ich hörte mit seinem Ohr, Tieck's Waldeinsamkeit und mondbeglänzte Zaubernacht, die zu finden mein Gemüth mich in den Thiergarten auf einsamen Wanderungen hinaustrieb, waren im „Hochwald", in der „Narrenburg" gleichsam aus dem Verschwimmenden und Dämmernden der bloßen Vorstellung in eine bestimmte Landschaft mit den verschiedensten Zügen und Einzelheiten der Wirklichkeit hinübergerettet. Mich entzückte ebenso sehr die Feinheit und Genauigkeit der Stifter'schen Detailmalerei, wie ihr farbiger Glanz; seine Kenntniß der Bäume und Gräser, der Vögel und Insecten, der Blumen und der Sterne eben so sehr, wie die Sinnigkeit seiner Naturbetrachtung, Völlige Herrschaft indessen gewannen die „Studien" erst einige Jahre später über mich, als ich in der Dresdener Galerie die Meisterwerke Ruysdael's und Everdingen's und draußen im Freien, in den Thälern, Schluchten und Bergen der sächsischen Schweiz, in dem breiten Strome eine stolzere und mannigfaltigere Landschaft kennen lernte und nun Bild, Schilderung und Wirklichkeit im harmonischen Zusammenklang für mich in eins verschmolzen.

Zunächst übte das „Hohe Lied" die stürmischere Wirkung. In gedankenreichen, wohllautenden Versen athmeten hier Wunsch und Sehnsucht nach einer idealischen Freiheit. Aus den Irrungen und Trübungen des Lebens, aus dem Labyrinth der Philosophie, aus der Verzweiflung des Herzens erhob sich die Hoffnung auf die Zukunft, das unverjährbare und unverlierbare Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung als leuchtendes Gestirn: „Hoch, flattre hoch mein Banner! Sei's einem Heer zur Schlacht, sei's einem Pilgerzuge durch's letzte Grau der Nacht! Jn's heil'ge Land! Ob fern auch, fern hinter Berg und Thal — dort glänzt der großen Zukunft alleinziges Ideal!" Gewiß — es giebt nichts Unwirklicheres als dieses „heilige Land", als diese Begeisterung in's Blaue hinein, es ist die Wunderblume, die Heinrich) von Ofterdingen suchte, hier mit dem Namen Freiheit getauft; aber mir Achtundvierziger sind aus dieser für Real-Politiker und Real-Dichter gegenstandslosen Schwärmerei und Sehnsucht hervorgegangen, und bis zuletzt werden diese Verse meines Lebens und Strebens Inhalt in einem verklärten Ausdruck, wenigstens für mich, zusammenfassen. Persönlich bin ich damals Titus Ulrich nicht nahe getreten, allein im Geiste mar ich sein eifrigster Jünger. Eine ganze Anzahl Gedichte schrieb ich srei nach dem „Hohen Liede" und berauschte mich und die Freunde an ihrem „Tiefsinn" und ihrem Tromvetenklang. Später, als sie längst in Flammen aufgegangen waren, kam ich einmal mit Karl Gutzkow in ein Gespräch über unsere damals neueste Lyrik: Amaranth, Was sich der Wald erzählt ^- und wie die andern Marzipangedichte, die auf keinem Geburtstag- oder Weihnachtstische fehlen durften, hießen. Vereint machten wir uns darüber lustig, und er entwarf in scharfen Zügen ein Bild der lyrischen Poesie, wie sie in unserm Zeitalter sein sollte: nicht Gefühlständelei und Wortgeklimper, sondern Geistes- und Gedankendichtung, so daß ich an meine Nachahmungen Titus Ulrich's gedachte und eins meiner Gedichte, das mir noch im Gedächtniß geblieben mar, recitirte. „Von Dir?" fragte Gutzkow und strich sich mit zwinkernden Augen den Bart. „Gedankenvoll ist es schon, aber noch mehr langweilig. Schreib' Du Prosa, da klingt Alles bei Dir noch einmal so natürlich." Seitdem Hab' ich es endgültig aufgegeben, in die Lyrik hineinzupfuschen.

In diesem Verkehr, über diesen Studien und Versuchen, die alle von dem nächsten Ziele, dem Abiturienten-Examen, absahen und in die Ferne, von der Wissenschaft in die Dichtung hineintrachteten, brach das tolle Jahr an. Nicht nur die Natur, auch die Menschheit weckte jener Frühling aus einem langen Winterschlafe. Eine allgemeine Erneuerung stand bevor: der Staaten, der Sitten, der Künste. Lebhafter floß das Blut auch des Trägsten, wie in einem Rausch zogen Alle die Straßen auf und ab. Selbst die, welche die Bewegung im Innersten verabscheuten, wurden wie der König Friedrich Wilhelm IV. von ihrer unwiderstehlichen Strömung in den ersten Tagen mit sortgerissen; sie gaben es auf, sie zu bändigen, und die Ehrgeizigen unter ihnen strebten danach, sich an ihre Spitze zu stellen. Schöner, als wir sie uns ausgemalt, war die Freiheit aus den Rauch- und Feuerwolken einer blutigen, aber kampffrohen und todesnmthigen Nacht hervorgetreten an einem strahlenden Sonntagmorgen, Alle bekannten sich zu ihr. Niemand weigerte ihr die Huldigung. Im Schauspielhause erschienen die königlichen Schauspieler, als sie am Dienstag den 21. März „Nathan den Weisen" aufführten, mit schwarzrothgoldenen Kokarden an ihren Gewändern. Aus ihrer Werkstatt und ihren Läden stiegen die Kleinbürger, von unsern Büchern, aus den engen Schulzimmern wir Jungen auf die Straße hinaus. Kranzler's Ecke, die Volksversammlungen, die Rottirungen erst im Kastanienwäldchen vor der Singakademie und dann auf dem Gendarmenmarkte bei der deutschen Kirche vor dem Schauspielhause — den beiden Häusern, in denen nach einander die National-Versammlung tagte — der politische Club in jenen Räumen, die jetzt nach seltsamen Wandlungen das Concernhaus in der Leipzigerstraße geworden sind — wurden auch für mein Leben bestimmende Momente. Was wir Jünglinge im letzten Grunde verlangten? Wer von uns hätte darauf antworten oder gar ein radikales Programm darüber aufstellen können! Wir wollten Alles und Nichts, eine neue Welt, ein goldenes Zeitalter. Ein konstitutionelles Königthum, eine deutsche Republik, die gemüthliche Anarchie, Demokratie, freie Liebe und Proudhon's „Eigenthum ist Diebstahl" — wir hörten all die Schlagworte der Zeit, aber ich möchte nicht behaupten, daß mir mit einen, einzigen eine klare Vorstellung verbunden, daß wir uns auf ein einziges eingeschworen hätten. Ihr Zusammenklang wirkte bacchantisch aus uns; etwas Namenloses und Zielloses war in der Jugend und in den Massen entfesselt worden und tobte sich mit elementarer Gewalt aus. Grade der Mangel jedes zweckbewußten politischen Gedankens und jedes Streberthums macht die Bewegung jener Frühlings- und Sommertage für mich heute noch so unbeschreiblich schön und so unbeschreiblich thöricht. Zu nichts Besserem als zn einem herrlichen Feuerwerke wurde eine unermeßliche Kraft verpufft. Diejenigen, die es nicht gesehen haben, mögen mit Recht gegen die großen Kinder eifern, die ein Vermögen in Raketen, Schwärmern und Leuchtkugeln verknallten; für uns aber, die wir nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler dabei waren, hat es nie wieder ein ähnliches Schauspiel, einen ähnlichen Himmelsflug zun: Ideal gegeben. Wie hätte ein Dichter, und als solcher fühlte ich mich zweifelsohne, diesen Sturm und Drang, ohne ihn im Gedicht festzuhalten, vorüberbrausen lassen können! Lyrisch-epische Gedichte, bald an Barbarossa im Kyffhäuser, bald an Thomas Münzer und den Bauernkrieg anknüpfend, entstanden; heute wurde die rothe Fahne und morgen Catilina's Tod besungen. Der leidenschaftlich schwüle Hauch, der mich aus Louise Aston's „Wilde Rosen" angeweht — Rosen, so glühend und so abenteuerlich, wie sie kein deutscher Frühling wieder gezeitigt hat — ließ auch in meiner Phantasie seltsame Knospen aufspringen, die eine und die andere entfalteten sich in ihrer ganzen Pracht und Tollheit im „Figaro", der für mich so gefällig mar, wie nur je der echte Figaro für den Grafen Almaviva. Leider weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, ob er meine Gedichte druckte, weil sie ihm so bedeutend erschienen wie mir, oder weil sie ihm nichts kosteten. Als erfahrener und längst entnüchterter Journalist glaube ich das Letzte; sie waren meist sechs Fuß lang und füllten eine größere Grube, als die kleinen Notizen, die er sich mühsam zusammensuchen mußte. Auch ein Drama ward in wenigen Wochen geschrieben; lebten und handelten wir doch Alle wie im Fieber, ging doch unser Puls noch einmal so schnell wie früher! Der Titel zeigt schon seinen Inhalt an: „Wappen und Gold" hieß es und spielte in einem phantastischen italienischen Herzogthume. Es war in Prosa geschrieben, wieder straff und knapp geordnet, das Zeitmaß weniger Tage nicht überschreitend, schärfer und lebendiger in der Charakteristik als „Pombal," mit einer bedeutsam hervorspringenden Frauengestalt, einer Sängerin, die natürlich für Bertha Unzelmann bestimmt mar, aber unwahrscheinlich in seiner Fabel und zu rhetorisch in seiner Sprache. Den Freunden freilich gefiel sie, und aus dem Gesichtswinkel der politischen Romantik betrachtet, inochte sich das Ganze stattlich ausnehmen; ob es das Licht der Lampen ertragen hätte? Diese Frage zu stellen, ersparte mir vermuthlich ein freundliches Geschick.

Titus Ulrich, 1858, 18 Jahre alt

Während mir die heiß bestürmte Pforte des Theaters verschlossen blieb, öffnete sich mir die des Journalismus beinahe ohne mein Anklopfen. Im Herbst des tollen Jahres gehörte ich zu den Mitbegründern einer Zeitung. Unter den Frauen, die den demokratischen Club besuchten, rothe Federn an den Hüten, befand sich auch Louise Aston. Sie war aus Schleswig-Holstein bei der Auflösung der Freischaaren, die Wrangel als ein Hinderniß seiner Kriegführung bezeichnete, nach Berlin gekommen. Wer mich ihr vorstellte und bei welcher Gelegenheit, ist meinen: Gedcichtniß verschwunden; es mar im September 1848. Wir sind rasch gute Kameraden geworden. Sie mar eine auffallend schöne Erscheinung, feingliedrig, mit dem lieblichsten Munde, mit dunkelbraunen Haaren und dunklen Augen, die zwischen Melancholie und Lust hinschmachteten, aus Sinnlichkeit und Diakonissenthum gemischt. Sie hat bekanntlich später einen Arzt geheirathet, und während des Krimkrieges wurde erzählt, daß sie sich in den russischen Lazarethen als Hülffeiche Krankenpflegerin bewährt habe. Möglich, daß es nur eine Sage war, aber sie war aus dem Wesen Louisens heraus erfunden. Darin täuschte sie den Bewunderer ihrer Gedichte nicht, daß sie leidenschaftlich und waghalsig wie diese, immer im Feuer und zu jedem Abenteuer geneigt war. Ties und reich mar ihre Unterhaltung nicht, der Kreis ihrer Bildung beschränkt, allein ihre sprühende Lebhaftigkeit, das Gefunkel ihrer ganzen Persönlichkeit verhüllte alle Mängel und entzückte mich stets von Neuem. Sie wohnte in dem engbrüstigen Hause der Französischen Straße, das die Nummer 22 trägt und heute wie damals im hohen Erdgeschoß die berühmte Hase'fche Weißbierstube enthält, im zweiten

Stock, in niedrigen, für eine emancipirte Dame lauschig und behaglich eingerichteten Zimmern. Hier ist „Der Freischärler" begründet worden, kurz vor dein Einzug der Truppen in Berlin und der Verbannung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Hirsemenzel, der später in der Advocatur der Hauptstadt eine Rolle spielen sollte, und ich waren die Taufpathen und die Hauptmitarbeiter des „rothen" Blattes. Noch unter dem Belagerungszustande habe ich zwei freche Artikel, Revolutionslyrik in Prosa, dafür geschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie Niemand, außer uns Dreien — Louisen, Hirsemenzel und mir — gelesen, denn Abonnenten hatten wir schmerzlich. Auf einen Wink der Polizei verließ Louise Aston um die Mitte des November Berlin, und ich habe sie nur noch einmal auf eine flüchtige Stunde im März 1849. als sie heimlich in die Hauptstadt gekommen mar, wieder gesehen. Lange habe ich eine Locke ihres braunen Haares, die sie mir damals, wo wir ahnungsvoll Abschied auf immer nahmen, schenkte, in treuem Gedenken bewahrt; jetzt finde ich sie nicht mehr, so wenig wie ein Blatt von dem „Freischärler" und ihren „Wilden Rosen." Ach, wie so bald verlieren sich Locken und Bänder, Veilchen und Liebesbriefe und mit ihnen Jugend und Hoffnung, Freiheit und Ruhm! Aber auf der andern Seite ist es gut, daß die Blüthe verweht, wenn ihr Duft dahin ist.

Das Jahr 1849 mar für uns Alle ein furchtbarer Himmelssturz: Ungarn lag gebändigt am Boden, in Dresden, in Baden und in der Pfalz wurde der Aufstand mit geringer Mühe niedergeworfen, die Italiener hatten die Schlacht bei Novara verloren, im Elysve-Palast zu Paris setzte sich Louis Napoleon als Präsident fest, eine dumpfe schwere Wolke, die zehn Jahre auf uns lasten sollte, lagerte sich über Deutschland. Auf einer großen Landpartie begrub die liberale Partei in Berlin ihre Hoffnungen. Nach der Auflösung der zweiten Kammer und der Ablehnung der Kaiserkrone, im Ausgang des April, hatten die Liberalen beschlossen, sich nicht mehr bei den Neuwahlen zu betheiligen, und am Wahltage zogen sie in dichten Schaars« zu allen Thoren hinaus. Wir aus der Friedrichstraße nach den Pichels« bergen, im rechten Galgenhumor. Die wildesten Reden wurden draußen unter den Kiefern gehalten und auf den Untergang der schnöden Welt unzählige Bierseidel geleert, aber uns Allen war trübe um's Herz. Gar Viele mochten mit mir in dem allgemeinen Himmelssturz den eigenen schmerzlich empfinden. Was hatte mir all' mein Ringen und Dichten genutzt? Vier Schauspiele, Hunderte von Gedichten in allen Tonarten — welcher Aufwand von Mühe, Arbeit und schlaflos hingebrachten Nächten, und wozu, wofür? Jeder, der diese Sachen gelesen, unbestochene, strenge Beurtheiler, wie wohlwollende Freunde, hatte Feuer, Kraft und Talent darin entdeckt; allein keine Bühne zeigte sich bereit, meine Stücke aufzuführen, kein Buchhändler, meine Gedichte in einem stattlichen Bande herauszugeben. Schmäählich waren meine Aussichten auf Dichterruhm und Dichtersold betrogen worden, und unter dem Druck dieses Mißerfolges erschien mir mein ganzes Treiben und Streben nichtig und kindisch. Ich trat in das Aller, wo man sich zu fragen pflegt: Was soll aus Dir werden? Welche Zukunft schwebt Dir vor? Bei meiner Mittellosigkeit konnte mir die Wahl nicht schwer fallen. Zu einem Theologen hatte ich keinen Tropfen Blut in meinen Adern, so blieb mir der Lehrerstand als die einzige Möglichkeit einer geordneten und gebildeten Eristenz. Mit einem Eifer, als hätte ich ein Unrecht gegen die Wissenschaft zu sühnen, stürzte ich mich in die Studien. Ich versäumte kein Collegium, ich mar der fleißigste Besucher des Lesesaales in der Bibliothek. Spärlich floß die Quelle der Dichtung, es war, als hätte der aufgewirbelte Staub schweinslederner Folianten sie getrübt und eingetrocknet. Geschichte und Philosophie standen im Mittelpunkt meiner Arbeiten, Ranke und der früh verstorbene Guhl, dem mir das lehrreiche, anregende und zugleich unterhaltende Buch „Künstlerbriefe" verdanken, Hotho und Werder wurden meine Lehrer und unwillkürlich meine Vorbilder. Nicht bloß die Dichtung führte also auf den Parnaß, wie ich bisher geglaubt, auch die Wissenschaft leitete zu seinem Gipfel empor. Ich machte etwas wie die Umkehr Schiller's durch. Aus einem Dichter wollte ich ein Historiker werden. In seiner Vollkraft strömte damals Ranke gleichsam von Ideen, Einfällen und Anregungen über; man konnte nicht zu seinen Füßen sitzen, ohne von einem Hauche seines Geistes berührt, von seinem Glänze umschimmert zu werden; nicht in seinen Büchern lesen, ohne ein Zucken im eigenen Herzen zu empfinden. Diese ernsten und herben Freuden der Wissenschaft waren übrigens die einzigen, die ich während meiner Studentenzeit genoß. Um eine andere Universität als die Berliner zu besuchen, war ich zu arm; durch mühseliges Ertheilen von Privatstunden erwarb ich mir über das Nothwendige hinaus ein kleines Taschengeld, um nicht völlig auf den Besuch des Theaters und der Spargnapani'schen Conditorei unter den Linden verzichten zu müssen. Ueber der Stadt, jede freiere Regung unterdrückend, schaltete die Pascha-Willkür Hinckeldey's, alle Schichten des Volkes zersetzte das nichtswürdige Denunciantenthum, frech erhobenen Hauptes schritt es in den Hallen der Universität umher. Wohl hatte ich Freunde und erlebte manch kleines Abenteuer und manchen lustigen Abend, aber im Vergleich zu den Entzückungen der vergangenen Jahre dünkten sie mich farblos und duftlos. Noch einmal wagte es der Poet in mir, den harten Druck und die noch bitterer empfundene Nüchternheit meiner Lage abzuschütteln. Heinrich Laube, der eben ernannte neue Direktor des Burgtheaters in Wien, hatte bald nach dem Antritt seiner Stellung im Jahre 1850 ein Preisausschreiben für das beste Lustspiel erlassen. Auch ich betheiligte mich bei dem Wettkampf. Die Handlung der Komödie „Wie im goldenen Zeitalter" mar nicht ungeschickt erfunden', nur daß sie nicht in irgend einer Wirklichkeit, sondern in einem Operettenreiche spielte; die Figuren hoben sich nicht übel von einander ab, doch waren sie viel zu einseitig auf das Symbolische gestimmt, um als echte humoristische Charaktere wirken zu können. Die Absicht ging dahin, die sich bekämpfenden politischen und ge

R°rd »nd Süd. XI.VIII., 4

sellschaftlichen Mächte am Vorabend der großen Revolution in freier Phantastik — halb unbewußt mochten mir die Tieck'schen Märchenkomödien vorschweben — zu schildern. Daß die Preisrichter über das wunderliche Werk, so bühnengemäß es sich äußerlich stellte, ohne Verwandlungen und ohne Zeitsprünge, den Kopf geschüttelt haben, begreife ich vollkommen; allein ihr Beschluß, es nicht einmal einer ehrenvollen Ermähnung zu würdigen, war für mich der Tropfen, der den Becher meines Unmuths und meiner Kümmernisse überlaufen ließ. An einem Winterabende des Jahres 1851 verbrannte ich meine scimmtlichen Manuscripte; nur Weniges, was zufällig im Besitz der Freunde war, wurde gerettet und ist wieder zu mir zurückgekehrt, ein oder zwei Dutzend Gedichte und das „tiefsinnige" Trauerspiel „Wappen und Gold". Merkwürdig, daß diese beiden Gegensätze noch heute sich bekämpfend die Welt regieren; Keiner von uns hätte in der Maienblüthe von 1848 dem „Wappen" eine solche Widerstandskraft und Lebenszähigkeit zugetraut.

So war es denn entschieden und den Musen der Abschied gegeben. Ohne rechts oder links zu blickew, büffelte ich zwei Jahre, bestand das Doctor- und das Oberlehrer-Examen und absolvirte mein Probejahr auf derselben Dorotheenstädtischen nnd Friedrichstadtischen Realschule, von der ich ausgegangen war, unter dem Direktorat des alten Krech. Täglich begegnete ich auf den Treppen und in den Eorridoren des Schulgebäudes dem verehrten Lehrer und Freunde Koppen, als Leid- und Schicksalsgenossen drückten wir uns die Hände — mit einem Druck, in dem sich die völlige Enttäuschung und die hoffnungslose Entsagung aussprachen. Dahin war der Geist und die Freiheit, das Phlegma und die Philisterhaftigkeit waren geblieben. Aller Politik und Revolutionsschwärmerei müde, hatte sich Köppen den Buddhistischen Studien zugewandt und trieb sie mit dem Eifer und der Geheimnißkrämerei eines Alchimisten. Erst bei dem Erscheinen seines Buches „Die Religion des Buddha und ihre Entstehung", im Jahre 1857, erfuhr ich, was ihn so andauernd und so mächtig beschäftigt hatte. Durch die neueren, immer fortschreitenden Forschungen und noch mehr durch das Meisterwerk Hermann Oldenberg's „Buddha" ist Köppen's Schrift in den Schatten gedrängt worden; um auf ein größeres Publikum zu wirken, fehlte ihr die Leichtigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Aber er geizte nicht nach literarischem Ruhme; er suchte in dem Buddhismus eine Art Trost und Beruhigung für die Enttäuschungen des Leben, etwas wie ein letztes Asyl des freien Geistes gegen die Muckerei der Neaction. Daß aus dem Atheismus und Nihilismus des Buddha sich die formen-, gebetund heilizenreichste Religion entwickelt hat, reizte eben so sehr seine Phantasie wie seine Ironie: ein Mann, der die Menschheit von den Göttern befreien wollte, endete damit, selber für Hunderte von Millionen zum Gott zu werden. Ich habe stets gedacht, daß er mich damals 1853 für zu jung gehalten hat, um die Weihe dieser Mysterien zu empfangen: einem andern Manne mar es bestimmt, meinem Leben damals die entscheidende Wendung zu geben.

In demselben Hause mit mir, in der Friedrichstraße, wohnte die Buchhändlerfamilie Simon: eine Wittme, eine liebenswürdige, gute und heitere Frau, mit vier Kindern. Ihr verstorbener Mann hatte mit dem bekannten Antiquar Asher, der dem Britischen Museum so manchen seiner bibliographischen Schätze verschafft hat, die noch heute bestehende angesehene Buchhandlung A. Asher u. C. unter den Linden begründet. In inniger Anhänglichkeit schloß sich der älteste Sohn Heinrich an mich an. Er war Buchhändlergehilfe, und unser Gespräch drehte sich oft genug um die neuesten Erscheinungen, um den Inhalt der literarischen und belletristischen Zeitschriften. Zwei von ihnen gefielen uns besonders: Gutzkom's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und das „Bremer Sonntagsblatt". Eine hingeworfene Aeüßerung Heinrichs: warum ich denn nie etwas für diese Blätter schriebe? ermuthigte mich zu einem Versuche. Aus dem Kreise historischer Dinge, mit denen ich von meiner Doktordissertation — „über die ersten Geschichtfchreiber der sicilianischen Vesper" — her vertraut war, entnahm ich die Stoffe zu einigen kleinen Skizzen, über Manfreds Tod bei Benevent, über eine merkwürdige Frau Macalda von Lentini, die in dem sicilischen Aufstand eine Nolle gespielt, und schickte sie ohne große Erwartungen den Aedactionen zu. Beide antworteten umgehend und drückten den Wunsch nach weiteren Mittheilungen aus, Gutzkow in einem Briefe, der mir die Rothe des Stolzes in die Wangen trieb. Es mar im Sommer 1853, daß ich in einem so bescheidenen Aufzuge in die deutsche Literatur eintrat, nicht als strahlender vielumjubelterer Dichter, sondern als Handwerksbursche des Journalismus, der die Spuren einer mühseligen Wanderung innen und außen tmg.

Neue Sendungen erfuhren dieselbe freundliche Aufnahme, mit Gutzkow knüpfte sich ein lebhafterer Briefwechsel an. Als er im März des Jahres 1854 eine Woche in Berlin zubrachte, sah ich ihn zum ersten Male. Er wohnte im Hutel de Rome. Ein Mann in der Kraft des Lebens, von gedrungener Gestalt, an jenein Tage mit einem geistvollen Lächeln und einem Schimmer des Glückes auf den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, die Augen graublau, durchdringend, der Kopf von dichtem Blondhaar umgeben, energischen Ganges, in lebhafter Rede, trat mir entgegen. Daß er etwas auf sich hielt und das Bewußtfein seiner Bedeutung und seines Ruhmes hatte, zog mich im ersten Augenblick an: ich habe die Leisetreter nie leiden mögen, die immer darauf warten, daß der Andere sich in Huldigungen erschöpfe. Gutzkow war, trotz einer leisen Neigung zum Schauspielerischen in seiner Kleidung, Haltung und Geberde, ein ganzer Mann, der Achtung einflöbte, nicht nur für sich, sondern auch für seinen Beruf. Ich wußte, aus welchen kleinbürgerlichen Verhältnissen er hervorgegangen war — mit Auerbach hätte ich sagen können, daß in der Dorotheenstraße die Sage von Gutzkow ging; was er erreicht hatte, sollte es mir zu erklimmen und zu erobern unmöglich sein? Ob der Gedanke, der mich durchzuckte, in meinen Reden einen verschleierten Ausdruck gewann, ob ihn Gutzkow mit seinem unvergleichlichen Spürsinn in meinem Athem witterte — ich weiß es jetzt nicht mehr zu sagen. Aber ich merkte, daß mein Wesen ihm wohlgetfel, daß meine Bestimmtheit und mein Wissen ihm imvonirten. Er bat mich, seinem Blatte treu zu bleiben, und lud mich ein, ihn mährend des Sommers in Dresden zu besuchen. Unser Gespräch hatte wohl eine Stunde gedauert, mit einem langen Handdruck schieden mir von einander. Dieser Handschlag besiegelte unsere Freundschaft und mein Schicksal. Als ich tief aufathmend, im Nachklang des eben Vernommenen, unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit, die Linden zum Brandenburger Thore entlang wanderte^ reifte der Entschluß in mir, nur der Literatur zu leben, in ihr mein Glück und meinen Beruf zu suchen. Es war einzig eine Frage der Zeit für mich, mann ich die Fesseln des Magisterthums abstreisen würde. Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitt keinen höheren Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.

	Karl Frenze!.	
<div>An literarischer Lssay. von</div>		
	Rudolf von Gottschsll.	
	— Leipzig. —	

ei dem Wechsel und Wandel der kritischen Meinungen, bei dem

Auftauchen neuer Züchtungen, bei dem oft stürmischen Gebühren

ser Vertreter solcher Neuerung und der Vermining, die aus der Mischung des Alten und Neuen hervorgeht, ist es von hohem Werth, wenn ein Kunstrichter von kritischer Einsicht und geläutertem Geschmack, wandellos und fest auf seinem Platze steht, eine sichere Leuchte über den schaumspritzenden Wogen der Brandung. Solche Bedeutung darf Karl Frenzel in Anspruch nehmen, der wohl jetzt mit Recht als der Senior der Berliner Kritik betrachtet wird und der seit Jahrzehnten im Feuilleton der Nationalzeitung das entscheidende Wort über die neuen Erzeugnisse des Buchhandels und der Bühne spricht. Unbequem freilich ist solche Autorität, und oft genug wandte sich die Nebellion der Stürmer und Dränger gegen dieselbe; doch sie bemiesen damit nur die Machtstellung des Kritikers. Und bei der Zerfahrenheit der literarischen Zustände giebt ja das Ansehen, das ein gewichtiges und berechtigtes kritisches Wort genießt, allein einen festen Halt.

Karl Frenzel ist aber nicht bloß ein maßgebender Kritiker. Er hat Essays und Portraits von ansprechender Fassung und scharfer Zeichnung geschrieben; er hat in zahlreichen, leider nur zum Theil gesammelten Aufsätzen oft die geistvollsten Schlaglichter auf die politische Weltlage und die Culturzustände der Gegenwart fallen lassen; er ist vor Allem ein Romandichter, der in seinen modernen Erzählungen Feinheit und Tiefe der Auffassung, in seinen geschichtlichen den Scharfblick des geschulten Historikers bewährt.

Frenze! ist ein Berliner wie Karl Gutzkow, derjenige der zeitgenössischen Autoren, an den er sich auf's engste angeschlossen und der besonders seinen jugendlichen Bestrebungen als Muster vorleuchtete. Geboren in Berlin am 16. December 1827, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und dann die Universität, wo^ ihn Boeckh in die Alterthumskunde einweihte, Hotho mit der Hegel'schen Aesthetik vertraut machte und Ranke in die Geschichte der Neuzeit einführte. Im Jahre 1852 promovirte er und ertheilte dann. Unterricht an höheren Schulen Berlins. Gutzkow, der damals die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" herausgab, zog ihn hinüber auf das literarische Gebiet: er wurde ein fleißiger Mitarbeiter dieses Blattes. Seit dem Jahre 1862 redigirt er bis auf den heutigen Tag das Feuilleton der Nationalzeitung.

Der Kritiker Karl Frenze! verleugnet nicht die Bildungsschule, die er durchgemacht hat, und ein wenig spricht bei ihm wie bei Gutzkow auch das Naturell des Berliners mit. Den größten Einfluß auf seine Darstellungsweise hat offenbar Leopold Ranke ausgeübt: er hat wie erwähnt nicht nur zu Füßen dieses Meisters neuer Geschichtschreibung gesessen, er hat seine Doktordissertation über die Quellenschriftsteller der Sicilianischen Vesper geschrieben, also auf jenem Gebiete kritischer Geschichtsforschung, welches Rankes eigenste Domäne ist, sich die ersten wissenschaftlichen Sporen verdient; er hat vor Allem dem großen Historiker die feinsvürige Darlegung der inneren Zusammenhänge auf geschichtlichem und literarischen? Gebiete und einen kühlen, von jedem tendenziösen Pulsschlag freien Don abgelernt. Wir haben jedoch Karl Frenzel nicht bloß als Kritiker, sondern auch als Essayisten zu betrachten. Es giebt oberflächliche Kritiker, die unfähig sind, einen Essay zu schreiben. Die Kritik ist grausam, der Essay ist liebenswürdig. Die Kritik schneidet Zweige und Aeste ab und fällt oft den Stamm; der Essay schneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für seinen erfrischenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt, der Essay der Biene, welche sich nur Honig aus dem Kelche holt. Doch während die Kritik sich oft in das Detail verliert, behauptet der Essay stets seinen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umschau mit Vergleichenungen und Parallelen. Der Essay hat immer einen stark subjectiven Zug; er giebt uns nicht blos das Bild des Dargestellten, sondern auch das Bild des Darstellers; darum muß das letztere selbst interessante Züge haben, wenn uns das erstere fesseln soll. Wissenschaftliche Gründlichkeit verlangt der Essay nicht; er steht eben an der Grenze der Wissenschaft, er hat in seiner freien Bewegung alles Gemeinsames mit künstlerischer Production. Frenzel hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung sreier Bewegung ist; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Adern des Stoffes .entgeht, Selbständigkeit und Originalität der Auffassung und des Urtheils, einen eleganten, graziösen Stil voll Leben und Esprit, den scharfen Blick für das Wesentliche. Wie Frenze! selbst über den Essay denkt, das spricht er in seiner Charakteristik Macaulay's in den „Bildern und Büsten" aus; er nennt den englischen Historiker den Schöpfer dieser Kunstform in England. „Es gehörte eben dazu sein eigenthümliches malerisches Talent. Den Fleiß, der zur Erforschung einer Zeitperiode, die Kenntniß des Herzens, die zur Ergänzung eines bedeutenden Charakters nöthig ist, hatten andere besessen. Einige vereinigten mit diesen Vorzügen auch die Gaben einer leichten und gefälligen

Darstellung; doch jener künstlerische, individuelle Zug fehlte, der allein jegliche Arbeit zu einem Kunstmerk zu stempeln vermag. Es war und giebt viele Portraitmaler, aber doch nur einen Van Dyck. Wenn einer, so darf Macaulay den Namen seines Nachfolgers beanspruchen. Er hat als Grundregel des Essay das Malerische in ihm aufgestellt. Er soll keine Abhandlung und kein bloßer Schattenriß eines Menschen, er soll ein Bild sein. Nicht die Todtenmaske des Helden, auch sein Kleid, seine Umgebung ist dazu nothwendig. Neben dem eigenen Wesen, das in ihm zur Erscheinung kommt, spiegelt sich in jedem hervorragenden Menschen zugleich seine Zeit. Je inniger und lebensvoller der Essayist diese Züge erfäßt, je schärfer und deutlicher er sie an's Licht zu setzen weiß, um so mehr nähert er sich dem Ideal.

Es wäre zu weit gegangen, wollte man Macaulay nun den Ruhm zusprechen, es erreicht zu haben. Seine Ideenarmuth und Leidenschaftlosigkeit verhinderten ihn, in die Tiefen der Dinge und die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu dringen."

Diese Leidenschaftlosigkeit hat man nun freilich dem Essayisten Frenzel auch zum Vorwurf gemacht; man hat ihn beschuldigt, daß er mit der einen Hand nehme, was er mit der andern gebe, und daß er bei seinem Mangel an Enthusiasmus der negirenden Richtung der Zeit allzusehr huldige; doch man braucht bloß seinen Essay über Gutzkow zu lesen, um sich zu überzeugen, wie sehr sich „der Essayist" für bedeutsame Leistungen zu erwärmen vermag und wie er auch für einen viel angegriffenen Autor init überzeugender Beredtsamkeit einzutreten weiß. Es ist wahr, der Enthusiasmus einer sich blind hingebenden Bewunderung liegt ihm fern; aber seine kühl abwägende Gerechtigkeitsliebe stellt ihn noch immer nicht in eine Linie mit manchen nörgelnden Kritikern und Literarhistorikern. Daß ei aber, frei von jeder Nachbeterei, auch die Schwächen hervorragender Männer nicht verkennt und Schatten und Licht in seinen Gemälden mischt: das ist ein Verdienst, aus welchen! man ihm keinen Vorwurf machen kann.

Ausnehmend reichhaltig ist die Gallerie von Charakterköpfen, die er uns in seinen zahlreichen Sammlungen vorführt: wenn er auch bisweilen, wie in feiner Charakteristik des Horaz, in's Alterthum zurückgreift, so sind doch vorzugsweise diejenigen Jahrhunderte, welche der Ranke'schen Geschichtschreibung den Stoff geliefert, auch die Stoffquelle der Frenzel'schen Essay». Im Ganzen überwiegend sind die Charakterköpfe aus der Geschichte der Literatur und Dichtung: aber es fehlt auch nicht an geschichtlichen Portraits, wie z. B. dasjenige der mit großer Vorliebe behandelten englischen Königin Elisabeth, und an zahlreichen feinsinnigen Schilderungen von Meistern der bildenden Kunst, theils aus unserm Jahrhundert, wie Cornelius, Eduard Hildebrandt, Knaus, theils aus den Zeiten der Renaissance und des Rococo. Den kühnsten Wurf zeigen die Frenzel'schen Essays, wenn sie sich an die großen Meister wagen, denen man sonst nur mit bändereicher Huldigung zu nahen pflegt. Das gilt von Dante, noch mehr aber von Shakespeare. Die Beleuchtung durch den nur kurz verweilenden Essay hat nichts Flackerndes, oft etwas blitzartig Erhellendes. Frenzel ist überhaupt zu wenig Enthusiast, um Shakesvearomane zu sein. So stimmt er denn, was die Erfindung des Dichters betrifft, in den Vorwurf Robert Greene's ein; nach dieser Seite sei keins seiner Schauspiele sein eigen, und in der Kunst des Fabulirens werde er von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio übertroffen; doch wenn die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden liege, so liege die des dramatischen im Gestalten. Und der Gestaltungskraft des großen Dichters, der Macht seiner Charakteristik, seinen: poetischen und philosophischen Tiefsinn wird Frenzel vollkommen gerecht. „So bilden," sagt er, „seine Dramen ein riesenhaftes Gemälde der irdischen Comödie im Scheine der Unendlichkeit, wie Dante in seiner göttlichen den Schleier von der jenseitigen zu heben suchte. In einzelnen dieser Werke herrscht das Milde, Musikalische, Schwärmerische vor, das an Raphaels Anmuth und Lieblichkeit in entzückenden Versen reicht; in der Tragik wie in der Komik ist Alles stark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michael Angelo, die Farben bunter, an Correggio erinnernd."

Besonders heimisch ist Frenzel in der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, in den Werken selbst wie in den Pariser Salons; das beweist er durch zahlreiche Essays, wie besonders seine Charakterstudie Voltaires, und durch die oft pikante Charakteristik der Frauen des galanten Frankreichs.

Die Sammlungen, in denen diese Portraitgallerie wie in einzelnen Sälen vertheilt ist, sind „Dichter und Frauen" (drei Sammlungen von 1859—66), „Büsten und Bilder" (1864), „Neue Studien" (1863) und „Renaissance und Rococo, kulturhistorische Studien" (1876, 1 Bd.) Diese literarische TIMgkeit zieht sich durch fast zwei Jahrzehnte hindurch — eine Zeit, die nicht ohne Einfluß auf seine Darstellungsweise blieb. In den ersten Sammlungen, besonders in der ersten der „Dichter und Frauen", zeigt bisweilen der Stil etwas Blumenreiches, ja Manierirtes, welches die späteren Essays gänzlich abgestreift haben.

Eine besondere Stellung unter diesen Essays nimmt die Sammlung „Deutsche Kämpft" ein (1873). Sie zeigt uns Frenzel mehr als Publicisten und giebt uns einen Ausschnitt «us dem weiten Bereich einer langjährigen Wirksamkeit auf diesem Gebiete. Frenzel ist hier scharf in der Beobachtung und treffend in der Darstellung, die nirgends den frischen Eindruck des deutschfranzösischen Krieges verleugnet. Obschon in dem Abschnitt „Wider Rom" den Ultramontanen der Fehdehandschuh hingeworfen wird und sich auch ein begeisterter Hymnus auf Schiller und geistreiche Beleuchtungen über die sociale Frage, die Frauenemancivation und verwandte Stoffe in der Sammlung finden, so ruht ihr Schwerpunkt doch auf der Beleuchtung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Frankreich und der deutschfranzösischen Beziehungen auf verschiedenen Gebieten, auch auf dem der dramatischen Literatur. Unabhängig und unbestochen ist Frenzels Urtheil, glänzend seine Polemik gegen Ernest Renan. Die scharfe Abkanzlung des großen Victor Hugo gipfelt in den folgenden Worten: „Ein Kind mit dem Kopfe eines Greises, kindisch, wild, ungeberdig in seinen Wünschen, mit seinem Geschrei und dabei altklug, schmatzhaft, ohrzerreißend wie Polonius. Wer nicht weiß, was er will, wer statt der Fülle und Begeisterung des Demosthenes nur noch das Gekreisch eines alten Weibes hat, der gehört nicht auf die Roftra. Diese Mischung von historischen Thatfachen und Namen mit mystischer Philosophie, revolutionären Redensarten und Gassenhumor läßt in dem Leser nur das Gefühl aufkommen, als drehtm sich beständig Windmühlenflügel ohne Zweck hin und her." Wir hätten gern die geniale Bedeutung des Dichters bei aller berechtigten Verurtheilung seiner Phantasieausschweifungen noch mehr hervorgehoben gesehen; denn auch große Begabungen können in Zuständen größter Erregtheit, wie sie hier die Zeitereignisse veranlaßten, in Delirien verfallen.

Für die kritische Wirksamkeit Frenzels bietet die wichtigsten Documente die „Berliner Dramaturgie" (2 Bde. 1878), in welcher er die reifsten Früchte feiner Thätigkeit auf dem Gebiete der .Schauspielkritik gesammelt hat. Die Sammlung umfaßt einen Zeitraum von fünfzehn Jahren, erschöpft aber durchaus nicht die kritische Mitarbeiterschaft Frenzels an der Nationalzeitung, da diese noch ein Jahrzehnt weiter bis zur Gegenwart reicht. Im Jahre 1862 übernahm Frenzel die Schauspielkritik an diesem Blatte; sein unmittelbarer Vorgänger war Tempeltey, der später eine Zeitlang die leitende Stellung bei dem Coburg-Gotha'schen Hoftheater einnahm. Tempeltey aber war auf Titus Ulrich gefolgt, der in dem Bemegungsjahre 1848 als revolutionärer Lyriker aufgetreten mar, ohne indeß damit Herrn von Huelsen einen Schreck einzujagen, der ihn vom Redactionspult der Nationalzeitung an seine Jntendantenkaminern hinübernahm als Secretär und berathenden Dramaturgen. Die Kritik dieser Berliner Zeitung lag schon vorher in den besten Händen: Frenzel wahrte ihren Nimbus und ihre Vorliebe für die Hofbühne, welcher er den Beruf zuschreibt, das deutsche Nationaltheater in der deutschen Reichshauptstadt zu werden.

Der erste Band der Dramaturgie enthielt Kritiken über neue dramatische Werke hervorragender Dichter, die im Kunsttempel am Gensdarmenmarkt zur Aufführung kamen. Es fehlen darunter wenige der namhaften Autoren; Hebbel, Gutzkow, Hugo, Geibel, Konil, Brachvogel, Mosenthal, Wilbrandt, Weilen, Lindner, Lindau, Putlitz, Wichert, auch Poeten aus früheren Epochen, wie Benedir und Bauernfeld passiren hier die Revue, meistens mit mehreren ihrer Stücke, die aber immer einzeln nach der Chronik des Tages besprochen werden. Frenzels Kritik hat den Vorzug der Unparteilichkeit; Sympathien und Antipathien spielen eine geringe, kaum nachweisbare Rolle. Freilich überwiegt die steptische Haltung; enthusiastische Zustimmung findet sich nirgends; aber ebensowenig jenes bodenlose Herunterreißen, durch welches die äii minorem Sentium zu beweisen suchen, daß sie über den Donnerkeil des hochthronenden Jupiters gebieten. Frenzel hat keinen Dichter entdeckt. Es giebt ja solche kritische Entdecker, die in ihrem Fernrohr plötzlich einen neuen Planeten finden; besonders die PreiscomiW sind hierin öfters glücklich gewesen, obschon sie bisweilen eine Sternschnuppe sür einen Stern gehalten. Dichter wie Ernst von Wildenbruch, Richard Voß und mancher andere erschienen erst nach dem Abschlüsse der Dramaturgie am Berliner Horizont, doch die früheren stehen vollzählig in Reih und Glied. In vielen Kritiken Frenzels ist das Facit von Lob und Tadel gezogen und Werth und Bedeutung eines Stückes fest bestimmt; in manchen anderen vermissen wir ein solches Facit. Lob und Tadel stehen sich gegenüber, ohne daß das Uebergemicht des einen oder des andern den Ausschlag für die Werthleistung giebt. Frenzel hat keine Lieblinge; er stellt Paul Lindau's Talent hoch; er lobt mit Wärme „Maria und Magdalena" gleichwohl tadelt er mit großer Schärfe „Diana". Und so ergeht es auch andern Dichtern. Ein Ueberschuß ihres Ruhms genügt nicht, um den Mantel über die Schwächen neuer Erzeugnisse zu decken.

Ganz im Einklang mit unseren wiederholt ausgesprochenen Anschauungen behauptet auch Frenzel, „daß die Stoffe aus dem klassischen Alterthum ihrem Inhalt wie ihrer Form nach auf der modernen Bühne veraltet sind", weil der moderne Mensch eben antike Stoffe nicht treu behandeln kann; er weist dies z. B. bei „Brutus und Collatinus" von Lindner nach. „Während Einkleidung und Gestaltung des Stoffes ein scharf modernes Gepräge tragen, tritt uns der Stoff selbst antik, kalt und fremd gegenüber." Und ebenso wiederholt haben auch wir, besonders als wir Laube's Manier bekämpften, schwunghafte Verse möglichst schwunglos zu sprechen und gewissermaßen in's tonlos Dumpfe abzutödten, dasselbe ausgesprochen, was Frenzel mit Recht hervorhebt: „Alles Reden von dem sogenannten natürlichen Sprechen wird mich nie zu der Ansicht bekehren, daß Verse nicht als Verse gesprochen werden sollen. Wozu hätten sich Schiller und Goethe die Mühe gegeben, die wohllautendsten Verse zu dichten, wenn es dem Schauspieler je nach seiner Laune einsallen dürfte, ihre Harmonien durch seine Dissonanzen zu zerstören?

In dein zweiten Bande der Dramaturgie finden sich größere Abhandlungen, in denen einzelne Vorstellungscyklen zusammengefaßt sind. Daß Frenzel kein Shekaspearomane ist, liegt schon in seinem kühlen kritischen Naturell. Ueber die Historien schreibt er viel Beherzigensiverthes. Er mar der kritische Herold der Meininger, der sie in Berlin eingeführt hat, und auch heute noch werden seine Artikel über das Hostheater zu Meiningen interessiren. Sehr scharf ist seine Beurtheilung der Bayreuther Festspiele; noch schärfer als diejenige Paul Lindau's in den „Nüchternen Briefen". In den Charakterköpfen einzelner Schauspieler und Dichter zeigt der Autor seine Kunst zu silhouettiren. Sehr treffende Bemerkungen enthält der Schlußartikel über die Zukunft des deutschen Theaters. Fruchtbare Dichter und gute Regisseure erscheinen ihm wichtiger als alle viel empfohlenen staatlichen Bildungsanstalten und PreiscomiW.

Als Kritiker und Essayist hat sich Frenzel durch die Selbständigkeit des Urtheils und die fein abgetönte Darstellungsmeise, durch vornehme wissenschaftliche Haltung bei schlaghafter volksthümlicher Fassung eine maßgebende Stellung erobert. Daneben aber hat er auch als Romanschriftsteller sich ein großes Lesepublikum gesichert, während er den Bühnen nur kritisch gegenüberstand und kein dramatisches Erzeugniß aus seiner Feder das Licht der Prosceniumslampen erblickt hat. Auch ist Karl Gutzkow ihm gegenüber ein vproductiver Lyriker.

Seine erste größere Erzählung „Melusine" (1860) war von einer gemissen jungdeutschen Romantik angekränkelt. Die Melusine war eine an Gutzkows bevorzugte Mädchengestalten erinnernde Romanheldin, etwas skeptisch und dämonisch, vor Allem ein unwiderstehlicher Magnet für Männerherzen. Es ist viel Lyrisches und Ueberschmängliches in diesem Erstlingswerk! doch fehlt die Klarheit in den Uebergängen und längere Zeit das Interesse am Gange der Handlung, die sich erst gegen den Schluß hin schärfer abzeichnet und energischer zusammenfaßt. Vorher rückt das Jrlichteriren der Neigungen und Leidenschaften das Ganze in eine Hinundher flackernde Beleuchtung. Ebenso dem jungdeutschen Sturm und Drang angehörig ist der größere Roman „Vanitas" (3 Bde. 1860—61); auch hier herrscht ein die Welt und das Leben zerwühlender Skevticismus vor. Alles ist Schein, soivsai vanitaturu, wie dies das Motto aus dem Prediger Salomonis angeibt: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und Alles ist eitel". Zwar hat der Dichter feine Modelle gehabt, wie dies ja nach der Theorie Spielhagens für den Romanschriftsteller unerläßlich ist. Frenzel sagt in seiner Widmung an Julius Rodenberg: „Du kennst die Stätten, auf denen sie entstanden; noch bis in Deinen Traum hinein müssen die alten dichtbelaubten Bäume rauschen, in deren Schatten meine Gestalten wandeln. Und diese Gestalten selbst sind Dir nicht fremd, sondern lieb und vertraut. durch tagtäglichen Umgang, durch Hoffnungen, die wir auf die einen stützten, durch Täuschungen, die wir von den andern erfuhren. Nicht ganz. Du weißt es, bestimmte die Willkür ineiner Träume und Empfindungen ihr Wesen, ihr Schwanken herüber und hinüber in des Lebens und der Leidenschaften Wechsel. So fanden wir die Menschen, irend und wankelmüthig in ihren Entschlüssen, zumeist in ihrem Lieben, nur strauchelnd auf der Bahn des Guten und nie ganz in Bosheit und Sünde verloren, ein schwankendes, wellengepeitschtes Rohr im Winde des Schicksals. Und sind wir selbst denn besser? Um uns die Trümmerstätte von ausgegebenen Planen, umgestürzten Idealen ... wie vielsternige Augen glühten uns an und verglühnten für uns!" Das ist die Stimmung dieses Romans: Gestalten von äußerem Glanz und innerer Bedeutung werden eingeführt; aber an allen Blüthen nagt der Wurm, hinter dem Schönen und Edeln verbirgt sich Lüge, Verbrechen, Thorheit; es ist eben Alles eitel. Dieser Skeptizismus, der in offenbaren Pessimismus übergeht, hat den Dichter den phantasievollen und an Verwickelungen reichen Roman in die Feder dictirt; es ist Geist und Leben in demselben; aber er hat auch den Fehler, den wir in verschiedenen Erzählungen des Meisters Gutzkow und auch zum Theil in seinen Romanen finden: die Handlung ist, wie auch in „Melusine", zu wenig articulirt; die Mittelglieder treten nicht scharf genug hervor; ihre Tragepeiler sind unter üppigem Geranke von Arabesken, Phantasie-, und Gedankenblüthen versteckt. Das gilt auch von den Novellen (1860), die viel Ueberschwängliches und Düsteres enthalten, und von dem Roman: „Drei Grazien" (Z Bde. 1862).

In Frenzels erstein geschichtlichen Roman: „Papst Ganganelli" klärte sich großentheils diese Darstellungsmeise: der feste historische Anhalt gewährte einen Schutz dagegen, daß die Ereignisse und Gestalten zu sehr im Nebel der Phantasie zerflatterten. Doch ehe wir Frenzels Leistungen auf dein Gebiete des geschichtlichen Romans im Zusammenhange beleuchten, wollen wir noch einen Blick auf seine späteren modernen Romane werfen, die wieder an seine Jugenderzeugnisse anknüpften. Von diesen neuen Romanen, namentlich „Sylvia" <1874), „Frau Venus" (1880), „Die Geschwister" (1881), sagt Adols Stern in seiner „Geschichte der neuen Literatur" (Bd. 7) sehr treffend: „Sie legen eine seltene Kenntniß des modernen Lebens und namentlich jener weitverbreiteten Menschenart an den Tag, welche nicht gänzlich auf die Empfindung und das Verlangen nach einem Glück verzichtet, aber im Großen und Ganzen diese Regungen dem Bedürfniß des Genusses und des äußern Glanzes untergeordnet hat. Die Periode des Erfolges lun jeden Preis und der Anbetung des Reichthums spiegelt sich in Frenzels Erzählungen in charakteristischen Gestalten. Die Wiedergabe jener abenteuerlichen Existenzen, welche durch die jähren Glückswechsel und die heiße Jagd nach den nicht höchsten, aber begehrtesten Preisen des Lebens zahlreich geworden sind; der Frauennaturen, welche in der schwülen Atmosphäre der modernen Halbwelt gedeihen; der Künstler und Halbkünstler, welche sich von der Gesellschaft abhängig machen, ist seine besondere Stärke. Die Darstellungsweise Frenzels entspricht in ihrer leichten Beweglichkeit, in dem Vorwiegen eines geistig scharfen, wirkungsvollen Dialogs, in der realistischen Zeichnung der Aeufzerlichkeiten des Lebens der eigensten Gestalt der dargestellten modernen Welt. Sie interessirt mehr, als daß sie uns warm ergreift oder mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Kreise heranzieht".

In der That haben diese Romane das jungdeutsch Phantastische seiner Erstlingswerke gänzlich abgestreift; sie sind ganz srei von jenem pretiösen Anflug, der den Styl mancher neuen Modedichter charakterisirt und den man am besten als „ein Zappeln nach Klassicität" bezeichnen könnte; sie sind klar, bestimmt, sich fast nie zu höherem Schwung erhebend, doch auch nie zu den Trivialitäten der Alltagsschriftsteller herabsinkend.

Die Charakteristik Adolf Sterns paßt besonders auch auf eine von ihm nicht erwähnte Novelle „Geld" (1885), die wohl als ein kleiner Roman betrachtet werden kann, was den Neichthum ihres Inhalts betrifft, obschon die Ausführung mehr an die Studie und Skizze erinnert. Hier wird uns eine Reihe von Charakterköpfen vorgeführt, die alle in ihrer Beziehung zu den, dämonischen Mammon geschildert werden. Der bedeutendste der von Stern angeführten Romane ist wohl „Die Geschwister", eine Erzählung der es nicht an grellen Katastrophen fehlt, die aber reich ist an geistigen Perspectivesn. Kirchenpolitische Bestrebungen, das Gründerthum, an dem die hohe Aristokratie sich theiligt, das Glücksritterthum, das hier durch den zuletzt spurlos verschwindenden Rodenschildt vertreten ist und im Gegensatz zu ihm das tüchtige Beamtenthum, der solide «aufmannsstand: das sind die in die Handlung selbst mitverwebten Elemente unseres gesellschaftlichen und geistigen Lebens.

Noch productiver fast als auf dem Gebiete des modernen Romans ist Karl Frenzel auf dem des historischen im weitesten Sinne; denn auch der kunst- und literarhistorische gehört in den Kreis seines Schaffens. Daß der Schüler Ranke's feinen Linn für das geschichtlich Bedeutsame, tiefes VerstSndniß für den Geist der Jahrhunderte bewährt, ist wohl selbstverständlich. Wenn man von dem geschichtlichen Roman verlangt, daß die großen,

die weltberühmten Männer nicht zu seinen Helden gemacht werden, sondern nur mit in die Handlung eingreifen, während freierfundene Gestalten mit ihren Schicksalen in dem Vordergrunde und Mittelpunkte der Tarstellung stehen, so werden mehrere von Frenzels Rommen allerdings diesen Anforderungen nicht ganz gerecht; ein Voltaire, ein Napoleon sind in ihrer geistigen Größe so überwältigend geschildert, daß die Gestalten der frei erfundenen Fabel dagegen zurücktreten müssen.

Der erste geschichtliche Roman Frenzels: „Papst Ganganelli" (3 Bände, 1864), welcher seinem Vorbilde Carl Gutzkow in herzlicher Freundschaft und Verehrung gewidmet ist und zum Theil wohl durch den „Zauberer von Rom" insvirirt worden ist, steht wohl noch mit einem Fuß ein jener Epoche der blühenden Lyrik seiner ersten Erzählungen; doch ist er schon srei von dem Ueberschwänglichen, wenn er auch noch nicht zur kühlen epischen Darstellung durchgedrungen ist. Der Roman behandelt den Kamps zwischen dein Papstthum und dem Jesuitenorden; manche historische Essays sind mit in die Handlung verwebt, die eine geistreiche Beleuchtung der Zustände der Kirche und der damaligen Zeitverhältnisse geben. Die Charaktere sind wahr und interessant gezeichnet; die Handlung ist spannend, der Contrast zwischen den Landschaften, der deutschen und italienischen, stimmungsvoll. Gleichwohl erhalten wir oft den Eindruck, daß der Historiker und Essayist nicht ganz in dem Romanschriftsteller aufgegangen ist.

Vier von Frenzeis Geschichtromanen spielen ganz oder zum Theil in dem Frankreich des vorigen Jahrhunderts. In dem Rococozeitalter fühlt sich seine Muse besonders heimisch. Diese verschnörkelte und verzopfte Zeit, in welcher sich doch soviel geistige Feinsinnigkeit, soviel fortschrittliches Streben verbarg, hat Frenzel aus's Eingehendste studirt und in ihrer abenteuerlichen Buntheit geschildert. In seinem „Watteau" (1864) wurden wir an die Gemälde dieses Künstlers erinnert, an diese prunkvollen Interieurs, wo Alles in Sammet und Seide rauscht. Der Maler selbst ist ein profaner Charakter, ein an feine Unsterblichkeit glaubender Künstler, aber edler Gesinnungen fähig, wie er denn auf eine große Erbschaft zu seinen Gunsten verzichtet. An das Testament mit seinen merkwürdigen Klauseln knüpft die Handlung des Romans an. Das Gesellschaftsleben aus der Zeit der Regentschaft wird mit seinen frivolen Tendenzen treu wiedergegeben: die Heldin desselben ist die kokette Heloise de Villeneuve, doch fehlt dem auf das Nichtige und Verwerfliche gerichteten Zuge der Zeit ein ideales Gegengewicht, das freilich jene Epoche kaum geboten hätte. In dem Roman: „La Pucelle (3 Bde. 1871) ist Voltaire der Held, immerhin ein Wagniß; denn wer einen Voltaire drei Bände hindurch redend einführt, der muh sich nicht nur durch das genaueste Studium in den Geist der Voltaire'schen Werke hineingearbeitet haben, er muß auch soviel Verwandtschaft und Geineinschaft mit diesein Geist besitzen, um in den Improvisationen mit dein Original wetteifern zu können. Auch darf dieser Voltaire nicht modernisirt, nicht „heinisirt" sein. Mit Bezug hierauf verdient Frenzels Roman volle Anerkennung. Sein Voltaire hat etwas Glaubwürdiges; auch ist er nicht bloß ein Lumpenkönig, zusammengeflickt aus seinen eigenen Fragmenten; er ist eine im Geiste niedergeborene und doch nicht der ursprünglichen Eigenheit entbehrende Gestalt. Der Roman sührt uns in die Epoche von Voltaires Leben, in welcher der Dichter mit der Marquise DuchAelet auf dem Schlosse Ciren zusammenwohnte. Damals dichtete er seine Pucelle; die Schicksale dieses Manuscriptes, das in einem schwarzsammtenen Kästchen aufbewahrt ist, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche das Geschick der Dichtung mit demjenigen der Liebe des Dichters zur Schülerin Newtons bedeutsam und geistreich verknüpft. Die Pucelle ist ein Lied des cynischen Unglaubens an die weibliche Tugend — die Illustration zu diesem hohen Liede durfte der Dichter in nächster Nähe suchen; denn die hochbegabte Priesterin der Gestirne und des Musengottes wurde von irdischer Leidenschaft zu einem Gardeossizier, Sant-Lambert, erfaßt und giebt sich derselben so rückhaltlos hin, daß sie die Mutter eines Kindes wird, das auf dem Schlosse ihres philosophischen Freundes die Welt erblickt. Der Roman hat bei aller Fülle von Abenteuern, die sich an das schmarzfammtene Kästchen knüpfen, etwas geistig Bedeutsames. Das Problem der Liebe wird fein und kühl noch allen Seiten hin erwogen und oft in ironische Beleuchtung gerückt.

Nur theilweise am französischen Hofe, an dem der Dubarrn und Marie Antoinette, spielt der Roman: „Im goldenen Zeitalter" (4 Bde. 1870), dessen eigentlicher Held der Kaiser Joseph II. ist und neben ihm der gleichgesinnte Graf Erbach. Das goldene Zeitalter ist das Zeitalter der Träume, der Ideale, der Weltverbesserung. Fürsten, Aristokraten, Denker und Prediger, Bürger und Mädchen fühlen sich angeweht wie von einem Frühlingshauch der Zukunft... und das ist die einheitliche Stimmung des Romans, dessen Liebesepisoden dagegen zurücktreten: es herrscht in diesen, mag es sich um die problematische Gräsin Corona Thum handeln oder mn die Neigung des Kaisers zur Gräfin Renata Erbach, ein allzu ätherischer Platonismus, eine zu duftige Feinfühligkeit, ein ebenso launen- wie nebelhaftes Aus- und Abwogen der Empfindungen. In der Novelle „Chambord" (1883), die ganz im Frankreich des vorigen Jahrhunderts spielt, concurrirt Frenze! mit Laube und Offenbach: mit dem ersten in Bezug auf die Schilderung des Schlosses Chambord, welche an die gewissenhafte Decorationsinalerei erinnert, mit der Laube die französischen Lustschlösser uns vorführt; mit dem letzten hinsichtlich des Stoffes, denn es ist der Stoff der Operette Madame Favart. und diese Künstlerin und Moritz von Sachsen sind die Helden des Romans. — „Freier Boden" (8 Bde. 1869) spielt in Deutschland zur Zeit der kleinen Tyrannen des vorigen Jahrhunderts. Der hessische Hauptmann von Loßburg ist des Held des Romans; er liebt die Gräsin Charlotte, fällt deshalb bei seinem Fürsten in Ungnade, wird nach Amerika verschickt, um dort die geworbenen Hessen gegen die Aufständischen zu führen. Doch in ein Duell verwickelt, erreicht er zwar als Flüchtling den transatlantischen Welttheil, schließt sich aber den Truppen Washingtons an, und die erhabene Gestalt dieses Feldherrn tritt nun in die Mitte des Romans, neben dessen großen Haupt- und Staatsactionen die Liebesabenteuer verblassen. Hier siegt der historische Portraitmaler über den Romanschriftsteller, der ini ersten Theil eine lebhaft bewegte, spannende Handlung geschildert hat, während in den beiden letzten das Geschichtgemälde überwiegt.

„Lucifer" (5 Bde. 1873) ist ebenfalls eine in großem Stil gehaltene Historie mit glänzenden Tableaus, wie die prachtvolle Schilderung der Schlacht bei Aspern und des Brandes, der das österreichische Gesandtschafthotel in Paris «erzehrte. Lucifer ist Napoleon, der dämonische Gebieter Europas auf der Höhe seiner Macht. Als seine Geliebte erscheint die Marquise von Gourdrecourt. Der begeisterte blonde Deutsche, Egbert Heinimald, und der geheimnißvolle Wälschtnroler Victorio Zainbello, sind die beiden im grellen Contrast stehenden Helden der frei erfundenen Geschichte. Der Roman beginnt mit einer dunklen That, doch was die Enthüllung des Mörders betrifft, so verschmäht er die Kunstgriffe, durch welche eine sich steigemde Spannung hervorgerufen wird, so berechtigt dieselben auch gerade für diese Dichtgattung sind.

Frenzel ist als Romanschriftsteller ebenso vornehm und geistreich wie als Kritiker und Essayist und macht dem Geschmacks der Menge keine Zugeständnisse. Er hat wie Gutzkow stets geistige Perspectivesn, allgemeine Gesichtspunkte; auch fehlt ihm nicht der skeptische, bisweilen sentimentale Zug der Gutzkow'schen Muse. Gegenüber den derb zugreisenden Realisten und ihrer sporenklirrenden Propaganda ist solche feinsinnige Darstellung von hohem Werth. In dem geistigen Leben Berlins ist Frenzel eine bedeutsame Erscheinung, eine wirkliche Ziffer neben so vielen aufgeblähten Nullen, eine kritische Großmacht und im eignen Schassen ein echter Ritter vom Geiste.

Die strategischen Verhältnisse Deutschlands
Rußland gegenüber.

von

A. üogüllg Kon Bieberstein.

— Breslau. —
I.

Anfang des vorigen Jahres verstärkte Rußland ganz unerwartet seine Streitkräfte in Polen in den Gouvernements Warschau und Wilna um ein sehr Bedeutendes. Es brachte beispielsweise seine Cavallerie daselbst auf 9 V2 Divisionen (zu 4 Regimentern und je 2 reitenden Batterien), in Summa auf etwa 34 000 Pferde und 108 Geschütze, von denen 5 Divisionen unmittelbar an der deutschen, 4 an der österreichischen Grenze, und 1 Garde-Cavallerie Brigade in Warschau stehen. Von diesen Cavalleriemassen können etwa 21000 Mann mit 60 Geschützen bei Ausbruch eines Krieges binnen wenig Tagen die Ostgrenze Deutschlands überschreiten*). Die im Monat November 1888 angeordneten Veränderungen der Eintheilung des russischen Heeres haben zwar bis jetzt keine erneuten Dislokationen großer Druvpnenverbände an die deutschrussische Grenze zur Folge gehabt, jedoch in zweiter Linie gegenüber dieser Grenze ein neues Armeecorps (das XVI., Dünaburg) geschaffen, und es läßt sich annehmen, daß sowohl für dieses Corps, wie für die beiden anderen aus bereits vorhandenen Divisionen neuformirten Armee-Corps die dazugehörigen drei Cavallerie-Tivisionen und drei Artilleriebrigaden demnächst russischerseits errichtet werden.

Angesichts dieser Ansammlung der russischen Streitkräfte an der Ostgrenze Deutschlands ^ es stehen heute in Russisch Polen 152 Bataillone,

*) Betreffs der absoluten Genauigkeit der von uns gegebenen Zahlen bitten wir in Anbetracht der schweren Zugänglichkeit und nicht immer genügenden Verläßlichkeit der russischen Quellen um Nachsicht.

Nord und Sud. , 14«. 5

131 Escadrons, 48 Fuß- und 18 reitende Batterien, zusammen ca. 125 000 Mann auf Friedensfuß, und im Gouvernement Wilna das 2., 3. und 4. Annee-Corps und 3 Cavallerie - Divisionen, zusammen ca. 100 000 Mann; also im Ganzen in den beiden genannten Gouvernements etwa 225 000 Mann auf Friedensfuß — und Angesicht des Umstandes, daß iinner noch eine starke deutschfeindliche Partei in Rußland auf den Krieg mit Deutschland hinarbeitet, dürfte es von allgemeineren? Interesse sein, die strategischen Verhältnisse Deutschlands gegenüber Nußland einer näheren Betrachtung zu unterziehen, um festzustellen, in wie weit die russische Truppenanhäufung in Polen und jene Kriegsgelüste eine Gefahr für Deutschland in sich schließen.

Es sei uns gestattet, dabei vorweg darauf hinzuweisen, daß dieselbe deutscherseits zwar durch keine entsprechenden Truppenverschiebungen — es seien denn einige wenig umfangreiche Dislocationen in Ost-Preußen — allein sowohl durch das neue deutsche Wehrgesetz, als durch die Publikation des Bündnißvertrages mit Oesterreich, ferner durch den vor einiger Zeit eingebrachten Gesetzentwurf betreffend: Die Erweiterung des deutschen Bahnnetzes ander Ostgrenze, und durch die Rede des Reichskanzlers vom 6. Februar v. I. eine in jeder Hinsicht genügende Beantwortung gefunden hat.

Betrachten wir zunächst die Ostgrenze Deutschlands, das heißt, die hier in Betracht kommende Ost- und Südgrenze der Provinz Ostpreußen und einen Theil der Südgrenze Westpreußens, ferner die Ostgrenzen Posens und Schlesiens hinsichtlich ihrer geographischen Beschaffenheit in Bezug auf ihre Vertheidigungsfähigkeit und die Verhinderung einer russischen Invasion, so finden wir, daß auf ihrer etwa 170 Meilen betragenden Länge nur der südöstliche und südliche Theil von Ostpreußen in der dort liegenden Seeund Wasserlaufzone von Angerburg bis Deutsch Eylau ein etwa 30 Meilen langes, für größere Heeresmassen schwer passirbares, natürliches Hinderniß, und die Provinz Posen in dem etwa 12 Meilen langen Bruch- und Seeterrain zwischen Bromberg, Jnowraclaw und Powiedz ein ähnliches natürliches, eine russische Invasion erschwerendes Terrainhinderniß besitzt. Wohl bilden die untere, bei Thorn, Graudenz und Marienburg befestigte auf dieser Strecke 900—1100m breite Weichsel, die circa 100m breite mittlere Warthe, mit der starken Festung Posen, der Obrabruch und die Oder mit Glogau starke und besonders die drei ersten für ein russisches Vordringen schwer passirbare Terrainabschnitte. Allein dieselben liegen erst in zweiter Linie und gelangen demgemäß auch erst in zweiter Reihe in Betracht und zur Geltung.

Was die Gestaltung der deutschen Ostgrenze betrifft, so hat dieselbe den Nachtheil, daß das russische Polen keilförmig auf ca. 45 Meilen in den deutschen Osten hineindringt und dadurch die Streitkräfte Ostpreußens von denen Schlesiens trennt; die Spitze dieses Keils liegt bei Peisern und ca. 40 Meilen oder 15 Tagemärsche von Berlin entfernt.

Die östlichen Grenzgebiete Deutschlands sind für Rußland anch von Norden auf dem Wege der Ostsee angreifbar. Hier gestalten sich jedoch die strategischen Verhältnisse günstiger, da die Ostseeküsten hier, besonders an den in erster Linie bedrohten Haupt-Hafenplätzen und Flußmündungen, so flach sind, daß größere Panzerschiffe mit einem Tiefgang von 6—7 in zum Werkstelligen einer Landung nicht nahe genug für das dazu erforderliche Aussetzen der Boote an's Land gelangen können. Auch sind die wichtigsten Häfen und Flußmündungsplätze: Königsberg, Danzig und Memel, besonders die beiden ersten, stark und sämmtlich den Anforderungen der Neuzeit entsprechend befestigt und durch eineKüstenbahn mit einander verbunden.

Nur stellenweise verbieten, wie wir sahen, natürliche Terrainhindernisse es Rußland, seine im russischen Polen versammelten Streitkräfte zu einem Vorstoß gegen die im Ganzen offene Ostgrenze Deutschlands, und besonders seine dortigen der unmittelbar an der Ostgrenze garnisonirenden deutschen Cavallerie überlegenen Cavalleriemassen zu einem raschen Vorrall gegen die deutschen Grenzgebiete zu verwenden. Es handelt sich daher für uns darum, zu erörtern und festzustellen, ob die an der deutschen Ostgrenze dislocirten Truppen einen genügenden Schutz gegen einen derartigen Vorstoß, besonders der russischen Cavallerie, gewähren.

Deutschland hat an erster Linie in seiner Ostgrenze etwa in gleicher Entfernung wie die russischen Cavallerie-Divisionen 8 Cavallerie-Negimenter — jedoch anders vertheilt als jene — dislocirt; in zweiter Linie, und sofort rasch per Bahn heranzuziehen, besitzt es 9 Cavallerie-Regimenter.

Die russischen Cavallerie-Divisionen gliedern sich ihrer Dislocation nach in 2 große Gruppen und zwar 1) die Gruppe der 4 Cavallerie-Divisionen Kowno, Sumatki, LoniM, Wtoctumek an der Ost- und Nordgrenze Ostpreußens resp. Westpreußens, ferner 2) die russische Cavallerie Division an der schlesischen Grenze von Czenstochau bis Kalisch. Ter letzteren gegenüber stehen in Schlesien an Cavallerie nur 2 Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet selbst; allein die vier anderen Cavallerie-Regimenter Schlesiens und ein fünftes aus dem südlichen Posen sind, sämmtlich an der Bahn garnisonirt, so rasch an die Grenze zu werfen, daß die deutsche Cavallerie der russischen' gegenüber dort bald mit Ueberlegenheit auftreten wird.

Was die Gruppe der russischen Cavallerie-Divisionen von Kowno bis Wtoctawek betrifft, so stehen deren 16 Regimentern und 8 reitenden Batterien allerdings in Ost' und Westpreußen nur 4 Cavallerie-Regimenter unmittelbar im Grenzgebiet gegenüber; allein es kommt hier in Betracht, daß die russischen Cavallerie-Divisionen sich bei ihrem Porgehen, in Folge der erwähnten Seedefilcen von Angerburg bis Teutsch-Evlau, voraussichtlich in zwei Gruppen auf den dem Vorgehen von Cavalleriemassen günstigen Terrainstrecken in der Gegend von Gumbinnen und in der Gegend von Thorn theilen werden, und zwar die Cavallerie Divisionen von Kowno und Suwaiki gegen Gumbinnen, die von Lom/a (die nach Warschau verlegt werden soll) und Wloctawek entweder über die Dreivenz auf Jablonowo oder über Mama auf Deutsch-Eylau. Wie der notorischen Ueberlegenheit, mit welcher die beiden erstgenannten ussischen CavallerieDivisionen an der offenen Ost-Grenze Ostpreußens der deutschen Cavallerie gegenüber erscheinen werden, deutscherseits gegenüber getreten werden kann, werden wir später specieller erörtern; allein betreffs des Vorgehens der russischen Cavallerie-Divisionen von Woctawek resp. Lomöa und Warschau gegen das südliche Westpreußen sei nur bemerkt, daß nach fachmännischer Schätzung am Abend des ersten Tages nach beendeter Mobilmachung bei Thon? nötigenfalls etwa 10 deutsche Cavallerie-Regimenter unter dem Schutze dieser Festung eingetroffen sein können, wobei angenommen ist, daß 4 Regimenter, also 2/z der Cavallerie-Division des 1. Armee-Corps, an der russischen Grenze bei Eydtkuhnen gegen den dort zu erwartenden russischen Einfall zurückgeblieben sind.

Dieser Vorstoß der russischen Cavallerie kann jedoch, wenn er überhaupt unternommen wird, nicht etwa den Beginn einer sich unmittelbar daran schließenden Offensive der russischen Heere gegen Teutschland bilden; denn nur mit den völlig versammelten Hauptkräften der russischen Feld-Armee vermag dieselbe gegen die numerisch und qualitativ überlegenen deutschen Heere mit Aussicht auf ein günstiges Endresultat begonnen zu werden.

Es könnte sich bei diesem ersten Anprall russischer Streitkräfte gegen das deutsche Grenzgebiet nur um einen Versuch zur Störung der dortigen Mobilmachung, um Zerstörung wichtiger Eisenbahn- und Straßenpunkte, Fußübergänge :c., um Erhebung von Contributionen und Ausbeutung der etwa momentan hervorgerufenen Verwirrung in jeder militärischen Richtung, — Alles in Allem also doch nur um secundäre Erfolge handeln, die nicht durch das sofortige Nachfolgen der versammelten russischen Feld-Armee ausgebeutet und dadurch nachhaltig gemacht werden können. Denn würde man russischerseits unmittelbar nach diesem Vorrall der Cavallerie-Divisionen mit der aus Friedensfuß bereits 225.000 Mann starken in den Gouvernements Warschau und Wilna stehenden Armee zur Offensive gegen Deutschland schreiten, so würde diese Armee voraussichtlich binnen kürzester Frist deutscherseits unter ausgiebiger Benutzung des dem russischen weit überlegenen deutschen Bahnnetzes von weit zahlreicheren Streitkräften umringt und angegriffen werden, und dem Schicksal der Gefangennahme kaum entgehen können. Es sei in Bezug hierauf bemerkt, daß Deutschland etwa 8 bis zu seiner Ostgrenze durchgehende Bahnlinien besitzt. Von einer ersten Gefahr für Deutschland kann daher in der russischen Truppenansammlung in Polen um so weniger die Rede sein, als die deutsche unmittelbar an der Ostgrenze stehende Cavallerie zwar geringer an Zahl als die russische ist, aber von ihrer in der Nähe der Grenze stehenden Infanterie und Artillerie rasch unterstützt werden wird, ganz abgesehen von einer Heranziehung der zu diesem Zweck und zur Sperrung der Communicationen und Vertheidigung der Zugänge an der Grenze etwa rasch aufzustellenden Reserve- und Landwehrfonnationen.

Es macht sich in Bezug auf eine russische Offensive gegen Deutschland von vorn herein eine der Haupteigenthümlichkeiten des russischen Reiches in strategischer Hinsicht geltend, seine kolossalen Ausdehnungen, seine verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, und seine verhältnißmäßig unzureichenden Eisenbahnverbindungen. Es besitzt nur 5 durchgehende aus den Gebieten des nördlichen, mittleren und südlichen europäischen Rußlands kommende an der deutschen Grenze mündende Bahnlinien, von denen nur zwei zweigleisig sind, (die eine mit einer kurzen übrigens in der Beseitigung begriffenen Unterbrechung). Es sind die folgenden Linien:

1) Zweigleisig: Petersburg (resv. Wiborg-Ab«)—Wilna—Warschau— Alerandrowsk), deren zweites Gleis auf den Strecken Bialvstock—Warschauund Skierniewice—Alerandrowo in der Herstellung begriffen ist.

2) Nischni - Nowgorod— Kowno—Moskau—Smolensk—Minsk—Brest Litemski—Jmangorod—Myslowitz (von Kowno hinter Moskau bis Lukom bei Jmangorod zweigleisig).

3) Eingleisig: Sewastopol—Jekaterinoslaw—Berditschew—Jmangorod —Warschau.

4) Eingleisig: Nowo-Tscherkask—Charkow—Gomel—Brest-Litewski— Grajemo (mit Anschluß cm die Kaukasus-Bahn).

5) Eingleisig: Saratom—Koslow—Tula—Orel—Smolensk—Dünaburg—Radziwitschki—Kowno—Eydtkuhnen.

Ferner die kurze zweigleisige Strecke Skierniewice—Myslowitz.

Deutschland dagegen besitzt jetzt etwa 8 bis zur russischen Grenze durchgehende, und nach dem projectirten Ausbau seines östlichen Bahnnetzes noch mehr Bahnlinien, aus welcher Zahl bereits der gewaltige Unterschied und Nachtheil erhellt, in welchem sich Rußland mit seinem wenig entwickelten Bahnnetz hinsichtlich einer Offensive Deutschland gegenüber befindet.

Es muß an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß diese mangelhafte Entwicklung des russischen Bahnnetzes im Vergleich zu der des deutschen Bahnnetzes die Nachtheile des keilförmigen Vorspringens Polens in den deutschen Staatskörper, hinsichtlich des strategischen Aufmarsches, paralysirt. Denn welche strategischen Vortheile für die Offensive bleiben einer Heeresmacht, die an räumlich so weit auseinander liegenden und durch einen großen Strom, die Weichsel, getrennten Punkten wie Eydtkuhnen, Grajemo, Mtawka, Alerandrowo und Myslowitz bei Beginn ihrer Offensiv-Ovationen gegen Deutschland zu debarkiren angewiesen ist, und von denen der eine: Grajemo, gegenüber einem für große Heeresmassen kaum pafsirbaren ausgedehnten Terrainabschnitt liegt?

In dieser geringen Leistungsfähigkeit des russischen Bahnnetzes dürfen mir daher wohl auch einen Hauptgrund für die Vereinigung eines starken Theiles der russischen Heeresmacht bereits im Frieden, die sich im letzten Winter in russisch Polen vollzog und anerkanntermaßen besonders gegen Oesterreich gerichtet mar, erblicken.

Rußland ist nunmehr zwar in der Lage, vermöge seiner etwa 21 000 Mann starken an seiner westlichen Grenze aufgestellten fast völlig auf Kriegsfuß befindlichen Cavallerie eine Störung der deutschen Mobilmachung in den östlichen Grenzdistricten besonders Ost- und Westpreußens zu versuchen, allein ausschließlich wohl nur in der Absicht, Zeitgewinn für den eigenen Aufmarsch zu erzielen, während seine Hauptaufgabe darin bestehen wird, in defensivem Verhalten gegen die zu erwartende deutsche Offensive den Weichselabschnitt und seine großen Lagerfestungen Warschau, Nomo-Giorgiewsk und Jmangorod init starken Streitkräften und hiermit die beiden einzigen permanenten Eisenbahnübergänge über die Weichsel und wichtigen Debarkationspunkte der aus dem Innern führenden Eisenbahnlinien besetzt zu halten, um derart Zeit für den sich nur allmählich dahinter vollziehenden Aufmarsch der russischen Operations-Armee zu gewinnen.

Die im letzten Winter stattgehabten russischen Truppenanhäufungen in Polen haben daher auch den nicht zu unterschätzenden Werth, daß sie der Stimme Rußlands mit einer Heeresmacht von 225 000 Mann unmittelbar an seiner Westgrenze, besonders Oesterreich gegenüber, ein anderes Gewicht verleihen dürften, als bisher.

Das ca. 102^ Millionen Einwohner zählende russische Reich hat vor 10 Jahren gegen die altersschwache Türkei einen für die Bravour der russischen Truppen zwar glänzenden, allein an richtiger strategischer Leitung schwachen Feldzug geführt. Seitdem ist die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt und dasselbe verfügt über 800 000 Mann stehendes Heer, eine Ziffer, die wenn, man die weiten Ländergebiete, die dasselbe besetzt hat, berücksichtigt, sehr erheblich an Bedeutung verliert, und eine Kriegsmacht von ca. 1700 000 Mann regulärer Truppen, dazu noch 200 000 Kosaken und irreguläre Cavallerie. Ferner eine Million Reichsmehr. Von dieser großen Truppenmacht können jedoch nach competentem fachmännischen Urtheil nur ca. 1 100 000 Mann als Operations-Armee außerhalb des Landes verwandt werden. Die Versammlung und der Aufmarsch dieser Armee im westlichen Polen resv. hinter der Weichsel wird in Anbetracht des ungeheuren Gebiets, aus dem sie zusammenberufen werden muß, und nicht genügend entwickelten Bahunetzes und des fehlenden Territorialsystemes nach sachverständiger Schätzung etwa zwei bis drei Monate in Anspruch nehmen, eine nicht zu hoch gegriffene, sowohl auf detaillirte Berechnung sich stützende, als auch durch die Thatsache illustrierte Zeitannahme, daß beispielsweise der Aufmarsch der deutschen Heere an der französischen Grenze vermitteltst 6 durchgehender Bahnlinien im Jahre 1870 drei Wochen in Anspruch nahm. Nicht die große Länge der russischen Bahnlinien ist es, welche den Aufmarsch der russischen Heere so verlangsamt, obgleich auch sie in Betracht kommt, sondern besonders die geringe Anzahl dieser Linien und ihrer Geleise und die weiten Entfernungen, welche ein großer Theil der russischen Truppen, und namentlich ihre Kriegsreserven zurückzulegen haben, um zu den Bahnlinien zu gelangen. Zur Ergänzung des russischen Bahnnetzes im westlichen Grenzgebiet sind neuerdings eine Anzahl Bahnlinien im Königreich Polen projectirt worden, und deren Ausführung dürfte nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es sind das, im Norden beginnend, die Linien: Kutno—Koto—Stupce; Lodz— Kalisch; SieradzundWieruszom—Sandomierz—Koluszki. DieseLinien haben jedoch nur eine secundäre Bedeutung, da keine neuen Weichfelübergänge außer den vorhandenen von Warschau und Jwangorod mit ihnen projectirt sind. Das russische Bahnnetz unterliegt ferner noch einem anderen für seine geregelte militärische Benutzung nachtheiligen Uebelstand, es befindet sich nicht wie das deutsche unter vorwiegend einheitlicher centralisirter Leitung, sondern in der Hand von zahlreichen Privatgesellschaften, die für den Fall des Krieges fämmtlich unter einen Hut zu bringen, immerhin schmierig ist.

Was die größere Spurweite der russischen Eisenbahnen betrifft, so ist dieselbe für die Benutzung der russischen Bahnen durch das deutsche Eisenbahn Material von keinem hindernden Einfluß, da dessen Räder in ausreichendem Maße in Voraussicht dieses Umstandes verstellbar eingerichtet find, eine Maßregel, die in Nußland zwar für einen großen Theil des Eisenbahnmaterials im Hinblick auf die Benutzung der deutschen Bahnen begonnen, aber noch nicht zur völligen Durchführung gelangt ist, ein Uebelstand der sich bereits im russisch-türkischen Kriege von 1877 bei der beabsichtigten Benutzung der rumänischen Bahnen sehr nachtheilig fühlbar inachte.

Was die Militär-geographische Beschaffenheit des russischen Polens betrifft, so ist dasselbe ein mehrfach noch mit ausgedehnten Waldungen bedecktes, aber im Uebrigen gut angebautes, aus für die operative Verwendung großer Heereskörper hinreichend freien Strecken bestehendes wegfames, im Durchschnitt ebenes, nur im äußersten Süden bergiges Land, in welchem die Warthe einen Abschnitt von verhältnißmäßig nur untergeordneter strategischer Bedeutung bildet, wenngleich sie mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung als tactisches Hinderniß erheblich in Betracht kommen kann. Das russische Polen hat ca. 71/4 Million Einwohner, rund etwa 2500 Menschen auf der Quadratmeile, so daß Verpflegung und Unterkunft der Truppen dort auf keine Schwierigkeiten stoßen. Als strategische Barriöre von großer Bedeutung stellt sich in demselben die Weichsel dar, welche von der San-Mündung an für größere Fahrzeuge schiffbar, bei dieser Mündung 200 rn., bei Warschau 500 m., bei Thorn über 900 ru. breit ist und nur auf den vorhandenen festen Uebergängen bei Warschau und Jwangorod und auf den Schiffbrücken bei Ptock und Wtoctamek überschritten werden kann. In strategischer Hinsicht hat die Weichselbarriöre den erheblichen Nachtheil, daß sie nicht bis zur Mündung im

russischen Besitz ist, und vermittelt der befestigten in deutschem Besitz befindlichen Uebergänge von Thorn–Graudenz und Dirschau-Marienburg, welche je zwei Geleise erhalten sollen, deutscherseits überschritten, und derart ihr mittlerer Lauf von Westpreußen her umgangen werden kann. Trotzdem wird der Weichselabschnitt, verstärkt durch die großen Festungen Nowo-Giorgiensk, Warschau und Jwangorod und verlängert durch die vielfach von bruchigen Ufern begleiteten Flußläufe des Bug und Narew in einem russisch-deutschen Kriege, wie bereits erwähnt, und wie wir später ausführlicher erörtern werden, als wesentliche Stütze für den russischen Aufmarsch und das Vordringen der deutschen Heere hindernd zur Geltung kommen.

Bevor wir zur Betrachtung der Operationen, welche Rußland gegen Deutschland führen kann, schreiten können, ist es unerläßlich einen Blick auf die dabei hauptsächlich in Betracht kommenden politischen Verhältnisse zu werfen.

So gut fundamentirt auch augenblicklich, und voraussichtlich für längere Zeit, das mitteleuropäische Friedensbündniß erscheint, so giebt es doch bekanntlich besonders auf politischem Gebiete nichts Dauerndes, da sowohl in den Interessen der Staaten Veränderungen entstehen, als auch vor Allem mit dem Wechsel der leitenden Personen andere politische Anschauungen und andere politische Einflüsse an Stelle der früher geltenden treten können.

Es erscheint daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß, wenn der bisherige gewaltige Leiter der politischen Geschicke Deutschlands und der Politik Europas dereinst seinen: ihm vorangegangenen kaiserlichen Herrn folgt, der von vielen Köpfen unserer östlichen und westlichen Nachbarstaaten geplante Kampf Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland dennoch zum Ausbruch kommt, indem es zugleich gelungen sein kann, die Triple-Allianz zu sprengen und Italien und Oesterreich zur Neutralität in demselben zu veranlassen.

Ohne die strategischen Verhältnisse jenes Kampfes zwischen den erstgenannten drei Großmächten in nähere Betrachtung zu ziehen, die außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen würde, wollen mir nur die strategischen Bedingungen des Kampfes zwischen Nußland und Deutschland allein in Folgendem in's Auge fassen.

Rußland kann hinsichtlich dieses Krieges sich für die Offensive oder für die Defensive entscheiden. Betrachten wir zuerst die Chancen einer Offensive Rußlands gegen Deutschland, so ergibt sich, daß vor der völligen Versammlung der russischen Opemtions-Armee in den westlichen Gebieten dieses Reiches eine Offensive mit partiellen Kräften gegen das Herz Norddeutschlands, Berlin, unternommen, ein Fehler, ein Luftstoß sein würde, der unbedingt die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen müßte. Es wird sich bei Ausbruch dieses Krieges nur um den oben erwähnten Vorrall der russischen Cavallerie handeln können, der, wenn er auch dem Gegner empfindlich werden kann, doch ohne ernstere Folgen bleiben wird. Das deutsche Eisenbahnnetz ist dem russischen, wie wir erwähnten, derart überlegen, und die weit raschere Versammlung der deutschen Heere an der deutschen Ostgrenze derart gesichert, daß Rußland unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu einer Offensive gegen Berlin schreiten kann. Nur in dem außergewöhnlichen Falle märe eine Chance für dieselbe vorhanden, daß etwa zu einem Zeitpunkt, mo Deutschland mit einer anderen Macht bereits in einen Krieg verwickelt märe, die Hauptmasse der deutschen Heere wie 1871 weit in Feindesland eingedrungen und dort genügend beschäftigt wäre; in einem Moment etwa, wie er im November 1871 eintrat, als Orleans wieder in französische Hände gefallen mar, und die Armee Aurelle de Palladines von dort gegen Paris vordrang, und man in Versailles die Koffer gepackt hatte. Allein selbst in diesem Falle ist es fraglich, ob nicht der unerschöpfliche Reichthum Deutschlands an ausgebildeten Soldaten, nach Fürst Bismarck ca. 3 Millionen, 2 Millionen an den Grenzen und dahinter die erforderlichen Reserven (nach französischer Berechnung im Ganzen gegen 4 Millionen) das große Organisationstalent seiner Heeresleitung, und sein günstiges Bahnnetz, ihm nicht doch noch ein rechtzeitiges Zuorkommen vor der russischen Offensive gestatten würden.

Fassen wir jedoch zunächst den für Rußland günstigsten Fall in's Auge und nehmen mir an, daß es ihm gelungen sei, den voraussichtlich deutscherseits ihm entgegentretenden Kräften ganz erheblich überlegene Streitkräfte in seinen westlichen Grenzgebieten zu versammeln, so sind wir der Ansicht, daß nur eine möglichst rasch durchgeführte russische Offensive auf dem kürzesten Wege auf Berlin die meisten Chancen für die Erlangung eines für Rußland günstigen Friedensschlusses bietet, und daß unter dieser Voraussetzung die von mancher Seite als die zweckmäßigste bezeichnete Offensive der vereinigten russischen Hauptstreitkräfte auf dein rechten Weichselufer durch die Provinz Ostpreußen und nördlich der Warthe auf Berlin, im Verein mit einer starken Flotten-Diversion, während Rußland an der mittleren Weichsel und im westlichen Polen defensiv bleibt, unbedingt weniger Erfolg verspricht.

Die russische Offensive auf dem rechten Weichselufer würde Königsberg zu belagern refp. eng einzuschließen haben; ferner würde Thorn, als Offensivbrückenkopf in ihrer linken Flanke gelegen, zu cerniren, später zu belagern, und die Befestigungen von Marienburg und Dirschau zu nehinen sein; alsdann würde sie die Weichsel Angesichts des Feindes überschreiten müssen, Danzig einschließen und bei ihren: weiteren Vorrücken auf Berlin sich gegen das ihr Vordringen bedrohende Posen sichern müssen, Küstrin einschließen, und später, um in den Besitz dieses wichtigen Eisenbahnsperrpunktes zu kommen, belagern müssen. Auf eine wesentliche Einwirkung der russischen Flotte auf diese Operation vermag zunächst nicht gerechnet zu werden, da dieselbe zuvörderst den Kampf mit der deutschen Flotte aufzunehmen hätte, und da ferner die deutschen Hafenplätze von Bedeutung sämmtlich befestigt sind und die Landung an den flachen Ostseeküsten schwierig ist.

Die directe russische Operation von Warschau über Posen auf Berlin auf der kürzesten Linie hätte dagegen allerdings Posen zu belagern und den starken Warthe-Abschnitt zu vassiren, ebenfalls Thorn zu nehmen und Königsberg zu belagern refp. fest einzuschließen.

Es muß hinsichtlich ihrer zugegeben werden, daß das Ueberschreiten des Warthe-Abschnitts bei Posen sehr erhebliche Schwierigkeiten bietet, daß ferner das nördlich der mittleren Warthe gelegene See- und Waldterrain ein Vorschreiten größerer Heeresabtheilungen sehr erschwert. Allein es bleibt für ein derartiges Vorrücken immerhin in der Gegend von Siuvce ein mehrere Meilen breiter Raum nördlich der Warthe und ein völlig genügender südlich dieses Flusses; und ferner ist die Warthe von Cionzyn bis Schrimm mehrfach überbrückt, und wenn auch, wie zu erwarten, diese Uebergänge zerstört mären, doch bei ihrer Breite von 80 Meter leicht zu überbrücken, da nicht überall bruchige Ränder sie auf dieser Strecke begleiten, und da ferner den Uebergang tactisch begünstigende Waldungen mehrfach an beiden Ufern an dieselbe herantreten. Jedenfalls ist das Ueberschreiten der mittleren Warthe nicht so schwierig wie das des unteren 900—1100 Meter breiten Weichselstromes.

Die im westlichen Polen versammelten russischen Streitkräfte können von dort aus in 3—5 Marschtagen vor Posen stehen, während eine russische Offensive durch Ost-Preußen weit langsamer gegen das Herz Norddeutschlands führt.

Man könnte den Einwurf erheben, daß der Weichselübergang dem russischen Invasionsheere durch eine starke russische Diversion von dem hierzu zu verstärkenden Einschließungscorps von Thorn in der Nichtung auf Bromberg erleichtert werden kann; aliein die Defileen des Netze- und Brahe-Abschnittes sind hier auf ihren linken Flügel gut an die Weichsel angelehnt, leicht nachhaltig zu vertheidigen, auch wird sich die Cernirung Thorns auf dem linken Weichselufer voraussichtlich erst nach Überschreitung der Weichsel vollziehen lassen. Einen erheblichen Nachtheil hat allerdings die Offensive über Posen in directer Richtung auf Berlin, es ist der, daß bei ihrem Beginn die Eisenbahnverbindung mit Warschau durch Thorn unterbrochen wird und streckenweise durch Landcommunicationen ersetzt werden muß, und daß dieselbe nur für die ihren linken Flügel bildenden Heerestheile über Muslowitz durch die schlesischen Bahnen nach einiger Zeit gewonnen werden kann. Allein durch den in kurzer Zeit ausführbaren Bau einer Umgehungsbahn von der Linie Warschau—Thorn nach der Bahn Thorn—Jnowraclaw—Posen über die Orte RacionzekStuczew—Gniemkowo würde eine rückwärtige Eisenbahnverbindung auch für die auf Posen vorgehenden Heerestheile hergestellt werden können. Die Operation gewährt endlich den erheblichen Bortheil, daß von ihr aus, nachdem eine Entscheidung bei Posen gefallen ist, leicht eine starke Diversion auf das linke Oderufer abgezweigt werden kann, die den Oderübergang etwa in der Gegend von Glogau bewerkstelligt, diese wenig Offensivkraft besitzende Festung einschließt und alsdann, indem sie erforderlichen Falls den nördlich von Posen auf Berlin vordringenden Heerestheilen den Uebergang über die Oder wesentlich erleichtern hilft, auf Verlin vorgeht.

Allein die erwähnte Operation setzt, wir betonen es nochmals, eine sehr starke Überlegenheit russischer Streitkräfte voraus, da bei ihr nicht nur 2 große Festungen zu belagern, fondern auch 3, darunter allerdings eine kleinere, einzuschließen sind. Man könnte den Einwurf erheben, daß auch Königsberg belagert und genommen werden muß, um eine Diversion von dorthier gegen die russischen Berbindungen zu verhindern.

Allein so erwünscht der Besitz dieser Festung auch für die angedeutete russische Operation ist, so läßt sich doch annehmen, daß die russische Flotte, die in: angenommenen Falle voraussichtlich mit einer verbündeten die deutsche mit Leichtigkeit im Schach halten würde, sich bald nach erfolgreicher Beschießung der Küstenbefestigungen bei Pillau in den Besitz des frischen Haffs setzen und derat die Offensivunternehmungen Königsbergs auf die seiner normalen Kriegsbesatzung entsprechenden, beschränken würde.

Wir schreiten jetzt zur näheren Erörterung der Verhältnisse, welche für die russische Operation über Posen auf Berlin in Betracht kommen.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man eine Theilung der vorausgefetzten gewaltigen russischen Streitkräfte der leichteren Leitung und Bewegung halber in 3 Armeen annimmt, und ferner, daß eine stärkere Heeresabtheilung von etwa 1 bis 2 Armee-Corps nach Maßgabe der in und bei Königsberg versammelten Streitkräfte von der Festung Kowno aus gegen dm offenen Theil der ostpreußischen Grenze und gegen Königsberg, zu dessen Einschließung vorgehen wird. Dieses Corps würde die Bahnlinie Eydkuhnen—Kowno und die Linie Kowno—Radzimitischki nach Dünaburg, dem Haupt-Artillerie- und Ingenieur-Depot des nordwestlichen Rußlands als Verbindungslinie haben. Gleichzeitig mit dem Vorrücken dieses Corps auf Königsberg ist die Annahme gerechtfertigt, daß die russische Flotte in der Ostsee längs der ostpreußischen Küsten gegen die deutsche, sofern dieselbe nicht durch eine andere Flotte bereits in ihren Häfen blokirt ist, vorgehen, und dieselbe von der hohen See zu vertreiben suchen wird, und daß sie sich alsdann gegen die Hafenplätze Königsberg und in zweiter Linie Memel wendet, um deren Küstenbefestigungen durch energische Beschießung zum Schweigen zu bringen, die Torpedosperren zu zerstören und sich besonders in den Besitz der Einfahrt von Pillau und des frischen Haffs zu setzen.

Der Ausmarsch der 3 russischen Armeen würden im westlichen Polen etwa mestlichderLinieWtoctawek—Kutno—Lodz—Nowo-Radomskstattsinden. Tie russische erste Armee würde sich dann zwischen der Linie WtoctawekLencznce und dem Goplo-See und der Warthe concentriren. Ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahn Wtoctamek—Kutno—Warschau sein. Beim Beginn ihres Vorrückens würden ihre in der Gegend von Woctamek versammelten Truppen unter möglichster Benutzung der Bahn Warschau— Alexandrowno zur Einschließung von Thorn auf dem linken Weichselufer und zur Aufklärung über Jnomrazlam auf Gnesen und auf Bromberg vorgehen. Zur Einschließung von Thorn auf dem rechten Weichselufer würde ein angemessen starkes Detacheinent entweder auf Stromfahrzeugen auf der Weichsel oder nach Überschreitung des Stromes auf der Schiffbrücke von Wtoctawek auf dem rechten Ufer gegen Thorn vorgehen. Ferner würde gleichzeitig eine nach Maßgabe der von der unteren Weichsel her zu erwartenden feindlichen Streitkräfte entsprechend starkes Corps etwa über Dobrnk-Lipno-Golluv zur Deckung der Einschließung von Thorn und Sperrung der Weichselübergänge bei Graudenz und Marienburg und zur Beobachtung der unteren Weichsel russischerseits vorgeschickt werden. Diesem Detachement würde voraussichtlich sofort Belagerungsgeschütz etwa vom Kaliber des kurzen 15 ein in gehöriger Anzahl beigegeben sein, um durch eine kurze überlegene Beschießung der Befestigungen von Graudenz und Marienburg deren Feuer zum Schweigen zu bringen und in den Besitz dieser Befestigungen zu gelangen und die dortigen Weichselübergänge ausreichend zu sperren. Dasselbe wird die Bahnstrecken Nowo-Giorgiewsk— Mtawka—Deutsch-Eylau—Jablonowo—Graudenz (resp. Soldau—Straßburg, wenn dieselbe vollendet) zu seinerVerbindungsbahn einrichten, und sich die Benutzung der Bahnlinie Thorn —Elbing so wie die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg in seinen Besitz gelangt sind, zu sichern suchen. Bis die genannte Eisenbahnstrecke zur Verbindungslinie eingerichtet ist, kann die Weichsel bis Thorn zur Verbindung dienen. Das Corps sowohl wie das Cernirungscorps von Thorn auf dem rechten Weichselufer stoßen bei ihrem Vorrücken auf keine Terrain-Schmierigkeiten von Belang, die Drewenz ist ein unbedeutendes, leicht zu überschreitendes Hinderniß. Die rasche Herstellung der Verbindung zwischen beiden Weichselufern d. h. der Brückenschlag bei Thorn ist für das Belagerungscorps von der größten Wichtigkeit. Sobald die Einschließung von Thorn vollzogen ist, würde unverweilt mit dem Bau der diese Festung südlich umgehenden Feldeisenbahn begonnen werden, desgleichen mit der Belagerung dieses Platzes, als deren Verbindungslinie die Weichsel benutzt werden wird.

Die russische erste Arnree wird, sobald ihre Concentration vollendet ist, den Vormarsch auf Posen unter Festhaltung der Verbindung mit dem Cernirungs-Corps von Thorn, über Slessyn, Südspitze des GiwartowoSees, serner von Kutno auf Stnvce und von Lenczyce über Fulischkom auf Pevsern antreten. Sie wird besonders ihre Front und rechte Flanke gegen das Wald- und Seeterrain westlich des Goplo-Sees sich sichern, und in dieser Richtung aufklären müssen. Sie wird nur in sehr kleinen Märschen vorgehen, wenn nicht ganz bestimmte Verhältnisse es anders bedingen, um den südlich von ihr vorrückenden beiden Armeen Zeit zu verschaffen, ihren größeren Weg zurückzulegen. Sie wird ferner besonders auf eine gesicherte Verbindung zwischen beiden Warthe-Ufern, außer den vorhandenen Brücken von Kollo, Konin und Pensern, ihr Augenmerk richten, und die WartheUebergänge eventuell feldfortificatorisch sichern müssen. Ihre Verbindungslinie ist die Bahnlinie Warschau—Kutno und von da ab die Chaussee von Kutno über Stupce auf Posen, bis di< Umgehungsbahn südlich von Thorn fertig ist. Tie russische erste Armee wird ihren Vormarsch in dem im ganzen offenen und freien Terrain westlich Sluvce—Gimartomo und Pensern auf Posen erst dann fortsetzen, wenn die zweite uud dritte russische Armee mit ihren Töten die Warthe und Lissa erreicht haben, falls nicht besondere Umstände z. B. zuverlässige Nachrichten, daß der Gegner sich mehr bei Posen oder hinter Posen concentrirt, es anders bedingen. Es ist nicht zu verkennen, daß wenn sie, durch die Warthe von den beiden anderen Armeen und in sich getrennt, unvorsichtig vorgehen würde, sie einem überlegenen Anfälle deutscher Streitkräfte in dem immer noch ziemlich walreichen Terrain besonders auch von Norden her ausgesetzt sein würde, und muß sie daher das Wirksammerden der Vorbewegung der beiden anderen Armeen abwarten. Die zweite russische Armee würde sich etwa in dem Raum zwischen der Linie Lenczyce-Lodz-Pabianice und der Warthe und Prosna concentriren. Sie würde den Vormarsch auf Posen in gleicher Höhe mit der südlich neben ihr vorgehenden russischen Armee mit der mittleren Directionslinie Lodz-Turek-Neustadt antreten, und ganz besonders die gute Verbindung und rasche Unterstützung der ersten russischen Armee in's Auge zu fassen haben. Rechtzeitige Recognoscirung und Herstellung von geeigneten Warthe- und Prosna - Uebergängen würden zu diesem Zweck beiderseits stattfinden müssen. Die Verbindungslinie dieser Armee würde die Bahn von Lodz—Radom nach Jmangorod, von Lodz ab die Straße LodzTurek-Neustadt bilden. Die Concentration der dritten russischen Armee würde etwa in dem Raum zwischen der Bahnstrecke Bentkow—Nomo-Radomsk und der Prosna erfolgen. Die Mittellinie der Vorbewegung der dritten russischen Armee würde etwa die Linie Petrikau—Kalisch—Kozmin—Schrimm sein; ihre Verbindungslinie würde zunächst die Bahnlinie Jwangorod— Radom—Kaljuschki—Petrikau; alsdann die Chaussee Petrikau—Kalisch— Koschmin—Schrimm bilden.

Die dritte russische Armee würde den Vormarsch auf Posen zuerst zu beginnen und in stärkeren Etappen zurückzulegen haben wie die beiden anderen Armeen, da der von ihr zurückzulegende Weg der größere ist. Sie wird bei Beginn ihrer Operationen ein angemessen starkes Detachement so weit als angängig unter Benutzung der Bahn auf Myslowitz versenden, um die Bahnlinie Myslowitz—Kempen—Jaroczyn in Besitz zu nehmen und zu ihrer Verbindungslinie einzurichten. Sie wird ferner ein Corps etwa über Wieruschau auf Breslau entsenden, welches diese an Hilfsquellen reiche Stadt einnimmt und alsdann zur Einschließung von Glogau auf der rechten Oderuferseite vorgeht. Bis die Einschließung von Glogau seitens dieses Corps erfolgt ist, wird sich die dritte russische Annee felbstständig in ihrer linken Flanke gegen Glogau zu sichern, und « in Verbindung mit der zweiten Armee vorgehend, ebenso wie diese die Aufgabe haben, rechtzeitig geeignete Uebergänge über die Warthe zu ermitteln, und ferner auch derartige Uebergänge über den nordöstlichen Theil

des Obra-Bruchs recognosciren lassen und diese letzteren, wenn angängig, zu besetzen suchen.

Dein hier skizzirten Vormarsch der dritten russischen Armee könnte der Vorwurf gemacht werden, daß er nicht in genügender Breite für die voraussichtlich vorrückenden Massen erfolge; allein die Notwendigkeit, eventuell vor Posen zu einer entscheidenden Schlacht auftreten zu müssen, wird eine größere Breite desselben, besonders auch in Anbetracht der Trennung durch die Warthe, kaum gestatten. Es sei betreffs desselben noch erwähnt, daß das auf dem linken Weichselufer gegen Thorn vorgehende russische Cernirungs-Corps, falls Thorn eine stärkere wie seine normale Besatzung aufgenommen hat, oder sich in seiner Nähe etwa bei Jnowrazlaw stärkere feindliche Streitkräfte befinden sollten, durch entsprechende Theile der russischen ersten Armee rechtzeitig verstärkt werden muß, was um so eher ausführbar sein wird, als deren Hauptkräfte sich auf dem rechten WartheUfer verfammeln und vorrücken.

Tie Stadt Thorn liegt auf dem rechten Weichselufer und ist auf beiden Ufern durch einen Kranz weit vorgeschobener, nach neuester Construction gebauter Forts geschützt. Sie besitzt eine Eisenbahnbrücke und eine zweite feste Weichselbrücke. Sie ist im Wesentlichen als Offensivbrückenkopf für das rechte Weichselufer zu betrachten und vermag eine weit größere Besatzung wie die normale aufzunehmen.

Wie sich die ferneren Verhältnisse der russischen Offensive gestalten würden, das hängt natürlich von den Umständen ab. Bei unserer Boraussetzung, daß schon bei Beginn des Feldzuges im russischen Polen russische Streitkräfte in starker Ueberlegenheit versammelt sind, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die deutsche Heeresleitung unter diesen Umständen keine Diversion mit stärkeren Kräften gegen die rechte, ohnehin durch Weichsel, Bug und Narew und die Festung Nowo-Giorgiewsk geschützte Flanke der russischen Offensive von West- oder Ost-Preußen her, oder gegen die linke Flanke derselben von Schlesien her, unternehmen wird; da die zweite russische Armee in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte mit den oben erwähnten starken Detachirungen genügende Gegenmaßregeln gegen derartige Diversionen getroffen haben wird, und da die deutscherseits dazu verwandten Streitkräfte bei der Hauptentscheidung fehlen würden. Die russische Offensive wird daher das deutsche Herr entweder vor oder hinter Posen, auf dem rechten oder linken Warthe-Ufer, wahrscheinlich in fortificatorisch für die Schlacht gut vorbereiteter Stellung antreffen. Ist die Schlachtentscheidng in Folge der numerischen Ueberlegenheit der russischen Streitkräfte günstig für die russischen Heere ausgefallen, so wird Posen von denselben einzuschließen, und werden die Operationen auf Berlin ohne Borzug fortzusetzen sein. Die Stärke der russischen Armeen wird es denselben, ähnlich wie den deutschen Heeren 1870, die mit dem belagerten Straßburg und dem cernirten Metz, in dem sich eine der besten französischen Feldarmeen befand, im Rücken gegen Paris vordrangen, gestatten, die Offensive fortzusetzen. Nach der Einschließung von Posen wird russischerseits so bald als möglich zur Belagerung und Einnahme dieses Platzes geschritten werden, um durch den Besitz dieser starken Festung einen Stützpunkt für die ferneren Operationen zu gewinnen, und diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und Warthe-Uebergang in Besitz zu bekommen. Ganz besonders wird es sich hierfür und für die Fortsetzung der russischen Offensive jetzt um den Gewinn einer Eisenbahnverbindung handeln. Dazu müßte vor Allem das Belagerungscorps vor Thorn den Bau der Umgehungsbahn südlich dieser Festung möglichst beschleunigen, und wird derselbe jetzt vielleicht in Folge der inzwischen gewonnenen Bahnlinien MiMowitz—Kempen—Slessyn auch vom westlichen Ende vonGniewkomo her in Angriff genominen, und binnen kürzester Frist vollendet werden können. Sollte der Bahnknotenpunkt Bromberg noch nicht in den Besitz des Einschließungscorps von Thorn gelangt sein, so würde jetzt ungesäumt die dazu erforderliche Verstärkung des letzteren eintreten, um für das weitere Vorrücken der russischen Heere wenigstens dieBahnlinieWarschau—Thom—Bromberg—Kreuz zur Verfügung zu haben.

Die für die russischen Heere bei Posen gefallene suvponirte siegreiche Entscheidung darf unter den vorausgesetzten Umständen als eine derartig nachhaltige angenommen werden, daß das deutsche Heer nicht mehr in der Lage sein wird, etwa von Neuem noch auf dem rechten Oderufer hinter dem nur 8 Meilen von Posen entfernten Odra-Abschnitt, oder vor Frankfurt aD. eventuell unterstützt durch eine in seiner linken Flanke von Küstrin ausgehende Offensive, die Oder im Rücken, sei diese hier auch mit hinreichenden Uebergängen versehen, nochmals die Schlacht anzunehmen.

Tie russischen Heere werden daher nach der Entscheiduug bei Posen sich trennen müssen, uin ihren Vormarsch auf Berlin in dem Raum zwischen Netze-Warthe und Oder, oder südlich dieses Stromes fortzusetzen. Von der Stärke und der Verfassung und Art des Zurückgehens der geschlagenen deutschen Armee, und von den Nachrichten über deren etwaige zu erwartende Verstärkungen wird es abhängen, ob die russische Armee ihren Marsch jetzt auf Glogau nehinen kann um in der Gegend von Glogau über die Oder zu gehen, den hergestellten OderUebergang durch Feldbefestigungen zu decken und Glogau auch auf dem linken Oder-Ufer einzuschließen, dasselbe zur Gewinnung eines Stützepunkts an der Oder und eines völlig gesicherten Oderüberganges, sobald Thorn und Posen gefallen ist, ebenfalls zu belagern, und inzwischen ihre Operationen über Guben auf Berlin fortzusetzen. Als Verbindungslinie wird sich die dritte russische Armee jetzt die Bahn Myslomitz—Breslau—Sagan—Guben einrichten müssen.

Wenn die Verhältnisse es gestatten, so wird die erste russische Armee bei dem Vorrücken auf Berlin mit einem beträchtlichen Theil auf das rechte Netze Ufer etwa bei Kreuz und Schneidemühl übergehen und sich in den Besitz der Bahnstrecken Bromberg—Landsberg setzen, so daß die erste russische Armee derart eine Bahnverbindung über Jnowrazlaw und die Thorner Umgehungsbahn nach Warschau gewinnt. Denn nördlich der Netze vorgehenden russischen Heerestheil würde später die Aufgabe zufallen, Küstrin auf der Nord-Ost-Front einzuschließen.

Die starke und ausgedehnte, am Zusammenfluß der Warthe und Oder gelegene, von detaschirten Forts neuester Construction und vonJnundationen umgebene Festung Küstrin, deren normale Besatzung eine verhältnißmäßig kleine ist, die jedoch zahlreiche Truppen aufnehmen kann, ivird jetzt ihren Einfluß dadurch besonders geltnedmachen,daßsie zu ihrer Beobachtung resp. Einschließung, die auf einem von der Oder und Warthe durchschnittenen Raum von etwa 9 Meilen Länge stattfinden muß, sehr beträchtliche russische Streitkräfte auf sich ziehen wird. Die ungünstige Terraingestaltung im Süden der in der breiten Niederung gelegenen Festung begünstigt allerdings bei deren jetziger Beschaffenheit eine Offensive ihrer Besatzung auf dem rechten Oderufer in südlicher und südöstlicher Richtung nicht besonders. Vermuthlich würde die russische erste Armee sich nur auf eine Beobachtung oder Einschließung der drei Fronten Küstrins beschränken, und würde von einer Belagerung Küstrins erst die Rede sein können, wenn Thorn und Posen gefallen sind.

Die deutsche Heeresleitung wird sich nun entscheiden müssen, ob sie, ihre linke Flanke an Küstrin gelehnt und unterstützt durch die linke Oderufer-Bahn, den russischen Heeren den Oderübergang zwischen Küstrin und der Neisse-Mündung vermehren will, um die tactischen Vortheile dieses starken Terrainabschnittes auszunützen, und um Zeit für die inzwischen zweifellos in der Anlage begriffenen Befestigungen Berlins oder das Eintreffen von Verstärkungen zu gewinnen. Voraussichtlich wird es von dem Vordringen der inzwischen in der Gegend von Glogau über die Oder gegangenen dritten russischen Armee über die Neisse abhängen, die auch von der russischen Armee über Crossen Verstärkungen erhalten kann, wie lange die deutsche Armee hier Stand zu halten vermag, und ihre Leitung wird, nachdem ihr Rückzug auf Berlin, sei es mit oder ohne Schlacht, entschieden morden ist, vor die Entscheidung gestellt sein, ob sie zwischen Frankfurt und Berlin etwa in der Stellung Erkner-Herzfelde-Hohenstein oder westlich von dem dahinter liegenden See-Abschnitt den Kampf von Neuem annimmt, oder ob sie vielleicht durch das Vordringen der russischen dritten Armee vom Süd-Westen her veranlaßt, gleich mit den Hauptkräften, unter nur leichter Besetzung dieses Abschnittes, in die inzwischen verschanzten Stellungen um Berlin zurückgeht.

Diese verschanzten Stellungen um Berlin werden im Süden aus der vorgeschobenen, durch Jnundationen zu verstärkenden Nuthe-Notte-Linie und voraussichtlich in einem Kranz starker Werke auf der Linie Stolpe-TeltomMarienfelde-Köpnik bestehen. Im Osten in der vorgeschobenen Linie der Tasdorfer Seereihe und in einem Kranz von Werken etwa auf der Linie Stolpe an der Havel-Blankenfelde-(Arkenberge)-Buch-LindenbergMarzahn-Köpenik. Im Westen bildet die Havel mit ihren Seen und der Festung Spandau ihren starken Schutz. Die Stellungen sind besonders im Westen, Süden und Osten in Folge der verliegenden und hereingezogenen Terrainhindernisse sehr stark und fordern den Angreifer zum Hauptangriff in nordöstlicher und nördlicher Richtung auf.

Hat die russische Armee den Oderübergang in der Gegend von Frankfurt bewerkstelligt, so wird sie die dort inzwischen hergestellten UebergSnge durch einen entsprechend geräumigen verschanzten doppelten Brückenkopf auf beiden Ufern, zunächst auf dem linken decken. Bei ihrem demnächstigen Vorrücken auf Berlin wird sie sich, sei ihr nun die deutsche Armee nochmals auf der Linie Herzfelde-Hohenstein 'gegenüber getreten oder nicht, zu entscheiden haben, ob sie den Hauptangriff auf Berlin von Süden und Osten her, oder von Osten und Nord-Osten her führen will. Der Angriff von Süden und Osten her würde den erheblichen Nachtheil haben, durch die Spree und die Wald- und Seezone südlich derselben getrennt zu fein, und daher die Vertheidigung Berlins in die Lage setzen, auf einer Seite rein defensiv zu bleiben, dagegen auf der anderen mit ihren Hauptkräften über den über die erste Hindernißlinie mit starken Kräften vorgedrungenen Gegner herzufallen und ihm eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Der combinirte Angriff von Osten und Nordosten her auf Berlin würde russischerseits voraussichtlich unbedingt vorgezogen werden. Er würde voraussichtlich gegen den Tasdorfer Seeabschnitt <der immerhin auch die deutsche Offensive lähmt) demonstirend auftreten und mit den Hauptkräften von Straußberg und Werneuchen her gegen die verschanzten Stellungen östlich und nordöstlich von Berlin geführt werden, während die gegen den Tasdorfer Abschnitt engagirten Kräfte zugleich die rückwärtige Verbindung auf Frankfurt decken. In wie weit die etwa südlich auf Berlin vorgegangene erste russische Armee zu diesem Angriff heranzuziehen ist, indem vielleicht nur die Vortruppen derselben zur Vornahme von Demonstrationen an der Nuthe-Notte-Linie zurückbleiben, darüber werden die obwaltenden besonderen Verhältnisse entscheiden. Jedenfalls würde eine Heranziehung derselben dem Grundsatz der möglichsten Vereinigung aller Kräfte zur Hauptaction am entscheidenden Punkte entsprechen.

Wir haben vorstehend die russische Offensive in ihren wichtigsten strategischen Momenten zu skizziren versucht, unter der Voraussetzung, daß ein sehr beträchtlicher Theil der deutschen Streitkräfte beim Ausbruch de5 russisch-deutschen Krieges bereits anderwärts engagirt ist, und daß es Rußland gelungen ist, in seinen westlichen Gebieten eine derartige Streitmacht zu versammeln, daß eine Offensive auf Berlin Aussicht auf.Erfolg verpfricht.

Nord und Süd.
XliVIII., i◄ 6

Wir wollen nun in Kurzen die strategischen Verhältnisse Deutschlands einer derartigen russischen Offensive gegenüber betrachten.

Die gemaltigen Massen ausgebildeter Mannschaften Deutschlands und die zum Schutz seiner Ostgrenze jedenfalls disponiblen Streitkräfte werden, wenn dieselben auch hauptsächlich nur aus Reserve- und Landwehrformationen bestehen sollten, selbst unter der angenommenen ungünstigen Voraussetzung, einen kräftigen Widerstand mit Aussicht auf Erfolg möglich machen. Derselbe wird jedoch auf die unter anderen Verhältnissen zweifellos sofort begonnene Offensive, die beste Form der Verthei'oigung, unter diesen Umständen verzichten und in der Defensive bleiben müssen, um durch richtige Benutzung vortheilhafter Terrainabschnitte, Anlehnung an feste Plätze und Annahme der Schlacht in verschanzten Stellungen, die Minderzahl auszugleichen und möglichst Zeit zu gewinnen, um Verstärkungen heranzuziehen, resp. Allianzen zu schließen.

Der Aufmarsch der deutschen Armeen würde sich in dem angenommenen Falle voraussichtlich in dem Räume zwischen der Weichsel und der Oder, etwa an der Bahnstrecke Thorn—Jnomrazlam—Gnesen—Posen—Lissa vollziehen. Mehr als ausreichende Bahnverbindungen (7—8 Linien) stehen für diesen Aufmarsch zu Gebote. Der bezeichnete Raum enthält mehrere der Vertheidigung außerordentlich günstige Abschnitte von sehr beträchtlicher Ausdehnung. Es ist im Norden zunächst die See-, Wald- und mehrfach bruchige Wasserlaufzone von Jnomrazlam bis zur Südspitze des Sees von Giwartowo. Nördlich derselben bilden, weiter zurückgelegen, die vielfach bruchigen Strecken der Netze und Brahe-Niederung bei Bromberg das schwer passirbare Anschlußterrain an die Weichsel. Südlich schließt sich von Pevsern ab die schiffbare 80—120 m. breite Warthe mit ihrer zum Theil bruchigen Niederung an. An diese reiht sich bei Moszyn der nur an sehr wenig Stellen passirbare, fast bis zur Oder reichende ObraBruch. In der Mitte des Abschnittes liegt auf beiden Warthe-Ufern die starke Festung Posen, mit einem Kranz detachirter Forts neuester Construction unigeben. Dieselbe hat eine beträchtliche normale Kriegsbesatzung, gestattet jedoch die Aufnahme weit stärkerer Streitkräfte. Auf dem linken Flügel des ermähnten Raumes befindet sich die starke Festung Thorn mit ähnlich starker Kriegsbesatzung, die den gesicherten Uebergang auf das linke Weichselufer vermittelt und ebenfalls weit stärkere Kräfte aufnehmen kann; aus seinem rechten Flügel die Festung Glogau mit verhältnißmäßig geringer Kriegsbesatzung ohne besondere Offensivstärke, aber ein fester Oderbrückenkopf.

Die Versammlung der deutschen Streitkräfte wird sich in dem erwähnten Räume in seinem nördlichen und mittleren Theil durch die genannten Terrainabschnitte, in seinem südlichen durch die Entfernung vom Feinde gesichert, unter dem Schutz der an die Ostgrenze des Seeabschnitts, ferner an die Warthe und an die Prosna vorgehenden Cavallerie vollziehen. Ueber Jnomrazlam, Stuvce, Pieschen und Ostroivo vorgehende angemessen starke Detacheinents werden das Vordringen des Feindes möglichst aufzuhalten, und Aufklärung über denselben zu verschaffen haben. Zum Schutz Schlesiens und seines östlichen Bahnnetzes werden Detacheinents bei Myslomitz und östlich von Breslau etwa bei Oels aufzustellen sein. Die Terrainverhältnisse südlich Jnowrazlaiv bei Stupce und an der Prosna gestatten eine vorübergehende Vertheidigung schwächerer Streitkräfte. Die deutsche Heeresleitung wird sich nach Maßgabe des feindlichen Vordringens darüber schlüssig zu machen haben, ob sie östlich der Warthe vorwärts Posen die Schlacht annehmen will, oder hinter dieser Festung und der Warthe. Ist die Minderzahl der deutschen Armee der russischen Armee gegenüber keine zu bedeutende, besitzt sie, wie sich erwarten läßt, derselben gegenüber noch eine gemisse Offensivkraft, so wird sie vielleicht das durch die Warthe getrennte Vorgehen der russischen Streitkräfte zu einin Anfall der nördlich derselben vorrückenden Heerestheile mit Erfolg benutzen, und erst wenn die Ueberlegenheit des Gegners fühlbar wird, in eine seste verschanzte Stellung vor Posen etwa in der Linie Kurnik-Kostrzyn zurückgehen. Eine derartige Offensive hat jedoch in Anbetracht des an der Warthe vielfach waldigen Terrains und des Umstandes verhältnißmäßig wenig Aussicht auf Erfolg, als die hier nur 80—120 m breite Warthe mehrfach auf russischem Gebiete z. B. bei Konin und Peisern überbrückt, und in dieser Gegend auch auf deutschem Gebiet nicht unschwer zu überbrücken ist.

Will die russische Armee die Stellung Kurnik-Kostrzyn südlich umgehen, so stößt sie auf die Warthe und den Obrabruch und den leicht zu sperrenden Abschnitt von Moszyn, und vermag sich die deutsche Armee über Posen und die südlich dieser Festung in Bereich der Forts von ihr hergestellten Wartheübergänge stets rechtzeitig in sehr günstiger Vertheidigungsstellung ihr vorzulegen. Versuchte die russische Armee die Umgehung der Stellung in der linken Flanke, so würde sie ein schwieriges Wald- und Seeterrain zu durchschreiten haben und während dieser Umgehung vom Gegner, gestützt auf Posen, in der Flanke angegriffen werden können, auch würde sie, selbst wenn die Umgehung glückte, die Warthe zu überschreiten haben und ihre rückwärtigen Verbindungen blossstellen. Beide Umgehungen der Stellung Kurnik-Kostrzyn erscheinen daher undurchsührbar.

Die deutsche Armee kann ferner, wenn ihre Minderzahl besonders dazu auffordert, sehr vortheilhaft, hinter der Warthe an die Festung Posen gelehnt sich dem russischen Vordringen entgegenstellen. Hinter dem Abschnitt von Moszyn in verschanzter Stellung, die Warthe und den Obra-Brnch vor der Front, die linke Flanke an die Befestigungen von Posen gelehnt, die rechte durch den Obra-Bruch gedeckt, würde die deutsche Armee in gut vorbereiteter verschanzter Stellung eine vortreffliche Position haben, bei deren Angriff der Gegner durch einen Angriff von Posen her in seiner rechten Flanke bedroht ist, und die er nicht umgehen kann, sondern angreifen muß, da er sonst seine Verbindungen Preis geben würde. Fast ebenso stark ist die Stellung auf dem linken Warthe-Ufer nördlich von Posen, den rechten Flügel an diese Festung gelehnt, die Warthe mit ihrer Niederung als zusammenhängendes sehr beträchtliches Hindernis? vor der Front und auf der linken Flanke. Diese Stellung hat den Nachtheil, daß mehrfach ausgedehnte Waldungen an das rechte Warteufer heranreichen und die gedeckte Annäherung des Angreifers begünstigen; ferner daß der-artige Waldungen auf dem linken Wartheufer vor der Stellung liegen, die deshalb mit ihrer Haupt-Position etwas zurückgezogen, etwa auf der Linie Suchylas-Kiekrz-Sobota-Obieziecze liegen, und eine vorgeschobene Linie an der Warthe selbst zur möglichsten Erschwerung des Wartheüberganges haben müßte. Von ganz besonderer Bedeutung für die Behauptung dieser Stellung kann eine energisch geführte Offensive von Posen her gegen die linke Flanke des Angreifers, auf deni rechten oder linken Warthe-Ufer werden. Es kann unter Mitwirkung derselben dem

Vertheidiger möglich werden, den Angreifer, wenn er mit einein beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte über die Warthe gegangen ist, mit Ueberlegenheit anzufallen und ihn in der Trennung zu schlagen. Auch hier kann von einer Umgehung der Stellung in südlicher oder nördlicher Richtung nicht die Rede sein, da der Angreifer damit seine Verbindungen Preis geben würde. Ist eine Hauptschlacht bei Posen geschlagen und waren die russischen Waffen in derselben siegreich, so erscheint der Rückzug der deutschen Armee auf Frankfurt und Küstrin über die Oder, wenn nicht ganz besondere Umstände, wie z. B. das Eintreffen sehr beträchtlicher Verstärkungen, eintreten, angezeigt. Betreffs der Verhältnisse der Vertheidigung der Oder und Berlins gestatten wir uns auf das bereits früher darüber Gesagte zu verweisen. Es sei nur noch bemerkt, daß eine jetzt eintretende erhebliche Verstärkung der normalen Kriegsgarnison von Küstrin ganz unverhältnismäßig starke russische Streitkräfte nach jener Festung ablenken muß, da die derart verstärkte Besatzung Küstrins auf ihren 3 durch die Oder und Warthe getrennten Fronten mit ausreichenden Kräften auf jeder Front eingeschlossen werden muß, wenn diese Flüsse auch Seitens der Cernirenden überbrückt sind.

Aus den geschilderten Verhältnissen ergiebt sich, daß die skizzirte russische Offensive auf der Linie Thorn-Posen-Glogau zu einem, wenn auch nur vorübergehenden. Halt genöthigt sein würde, und ebenso beim Ueberschreiten der Oder bei Frankfurt, und daß dieselbe schließlich an den Befestigungen Berlins zum Stehen kommen würde. Zeit gewonnen heißt aber unter den vorausgesetzten Umständen für die deutsche Vertheidigung Alles gewonnen, und es läßt sich daher annehmen, daß die etwa von der anderwärts engagirten Feld-Armee und aus dem übrigen Deutschland gegen russischen Angriff heranzuziehenden Verstärkungen unbedingt vor dem Fall der Befestigungen Berlins, und voraussichtlich zum Theil schon eher bei der deutschen Vertheidigungs-Armee eintreffen und dieselbe in die Lage setzen werden, ihrerseits die traditionelle preußische Offensive zu ergreifen.

iSchl,,b Ivlg't im nächsten Hell.)

stehn am warnow>Ufer, !» !« Ä letzten aller Gassen;

U'iVi'H Braune Netz' und Reusen trock>

Goldlack blökt am niedren Fenster,
Tbeergeruch durchmiirzt die kuft.

Durch die letzten Gassen wandernd
war ich weit hinweggekommen;
war beim sterbenden Volk der Goten,
Die des Welschlands Herrn geworden,
Die nun kand und keben ließen.
Neben mir, auf leisem Fuß,
Ging die dunkle Melusinen?,
Summt' und sang das Schicksalslied
Mit der giockentiesen Stimme,
Spann das schwarze Netz des Todes
Rings um alles Volk der Goten,

Und mein Auge, weltentrückt,
Sah die Edlen, Todbereiten:

Krieger, ihrer Wunden lachend,
Zungfraun, thränend ohne Rlage,
Knaben, die das Schlachtlied sangen,
Greise Helden, stumm verscheidend.
Schallend stieg's empor zum Himmel,
Widerhallend von den Bergen:
werft den Speer und hebt den Schild I
Lieber tod't, als Hcrrenkncchte;
Kämpfend stirbt das Volk der GotenI

So durch jene Gassen schreitend
Hemmt' ich plötzlich Fuß und Schritt,
wußte nicht, warum; doch merkt' ich
Träumend: etwas steht im Wege.
Und ich sah hinab; ein Knäblein
Sah ich, das auf festen Fiißchen
Angewurzelt, sorgenlos
Mir den schmalen Steig versperrte;
Sah ein Mägdlein, zollhoch größer,
Blond umsirähnt das runde Köpfchen,
Träumend Hand in Hand gefaltet.
Doch sie hob die großen Augen

nen,

Auf zn mir, der sie betrachtet,
Und vertrauensvoll, mit ernsthaft
Fröhlichem, treuherz'gem kacheln:
„Is bün Martha!“ sprach die «leine.

„Bist Du Martha!“ wiederholt' ich,
Aus dem kand der Goten kehrend,
Lächelnd zu so süßem köcheln.
Und vertrauensvoll, das Aug'
Aus dem ihren: „Nun, und Der?“
Fragt' ich, auf das Bübchen deutend.

„Dat is vale!“ sprach die Kleine
Und die Augen lachten wieder,
Und sie hüpf't auf einem Beinchen:
„Krank is ok min Mutting wes't;
.Aewer nu is s' beter word'n."

Da erhob sich auch ein wenig
Valentin'? gelüpf'tes Beinchen,
Und mit ehrenfestem kacheln
Nickt' er stumm zu ihren Worten;
Gleich als wünscht' er mir zu sagen:
„Die soll rede», denn sie kann es,
Und was sie Dir sagt, das kannst Du
Glauben; und die Zeit wird kommen,
Ivo auch vale weiß zu reden,"

Fern noch in des Geistes Whr
Hört' ich Melpomene's kied,
Hört' ich Schlachtgesang der Goten.
Bübchen schaut' ich an und Mädchen;
Lr und sie und ich, wir lächeln.
Und so lächelnd dacht' ich: Ei,
Ihr so bald vertrauten Freunde,
Die der „Fischerbrnch" geboren,
Ist so weit denn von den Goten
Bis zn euch? Ihr Vlatlandskinder,
Seid auch ihr nicht Blätterknöspchen
An dem Rieschwölkerbaume,
Dem der Goten Volk entfiel?
Tönt in eurer Sprache nicht

Noch ein Nachhall, lang' gespart,
von der Goten Sprache wieder?
waren nicht der Goten Kinder,
<Z>b auch wilder, ungemasch'ner,
Aehnlich euch an Leel' und keib,
Flachsen blond, aus blauem Aug'
Ehrenfest, treuherzig, frei
In der Menschen Augen schauend?
Freu' ich mich, der Goten denkend,
Nicht an euch, den Unbesiegten,
kebensfreud'gen, Sonnenblütchen,
Deutschen Reichs beschirmten Rindern.
Liebreich vom Geschick gesegnet?
Muß ich euch nicht, deß zum Zeichen,
Dies vom deutschen Reiche schenken?

Also denkend fragt' ich: „Martha!
Soll ich vir und ihm dies schenken?"
Ihr vor's Aug' die Münzen haltend.
Freundlich nickt sie; schlichter kann
Nicht der Unschuld Engel nicken.
Und ich gab die Silberstiickchen;
Dachte lächelnd, doch verschwiegen:
„kebe wohl, Amalasunthal
kebe lange, Totila!"
plötzlich, lautlos, Hand in Hand
Sprangen sie wie aufgescheuchte
Rehle in iiber'n weg von dannen.

Doch das Iungfräulein, das klüg're,
weltgeschliffne, jählings ließ sie
kos den Bruder, schnellen Fußes
Kam sie wieder; vor ihr her
Flog ein kindersüßes kücheln.
Traulich mir ein Händchen reichend —
welch ein Händchen, weich wie Blüten! —
„Dank' ok velmal!“ sprach sie hell,
Mit dem großen Aug' mich grüßend.
Dann entfloh sie. Golden flatternd
Flog ihr Haar wie Sommersäden;
Und die jungen Gotenkinder —
Gott erhalt' sie! — sprangen schweigend
In das letzte jener Häuschen.

n des kenzes Maienfrische,
In des Waldes grünen Schatten
Ging der Träumer, tief ver>
sonnen,

An des Lebens Räthsel denkend,
Mit gesenktem Haiixt darin.
Ans dem tiefsten der Gedanken
weckt ihn einer hellen Stimme
Schrilles, banges Hilferufen.
Und des Lebens Räthsel lassend
wie es ist, zn helfen eilt er;
Sieht schon, wie in sonnenloser
Waldesnacht ein Mägdelein
Des Bedrängers, eines wilden,
Finsterlockigen Gesellen,

Halbbrzungen sich erwehrt.
Doch der Träumer, rasch wie Helden,
Springt hinzu; den Frechen faßt er
Mit den unbewehrten Händen,
Ringt mit ihm, entreißt den Volch ihm»
Der die schwache Maid bedrohte,
wirft so Dolch wie Mann zu Boden;
preßt ihm würgend Brust und Kehle,
Läßt den Feigen dann entfliehn.

Und zum Mägdlein fitzt er nieder,
Dem noch bleich die kippen beben,
Legt ihr Haupt an seine Schulter,
Schaut sie schweigend an und lächelt.
Doch das Mägdlein, leise schluchzend,
Spricht: wie seid Ihr stark! und tapfer!
Staunt ihm dankbar in's Gesicht.
Und es fliegt ein Pnrpnrflämmchen
Ueber die verblaßten Wangen;
Freundlich nickt ihr lieblich Antlitz,
während noch von Grau'n und Bangen
Ihres Wuchses Blume zittert.

Und des Lebens großes Räthsel
Ganz vergessend fragt der Andre:

wollt' er so Dich küssen, Kind?

Ja, das wollt' er! sagt sie seufzend,

wollt' er so an's Herz Dich drücken?

Ja, das wollt' er! seufzt sie wieder.
Doch verwundert dann, erbangend
Schaut sie auf. Und zärtlich lächelt,
Herz zum Herzen, sein gebräuntes,
Blähend edles Angesicht.
Und sie prüft's, mit jenem wilden
Viesen Retter still vergleichend;
Blickt zu tief in seine Blicke,
weilt zu lang' auf feinem Lächeln,

Und der Retter fragt sie wieder:
wollt' cr so im Arm Dich halten?
Ss auf seinen Schooß Dich ziehen?
So den holden Mund verschließen? —
Nicht mehr sagt sie: Ja, das wollt' er I
Schweigend läßt sie Frag' auf Frage
Und der Liebe Wunsch geschehn.

Schon gen Abend sank die Sonne,
Blickt' ihr durch des Waldes Nacht
FunkeInd auf die rothen kippen,
Auf die sanft erglühten Wangen,
Da sie nun zum Gehn sich wendet,
von so gutem Freund zu scheiden,
Ihre kocken streicht sie rückwärts,
kegt auf seine Hand ihr Händchen,
Flüstert sanft, treuherzig lächelnd,
Voch ein wenig bebt die Stimme:
kebet wohl! Ich dank' Lnch schön!

Und von da,inen schwebt im Grün
Ihres Wuchses schwanke Blume;
Tief im Walde steht der Träumer,
wieder wie zuvor allein
Mit des Lebens großem Räthsel.

Erfahrungen über Rechtsstreitigkeiten.

von

August Koller.

— Waldshut a. Rh. —

fesche gleichen in einer Beziehung den Frauen; diejenigen sind die besten, von welchen man öffentlich am wenigsten spricht. Nun kann man von den dem Rechtsleben insbesondere gewidmeten Gesetzen, im Allgemeinen wenigstens, allerdings nicht sagen, daß sie außer dem Kreise der Fachgenossen einer regen Antheilnahme begegneten. „Römisch Recht, gedenk ich deiner, liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen, liegt's wie Mühlstein mir im Magen, ist der Kopf wie brettvernagelt" singt Scheffel in seinem Trompeter. Gar Vielen ist das aus der Seele gesprochen, und unter dieser Ungunst leidet auch die „der deutschen Erde entsprossene Blum' eigenen Rechts". — Huh, wie langemeilig! sagen die Einen: «ummm jus summa injuria, meinen die Andern, oder wie ein bürgerlicher Abgeordneter im Eifer der Rede einmal ausrief: vivat jusritia, psreat muncius! Und doch, wenn man den weiten Kreis überblickt, wenn man erwägt, wie von der Wiege bis zur Bahre in allen, die Menschen in ihrer Beziehung zu einander berührenden Verhältnissen das Recht als treuer Begleiter nebenherschreitet, so sollte man meinen, es verlohnte sich auch dem Fernerstehenden, einmal zuzusehen, was Erb - Weisheit von Jahrhunderten auch zu seinem Wohle zusammengehäuft hat. Der alte Mittermaier sagte einmal, ein Nichtfachgenosse verstände die Juristen nicht, denn sie hätten ihre eigene Sprache wie die Zigeuner. Worauf er hinauswollte, war, das; man Allgemeingültiges auch in allgemeinverständlicher Sprache ausdrücken solle. Davon sind wir in den Rechtsgesetzen und der Rechtsprechung allerdings noch weit entfernt*). Der junge Jurist sagt mit Vor

In dcni Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches weiter als je.

liebe „irrelevant" für bedeutungslos, „eventuell" für „im Falle"; der alte im Amt stehende spricht von der „diesseitigen Kenntniß", zu welcher Etwas „gekommen", von „dolosem" Handeln — um nur einfachere Beiträge zum juristischen Kauderwelsch zu ernähnen. Sind diese Gründe vielleicht nicht ganz bedeutungslos, um die Nichtkenntniß der größern Kreise des Publikums in dieser Beziehung sich zu erklären und die Abneigung derselben zu verstehen, so kommt dazu ein Weiteres. Das Goethe'sche Wort: „Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken! — Was hilft's, wenn Ihr ein Ganzes dargebracht! Das Publikum wird es euch doch zerpflücken!" gilt auch hier. Die lobenswerthe Gründlichkeit der Deutschen, ihre Neigung, den Dingen auf den Grund zu gehen, hat eine minder liebenswürdige Kehrseite, nämlich die starke Hervorkehrung einer individuell zu selbständigen scharfen Kritik, ja Tadelsucht, unter welcher Alles, was in dem öffentlichen Leben und für dasselbe geschaffen wird, zu leiden hat. Dies zeigt sich insbesondere hinsichtlich eines der großen, eine bestimmte Verfahrensart regelnden Neichsgesetze, der Strafproceßordnung. Dieses Gesetz bestimmt bekanntlich die Art und Weise, wie Anklagen hinsichtlich Strafthaten zu erheben und in welchem Verfahren sie zu behandeln, geeigneten Falles zur Aburtheilung zu bringen sind. Nun gelangte schon von Anfang an durch der Parteien Abneigung sein Charakterbild nicht völlig zur Erscheinung. Aber auch so wie es einmal gestaltet mar, ließ man ihm von seinem Jnslebenstreten am 1. October 1879 an nie Zeit, sich einzuleben. Es hat dies auch der verdienstvolle frühere sächsische Generalstaatsanwalt von Schwarze des Oeftern beklagt. Schon sind mehrfach die gesetzgeberischen Factoren mit der Abänderung des Gesetzes behelligt worden, und es wurden von Mitgliedern zweier Fraktionen neuerdings wieder im Reichstag Anträge eingebracht, nach welchen künftighin abgesehen von den vor den Schwurgerichten abzuhandelnden Sachen alle strafgerichtlichen Verhandlungen in zwei Instanzen, also doppelt vorgenommen werden können, wobei dann die Prüfung darüber Seitens des Reichsgerichts den Schluß zu bilden hat, ob etwa im vorhergehenden Verfahren eine gesetzliche Bestimmung verletzt wurde*). Die Erfahrung lehrt jetzt schon hinsichtlich der gegen die Urtheile der Schöffengerichte zugelassenen (zweiten) Bernfungsuerhandlungen, daß die zum zweiten Mal aussagenden Zeugen sich viel unbestimmter ausdrücken, als das erste Mal. Das ist in der Natur der Sache, in der Beschaffenheit des menschlichen Gedächtnisses begründet, und es wird noch stärker hervortreten, wenn dann die Zeugen weiter, mehrere Wochen nach der Verhandlung der Landgerichte (Strafkammern) etwa zusammen an den Sitz des betreffenden Oberlandesgerichts zu reisen haben. Es läßt sich auf Grund anderweitig gemachter Erfahrung mit Sicherheit vorhersehen, daß die geplante Abänderung, zum

*) Die Stimmung im Reichstage ist ihnen günstig, und der precustische Justizminister hat sich in Gleichem früher bereits ausgesprochen.

Gesetz erhoben, keine Abhilfe gewähren wird. Wollte man abändern, so hätte eine einfachere Neubildung des Verfahrens besser dem behaupteten Bedürfniß genügt. Es wird behauptet, der Angeklagte komme oft mit dem Vorbringen seiner Vertheidigungsmittel zu kurz. Die Einschiebung einer zur Geltendmachung derselben bestimmten Sitzung, auf welche hin das Gericht über etwaige Eröffnung des Hauptverfahrens zu beschließen hätte, käme dem geltend gemachten Bedürfniß besser als die geplante Neuerung entgegen. Uebrigens zeigt sich an diesem Punkt sehr deutlich, wie unbequem die aus Mißverständnis; der Naturwissenschaft hervorgegangene starke materialistische Grundströmung unserer Zeit den Lobredern derselben werden kann. Der allgemeine Mißcredit, in welchen die philosophischen Wissenschaften gerathen sind, hat auch die Jünger der Rechtswissenschaft nicht unberührt gelassen. Das Fachstudium ist bei einer großen Anzahl derselben zum ausschließlichen Brotstudium geworden. Mit allem Eifer und aller Gewissenhaftigkeit wird das streng abgesonderte Feld abgegraben und später bebaut; die reichen nebenan sprudelnden Quellen der Erkenntniß bleiben unbeachtet. Kein Wunder, wenn das Feld theilweise dürre wird. Auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zeigen sich die Folgen davon deutlich. Diese Art des Studiums führt hier zu einer sehr sorgfältigen Bemühung, die in die äußere Erscheinungswelt tretende Handlung so genau als möglich festzustellen. Der dieselbe wirkende Wille des Handelnden aber wird als aus den Umständen sich selbstverständlich ergebend derselben genauen Erforschung nicht unterzogen. Man hat sich dafür lediglich auf das Ruhebett des Bewußtseins zurückgezogen, und was dieses ist, weiß natürlich Jeder schon von selbst. Die herrschende Maxime lautet: „Was Geist ist, weiß ich von selbst" und „Der Richter ist souverän". Daß aber damit demselben die Verpflichtung auferlegt ist, sein Wissen und dessen Bethätigung soweit als möglich zu erweitern und zu vertiefen, wird überwiegend nicht beachtet. Die Folge ist, daß gerade die feineren Köpfe die Beschäftigung mit der Praxis in der Strafrechtspflege als

unliebsam ansehen und sich auf andere Gebiete der praktischen Rechtspflege werfen. Daß dieselben auf der andern Seite für die Schemen einer Rechtsphilosophie ohne Philosophie, für eine scholastische Haarspaltung der Begriffe sich nicht begeistern können, ist auch nicht zu verwundern. Die Strafrechtspflege kann durch dies alles natürlich nur leiden.

Auch gegen ein anderes Neichsgesetz hat sich und zwar ein förmlicher Sturm der Entrüstung erhoben, das Ger ichtsk osteng esetz. Nun hört bei Geld bekanntlich die Gemüthlichkeit ans, wenn es an das Zahlen desselben geht, und es muß auch Jedem bitter sein, wenn er z. B. einen Rechtsstreit auf erhobene Klage gewonnen hat, und er soll nun noch dazu, daß er trotz seines Sieges von dem mittellosen Gegner selbst nichts bekommt, entstandene Gerichtskosten zahlen. Ob das Interesse der Staatskasse hier ein so schwerwiegendes ist, daß eine solche Bestimmung bestehen bleiben muß, wäre wohl reiflicher Erwägung werth. Aber dagegen hat sich der Ansturm nicht gerichtet, und es kann immerhin befremden, daß, als die Rechtsregierung das andere Reichsgesetz, welches die Gebühren und Auslagen der Rechtsanwälte regelt, einer Abänderung zu Nutzen des rechtssuchenden Publikums unterziehen lassen wollte, sich eine solche Bewegung gegen eine derartige Abänderung geltend machte, daß diese Verbesserung in der betreffenden Reichstagscommission stecken blieb. Die Gerichtskostenansätze mindern, die Sätze der Nechtsanmaltsgebühren aber ungeändert fortbestehen lassen, das gleicht einer im Rheingau nöthigen Ufercorrection, behufs deren die Ufer des Mains corrigirt werden, einer Correction der Ufer des Rheins bis Mainz aber die Einwendung entgegengehalten wird, man unterbinde damit dem Strom selbst seinen Lauf. Jedenfalls dient ein solcher überwiegender Einfluß der Rechtsanwälte im Reichstage nicht zur Unterstützung der aus ihren Reihen aufgestellten Behauptung, daß die jetzt geordneten Sätze das geringste Maaß dessen enthielten, was ein Anwalt zum standesgemäßen Unterhalt durch seinen Berufsererb nöthig habe.

Aber wenn man hinsichtlich der genannten Reichsgesetze Gründe für die Art der ihnen entgetretenden Opposition aufzufinden vermag, so ist dieses doch nicht der Fall hinsichtlich der Weife, wie in neuerer Zeit auch an ein anderes der großen Reichsproceßgesetze eine scharfe Kritik angelegt wird, die deutsche Civilproceßordnung. Die Zeit, da Alle friedlich bei einander wohnen, ist bekanntlich nicht da und wird vermuthlich so rasch auch nicht eintreten. Der Verkehr der Menschen untereinander bringt es mit sich, daß es ohne Streit nicht abgeht. Wenn Einer dem Andern Etwas verkauft oder abkauft, vermiethet, leiht u. s. m., so kann es über Sache, Preis oder auch Arbeitsleistung u. a. Zmistigkeit geben; Einer verklagt den Andern. Hier die Gerechtigkeit richtig zu vertheilen, ist Sache der Rechtsgemeinschaft oder des Staates. Die Einzelausgestaltung wird zu verschiedenen Zeiten verschieden sein können. Jetzt gilt hierfür die deutsche Civilproceßordnung.

Vor dem Jslebentreten derselben am 1. October 1879 bestand in Deutschland hauptsächlich eine dreifache Art der Regelung des bürgerlichen Rechtsstreitverfahrens. In einem großen Theile Deutschlands war der Nachdruck darauf gelegt, daß Alles, was für die Entscheidung des Rechtsstreits wichtig war, dem Gericht in schriftlicher Abfassung unterbreitet werden mußte. In den Ländern links des Rheins galt das ursprünglich französische Recht, nach welchem Alles, sollte es Berücksichtigung finden, dem Richter mündlich vorgetragen werden mußte. Ein drittes Proceßsystem legte Werth auf die schriftliche Feststellung der wichtigsten Thatsachen, verlangte aber, daß auf Grund derselben in übersichtlicher Weise dem Richter mündlicher Vortrag erstattet werde. Dabei wurde aber außerdem der Proceß in zwei Theile geschieden: im ersten wurden die Thatsachen bezeichnet und über dieselben verhandelt, dann wurde dieses Stadium durch ein Urtheil abgeschlossen; im zweiten darauf folgenden wurden die Beweise erhoben, worauf dann der Abschluß des Rechtsstreits durch Endurtheil erfolgen konnte.

In ähnlicher Weise wie durch das letztgenannte Proceßsystem ist das Verfahren durch die deutsche Civilproceßordnung, jedoch selbständig geordnet worden, wie denn insbesondere die Scheidung des Procesfes in zwei feftbestimmte Stadien vermieden worden ist. Hat aber dieses Gesetz sein eigenes System sich auferbaut, so kann es auch beanspruchen, nur von seinem Standunkt aus beurtheilt zu werden. Dieser gerechtfertigten Anforderung ist in der Kritik nicht entsprochen worden, welche vor einiger Zeit der frühere Reich Zgerichtsrath Dr. O. Bähr an die deutsche Civilproceßordnung angelegt hat*), und welcher andere gefolgt sind. Es soll den mehrfachen sonstigen Verdiensten**) des Herrn Bähr volle Anerkennung widerfahren, in diesem Punkte aber kann er nur lebhaftem Widerspruch begegnen. Herr Bähr kann sein Ideal, das schriftliche Verfahren mit (zum Schatten herabgesunkener mündlicher) Schlußverhandlung nicht vergessen. Es ist aber bekanntlich eine unberechtigte Eigenthümlichkeit vieler deutscher Juristen, daß sie sich nur schwer von der Herrschaft altgewohnter und daher lieb gewordener Verfahrensformen befreien. Es erhellt da wieder einmal, welchen übermäßigen und daher schädlichen Einfluß leicht die Phrase gewinnt. Sie nimmt ihre Macht nicht bloß von der blendenden Form, in welcher sie auftritt, indem sie in abgeschlossener Weise die Entscheidung über eine weitgreifende, gewöhnlich gerade brennende Frage darbietet und so das Nachdenken über dieselbe zu ersetzen geeignet erscheint, sondern auch von dem Umstände, daß sie auch immer ein Quentchen Wahrheit zu enthalten pflegt. Das Schädliche ihres Einflusses rührt aber daher, daß sie über den ihr zukommenden Kreis hinaus auf weitere Gebiete hinübergreift, insbesondere aber, daß sie bestrebt ist, sich zur selbstwirkenden Ursache zu gestalten, während sie ihre Wirksamkeit innerhalb ihres Kreises doch nur deshalb zu üben vermag, weil sie auf tieferein (einem für sich schöpferischen) Grunde ruht. Das Schlagwort „Freihandel" z. B. vermochte der industriellen Entmicklung des Landes solange eine unheilvolle Richtung zu geben, als derselbe als maßgebendes Princip erschien. Als das Bedürfnis; des wirtschaftlichen Lebens als das eigentliche Princip sich darlegte, zerstob der Nimbus, den die Doctrin um eine Erscheinungsform gelegt, als ob diese selbstschöpferisch sein könnte. So blendet das Schlagwort: „Schriftlichkeit" noch Viele (mit der übertriebenen, einseitigen Betonung der „Mündlichkeit" mag es sich gerade so verhalten), als ob die damit bezeichnete

*) Dr. O. Bähr, Reichsgerichtsrath a. D., Der deutsche Civilprocefz in praktischer Bethätigung. Jena, Gustav Fischer 1885, 96 S. Separatalldruck aus v. Jherings Jahrbüchern für Tvgmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts. Bd. 23, S. 339—434.

**) Auch gegenübcu dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs.

Erscheinungsform des Verfahrens das Princip wäre, aus welchem dasselbe Leben und Wahrheit gewönne. Das Princip ist vielmehr Gestaltung thunlich raschen und möglich richtigen Verfahrens (einschließlich gleicherweise zu erwirkender Entscheidung). Ob man demselben in der Form der Schriftlichkeit oder Mündlichkeit mehr gerecht wird, das bleibt jedenfalls streitig, so lauge es deutsche Juristen giebt.

Das Reichsrecht hat init dem ihm überlieferten Pfunde gewuchert, und es geht nicht an, mit einem ihm fremden Gewicht, oder nach anderm Maß zu messen. Das thut aber Herr Bähr, indem ihm die Ueberlegenheit des früheren Systems feststeht; auf alle Fälle aber kann die Art der von ihm beliebten Kritik nicht gebilligt werden, wenn er bei Weitergeltung der deutschen Civilprozeßordnung die Gefahr als vorhanden ansieht, daß der deutsche Juristenstand durch Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit, Willkür und Formalisinus sittlich tief sinke, ja, daß das allgemeine Rechtsbewußtsein in offener Empörung gegen die deutsche Justiz sich erheben werde; wenn er es für sicher erachtet, daß das civilprocessuale Verfahren ein verlottertes, außer Rand und Band gekommenes sei, daß es Rechtsunsicherheit bewirke, Anwälte, Richter und Referendare demokratisire, die Unvollkommenheiten der Menschen begünstige und allen schlechten Elementen der Justiz volle Freiheit gewähre, den trägen Nichter noch träger, den leichtfertigen noch leichtfertiger, den zur Willkür geneigten noch willkürlicher mache. Diese Vorwürfe richten sich gegen das Gesetz und diejenigen, welche es anzuwenden berufen sind. Wenn nun Herr Bähr eine Demokratisirung der juristischen Jugend befürchtet, so hat die jüngste Vergangenheit wieder einmal klar gezeigt, wie feste Wurzeln überhaupt in der deutschen Jugend die monarchische Treue geschlagen hat, mit welcher Verehrung sie an Kaiser und Reich hängt, welche Anhänglichkeit sie dem Reichskanzler entgegenbringt; die sittliche Berufstreue deutscher Nichter und Anwälte aber hat noch Niemand mit Recht anzugreifen gewagt. An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Von gelehrter, zugleich dem praktischen Rechtsleben nicht fern stehender Seite ist über die Gestaltung des Verfahrens bei den mit mehreren Richtern besetzten Gerichten, den Landgerichten, eine sogenannte Enquête, eine Erhebung veranstaltet worden, und deren Ergebnisse hat Herr Professor Dr. Wach in Leipzig jüngst in einer hervorragenden juristischen Zeitschrift*) veröffentlicht. Auf Grund derselben vermag man die Richtigkeit der Bähr'schen Angriffe zu beurtheilen.

Für vollkommen wird Niemand das Gesetz halten; kein billig Denkender aber wird denen, die es schufen, solche Vorwürfe machen. Einzelne Bestimmungen kann man für unvollständig, andere für verfehlt ansehen; trotzdem erscheint das Ganze als seinem Zwecke entsprechend. Wie bei jedem amtlichen Verkehr, so inußte auch hier gesorgt werden, daß auf thunlich

^Zeitschrift für den Civilproceß, herausgegeben von Busch und Vicrhaus! Band XI, ErgSznungsKeft (16S Seiten).

sichere Art die schriftlichen Mittheilungen den Betheiligten zukommen, daß mit anderen Worten die Zustellungen richtig besorgt werden. Diese sind nun vielfach in die Hände von Gerichtsvollziehern und Postboten gelegt, gewiß ganz ehrenmerthen Männern, aber doch, wie man zu sagen pflegt, von halber Bildung. Deshalb hat sich das Gesetz in Sorgfalt überboten, um trotzdem die Zustellungen recht sicher zu gestalten, und so ist das hierauf bezügliche Verfahren, das für den Proceß von großer Erheblichkeit ist, ein allzu umständliches, eben deshalb keineswegs völlig unanfechtbares geworden. Eine einfachere Gestaltung wäre hier wohl eine Erleichterung für die Rechtspflege. Auch sonst lassen sich im Einzelnen noch mehrere, nicht unwichtige Punkte an und für sich betrachtet finden, in welchen Verbesserungen inöglich wären. Das wird immer so sein, denn alles menschliche Schaffen wird stets Stückwerk bleiben.

Was uns aber zuvörderst interessirt, ist, ob die Prozesse jetzt länger als früher dauern. Die wichtigern derselben werden bekanntlich bei den Landgerichten verhandelt. Dieselben urtheilen hierüber in sogenannten Civilkammern, d. h. in der Besetzung mit drei Richtern. Solche Landgerichte giebt es 172 im deutschen Reich, das einzelne Landgericht hat je nach der Größe seines Sprengels eine größere Anzahl von Civilkammern, welche, wie verschiedene Gerichte, von einander unabhängig Recht sprechen. Tie 172 Landgerichte bilden ferner die Sprengel von 28 Oberlandesgerichten. Ein Anspruch, der mehr als 300 Mark werth ist, geht an das örtlich zuständige Landgericht. Im Allgemeinen ist das Landgericht zuständig, in dessen Gerichtssprengel derjenige wohnt, welcher verklagt wird. Auch Ehescheidungssachen und andere nicht hier in Betracht kommende Streitverhältnisse gehören vor die Landgerichte. Die Wach'schen Erhebungen beschränken sich nur auf das Verfahren bei den Civilkammern der Landgerichte; aber auch das läßt schon einen umfassenden Ueberblick zu, denn es sind von 101 Landgerichten 194 Berichte auf ungefähr 2400 Folioseiten eingesandt worden. Die Dauer der jetzigen Nechsstreite im Gegensatz zu früher ist nicht Gegenstand der Erhebungen.

Man kann da aber sagen, daß gewiß mancher Proceß auch jetzt noch lange dauert, länger als die Betheiligten es wünschen, zumal wenn er durch mehrere Instanzen geht; es ist aber — das ganze Reichsgebiet genommen — gegen früher besser geworden, die große Masse der Rechtsstreite wird rasch erledigt. Da kommt nun eine Klage, welcher auch Herr Professor Wach sich nicht verschließt und welche bereits zu einer amtlichen Kundgebung des preußischen Herrn Justizministers geführt hat, welche dann aber auch Gegenkundgebungen zahlreicher Art hervorgerufen hat. Bei den Civilkammern der Landgerichte wird nämlich von deren Vorsitzenden auf eine eingereichte Klage ein Verhandlungstermin, gewöhnlich auf 5 bis 6 Wochen hinaus, bestimmt. Es herrscht da im Allgemeinen Anwaltszwang, d. h. die Streittheile müssen durch Rechtsanwälte, wie es jetzt, Advocaten, wie es früher hieß, vettretue sein. Der Rechtsanwalt nun, welcher für einen Kläger eine Klage eingereicht hat, muß, wenn ihm mitgetheilt ist, daß an dem und dem Tag über die Klage verhandelt werden soll, dafür sorgen, daß derjenige, welcher verklagt wird, so bald als möglich Nachricht sowohl von der Klage als von dem Verhandlungstermin bekomme. Will der Gegner dem Angriff gegenüber nicht ruhig bleiben, so geht auch er zu einem Rechtsanwalt, und beide Anwälte schreiben nun in verschiedenen Schriftsätzen, soviel ihnen nölhig dünkt. Alles das nieder, was sie für das Gericht als erforderlich ansehen, damit es von den Thatsachen des Streitfalles, wie sie der eine und andere Theil auffaßt, Kenntniß erhalte. Rückt nun aber der Verhandlungstermin heran, so ist dieser Schriftenwechsel oft noch nicht beendet, und dann wird Verlegung des Termins begehrt. Hat sich nun das Gericht, oder auch nur einer oder zwei der urtheilenden Richter besonders darauf vorbereitet, in dem Fall Recht zu sprechen, so ist in Folge der Verlegung die gehabte Arbeit gegenstandslos, vorerst vergeblich gewesen. Natürlich ist das ärgerlich. Außerdem ist der größere Uebelstand dabei, daß der Rechtsstreit nicht vorwärts rückt, daß er erst Wochen, ja Monate später zur Entscheidung kommt. Das ist ein Mißstand; aber es ist noch nicht gerechtfertigt, wie es geschieht, den Anwälten den größten Theil der Schuld Hierwegen zuzuschreiben. Wenigstens dann nicht, wenn der Gerichtssprengel überwiegend Landbevölkerung hat. Der Bauer versteht vielfach nicht, was er da zugeschickt bekommt, insbesondere weiß er oft nicht, daß er zu dein Anwalt gehen, ihm schreiben oder schreiben lassen muß. Wenn er es aber weiß, so hindert ihn seine bekannte Bedächtigkeit und Langsamkeit. Er entschließt sich zu irgend einem Schritte nur schwer, erst spät, oft zu spät. Da wird ein ihm bekannter Markttag abgewartet, an dem er doch zur Stadt geht, und dann wird neben anderen Geschäften auch das abgemacht. So tragen die Anwälte oft keine Schuld an der Verzögerung. Und dann, wie schwer wird es ihnen oft, die erforderlichen Mittheilungen von ihren Clienten zu erhalten, wie zeitraubend ist dann der Briefwechsel, oder wie unvollständig sind die mündlich ihnen gemachten Erklärungen, auch nicht selten wie unwahr! Mit Strafen, wie sie der in letzter Zeit oft angeführte § 48 des Gerichtskostengesetzes im Auge hat, kann, ganz abgesehen von andern Hindernissen seiner Anwendung, eben nur da vorgegangen werden, wo eine Verschuldung feststeht; und diese auf Seiten der Anwälte festzustellen, fehlt den Gerichten auch in den Fällen, in welchen eine unbegründete Rücksichtnahme der Anwälte gegen einander die Verlegung verursachen mag, beinahe immer der genügende Anhalt. Schon das fällt dabei erheblich in's Gewicht, daß manche Termine deshalb ausfallen, weil die Anwälte inzwischen Vergleichsverhandlungen angebahnt haben, solche aber in irgendwie umfangreicheren Sachen natürlich Zeit beanspruchen.

Es ist ja auch ein großer Vorzug des jetzigen Verfahrens, daß viele Streitigkeiten durch die Thätigkeit der Anwälte gütlich erledigt werden, ohne daß eine Mitwirkung des Gerichtes dazu erfordert wird. Wo es aber zur Verhandlung des Streites kommt, da bürgt die Nothwendigkeit, alles Wichtige dem Gerichte in öffentlicher Sitzung vorzutragen, auch dafür, daß eine gründliche Erörterung der Sache gepflogen wird; denn die Parteien können ja in Person der Sitzung anwohnen, sie dürfen, zur Unterstützung dessen, was ihre Vertreter sagen, das Wort selbst ergreifen. So kann in einem Termin der ganze Streit erledigt, auf die Verhandlung hin zur sachgemäßen Entscheidung gebracht werden.

Nachdem einmal aber diese vorhin erwähnte Beschwerde laut geworden ist, liegt es selbstverständlich im Interesse der Anwälte, so wenig als möglich Anlaß zu solcher zu geben; es ist aber noch mehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die eigentliche Ursache des beregten Mißstandes schwinde. Dazu können volksthümliche Vorträge und Aufsätze in Kalendern, Zeitungen und Zeitschriften, welche unter das Volk kommen, durch Verbreitung von Rechtskenntniß bei demselben viel beitragen. Hier kann noch viel Gutes gewirkt werden.

Strafen in Form von erhöhtem Gebührenansatz aber gegen die Parteien selbst wegen Versäumnis; werden wohl ab und zu gerechtfertigt sein, in den meisten Fällen wird aber keine böse Absicht dabei zu Grunde liegen, sondern dieselbe durch Unverstand verschuldet sein. Wer ein Herz für das Volk hat, muß wünschen, daß diesem durch Belehrung abgeholfen werde. Strafen können nur dann erziehend wirken, wenn sie verstanden werden.

Erst in zweiter Reihe wird eine Abänderung des Gesetzes selbst in Frage kommen. Das Gesetz setzt allerdings voraus, daß Jeder, welcher eine Terminsbestimmung mitgetheilt bekommt, auch misse, welches die Folgen der Versäumung der Verhandlung, wenn sie dann stattfindet, sein werden. Das trifft in vielen Fällen in der That nicht zu. Dadurch aber, daß der Beklagte auf die Folgen jeweils aufmerksam gemacht würde, wäre auch wenig erreicht. Die Hauptsache ist, daß unter den Landleuten eine überwiegende Anzahl eben nicht liest, was sie da bekommt oder wenigstens die in der Gesetzessprache gehaltenen Ausdrücke nicht versteht.

Ob, wie Herr Professor Wach vorschlägt, Aenderuugen der Art der Terminsbestimmungen eintreten sollen, das ist eine Frage, welche erst der Benrtheilung der Fachkreise untersteht, daher sich noch nicht zur Besprechung hier eignet.

Kann hiernach zugegeben werden, daß das Gesetz noch nicht genügend sich eingelebt hat, so ist doch eine Besserung bei längerer Geltung zu hoffen. Schon jetzt ist die Möglichkeit rascher Erledigung durch das Gesetz gegeben, in der Mehrzahl der Fälle erfüllt sich diese Erwartung, also die Anwendung des Gesetzes erreicht dann das gesteckte Ziel. Je mehr die jienntniß des Gesetzes im Volke zunimmt, um so weniger werden Termins Verlegungen nöthig sein. Auch die Gerichte selbst können zur Beschleunigung beitragen, wenn sie, wie das Gesetz will, mehr als bisher den Proceß, auch jedes für sich allein, völlig erledigen. Jetzt werden bei

umfangreichen Zeugenvernehmungen oft andere Richter mit der Vornahme beauftragt. Dies hat neben dem Hauptmißstand, daß sämmtliche urtheilenden Richter die Zeugen nicht selbst hören und befragen können, noch den weiteren Uebelstand im Gefolge, daß die Sache sich durch diese Art auch etwas verzögert. Die Zeit, welche zu der Beweisaufnahme vor dem urtheilenden Gericht erforderlich ist, kann aufgebracht werden. Es steht ja nirgends geschrieben, daß die Sitzung, welche um neun Uhr begann, um ein Uhr geschlossen werden muß (wie das in einem der erstatteten Berichte bemerkt ist).

Am meisten wird aber nicht die Raschheit, wohl aber die Gründlichkeit der Erledigung bemängelt. Es muß nämlich zwar bei den Landgerichten die Klage schriftlich eingereicht werden, im Uebrigen aber kann es in Zweifel gezogen werden, ob weiterer Schriftenmechsel erzwungen werden kann. Es ist gesetzlich vielmehr — nach einer Ansicht wenigstens — möglich, daß in einem Falle im Termin verhandelt wird, ohne daß außer der Klage ein weiteres Schriftstück vorliegt. Die Gegner der Civilproceßordnung befürchten ein Überhandnehmen eines derartigen Verfahrens und erblicken darin die Gefahr, daß ein auf eine mündliche Verhandlung lediglich hin erlassenes Urtheil der für dessen Gründlichkeit erforderlichen nöthigen Grundlagen entbehren könnte. Nun beweist aber die Wach'sche Enquete den Ungrund dieser Befürchtung; das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Schriftenmechsel vor der mündlichen Verhandlung ist die überwiegende Regel. Diese Schriften enthalten gewöhnlich die Aufzählung sämmtlicher wichtigen Thatsachen, ja, manche Anwälte haben sich von der Gepflogenheit noch nicht befreien können, die Schriftsätze statt mündlichen Vortrags einfach abzulesen. Es kann dann auch ab und zu ein kleines Unglück passiren, z. B. wenn Einer ernsthaft in einer Ehescheidungssache bemerkt: „Die H. ist allein Schuld an dem unehelichen Frieden der Parteien." Ein Bericht aus Süddeutschland z. B. sagt, daß zu mehr als dem Schein eines freien Vortrags sich selten ein Anwalt aufschwinke. In einigermaßen verwickelten Sachen kann also das Urtheil auf den Schriftsätzen mit fußen. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht die Berichte aus der Rheinprovinz und aus Elsaß-Lothringen.

Von früher her sind dort Anwälte und Nichter an eine freie Gestaltung des Verfahrens gewöhnt. Es war dort Uebung, daß die Gerichtsmitglieder erst in der Verhandlung von den einzelnen Rechtsfällen überhaupt Kenntniß erhielten, daß keinerlei Vorbereitung auf die Sitzung stattfand. Jetzt aber wird aus Köln wie aus Mühlhausen im Elsaß bezeugt, daß auch dort eine Vorbereitung auf die Sitzung auf Grund der Schriftsätze (wenn auch in verschiedenem Umfange) stattfinde, mit anderen Worten, daß die Gewöhnung an das ehemalige französische Prozeßverfahren der Handhabung des Verfahrens im Sinn der Civilproceßordnung zu weichen beginnt. Im ganzen rechtsrheinischen Deutschland bereiten sich aber alle Gerichte, wenn auch in

Nord »nd SSd. I>XVIII., I«». 7

verschiedener Weise, auf Grund der Schriftsätze auf die Sitzungen vor. Es hat sich denn auch z. B. das Oberlandesgericht in Breslau in den letzten Jahren mehrmals für berechtigt angesehen, Termine von sich aus, wie man dies auszudrücken pflegt: «von Amtsmegen" zu verlegen, weil die erforderliche Vorbereitung wegen verspäteter Einreichung der Schriftsätze ihm nicht möglich gewesen war. Bei manchen Landgerichten, z. B. in Berlin, wird weiter alles Wesentliche der mündlichen Verhandlung in das Protokoll, das über solche aufgenommen wird, niedergeschrieben. So ist es auch in Bückeburg. Oder es wird ein schriftlicher Aktenauszug vor der Sitzung von einem Mitglied des Gerichts für dasselbe angefertigt, so in Elbing, Frankfurt a. O., Lück, Prenzlau, Torgau u. a. Bei anderen Gerichten werden von den Mitgliedern Notizen während der Verhandlung gemacht und auf Grund derselben unter Zuhilfenahme der Schriftsätze das Urtheil berathen, gefunden und verkündet. Das Urtheil besteht bekanntlich aus drei Theilen: der Formel, dem Thatbestand und den Entfcheidungsgründen. Die Formel enthält die Entscheidung des Rechtsstreits, den Ausspruch dessen, was für den betreffenden Streitfall Rechtens sein soll. Der sogenannte Thatbestand enthält eine gedrängte Darstellung der Thatsachen, die Entscheidungsgründe geben dagegen an, warum das Gericht auf Grund der im Thatbestand geschilderten Verhältnisse zu der in der Formel enthaltenen Entscheidung gelangt ist. Nun ist allerdings der Thatbestand des Urtheils von einer großen Bedeutung, denn an dem, was da einmal an Thatsachen festgestellt ist, kann auch in einer höheren Instanz nicht mehr gerüttelt werden. Allein es wird auch für thunliche Gründlichkeit Sorge getragen. Vielfach schließt sich die Berathung gleich an die Verhandlung an, oder es wird, wie z. B. bei einzelnen württembergischen Landgerichten der Thatbestand von einem Mitglied schriftlich festgestellt und dann von den andern zwei nicht bloß für sich gelesen, sondern förmlich darüber berathen. Anträge auf Berichtigung des Thatbestandes, welche bei dein urtheilenden Gericht selbst innerhalb bestimmter Frist einzubringen sind, bleiben deshalb auch eine seltene Erscheinung.

Wir vermögen uns daher den Worten des Wach'schen Berichtes vollständig anzuschließen: „Also weg mit den Schreckgespenstern, durch welche man die Gemüther einzuängstigen versucht hat; es ist eine Fabel, daß unsere Justiz in Gefahr sei, weil die collegialgerichtlichen Nrtheile des sicheren thatsächlichen Fundaments entbehrten. ... Die Enquete hat bewiesen, daß unser Verfahren — aller Zwiespältigkeit und Mängel ungeachtet — sich auf dem Wege gedeihlicher Entwicklung befindet."

Aus der guten alten Zeit des Burgtheaters.

von

Raul Lindau.

— Berlin —

wenigen Wochen hat der verehrungswürdige Nestor des deutschen Lustspiels, Eduard von Bauernfeld, der am 13. Januar 1889 sein 87. Lebensjahr abschließt, in einer Wiener Zeitung Erinnerungen an seine ersten Beziehungen zum Burgtheater veröffentlicht. Wenn man diese mit der Frische des Jünglings vom Greife niedergeschriebenen Zeilen liest, wenn man all diese Namen mit vollem Klange, die da unwillkürlich zusammentönen, vernimmt, so muß man annehmen, daß in jenen Tagen das goldene Zeitalter der deutschen dramatischen Kunst eine herrliche Wahrheit gewesen sei. So auch scheinen sich jene Tage durch die verschönende Kraft der Vergangenheit der Erinnerung des hochbejahrten Meisters darzustellen. Tie große Sophie Schröder war damals in der Vollkraft ihres munderbaren Talentes. Korn, dessen herzerwärmendes und elegantes Spiel alle Zeitgenossen bezaubert hat, stand auf der Höhe seines Könnens. Ludwig Löwe, Anschütz, Fichtner und La Roche waren als blutjunge Leute in den Künstlerverband des Burgtheaters eingetreten, Amalie Neumann, die wir nur noch als „Mama Haizinger" gekannt haben, strahlte in den berauschenenden Reizen ihrer unvergleichlichen Schönheit. Die poetische Sophie Müller, die in der Eigenart ihres Talentes, wie in ihrem zu früh tragisch abgeschlossenen künstlerischen Wirken unwillkürlich an Josefine Wesseln gemahnt, und Julie Glen, spätere Rettich, rissen das jugendliche Parterre, das damals noch mit wahrer Leidenschaftlichkeit für und wider die künstlerischen Persönlichkeiten Partei ergriff, zu begeisterten Kundgebungen hin. Dazu kamen noch Gäste, wie der große Ludwig Devrient und dessen eleganter Neffe Emil, Eszlair, die Crelinger-Stich mit ihrer anmuthigen Tochter Clara u. s. w. Und an der Spitze dieser Vereinigung seltener Künstler stand der Mann, der zuerst in Deutschland auf den Ehrentitel eines Dramaturgen berechtigten Anspruch machen darf: Schreyvogel-West, dessen Bearbeitung der Moreto'schen „Donna Diana" noch heute auf allen Bühnen Deutschlands gegeben wird, ein edler, mitunter etwas barscher, aber grundehrlicher, kunstbegeisterter und bedeutender Mann, der seine ganze Kraft daran gesetzt hat, das Burgtheater zur deutschen Musterbühne zu erheben. Viele der großartigsten Schiller'schen Meisterwerke erlebten zu jener Zeit ihre ersten Ausführungen. Ein Gleiches gilt von Goethes „Fauit" oder wenigstens von einigen Szenen der Dichtung. Unter den jüngeren Dichtern traten damals zuerst hervor vor Allem Grillparzer mit glänzenden Erfolgen, dann der junge Bauernfeld und Halm (MünchBellinghausen). An den andern Wiener Theatern glänzten Therese Krones, der überwältigend komische Jgnaz Schuster, die jungen Nestroy und Scholz und. Alle überstrahlend durch die hinreißende Kraft seines gemüthvollen, herzenswarmen komischen Spiels und seiner volksthünlichen Meisterwerke in der Dichtung, Ferdinand Raimund.

Das Bild, das sich unserer Phantasie bei der bloßen Nennung dieser Namen von den damaligen Theaterzuständen in Wien vergegenwärtigt, hat wirklich etwas Berauschendes.

Nun aber ersteht plötzlich ein stark mitbetheiligter Augen- und Ohrenzeuge aus jener guten alten Zeit, ein klassischer Zeuge: der frühere Regisseur des Burgtheaters Karl Ludwig Costenoble, der mit erstaunlichem Fleiße und erstaunlicher Ausdauer in jenen Tagen, in denen man noch Tagebücher führte, alltäglich alles auf das Theater Bezügliche unbefangen, scharfsinnig und klar verzeichnet hat*). Und siehe da! jenes Bild, das unser volles Entzücken hervorgerufen hatte, zerstiebt, und was an seine Stelle rückt, ist das Gewöhnliche! Manches durchaus Verehrungswürdige, Schöne und Erhebende neben vielem Erbärmlichen, Häßlichen und Tadelnswerthen.«

Wenn wir diese ehrlichen Seiten von Costenoble durchlesen, aus denen alle Gehässigkeit und Voreingenommenheit gebannt ist, die nichts Anderes enthalten als die Auffassungen und Wahrnehmungen eines klugen, scharfsinnigen, wohlwollenden und gerechten Mannes, dann drängt sich uns wiederum die Frage auf: wann war denn nun eigentlich in Wahrheit die gute alte Zeit? Jene Epoche, die wir jetzt als die vom Schicksal besonders begnadete betrachten, mar es gewiß nicht. Klagte doch schon Anschütz inmitten jener uns so herrlich erscheinenden Tage (December 1833) über den Verfall der Schauspielkunst und meinte: vor vierzig Jahren, als Schröder,

*) Aus dein Burgtheater 1818- 1837. Tagebuchblätter des weil. k.k.Hofschauspielers und Regisseurs Karl Ludwig Costenoble. 2 Bde. Wien, Karl Konegen. 1889.

Jffland und Kotzebue in ihrer Blüthezeit wirkten, sei das goldene Zeitalter der Kunst gewesen; was heute (1833) an leichtem und seichtem Lustspiele und Übersetzungen producirt wird, fei nur ephemeres Zeug. Ebenso sei es mit dem darstellenden Künstler. Das Treiben der jetzigen Bühnenverweser und Schauspieler würde ihn nie zur Bühne verlockt haben, und er wäre froh, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbieten möchte, außer der Theaterwelt feine Familie ernähren zu können.

In der That erscheint uns jene gute alte Zeit recht wenig gut, wenn mir sie durch die Augen des Mannes betrachten, für den es die neue Zeit mar. Es hat etwas Tieftrauriges, wenn man die Wahrnehmung macht, wie sehr auch damals mit Wasser gekocht wurde, und es bietet keinen genügenden Trost für unsere Enttäuschung, wenn sich unser bei dieser trübseligen Erfahrung das Einfinden bemächtigt, daß die Klagen, die gegen unser Geschlecht erhoben werden, mit demselben Rechte und oft sogar mit größerer Berechtigung in jenen uns so glücklich erscheinenden Zeiten hätten erhoben werden dürfen. Freilich dürfen wir uns ohne Ueberhebung sagen, daß die Klagen über den Verfall des deutschen Theaters heute nicht begründeter sind, als sie damals waren, daß das beständige Vorreiten einer vollkommenern ruhmreichen Vergangenheit jetzt gerade so thöricht ist, wie es früher gewesen ist, schon zu Lebzeiten des alten Tacitus, und daß wir mit diesem das einigennaßen beruhigende Wort aussprechen dürfen: es ist nicht richtig, daß bei den Alten Alles besser gewesen sei, auch unser Geschlecht leistet gewiß manches Tüchtige und Dauernde — „Kon omni" spnä priores Weliora, soä nostra c'uo'ne astas roulta Isnäis et artium inntanä" posteris tulit". Den Beweis für die noch heute gültige Nichtigkeit dieses Ausspruches werden wir aus den unverfänglichen Aufzeichnungen Costenobles selbst erbringen.

Costenoble hat dem Burgtheater zwanzig Jahre lang in einer ausgezeichneten Stellung, als Schauspieler im Fache der komischen Charakteruno Väterrollen und als Regisseur, angehört. Er wird uns aus seinen Aufzeichnungen durchaus sympathisch. Er erscheint uns als ein Mann, der von kleinlichen Künstlereitelkeiten nahezu vollkommen frei ist, der sich selbst mit Strenge und seine College« mit warmein Wohlwollen beurtheilt. Er ist sehr klug und besitzt ein scharfes gutes Urtheil. Fast alle seine Vorhersagungen, bestätigen sich. Schon nach den ersten Rollen, die er von einem Künstler sieht, spricht er mit voller Bestimmtheit seine Meinung aus, die sich fast in allen Fällen mit der Zeit als die richtige herausstellt. Oft steht er mit dieser Meinung ganz allein. Ebenso gut ist seine Kritik der Stucke. Er sühlt sogleich heraus, worauf es ankommt. Er erkennt die Bedeutung der jungen Anfänger. Und der Erfolg, den von ihm getadelte Werke erringen, ändert an seiner Meinung nichts; und wir wissen jetzt, daß er auch in diesen Fällen innerer den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Freilich steht er unter dein Banne des Geschmackes und der Anschauungen seiner Zeit. Manches nmthet uns seltsam au. Spätere Geschlechter haben Vielerlei berichtet, haben Größen von ehemdem herabgedrückt und früher weniger Beachtete hervorgehoben. Aber in den meisten Fällen muß man darüber staunen, wie richtig Costenoble an dem ersten Keim die Früchte und an den Früchten die Bäume erkannt hat.

Der Charakter des Tagebuchs schließt die Möglichkeit der künstlerischen Composition aus. Bon einem eigentlichen Anfang und Ende, von einmr kunstgerechten Steigerung kann nicht die Rede sein. Die Chronologie beherrscht Alles. Was der Tag bringt, wird verzeichnet. Das Erhebliche steht neben dein Unbedeutenden, eben wie der Zufall des Datums es fügt. Aber trotzdem gewährt die Lectüre dieser Tagebücher einen großen und nachhaltigen Genuß. Das Buch von Costenoble ist ein Quellenwerk ersten Ranges. Diese rücksichtslosen Aufzeichnungen lassen die Persönlichkeiten, die in den conventionellen schriftstellerischen Werken und in den für die Oeffentlichkeit von vornherein berechneten Charakterisirungeu allmählich schattenhaft verflattert sind, mit einer Frische und Lebendigkeit erstehen, die geradezu munderbar zu nennen sind. Kleine Züge, die scheinbar und wahrscheinlich auch thatsächlich unbewußt, als zufällige und gelegentliche Beobachtungen oder sonstige, verzeichnet sind, geben auf einmal einem schon verschwommenen und verdunkelten Bilde Helles Licht. Wir sehen die Menschen, mit denen Costenoble intim verkehrt hat, in einer bisher nicht gekannten und nicht geahnten Lebenskraft vor uns.

Das Register des Moliöre'schen Regisseurs Lagrange, der eigentlich nichts weiter gethan hat, als die Einnahmen unter Moliöre zu verzeichnen, und der nur selten eine nüchterne thatsächliche Angabe zwischen die Titel und Zahlen eingestreut hat — dieses Register, das allerdings eines der wenigen authentischen Documente aus der Moliöre'schen Theaterleitung und den ersten Jahren des TIMtre Franyais bildet, hat man das „Goldene Buch des Thüütre Fran^ais" geheißen. Mit mehr Berechtigung würden Costenol'les Tagebücher auf den Ehrennamen: „das Goldene Buch des Burgtheaters" Anspruch haben. Wir kennen kaum ein Werk, das uns Persönlichkeiten, deren Ruhm wir in unserer Jugend von unfern Vätern haben verkünden hören, oder die wir selbst noch, als diese allerdings schon am Ende ihrer Laufbahn standen, in unsern jüngeren Jahren gesehen und gehört haben, mit einer solchen Kraft der Veranschaulichung zu frischem Leben wieder ansei stehen ließe wie dieses. Wir sehen das alte Burgtheater leibhaftig vor uns. Wir leben in dem Wien der zwanziger und dreißiger Jahre. Keine Biographie vermag uns nur annähernd ein so richtiges und packendes Bild der großen Künstler jener Zeit zu geben, wie dieses. Diese Tagebücher sind in der That eine der werthvollsten und interessantesten Veröffentlichungen der Bühnenliteratur, die seit ... langen..Jqhren.. erschienen sind. ->.:>.: :-:

Costenoble bespricht aber nicht nur die neuen Stücke, die Schauspieler und die neuen Dichter, er bespricht auch Dinge, die mit der Burg oft gar nicht und mit andern Theatern nur in oberflächlichem Zusammenhange stehen. Er verzeichnet Selbsterlebtes, Anekdoten, Gerüchte, öffentliche Angelegenheiten. Für die hausväterliche Gemüthlichkeit des guten Kaisers Franz kennen wir kaum bezeichnendere Züge, als sie uns hier durch einige gelegentliche Bemerkungen Costenobles veranschaulicht werden. Dadurch gewinnt dieses Tagebuch auch für weitere Kreise als für die Theaterliebhaber an besonderem Interesse. Es hat in gewissem Sinne eine allgemeinere kulturgeschichtliche Bedeutung.

Wenden wir uns nun dem Inhalte dieses werthvollen und lehrreichen Werkes zu.

5

Es berührt eigenthümlich, wenn man in diesen vor mehr als einem halben Jahrhundert geschriebenen Seiten über wirkliche oder vermeintliche Mißstände in genau denselben Wendungen Beschwerden findet, von denen man glauben möchte, daß sie gestern ausgesprochen seien. Gerade in jüngster Zeit wurde unablässig Klage darüber geführt, daß die Regisseure des Burgtheaters bei der Bestimmung des Repertoires und der Besetzung auf ihre persönlichen Interessen und Neigungen zuviel Rücksicht nähmen, die jüngeren Kräfte bei Seite schöben und diesen somit die Gelegenheit entzögen, sich künstlerisch fortzuentwickeln, daß die älteren Herren und Damen von der mohlbesetzten Tafel die besten Schüsseln für sich in Anspruch nähmen, und daß sich die Jüngeren mit den Abfällen zu begnügen hätten. Wenn man sich das vergegenwärtigt, so macht es eine beinahe

komische Wirkung, Aufzeichnungen von Costenoble zu finden, die nahezu siebzig Jahre alt sind, und die ganz dasselbe sagen. Am 31. October 1819 schreibt er: „Ich muß stets hoffen und harren, bis es einer hochinögenden Regie beliebt, mich mit einer Rolle zu betheilen, die irgend einem Gewaltigen zu schlecht scheint."

An einer andern Stelle spricht er seine Freude darüber aus, daß die Machtvollkommenheiten der Burgtheater-Regie geschmälert werden sollen. Er bezeichnet es als einen Gewinn, „wenn die Fittige des Ueveimuthes und der Willkür dieser Herren ein wenig gestutzt werden." Und wieder an einer andern Stelle sagt er, daß er das Nebel der Regisseur-Willkür in seiner ganzen „Verderbensfülle" kennen gelernt habe. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß diese Klagen später verstummen. Costenoble wird selber Regisseur, und nun überläßt er es vermuthlich Andern, ihre Stimme gegen den Despotismus und die Ueberhebung der Bühnen-Oligarchen zu erheben.

. . War.ss.AM die Regle damals sicherlich nicht bester bestellt als heute, , syi ^cmn'Äie'Theaferv^e'rh ältnisse im Allgemeinen in jener vielgerühmten Zeit ganz unzweifelhaft ungleich schlechtere als heutzutage; ja, man darf sagen, sie waren im Großen und Ganzen erbärmliche. Werfen mir zunächst einen flüchtigen Blick auf das Repertoire. Es ist mit einem Worte geradezu schauerhaft. Abgesehen von einigen wenigen hervorragenden neuen Stücken, unter denen eigentlich nur die Dramen Grillparzers, Bauernfelds und Halms das halbe Jahrhundert überdauert haben — wenn wir „Donna Diana" von Moreto-Schreyvogel und allenfalls noch einige harmlose Lustigkeiten von Töpfer hinzurechnen, sind wir wirklich fertig —, wird das Repertoire fast ausschließlich von erbärmlichen französischen Schwänken, die längst in die verdiente Vergessenheit gerathen sind, beherrscht. Der unermüdliche Herr von Kurländer, der diese Nichtigkeiten sofort in's Deutsche übersetzt, ist der große Autor des Burgtheaters. Mehr höflich als zutreffend bezeichnet der gewissenhafte Chronikschreiber des Burgtheaters, ör. Eduard Wlas sack, diesen französischen Schund als „Filigranwaare". Wlassak sagt in seiner „Chronik des Burgtheaters": „Das neben viel Gediegenem auch soviel Kleinigkeiten aus dem Französischen zum Vorschein kamen, lag nicht in Schreyvogels Willen, der im Gegentheil bestrebt war, dieselben, soweit es anging, zu unterdrücken. Es lag im Tone der Zeit. Derlei Bluetten waren Modesache, und Herr von Kurländer, der ruhelose Uebersetzer solcher Filigranwaare, spielte eine große Rolle . . "

Als mildernder Umstand für die schlechte Beschaffenheit des Repertoires muß allerdings geltend gemacht werden, daß die Anordnungen der leitenden Kräfte oft durch höheren Einfluß durchkreuzt wurden. Aus einer etwas späteren Zeit stammt die folgende Notiz von Costenoble, die für die Zustände recht bezeichnend ist. Unterm 1. September 1832 heißt es: „Das neue Trauerspiel vom Grafen Mailath: ‚Die Zwillingsschmestern', welches von der Direction für untauglich erklärt wurde, soll nun doch aufgeführt werden. Als Graf Czernin das Stück zurückgewiesen hatte, nahm der gekränkte Verfasser Audienz bein Kaiser, der, wie Deinhardstein uns heute mittheilte, die Einwendungen Czernins mit den Worten erledigte: ‚Führen wir's nur auf, daß wir endlich einmal a Ruh kriegen, wenn d' Leut' a nit weinen können, so lachen s' holt im Trauerspiel."

Der Kaiser selbst mischte sich übrigens nur selten in die Theaterangelegenheiten. Aber die hohen Chiefs erschwerten dem dramaturgischen Leiter die künstlerische Arbeit oft in bedauerlichster Weise. Und der schlimmste Tyrann war das Publicum, das nun einmal an den französischen Verkleidungssossen seinen Narren gefressen hatte. Vor den seichten Schubladenstücken der Franzosen und vor Scribes fabrikmäßigen kleinen Schwänken mußten die Klassiker in den Hintergrund treten. Shakespeare, Calderon, Moliöre, Lessing, Goethe und Schiller werden verhältnißmäßig in ganz ungehörlicher Weise vernachlässigt, quantitativ und oft auch qualitativ. Ueber eine Wallenstein-Vorstellung, 24. October 1830, schreibt Costenoble:

„Wallenstein wurde vor einem kalten Publicum sehr langsam abgelagert. Julchen (Frau Rettich) als Thekla hatte noch den meisten Applaus. Ich mar heute ein ungewisser gräulicher Gordon; doch dehnte ich wenigstens nicht. Die Hruschka schreit schrecklich am Schlüsse mit ihrem Gift im Leibe. Heurteur ist ganz unsicher als Fürst Piccolomini. Wilhelmi ist auch nicht fest im Buttler. Kurz, es mar eine Jammer Vorstellung. Und doch wollte Schrevvogel haben, das Publicum solle lebhaft sein, und schalt auf die FreibillettSnner, die nicht Stimmung machten."

Und wie wird der Text der Klassiker behandelt! Eine Aeüßerung, die mir untenn 23, Mai 1831 finden, giebt uns darüber recht erbaulichen Aufschluß. Es heißt da:

„Probe von ‚Kabäle und Liebe', die eigentlich nur eine Streichprobe genannt werden konnte: denn die Lindner, welche Lady Milford sein wird, ergänzte oder strich im Souffleurbuch. Ebenso machte es Weymar mit seinem Ferdinand. Es ist eine heillose Methode bei allen deutschen Bühnen, daß jeder Schauspieler in loe« und jeder Gast wegnehmen und zusetzen kann nach eigenem Willen. Warum stellen die ersten Theater, z. B. in Wien, Berlin und München, nicht fest, daß die Bücher eines Instikutes wie die des anderen bearbeitet, gekürzt oder ergänzt werdk». Diesem Beispiele würden wohl bald geringere Anstalten folgen. Und wäre diese Idee gar nicht zu realisiren, so könnte ja bei jedem Institute ein reines Buch von jedem Manuscrive und nebstbei noch ein apartes Streich- und Sudelbuch für Fremde und Faule oder lieberkluge bestehen."

Wir wollen uns gewiß nicht besser machen als wir sind. Auch bei uns versündigt man sich mitunter gewiß in unverantwortlicher Weise an den Werken der Klassiker sowohl in Bezug auf die Behandlung des dichterischen Wortes, wie in Bezug auf die Darstellung; aber etwas mehr Respect haben war mit der Zeit denn doch gewonnen, und jedenfalls werden heute auch von unfern mittlern und kleinen Bühnen die klassischen Werke öfter gegeben, als sie zu jener Zeit, mit der mir uns jetzt beschäftigen, von den maßgebenden ersten Theatern aufgeführt morden sind. Damals schlug der eine Herr von Kurländer, was die Zahl der Aufführungen und der Stücke anbetrifft, all die Helden der großen Dichtungen. Kurländer! Ter Name ist heutzutage kaum noch den Schriftstellern von Beruf bekannt, und völlig vergessen — zum Glück! — sind all die Erbärmlichkeiten, mit denen dieser singergewandte Vielschreiber Jahrzehnte lang das Repertoire dieser ersten deutschen Bühne verunstaltet hat.

Und im königlichen Theater zu Berlin war es auch nicht besser, es war vielleicht noch schlimmer. Costenoble spricht gelegentlich in einer Notiz aus dem Jahre 1834 seine Verwunderung darüber aus, wie gerade die königliche Bühne in Berlin so viele Producte der Wiener Vorstadtbühnen, wie „Das Sonntagskind", „Die Schwestern von Prag," „Das Donaumeibchen" u. s. w. zur Aufführung zugelassen habe. Aber diese Wiener Localschmänke sind denn doch noch ein gut Theil besser, als die sranzösischen Albernheiten, die zwanzig Jahre und länger im Repertoire des Burgtheaters die bevorzugte Stellung gehabt haben. Heutzutage würde sich eine Provinzialbühne mittleren Ranges schämen, ein Repertoire zu haben, wie das des Burgtheaters in seiner sogenannten Blüthezeit.

Jene Vorstellungen von drei oder vier einactigen Stücken, wie sie bei allen unseren besseren Bühnen heutzutage zu den oft recht liebenswürdigen Ausnahmen gehören, waren damals die unleidliche Regel. Ja, die Geschmacklosigkeit ging soweit, daß man, auch ohne besondere Veranlassung — in unseren Tagen kommen diese Barbareien gelegentlich zwar auch noch vor: bei Virtuosen-Gastspielen oder bei Vorstellungen zu Wohlthätigkeitszwecken und dergleichen — künstlich ein gemischtes Programm herstellte, indem man aus verschiedenen Stücken Stückchen herauschnitt. So finden wir am M. November 1835 eine Aufführung im Burgtheater: „Die Königin von sechszehn Jahren" und die zwei letzten Acte der „Hagestolzen". Costenoble bemerkt dazu: „Bald wird es aus Unterhaltungssucht so weit kommen, daß man dem Publicum nichts aus der Maria Stuart vorführen darf, als die Zankscene der beiden Königinnen oder den Gang zum Hochgerichte."

Ueberhaupt hatte das stolzeste Theater damals in gewissen Einzelheiten einen harmlos provinziellen kleinlichen Zuschnitt, wie man ihn jetzt kaum noch bei den Bühnen niedrigsten Ranges findet. Als eine auffällige Ausnahme erscheint die vornehme Einrichtung, d«ß bereits zu jener Zeit die fest engagirten Mitglieder der Wiener Hofbühne dem Hervorrufe weder bei offener Scene noch nach den Abschlüssen Folge leisten durften. Hervorgerufen wurden nur die Dichter, sofern sie keine öffentliche Stellung bekleideten — den Beamten war das Erscheinen auf der Bühne untersagt —, und die gastirenden Schauspieler. Diese hatten dann regelmäßig eine Dankrede zu halten. Es scheint, daß diese Ansprachen der hervorgerufenen Künstler an das Publicum eine gewisse Wichtigkeit hatten, wenigstens giebt Costenoble den Sprechen! ziemlich regelmäßig Censuren. Der fremde Gast hatte die Aufgabe, dem Publicum irgend etwas Liebenswürdiges zu sagen und namentlich dem Localpatriotismus zu schmeicheln. Je nach seinem Fache hatte er dafür entweder die würdige und gemessene oder die witzige und möglichst geistreiche Form zu wählen. Besonderes Gefallen schien es zu erregen, wenn es dem Betreffenden gelang, im Geiste der Rolle, die er eben dargestellt hatte, seinen Dank auszusprechen. Also der Darsteller eines Juden jüdelte seine Complimente weiter. Was waren das für Zustände!

Wenn wir uns hier den künstlerischen Bräuchen, wie sie sich nur noch in den Wandertruppen und auf den Jahrmärkten erhalten haben, schon nähern, so finden wir in den der vornehmen Kunst geweihten Räumen bald den unverfälschten Jahrmarkt. Am 12. December 1819 berichtet Costenoble über die Vorstellung eines Indianers im Opernhause:

»Der Indianer machte heute im Operntheater zum letzten Male seine Gaukeleien. Sophie Schröder betrachtete diesen braunen, schöngewachsenen Kerl mit Augeulust. Die Tolle! — Personen, deren Geschmack geläutert ist, tadelten die Hoftheater-Dirction, die Unsummen mr Ballette verschwendet und solche Gaukeleien ans der kaiserlichen Bühne duldet. Unrecht haben die Leute nicht. Für Springer, Seiltänzer und Taschenspieler eignen sich die Vorstadttheater am besten."

Aus einer andern Aufzeichnung erfahren wir, daß der Director des Opernhauses Alpensänger aus Oberösterreich auftreten läßt, und zwar zwischen den Absätzen einer grandiosen Symphonie von Beethoven!

Die ganze Kleinlichkeit der damaligen Verhältnisse zeigt sich auch in den Geldangelegenheiten. Wir können uns des Lächelns schwer ermahnen, wenn wir erfahren, daß alle untergeordneten Schauspieler ein Spielhonorar von fünf Gulden Wiener Währung erhalten; wenn die Einnahme jedoch nicht dreihundert Gulden (!) beträgt, so wird das eine Niete genannt und das Honorar auf zwei Gulden herabgesetzt!

Am 14. Mai 1835 notirt Costenoble: „Der Theaterdiener brachte mir Pormittags den Nachtrag der Benesice mit 53 fl. 45 kr. C. M. Ter Kaiser hat, wie ehemals sei» Vater, 200 fl. C. M., der reiche Fürst Metternich 20 fl.(!!)und Freiherr Eskeles 50 fl. C. M. gegeben. Freilich ist ein christlicher Fürst etwas Anderes als ein jüdischer Freiherr!" Es war also Sitte, daß mit Glücksgütern besonders gesegnete Theaterfreunde bei Benefizen mehr oder minder erhebliche Überzahlungen machten. Für die Empfindung, daß ein solches Geschenk in baarem Gelds für einen ernsten und bedeutenden Künstler einer ersten Bühne doch vielleicht etwas Demüthigendes habe, scheint man kaum Verständnis; besessen zu haben.

Am verwunderlichsten aber erscheint es uns, daß jene Bühne, die schon damals den Anspruch darauf erhob, als die erste dramatische Kunststätte Deutschlands zu gelten, die Aufführung eines Stückes, von dem sie sich Erfolg versprechen durfte, und das aus der Feder des gefeiertsten der lebenden Dichter stammte, davon abhängig machte, was die Aufführung kosten werde. Die Regisseure erhielten am 19. August 1834 eine Aufforderung von der Direction, einen Kostenanschlag für das neue Grillparzersche Märchen „Der Traum ein Leben" aufzustellen. Die Berechnung ergab die allerdings nicht unbedeutende, aber für unsere Verhältnisse keineswegs ungewöhnliche Summe von 3000 Gulden. Die Direction genehmigte indessen nur 1900 Gulden und knüpfte diese Bewilligung an die unglaubliche Bedingung, daß sämmtliche Regisseure für den glücklichen Erfolg des Stückes einzutreten hätten. Die in die Enge getriebenen Regisseure, die ganz gut wußten, daß sich ein fürchterliches Donnerwetter von oben herab über sie entladen würde, wenn sie einen Erfolg vorhersagten, und wenn diese Vorhersagung sich dann nicht erfüllen würde, suchten sich durch ein ziemlich gewundenes Gutachten aus der Verlegenheit zu ziehen. Das Stück wurde schließlich doch gegeben und hatte Erfolg. Bei diesem Anlaß macht Costenoble eine Bemerkung, die durch die Thatsachen der letzten Wochen einen besonderen Beigeschmack gewonnen hat. „Die Maschinerie", schreibt er, „ist der allerschwächste Theil unserer Hofbühne, oder vielmehr der allerstärkste — denn Alles wird so vollholzig und plump hergestellt, daß man sich unmöglich in eine Zauberwelt versetzen kann." Möchte man nicht glauben, daß diese Zeilen aus einem Artikel über das neue Burgtheater genommen sind?

Zu unserer Ueberraschung ersehen wir übrigens aus den Tagebüchern, daß eine Einrichtung, die wir für ganz nwdern hielten, bereits im Jahre 1824 im Burgtheater bestanden hat. Am 15. September jenes Jahres schreibt Costenoble:

„Fürst Trauttmamisdorf kam auf die Bühne, um die neue eiserne Gardine zu sehen. Gardine ist eigentlich keine Benennung für die große Eisentafel, die bei Feuersgefahr plötzlich herabgelassen werden soll, um Bühne und Publicum von einander zu trennen. Aber das neue eiserne Vorschicbsel geht sehr langsam wie eben alles Neue in Oesterreich. Das Publicum kann mit Bequemlichkeit gebraten werden, bevor die Scheidemauer ganz gefallen ist."

Für die Bezeichnung der Zustände im Burgtheater finden sich in diesen Tagebüchern noch sehr zahlreiche zerstreute Notizen. Wir wollen nur einige wenige hier auswählen, die keines Commentars bedürfen:

„20. October 1833. Deinhardstein zeigte mir an, daß die wahnsinnige Mutter unseres Fichtner heute im Jrrenhause des Dr. Gorgcu gestorben sei, doch müsse man dem Sohn das traurige Ereignis; bis morgen verheimlichen, damit die Vorstellung nicht gestört werde."

„19. November 1883. Ein neues Decret des Grafen Czernin untersagt auf der Bühne das Küssen auf den Mund zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes. Die Schauspieler Kälten und nannten den Befehl spottend: ‚Das Busserl-Decret' (Kuß-Decret). Wir lachten alle über den Oberstkämmerer, der wieder etwas Albernes decretirt hatte."

26. Jänner 1835. Lembert vertraute mir, daß der Schauspieler Schwarz Mitglied der geheimen Polizei sei. Das Benehmen dieses Kollegen ließ unS eine derartige Ncbenstellnng schon lange vermuthen, aber die volle Gewißheit haben wir erst vor einigen Tagen erlangt."

„25. October 1836. Man sprach mit Schadenfreude von den Bctisen der Hofoperntheaterdirection. Gestern ist auf dieser Bühne der als falsche Catalani famos gewordene Kirchncr probeweise aufgetreten nnd vom Publicum ausgezischt und so ausspectakulirt worden, daß man mit Stöcken an die Scitenwcinde der Logen geschlagen hat. Die Direktion hat einen argen Berwcis von der Polizei bekommen, daß sie einen so starken Mißgriff gethan."

Die Polizei! Damit kommen wir auf ein anderes Kapitel zu sprechen: auf die von der Censur geübte Bevormundung, die im günstigsten Falle lächerlich war, aber gewöhnlich argen Schaden anrichtete.

Die Censurstückchen, die Costenoble erzählt, überraschen uns nicht. Wir wissen ja aus andern Schriften jener Zeit, wie es um die Leistungen dieser traurigen Behörde bestellt war. Indessen sind doch einige der hier verzeichneten Thatsachen der Erwähnung werth. Wir erfahren aus den Tagebüchern, daß z. B. der Titel des Kleist'schen Dramas „Prinz von Homburg" in „Die Schlacht bei Fehrbellin" umgewandelt werden mußte, weil das Wort „Prinz" auf dem Theaterzettel anstößig mar. Friedrich der Große durfte die ihm von der Geschichte beigelegte Bezeichnung nicht führen, da sich vielleicht ein österreichischer Fürst durch die Größe des Preußenkönigs beleidigt fühlen könne, und so wurde der alte Fritz im Burgtheater „Friedrich der Zweite." Noch übler wurde dem armen Jffland mitgespielt. Das Wiener lithographische Institut hatte ein Bild des Dichters und Schauspielers hergestellt und zwar mit dem Orden des Rothen Adlers. Daß ein Komödiant einen königlichen Orden trüge, erschien den Wiener Censoren unzulässig; dem armen Jffland wurde der Rothe Adler-Orden gestrichen, und das Bild erschien ohne diesen Schmuck. In einem Künstlerstücke kam eine große Benus vor. Auch diese wurde auf Anordnung der Censur beseitigt. Es wurde dafür eine ganz kleine Puppe hingestellt. In einem Gedichte an Carl Maria von Weber kam das Wort „Lorbeer" vor. Die Censur erachtete diesen Ehrenzweig für den Tondichter des „Freischütz" zu hoch; der Lorbeer wurde gestrichen.

Die blödsinnigen Anordnungen der Censur erregten aber mitunter nicht nur die Heiterkeit des Publicums, sondern auch die heftigste Entrüstung der davon betroffenen Dichter und Künstler. Grillparzer wollte auswandern, weil sein Drama ‚Mnig Ottokars Glück und Ende“ von der Censur verboten war und nicht einmal gedruckt werden durfte. La Roche erklärte 1837, daß er das Burgtheater herzlich satt habe, weil die Censur alle Fittige der Kunst durch Beschneiden oder Verbieten der besten Stücke lähme. Er führte unter Anderm Raupachs „Kaiser Friedrich" und ^rommell" an. „Gerechte Klage!" fügt Costenoble hinzu.

Aber die Censur verbot nicht nur, sie dichtete auch uin. Nach ihrer Auffassung durfte König Lear, wahrscheinlich wegen seiner königlichen Würde, nicht von dem gemeinen Lose der Sterblichen auf der Bühne ereilt werden; am 25. März 1822 bemerkt Costenoble:

„Anschütz ging wüthend auf der Bühne umher, weil die Censur de» Britenkönig nicht sterben lassen will. Er brach in heftige Worte aus: ‚Wäre ich hier am Hoftheater so Vortheilhaft doiirt, das; ich dergleichen Eseleien im Hinblick auf meine Zukunft übersehen könnte, so müßte ich, meiner Familie wegen, mir alle diese Dummheiten gefallen lasse«. Aber unter den Umstände» meines bisherige» Engagements bleibe ich nicht in diesem geistlosen Otahaiti.' — Sein Unwille war gegründet genug. Wenn der Darsteller durchdrungen ist vom Werke eines großen Dichters, uiid ihm nun eine kalte, unpoetische Hand in die liebgewordene Gestalt greift, so muß er zur Wuth gereizt werden. Davon fühlt und begreift freilich der Cnsor nichts. Wenn Lear am Leben bleibt, wie Correggio, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf: beide, der kindische König wie der kranke Maler, reisen nach der Vorstellung in's Tepliyer Bad oder gebrauchen sonst irgendwo eine stärkende Brunnenkur."

Sehr ergötzlich ist das Eingreifen der Censur in die Theaterkritik, und noch ergötzlicher das Verhalten der Schauspieler diesem volizeu lichen Suverarbitrium gegenüber. Wenn die Censur das Lob eines Schauspielers streicht, so wüthet dieser; läßt sie den Tadel aber stehen, so wüthet er wieder. Die Herren Kritiker selbst machen es übrigens nicht besser.

Ein Recensent hatte über Costenoble im „Essighändler" die Bemerkung gemacht, daß dieser Künstler Eszlair in der Charakterzeichnung übertreffe. Der Censor Deinhardstein, der Eszlair sehr hoch stellte, strich diese offenbar staatsgefährliche Bemerkung. Da klagt Costenoble: „Es ist traurig, daß die Censur in solchen Händen ist!" Als aber einst der beliebte Korn von einem Recensenten mäßig getadelt wurde, schickte der verwöhnte Liebling des Burgtheaterpublicums seine sämmtlichen Rollen der Direktion zurück, und Schrenvogel, der damals Censor war, erhielt von der vorgesetzten Behörde die stärksten Vorwürfe, daß er seines Amtes nachlässig gewaltet und den Tadel übersehen habe!

Es muß recht angenehm gewesen sein, zu jener Zeit Theaterkritiken zu schreiben. Am meisten machte natürlich Saphir der Censur zu schaffen. Wir lassen hier einige Aufzeichnungen Costenobles iiber Saphir folgen:

„5. November 1834. Der Colporteur Bäuerles brachte den Correcturbogen der Theaterzeitimg, deren Censor Deinhardstein ist; dieser hatte kaum einige Zeilen gelesen, als er zornig aufsprang und ausrief: >Das ist doch eine Frechheit, wie man sie selten erlebt! Hat sich der Saphir unterstanden, ‚Tassos Tod' ironisch zu bekritteln. ‚Antonio' — sagt der unverschämte Mensch — ‚wolle den Tasso allopathisch behandeln, den Cardinal homöopathisch und die Prinzessin mit Vesicatoren von Lorbeerkränzen.' Gleich macKe ich einen Bericht darüber a» den Polizeipräsidenten, und sofort streiche ich den ganzen Aufsatz in der Theaterzeitung.' Deinhardstein schrieb hierauf unter den Cenfurbogen: ‚Ein Werk wie Raupachs ‚Tasso' ist kein Gegenstand frivoler Ironie.' Und somit ver^ siegelte er den Bescheid und sandte ihu a» Bänerle. Immer noch in der Furie schrie er fort: ‚Das ist mein Dank, daß ich dem Mosje Saphir ein Fürwort beim Graben Sedlnitzky eingelegt habe, der ihn durchaus nicht in Wien dulden wollte und zu mir sagte: ‚Sie werden sehen — es geht nicht mit dem Mensche«, der überall hat weggejagt werden müssen.' Wir werden ihn bald wieder aus Wien entfernen."

„29. März 183«. Saphirs Kritik über ‚Fortunat' hat den Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzk« sehr erzürnt; er soll erklärt habe», daß er diese» Pasquillantcn in der hiesigen Zeitschrift nicht mehr lange dulden wolle. Deinhardstein ließ auf der Stelle den Redacteur Biiuerle verständige», daß die Censur eine derartige Kritik nicht mehr Yassiren lassen werde."

Durch diese beständigen Nörgeleien der Censur gereizt, verzichtete Saphir schließlich auf die Kritik des Burgtheaters. ' „Für Saphir und uns ist es ein Gewinn," schreibt Costenoble, „wenn er das Burgtheater ignorirt, denn an Autorität hat er bereits Alles verloren."

Eine Anekdote aus einer etwas älteren Zeit mag hier gleich angeschlossen werden: „Saphir hatte einst das französische Theater Berlins schändlich heruntergemacht, ohne zu erwägen, daß auch Prinzen und Hohe vom Adel zuweilen auf dieser Bühne in französischer Sprache Konödie spielten. Saphir wurde angeklagt, ihm der Proceß gemacht und er zu einer Geldstrafe von 200 Thalern und vierwöchentlichem Arrest condemnirt. Der Berurtheilte ging zu seinem Gönner, dem Kronprinzen von Preußen. Nach mancher Hin- und Herrede fragte der Prinz: ‚Was ist Ihnen, Saphir? Ihnen liegt etwas auf dem Herzen — heraus damit!' — ‚Ach, königliche Hoheit, ich soll wegen einer Recension 200 Thaler Strafe bezahlen und auf vier Wochen eingesperrt werden. Geld aber habe ich nicht und Zeit auch nicht. Wo soll ich 200 Thaler und vier Wochen erübrigen?' Der Kronprinz versprach, sich ins Mittel zu legen, und erwirkte beim König eine Herabminderung der Strafe auf drei Tage Arrest in der Hausvogtei. — Der so Begnadigte verfügte sich hierauf zum Regenten, für die hohe Gnade zu danken, und empfahl sich mit den Worten: Wenn Majestät wünschen, daß Saphir sein Maul für ewig halte, so dürften Sie nur allergnädigst ihm eines Ihrer Schlösser dran legen, und er verstummte gewiß für's ganze Leben.' — Auf diese Aeüßerung sagte der gute König lachend: Lauter dummes Zeug! Weiß der Henker, woher nehmen Alles das?"

Auch in diesen Aufzeichnungen Costenobles erscheint uns Saphir als ein zwar witziger, aber recht wenig respectabler Mensch. Der wohlwollende und vorsichtige Costenoble, der jedes ungünstige Wort, das er ausspricht, auf die Goldmage legt, zeiht Saphir mit dürrn Worten der Bestechlichkeit. Die Niedrigkeit der Denkart dieses antipathischen Menschen erhellt auch aus der von Costenoble berichteten Thatsache, daß dieser Saphir, der mit seinen Witzeleien keinen Menschen verschonte, auf das Aeüßerste entrüstet mar, als Bauernfeld im „Literarischen Salon" einen witzelnden Abspreche? schlimmster Sorte, in dem das feinfühlige Publikum Saphirs getreues Ebenbild erblicken wollte, auf die Bühne brachte, und daß Saphir sich bei den maßgebenden Persönlichkeiten unterthänigst bedankte, als die Aufführung des Bauerfeld'schen Lustspiels auf Befehl verboten wurde! Costenoble erzählt uns: „Saphir habe in einer Audienz dem Grafen Kolowrat für die Gnade gedankt, daß ‚Der literarische Salon' zurückgelegt morden sei. Kolomrat soll erwidert haben: ‚Der Kaiser war am Tage nach der Aufführung dieses Stückes sehr aufgebracht und sagte: ‚Ich will es einmal nicht haben, daß in meinem Hause solche Zänkereien stattfinden/"

Uebrigens scheint der bedenkliche Witzbold selbst berechtigten Anlaß zu Witzeleien gegeben und sich oft recht gründlich lächerlich gemacht zu haben. Am 18. März 1837 schreibt Costenoble:

„Uebnhäuft mit einer Schuldenlast, will es Saphir den großen Herren nachthun und giebt kostspielige Soireen. Am vergangenen Aschermittwoch feierte er seinen 42. Geburtstag. Als die Gesellschaft versammelt war, käme» allerlei Geschenke von der Gräfin A. und der Excellenz Freifrau B., von dieser Comtesse nnd von jener Fürstin. Saphir selbst verkündete laut die Namen der Spenderinnen. Alle ä>!elt weiß nämlich, daß Saphir diese Präsente selbst kauft und sich als Souvenirs hoher Personen bringen läßt. — Saphir hat — Gott weiß warum — in einem seiner Zimmer eine eiserne Geldcasse stehen. Castelli sagte vor allen Leuten: ‚Mit dieser eisernen Truhe macht Saphir sich selber etwas weis,!!"

Neben Saphir spielte zu jener Zeit ein gewisser Wiest in der Theaterkritik eine große Nolle. Das Verhältniß zwischen Schauspieler und Kritik muß ein recht erbauliches gewesen sein. Wir erschen das z. B. aus den folgenden Zeilen vom 7. October 1835:

„Der Necensent Wiest hat den Schauspieler und Localdichter vom Theater an der Wien, Nestroy, gerichtlich belangt, weil ihn dieser in dem neuen Stücke: ‚Zu ebener Erde und im ersten Stocke' beschimpft hatte. Wiest hat nämlich das in Rede stehende Localstück im ‚Sammler' kritisirt, und Nestroy, ohne die Kritik gelesen zu haben und blos durch die Witzeleien Anderer gereizt, rächte sich auf folgende dumme Weise. Nestroy giebt in seiner Posse einen Bedienten, der Spieltische und Karten zu besorgen hat. Mit den Spielkarten in der Hand, trat Nestroy dicht vor die Rampe und sagte: „Ich begreif' gar nit, wir ma so vull Vergnügen an dem Whistspiel haben kann — Wiest! So a Spüll, das seinen Namen von dem dümmsten Menschen in Wien hat, und der obendrein zur Schande der Menschheit Kritiken scheidt!"

Ein Theil des Publicums war aufs Höchste indignirt über die Frechheit NcstroyS aber seine zahlreichen Verehrer klatschten dem Unverschämten zu. Der anwesende PolizeiCommissär rannte sofort auf die Bühne und machte Nestroy Vorwürfe über seine Verwegenheit, ihn zugleich warnend, sich für immer jeder persönlichen Anspielung zu enthalten."

Wenn man diese Vorgänge vernimmt, so begreift man den klagenden Ausruf Costenobles: „Es ist ärmlich bestellt mit unserm Recensentenwesen. Wiest und Turteltaub sind die Tonangeber des Geschmacks, Leute, die mit ihrem Halbwissen nicht wissen, was sie anfangen sollen."

Wiest und Turteltaub! Es hat etwas Tröstliches für Autoren, die von der Kritik nicht gerade verzogen werden, wenn ihnen aus solchen gelegentlichen Notizen wieder einmal der Beweis »6 «cutos erbracht wird, wie lange Recensentenruhm währt. Wiest und Turteltaub, die gefeierten Kritiker von Wien, die Tonangeber des Geschmacks, die Richter über Grillparzer und Bauernfeld! Wiest und Turteltaub!

Das Wiener Theaterpublicum mar zu jener Zeit gewiß auch nicht besser als das heutige. Die Urtheile Costenobles lauten in diesem Punkte anscheinend widersprechend. Im Jahre 1819, als er selbst noch ein Neuling in Wien ist, spricht er sich sehr entzückt aus:

„DaS muß man gestehen, dankbar sind die Wiener für geleistete Dienste; sie werfen den alten Schauspieler nicht in den Winkel wie eine abgenützte Sache, wenn er auch noch so stumpf und unvernögend vor ihnen erscheint. Seiner früheren Dienste gedenkend, nehmen sie das Mangelhafte von ihm für voll an; sie sind zufrieden und machen zufrieden."

Elf Jahre später, im Jahre 1830, ist er weniger gut auf das Wiener Publicum zu sprechen. Da schreibt er:

„Was läßt sich aber von einem Volke erwarten, das ehemed Kleists ‚Prinzen von Hessen-Homburg' förmlich ausgelacht hat? Für solch eine Masse ist nichts besser, als die dlinkd Gabriele, die nach dem Starstich herumläuft und ganz gegen alle Wahrheit die Gesichter untersucht und mit ihrem sentimentalen Gewinsel alle Schnupftücher in Bewegung fetzt. WaS wollen diese Wiener? Gaukelei!"

Und vielleicht besteht zwischen jenem warmen Lobe und diesem herben Tadel nicht einmal ein Widerspruch. Vielleicht hat Costenoble in beidem Recht gehabt, vielleicht sogar Recht behalten.

Aber wie dem auch sei, aus dem Gesamtcharakter dieser Tagebücher muß es Jedermann klar werden, daß die Lobsprüche, die der guten alten Zeit des Burgtheaters gesendet werden, recht übertrieben sind, und daß man damals über den Verfall und das Absterben der deutschen Bühnenkunst gerade so gejammert hat wie gegenwärtig. Fast mit denselben Worten! Vom 22. September 1835 bringt das Tagebuch nachstehende Mittheilung: „Deinhardstein sprach heute über den Ruf des Burgtheaters, und wie dieser erhalten werden könne. Er sagte- Müßten mir nicht tagelöhnern, das Burgtheater könnte, wenn Hof wollte, das werden, was einst das TIMtre Francis in Paris war. In jeder Woche sollte höchstens viermal Schaufel sein: dann brauchte man weder zu ausgearteten, fratzenhaften Stücken, wie ‚Parteiwuth', ‚Der Erbvertrag', öder zu Possen, wie ‚Der Doppelgänger' oder ‚Der Bräutigam aus Mexiko' seine Zuflucht zu nehmen; nur das Höchste, Beste und Gediegenste der Autoren würde auf der Hofbühne glänzen/. ‚Schöner Traum!' sagte Korn. ‚Unter Kaiser Franz wäre er zu verwirklichen gewesen, jetzt können mir nur fortträumen."

So ist es gewesen, so ist es noch heut, so wird es wohl bleiben. Mit dieser Schilderung der allgemeineren Zustände des Burgtheaters in den zwanziger und dreißiger Jahren, wie wir sie auf Grund der unbesangenen und gehaltvollen Mittheilungen Costenobles herzustellen versucht haben, wollen wir diesen Abschnitt schließen, unter dem Vorbehalte, auf Einzelheiten, Persönliches und Sachliches, auf die bedeutenden Dichter und «ünstler, die zu jener Zeit gewirkt haben, und auf die Stücke, die damals ihre erste Aufführung erlebt und sich auf dem Repertoire erhalten haben, zurückzukommen.

aston Verdier litt seit einiger Zeit an einer Nervenüberreizung, welche drohte, in eine ernstliche Krankheit überzugehen. Wie I die meisten Abkömmlinge alter Pariserfamilien, die schon einige Generationen hindurch das ungesunde Leben der Großstadt gelebt haben, hatte er eine verfeinerte, sensitive Natur ererbt, die nicht durch eine genügend robuste Constitution unterstützt wurde.

Seine aufreibende Thätigkeit als Börsenagent, sein lebhafter Geschmack für alle seinen Genüsse des Pariser Lebens überfüllten zudem sein Dasein mit Reizmitteln, welche genügt hätten, um hundert ruhig bürgerliche Existenzen zu beleben.

Jetzt war er bei dem Moment angelangt, wo der Arzt aufhört, mir nachsichtigem Lächeln seinem Patienten noch allerlei Concesstonen zu machen. „Er müsse durchaus eine heilsame Unterbrechung in seinen Gewohnheiten eintreten lassen," hieß es; „am besten, einige Wochen ruhiges Landleben."

Der junge Pariser entsetzte sich.

„Was? Landleben im Monat Mai, vor dem <Zranä>?rix, wenn das ?out>?äri8 noch nicht daran denkt, die Stadt zu verlassen?"

Er setzte dem Arzt so klar auseinander, welche Verschlimmerungen die Langeweile in seinem Zustand hervorbringen würde, wie nothwendig es für ihn sei, in der Nähe seines Geschäftskreises zu bleiben, daß man beschloß, die Verbannung so milde als möglich zu gestalten. Gaston mienhete einen Pavillon auf der Grenze des Loi8 <is LouloZne, gegenüber von Ix>n^clmmps. Die Lage mar reizend. Ein gut gepflegter, kleiner Gatten führte hinaus, unter die letzten Baumgruppen des Waldes, zwischen denen man einen Ausblick auf die kleine, epheuumspoimene Windmühle von I^oriAekamp8 und weiter zurück bis nach dem Wasserfall genoß. Die Hintere Seite des Gartens lief die Seine entlang, welche da, zwischen lonxLkampZ und Luresnes, einen malerischen Bogen macht. Gerade unter der Terrasse, deren rebenumranktes Gitterwerk auf das Wasser hinaus sah, befand sich der Landungsplatz für die kleinen Dampfer nach Paris, was etwas Leben und Geräusch in die ländliche Stille brachte. Die elegante Behausung mar mit Rücksicht auf verwöhnte Pariser eingerichtet. Gaston konnte im Wagen, auf dem schönsten Wege durch> öois äs Luulo^ns, in einer Stunde bequem die Börse erreichen. Landluft und Paris so zu sagen vor der Thür — darein konnte man sich am Ende schon finden.

Gasten durfte sogar hoffen, daß ein guter Freund sich dann und mann dazu verstehen werde, den Abend mit ihm in seiner Einsamkeit zu verbringen.

Heute gerade war einer dieser lieben Freunde, welche man oft monatelang nicht zu Gesicht bekommt, die man aber bei zufälliger Begegnung auf dem Boulevard „mcm cner arm" nennt, mit ihin zum Diner hinausgefahren.

Die beiden jungen Leute saßen in Erwartung, daß der Diener das Essen ansage, auf der Terrasse und betrachteten durch das Gitterwerk die Leute, die das von Paris kommende Dampfboot erwarteten. Es waren darunter ganz hübsche Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, junge Frauen, welche ihren legitimen oder unlegitimen Gebieter abholten. Es mntüsirte die beiden Beobachter, dem Aeußeren und dem Benehmen der Damen nach

ihre Muthmaßungen zu stellen.

Jetzt stieß Gaston den Freund an und zeigte auf zwei jugendliche Gestalten, die das steile Ufer herabgesprungen kamen. Sie trugen weithin sichtbare weiße Schürzchen, mit Spitzen garnirt, und runde, weiße Strohhüte mit Kornblumen, die ihnen ein ungewöhnliches Aussehen gaben, da damals Niemand in Paris einen weißen Strohhut trug.

„Zwei Kellnerinnen aus einem der zahlreichen Wirthshäuser am Ufer," meinte der Freund.

„Nein, nein, sieh doch genauer hin," erwiderte Gaston.

Freilich, bei näherem Hinschauen erkannte man, daß die Mädchen nichts von dem trivialen Kellnerinnentypus hatten. Ihre muntere Lebhaftigkeit, die sich nicht um die Anwesenden kümmerte, sondern sich selbst Zweck mar, entsprang ihrer gesunden, blühenden Jugend. Die Eine trug über den Rucken hinab ihre ungewöhnlich langen, dicken, braunen Zöpfe; die Andere, der beim Springen der Hut vnm Kopf geglitten war, hatte einen Heiligenschein von blonden, krausem Haar um das rosige Gesicht.

„Kennst Du die zwei Schönen?" fragte der junge Pariser, als es wie ein Lächeln über Gastons Züge ging.

„Wie Du es nimmst," antwortete der Gefragte. „Ich kenne ihr äußeres Leben, ihre Gewohnheiten, ihre Liebhabereien, auch die Art, wie sie ihre Zuneigung offenbaren, — aber ich kenne weder ihren Namen, noch habe ich je mit ihnen ein Wort gesprochen."

Vor dem fragenden Blick des Freundes deutete Gaston über die Seine hinüber nach einem großen Garten, mit einem sehr kleinen, weißen Haus in der Mitte.

„Dort wohnen die beiden jungen Mädchen, oder Frauen; ich weiß nicht, welchen Titel ich ihnen geben soll, und wenn Du Dir eine Idee davon machst, was es heißt, seine Tage auf einer einsamen Terrasse zu verbringen, so begreifst Du auch, welche Wichtigkeit ein vi8-ä-vis gewinnen kann."

„So, da steigen sie aus," fuhr er fort, wie von Bekannten sprechend und deutete auf zwei junge Männer, die eben über die Diele hinweg von dem landenden Dampfboot dem Ufer zustrebten.

„Von wen, sprichst Du?" fragte der Freund.

„Ja, wenn ich's nur wüßte!" antwortete Gaston. „Diese beiden jungen Männer, denen die jungen Mädchen so offenerzige Gunstbezeugungen spenden und die, mit der ruhigen Sicherheit des Besitzers, den Ann der Schönen um den ihrigen schlingen, haben jedenfalls ein Recht auf ihre Begleiterinnen. Welches? — Darüber bin ich so ziemlich im Klaren. Brüder der Beiden sind es nicht, dazu sind die Fräuleins viel zu zärtlich mit ihnen. Du mußt nämlich wissen, daß ich in einsamen Stunden mein vortreffliches Fernrohr auf der Terrasse aufstelle und vermittelst dieses indiscreten Gehülfn fast in die verstecktesten Geheimnisse jener grünen Wildniß eindringe. Zuerst betrieb ich dies Ausspioniren aus purer Langemeile; bald aber nahm ich ein wirkliches Interesse an meinem Doppelpaare. Du machst Dir keine Idee von dem paradiesischen Leben, das man dort drüben führt. Es ist die Rückkehr zu den freien, unschuldig zärtlichen Freuden der Schäfer-eit, oder noch besser eines kräftigen, goldenen Zeitalters, denn die Mitspielenden haben Nichts von der Geziertheit einer Gruppe K 1» ^Vätteau. — Das kleine Haus dort drüben ist die Bestätigung dafür, daß in der ärmsten Hütte Raum ist für ein glücklich liebend Paar, ja selbst sür ein Doppelpaar. Unten im Erdgeschoß, dessen Doppelthür und einziges Fenster jetzt offen stehen, befindet sich das kleine Eßzimmer, das vollständig ausgefüllt ist, wenn meine vier Leutchen mn Tische sitzen. Daneben eine winzige Küche, eine wahre Puppenküche, in der abwechselnd Eines oder das Andere der Vier herum hantirt, denn Zwei auf einmal könnten sich nicht darin drehen. Eine fremde Person außer den nothwendigen Lieferanten, die nur bis an die Thür herankommen, habe ich ,ne in der Behausung erblickt. Nach hinten hinaus liegt wohl ein kleiner Salon, den ich weniger deutlich durch die offene Verbindungsthr erkenne und wo bei schlechtem Wetter musicirt wird. Im obem Stock liegen die beiden Schlafzimmer — und Du darfst mir glauben, daß ich, durch das Fenster, das des Morgens in aller Frühe offen steht, reizende Dinge erspähe. Die jungen Männer verlassen das Häuschen schon vor sieben Uhr, da sie mit dem Frühzug nach Paris in irgend ein Geschäft eilen. Da sind dann die jungen Frauen allein und machen am offenen Fenster ihre Toilette mit einer Stühe und Natürlichkeit, die keine Ahnung hat, daß unbescheidene Augen mit künstlerischem Wohlgefallen ihre Bewegungen verfolgen. Du solltest einmal auf meinem Posten sein, wenn die Braune ihre prachtvollen Haare beim Auskämmen um den Hals wickelt, um die Spitzen zu erreichen; oder wenn die kleine Blonde, mit den anmuthig geformten Schultern, ihre runden Kinderarme über den Kopf erhebt, um ihren launenhaften Haarbüschel zu befestigen! Dann erst würdest Du mein Interesse an den Nachbarinnen vollkommen verstehen.

Aber die meiste Zeit sind sie draußen im Garten, da, vor meinen Augen, sodaß ich eigentlich, wie ein unsichtbarer Gast, ihr Leben theile. Die beiden Männer haben zwei Sonntage damit hingebracht, das unförmliche Gartenhäuschen da vorn auf der Wiese zusammen zu zimmern. Hoffentlich werden die Winden und Maibohnen, welche die Mädchen rings herum gesäet haben, das Ding bald ganz überspannen haben. Diese Woche hat man das erste Heu gemacht. Du hättest sehn sollen, wie schön die beiden Kinder, in ihrem leichten Anzug, kurz geschürzt, mit nackten Schultern und Annen die Heugabeln handhabten. Die sachkundige Art, in der sie diese schmierige Arbeit vollbrachten, bestärkte mich in der Idee, daß die Mädchen irgendwo vom Lande her in die Stadt versetzt morden seien. Französinnen sind sie nicht, das sieht man ihnen an, und das beweist auch ihre Sprache, die inir ein deutscher Dialekt zu sein scheint. Und dann die Lust, mit der sie sich in's Heu warfen! — Es hätte wenig gefehlt, so wäre ich hinüber geeilt, um auch meinen Platz auf dem duftenden Lager zu verlangen.

Was aber alle diese Beschäftigungen, die Dir in der Erzählung unbedeutend vorkommen müssen, idealisirt, sie so zu sagen zum Ausdruck eines gefunden, harmonischen Daseins macht, das ist die Fröhlichkeit, die volle Lebenslust, die dort drüben herrscht. Lachen und Gesang dringt den «anzen Tag zu mir hinüber; ein Helles, natürliches Lachen, ohne Absicht und Koketterie, ein Gesang, wie Ueberfluß an innerster Lebensfreude, der sich unwillkürlich Bahn bricht. Sie verrichten in Haus und Garten ihre Arbeit mit einer Grazie, die einen Bildhauer entzücken würde. Es ist, wie wenn eine innere Kraft, die Kraft der vollen, gesunden Jugend, jede Anstrengung in ein leichtes harmonisches Spiel verwandelte."

„Nun, das heiße ich, auf dein Renner der Phantasie durchbrennen," sagte der Freund lachend, als Gaston eine Pause machte. „Das ist ja Alles schön und gut; aber Du hast mir noch nicht gesagt, was denn die beiden Männer für eine Rolle in dieser idyllischen Häuslichkeit spielen?"

„Ich muß aufrichtig gestehen," erwiderte Gaston, „daß mir dieselben durch ihre Abwesenheit oft ganz aus dem Gedächtniß entschwinden. Freilich allabendlich und Sonntags den lieben, langen Tag hindurch werde ich deutlich genug an ihre Existenz erinnert. Es ist ein gemischtes Gefühl, das mich überfällt, wenn ich die zärtliche Harmonie der beiden Paare beobachte; denn zwanglos, in paradiesischer Freiheit, leben sie dort ein kräftiges Liebesleben. Zwar herrscht eine bestimmte Ordnung: ich habe nie entdeckt, daß sich die beiden Jünglinge in der Wahl der Geliebten geirrt hätten, und auch die Mädchen verwechseln nie die beiden Männer, trotz einer auffallenden Familienähnlichkeit derselben. — Es überkommt mich beim Anblick ihres Verkehres oft eine heiße Eifersucht, eine Art Neid, und daneben wieder betrachte ich mit neugieriger Befriedigung diese Offenbarungen eines Gefühls, das — wer weiß? — vielleicht einmal zu meinen Gunsten entflammen könnte."

„Ah, Du glaubst, daß diese Mädchen so leicht umzustimmen mären?" fragte der Freund.

„Es käme auf einen Versuch an," meinte Gaston mit einem leichtfertigen Lächeln. „Jedenfalls wäre es einige Mühe werth, ein so reizendes Naturkind zu gewinnen, das ich hundertmal einer listigen Soubrette oder einer geschminkten Berühmtheit der Halbwelt vorziehe."

Der Freund schien vor der Idee, ein Herz erobern zu müssen, als vor einer, über seine Kräfte gehenden Anstrengung zurückzuschrecken. Beim Fortgehen kam er noch einmal auf das Gespräch zurück und bat Gaston, im Fall er eine kleine Intrigue einleiten sollte, ihn auf dem Laufenden zu halten.

Einige Tage später bot sich Gaston Gelegenheit, seinem Gegenüber näher zu kommen. Er hatte bemerkt, daß die kleine Blonde den Weg in's Innere des Städtchens eingeschlagen hatte, um einige Einkäufe zu besorgen. Unterdessen zog sich an: Himmel schweres Gewölk zusammen. Bei den ersten, breiten Regentropfen, welche den Staub in kleine hüpfende Kugeln zusammenballten, eilte Gaston mit seinem Regenschirm über die Brücke. Er brauchte nicht lange auszuspähen. Mit schnellen, trippelnden Schritten kam das junge Mädchen die Hauptgasse des Städtchens hinunter. Sie hatte am Arm ein Körbchen, aus dem ein ganzer Vorrath von Gemüse, Obst, Salat herausquoll, und in der Hand trug sie, an den Füßen zusammengebunden, einen lebenden Hahn, der mit wüstem Geschrei aufflatterte und sie am schnellen Gehen hinderte.

„Mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich Ihnen den Schutz meines Regenschirmes und meine Hülfe zur Bändigung dieses Geflügels anbiete?" fragte Gaston höflich. Die Kleine maß ihn neugierig mit den lachenden Augen. Der junge Mann hatte, durch seinen Jnstinct geleitet, einen einfachen Anzug gewählt, der ihm ein solid bürgerliches Aussehen verlieh.

„Warum nicht?" antwortete die Angeredete munter, in gebrochenem Französisch. „Ich werde mit dem widerspenstigen Thiers nicht gut fertig, und mein Hut wird von dem Platzregen ganz verdorben. Uebrigens ist es nicht weit," setzte sie, sich entschuldigend, hinzu. „Dort, das weiße Haus in dem viereckigen Garten."

Gaston hütete sich mohl, zu erwidern, daß ihm das Haus bekannt sei. Recht ernst und möglichst philisterhaft geleitete er feine Begleiterin durch den sprühenden Regen und schaute auf ihre ganz ungewöhnlich kleinen Füßchen in ausgeschnittenen Schuhen und altmodischen weißen Strümpfen. Die Heftigkeit des Gewitters ließ kein Gespräch aufkommen, auch waren sie in wenigen Minuten an dem hölzernen Gitterthor angelangt.

„Jetzt müssen Sie aber eintreten," sagte die Kleine artig; „bei dem Wetter laß ich Sie nicht weiter. Man würde ja einen Hund nicht draußen lassen," setzte sie hinzu, als der junge Mann einige heuchlerische Schmierigkeiten machte.

In wenigen Sätzen mar sie, unter dem Regenschirm hervor, die Stufen zum Häuschen hinaufgeeilt.

„Lina, ich bringe Besuch," rief sie fröhlich in's Haus hinein, indem sie die Thür öffnete und auf der kleinen Hausflur die Regentropfen von sich abschüttelte.

„Wer denn?" klang es auf Schweizerdeutsch von oben, und,, ohne die Antwort abzuwarten, eilten leichte Tritte die Treppe herunter. Jetzt standen sich die Drei gegenüber, etwas verlegen und ohne sogleich den passenden Ton zu finden. Was der Kleinen draußen, im strömenden Regen, als ganz selbstverständlich vorgekommen war, das erschien ihr jetzt etwas weniger natürlich. Der junge Mann kam ihr zu Hülfe und erklärte in höflichen Worten, wie er dazu gekommen sei, in das Haus eingeführt zu werden.

Nachdem der Korb in der Küche und der widersvünstige Hahn in dein keinen Hühnerhof untergebracht war, trat man in's Zimmer. Die schlanke Gefährtin mit den braunen Zöpfen wollte die Thür zum kleinen Salon hinten hinaus öffnen.

„Ach nein, im Eßzimmer ist's viel gemüthlicher," meinte die Blonde, „und man hat da eine so schöne Aussicht."

Es überkam Gaston ganz seltsam, als er in das einfache Zimmier trat, das ihm fchon so wohl aus der Entfernung bekannt mar. Es wurde ihm ganz hennisch zu Muthe, und als die Eine sich nach ihrem niederen Arbeitsstuhl umsah, hätte er sie fast daran erinnert, daß sie denselben gestern in's obere Zimmer hinaufgetragen habe.

Das Gespräch hatte einige Mühe, in Gang zu kommen. Den beiden Mädchen waren offenbar die banalen Redensarten nicht geläufig, mit denen man eine neue Bekanntschaft einleitet; auch fiel es ihnen etwas schwer, sich auf Französisch auszudrücken. Nachdem Gaston die gewohnten Sätze und Ausrufe ausgebeutet hatte: „wie hübsch Sie hier wohnen" — „welch' reizende Lage" — „die schönste Aussicht und das Haus so bequem" — war er verlegen, wie er eigentlich auf sein Ziel, das ihm unbestimmt in weiter Ferne vorschwebte, zusteuern könnte. Er wollte sich eben zu einein mehr persönlichen Compliment erkühnen, als seine blonde Begleiterin, der die schwüle Verlegenheit auf der Seele lastete, ausrief:

„Ach, mir fällt ein, daß wir heute ganz frischen, prächtig gerathenen Kirschkuchen haben"; und froh, sich für einen Zweck Bewegung machen zu können, holte sie kleine Teller herbei und den Kuchen, der in dem kleinen Zimmer sich ganz riesig ausnahm. — Gaston fand es eine barbarische Idee, Nachmittags um 4 Uhr an's Essen zu gehen und sich damit den sorgfältig gehegten Appetit für das Diner zu verderben; aber das junge Mädchen war so hübsch in seiner Geschäftigkeit, an der auch die Gefährtin auf ruhig anmuthige Weise theilnahm, daß er sich von den Beiden einen fanften Zwang anthun ließ und zu seinem Erstaunen den Kuchen und den süßen Wein ganz vortrefflich fand.

„Sie glauben vielleicht," sagte die Braune, kecker gemacht durch das behagliche Gefühl von Zusammengehörigkeit, das sich gern um einen Eßtisch herum einstellt, „Sie seien in ein verzaubertes Häuschen gerathen, wo zwei verwünschte Prinzessinnen allein ihr Wesen treiben und den verirrtten Wanderer beherbergen und erfrischen! Diese Illusion muß ich Ihnen leider nehmen: wir sind zwei ganz gewöhnliche, glückliche junge Ehefrauen, die hier mit ihren Männern die Flitterwochen, welche hoffentlich nach Monaten zählen werden, zubringen."

Ueber Gastons Gesicht lief eine unangenehme Bewegung, welche die Blondine ausrufen ließ: „Sie haben doch nicht auf einen Kirschkern gebissen?" — aber mit der Gewandtheit des Weltmannes verschluckte er seine Enttäuschung und sagte in höflich theilnehmendem Tone: „Ach wirklich?"

„Sie müssen wissen, unsere Männer sind Brüder, und wir die zwei intimsten Freundinnen, die man finden kann", erläuterte die Kleine.

Und nun kam eine detaillirte Erklärung ihrer Verhältnisse. Sie, die Blonde, mar ein Pfarrerstöchterlein aus Winterthur, die Gefährtin eine Waise, die im Pfarrhaus auferzogen worden.

„Letzten Herbst nahm uns mein lieber Papa mit auf eine Vergnügungsreise nach Paris. Die beiden Brüder Hartmann, Söhne eines Jugendfreundes von Papa, erboten sich, uns bei der Besichtigung von Paris behüflich zu sein; und aus Führern durch die Weltstadt sind sie unsere Führer durch's Leben geworden."

Und nun wurden die Bilder dieses unschuldigen Doppelromans vor Gaston entrollt: das etwas verdutzte Erstaunen der Kleinstädterinnen vor den Wundern der Großstadt; der Stolz der beiden jungen Schweizer, der kleinen Gesellschaft, welche sich in dem mächtigen Paris nicht gut zurecht finden konnte, als Stütze und Rathgeber dienen zu können; dann wieder das Wohlbehagen der jungen Männer, an denen einige Jahre Pariser Leben vorbeigerauscht waren, ohne ihr innerstes Wesen zu verändern, daß sie sich mit ihresgleichen zusammen gefunden hatten inmitten der sie umgebenden Fremdheit und Gleichgültigkeit; und über all Dem das lächelnde Gewähren des guten Papa, der mit Befriedigung zusah, wie die liebe Jugend um ihn herum munter und hoffnungsvoll in den Weg der Ehe einlenkte. Wenn die eine der beiden Erzählerinnen Etwas vergaß von den unbedeutenden Erlebnissen, welche die kleine Gesellschaft einander näher gebracht hatten, so siel ihr die andere lebhaft in die Rede. Man sah, wie sehr sie selbst sich an ihren Erinnerungen erfreuten; der beste Beweis, daß seither keine Enttäuschung denselben einen bittern Beigeschmack verliehen hatte.

Die beiden jungen Frauen, mit dem lebenswürdigen Egoismus primitiver Naturen, schienen keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß alle diese Einzelheiten ihren unbetheiligten Zuhörer ebenso sehr interessirten, wie sie selbst. Derselbe beklagte sich übrigens nicht über die Weitschweifigkeit der Erzählerinnen; wurde er doch dadurch eingeweiht in ein Leben, das ihm völlig neu war und das ihn plötzlich ahnen ließ, es gebe noch eine andere Genugthuung, als diejenige, eine gute Börsenspekulation gemacht, beim Wettrennen auf das gewinnende Pferd gewettet, oder einer brillanten Premiere beigewohnt zu haben.

Nach einer Stunde wurde man endlich gewahr, daß von dem Gewitter nur noch ein leuchtender Regenbogen zurückgeblieben mar, der in weiter Wölbung die beiden Seineufer verband.

Die höflichen Formeln, in denen Gaston sich verabschiedete, brachen den Zauber der zufälligen Intimität. Die beiden jungen Frauen geleiteten ihren unbekannten Gast etwas linksch nach dem Ausgang. Nach einem verlegenen Zögern brachte es doch die Kleine erröthend heraus: Wenn er vielleicht in der Nähe wohne, so würde es sie und die Freundin herzlich freuen, wenn er einmal, ganz ohne Umstände, zum Nachtessen kommen wollte, damit sie ihn den Männern vorstellen könnnten. Gaston meinte, verbindlich dankend, das dürfte schwer halten, da er in Paris wohne und sehr beschäftigt sei.

Sinnend kehrte er über die Brücke nach dem andern Ufer zurück. Er sagte sich, daß vielleicht das Glück, nach dem man auf so verschiedenen Wegen jagt, in einem eng begrenzten Räume am liebsten wohne.

Die jungen Frauen erzählten mit Lebhaftigkeit das Ereigniß des Tages den heinikehrenden Ehemännern. Diese waren gar nicht so angenehm davon berührt, wie die Erzählerinnen es erwartet hatten. Beide Männer kamen darin überein, daß man auf den Herbst sich nach einein Logis in der Stadt umsehen müsse.

Kurz darauf traf Gaston mit dem Freunde zusammen, der ihn scherzend über seine Fortschritte bei den schönen Nachbarinnen ausfragte.

„Diesmal haben wir einen tüchtigen Bock geschossen," antwortete Gaston mit einem etwas gezwungenen Lachen. „Die beiden Schönen sind zwei ganz glückliche, zufriedene Ehefrauen. Das, was ich suchte, habe ich freilich nicht gefunden; aber dafür Etwas worauf ich gar nicht gefaßt mar. Es märe nicht unmöglich, daß meine Nachbarinnen, ihnen selbst unbewußt, mich zur Ehe treiben könnten, und zwar, was Dir ganz verrückt vorkomme.! muß, zu einer Heirath aus purer Neigung, ohne Anspruch auf eine reiche Mitgift."

«Winter den seltene» persönlichen Verbindungen gekrönter Häupter mit großen GeVehrte» nimmt das echt srenudfchaftliche Verhältnis; welches Jahrzehnte hindurch zwischen dem Könige Maximilian II. von Bayern und Deutschlands größtem Geschichtsschreiber, Leopold von Ranke, bestand, eine hervorragende Stellung ein. Der für alles Große in Wissenschaft und Knnst in echter Begeisterung erglühende Monarch widmete dem großen Gelehrten und Denker eine fast schwärmerische Verehrung und gehörte zu denen, welche der eigenthmlich universalen Begabung Rankes gleich Anfangs volles Verständniß entgegenbrachten. Anch das nahe persönllick« Verhältnis, welches man als eine wahre und echte, auf gegenseitiger Anerkennung und Hochschätzung gegründete Freundschaft bezeichnen darf, stammt nicht erst aus der Zeit, da Ranke, von allen Fürsten und Völkern mit Ehrenbezeugungen überhäuft, z» den literarischen Berühmtheiten seines Vaterlandes gehörte. Schon im Jahre 1832 hat sich der damalige Kronprinz Maximilian eng an den jungen Gelehrten angeschlossen und ihn zu seinem speciellu Lehrer erkoren. In jenem Jahre — Ranke kehrte eben von seiner grofzen italienischen Forschungsreise zurück — hielt der Gelehrte dem kunstsinnigen bayerischen Thronfolger eine Reihe von Vorlesungen, die ihm nach Ranke's eigenem Ausspruch des Königs Beifall und Gunst für das Leben gewonnen haben. Später hat König Max keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem von ihm hochverehrten Manne diese Gunst durch die Thot zu beweisen. Er bemühte sich, ihn für seine Münchener Hochschule zu gewinnen: und da ihm das, weil Ranke von seinem Berliner Wirkungskreise sich nicht zu-trennen vermochte, nicht gelang, so bewog er ihn wenigstens, ab und zu eine Zeit lang in seiner Nähe zu verweilen und in persönlichem Gedankenaustausch ihn an seinen wissenschaftlichen Ideen und Plänen theilnchmen zu lassen. Namentlich im Herbst 1854 haben die beiden eigenartigen Männer bei längerem Aufenthalt im bayrischen Hochgebirge, wo der stille Gelehrte in dem schönen Berchtesgaden seines königlichen Freundes gern gesehener Gast war, unvergeßliche Stunden in eifrigem Gedankenaustausch über die höchsten Probleme wissenschaftlicher Erkenntnis; verlebt. Jene Tage persö'iüichen Verkehrs haben für die deutsche Wissenschaft reiche und schöne Früchte gezeitigt. Auf der einen Seite gewann Ranke damals den König für seinen Plan, einen großen organisatorischen Mittelpunkt für die historische Forschung in Deutschland zu schaffen: die Begründung der historischen Kommission in München, der wir eine grohe Reihe grundlegender Arbeiten für die nationale Geschichte verdanken, geht in ihren ersten Anfängen auf jene Tage zurück. Dann aber verdanken wir eben jenem Zusammensein eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Schöpfungen Ranke'schen Geistes, die, durch des Königs liebevolle Fürsorge pietätvoll dem Gedächtnis; erhalten, jetzt nach mehr als drei Jahrzehnten der Oeffentlichkeit unterbreitet worden ist: es sind das die Vorlesungen, welche Ranke damals dem Könige auf dessen Bitte in zusammenhängender Folge über die Epochen der neueren Universalgeschichte gehalten hat. Ein königlicher Cabinetssecretär schrieb auf Befehl des Königs den Inhalt der Vorträge stenographisch nieder und nahm in diese Niederschrift auch den hauptsächlichsten Gedankengang der Gespräche auf, welche sich hie und da an den zusammenhängenden Vortrag anschlössen. Eine saubere Abschrift dieser stenographischen Aufzeichnung wurde dann Ranke von dem Könige mit einem ehrenvollen Handschreiben lbersandt. Das Heft fand sich nach Ranke's Tode in dessen Nachlasse vor und bildet jetzt den Inhalt eines Ergänzungsbandes, welcher der von Dove und dem Schreiber dieser Zeilen herausgegebenen Fortsetzung der Ranke'schen Weltgeschichte beigegeben ist*).

Wir haben die Leser dieser Zeitschrift schon früher auf diese Fortsetzung der Weltgeschichte hingewiesen**) und darauf aufmerksam gemacht, dafz dieselbe, Ranke's eigenem wiederholt geäußertem Wunsche entsprechend, nur bis zum Beginne der Neformationszeit weitergeführt weiden würde. Rankes universale Auffassung der späteren Jahrhunderte ist in seinen sämmtlichen früheren Werken in so eingehender und glänzender Weise niedergelegt, dafz bei einer weiteren Fortführung des epochemachenden Werkes Wiederholungen aus jenen früheren Werken nicht zu vermeiden gewesen wären. Vor solchen Wiederholungen eigener Gedanken aber hatte Ranke einen unüberwindlichen Widerwillen. Er wollte daher, wenn er seine Weltgeschichte bis zu dem Punkte, an welchem seine «Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" einsetzt, geführt haben würde, die späteren Jahrhunderte nur in einem in großen Zügen entworfenen, skizzenartigen Schlufzcapitel darstellen. Da es aber Ranke selbst vergönnt war, seine zusammenhängende Darstellung bis zu dem erstrebten Ziele fortzuführen, so ist er auch nicht zur Abfassung jenes Schlußcapitels gekommen, für welches sich in feinen hinterlassenen Papieren keinerlei^ Entwurf vorfand. Eben hierfür aber boten die jetzt zum ersten Mal der allgemeinen Kunde unterbreiteten Vorlesungen einen sehr willkommenen und das höchste Interesse erregenden Ersatz dar. Mit diesem Werke konnte dem Verehrer der Ranke'schen Muse eine Vorstellung davon gegeben werden, welche universalen Ideen Ranke als die dem Lauf der neueren Jahrhunderte beherrschenden erschienen; hier fand er ein auf engstem Raum zusammengedrängtes, stets nur die höchsten Höhen der Erkenntnis; berührendes Bild dessen, was Ranke unter dem Gange oer Universalgeschichte begriff. In 1,9 Vorträgen, deren erster am 25. September, deren letzter am 13. Octobcr 1854 gehalten wurde, wird dem Lehrer hier nicht bloß, wie Ranke selbst sich bescheiden ausdrückte, „ein Versuch, die welthistorischen Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisiren", sondern ein kühner, genial angelegter Entwurf eines geistigen Extractes der weltgeschichtlichen Bewegung überhaupt dargeboten. Denn um eine sichere Grundlage für die Zeichnung und Charakteristik der belebenden Elemente der neueren Geschichte zu gewinnen, hat Ranke ziemlich weit ausgeholt und namentlich aus der Geschichte des Römerreichs und der staatlichen und kirchlichen EntWickclung des

) L. v. Ranke, Weltgeschichte. 9. Band, herausg. von Alfred Dove und Georg Winter. Zweiter Theil: Ueber die Epochen der neueren Geschichte. Vorträge, dem Könige Maximilian II. von Bayern . . gehalten; herausg. von Alfred Dove. Soeben in Leipzig erschienen.

**) Vgl. meine Besprechung des 8. Theiles der Weltgeschichte im Märzheft 1888 dieser Zeitschrift, S. 408—411.

Mittelalters in gedrungeuen Zügen diejenigen Elemente in plastischer Klarheit hervorgehoben, welche für die Geschichte der späteren Jahrhunderte von entscheidender Bedeutung gewesen sind. So wird der Leser in diesem ersten Theile der Vorlesungen manchem der grundlegenden universalen Gedanken in aphoristischer Kürze wieder begegnen, den die zusammenhängende Darstellung der früheren Bände der Weltgeschichte in breiterer, in die Einzelheiten der EntWickclung sich versenkender Form gebracht hat. Dieser erste Theil wird so gewissermaßen zu einem kurzen Rückblick auf den Inhalt aller früheren Bände. Auf dieser Grundlage erhebt sich dann ein kühn hingeworfener Entwurf der Darstellung der neueren Jahrhunderte vor der Reformation bis zur konstitutionellen Zeit des 19. Jahrhunderts, fast bis zu dem Zeitpunkte, in welchem j?ne Vorlesungen gehalten wurden. Ranke selbst hat diese skizzenhaften Darstellungen als Rhapsodien bezeichnet; und in der That kann ein Werk, welches auf 15 Druckbogen die gesummte Weltgeschichte von der Römerzeit bis zum 19. Jahrhundert durcheilt, uns nicht wohl etwas Anderes bieten als Rhapsodien, sofern es sich nicht in platte Allgemeinheiten verlieren will, die Niemand verhaßter waren, als dein großen Empiriker Ranke. Aber diese Rhapsodien bilden doch eine harmonische Einheit, welche die Gesamtheit der univerfalhistorischen Anschauungen Ranke's klar widerspiegelt. Freilich ist die Form kunstloser und ermangelt der äußeren Vollendung, auf welche Ranke sonsr so großes Gewicht legte. Die Anordnung erscheint oft vom Augenblick eingegeben; aber je mehr man sich in sie versenkt, um so mehr wird man durch die Tiefe und Originalität, durch die Abgeschlossenheit der wissenschaftlichen Anschauung überrascht. Jede dieser ticfdurchdachlen Schilderungen ist, so unscheinbar und oft formlos sie auftritt, das Ergebniß jahrzehntelanger energischer Forscherarbeit, welche ihre letzten Consequenzen zu ziehen und die Fülle der wissenschaftlichen Einzelforschungen zu einem einheitlichen Gesammtbilde auszugestalten strebt. Nicht theoretische Allgemeinheiten aber werden uns geboten, sondern das Allgemeine wird in dein Einzelnen, Gegenständlichen zur Anschauung gebracht. Und wenn die scheinbar flüchtig hingeworfene Form den Leser hie und da ermüden konnte, so erhält dann die zusammenhängende Darstellung doch wieder unvergleichlichen Reiz und anmuthige Frische durch die Gespräche, die, wie sie der Augenblick und der Gegenstand angab, gehalten und in dieser Form schriftlich fixirt wurden. Man ersieht aus den stets den Kern der Sache betreffenden Einwürfe» und Zivischenfragen des Königs das lebhafte Interesse, mit welchem derselbe den Erörterungen seines Kehrs folgte; und eben in der Debatte über diese Einwürfe gestalten sich die Ansichten Rankes nicht selten erst zu klarer und voller Verständlichkeit aus. Hier gesellt sich dann zu dem rein gegenständlichen Interesse noch ein gleichsam psychologisches an den beiden bedeutenden Männern, welche sich hier in stiller Zurückgezogenheit über die ibre Theilnahme in besonders hohem Grade erregenden historischen Probleme unterreden; so wenn der Konig z.B. im Anschlüsse an Ranke's Darstellung der englischen Revolution die Frage aufwirft, ob mau sagen könne, daß die Stuarts solche Fehler degangen haben, daß man ihr Schicksal als ein verschuldetes ansehen könne, und Ranke dann noch einmal in großen Zügen eine WertKbeurtheilung Karls I. und Karls U. entwirft und den ersten in seinem Verhalten und seinen moralischen Eigenschaften mit seinem Unglücksgenossen Ludwig XVI. vergleicht.

Doch ich holte innc; denn es ist unmöglich, von dem reichen Inhalt dieser Vorlesungen in deni knapp bemessenen Rannie dieses Aufsatzes einen auch nur einigermaßen erschöpfenden lIeberblick zn gebe». Nur von der Art und Eigenthümlichkcit dessen, was dem Leser in diesem Werkchen gebcten wird, wollte ich eine ungefähre Vorstellung geben. Diese Eigenthümlichkeit würde aber in ihrer charakteristischsten Seite nickt gewürdigt sein, wollten wir nicht noch in wenigen Worten der einleitenden, gleichsam erkenntnißthcoretischkn EröNerungen gedenken, welche Ranke in den ersten Vorträgen der eigentlichen geschichtlichen Darstellung vorausgeschickt hat. Ranke kannte des Königs wissenschaftliche Neigungen zu gut, um nicht zu wissen, daß desselben vornehmstes Interesse jenen Problemen zugewandt sei, welche wir als „Philosophie der Geschichte" zn bezeichnen Pflügen. Deshalb ging er bei dieser Gelegenheit auf theoretisch-philosophische Erörterungen zusammenhängend ein, welche er sonst nur gelegentlich seiner gegenständlichen Geschichtsdarstellung einzussechten, nicht aber systematisch vorzustellen pflcgte. Diese Aufgabe war für ihn keine leichte; denn das, was man unter Hege5ischem Einflüsse damals speciell als Philosophie der Geschichte zu bezeichnen pflcgte, die deductive Eonstruictiott der Geschichte nach einem Schema als leitend gedachter Ideen, fand bei Ranke niemals Anklang. Vielmehr hat er sich wiederholentlich energisch gegen diese Auffassung von Wesen und Aufgabe der Geschichtswissenschaft ausgesprochen. Soweit sich also des Königs Ideen in Hegel'schen Bahnen bewegte», vermochte Ranke ihm nickt zu folgen; und so sind auch feine einleitenden Erörterungen über den Begriff „Fortschritt" in der Geschichte, über die „sogenannten leitenden Ideen" ganz anders gehalten, als sie die Hegel'sche Schule liebte. Ranke hat hier, wie immer, wo er gelegentlich auf diese Probleme eingeht, mit Nachdruck seine Ansicht dahin geltend gemacht, daß die Geschichtswissenschaft durchaus inductiv sei; dafz sie daher nicht von einem logisch con'truierten Schema bestimmter Ideen aus den Gang der geschichtlichen Bewegung darstellen, sondern zu universale», das Ganze der menschheitlichen Entwicklung umfassenden Ideen nur aus einer genauen Beobachtung der Einzelerscheinungeo, diese unter allgemeine Gesichtspunkte gruppirend, aufsteigen müsse. Selbst den der Geschichte so häufig als ihr immanent zugeschriebenen Begriff eines stetig sich entwickelnden Fortschritts theilt Ranke nicht, weist vielmehr immer darauf hin, daß diejenigen, welche einen solchen und damit eine unausgesetzte Aufwärtsbewegung der menschlichen Cultur annehmen, zu dieser Anschauung nur von einem zu eng begrenzten Beobachtungsfelde aus gelangen konnten. So kann man sagen, daß selbst eine streng teleologische Auffassung der Weltgeschichte, zu der er an einzelnen Stellen, namentlich da, wo er das Eingreifen einer Vorsehung in die Geschicke der Völker gleichsam sichtbar wahrzunehmen meint, sehr zu neigen scheint, ihm doch im Grunde fern gelegen habe. Im Großen und Ganzen war diese seine Anschauung aus seinen früheren Werken bekannt; was an den in diesen Borträgen gebotenen Erörterungen durchaus neu und überaus reizvoll ist, das ist die systematische, theoretisch eindringende Form, in der sie vorgetragen und gegen die hie und da vorgebrachten Einwürfe des Königs in glänzend geistvoller Weise vertheidigt worden.

So sind diese Vorlesungen in zwiefachem Sinne der letzte Ring der langen Kette großartiger geistiger Schöpfungen, welche wir dem Genius Ranke's verdanken, indem sie auf der einen Seite seine gegenständliche Darstellung der gesummten weltgeschichtlichen Bewegung zu einer großen Einheit ergänzen, auf der andern Seite zum ersten Male in erschöpfender Weise die Aufgabe theoretisch festhalten, welche Ranke der Geschichtswissenschaft gesteckt glaubte. Es ist eine großartig einheitliche Erfüllung jenes scheinbar so einfachen und bescheidenen Programms, mit dem erdereinst in seinem ersten Werke vor die Oeffentlichkeit trat: er wolle weiter nichts, als schildern, wie es eigentlich gewesen. Indem er dieses Programm in einer erstaunlichen Fülle bedeutender Schöpfungen erfüllte, hat er der deutscheu und der Geschichtswisseuschaft überhaupt, so Iweit sie auf objektives, empirisches Erkennen abzielt, ein für alle Mal die Wege gewiesen.

««schichte der Deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart von Wilhelm Lübke. Stuttgart, Verlag von Ebner K Seubert (Paul Neff).

U ist eine betäubende Erscheinung, daß es mit dem Kunstsinn und Kunst

U verständniß des gebildeten Publikums noch immer recht übel bestellt ist. Sor°,rr,« weit es sich um die Erzeugnisse der zeitgenössischen Kunst handelt, regt zwar die Tageskritik und die Neclame oft genug die Aufmerksamkeit oder die Neugierde des Publikums für einen Augenblick an und vermag auch wohl de» Geschmack und die Urtxliskraft der Gebildeten in bestimmte Richtungen zu leiten. Bedauerliche Gleichgültigkeit und Verständnißlosigkeit aber herrscht noch vielfach in Bezug auf die Erzeugnisse der «ltdeutschen Kunst, wie Jeder wissen wird, der das Verhalten des Publikums in den den alten Meistern gewidmeten Abtheilungen unserer Museen beobachtet hat. Ter gebildete Laie, der mit Wohlgefallen die schönen Formen antiker Statueu betrachtet, geht flüchtig <der gar mit befremdetem Kopfschütteln an den Schöpfungen der vaterländischen Kunst vorüber. Die Fähigkeit, dieselben von historischem Standpunkte aus auszufasscu und sie aus ihrer Zeit heraus zu beurtheilen und zu begreifen, das liebevolle Bemühen, den geistigen Gehalt dieser Werke durch die

mannigfachen formalen Mängel hindurch zu erkennen, ist leider viel zu wenig verbreitet.

Wie man aber mit Recht von jedem Gebildeten verlangt, daß ihm die politische und literarische Eutwicklung seines Volkes in den Hauptumrissen vertraut sei, so sollte man auch eine gewisse Keuutniß der vaterländischen Kunstgeschichte bei ihm voraussetzen dürfen. Es war deshalb ein höchst zeitgemäßes und verdienstvolles Unternehmen, dem deutschen Volke die Geschichte seiner Kunst in Wort und Bild vorzuführen. Der Name des Verfassers, der mit der gründlichsten Kenntniß des gesammten Gebiets die Gabe gemeinverständlicher und zugleich vornehmer Darstellung vereint, ist die beste Empfehlung für das Werk.

Die sieben ersten uns vorliegenden Lieferungen desselben schildern den Entwickelungsvrocß der deutschen Kunst von den ersten Bethätigungen eines sclbstländigen nationalkünstlerischen Empfindens bis hinab in die Mitte des 13. Jahrhunderts, die Zeit der „Frühgotik". Das Ringen des erwachenden germanischen Kunstgeistes mit der antiken Tradition, das sich zuerst in den Werken der Kleinkunst offenbart und zur Schöpfung einer eigenartigen, in ausgesprochenem Gegensatz zur klassischen stehenden Ornamentik führt, deren Eharakteristik in das Vorwiegen des linearen Elementes ist, — das allmähliche Erstarken dieses Geistes, sein siegreiches Fortschreiten in der karolingischen Zeit, im frühromnnischen Stile, in der Blüthezeit des romanischen Stiles, in der Frühgotik wird durch alle Gebiete des Kunsclbens, der Architektur, Bildnerei, Malerei, sowie der Kleinkünste verfolgt und in anschaulicher Weise, bei trefflicher Gruppirung und Gliederung des Stoffes, zur Darstellung gebracht. Im Mittelpunkte derselbe» steht naturgemäß die Architektur als die eigentliche Repräsentantin und Ausdrucksform der allgemeinen Gedankenwelt jener Epochen, als die Kunst, in deren Schöpfungen am mächtigsten ausklingt, was jene Zeiten bewegte. Die übrigen Künste schließen sich vorerst als dienende Glieder an sie an; eine Abhängigkeit, die für ihre Fortbildung segensreich war, zumal dieselbe sie nickt hinderte, sih innerhalb dieses scheinbaren Zwanges immer freier zu gestalten.

Die Nachwirkungen antiker Kunst, der allgewaltige Einfluß des religiösen und kirchlichen Lebens, die fordernde Theilnahme Karls des Großen, die Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das Aufblühen der bürgerlichen Gemeinwesen, die Ausbreitung des Großhandels, die neue geistige Quellen erschließenden Kreuzzüge, die Einwirkung der mau rischen Architektur, die Fortschritte der Technik — keines dieser für den Entwicklungsgang unserer Kunst so bedeutsamen Momente ist voin Verfasser unberücksichtigt geblieben.

Die Form, in der der Versau er uns diese Fülle von Thatsachen übermittelt, zeigt, daß er immer den Leserkreis, an den das Werk sich vorzugsweise richtet, wohl im Auge hat. Seine Darstellung ist nie eine abstract-wissenschaftliche. sondern eine plastischlebensvolle. Selbst da, wo er sich auf Details und auf die Schilderung einzelner Werke einläßt, vergißt er fast nie die Beziehung auf die leitenden Grundgedanken, hält er immer den Ausblick auf die großen Gesichtspunkte offen. Er ist sich stets bewußt, daß er nicht eine Fülle lodten Wissens darbieten darf, daß er vielmehr ein Publikum bor sich hat, das er für den behandelten Gegenstand erwärmen, dein er erst da? Verständnis; für denselben wecken muß. Tie Idee, die sich in jedem Kunstwerke ausspricht, und wie sich dieselbe selbst in den kleinsten Formen ausprägt, läßt er scharf hervortreten. Bei den Bauten Theodorichs «wandnodel.

z. B. empfindet er, trotz der noch «ui: Wilhelm Liibke, l»efcl,ichre der Diittschc., so engen Anlehnung an römische K»"" Stuttgart, 5°ner K Seubert.

Formen, in der kühnen Großartigkeit der Anlage den großen Geist des

Heldenkönigs. Das Grabmal Theodorichs zu Raven,« nennt er ein „gewaltiges Denkmal, würdig seines großen Erbauers . . . Ein bezeichnendes Beispiel von der freien Gestaltungskraft, mit welcher die Baumeister Theodorichs römische llederlieferungen mit germanischen Elementen in ganz neuer Weise zu verschmelzen mußten"! und er vergißt nickt, darauf aufmerksam zn machen, daß der riesige Monolith der Kuvpel an die Heldengräber germanischer Vorzeit erinnert.

Ii, der Fülle reizender dekorativer Formen, welcke die Bauten der Blüthezeit der romanischen Baukunst überspinnt, sieht er den edelsten Ausdruck des glänzenden Lebens jener Epoche, das sich am reichsten an den Portalen ausspricht, unter denen das Westportal der Klosterkirche zu Tischnowitz als eines der gewaltigsten und reichsten zu bezeichnen ist.

Den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens erreicht der Genius Teutschlands nach Lübke's Ansicht in der romanischen Blüthezeit. In der Architetur dieser Zeit kommt nach Lübke nickt nur unser nationales Wesen zu einem künstlerischen Ausdruck, sondern sogar die einzelnen Stammescharaktere finden darin mit der vollen Schärfe individueller Sondergestaltung, die unserm Nationalgeist eigen ist, ihr treues Spiegelbild. „Das angeregte Phantasieleben des rheinfränkischen Stammes, die schlichte Verständigkeit der

Westfalen, die maßvolle Feinheit der Sachsen, das mehr gemischte Wesen der mainfränkische»Gegenden, die kraftvolle Selbständigkeit der Alemannen, die poetische Träumerei der Schwaben, das derbe, ron einer höheren Cultur wenig geschmeidige Naturell der Bayern ließ sich in den Bauwerken der Epoche sehr wohl unterscheiden." Selbst in den Glanzzeiten der Kotik ist dergleichen nicht mehr wahrzunehmen, weil — wie Lübke hervorhebt — wiederum das Allgemeine des herrschenden Systems über das Individuelle den Sieg davonträgt. Zwar bringt auch die gotische Baukunst großartige Schöpfungen, Werke ersten Ranges hervor; aber eine so tiefe, das ganze Leben erfüllende Kunst wie die der romanischen Epoche vermag sich erst allmählich daraus zu gestalten. Die treffliche Charakterisirung des gotischen Systems möge hier wörtlich wiedergeben werden: „Erstaunlich ist die Kühnheit und bewundernswerthe Wirkung dieser Bauten, deren Inneres, auf gegliederten Pfeilern ruhend, unaufhaltsam bis zu schwindelnder Höh« emporsteigt, von Strömen farbigen Lichts durchflössen, von schlanken farbenfroblenden Gewölben bedeckt. Das Auge ist wie in einem Rausch befangen, und der Verstand wird mit seinen zweifelnden Fragen zum Schweigen gebracht, da die Lösung des RSthscls, das diese kühnen Hallen aufrecht hält, erst am Aeußeren durch die Strebe» derke beantwortet wird. DaS Aeufzere dieser Wunderbauten allerdings ist, namentlich am Chorhaupt, nicht frei von einer gewissen Zerklüftung und giebt dem rechnende»

Johanne» der Evangelist (im Codex Mac Turnan am Lambeili-Palnst in London). »«: Wilhelm Liibke, Geschichte der Deut!chen Kunst. Eluttgarl, Ebner K Seubert.

Verstände wieder neue Räthsel auf." . . . „Die gotische Architektur ist ohne Frage als clmfructutiveS System das Höchste, was menschlicher Scharfsinn, Kühnheit der Berechnung und Schwung der Phantasie je geleistet hat. Es ist ein Zauber in dieser reichen Formensprache, eine Fülle und Schönheit der Wirkungen, der sich Niemand entziehen kann. Aber es ist zugleich eine Architektur, die in ihrer Selbstherrlichkeit Alles gleichsam aus eigenen Miltein bestreiten will und daher die Bildnerei und Malerei, welche im Ausgange der romanischen Epoche eine so hohe Vollendung erreicht hatten, wieder in

»nd »nt, S«K, l.XVIII., l«., 9

eine stärkere Abhängigkeit zurückdrängt und ihre höchste Entfaltung auf längere Zeit Verzögert."

All«! Wilhelm Lübke, Geschichte der Deutschen Kunst. Stuttgart, <5bner K Eeubert,

Wenn wir in unserem Referate nur auf Lübke'S Darstellung der deutschen Baukunst genauer eingegangen sind, so bitten wir, daraus nicht den Schluß zu ziehen, dafz der Verfasser die andern Gebiete der Kunst mit weniger Liebe und Sorgfalt behandelt habe. Aber einerseits nimmt, wie schon hervorgehoben, in jenen Zeiten die Architektur die' erste Stelle unter den bildenden Künsten ein: anderseits lag uns nur daran, den Standpunkt deS Verfassers zu beleuchten und zu erweisen, daß wir es hier mit einem Werke zu thun haben, das nicht nur von künstlerischem, sondern auch von echt nationalem Keifte durchweht ist. Wir hoffen, daß das hier Angeführte in genügender Weise dafür

Aui dem Kolservalast von Gelnhausen, «u«: Wilhelm «nbke. Beschichte der deutschen Kunst. Stuttgart, Sbner Zi Eeubert.

Zeugnis; ablegen wird, und wir sind überzeugt, daß das künstlerisch reich ausgestattete Werk seine Bestimmung, ein Haus und Familienbuch des deutschen Volkes zu werden, vollauf erfüllen und dazu dienen wird, die Theilnahme und das Verständnis; für die nationale Kunst in weiteren Kreisen zn beleben und zu vertiefen. o».

Vis Tiefsee und ihr keben.

Nach den neuesten Quellen gemeinfafzlich dargestellt von William Marshall, Prof. a. d. Univ. Leipzig. Leipzig, Hirt K Sohn.

Nicht viele Gebiete des menschlichen Wissens haben in den letzten zwanzig Jahren eine so großartige Bereicherung und durchgreifende Umgestaltung erfahren, wie die Naturgeschichte des Meeres. Durch die Tiefseeforschungen wurde eine neue wunderbare Welt, bevölkert mit neuen wunderbaren Gestalten, den Augen der staunenden Menschheit erschlossen — eine Welt, die jeden denkenden Menschen interessirt und fesselt.

WaS nun Hunderte von tüchtigen Männern, schlichte Matrosen ebenso wie Koryphäen der Wissenschaft, mit mühseliger Arbeit und aufovferndem Meitze der geheimnißvollen Tiefe abgerungen haben, das gebildeten Landsleuten übersichtlich vorzuführen, ist gewiß eine lohnende Aufgabe. Bei den Franzosen und Engländern sowie bei den Amerikanern haben Gelehrte ersten Ranges es sich angelegen sein lassen, die Resultate der modernen Tiefseeuntersuchungen weitere» Kreisen der Bevölkerung zugänglich und bekannt zu macheu. Bei uns in Deutschland fehlte bisher ein Werk, das die überraschenden und wichtigen Erfolge der unterseeischen Forschungen dem gebildeten Laienvublikum übermittelte. Marshall tritt ergänzend in diese Lücke ein. Wir hatten erst vor Kurzem Gelegenheit, an dieser Stelle ein anderes Buch von Marshall zu besprechen, und wir hoben damals hervor (Octoberheft 18H8, S. 146 u. f.), daß er ein Meister populärer Darstellung ist. Dieselbe Meisterschaft bewährt sich auch an dem neuen Stoff, der namentlich in dem zweiten systematischen Theile des Werkes oft spröde genug ist, aber von dem Verfasser immer so beherrscht wird, daß wir ihm von Anfang bis zu Ende mit gleichem Interesse folgen können. Auf eine kurze Einleitung über die Geschichte der Tiefseeforschung folgt ein allgemeiner Thcil, der die Physik und Ehemie der Tiefsee behandelt, und dann ein specieller, der sich mit dem Leben der Tieiscethiere beschäftigt.

Wohl ist das Bild, das sich da vor unseren Augen entrollt, geeignet, Staunen und Bewunderung zu erregen. Ist es doch eine ganz neue Welt, die sich vor uns aushut, kalt, dunkel, still — eine traurige einförmige Wohlistätte, wie Schiller sie in seinem „Taucher" so ergreifend charakterisirt. Nur das uralte Thema vom Fressen und Gefressenwerden bringt dramatische Abwechselung auch auf diese eintönige Lebensbühnc. Denn an Thierleben fehlt es selbst den tiefsten Tiefen des Weltmeeres nicht. Fand doch Haeckel in einem einzigen mikroskopischen Präparate aus dem Radiolarienschlick des Centnims des stillen Oceans über 40 neue Arten jener mikroskopischen Strahlenthiere, von denen uns im Ganzen über 4OV0 bekannt sind. Bon diesen kleinsten Lebewesen bis zu meterlangen Haien bat sich eine zahlreiche Fauna selbst Tiefen angepaßt, in denen die ungeheure Wassersäule, die darüber lastet, herabgelassene Korkjcheiben um mehr als die Hälfte ihres Volumens zusammenpreßt. Und unter ihnen wogt der Kampf um's Dasein auf und ab. Auch aus dem tiefsten Boden des Meeres spielt sich «das Drama des Lebens ab: ein ewig wechselndes Werden und Bergehen, Fressen und Gefressenwerden. Hoffen und Fürchten, Lieben und Hassen!" Auch in jenen ungeheuerlichen abyssischen Gründen bewährt sich das Dichterwort:

«rnnozüae d« Kunstgeschichte von

Anton Springer. 11: Das Mittelalter. III: Tie Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann. Das Werk ist kein ganz neues, fondern die dritte Bearbeitung des Textbuches zu den bekannten „kunsthistorischen Bilderbogen"; diese Bearbeitung ist indefz eine so tief eingreifende gewesen, daß im Grunde genommen ein ganz neues Buch aus derselben hervorgegangen ist. Die Erörterung derjenigen Momente, die für den Wandel der Kunstanschauungen und für das Steigen und Sinken des künstlerischen Vermögens von entschiedener Bedeutung sind, ist eine sehr eingehende und läßt überall jene sichere Beherrschung der einschlägigen Literatur, jene historische Gewissenhaftigkeit erkennen, die Springers gesummte schriftstellerische THLtigkeit auszeichnet. Der Vortrag selbst — und das ist kein geringer Vorzug der Neubearbeitung — hat einen freieren Zug, eine bequemere Fassung erhalten als ehe

dem. Uebt demnach auch daß gut ausgestattete Werkchen erst durch Hinzunahme der „Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen", auf welche beständig Citate eingefügt sind, seine volle Wirkung, so ist es doch zur allgemein orientircnden Uebersicht anch für sich allein sehr brauchbar.

Das Gleiche gilt auch von dem so eben (November) erschienenen dritten, 11 Bogen starken Bündchen, welches die Architektur, Skulptur, Malerei und das Kunsthandwerk des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts schildert. i>.

Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgc nUsse. Von Brillat-Savarin. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Voat. S. Auflage. Braunschweig, Friednch Vieweg und Sohn. 1888. Dies Buch ist viel zu bekannt und

beliebt, als daß es jetzt, wo von der deut scheu Uebersetzung die fünfte Auflage erschienen ist, nech eines empfehlenden Geleitwortes bedürfte. In Frankreich gilt eS für geradezu klassisch; wir Deutschen haben überhaupt nichts, waS wir ihm in seiner Art an die Seite stellen könnten. Das Buch ist einzig. Neben Brillat-Savarin ist Epikur mit all seiner idealen Feinheit des Geniefzens ein Stümper und Lucull mit seiner Nachtigallenzungenpastete der TypuS eineS gemeinen

Frehlings. Und diese reizend pikante Art deL Vortrags! Diese Gutmüthigkeit und dabei doch, namentlich in den zahllosen Anekdoten, diese feine Ironie! Diese Paradoxe voller Esprit, und darunter wieder so hingeplaudert ganz wahrstige, allerrealste Weisheit des Lebens und Regeln der Kunst — der Kunst zu essen nämlich. Diese sinnliche Sittsamkeit oder sittsame Sinnlichkeit, die den Genus; vergeistigt und dem Geschmacke des Gaumens die Richtung weist, »ah er zum Kennzeichen des guten Geschmacks überhaupt wird! Das lustige Perlen der Sprache, das Graziöse des Stils ist in der Uebersetzung nicht verloren gegangen, wenn auch vielleicht nicht das feine Bouquet erhalten ist, das wir am Original bewundern. Derartiges schassen kann nur ein Franzose. mli.

«efthetische Studien für die Frauenwelt. Von O. von Le ixuer. Mit dem Bildnih des Verfassers. Vierte Auflage. Leipzig, H. D ürselen. Schopenhauer hat das weibliche Geschlecht „das unästhetische" genannt, da es für Nichts in Kunst und Wissenschaft wahres Interesse habe. Im Gegensatz zu dem misanthropischen Weisen von Frankfurt, der, bald als weinender, bald als lachender Philosoph, die Schwächen der Frauen mit grimmem Tadel oder mit beifzendem Spott geißelt, sie im Uebrigen aber als unverbesserlich aufgibt, stellt der bekannte Literaturhistoriker O. v. Leixner sich auf den Standpunkt des Philosophen, der die menschlichen Schwächen zu bessern strebt. Tie ästhetische und zugleich moralische Erziehung der Frauen, die „sittliche Erziehung durch das Schöne" ist die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Durch diese Tendenz rechtfertigt er die Zusammenstellung der verschiedenen Essays! nach dieser Tendenz sind sie zu beurtheilen. Ter Verfasser vertritt indeß durchaus nicht jene engherzige Anschauung, die den Künstler zu einem bewußten Moralprediger machen möchte. Wer er ist der Meinung Schillers,

daß die wahre Kunst den Menschen noth» wendig bessern müsse; und auf diesen Effect hin bestimmt er den Werth de» Kunstwerks und den sittlichen Werth des Menschen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß der Verfasser zuweilen den ethischen Endzweck zu ausschließlich im Auge hat und das ästhetische Element, als bloß« DurchgangSmedium, eine zu untergeordnete Rolle spielen läßt, so daß der Titel „ästhetische" Studien für einige Essays nicht ganz berechtigt erscheint.

Der Vortrag zeigt wohlthucnde Wärme und ein von Ueberschwiinglichkeit fast durchweg sich frei haltendes sittliches Pathos; die Polemik ist, wie der Verfasser es Frauen gegenüber für geboten hält, von „Liebe und Ernst dictirt." Nur zuweilen — und wohl nicht zur Freude der schönen Leserinnen —, läßt er seiner satirischen und ironischen Laune etwas zu sehrdieZügel schießen, z.B. in demCapitel: „Die Frauen in der Kunst."

Das Büchlein ist ein passendes Geschenk für junge Mädchen. Das wohlgetroffene Bild des Autors wird den Verehrerinnen desselben eine schätzenswerthe Zugabe sein. ov.

Carmen Snlva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Von Oberlehrer Or. Max Schmitz. Neuwied und Berlin, Louis Heuser.

Die vorliegende biographisch-literarische Skizze ist aus einem Vortrage entstanden, welchen der Verfasser vor einer zahlre!ck«n Zuhörerschaft in Crcfeld hielt, nnd bei welchem er Gelegenheit hatte sich zu überzeugen, daß der Name und der Ruhm der königlichen Dichterin ungleich bekannter seien als ihre Werke selbst. Der Verfasser hat es sich darum zur Aufgabe gestellt, neben.kurzen biographischen Notizen, welche zum Verständniß ihrer Werke unerläßlich sind, eine scharf begrenzte Uebersicht der hauptsächlichen bis jetzt erschienenen Schöpfungen der genialen Dichterin zu geben. Er bietet damit eine werthvolle Ergänzung zu der schönen biographischen Skizze von Mite Kremnitz (Nord und Süd. Januarheft 1882), sowie zu dem Buche der Freiin von Stackelburg, dessen im Jahre 1886 erschienene dritte Auflage die mit Dito und Jdem gezeichneten Prosaschriften der Königin noch nicht erwähnt. — Mit liebevollster Hingabe an seinen Gegenstand entwirft Dr. Schmitz ein Bild der dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit der königlichen Frau. Er schildert sie als Kind eines hochstehenden und hochbegabten Elternpaares, als eine deutsche Fürstentochter, deren Liebe zum nie vergessenen alten Heimatlande am schönen Rhein in den schwungvollsten und innigsten Gedichten ihren Ausdruck findet. Sie erscheint as Vermittlerin rumänischer Dichtung, deren werthvollste Erzeugnisse sie in's Deutsche übertragen hat; ferner als Märchenerzählerin und noch auf vielen anderen Gebieten in reicher schriftstellerischer Wirksamkeit. Das letzte Capitel handelt von den Prosaschriften der Königin, an denen Mite Kremnitz als Mitarbeiterin einigen Antheil hat; sie sind unter dem Autornamen Dito und Jdem erschienen. Wir erwähnen von diesen Romanen „Astra", «Aus zwei Welten". „Feldpost" und als letzte? Werk eine Sammlng Novellen, welche insgesamt von dem Verfasser einer kritischen Würdigung unterzogen werden.

Wir empfehlen das vorliegende Buch allen Freunden der gekrönten Dichterin, weil es auf so Manches hinweist, was in Deutschland noch wenig gekannt ist, und , weil es nur dazu beitragen kann, die Liebe und Verehrung für die bewundernswürdige Frau noch zu erhöhen. mn.

Neber den Wolken und andere Novellen von Otto Roquette. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Offen gestanden, finden wir Otto Roquette in diesen Novellen nicht ganz auf seiner dichterischen Höhe. Man spürt wohl deutlich, daß sie ein Dichter verfaßt hat, der berufen ist. der „Gefühle Gewalt" Ausdruck zu verleihen; aber keine der Erzählungen hat ein besonderes originelles Gepräge. Nur durch die Anmuth Roquette'scher Darstellung werden wir gefesselt, nicht durch die Gestalten und ihre Schicksale. VV.

Die Auferstandenen. Antinihilistischer Roman von Richard Voß. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. Richard Voß ist ein Dichter von Gottes Gnaden! Herrliche Kräfte sind ihm gegegeben»: in gewaltigen Zungen weiß er zu sprechen; das tausendfältige Klopfen des menschlichen Herzens deutet er als ein Kundiger. Ein Dichter im Besitz solcher Gaben mag sich den Forderungen der Kunst oft nicht fügen; aber es bleibt immer bedauerlich, wenn Richard Voß jenes vornehmste künstlerische Gesetz: Matz zu halten nicht achtet. Wir bleiben wohl selbst dann noch in seinem poetischen Bann, können aber ein gewisses Unbehagen und Widerstreben nicht unterdrücken.

»Die Auferstandenen", der Roman, der uns heut vorliegt, enthält viel Schönes! Tief ergreift uns der Dichter durch die Macht und die Innerlichkeit seiner Darstellungen. Dabei bleibt Voß sich dennoch stets der Aufgabe bewußt, die er sich in diesem Buche gestellt — die ganze Hohlheit, die unmöglichen Ziele des Nihilismus darzuthun: und wir meinen: überzeugender als hier, kann's nirgend geschehen! Bisweilen aber verliert er sich doch ini Ungeheuerlichem, das zur Voraussetzung nicht mehr das Menschliche, sondern das Unmenschliche hat. Trotzdem siiw „Die Auferstandenen" ein hockbedeutendes Buch, das jedem Leser reichen Genuß verspricht. ^V.

Die zwölf AlfonsoS von Eaftili«,.

Historischer Romanzen - CycluS von Joh. Fastenrath. Leipzig, Heinrich Mayer.

Joh. Fastenrath ist uns gewissermaßen als ein deutscher Barde für Spaniens Schönheit und Geschichte wohl bekannt, und seinen bisherigen Bestrebungen schlicht auch das vorliegende Buch sich an. Der Dichter erzählt, fast durchgängig in der Form deS spanischen Trochäus, die Geschichte jener 12 spanischen Herrscher, die den Namen Alfonso trugen. Er erzählt uns viel Schönes und Edles von seinen Helden; nur will uns scheinen, als ob er den objektiven historischen Standpunkt seinen subjektiven Regungen zu Liebe gar zu weit verlassen hätte. Wählt sich ein Dichter historische Persönlichkeiten zu seinen Helden, dann reicht bis zu subjektiver Willkür selbst die dichterische Freiheit nicht. >V.

LiebeSwerbe« und andere Geschichten von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich. Der Verfasser bewährt auch in dieser Sammlung kleiner Erzählungen sein Talent, im engsten Rahmen Menschenschicksale ergreifend und wirkungsvoll darzustellen. Die kleinen Erzählungen sind theilS skizzenhaft hingeworfen, theils nur fragmentarisch gehalten; aber eine jede von ihnen ist mit so charakteristischen Zügen ausgestaltet, daß der Leser mitten in die Situation versetzt wird und sich der von dem Verfasser beabsichtigten Stimmung gefangen geben mnß. Die meisten Geschichten sind ernsten, fast schwermüthigen Inhalts: daß Heiberg aber auch heitere Töne anzuschlagen versteht, beweist die letzte Erzählung in plattdeutscher Mundart, deren harmloser Humor seine erheiternd« Wirkung nicht verfehlen wird. iv!.

Die Anrftin oder weibliche Stn» deuten. Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Ans dem Russischen in'S Deutsche übertrage» von F. Leoni. 2 Bde. Breslau. S. Schottlaender. In diesem Romane entwirft der berühmte Journalist von den socialen Zuständen des weiblichen Geschlechtes in der russischen Hauptstadt ein ergreifendes Bild. Die Tochter eines Popen aus der Provinz kommt nach Petersburg, um die „höheren Unterrichtskurse" durchzumachen und kehrt nach den bittersten Erfahrungen in's Elternhaus zurück. Sowohl psychologisch als culturhistorisch ist der Roman von bedeutendem Interesse. O.

Um den «lanz de« Ruhmes. Von

SalvatoreFarina. Autorisirte Uebersetzung von Florentine Schräder. Stuttgart, I. Engelhorn. Salvatore Farina ist in Deutschland fast ebenso gelesen und gefeiert wie in seinem Vaterlande; die Engelhornsche Romanbibliothek hat eine Uebersetzung von des Autors neuestem Werke Jedem zugänglich gemacht. Hoffentlich veranstaltet die Verlagsbuchhandlung auck, von diesem, wie bereits von mehreren früheren Bändcden der Sammlung noch eine trefflich ausgestattete und doch billige „Salonausgabe".

Der Dichter selbst bezeichnet den Inhalt desselben als „seöns quasi vsrs" — Ausschnitte aus dem Leben: ui'd in der That sind die überaus einfachen Begebenheiten fast nur skizzenhaft hingeworfen, aber von der kundigen Hand des Meisters.

ES ist nicht eigentlich das Stoffliche, was uns in Farinas Werken anzieht, sondern die vollendete künstlerische Form der Behandlung. Er versteht Seelenzustönde mit überzeugender Wahrheit zu schildern, die um so bewunderungswürdiger ist, je einfacher die Mittel sind, deren er sich bedient. Die Sprache beherrscht er mit der Meisterschaft des wahren Künstlers.

Daß ein Werk, dessen poetischer Werth zu einem großen Theil in der sprachlichen Behandlung liegt, bei der Uebersetzung verliert, ist nicht zu vermeiden; jedoch war die Uebersetzerin bemüht dem Original möglichst gerecht zu werden. n>2.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben. DaS vorliegende Buch ist nicht nur

zur Unterhaltung geschrieben: es ist in

gewissem Sinne eine Tendenzschrift, denn es soll nach des Autors eignem Ausspruch ein Bild geben von dem Untergange des Bauernthums in den steyrischen Alpen, der sich nicht so sehr von Naturwegen, als durch die Schuld der Menschen vollziehe. Die großen Grundbesitzer wollen Alles in einer Hand vereinigen und greifen lüstern nach jeder Scholle: nicht etwa um sie zu bebauen, sondern nur um Jagdgrüide zu schaffen und dem Sport der Waidmannslust auf unbeschränktem Gebiet fröhnen zu können. Deshalb ist das Schlagwort ausgegeben worden: Da der Bauer in den Alpen mit der Einfuhr von Feldfrüchten nicht mehr concurriren kann, so ist er nicht zu halten und also überflüssig. Freilich ist auch der Bauer an seinem Untergange nicht ganz schuldlos, wie uns der Gang der Erzählung zeigt. Auch ihn hat die Krankheit des Jahrhunderts, der Größenwahn, ergriffen; auch er will etwas Besseres sein, als Vater und Großvater, er will zu sehr den Herren spielen und genießen. Aber in anderem Boden vermag er schwer Wurzel zu fassen, und von zehn gehen neun in der Fremde unter.

In diesem ungleichen Kampfe des Schwächeren gegen den Stärkeren steht einzig und allein fest und unentwegt der „letzte Jakob", der Bauer vom Reuthofe. Es ist ein tragisches Menschenschicksal, welches Rosegger in der einfachsten, aber auch ergreifendsten Weise vor unseren Augen sich abrollen läßt. Der Bauer, der sich der auf ihn eindringenden Gewalten nicht zu wehren vermag, geht an der Heimatsliebe zu Grunde.

Wie Rosegger mit seinen Bauern zu fühlen und zudenken versteht, ist bekannt. Mit besonders charakteristischen Zügen hat er seinen Jakob ausgestattet: aber auch ein jeder der anderen Bauern vertritt einen Typus, wie ihn nur die einsame Gebirgswelt hervorbringt.

Rosegger ist ein Naturalist im besten Sinn: sein Naturalismus wird zuweilen etwas derb, aber niemals abstoßend oder brutal und dadurch beleidigend für das ästhetische Gefühl. , m?.

Die erste Rächt oder die letzten Konsequenzen. Ein Nachspiel in einem Act zu „Galeotto". Von I. V. Widmann. Breslau, S. Schottlaender.

Parodistische Fortsetzung des bekannten Dramas von Joss Echegaray. Die scharfgewürzte Satire richtet sich nur gegen die Übertreibung der an sich vortrefflichen Hauptidee in dem spanischen Stücke, är.

Auf dem Wege von Hohenzollern «ach Rom. Von Paul Hille. Göthen, Schettler. Der Verfasser, ein protestantischer Geistlicher, hat sein Buch dem Evangelischen Bunde gewidmet und dürfte kaum auf Leser außerhalb desselben gerechnet haben. Aber auch die Mitglieder dieser Vereinigung werden nicht ausnahmelos mit dem Verfasser diese Blätter „würdig finden, auch von andern gemerkt zu werden"; sie werden sich mindestens durch den Titel getäuscht sehn. Denn Hille erzählt nicht etwa eine Reise von Hohenzollern nach Rom, behandelt auch nicht daS Verhältnis; der Hohenzollern zum römischen Stuhle, sondern er gibt uns Tagebuchblätter, die auf ganz verschiedenen Reisen geschrieben sind und ganz verschiedene Stoffe behandeln; wir erwähnen nur die Pilatussage in der Schweiz, Ostern in Jerusalem, Gustav Werner und seine Rcttungsanstalte». Der protestantische Charakter der einzelnen Blätter genügt nicht, um den mangelnden Zusammenhang zu ersetzen. K. Z.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Märchen. Aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Or. Gustav Weil, Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg. Mit c. 7(X) Illustrationen. Stuttgart, Rieger. Die neue vollständige Ausgabe der vielgenannten arabischen Märchensammlung, übersetzt von einem der gediegensten Kenner orientalischer Sprachen und orientalischen Wesens und mit vielen Hunderten von Illustrationen geschmückt, kommt gewiß den Wünschen Vieler entgegen, die dieses Werk gar nicht oder nur in einer für Kinder zurecht gemachten Auswahl besitzen.

Eesario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta.

Ein Zwillingspaar, Bruder und Schwester, von italienischem Blut, siebzehnjährig, in einer fremden Stadt; die Schwester aus Vorsicht in Männerkleider gesteckt: Verwechselungen, Mißverständnisse und Fährlichkeiten verschiedener Art, die endlich mit allseitiger Aufklärung einen heitern Abschluß finden — dieses Haupt» thema des köstlichen Shakespeareschen Lustspiels „Was Ihr wollt", an welches schon der Titel erinnert, ist in der vorliegenden Dichtung so variirt, wie es die Ver> legung der Handlung in die Gcgemvart

nach Dresden mit seinen Theatern, Villenstraßen, KünstlerateliecrS und Maskenbällen erforderte; aber auch in dieser Variation ist das Thema reizvoll und ergötzlich ge» blieben.

Wer als junger Mann „Waldmeisters Brautfahrt" gesungen hat, der durfte es wagen, im ruhigen Alter diesen Stoff in der schwierigen Form der gereimten achtzciligen Stanze zu behandeln. Die Kleinmalerei in der Darstellung der einzelnen Vorgänge, Gespräche, Localititen, zu welcher de» Dichter diese Strophenform nöthigt, und welcher auch der eine gegliederte Strophe nach der anderen in sich aufnehmende Leser Aufmerksamkeit schenken muß, ist vortrefflich gelungen. Der Satzbau ist beweglich und mannigfaltig; die Wahl der Reimworte bisweilen etwas kühn, aber immer so, daß die Reime ganz rein bleiben und fast nirgends

gesucht erscheinen. So ist es dem Verfasser gelungen, die Eintönigkeit, jene gefährliche Klippe, an welcher in unserer modernen Sprache längere Stanzendichtungen so oft gescheitert sind, durchweg zu vermeiden; und einzelne etwas auffallende Reimpaare oder -triaden (terror p^oiou«: Mechanitus; geht es: erlehte«: Magnetes; Zwischnacte: packte: der Befrackte u. a.) wirken belebend und dem Gesamtcharakter der Dichtung angemessen. Nur die grammatische Bemerkung (zu S. 28) wird hoffentlich selbst der Dichter gestatten, daß „umsahn" zwar für den Infinitiv, aber nie für das Participium „umfangen" gebraucht werden darf.

Wer noch fähig ist eine annmthige und wechselvolle Erzählung in gereimten Strophen langsam — ich möchte sagen: theelöffelweise — zu genießen, statt sie in der Form der gewöhnlichen Prosanovelle hastig mit einem Zuge hinunterzustürzen, der wird dem Dichter für diese neue Gabe seines Talentes und seine» Fleißes dankbar sein. l>.

Gedichte von Adolf Frey. Leipzig,

H. Haessel. Adolf Frey ist eine dichterische Individualität, der wir in Kürze nicht gerecht zu werden im Stande find. In 13 Abtheilungen bietet er Gedichte mannigfaltigsten Inhalts, und sehr diel de« „Für" und des »Wider" drängt sich uns bei ihrer Würdigung auf. Man gestatte uns also nur zu «stüminen: Adolf Frey ist ein gedaiikenkühner, mit lebhafter Phantasie begabter Poet, der auch die dichterische

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck und Verlag von ö. öchottläunder in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Iieberfetunasrechl vorbehalten.

Inhalt.

Sei»

(^arl Vogt in Genf.

Geschichte des jungen Pfiffig, Novelle. (Schluß.) ^27

Eduard von Bauernfeld in Wien.

Zahme Temen 1,79

Ferdinand Groß in Wien.

Eduard von Bauernfeld 1,3^

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.

Die strategischen Verhältnisse Deutschlands Rußland gegenüber. II. (Schluß.).' 19?

E. von ötein'Nordheim in Neapel. Die Ivtotjaken und ihre Sitten 223

A. <üh. «Ldgren-keffler in Stockholm.

Das Kind. Novelle. Aus dem Schwedischen übersetzt 226

Ernst wasserzieher in Frankfurt a. M.

Sophie Äermains Ideal der modernen Dichtung und seine Erfüllung durch Wilhelm Jordan 257

Bibliographie 26;

Aus A, gendschels ?ki.zenl,uch (Mit Illustrationenz. — Jahresberichte der <S>. schlechtmiffenschaft. — Gelchichic der Münchener Kunst in, »eanzcknicn Iahrhunderl.

Geographische Literatur 262

Bibliographische Notizen 267

Hierzu ein Portrait von Eduard r>, Bauernfeld, Radirnng von k. Rühn in München.

preis pro «Zuartal IZ Heftel S Mark. —

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" be« züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3. Beilagen zu diesem Hefte

«S. H. W««ner 6 Co., Zransfur, o, M, Iworner's medicinische Vrochure Safe cure.> Fr, WilK Mrunott», Iripzig, <Vie christliche well)

Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin. (Geschichte deutschen Literatur.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

XI.VIH. Band. — Februar MH. — Heft

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard von Sauer Ilfeld.)

Geschichte des jungen Pfiffig.

von

Carl Vogt.

— Genf. — <Schluß>

fingsten, das liebliche Fest, war gekommen, und im Herbste sollten die Maturitätsprüfungen abgehalten werden. Pfiffig wurde von einem seiner Klassenkameraden eingeladen, bei ihm die Pfungstferien zuzubringen. Dieser wurde, weil sein Vater, fürstlicher Forstinspector, das Forsthaus bei Möschel bewohnte, allgemein nur der „Möschel" genannt. Als zukünftiger Forstbeamter durfte sich Möschel einen Hund halten, der Caro hieß, und von dem der gute Möschel behauptete, er habe mehr Verstand wie er, sein Herr, könne es aber nicht von sich geben, weil er taubstumm sei, trotzdem er bellen könne. Möschels Geistesgaben waren, wie aus dieser Kundgebung derselben erhellt, nicht gerade die glänzendsten; aber man hegte nicht den geringsten Zweifel, daß er dem Vater im Amte nachfolgen werde, da dieser bei dem Fürsten wie bei dem Erbprinzen, die dort häufig Hofjagden abhielten, sehr wohl gelitten war. Der Erbprinz brachte oft Wochen im Forsthause zu, das reizend am Saume eines großen Waldes gelegen war und wo er sein eigenes Zimmer hatte, das unter strengem Verschlusse gehalten wurde und nur von dem jungen Möschel betreten werden durfte, der die Eigenheiten des hohen Herrn genau kannte. Dieser hielt nämlich ungemein auf Ordnung, so sehr, daß ein silbernes Schreibzeug, mit einem balzenden Auerhahne als Aufsatz, genau in der Linie stehen mußte, die man von dem Thürschloß zum Fensterkreuze ziehen konnte. Jedes Mal, wenn der Erbprinz ankam, visirte er, ehe er den Schlüssel einsteckte, durch das Schlüsselloch den Auerhahn gegen das Fensterkreuz. Wehe, wenn das Schreibzeug nicht in der Visirlinie stand! Die Nesidenzler schlössen aus dieser Gewohnheit, die bald allgemein bekannt wurde, auf die eminente Begabung des Erbprinzen für Regierungsgeschäfte.

Pfiffig ging um so lieber mit Möschel, als der Domänenrath, der ihn besonders nach Mockheim zog, in Geschäften abwesend war, und Landrichters Minchen durch ihr flatterhaftes Betragen ihm den Aufenthalt in dem Gmnnasialstädtchen einigermaßen vergällt hatte.

Landrichters Minchen war der gefeiertste Florbesen des Städtchens; und da der junge Psifsig, Dank dem Narrengelde, jetzt zu denen gehörte, welche einen „guten Wechsel" hatten, so mar es gewissermaßen seine Pflicht und Schuldigkeit, ihr den Hof zu machen. Weit war er freilich nicht gekommen. Zwar verbeugte sich Minchen, die stets am Fenster zwischen zwei blühenden Geranien, sogenannten „Gassenglänzern", mit einer Stickerei beschäftigt saß, sehr graziös, wenn Psifsig bei seiner vier Mal täglich wiederholten Fensterpromenade sie grüßte; zwar hatte Minchen ihm einige Male erlaubt, ihr das niedliche Töpfchen zu tragen, mit dem sie am frühen Morgen auf der Promenade erschien, wo die jungen Damen des Städtchens eine Kur mit Selterwasser und Milch zu machen pflegten; zwar hatte Minchen sich einmal von ihm, bei einer Waldpartie, wo viel Maitrank genippt worden war, zärtlich die Hand küssen lassen . . . aber!

Minchen war entschieden flatterhaft. Ihr Herz war zwar noch nicht versagt, aber auch nicht mehr frei. Es schwankte zwischen einem Assessor, der noch kein Votum, und einem jungen Doctor, der noch keine Praxis hatte. „Ich weiß nicht," hatte Minchen zu einer Freundin gesagt, „welchen von den Beiden ich nehmen soll. Sie schneiden mir ganz ernsthaft die Cour, aber eigentlich ist mir der Doctor zu kurz und der Assessor zu lang! Was meinst Du?" — „Weißt Du was, Minchen," hatte die Freundin geantwortet, „nimm den, der zuerst eine Versorgung hat. Bis dahin kannst Du sie Beide warm halten!" So geschah es auch — Minchen nahm kurz darauf den Assessor, der das Votum und die zur Heirath nöthige Besoldung erhielt, ehe der Doctor zu einer Praxis gekommen war. Der Doctor tröstete sich später wie ein Mann, indem er eine Andere nahm.

Psifsig, dem die Freundin dieses Gespräch sofort hinterbracht hatte, (vielleicht mar sie auf Minchen eifersüchtig), suchte in der stillen Waldeinsamkeit des Möscheler Forsthauses Balsam für sein wundes Herz.

Er fand ihn.

Die beiden Freunde waren zwischen Licht und Dämmerung mit dein treuen Caro auf den Anstand gegangen, um einer wilden Katze aufzulauern, die dem Oberförster schon manchen Aerger verursacht und der dieser öfter nachgestellt hatte, ohne sie zum Schusse bekommen zu können. Sie hatten sich zu beiden Seiten einer Schneise, die von einer großen, theilweise bepflanzten Lichtung in den Wald führte, hinter Buschwerk verborgen. Der Forstgehilfe hatte ihnen gesagt, dort lauere die Katze oft den jungen Hasen auf, die in der Dämmerung auf die Lichtung sich zur Aesung begäben. Wohlgedeckt standen die beiden Schützen bewegungslos in Erwartung der Katze, die da kommen sollte. Caro, der sich an Pfiffig seit einiger Zeit enge angeschlossen hatte, lag scheinbar schlafend zu dessen Füßen. Plötzlich hob er den Kopf, schnupperte leise, nahm aber dann seine vorige Stellung wieder ein. Pfiffig sah eine auffallende Erscheinung, eine Frauengestalt in weißen Kleide, aus dem Waldesdunkel hervorschweben und sich gegen die Lichtung bewegen. Dort angekommen, stand die Gestalt einige Augen« blicke still, von dem Mondlichte mit Hellem Silberglanze Überflossen. Pfiffig unterschied einen weißen großen Rembrandhut mit breitem Rande, kokett auf eine Schläfe gedrückt, eine rothe Schärpe, von

der Schulter zur Hüfte übergeworfen, einen großen Strauß von Feldblumen auf dem Hut, einen andern auf der Schulter. Die Gestalt blieb eine kurze Weile stehen, hob den Kopf verzückt gegen den Himmel, streckte die Arme nach dem Monde aus, als ob sie den Mann darin küssen wolle, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwebte über die Lichtung weiter. Sprachlos vor Erstaunen schaute ihr Pfiffig nach; er war im Zweifel, ob er sein Versteck verlassen und ihr nacheilen sollte. War es eine Waldfee, ein überirdisches Wesen?

In diesem kritischen Augenblicke krachte ein Schuß aus Möschels Flinte; die Gestalt stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand mit Windeseile an dem gegenüber liegenden Rande des Wandes. Caro war aufgefahren, duckte sich aber sofort wieder. Pfiffig sah nur unbestimmt in der Dämmerung ein Thier, das mit hochgehobenem Schwänze über die Schneise sprang und an ihm vorüber eilte. Die Flucht ging über einen vom Mondlicht erleuchteten Fleck zwischen den Büschen. Pfiffig gab Feuer. Das Thier war verschwunden. Aber nun gab Caro laut und rannte nach der Lichtung, wo er Stand hielt und beständig bellte. Pfiffig spannte mechanisch den Hahn seines zweiten Laufes und schaute der verschwundenen Frauengestalt nach, ohne sich vom Flecke zu bewegen. Möschel rannte hervor. „Wo liegt sie?“ rief er. „Wer?“ stöhnte Pfiffig, wie aus einem Traume erwachend, „die Frauengestalt?“ — „Ach was! Frauenzimmer!“ rief Möschel, „die Katze meine ich! Oder hast Du nicht auf die Katze geschossen? Komm, mir wollen sehen! Wenn Caro so laut giebt, ist es nicht umsonst!“

Sie gingen vorsichtig, die Flinten mit gespannten Hähnen fchußfertig in den Händen, auf den Ort zu, wo Caro laut gab. Auf einer kleinen Lichtung wälzte sich ein prachtvoller Wildkater mit den letzten Todeszuckungen in seinem Blute. Caro hielt sich in respectvoller Entfernung und stieß jetzt, wo seine Herren neben ihm waren, nur von Zeit zu Zeit einen heiseren Ton aus. „Siehst Du, sagte Möschel, was für ein gescheidtes Vieh der Caro ist? Wäre es ein Hase, so hätte er ihn schon längst im Maule, um ihn uns zu apportiren; aber er weiß, daß eine wilde Katze Zähne und Klauen hat, mit denen er nicht gern Bekanntschaft macht. Couche, Caro! Laß die Bestie verenden. Aber," sagte Möschel zu Pfiffig sich wendend, der wie verwirrt die mit dem Tode ringende Katze anstarrte, „Du hast das Raubzeug gut getroffen. Das wird meinein Alten eine riesige Freude machen. Er wird höllisch vergnügt sein und uns heute Abend eine Flasche von seinem alten Nauenthaler wischen, den er sonst nur zum Besten giebt, wenn der Fürst kommt. Ich hatte gefehlt. Aber daran war nur die verrückte Clotilde Schuld, die der Teufel reiten mußte, daß sie mir gerade in die Schußlinie rannte, als ich die Katze sah, die sich auch, wie wir, auf den Anstand an dem Wechsel aufgestellt hatte. Aber nun ist sie todt! Siehst Du, jetzt geht Caro heran und beschnuppert sie. Er weiß, daß sie ihin nichts mehr zu Leide thun kann. Nicht wahr, ein gescheidtes Hundelchen? Avvorte, Caro! Aber Du wirst sehen, er apportirt sie nicht! Die Bestie hält etwas auf sich und apportirt kein Thier, das nicht gegessen wird. Schon die wilden Kanickel apportirt er nicht gern. Er weiß sehr wohl, der Caro, daß nur der alte Fritz, der Forstgehülfe sie ißt, der mit der Armee in Frankreich gewesen ist und sie dort essen gelernt hat. Was sie doch in diesem Frankreich für Zeug fressen! Frösche, Schnecken und Kaninchen! Aber was hast Du denn. Pfiffig?"

Dieser hatte den Monolog Möschels, obgleich derselbe eine für den Studiengenossen höchst außerordentliche Leistung war, nicht gehört. Er krallte seine Hand krampfhaft um Möschels Arm und keuchte: „Habe ich die Katze oder das Frauenzimmer geschossen? Wo ist sie hin?“ — „Ich glaube wahrhaftig", lachte Möschel. „Dir rappelt es im Kopfe! Komm mit nach Hause! Denk' an den Nauenthaler!"

Er hob die Katze auf und steckte sie in den Jagdranzen. „Komm, Caro," sagte er zu seinem Hunde, „wir wollen auf dem Heimwege ein bischen zusammen plaudern. Mit dem Pfiffig ist ja doch nichts anzufangen. Ich glaube, der Schuß hat ihm das Concept verrückt. Ich werde ihm zu Hause „Cotta's Waldbau" zu lesen geben. Das schläfert ihn unfehlbar ein. Wenn ich nur zwei Seiten darin gelesen habe, schlafe ich im Stehen ein, wie ein Rhinoceros."

Es ging, wie Möschel gesagt hatte. Der Nauenthaler löste endlich Psifsigs Zunge, den der Vater Möschel mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen sast erdrückt hatte. „Morgen schreibe ich's dem Fürsten und dem Erbprinzen! Das macht Ihnen einen gewaltigen Stein im Brette bei den Herrschaften, Pfiffig! Darauf können Sie Gift nehmen! Und gerade in's Genick geschossen, das bei den Katzen der empfindlichste Punkt ist. Ja, in der Anken, da sitzen die Kranken! Warte, Kerlchen, Du erwürgst mir künftig keine jungen Rehe mehr und läßt mir die Fasanen in Ruhe! Ihre Gesundheit, Pfiffig! Sie sollten Förster werden, statt Pfarrer'. Mit der Bibel lassen sich die wilden Katzen nicht todtschlagen, und mit der Flinte dürfen Sie, wenn Sie einmal Pfarrer werden, nicht mehr umgehen. Ganz wie es im Hieronymus Jobs steht: Diemeil ein Geistlicher niemals nicht — Anders als mit der Bibel ficht!"

Pfiffig hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen. Er hielt das Glas gegen das Licht, blinzelte hinein und sagte in scheinbar nachlässigem Tone, dein ein aufmerksamer Beobachter aber die innere Erregung hätte anmerken können: „Wer mar denn das weißgekleidete Frauenzimmer, das uns in die Quere kam? Heinrich nannte sie Clotilde."

„Wie, die Clotilde? Hatte sie ihren Pollak bei sich?" fuhr zornig der Oberförster auf.

„Nein, Vater," unterbrach der junge Möschel, „den hatte sie zu Hause gelassen. Seitdem Du ihr gedroht hast. Du würdest den Hund erschießen, wenn Du ihn im Walde anträfest, schließt sie den Pollak immer ein, ehe sie ihre sentimentaln Streifzüge antritt."

„Aber wer ist sie? Wo wohnt sie?" drängte Pfiffig.

„Das ist eine lange Geschichte," sagte der Oberförster, indem er die Flasche ergriff und ihren Inhalt prüfend beschaute. „Wenn ich die erzählen soll, wirst Du wohl noch Succurs im Keller holen müssen. Heinrich. Aber der Wildkatze wegen kommt es mir auf einige Flaschen Rauenthaler mehr nicht an. Also die Clotilde mar auch dabei?"

„Freilich, grommelte der junge Möschel. Vor der ist man ja nirgends sicher. Nachts bis zwölf wandert sie, und Morgens spukt sie schon wieder im Hause herum, wie Hans sagt. Sie war Schuld daran, daß ich die Katze fehlte. Sie lief mir gerade in die Schußlinie. Hol sie der . . ."

„Nun, nun," sagte der Oberförster begütigend. „Sie ist doch eine gute Seele und hat noch Niemand Etwas zu Leide gethan, wenn sie auch ein bischen übergeschnappt ist. Aber dafür kann sie nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber da schwatzen wir in den Tag hinein, und Pfiffig zappelt vor Ungeduld, daß ich ihm die Geschichte erzähle. Dazu muß ich aber erst ausholen." Er that einen kräftigen Schluck.

„Haben Sie schon das Dorf und Schloß Dartingen gesehen, das etwa eine halbe Stunde von hier in einem schönen, fruchtbaren Thale liegt? Nein? Sie sind noch nicht auf jener Seite gewesen? Nun, Heinrich kann Sie morgen hinführen!"

„Prost die Mahlzeit!" sagte der junge Möschel. „Ich will der Clotilde nicht begegnen! Sie hängt sich sonst an mich, wie eine Klette, und ich kann sie nicht wieder los werden!"

„Auch gut! So werde ich dem Herrn Pfiffig den Weg zeigen. Ich muß doch morgen früh dort hinüber, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich letzten Herbst habe anlegen lassen."

„Ich werde indessen „Cotta's Waldbau" studiren. Ich habe ohnedem ein Pensum von zwei geschwänzten Tagen nachzuholen."

„Sehr löblich, mein Sohn," sagte lächelnd der Oberförster. „Also, Herr Pfiffig, Dartingen ist das reichste Dorf auf weit und breit, und die Bauern sitzen darin, wie die Vögel im Hanfsamen. An einem Ende liegt das Schloß, jetzt fast eine Ruine. Im dreißigjährigen Kriege haben sie sich wacker dort herum geklopft, Schweden und Kaiserliche; und auch in den napoleonischen Kriegen zogen sich die Colonnen gern dorthin, denn der Hahn steht nicht umsonst auf dem Kirchturme." „Wieso?" meinte Pfiffig.

„Wie ich sage," antwortete der Oberförster. „Die alten Kriegsknechte wissen recht gut, daß man in protestantischen Dörfern, wo der Hahn auf den? Thurms sich dreht, bessere und reichlichere Verpflegung hat, als in katholischen, wo das Kreuz auf dem Thurms festgenagelt ist.

„Nun gut! Das Schloß mar früher befestigt und hat noch einige Eckthürme, die fast ebenso verfallen sind, wie die mit Epheu überwachsene Ringmauer. Der Graben ist ausgefüllt, und die Courtinen sind in Terrassen und Gärten umgewandelt worden, welche Clotilde, das muß man ihr lassen, recht sorglich pflegt. Sie könnte freilich mehr Gemüse und weniger Blumen ziehen, aber das ist ihre Sache. Das Schloß gehörte den Freiherren von Varlingen, früher reichsunmittelbare Raubritter, deren Nachkommen meist in fremde Kriegsdienste traten. Das Geschlecht ist jetzt ausgestorben, aber Clotildens Großvater von mütterlicher Seite stand zur Zeit der NevolutionsKriege in österreichischen Diensten bei den Esterhazy-Husaren.

„Das Regiment hatte eine Art Cartell mit einem französischen OKevsuxiSFers-Regimente, dessen Oberst ein Esterhazy gewesen war. Sie thaten sich nichts zu Leide, und die commandirenden Generale wußten recht wohl, daß sie Esterhazy und Esterhazy nicht gegen einander schicken durften. Sobald die Regimenter nahe genug an einander waren, um die Umformen zu erkennen, schwenkten die Einen rechts, die Andern links ab, während sie gegen andere Regiments wacker ihre Schuldigkeit thaten.

„Nun war einmal in den Revolutionskriegen während eines Waffenstillstandes eine Demarcationslinie gezogen längs des Baches, der das Thal von Dartingen durchfließt, und die beiden Regimenter sollten die Grenze bewachen. Die Franzosen lagen in Dartingen und waren lustig und guter Dinge, denn sie hatten gutes Quartier, Essen und Trinken in Hülle und Fülle und machten sich den Weibsleuten angenehm, indem sie ihnen allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mit ihnen kokettirten. Die Kaiserlichen aber, deren Standquartier eine gute Stunde entfernt, in einen, ärmlichen katholischen Dorfe war, mußten in elenden Erdhütten längs des Baches campiren, sich mit ihrer Menage behelfen und bliesen Trübsal nach Noten. Unter ihnen befand sich der Freiherr von Dartingen, der in den ersten Tagen manchmal sehnsüchtig nach seinein Schlosse hinüberschaute, in welchem die französischen Offiziere ihr Wesen trieben.

„Aber das dauerte nicht lange. Warum hätten sich die Feinde, die doch in Cartell mit einander standen, nicht näher kernen lernen sollen? Um es kurz zu sagen, eines Abends kam unangemeldet der commandirende österreichische General, um seine Wachen zu insviciren. Er fand seine Baraken leer; drüben in Dartingen aber tanzten Husaren und Chasseurs bunt durcheinander mit den Dorfschönen, wobei die Musik der Husaren aufspielte, und auf dein Schlosse tafelten die Herren Offiziere, und der Rittmeister von Dartingen vräsidierte an einem Ende des Tisches, während der CavitSn Comte Mirabord am andern Ende die Honneurs machte, und die Trompeter der Chasseurs zu den Toasten Tusch bliesen. Der General trat mit gerunzelter Stirn ein, würde aber sofort durch den Grafen Mirabord heiter gestimmt, der mit dem Glase in der Hand aufsprang und nach höflichem Grusze sagte: ‚General, Sie sind, wie diese Herren, für heute Nacht unser Gefangener! Herr von Dartingen hat uns seinen Keller zur Verfügung gestellt, und wir laden Sie geziemend ein, mit uns ein Glas auf das Wohlergehen der beiden Esterhazn-Regimenter zu leerend

„Der General war ein gutmüthiger alter Herr, Freund eines guten Trunkes, und als man spät nach Mitternacht das Lager aufsuchte, sagte er lächelnd: Mute Nacht, meine Herren! Ich nehme die Gefängnißzelle, die mir Herr von Mirabord anbietet (der höfliche Franzose hatte sein Zimmer für den General einrichten lassen) mit Dank an, werde aber doch wohl künftig meine Inspektionen vorher anmelden lassen, um meine Leute in den ihnen angewiesenen Quartieren zu finden/

„Einige Jahre verstrichen. Herr von Dartingen hatte in Folge einer Verwundung seinen Abschied genommen, sich in sein Schloß zurückgezogen, eine Dame aus der Nähe geheirathet und mit ihr einen Sohn gezeugt, der bald ein Tausendsasa wurde, fähig, dem Teufel aus der Hotte zu springen, und ihn dann auf freiem Felde zu fangen, wie der Schafhirt zu sagen pflegte.

„Herr von Dartingen lebte ziemlich einsam auf feinen? Schlosse und bewirthschaftete sein Gut. Seine Frau starb früh; er brachte seinen Jungen in die Residenz auf das Gymnasium, besuchte ihn jährlich einmal bei Gelegenheit des großen Wollmarktes, dem er regelmäßig, schon seiner Geschäfte wegen, beizuwohnen pflegte, und ließ ihn in den Ferien nach Hause kommen, wo dann der Junge das Oberste zu Unterst kehrte, um sich vom anstrengenden Studium des Lateinischen zu erholen, das ihm gänzlich wider den Strich ging.

„Bei einem solchen Besuche in der Residenz begegnete Herr von Dartingen einem sauberen Manne in etwas fadenscheinigen Kleidern, dem man auf den ersten Blick den Militär ansah, um so mehr, als er nur einen Ann hatte. Er erkannte sofort seinen ehemaligen freundlichen Feind, den Grafen Mirabord.

„Dem mar es schlecht ergangen unterdessen. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Dartingen den Arm in einein Gefechte verloren, später aber mit Frau und Tochter, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, aus Frankreich flüchten müssen und saß nun in der Residenz im Elend, da man seine Güter sequestriert hatte. Ein Wort gab das andere; Herr von Dartingen suchte die Gräsin Mirabord in einer Dachkammer auf, wo sie mit einem kleinen, schwarzäugigen, putzigen Ding von Töchterchen hauste, das dem Herrn von Dartingen einen allerliebsten Knix machte und ihn sofort «nele!" nannte. Kurz und gut! Des andern Tages fuhren die beiden Kriegsfeinde mit Frau von Mirabord und dem kleinen Herlein in dem Zweispänner des Herrn von Dartingen nach dem Schlosse, und die Pferde hatten nicht viel zu ziehen, obgleich die Mirabords ihr sämmtliches Gepäck mitnahmen.

„Nach etwa einem Monat war es Herrn von Dartingen, als gehörten die Franzosen zur Familie. Er spielte mit seinem Gaste Piquet und Trictrac; Frau von Mirabord bereitete vortreffliche Extraschüsseln. die ihm besser mundeten, als die Hauskost der ländlichen Köchin, die voll Staunens über die Kochkünste der gnädigen Gräfin mar, und das kleine Mädchen amüsirte ihn auf's Höchste mit seinen drolligen Versuchen in der deutschen Sprache.

„Nichts desto weniger machten die Franzosen Anstalten zur Abreise. Herr von Dartingen war außer sich und stellte den Grafen zur Rede. ‚Warmn wollen Sie weiter, in das Blaue hinein?' sagte er. ‚Gefällt es Ihnen nicht bei mir?' — ‚Nur zu gut,' antwortete der Graf. — ‚Nun, so bleiben Sie bei mir, so lange es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin gefällt.' — ‚Das geht nicht! Unser Besuch hat schon zu lange gewährt. Es ist nicht anständig, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen/ — Iber in drei Teufels Namens rief hitzig Herr von Dartingen, ‚wenn ich Ihnen nun sage, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie?' — ‚Erhitzen Sie sich nicht, lieber Freund', unterbrach ihn Mirabord, ‚so ist es nicht gemeint. Wir möchten ebenfalls gerne bleiben, aber nicht als Ihre Gäste. Es giebt ein französisches Sprüchwort: I'es Kons eompws tant les d«iis nmis! Wenn wir bleiben sollen, müssen wir uns Ihnen nützlich machen können. Wenn Sie uns da,zu die Gelegenheit zu geben gewillt sind, so bleiben wir/ — Hch begreife nicht/ rief Dartingen. ‚Eine französische Schrulle!"

„Die beiden Herren haderten fast miteinander während einiger Tage, kamen aber endlich, da der Franzose ebenso unerschütterlich blieb, wie seine Frau, dahin überein, daß Graf Mirabord Intendant, feine Frau Haushälterin werden solle, mit einer kleinen Besoldung für Jedes und freie Station für Beide und ihr Töchterchen. ‚Es ist wahrhaftig lächerlich/ meinte der Schloßherr, ‚daß ich einen solchen Vertrag mit Ihnen abschließe. Was Sie und Ihre Frau thun werden, hätten Sie auch als gute Freunde besorgen können.' — ‚Das will ich zugeben, aber es ist nicht dasselbe.' antwortete der Graf. Setzen wir den Fall, wir wären einige Jahre bei Ihnen

geblieben als Gäste, und es wäre irgend eine Zwistigkeit entstanden, die Sie vielleicht veranlaßt hätte, mir eine tadelnde Bemerkung zu machen, oder gar die Thüre zu weisen. Dann standen wir uns als zwei Gleich

berechtigte gegenüber, und es hätte dazu kommen können, dazf wir uns miteinander in unserer Eigenschaft als alte Offiziere hätten herumschießen müssen. Jetzt sind mir, meine Frau und ich, Ihre angestellte Beamte; Sie können uns Bemerkungen machen, Aufträge geben, selbst einen Rüffel ertheilen und uns entlassen, mir können Ihnen aufsagen; der Ehrenpunkt kommt dabei nicht in das Spiel. Glauben Sie mir, klare Dienstverhältnisse find besser, als schrankenlose Freundschaften.^

„Dabei blieb es, und Herr von Varlingen merkte bald, daß er nicht besser hätte fahren können. Der Graf verstand sich vortrefflich auf Landund Gartenwirthschaft; er zog feine Gemüse und Zwergbäume, die damals in dem Lande noch völlig unbekannt waren, und hielt die Knechte zu soldatischer Pünktlichkeit an; das Hauswesen gewann unter der Leitung der Frau von Mirabord eine andere Gestalt. Man speiste besser und lebte doch wohlfeiler; die Zimmer wurden netter und freundlicher, und die kleine französische Hexe brachte viel munteres Leben in das Haus. Schön sei sie nicht gewesen, hat man mir gesagt, denn ich habe sie nie gekannt, vielmehr klein und unansehnlich, aber ausnehmend grazlös in ihren Bewegungen, und ein Paar Augen habe sie im Kopfe gehabt, wie glühende Kohlen. Ihrem ‚Papachen‘ und ihrem ‚Onkelchen< sah sie Alles an den Augen ab, konnte sie aber dafür auch um den Finger wickeln.

„Louis von Varlingen, des Freiherrn Sohn, kam regelmäßig in den Ferien nach Hause. Es konnte also nicht fehlen, daß er sich sterblich in Louison, wie ihre Eltern die Kleine nannten, verliebte. Er war ein milder Bursche, zu allen Tollheiten aufgelegt; aber vor Louison strich er die Segel. Das Studiren wollte ihm nicht in den Kopf. Da er Pferde leidenschaftlich liebte, so hängte er die Klassiker an den Nagel und bereitete sich vor, Stallmeister zu werden. Als Louison so weit herangewachsen mar, verlobte er sich mit ihr und heirathete sie schließlich, sobald er „Fürstlicher Marstall-Aspircmrter erster Classe" mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung im Marstalle nebst einer Pferderation geworden war. Louis wurde um das schnelle Avancement und die vortheilhaste Versorgung sehr beneidet.

„Das junge Paar bezog in der Residenz seine Stallmohnung, die jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit, sonst aber manche Unbequemlichkeiten hatte. Louisons feine Nase wurde beständig durch die Düfte beleidigt, welche aus dem Erdgeschosse aufstiegen; vor Mitternacht mar an keinen Schlaf zu denken, denn da die ersten Sängerinnen, besonders aber alle Damen des Ballets, die bei dem Fürsten in höchster Gunst standen, in Hofwagen zu Proben und Vorstellungen geholt und wieder von dort nach Hause gebracht werden mußten, so war des Getöses in den unteren Räumen kein Ende. Außerdem war es gewissermaßen administratives Princip der fürstlichen Obermarstall-Direction, daß die Aspiranten Junggesellen und erst ihre Vorgesetzten, vom Stallmeister aufwärts, verheirathet sein sollten. Für den jungen Herrn von Varlingen hatte der Oberhofmarschall erst nach langem Widerstreben deshalb eine Ausnahme gestattet, weil seine aus einer Pension in der französischen Schweiz heimgekehrten Töchter auf diese Weise die beste Gelegenheit fanden, mit Louison ihre Conversationsstunden unentgeltlich fortzusetzen. Da aber den übrigen Aspiranten erster und zweiter Klasse gegenüber das Princip festgehalten wurde und außerdem die Führung und Begleitung der Theaterdamen zu ihren amtlichen Obliegenheiten gehörte, so konnte es nicht fehlen, daß die langen Corridore, durch welche hie Aspirantenmohnungen mit einander zusammenhingen, oft noch in später Nachtstunde von Gestalten durchhuscht wurden, mit welchen eine ehrbare junge Frau aus höheren Ständen nicht gerne zusammentrifft.

„Louison hatte sofort, als sie diese Uebelstände erkannte, Absperrung ihres Quartiers und Jsolirung desselben durch Herstellung eines gesonderten äußeren Einganges und einer eigenen Aufgangstreppe verlangt. Die Ober-Marstalldirection hatte aber dieses Ansuchen „im Interesse des Dienstes" und, wie der Director ihr persönlich versicherte, „mit blutendem Herzen" abgeschlagen.

„So fand sich die gnädige Frau Marstall-Aspirantin erster Klasse in das Unvermeidliche. Wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, gewann sie den angenehmen Seiten des etwas zigeunermäßigen Marstalllebens einigen Geschmack ab und stand endlich, da sie lebhaften Geistes, lustigen Humors und wohlwollenden Gemüthes war, an der Spitze der etwas lockeren Gesellschaft, welcher die ganze Residenz, mit Ausnahme einiger alter Betschwestern, um so gewogener war, als sie ihr steten Stoff zu Kaffeeschmatz und Theeklatsch gab.

„Bald aber fanden die im Schlosse von Dartingen Zurückgebliebenen, daß der Marstall zwar ein Eden für die dort Weilenden sein könne, daß aber nichts desto weniger das Pflaster der Wege, die dorthin führten, ein sehr theures sei. Die Besoldungsnuartale des Aspiranten verflüchtigten sich, noch ehe sie in einer Schublade Quartier genommen hatten; die Pferderationen setzten ihnen nach, wurden aber schwindsüchtig, noch ehe sie die Flüchtlinge einholten, und Louison und ihr Mann hetzten mit der ganzen übrigen Gesellschaft unermüdlich hinterdrein, zu Roß und zu Wagen, im Schlitten und im Kahne, verloren aber die Ausreißer nur um so schneller aus dem Gesichte. Nun gingen die Brandbriefe nach Dartingen. Der Schloßherr verpuffte furchtbare Quantitäten von Tabak, der ihm den Magen ruinierte, denn um zu sparen, ersetzte er den holländischen Kanaster durch schwarzen A V; Herr von Mirabord wettete und fluchte hinter den Knechten drein, konnte aber dadurch ebensowenig die Zahl der Garben vermehren, als Frau von Mirabord die Zahl der Eier, welche ihre Hühner legten, durch Verschiebung ihrer Haube verdoppeln konnte, deren Bänder ihr über die Nase herunterflatterten. Man sparte furchtbar; das französische alte Ehepaar lebte sozusagen von der Luft, ohne ein Wort der Klage fallen zu lassen, und Herr von Varlingen fluchte über „schlechten Fraß" und Magenmeh. Man feilschte derart mit den Juden, daß diese, die doch die einzigen Vermittler für Handel und Wandel waren, nicht mehr zum Schlosse gehen wollten; man quälte die Dienstboten dermaßen, daß sie ihre Bündel schnürten. Und dies Alles nur, um den „Marstall zu füttern", wie der Herr von Dartingen sich ausdrückte.

„Zuweilen aber holte der Marstall sich selbst seine Atzung. Die hohen Herrschaften waren auf Reisen, im Bade, das Theater, Oper und Ballet, geschlossen, Roß und Wagen disponibel, und plötzlich fiel der Heuschreckenschmarm im Schloß Dartingen ein, wo es dann ärger herging, als zu den Zeiten des Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Esterhazy-Regimentern. Diese Ueberfälle fanden zwar immer unter sehr kurzer Anmeldefrist statt, aber Frau von Mirabord roch meistens schon vorher Lunte durch verdächtige Besuche von Antiquaren, Händlern mit alten Möbeln und Gemälden, Hofschlächtern und ähnlichem Volke, die um das Schloß herumschnüffelten, wo noch manche Schätze aus früheren Zeiten vernachlässigt waren. Der alte Herr von Dartingen mar nämlich ein sonderbarer Kauz; er glaubte, nicht nur seine Antiquitäten, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Güter seien unvergleichlich mehr werth, als Alles, was von Andern stamme, und so forderte er, wenn er nur irgend bei Gelds war, die unsinnigsten Preise, verweigerte sogar am Abend die Lieferung von Dingen, die er am Morgen verkauft hatte, einfach unter dem Vormunde, er habe sich geirrt. Wenn er aber in Geldnoth war, fo verschleuderte er Alles, was niet- und nagellos mar, um jeden Preis dem Ersten, Besten, der sich zeigte. Das wußten die Händler, die jedenfalls mit dem Marstall Fühlung hatten und sich in die Nähe bes Schlosses zogen, wo sie auf gute Geschäfte während und nach dem Besuche hofften.

„Frau von Mirabord kannte aber ihre Leute. Sie mar wunderbar bei solchen Gelegenheiten; flog Trepp' auf. Trepp' ab, wie ein junges Mädchen, warf Alles, worüber sie auch nur entfernt Macht hatte, auf den Markt und schwatzte die Händler „rein um", bis sie blödsinnig wurden und schließlich, übertäubt und überrumpelt, zu den höchsten Preisen kauften und ihre Waaren spottbillig verkauften. Wohlgerüstet und verprovianirt erwartete Frau von Mirabord nach solchen Kämpfen die Gäste, welche Schmiegersonn und Tochter in das Schloß führten. Aber den Empfang hättest Ihr sehen sollen! Hatte sie eine Stunde vorher dem Besen ähnlich gesehen, an dem die Spinnweben hingen, welchen sie zu Leibe gegangen war, so erschien sie jetzt in vollem Staate auf der Höhe der Freitreppe in der Eingangsthüre, grüßte mit vollendeter Grandezza, ließ sich äußerst ceremoniell von Schmiegersonn und Tochter umarmen und hinter die Ohren küssen, wie auf dem Theater, und dann die Damen und Herren, vorstellen, die sie, nach einigen Begrüßungsworten, mit graziöser Handbewegung einem dienenden Geiste überwies, der sie in das ihnen bestimmte Zimmer führte. Dort verschwand freilich, besonders in späteren Zeiten, der erste majestätische Eindruck, beim Anblicke eines Lehnstuhles, der ein Bein verloren hatte und nun mit schief zur Seite gesenktem Wappenschilde die fehlende Stütze auf der Erde zu suchen schien, oder eines vom Alter getigerten Waschtisches mit gespaltener Schüssel und grifflosem Wasserkruge, über welchem ein blind gewordener venezianischer Spiegel mit zersplittertem Rahmen bei dem geringsten Luftzuge in Pendelschwingungen geriech. Die meisten der Gäste fochten aber solche Neste verschwundener Herrlichkeit wenig an — sie mochten es wohl in der eigenen Lotterwirthschaft nicht besser haben. Sie waren froh, daß sie gutes Essen und Trinken und alle nur irgend erdenkliche Freiheit zu Spiel und Kurzweil hatten.

„Der alte Freiherr von Varlingen hielt standesgemäßen Empfang und Unterhalt für ein Gebot der ritterlichen Ehre. Er hätte eher das letzte Hemd vom Leibe versetzt, als daß er es seines Sohnes Gästen an Etwas hätte fehlen lassen. Man zechte, jubilirte von Morgens bis Abends; und wenn die tolln Gäste wieder ausgeflogen waren, dann lagen die beiden alten Herren, die es für eine Pflicht hielten, an allen Gelagen Theil zu nehmen, mit Gicht und Zipperlein krank auf dem Schrägen, und Frau von Mirabord hinkte im Schlosse herum, wie eine angeschossene Hirschkuh und kochte Tisane aus allerlei „swiplos", wie sie es nannte, nämlich aus Kräutern vom Felde, deren Kenntniß sie dem „göttlichen Bürger von Genf" verdankte.

„Eines Tages aber halfen alle Rousseau'schen Kräutersäfte nicht mehr. Die Herren blieben auf dem Schrägen liegen. Herr von Dartingen wurde schon nach wenigen Tagen in die Schloßcapelle getragen, aufrichtig bedauert von der ganzen Umgegend, weil er, wie die Bauern sagten, ein ‚guter, niederträchtiger Herr‘ gewesen war; Herr von Mirabord siechte noch einige Monate, folgte aber dann dem Kriegskameraden nach.

„Ludwig von Dartingen hatte sofort nach des Vaters Tode seinen Abschied als Marstall-Aspirant genommen und mit seiner Frau und einem Töchterlein, Clotilde, sich im väterlichen Schlosse eingenistet.

„Seht Ihr, nun bin ich doch endlich bei der Clotilde von Dattingen angekommen; wenn auch auf langen Umwegen, die vielleicht nicht nöthig gewesen wären, die aber doch den Herrn Pfiffig interessirt zu haben scheinen. Mir hat das Geschwätz die Kehle etwas ausgetrocknet. Laßt uns einen guten Schluck nehmen, damit es schneller zum Ende rutscht!

„Die Lage der Dinge auf dem Schlosse war schon schlimm genug, als die verabschiedete Stall-Aspiranten-Familie einzog. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, einen leidlichen Faden abzuspinnen, wenn man sich der äußersten Sparsamkeit befleißigt und mit der Zähigkeit und Energie eines sein Gut selbst bestellenden Bauern die Wirtschaft geführt hatte. Aber die Einzige, welche dieses in das Werk hätte setzen können, Frau von Mirabord, verfiel bald einer seltsamen Krankheit. Ihr Gedächtnis; wischte sich nach und nach so aus, daß sie jede Erinnerung bis in ihre Mädchenjahre zurück vollständig verlor und auf dein Schlosse ihres Vaters in Frankreich zu leben glaubte. Sie schwärmte in der guten alten Zeit, commandirte Dutzende von Domestiken, Zofen, Kutschern und Köchen, putzte mit allerlei Flitterwerk an sich herum, malte und schminkte sich, klebte Schönheitspflästerchen auf und spielte Cercle, indeni sie Stühle im Kreise stellte, Marquisen und Duchessen in ihrer Einbildung darauf fetzte und mit diesen Conversation machte.

„Ludwig von Varlingen hatte von seinem Vater die adligen Marotten geerbt und lebte nur dem Vergnügen und seiner Liebhaberei für Pferde. Statt eines tüchtigen Paaers Ackerpferde standen stets Reit- und Wagenpferde im Stalle; und wenn er nicht auf Nennen und Märkten umherschnurrte, wo er stets Wetten verlor oder von den schlaun Roßkämmen über das Ohr gehauen wurde, so suhr er, oft mit Weib und Kind, wie ein Irrwisch im Lande umher, unter deni Vorwande, daß er ein paar neue Pferde einfahren oder einem Bekannten einen Besuch niedergeben müsse. Louison war keine Haushälterin. Sie spielte prachtvoll Clavier, sang recht angenehm, zeichnete und malte ganz hübsch und declamirte französische Gedichte ausgezeichnet. Wenn sie nicht mit ihrem Manne auf der Fahrt war, so unterrichtete sie zu Hause ihre kleine Clotilde, welche sie sonst der verrückten Großmutter mit ihren Schnurrpfeifereien überließ.

„Eines Tages brachten sie das Ehepaar auf einem Leiterwagen in Stroh gebettet. Sie waren im Phaöton mit einen schönen Pferde ausgefahren, das den Koller hatte. Die Bestie mar durchgegangen, über einen hohen Rain hinabgesprungen, hatte den Hals gebrochen, den Wagen zertrümmert und die Insassen auf einen Haufen von großen Abweissteinen geschleudert, die man zur Auspeilung der Straße vorbereitet hatte. Ludwig von Dartingen lag todt mit zerschellter Hirnschale. Louison konnte' von den Chirurgen wieder nothdürftig zusammengestöppelt werden; als sie aber nach langem Krankenlager wieder erstand, war sie krumm wie ein Fiedelbogen und hinkte ärger, als ein Bettler.

„So war denn die arme Clotilde als Backfisch allein auf dem Schlosse mit der verrückten Großmutter und der siechen Mutter, die zwar die Wegfleuer nicht mehr hatte, aber immer noch Herrin ihrer Glieder war.

„Es wurde natürlich ein Vormund und Verwalter in der Person des Landrichters bestellt. Als dieser aber den Schaden bei Lichte besah, fand er, daß eigentlich nicht viel mehr zu vermalten fei. Schloß und Garten, so weit die Ringmauer sie umschloß, waren Fideikommiß; Acker, Wiesen und Wälder aber waren verkauft, verpfändet oder schon seit längerer Zeit in fremde Hände übergegangen.

„Das war eine schlimme Zeit, und sie dauert noch fort. Aber das muß man sagen, Clotilde hat trotz unsäglicher Entbehrungen ihre Großmutter und Mutter bis zu ihrem Ende mit rührender Sorgfalt gepflegt und es ihnen an Nichts fehlen lassen, worin sie freilich von den Nachbarn und den Bauern des Dorfes, die ja alle recht wohlhabend sind, nachhaltig unterstützt wurde. Jetzt haust sie in dem Schlosse allein mit einer alten, ihr treu ergebenen Magd, ist eine alte Jungfer geworden, trotz aller Bestrebungen, unter die Haube zu kommen, und verfällt allmählich, wie das Schloß. Sagen Sie einmal, Herr Pfiffig, ist es wahr, daß es ganz weiße Eulen giebt?"

„Gewiß, Herr Forstinsvector," antwortete Pfiffig. „Domänenrath Naumann besitzt eine sehr schöne, ausgestopfte Eule, groß wie ein Uhu, die schneeweiß ist und nur im hohen Norden vorkommt. Man nennt sie dort Harfang, d. h. Schneeeule."

„Recht, sagte der alte Möschel. „Nun sehen Sie, Clotilde konnnt mir in ihrem verwitterten Schlosse fast wie eine solche Schneeeule vor, denn sie kleidet sich immer in Weiß, weil sie außer ihrem Hauptnamen auch von irgend einer Aeltermutter den Namen Blanche in der Taufe erhielt. So sitzt sie denn weiß angezogen in dem alten Gemäuer oder torkelt in Feld und Wald herum, als ob sie schneebblind wäre. Weißt Du vielleicht, ob sie jetzt Krokodilchen oder Kaiman ist?" fragte er seinen Sohn.

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Pfiffig aber, dem der Rauenthaler zu Kopfe gestiegen war, fragte lebhaft: „Was soll denn das bedeuten?"

Heinrich mag Ihnen das erklären," sagte der alte Möschel. Der Sohn aber brummte unwirsch: „Du solltest mich doch mit diesem Meidinger endlich in Ruhe lassen, Papa!"

„Na, begütigte der Alte. Wenn Du's krumm nimmst, so muß ich es Herru Pfiffig schon selber erklären. Sehen Sie, das gute Clotildchen hat ein sehr liebebedürftiges Herz, und da- sie jetzt schon über die Grenze der reiferen Jugend hinausgekommen ist, so ließe sich eine ziemlich lange Liste, nicht nur von oberflächlich abgenutzten Liebhabern, sondern auch von eingegangenen und wieder aufgelösten Verlobungen aufstellen. Da den Bauern der Name Clotildchen nicht ganz mundgerecht war, wurde sie im Dorfe meist das Krokodilchen genannt. Ein arger Spötter behauptete aber, so heiße sie nur so lange, als sie verlobt sei. Wenn das Verhältnis; aber zurückgegangen sei, dann müsse man sie Kaiman nennen. Nun, das ist hängen geblieben. Heinrich wird aber allemal wild, wenn ich davon spreche, denn er war einmal ganz nahe dran, als Krokodilerich einzutreten."

Der junge Möschel schüttelte sich vor Lachen; Pfiffig lächelte verlegen.

„Ein seltsames Frauenzimmer bleibt sie doch, dieses Krokodilchen," fuhr Vater Möschel fort. „Sie lebt beständig in Phantasieen und Hirngespinsten, niemals in der wirklichen Welt. Aus ihren Liebhabern schafft sie sich Idealgestalten, welchen sie alle erdenkliche, in den von ihr frei erfundenen Charakter passende Vorzüge andichtet, und deren Fehler sie s? lange in ihrem Spatzengehirn aufputzt und mit Flittertand zudeckt, bis sie ihr selber endlich als Tugenden erscheinen. Da hatten sie mir einmal aus der Residenz einen himmellangen, spindeldürren Baron als Forstgehülfn zugeschickt, den sie in der Residenz den „Wagehals" nannten, weil sie behaupteten, man könne nicht begreifen, wie er mit seinen dünnen, zerbrechlichen Spazierhölzern sich hinaus auf die Straße wagen könne. Dieser lange Dreidraht hatte einen wahren Abscheu vor Wald und Wild; er faß den ganzen Tag auf seiner Stube, den sehnstüchtigen Blick nach der Himmelsgegend gerichtet, wo die Residenz liegt und blies auf einem Klapphorn die Melodie: Den lieben, langen Tag — Hab' ich nur Angst und Plag!' Tie klagenden Töne hatten einen tiefen Eindruck auf Clotilochen gemacht, die gerade in elegischer Stimmung wegen der Lösung einer Verlobung als Kaiman am Hause vorüberschmebte; sie rannte heim und sang den

ganzen Abend mit solcher Inbrunst ‚Des Mädchens Klage‘, daß sie über dem Brausen des Eichwaldes ihr Nachtessen vergaß.

„Das konnte der Wagehals freilich nicht hören, aber nichts desto weniger fanden sich die Herzen um so leichter, als Clotilde einigen Trostes und er einiger Zerstreuung bedurfte.

„Nun machten sie sentimentale Spaziergänge zusammen, wobei er nicht viel sagte, in den Himmel guckte und häusig über die Baumwurzeln im Wege stolperte, was Clotilden erlaubte, nothdürftig mit ihm Schritt zu halten. Bei ihrer Leidenschaft für Blumen verfehlte sie nicht, sich und den Geliebten damit zu bekränzen und ihm ganze Bündel in den Büchsenranzen zu packen, die er auch geduldig heim schleppte. Kaum aber hatte Clotilde den Rücken gedreht, so warf er das ‚sentimentale Gras‘, wie er es nannte, der Kuh im Stalle vor. ‚Er ist so zartsinnig/ sagte Clotilde, als sie Solches erfuhr, ‚er will nicht, daß diese stummen Zeugen seliger Stunden in profane Hände fallen/

„Nun, eines Tages waren sie nach dem Hangelsteine, einer dort im Walde gelegenen Basaltkuppe gegangen, in deren Umgegend viele schöne und selbst seltene Blumen angesiedelt sind. Clotilde sieht an dem steilen Absturz dieser ‚Teufelskanzel‘^, wie die Bauern den Felsen nennen, eine Blume, die sie haben möchte. Der Wagehals klettert hin, gleitet aus, fällt etwa dreißig Fuß hoch hinunter und bricht sich richtig eines seiner dünnen Beine. Clotilde fliegt auf einem Umwege zu ihm, sucht ihn so weich zu betten als möglich und rennt fort. Hilfe zu suchen. Nach einer Stunde etwa erscheint sie wieder, schwer bepackt mit Blumen und grünem Laubmerk. Unterwegs war ihr eingefallen, daß der Wagehals die Blumen so fehr liebe. Sie hatte also auf den Fluren das Schönste gesucht, um ihre Liebe damit zu schmücken! Jetzt, nachdem sie das gethan, will sie abermals fortrennen, um Hilfe zu suchen. Der Wagehals ist, wie Ihr Euch denken könnt, außer sich vor Schmerzen und Wuth. ‚Bitte, sagt er, reiche mir die Flinte und den Büchsenranzen.‘ — ‚Um's Himmelswillen,

Rord und Süd. XI^VM., I«. 11

schreit Clotilde, ‚Du wirst doch nicht‘ . . . ‚OH nein/ stöhnt der Wagehals. Aber Du begreifst, wenn während Deiner Abwesenheit ein wildes Thier auf mich hilflos Daliegenden . . / ‚Du hast Recht, mein Held/ ruft Clotilde ihn umfassend. Mehre Dich, Tapferer!‘ Sie reicht ihm Flinte und PulverHorn und rennt fort.

„Der Wagehals hatte calculirt, daß seinem geliebten Krokodilchen wieder ein anderer Gedanke quer durch den Kopf fahren könnte. Er machte also ein wahres Rottenfeuer, so schnell als seine Schmerzen es ihm erlaubten und so lange als sein Pulver reichte. Man ging dein Schalle nach, fand ihn noch vor Einbruch der Nacht und trug ihn auf einer aus grünen Zweigen zusammengestoppelten Bahre nach Hause. Der Bruch war ein einfacher Bruch und heilte um so besser, als der Verband durch Abmagerung nicht gelockert wurde. Clotilde wollte den Themen pflegen, aber der Wagehals hatte der Blumen genug, und als er geheilt war, kehrte er in seine geliebte Residenz zurück und quittirte den Forstdienst und Clotilden zu gleicher Zeit.

„Ein andermal tauchte in Schloß Dartingen ein etwas räthselhafter Verlobter auf. Er war, wie das Mädchen in der Fremde — man wußte nicht, woher er kam, und fpäter stellte sich auch heraus, daß seine Spur verschwunden war, noch ehe er Abschied genommen hatte. Er behauptete, er sei von Adel, aber Niemand wollte es ihm glauben. Ich bin überzeugt, er war ein versprengtes Mitglied einer herum wandernden Schauspielertruppe oder eines Circus von englischen Reitern, denn er war ein hübscher Kerl, gewandt in allen Leibesübungen und sehr stark in gewissen Kraftausdrücken. Er war sehr zerrissen in Schloß Dartingen hereingefallen, nahm mit einem sehr lotterigen Quartier vorlieb, verlangte aber gutes Essen und Trinken. Das war nun freilich sehr knapp geworden; aber Roland, wie ihn Clotilde nannte, wußte sich zu helfen. Er verkaufte, was nur irgend noch zu verkaufen war, bis zu den Sparren und Ziegeln des Daches der Scheune, die ja ohnehin außer Gebrauch war, da es nichts mehr einzuheimsen gab. Mit den jungen Burschen im Dorfe stand Roland ausgezeichnet; Clotilde bewunderte das Talent, womit er sich in ihren Ton, ihre Sprechweise zu finden wußte. Wenn er spät bis in die Nacht mit den Burschen kneipte, so war sie entzückt, daß Roland einem so schweren Leben noch heitere Augenblicke abgewinnen könne.

„Der liebe Roland hatte aber viel Unglück. Eine Pastorfrau in der Nähe hatte Clotilde, ihre Schulfreundin, bei ihrem letzten Zusammentreffen sehr mager gefunden und ihr einen schönen gebratenen Truthahn geschickt, damit sie sich wieder ein bischen herausfüttern könne. Clotilde hatte in Abwesenheit Rolands, der mit einigen Burschen auf den Krebsfang gegangen war, ein Stückchen verzehrt und den fast noch vollständigen Braten in einem freilich sehr defecten Speiseschranke im Keller aufbewahrt. Da mußte es zum Unglücke Roland, der ihrer Meinung nach von dem Truthahn kein Sterbenswörtchen mußte, am frühen Morgen einfallen, er wolle seiner Clotilde eine Freude machen und zu ihrem bevorstehenden Namensfeste den Keller mit grünen Kränzen schmücken. Er arbeitete, daß ihm der Schmeiß von der Stirne troff. Clotilde kommt in den Keller. ‚Wo ist der Truthahn? Er ist fort!‘ Roland weiß von Nichts. In der Ecke sitzt Clotildens Lieblingskater, emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Der hat's gethan! Roland schwingt den Hammer und schlägt den Verräther nieder. Clotilde wird von nervöser Aufregung krank, legt sich zu Bett und trinkt Camillenthee. In der Dorfkneipe hatten am Abend einige Freunde Noland's ein fröhliches Gelage bei Krebssuppe, Hasenpfeffer, zu dem der Kater das Material geliefert hatte, und kaltem Truthahn mit Salat. Man ließ Clotilde hoch leben.

„Wenn nun auch Clotilde steif und fest an die Wahrhaftigkeit ihres lieben Roland glaubte, so hatten doch einige Gerüchte über das Gelage in der Dorfschenke, die ihr zu Ohren kamen, einige Zweifel in ihr argloses Gemüth eingepflanzt. Da der Kater todt war, so concentrirte sie die liebenden Gefühle, welche die Neigung zu Roland ihr übrig ließ, auf eine räudige Amsel, die nur noch die Hälfte ihrer Federn besaß, aber leidlich zahm war und eine Phrase aus Heil Dir im Siegeskranz' pfiff, und auf zwei Schaflämmer, welchen sie die Namen Daphnis und Chloö beigelegt hatte und die sie an himmelblauen und rofenrothen Halsbändern spazieren führte. Um ganz in der Rolle zu sein, hatte sie an dem Griffe ihres Sonnenschirmes eine Art Kelle wie an einer Schäferschippe angebracht.

„Sie war zu einer, mehrere Tage dauernden Hochzeit in der Umgegend eingeladen und kam spät Abends nach Hause. Am frühen Morgen rannte sie in den Stall. Nur Chloe meckerte ihr entgegen. Daphnis mar verschwunden. Roland hatte Daphnis sofort nach ihrer Abreise dem unersättlichen Magen geopfert, das Fell verkauft und nur das rosenrothe Halsband übrig gelassen. Clotilde durchstürmte das Schloß mit Angstrufen: ‚Wo ist Daphnis?‘

„Endlich erschien Roland mit kummervoll gefurchter Stirne. ‚Denke Dir, Theure,‘ sagte er, ‚daß Daphnis den Hals gebrochen hat. Sie wollte wahrscheinlich ihrer Herrin nach, sprang über die Mauer und stürzte mit dem Kopfe auf jenen großen Stein, der im Graben liegt. Wir haben das treue Thierchen im Garten unter jenem Strauche von gelben Rosen, die Du so sehr liebst, begraben.‘

„Clotilde ließ ihren Thränen freien Lauf. Als aber Roland, seiner Gewohnheit gemäß, sich zum Frühschoppen entfernt hatte, nahm sie den Spaten und grub an der frisch aufgekratzten Stelle nach, die Roland ihr bezeichnet hatte. Sie fand natürlich Nichts. Ihre Entrüstung war grenzenlos. Es gab eine heftige Scene, in Folge deren Roland seinen Wanderstab weiter setzte und Krokodilchen als Kaiman im Schlosse zurückblieb.

„So, schloß Vater Möschel, „nun ist es gut! Jetzt wollen wir zu Bette gehen, und wenn wir ausgeschlafen und gefrühstückt haben, dann stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Pffiffig, um Sie auf den Weg nach Dartingen zu führen.“

Am andern Morgen führte Vater Möschel den noch immer träumenden Pffiffig, dem die gestrige Abendunterhaltung einigermaßen das Concepr verrückt hatte, auf die Höhe, welcher gegenüber Schloß Dartingen auf einem Hügel lag. Vater Möschel schlug sich seitwärts in die Büsche, nach seinen Pflanzungen zu sehen; Pffiffig wanderte schnurstracks dem Schlosse zu.

Das Dorf, am Fuße des Hügels in Gärten gelegen, machte einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Die Bauern waren jedenfalls wohlhabend. Die Häuser aus Sparrenwerk drehten ihre Giebel gegen die Dorfstraße, die Miststätten waren besonders gepflegt, und Pffiffig wußte aus den vom Domänenrath empfangenen Lehren, daß die Haltung der Miststätten der Maßstab sei, an dein man die Wohlhabenheit und Sorgsamkeit der Bauern messen könne.

Das Schloß war eine halbe Ruine, die Ringmauer von Evheu und wildem Hopfen überrankt, der Weg zu dem eingestürzten Thore vernachlässigt. Pffiffig trat ein. Innerhalb der Ringmauer einige mohlgepflegte Gartenbeete nnt Blumen und Rosenbüschen. Nirgends ein lebendes Wesen. An den Mauern des Hauses rankten sich Schlingrosen und canadische Neben empor. Hie und da ein Fenster, dessen Läden im Winde schaukelten, mit blinden oder zerbrochenen Scheiben. Eine offene Thürs, über welcher ein mächtiges Wappenschild hervortrat, führte in eine weite Halle, die als Capelle gedient haben mochte, denn an der einen Breitseite war eine Orgel angebracht, von welcher aber nur noch einige, aus ihrer Stelle gerückte Holzpfeisen übrig waren. Die werthvolleren Metallpfeifen waren verschwunden. Roland hatte ihnen den Weg zum Trödler gezeigt. An der einen Schmalseite ein ungeheures Kamin, in welchem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, ebenfalls mit mächtigem, in Stein gemeiseltm Wappenschilde.

Pffiffig fühlte sich seltsam bewegt. Er war in der Verehrung von hohen und höchsten Herrschaften auferzogen. Schaudernd betrachtete er den Zerfall eines früheren Glanzes.

Er trat durch eine Thüre unter der Orgel in einen weiten, mit Marmorfließen gepflasterten Raum, aus welchem eine schön gewundene Doppeltreppe mit massiven, steinerneu Brüstungen nach oben führte. An den Pfosten der Treppen waren dieselben Wappenschilde angebracht. Er hatte noch nie eine solche Treppe gesehen. Im gräflichen Schlosse zu Mosheim gab es nichts Aehnliches.

Während er auch hier staunend betrachtete, klapperte ein ärmlich gekleidetes, altes Mütterchen auf Holzpantoffeln die Treppe herab. Er trat ihr entgegen, „Fräulein von Dartingen?“ fragte er. „Oben in ihrem Zimmer sind das gnädige Fräulein. Gehen Sie nur hinauf! Ich muß schnell fort!“ Damit huschte die Alte hinaus.

Pffiffig stieg auf den oberen Flur, von dem lange Corridore sich nach beiden Seiten erstreckten. Er scharrte, hustete — nur das dumpfe Echo der Corridore antwortete. Er glaubte, leises Wimmern und Schluchzen zu hören. Er schlich näher, bis zu einer Thürs, wo die Töne deutlicher wurden. Er klopfte an — keine Antwort. Er klinkte leise die Thürs auf.

Clotilde lag in einem weißen, stark fleckigen, schlafrockähnlichen Gewände, dessen Garnirung einst rosenroth gewesen, jetzt aber vergilbt war, mit aufgelöstem Haar über ein zerschlissenes Ruhebett hingegossen, mit ihrem Leibe einen Gegenstand verdeckend, den sie leidenschaftlich umarmte. Pffiffig machte eine heftige Bewegung. Clotilde richtete sich auf. Ein häßlicher brauner Köter lag auf dem Ruhebette mit aus dem Nachen hervorchängender Zunge, wie es schien, in den letzten Zügen. Clotilde schluchzte und weinte, die herabrinnenden Thränen hatten tiefe Rinnen in die Schminke ihrer Wangen gefurcht. Sie schien Pffiffig in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön, wenn er gleich sich unwillkürlich des klassischen Distichons von König Ludwig I. erinnerte:

O wie schön ist's in Rom! Doch Rom ist nicht Rom, wenn es regnet! Gleich wie ein Weib, wenn es weint, selbes die Schönheit verliert.

„Entschuldigen Sie,“ stammelte Pffiffig. Aber er konnte nicht weiter fortfahren. Mit einen, Sprunge warf sich Clotilde ihm entgegen. „Sie Enges in der Roth! Helfen Sie! Netten Sie! Pollak stirbt!“ — „Wer stirbt?“ fragte Pffiffig, scheu um sich blickend. „Pollak! Sehen Sie nicht? Pollak!“ schrie Clotilde, ihn zum Ruhebett reißend.

In dieseni Augenblicke und ehe noch Pffiffig seiner fünf Sinne mächtig geworden war, trat die Alte keuchend herein, eine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit in der Hand. „Das hat nur der Hans Jörg gegeben,“ sagte sie, „das sei gut für alles Gebreste bei Menschen und Vieh!“ Clotilde riß ihr die Flasche aus der Hand. „Geschwind! Geschwind! Halten Sie ihm den Kopf!“ Sie goß dem Hunde das Mittel ein. Dieser erbrach sofort große Mengen eines grasgrünen, fetten Breies, der sich über das Ruhebett ergoß. „Gott sei Dank! Er ist gerettet! Wie kann ich Ihnen danken? Aber er zittert! Geschwind, Anna, einen warmen Krug!“ Die Alte trippelte fort. „Bitte, holen Sie den Krug, Pollak stirbt sonst vor Kälte! Eine Decke!“ Sie wickelte den Hund ein. „Bitte den Krug!“ O Gott! Welcher Fieberfrost! Stirb nicht, lieber Pollak. stirb nicht! O Himmel! Arsenik! Spangrün! Der Krug!“

Sie schob Pffiffig zur Thürs hinaus, und dieser stürzte der Alten nach, die im Erdgeschoß in einer großen Küche verschwunden war.

„Ach Du mein Herr Jesuschen,“ seufzte die Alte, „wenn es nur Dein Wille wäre, daß der Pollak davon käme! Ohne das Hundeoieh kann ja mein gnädiges Fräulein nicht leben! Was sie an ihm hat, weiß ich nicht; aber sie wird gewisz verrückt, wenn er ihr krevirt.“

„Was ist es denn mit dem Köter?“ fragte Pffiffig.

„Ach, sehen Sie, mein liebes Herrchen, das gnädige Fräulein wollte die alten Gartenbänke mit grüner Oelfarbe anstreichen, die ihr Herr Philipp geschenkt hatte. Während sie nun nach einer Schürze suchte, hat sich der Pollak über die Farbe hergemacht und sie gefressen. Da hat er sich wohl vergiftet. Ich habe schnell beim Hans Jörg, der sich auf Hunde versteht, etwas geholt. Aber jetzt bitte ich schön“, sagte sie, indem sie Pffiffig einen großen, mit kochendein Wasser gefüllten Steinkrug in die Arme schob, „bringen Sie das hinauf! Der Schreck ist mir so in meine alten Glieder gefahren, daß ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ach Gott!“ seufzte die Alte, in Thränen ausbrechend, „Ach Gott, das Fräulein! Ach Gott, der Pollak!“

Pffiffig trug den Krug, der unerträglich heiß war, eilig hinauf. Der Hund zitterte noch immer am ganzen Leibe, Alles war mit grüner Farbe und brauner Flüssigkeit übergössen, das Ruhebett und Clotildens Schlafrock schillerten in allen Farben. Von Thränen überströmt ergriff Clotilde unter krampfhaftem Schluchzen den Krug und schob ihn unter den Bauch des Hundes. Kaum aber fühlte dieser die kochende Hitze, als er wie rasend aufsprang, mit entsetzlichem Angstgeheul ein paar Mal in die leere Luft hinein schnappte und durch die geöffnete Thürs mit zwischen die Beine geklemmtem Schwänze Neißaus nahm. Wie ein Wirbelwind fuhr Clotilde, Pollak! Pollak! rufend, hinter ihm drein, die Treppe hinab. Ehe Pffiffig noch sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, waren Hund und Herrin seinen Augen entschwunden. Pffiffig nahm seine Mütze, rannte die Alte fast um, die noch immer weinend die Treppe hinauf zu steigen sich bemühte, und stürmte den Fliehenden nach. Er sah nur noch von der Höhe der Ringmauer aus einen weißen Schemen in dem Walde verschwinden.

Pffiffig kehrte nach dem Forsthause zurück und ärgerte sich beim Mittagessen über die beiden Möschel, Vater und Sohn, die sich vor Lachen ausschütten wollten über die Geschichte seines Besuches, welche er nothgedrungen beichten mußte. Pffiffig fand eine solche Herzensgüte in dem Benehinen des Fräuleins von Dartingen, daß er nicht umhin konnte, seiner vollen Anerkennung in begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Er lehnte Nachmittags eine Aufforderung zum Besuche eines Nachbars unter dem Vorwande ab, daß er noch Einiges für das bevorstehende Maturitätseramen nachzuholen habe, und ging allein in den Wald, wo er emsig nach Pollak und seiner Herrin ohne Erfolg suchte.

Am andern Morgen machte er sich auf den Weg nach Dartingen. Jni Garten angelangt, wurde er auf das Angenehmste durch Clotilde überrascht, die ihm in reizender Morgentoilette, den großen Nembrandthut keck auf

die Seite gestülpt, mit dem gewinnendsten Lächeln entgegentrat. - Ihre Haut mar weiß, wie ihr Kleid, ihre gestern so gerunzelten Wangen glatt und schön roth geschminkt, die Augen durch schwarze Untermalung vergrößert, das Haar in zierliche Löckchen gekräuselt. Eine dunkelrothe Nase auf der linken Achsel und ein Sträußchen von gelben Rosen an der vollen Brust erhöhte den Reiz ihrer geschmackvollen und doch einfachen Toilette. Sie erhob sich von einer Bank, vor welcher Pollak, sauber gewaschen und gekämmt, auf einem Kissen mit verblichener Stickerei lag.

Clotilde erschöpfte sich in blumenreichen Redensarten und Danksagungen. Erst nachdem sie einen ganzen Schwall über den „großmuthigen Retter ihres Liebings" ergossen hatte, lud sie den sehr hölzern dastehenden Pffiffig ein, Platz neben ihr auf der Bank zu nehmen, und fragte ihn in discreter Weise über seine Lebensverhältnisse aus. Der gute Pffiffig, der bis dahin nur einigermaßen unbeholfene und einzig mit ihren natürlichen Reizen geschmückte Mädchen kennen gelernt hatte, wurde nach und nach warm und zutraulich, erzählte von seinen bisherigen Lebensschicksalen, von den Aussichten, die er habe, und zuckte, wie von einem elektrischen Funken getroffen, als Clotildchen im Feuer der Unterhaltung einmal seine Hand ergriff und warm drückte. „Es wäre herrlich, sagte sie, wenn Sie einmal Pfarrer in Dartingen werden könnten! Wie würde ich mich freuen, denn mein Herz sagt mir, daß Sie es gut mit mir meinen, mit mir und meinem Pollak, der Dank Ihrer Hingebung jetzt zwar wieder hergestellt, aber noch sehr ermüdet ist. Gönnen wir dem lieben Thierchen die Ruhe!"

Es wurde für den Nachmittag ein Stelldichein im Walde verabredet an einem stillen, lauschigen Plätzchen, wie Clotilde versicherte, wohin sie sich oft begeben, um in Tiedge's Urania oder in Matthisson's Elegieen zu lesen, denn diese seien die Dichter, welche ihr am meisten zusagten.

Pffiffig stellte sich zum Rendezvous ein und kehrte am Abend in das Forsthaus als Verlobter zurück. Er konnte sein Glück den beiden Möschel nicht verhehlen. „Hm!" sagte Vater Möschel, „wie alt sind Sie? Achtzehn? Clotilde geht stark in den Dreißigen, aber ihr Herz ist immer noch jung. Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Pffiffig. Wir Beide, Heinrich und ich, geben Ihnen unser Ehrenwort, daß mir Niemand weiter Etwas von Ihrer Verlobung sagen. Thun Sie auch so, wenn ich Ihnen rathen kann. Erinnern Sie sich des Versleins:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glichen so heiß.
Als heimlich stille Liebe,
Von der Niemand Nichts weiß.

Sie werden noch manches Köhlchens auf Ihre Liebespfeife bedürfen, um sie brennend zu erhalten. Und nun schlafen Sie wohl! Sie werden es wohl thun können, denn heute Nacht scheint der Mond nicht."

Als die beiden jungen Leute an Pffiffigs Thür angelangt waren, sagte der Sohn Möschel: „Gute Nacht, Pffiffig. Es ist doch recht hübsch von Dir, daß Du das Deinige gethan hast, um Clotildchen wieder zum Krokodilchen zu machen, nachdem sie so lange Kaiman mar."

Es folgten einige selige Tage. Pffiffig schwärmte in dem Hochgefühle seiner ersten Liebe. Er fand Alles schön in dem verwitterten Schlosse, die dreibeinigen Stühle, die wackeligen Tische, die zerrissenen Tapeten, deren Fetzen an den Wänden hembhingen, die blinden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben, die halb ausgehängten Fensterladen, die leeren Säle, durch welche der Wind strich — er suchte sogar Pollak eine liebenswürdige Seite abzugewinnen, obgleich dieser stets gegen ihn knurrte und ihm nach der Hand schnappte. Clotilde war so liebevoll, so zärtlich! Er bewunderte ihre hochfliegende Phantasie, war entzückt von ihrer Naivetät und lauschte athemlos ihren Erzählungen, in welchen ihre Ahnen, die Freiherren von Dartingen und die Grafen von Mirabord eine vorragende Rolle spielten. Er träumte sich als zukünftigen Schlofzherr von Dartingen. Einige Grafen von Mirabord waren verschollen, der eine in Canada, der andere in Pondichery. Er zweifelte nicht, daß aus Amerika oder Indien eines Tages die Nachricht von einer unermeßlich reichen Erbschaft für seine Clotilde anlangen werde, daß diese ihm dann ihr Hand reichen, daß sie Beide das Schloß in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen und Clotilde durch ihre Verbindungen bei Hofe ihn adeln lassen werde. Freiherr Pffiffig von Dartingen!

Die rauhe Wirklichkeit griff störend in diese Träume und das ganze selige Zusammenleben ein. Die Ferien endeten; es mußte geschieden sein. Clotilde hatte ihm bis dahin nur erlaubt, ihre Hand zu küssen. „Es schicke sich nicht für ein Freifräulein," sagte sie, „sich auf den Mund küssen zu lassen, wie eine Bürgerliche; selbst in der Ueberwallung der Gefühle müsse der Adel seine Würde zu wahren wissen." Nur bei dem Abschiede erlaubte sie einen Kuß, rannte aber dann die Hände ringend davon, und als Pffiffig mit kaum verhaltenen Thränen den Schloszhügel hinabschritt, sah er Clotilde in einem hohen Thurmfenster, mit einem rothen Umschlagtuche ihm Lebewohl winkend.

Die Schulkameraden erkannten ihren lustigen heiteren Pffiffig nicht wieder. Er nahm einen Umweg, um nicht bei Landrichters Minchen Fensterparade machen zu müssen; statt draußen herumzuschweifen oder die Kneipe zu besuchen, schloß er sich auf seine Stube ein, um die Briefe zu lesen, welche Clotilde ihm schrieb und die er mit nicht minder langen Episteln beantwortete. „Pffiffig ochst schauerhaft," sagten die Kameraden und ließen ihn in Ruhe.

So kamen die Tage des Maturitäts-Emmens heran. Pffiffig bestand es glücklich, wie alle andern Candidaten und wie es an dem Gymnasium feststehender Brauch war, aber die Kameraden wunderten sich doch, daß er, trotz des vielen Ochsens, nur mit knapper Roth durchkam. Die Lehrer schrieben seine zuweilen recht verkehrten Antworten auf Rechnung des allzu angestrengten Studiums; und da er zugleich abgefallen und hohläugig aussah, so gaben sie ihm den Rath, sich zu Hause zu erholen und bis zum Beginn des Nniversitätsstudiums keine Bücher mehr anzusehen. Das thaten die Kameraden Pffiffigs ebenfalls, auch ohne Empfehlung. Die Meisten verträdelten sogar unmittelbar ihre Classiker, denen sie für immer Lebewohl sagten, an einen Antiquar und bestritten damit die Kosten eines solennen Commerses.

Pffiffig fand zu Haufe in Mosheim manche Veränderungen, die sich langsam vollzogen hatten, auf die er aber jetzt erst nach längerer Abwesenheit aufmerksam wurde. Bei seinem Vater bereitete sich eine Gehirnerweichung vor. Zwar arbeitete er noch immer an seiner Drehbank und inspicirte noch immer die Feuerspritzen, aber seine Zunge war schwerfällig geworden, und er hatte offenbar Mühe, feine Gedanken zu concentriren und ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Mutter war noch immer rüstig und überall im Hause thätig, aber sie hatte sich fast ganz dem Narren gewidmet und überließ die' Oberleitung des Haushaltes und der Küche ihrer Tochter Luise, die den schweren Kummer des Verlustes ihres Verlobten erlitten und sich aus der gräflichen Hofhaltung zurückgezogen hatte. Der Verlobte war, nach achtjähriger treuer Liebe und als sich Luise schon am Ziele ihrer Wünsche glaubte, als Reserve-Offizier eingezogen worden und nicht auf heroische Weise, sondern an der Ruhr in Holstein gestorben. Luise hatte den Verlobten innig betrauert, aber es schien Pffiffig, als ob die Tröstung nicht ferne sei. Vater Pffiffig hatte sich, da ihm das Predigen schwer fiel, einen Candidaten zur Aushülfe erbeten, und es hatte sich getroffen, daß der junge Mann, ein seltener Fall! ein noch freies Herz besaß. Es ist immerhin ein Verdienst, ein weibliches, in Trauer versunkenes Wesen zu trösten, und dem Candidaten wurde dies um so leichter, als er es gewißermaßen als seine Pflicht ansah, nicht nur bei der Gemeinde, sondern auch in der Familie seines Pfarrherren als Helfer sich zu bethätigen. Zudem hatte der Candidat an dem Domänenmthe nicht dieselbe Stütze, wie Vater Pffiffig sie gehabt hatte. Er war aus der neueren theologischen Richtung hervorgegangen, hatte einige Jahre, nach Vollendung seiner Universitätsstudien, im Seminar zugebracht und zeigte eine entschiedene Abneigung gegen Naturwissenschaften und Landwirthschaft, welche des Domänenrathes ganzes Interesse in' Anspruch nahmen. Der Candidat hatte also wenige Berührungspunkte mit dem trefflichen Manne, zumal dieser auch seine Predigten lang und langweilig fand und ihn schon mehrmals in seiner derben Weise wegen der in der Gemeinde zunehmenden Kopfhängern zur Rede gestellt hatte. Auch gefiel es dem Domenänenrathe nicht, daß der Candidat von seinen antisemitischen Ansichten kein Hehl hatte und so die Spaltung zwischen den zahlreichen Juden Mockheims und den christlichen Ballern noch vergrößerte.

Aber der Domänenrath konnte auch nicht mehr, wie er gerne wollte. Er litt an häufigen Gichtanfällen, humpelte an einer Krücke umher, konnte nicht mehr zu Pferde steigen und muszte die Puppe, die früher nur Morgens diente, oft auch Tags über an den Schreibtisch rücken, während er mit verbundenem Fuße im Lehnstuhle saß. Der Domänenrath bäumte sich zwar gegen diese, ihm aufgezwungene Unthätigkeit auf, wie ein störriges Roß; aber das Podagra war stärker als er, trotz alles Wetterns und Fluchens. Er hatte sich von Hohenheim einen dort ausgebildeten Oekonomen zur Aushülfe kommen lassen, der es ihm aber in keinem Stücke recht machen konnte. „Mist!" schrie der Domänenrath, „Phosphate und Nitrate", antwortete der Hohenheimer, und oft erhitzten sie sich über künstlichen und natürlichen Dünger dermaßen, daß der Domänenrath einen heftigen Anfall bekam und den Doctor mußte holen lassen, während der Hohenheimer mit seinen übermäßig langen Armen gesticulirend in den Wald hinein lief und den Bäumen sein Leid klagte, daß er mit einem solchen „alten Rindvieh" ackern müsse. Nach schlafloser Nacht that es dann dem Domänenrath doch leid, daß er den jungen Menschen so bärbeißig angeschnauzt habe; er ließ ihn rufen und sagte, sich das Bein reibend: „Ich bin gestem Abend etwas heftig gewesen — die verfluchte Gicht! Lassen Sie in's Teufels Namen zwanzig Säcke von Ihrem Stinkzeug kommen und verbrennen Sie damit einige Morgen Weizen — ich will es darauf ankommen lassen!"

Der Besuch Pffiffigs that dem Domänenrathe wohl. Er ordnete mit seiner Beihülfe seine Sammlungen auf's Neue, debattirte mit ihm über den Nutzen der Eulen, der Fledermäuse, der Maulwürfe, der Kröten und sogar der Füchse, die er, entgegen dem Urtheile seiner früheren Jagdgenossen, für sehr nützliche Thiers hielt, weil sie fast ausschließlich von Mäusen lebten; und wenn ihm der Hohenheimer Assistent die Galle aufgeregt hatte, so wirkte ein Gespräch mit Pffiffig etwa in gleicher Weise auf ihn, wie ein niederschlagendes Pulver. Pffiffig befand sich ebenso behaglich bei dem Domänenrathe, wie bei seinen alten Freunden unter den Juden, die ihm ihre treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihm aber doch zuweilen durch ihre Neugierde lästig sielen. Mit ihrer hoch entwickelten Findigkeit und Combinationsfähigkeit hatten sie bald herausgebracht, daß Pffiffig sein Herz an irgend ein weibliches Wesen verloren haben müsse, aber allen weiteren Kreuz- und Querfragen gegenüber mar der angehende Student der Theologie stumm wie ein Fisch. „Er macht sich nichts wissen," sagten sie; „er wird schon kommen, wenn er uns nöthig hat."

Der Candidat, der schon als zukünftiger Schwager Pfifsigs sich berufen glaubte, diesen auf die Wege des Heils zu geleiten, sah die langen Besuche beim Domänenmth, dem er als erklärtem Ketzer nicht grün war, und bei den Juden sehr ungerne und gab sich alle erdenkliche Muhe, aus Pffiffig den alten Adam auszutreiben. Er war von dem Kulturkampfe, der gerade ausgebrochen war und in hellen Flammen loderte, ganz erfüllt, hielt lange Reden über die Geistesbefreiung des deutschen Volkes und über die Pflicht eines jeden Wohlgesinnten, sich durch Buße und Gebet zu der neuen Aera vorzubereiten, welche nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Christenheit hereinbreche. Aber je heftiger er seine Thesen verfocht, desto weniger fand er bei Pffiffig geneigtes Gehör.

Dieser war sehr unerquicklich angemuthet. Er erhielt von der Geliebten lange Briefe, wahre Broschüren, aus deren Gefühlsschwnnll sich immer als Kern die Aufforderung heraussschälen ließ, er möge seinen Eltern reinen Wein einschenken und seiner geliebten Clotilde die Möglichkeit verschaffen, sich mit diesen und seiner Schwester in nähere Verbindung zu setzen. Sie schrieb, sie möchte ihr Glück gern in alle Welt hinaus schreien, und sie begreife nicht, warum ihr Geliebter nicht das gleiche Bedürfniß fühle. Pffiffig wußte sich selbst nicht genügende Rechenschaft darüber zu geben, warum er das süße Geheimnis? in seinem Innern verschließe; aber so oft er mit seiner Mutter davon reden wollte, verschloß ihm eine unerklärliche Scheu den Mund. Dem Domänenrath und seinen jüdischen Freunden gegenüber hielt er sich aus guten Gründen auf der Reserve. Er mußte sehr wohl, daß Ersterer sagen würde: „Dummes Zeug! Lern' erst Dein Christenthum, weil Du es denn doch einmal lernen sollst!" Die semitischen Freunde aber kannte er zu gut, um zu wissen, daß sie ihn?, besonders aus schwerwiegenden, finanziellen Gründen, den Rath geben würden, sobald als möglich feinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er auch einige Haare dabei lassen müßte. „Fort mit Schaden," würde Moses gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schatze, den ich nicht heben kann? Ist das ein Geschäft?"

Das Studium der Theologie, das er nach den Ferien beginnen sollte, lag dem guten Pffiffig wie ein Alp auf der Brust. Er hatte mehrmals bei feiner Mutter angeklopft, um zu erfahren, was diese zu einer Veruufsnderung sagen würde, die Antwort war aber wenig tröstlich ausgefallen. Der Candidat hatte zu großen Einfluß auf das Gemüth der Frau Pfarrerin gewonnen. Ohne direct gegen Pfisfigs Pläne zu reagiren, hatte er so viel von der hohen Mission des Geistlichen, von dem christlichen Lebenswandel, zu welchem derselbe vor allen Andern berufen und auserwählt sei, gesprochen, daß Pffiffig sehr wohl einsah, es würde seiner Mutter das Herz brechen, wenn er unsatteln wollte.

Pffiffig mar sehr unglücklich. Er mußte kaum, wo Zeit und Muße hernehmen, um die Briefe seiner geliebten Clotilde zu beantworten. Der Candidat hatte nach kurzem Zetern feine Batterieen geändert. Er verfolgte den zukünftigen Schwager förmlich mit Liebe und Zärtlichkeit. Kaum hatte sich Pffiffig auf seine Stube zurückgezogen, so trat der Candidat ein, verwickelte ihn in lange Gespräche über seinen Studienplan, oder bat ihn um seine Meinung über eine Predigt, die er ihm vorlas. War der Candida! beschäftigt, so kam Schwester Luise, um ihr Herz auszuschütten, oder die Mutter, um nach seiner Ausstattung zu sehen. Flüchtete sich Pffiffig aus dem Hause in den Wald, um dort seine Korrespondenz aufzunehmen, so mar ihm der Candidat schon auf dem Nacken, noch ehe er eine Zeile zu Papier gebracht hatte. Und als Pffiffig das Suchen nach Raupen, Schmetterlingen und Käfern zum Vorwande für seine häufigen und langen Exkursionen in den Wald nahm, da schien der Candidat sich plötzlich auch für diese Geschöpfe zu interessiren, wenn er auch noch Zweifel darüber hegte, ob sie von dem Herrn des Weltalls oder von dein Verderber der Schöpfung erschaffen feien.

So verflossen die Tage und Wochen der Ferien in ungemüthlichster Weise, und Pffiffig war froh, als ihr Ende herannahte. Aber unterdessen war auch sein Widerstand erlahmt. Es ging ihm wie dem Hans von Katzenfingen:

Erst ward um aller seiner Sünden Menge,

Um jede einzeln dann zu Muth ihm kläglich!

Der Pastor triumphirte ganz unsäglich!

Als die Stunde der Abreise geschlagen hatte, war Pffiffig vollständig überzeugt, daß er sein Seelenheil nur in dem gläubigen Studium der Theologie finden könne. Mit dem Behagen eines verzweifelten Entschlusses gab er dem Candidaten das Ehrenwort, sofort nach seiner Jinmatriculation in die Verbindung „Wingolf" einzutreten, an deren Senioren ihm der Candidat einige Empfehlungen mitgab. Der Abschiedsbesuch bei dein Domänenrath hätte ihn freilich fast wankend gemacht. „Du weißt," sagte der alte Herr, „daß ich von den Schnurpfeifereieu der ‚Mappenbuben', wie sie der selige Fürst nannte, von den Maskeraden mit Cereviökavpen und bunten Bändern, mit Schlägern und Kanonentiefeln nicht viel halte, ja, daß sie mir in der Seele zuwider sind. Aber die Kopfhänger, Ducker und Mucker sind mir noch widerwärtiger. Nun meine ich gerade nicht, daß der Pedell Wagner Recht gehabt habe, als er einen Studenten dahin definirte: „Das ist ein junger Mann, der sich meinetwegen manchmal befällst^ aber ich bin der Meinung des Oberförsters von Eschwege, der seinem Sohne schrieb: ‚Von einem Studenten habe ich die Idee: Morgens in's Colleg, Nachmittags in den Wald und Abends in die Kneipe für ein oder zwei Schoppen/ Also, wenn Du den gelehrten Krimskrams dann doch einmal hinunter würgen mußt, so schlucke ihn tapfer ein, sieh' zu, daß er Dir den Appetit zum Mittagessen nicht verdirbt und spüle ihn Abends hinunter, aber mit Maß, damit Du den Kopf oben behältst, der Dir ohnehin ganz wirr werden muß von den theologischen Spitzfindigkeiten. Lebe wohl, Junge, und behalte mich in gutem Andenken, wenigstens so lange, als die paar Goldfüchse dauern, die ich Dir mit auf den Weg gebe." Pffiffig wollte gerührt

danken, aber der Domänenrath winkte ihm ab. „Geh' nur, sagte er, „in diesem Händedruck liegt Alles, was ich für Dich fühle!“ und dabei ließ er ihm eine Rolle in die Hand gleiten.

„Lerr Pfiffig," sagte Moses beim Abschiede, „der Gott Israels geleite Sie auf Ihren Wegen! Wenn dieselben aber sollten führen in die Kreuzgasse, so missen Sie, daß dort der Löb Jtzig wohnt. Er handelt zwar mit alten Kleidern, aber er ist ein gemachter Mann, und wir haben ihn missen lassen, was er zu thun hat. Er ist ein braver Mann, und er kennt den Moses von Mockheim, und der Moses kennt ihn. Wenn Sie Etwas brauchen, gehen Sie zu ihm. Er ist ein kluger Mann, und er kann Ihnen sagen, wo Bartel den Most holt, wenn Ihre Professoren es Ihnen nicht können sagen. Mehr brauche ich Ihnen nicht, zu sagen."

Einige Commilitonen, von demCandidaten bereits benachrichtigt, nahmen den „Fuchs" gleich bei der Ankunft in Empfang und geleiteten ihn in eine christliche Familie, wo er für theures Geld eine erbärmliche Stube und eine magere Kost, dafür aber viel Frömmigkeit und gottselige Tischgespräche fand. Der Hausvater mar ein magerer, im Dienste des Herrn ergrauter Mann, mit langem, straffem, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar, in dessen tiefliegenden Augen zuweilen ein unheimliches Feuer aufloderte. Er trug einen langen Rock mit enormen Taschen, wahren Speichern für TractStein und wohlgesinnte Zeitungen, betete beim Morgenkaffee, beim Mittagstische und beim Abendessen vor und leitete an den Abenden , wo er sich nicht in Versammlungen oder ComitGtzungen der Heilsarmee begeben mußte, die häuslichen Andachten, bei welchen die ältere Tochter mit schriller Stimme vorfang. Die Hausmutter mar meistens init der Wirtschaft fo sehr beschäftigt, daß sie kaum Zeit fand, ihre Hände zu falten, die sie stets an einer unsauberen Schürze abtrocknete- Einer von den Söhnen war leider! von den Wegen der Tugend, die ihn: der Vater zuweilen mit dem Stocke mies, gänzlich abgewichen und schon ein vollendeter Taugenichts, wie sein Erzeuger versicherte, obgleich er noch in Quarta über lateinischen Wörtern und Satzbildungen schwitzte. Seine Kameraden versicherten, er sei der beste Spielgenosse, stets heiter auf der Straße, in Feld und Wald; aber sobald er sich dem Hause seiner Eltern nähere, komme eine furchtbare Langemeile über ihn, die erst weiche, wenn er der Thürs wieder den Rücken kehre. „Ich will sehen," sagte der Junge mit kindlicher Offenheit zu Pfiffig, „ich will sehen, wie lange Du es bei uns aushältst! Du siehst mir nicht danach aus, als ob es Dir hier gefallen könne. Oder bist Du auch einer von den Calfactern, die dem Papa gleich hinterbringen, was ich thue oder nicht thues"

Solcher Empfang heimelte den guten Pfiffig um so weniger an, als er bald merkte, daß er auf Schritt und Tritt überwacht sei. Doch kam ihm diese Erkenntniß nur nach und nach; erst nach einiger Zeit verstand er den Sinn mancher Anspielungen, die der Herr Secretär, wie der Hausvater genannt wurde, in feinen erbaulichen Reden machte.

Als er sich zu verschiedenen Collegien meldete, merkte er bald, daß in der Facultät selbst nicht Alles im Einklang war. Der Decan, in dessen Hände er sein Gelöbniß ablegte, mar trotz der hohen Würde eines Superintendenten, die er bekleidete, ein jovialer alter Herr, rationalistisch angehaucht und aller Kopfhängerei abhold. Er sah seine theologischen College« nur in den Facultätssitzungen, trank seinen Schoppen und rauchte seine Pfeife im Club mit Medicinern und Juristen, ließ Gott einen guten Mann sein und erzürnte sich nur, wenn die Candidaten ihm Propredigten brachten, in welchen, wie er zu sagen pflegte, zeitliche Ehre und ewige Verdammnis; zusammengekuppelt und der Teufel zum Schrecken für Frauen und Jungfrauen an die Wand gemalt war. „Ihre Predigt ist ganz nett für einen Anfänger," hatte er einein Candidaten bei Zurückgabe seines über und über von ihm mit schwarzen Strichen gespickten Manuscriptes gesagt, „aber wenn es Ihnen nichts verschlägt, so wollen wir ‚das schwarze Kerlchen' herausstreichen!" Die Predigt hatte freilich durch das Wegstreichen des Teufels alles Salz verlören.

„Herr Pfiffig von Mockheim?" hatte der Decan gesagt, indem er seinem jungen Freunde derb auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Ich bin immer gern auf Kirchenvisitation nach Mockheim gegangen! Wir haben recht vergnügte Stunden dort verlebt! Grüßen Sie mir bestens Ihren Herrn Vater und den Herrn Domänenrath. Ein ausgezeichnete Landwirth, nicht wahr? Er hat in Frankreich gelernt, wie man Kapaunen und Indians inäset. „Ja," sagte der Decan, mit der Zunge schnalzend, „grüßen Sie mir die beiden würdigen Herrn recht sehr und lassen Sie es sich wohl sein bei uns! ^ pi-opo»! Wo wohnen Sie denn? Bei Herrn Secretär Meyer? Da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen! Wenn Sie sich bei dem gehörig beschlagen lassen, dann werden Sie auf der Himmelsleiter nicht ausgleiten!"

Ganz anders war der Empfang bei Sr. Ehrwürden, dem Professor der alttestamentlichen Eregese und Universitätsprediger, Consistorialrath Pfannkuchen. „Ich habe mit Freuden vernommen," sagte dieser, „daß Sie sich unserm kleinen, aber opferwilligen Häuflein angeschlossen haben. Fahren Sie fort, sich zu festigen im Glauben, der uns vor Allem Roth thut! Ich bete zum Herrn, daß seine starke Hand Sie zurückhalten möge von den Versuchungen dieser eitlen Welt. Der Herr hat Sie vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, um in den vordersten Reihen der Glaubensstreiter zu kämpfen gegen den Hochmuth seiner Verleugner, gegen die Maßlosigkeit der Materialisten, die sich auf eine nichtige Wissenschaft stützen und die ewigen Wahrheiten nicht erkennen wollen, die Er durch den Mund der Propheten verkündet hat. Ich weiß, daß Sie sich früher auch zu solchen Bestrebungen haben mitreißen lassen, daß Sie aber das Blindmerk des Bösen abgeschüttelt und ihm den Rücken gekehrt haben. Der Herr segne Ihren Eingang in den Tempel, und sein Antlitz leuchte über Ihnen in der Stunde der Versuchung."

Dem guten Pfiffig wirbelte der Kopf, und je weiter er sich in das Studium der Theologie versenkte, je eifriger er an den Andachtsübungen und frommen Gesprächen Antheil nahm, in die seine Hausgenossenschaft und die Debatten des Wingolf ihn verstrickten, desto stärker wurden die Nebel, welche in seinen: Hirne aufstiegen. Einmal faßte er sich ein Herz und klagte dem Decan, der ihn stets wohlwollend aufgenommen hatte, seine Noth. „Freundchen," sagte der Decan, mitleidig lächelnd, „was soll ich Ihnen sagen? Es giebt ein altes Sprichwort: Wer.unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Sie sind unter den Wölfen — heulen Sie mit, so lange Sie können, wenn Sie Ihren Weg machen wollen! Sie sehen mich an, als wollten Sie fragen, warum ich nicht auch mitheule? Ich habe meinen Weg gemacht, habe es also, Gott sei Dank, nicht nöthig!"

Pfiffig fand diese Antwort des Decans wenig tröstlich — um so weniger, als er sich in einer verzweifelten Gemüthslage befand. Clotilde bestürmte ihn mit Briefen und unglaublichen Aufträgen, die ihn bald zu einem ständigen Kunden der Parfümerieläden und Modegeschäfte der kleinen Universitätsstadt machten. Man munkelte darüber im Wingolf, und die Senioren desselben begannen schon zu berathen, ob es nicht am Platze sei, ihm eine Verwarnung zu geben. Der Herr Secretär machte bei den Abendgebeten stets deutlicher werdende Anspielungen, sprach von „Fallstricken der Tugend" und „Abgründen des gottgefälligen Lebenswandels" und deutete vorsorgend an, er werde gezwungen sein, Ehrmurdn über die Räude zu berichten, welche eines seiner Schafe zu befallen drohe.

Pfiffig hätte diese Sticheleien vielleicht mit stoischem Gleichmuthе ertragen, wenn er nicht mit Bedauern bemerkt hätte, daß seine finanziellen Verhältnisse auf stark geneigter Ebene abwärts glitten. Die Pension war theuer und schlecht; der Wingolf kostete, trotz des asketischen Lebenswandels der Genossen, fast mehr Geld als ein fröhliches Kneipleben. Der Secretär sammelte bald für diesen, bald sür jenen frommen Zweck, und da man wußte, daß Pfiffig von dem Grafen unterstützt wurde, also über einen, in den Augen der übrigen Genossen bedeutenden Wechsel zu verfügen hatte, so wurde er ausgiebig in Anspruch genommen. Die Goldfuchse des Domänenrathes flogen um die Wette für die Ansprüche der frommen Gemeinde und für die Besorgung der Aufträge Clotildens auf Nimmerwiedersehen aus. Pfiffig hatte sogar eine Mamille „auf Pump" nehmen müssen, und die Putzmacherin, welche dieselbe geliefert hatte, drohte mit Klage. Ein Wingolfbruder bei einer Putzmacherin verschuldet! Unerhört! Welcher Scandal in der frommen Gemeinde! Welcher Jammer im elterlichen Hause!

Da ging Pfiffig zu Löb Jtzig. Einem Wingolfbruder, dem er an der Thüre des kleinen Ladens begegnete, sagte er, er wolle einen alten Flaus kaufen, um seinen noch ziemlich neuen Rock zu schonen. „Ein Wingolf," sagte der Freund, „kauft bei keinem Juden!" — „Kannst Du mir einen Christen nennen, der mit alten Kleidern handelt?" fragte Pfiffig. Der Wingolf schüttelte den Kopf, spuckte aus und ging weiter. Pfiffig trat in den Laden.

Es sah darin nicht sehr einladend aus. Ein alter Mann in schmutzigem Rocke, mit einer vergriffenen Samintinütze auf dem Kopfe, Hantitte zwischen alten Kleidern und Geräthen aller Art. Kaum, daß Pfiffig in dem Halbdunkel des Gewölbes die Umrisse seiner Gestalt erkennen konnte. „Ich möchte den Herrn Löb Jtzig sprechen," sagte Pfiffig. ^ „Nun," antwortete der Angeredete, „wer kennt nicht den Löb Jtzig? Nur die Füchse kennen ihn nicht. Wer ist der Herr?" — „Ich heiße Pfiffig!" — „Gott soll's wissen! Herr Pfiffig von Mockheim? Der Moses hat mir geschrieben! Aber nicht hier. Kommen Sie mit!"

Der Alte nahm Pfiffig an der Hand und führte ihn durch einige dunkle, mit Waaren gefüllte Räume in ein kleines, elegant möblittes Zimmer. „Setzen Sie sich. Erlauben Sie einen Augenblick! Essen Sie Mazzes? Ich glaube, der Moses hat mir gesagt, er schicke jedes Jahr welche Ihrer Frau Mutter, die habe sie für's Leben gern! Sar'chen, rief der Alte zur Thüre eilend, „bring' Mazzes und ein Fläschchen von dem Chios-Wein! Ein lieber Gast! Erlauben Sie einen Augenblick. Machen Sie sich's bequem unterdessen."

Löb Jtzig verschwand für kurze Zeit. Pfiffig sah sich verdutzt in dem behaglichen Zimmer um. Einige Broncen, chinesisches Porzellan auf Etaguren, einige niedliche Oelgemälde in alten Nahmen, ein türkischer Teppich, ein eingelegter Tisch, bequeme Sessel darum, — welcher Unterschied von dem Laden!

Löb Jtzig tauchte wieder auf in feinem Nocke, mit einem goldgestickten Samtmützchen auf dem Kopfe, gefolgt von einer Magd, die das Ostergebäck und eine seltsam geformte Flasche mit einigen venetianischen Gläsern trng. Löb Jtzig schenkte ein. „Zum Willkomm, Herr Pfiffig! Er ist ächt! Lassen Sie sich's schmecken! So, jetzt können wir sprechen mit einander! Der Moses hat mir geschrieben. Ich weiß Alles! Der Moses ist mein Freund, ein braver Mann! Und er hat mir gesagt, ich soll Ihnen rathen und soll Ihnen helfen, weil Sie seien sein junger Freund. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Es dauerte nicht lange, und Pfiffig war ausgequetscht wie eine Citrone. Selbst das Geheinmiß mit Clolilden war enthüllt, obgleich Löb Jtzig bedenklich das Haupt geschüttelt hatte. „Ist kein Geschäft, Herr Pfiffig," hatte er gesagt. „Mit dem Vater und dem Großvater habe ich gute Geschäfte gemacht — aber mit der Tochter ist kein Geschäft mehr. Aber ich will Nichts gesagt haben. Was thu' ich mit einem Schloß, wenn Nichts darin verschlossen ist? Aber die Mantisie war zu theuer! Gott, Herr Pfiffig, warum kamen Sie nicht vorher zu mir?" Er schellte. „Sar'che, sag' dem Rebekk'che, es soll kommen einen Augenblick. Es ist meine Tochter, Herr Pfiffig! Sein Sie nur ruhig! Das Rebekk'che ist ein verständiges Mädchen und verlobt mit einem Juwelier in Paris, ein gutes Haus!"

Rebekka mar nicht schön, aber anziehend. Schlanker Wuchs, feiner olioenfarbiger Teint, dunkle Augen, aber etwas aufgeworfene Lippen und scrophulös geschwollene Nasenspitze. Nach den gewöhnlichen Begrüßungssormeln sagte Löb: „Rebekk'che, Du sollst dem Herrn Pfiffig behülflich sein. Du wirst für ihn kaufen, was er braucht für seinen Schatz und wirst Buch führen über seinem Geld. Du wirst buchen, was ich Dir sage und nicht buchen, was er Dir sagt. Und Du wirst der Henriette Schneider sagen, sie soll Dir die Rechnung über die Mamille geben und ich werde sie zahlen, wie es recht ist. Du verstehst mich?" — „Ja, Vater!" „Und Herr Pfiffig wird uns die Ehre anthun, nächsten Donnerstag Abends bei uns zu essen. Nicht wahr, Herr Pfiffig?"

Pfiffig stutzte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Was würden der Wingolf, der Secretär, der Consistorialrath sagen, wenn sie erführen, das; er eine Einladung zu einem Semiten angenommen habe?

Löb Jtzig lächelte. „Ich weiß, Herr Pfiffig! Aber Sie wissen, in dem Hause neben uns wohnt der Actuar Müller. Der ist von Ihren Leuten. Sie werden zu ihm gehen am Donnerstag und jedes Mal, wenn Sie zu uns kommen wollen, was uns eine große Ehre sein wird, und Sie werden dem Manne sagen, Sie seien eingeladen, und er wird sie führen. Sie sollen nicht gesehen werden, daß Sie in mein Haus gehen."

Pfiffig kannte den Actuar als einen der Eifrigsten in der stillen Gemeinde, der sich besonders durch seinen Antisemitismus bemerklich machte. Er unterdrückte einen Aufschrei der Verwunderung. Löb sprach aber ruhig weiter: „Ich werde den Herm Müller berichten. Er ist so schlimm nicht, als er aussieht. Der Mann hat viele Kinder und schmalen Verdienst. Was soll er machen? Er muß heulen mit den Wölfen. Wie ist es, Herr Pfiffig, wollen Sie nicht sich betheiligen an den Actien für die Zeche ‚Gotthelf'? Das Papierchen wird gut — in vierzehn Tagen wird es machen zehn Procent Prämie. Rebekk'che, schreib' den Herrn Pfiffig für zwanzig Actien ein. Mit so jungen Leuten, die nichts verstehen vom Geschäft, hat man immer Glück; Gott segnet ihren Eingang!"

Der Actuar empfung Pfiffig, als dieser zur bestimmten Stunde bei ihm vorsprach, mit einem stummen Gruße, geleitete ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in ein Hinterhaus und öffnete eine doppelt verriegelte Thür, die in einen kleinen Hof führte. Dort erwanete ihn eine Magd, die ihm in Löb Jtzigs Hinterhaus vorleuchtete. Er fand fröhliche Gesellschaft, vortreffliche Speisen, die ihm nach der mageren Kost bei dem Secretär besonders nmndeten, gute Weine, denen er tapfer zusprach, feine Havannah

Nmd und Süd, XI.VIII., I«, 12

Eigarrcn und nach türkischer Art bereiteten Kaffee, der die Nebel einiger maßen niederdrückte, welche in seinem Kopf aufzusteigen begannen. Rebekka spielte nach dem Essen einige Stücke von Chopin, eine ihrer Freundinnen sang sogar eine französische Romanze. Pfiffig unterhielt sich vortrefflich, trotz der Zudringlichkeit einer alten, in hell schreienden Farben aufgeputzten Matrone, die ihm hart mit Fragen aller Art zusetzte. Als die Gesellschaft aufbrach, wurde Pfiffig gebeten, noch einige Minuten zu verweilen und wurde dann durch das Müller'sche Haus auf demselben Wege entlassen, auf dem er gekommen war. „Niemand braucht zu wissen, daß Sie bei mir waren," sagte Löb Jtzig beim Abschiede, „und die bei mir waren, die machen sich Nichts wissen."

Nach einiger Zeit, während welcher er öfter Gast bei Löb Jtzig gewesen war, bemerkte er mit Erstaunen, daß der Wind im Wingolf sich zu seinen Gunsten gedreht habe. Man sprach von speciellen Abendandachten, die er mit dem Actuar Müller habe, der als eine feste Säule im Glauben betrachtet wurde, und einige eifrige Wingolsiten drangen sogar in den Actuar, sie an diesen Hebungen Antheil nehmen zu lassen. Aber Müller wehrte ab mit der Bemerkung, es sei ein gottgefälliges Werk, an dem er mit Pfiffig arbeite, und das nur sie allein zu Ende führen könnten.

Nach einigen Wochen meldete Löb Jtzig, daß Gott die Papierchen Pfiffigs gesegnet habe. „Mit Ihrer Erlaubniß," sagte er den: jungen Manne, „habe ich sie verkauft. Ich sage Ihnen nicht, wieviel Sie dabei verdient haben; aber das Rebekk chen hat's gebucht, mit Abzug vonCommission und Zinsen, und ich glaube, Sie haben wohl gethan, sie zu verkaufen, denn ich fürchte, die Kohlen werden flau. Aber Sie haben Etwas vor sich gemacht, und das Rebekk'chen wird sorgen, daß es Ihnen erhalten bleibt."

Pfiffig befand sich, trotz des angenehmen Eindrnckes, den ihm diese Worte machten, in höchst schwankendem Gemüthszustande. Die Nachrichten von Hause lauteten nicht tröstlich. Die Hirnerweichung seines Vaters hatte so zugenommen, daß der Candidat zum Pfarrverweser hatte ernannt werden müssen, und die Hochzeit mit zseiner Schwester Louise war anberaunt. Clotilde wollte durchaus als erklärte Braut an dem Familienfeste Antheil nehmen, schrieb die ttberschwänglichsten Briefe und machte unsinnige Bestellungen. Rebekka, welche die Besorgung dieser Aufträge übernommen hatte und sie in billigster Weise gewissenhaft ausführte, ließ hie und da einige spöttische Bemerkungen fallen, die immer einen wunden Fleck trafen. Sie hatte zuweilen unter dem Borwande, Pfiffigs Angaben nicht recht zu verstehen. Einficht von Clotildens Briefen genommen und in sarkastischer Weise den Stil und die „schönen Gedanken" belobt. Aus den Gesprächen mit Rebekka und einigen ihrer Frenndinnen hatte Pfiffig aber bald entnommen, daß ihm dieselben in der Kenntnis; der klassischen deutschen Schriftsteller wie der neueren Literatur weit überlegen waren, und daß neben manchen verschrobenen Urtheilen auch viel gesunde Kritik mit unterlief. Je mehr er in diesem Kreise verkehrte, der so vielen praktischen Sinn bethätigte, je mehr er an den Unterhaltungen Theil nahm, die mit scharfem Witze gepfeffert waren, desto hohler tönten ihm die aufgebauchten Phrasen in Clotildens Briefen, desto gekünstelter erschien ihm ihr ganzes Wesen. Er antwortete kurz, barsch, verdrossen; lachte grimmig zufrieden über die Vorwürfe, welche ihm die Post brachte, und kam endlich zu dem Entschlusse, mit Elotilden zu brechen und sie, wie der

Förster sich ausdrückte, wieder Kaiman werden zu lassen.

Zu der Unruhe, in welcher dieser Entschluß allmählich reifte, gesellte sich das peinliche Gefühl, welches ihm feine Doppelstellung zwischen Semiten und Antisemiten einflöbte. Der Consistorialrath hatte ihn rusen lassen, ihn höchlichst wegen seines gottgefälligen Wandels belobt und in seiner Rede durchblicken lassen, daß er weiter gehende Pläne für seine Zukunft habe; der Decan hatte ihm in seiner derben Art gesagt, Heulen sei zwar zweckmäßig, man müsse es aber nicht zu weit treiben, sonst werde 6s der Gesundheit schädlich und den Ohren der Nachbarn unangenehm; sein Freund Möschel warf ihm die ärgerlichsten Dinge in das Gesicht, schimpfte über die „Duckmäuser" und „Gottestrapveler," denen er sich angeschlossen habe, und erging sich in faulen Redensarten über die Art und Weise, wie sein Vater Pffiffig empfangen werde, wenn dieser.in der Absicht, mit dein Krokodilchen einige Schäferstündchen abzuhalten, in dem Forsthaus einkehren sollte.

Pffiffig suchte die quälenden Gedanken durch fleißigen Besuch der Eollegien, durch eifriges Studium der Hefte und durch lärmende Betheiligung an den Andachtsübungen zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte sich verstrickt in Heuchelei und Lüge, er sehnte sich hinaus aus der dumpfen Luft, die auf ihm lastete. Er trug sich zuweilen mit dem Gedanken, mit einem Nucke die Bande, die ihn umstrickten, zu sprengen, Theologie, Wingolf und Clotilden zu gleicher Zeit abzuschütteln und ein neues Leben anzufangen. Aber wenn er glaubte, den Entschluß gefaßt zu haben, wenn er im Begriffe war, den entscheidenden Schritt zu thun, dann trat ihm die Erinnerung an seine Mutter schreckend entgegen. Er wußte, daß ihr dieser Schritt ihres Sohnes das Herz brechen würde, und er ergab sich in sein Schicksal, ging in die Vorlesungen, schrieb seine Hefte, betete mit dem Wingolf, ersuchte Rebekka, Schminke und allerlei Tand für Clotilde zu kaufen, und rauchte, wenn es ihm gar zn trübe zu Muthe wurde, eine Havannah von Löb Jtzig, die ihm dieser beim Abschiede in die Tasche seines Paletot zu stecken pflegte. Er gefiel sich in dem Gedanken, daß seine Zukunftspläne den feinen Rauchwölkchen glichen, welche sich nach und nach in der Luft auflösten, und fand in der weißen Asche, die fest an der brennenden Cigarre haftete, einige Aehnlichkeit mit dem Zustande seines Gemüthes. Er prägte sich die Worte des Decans und Löb Jtzigs tief ein; und wenn er heulte, so heulte er innerlich, wie einst die Grenadiere Friedrichs des Großen innerlich räsonnirten.

Ein unerwartetes Ereigniß rüttelte ihn auf.

Der Idiot, der sein stillvergnühtes Leben in dem Pfarrhause gemüthlich weiter geführt hatte, mar in einem unbewachten Augenblicke einer Ente, die er zärtlich liebte, in den Bach nachgewatschelt und wäre dort ertrunken, wenn Psifsigs Mutter ihn nicht mit eigener Gefahr gerettet hätte. Die alte Frau war entschlossen in den Bach gesprungen, hatte sich eine starke Verkältung und eine Lungenentzündung zugezogen, die sie in wenigen Tagen weggraffte. Pffiffig, eiligst herzuguerufen, fand sie mit dem Tode ringend. Die Gehirnlähmung seines Vaters war schon so weit vorgeschritten, daß dieser kein Gefühl von dem Verluste hatte, der ihn betraf. Nachdem er die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, zu Grabe geleitet, kehrte Pffiffig auf die Universität zurück.

Während der Reise reifte fein Entschluß. Aber er hatte durch den Umgang mit Löb Jtzig und dessen Familie gelernt, den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Pension, welche man für den Idioten zahlte, hatte größtentheils zu seinem Unterhalte auf der Universität gedient. Seines Vaters Tod war, wie ihm der Doctor versichert hatte, binnen kurzer Frist voraus zu sehen. Er konnte zwar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß man den Idioten auch fernerhin in seinem elterlichen Hause unter der Obhut Luisens und ihres zukünftigen Gatten belassen werde. Anderseits aber schien es ihm nicht minder gewiß, daß sein Herr Schwager unmittelbar die Hand von ihm abziehen werde, sobald er seine bisherige Laufbahn mit einer andern vertauschte. Das „Narrengeld," wie Freund Möschel in seiner derben Manier zu sagen pflegte, blieb dann in den Händen desjenigen, dem der Idiot anvertraut war. Pffiffig kannte seine Wingolfbrüder zu gut, um nicht zu wissen, daß das rüdisge Schaf von einem Tage zum andern mittellos in die Welt hinausgestoßen werden würde, wenn es sich gelüsten lassen sollte, Nebenwege zu betreten. Er knirschte vor Zorn; aber die rauhe Wirklichkeit, die keinem unmächtigen Grimm wich, stand vor ihm und hielt ihn fest in den nur zu gut genieteten Fesseln.

Pffiffig erbat sich ein Gespräch mit Löb Jtzig unter vier Augen. Sie saßen lange zusammen in der gemüthlichen Stube, wo er zum ersten Male empfangen morden mar, und „diwwerten," wie Löb sich ausdrückte, eingehend über die Lage der Dinge, die Pffiffig bis in die geringsten Einzelheiten ausmalen mußte. Als Löb sich genügend unterrichtet glaubte, sagte er: „Es eilt nicht, Herr Pffiffig! Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit, um darüber nachzudenken. Aber erst noch eine Frage: Was wollen Sie werden, wenn Sie umsatteln?" — „Ich möchte Medicin studiren." — „Waih geschrieen!" sagte Löb. „Es dauert lang und kostet viel! Muß ich das Rebett'che fragen, wie Ihre Geschäfte stehen. Es hat ein Bischen speculirt, für Sie, aber ich weiß nicht, ob Sie viel dabei gewonnen haben. Was thu' ich mit einem Landarzt? Er muß sich abschinden bei Tag und bei Nacht; die Bauern zahlen schlecht und die kleinen Beamten noch schlechter, und die Pfarrer bezahlen ihn, indem sie seine Kinder umsonst taufen. Bringt er am Jahresschluß die beiden Enden zusammen, so kann er froh sein! Aber ich will sehen!"

Nach einigen Tagen sagte Löb: „Ich glaube, es kann gehen, Herr Pffiffig, aber mit knapper Roth. Ich hab's überdacht. Es wäre besser, nicht auf den Doctor zu studiren. Sie tonnten's machen, aber es bliebe am Ende nicht so viel übrig, um eine Lanzette zum Aderlassen zu kaufen, Sie sind noch jung und brauchen sich nicht zu übereilen. Eins nach dem Andern. Sie wollen das Frauenzimmer mit seinem verwunschenen Schloß abdanken? Thun Sie das gleich! Sind immer wenigstens hundert Mark im Jahre gespart! Und dann machen Sie gleich Ihr Jahr als Freiwilliger. Es muß sein. Ich wollte, es märe nicht, aber es muß sein. Mein Sohn ist auch Freiwilliger gewesen und ist Vice-Feldweibel geworden und soll merden Reserve-Offizier. Er wird's, er wird's auch nicht, weil er ist von unsere Leut! Aber Sie müssen werden Reserve-Offizier! Das macht seinen Mann und gilt zehntausend Mark mehr für die Mitgift, wenn Sie wollen machen eine Partie. Für Sie ist der Dienst sehr gut. Verloren ist das Jahr, so wie so. Es ist nichts während der Zeit mit dem Studium. Und der ^Dienst ist eine gute Entschuldigung. Das wissen die Herren so gut wie ich. Bis das Jahr herum ist, kann sich Vieles ändern, und Sie können dann zusehen, ob Sie wollen weiter rühren die Harfen von Zion."

Pffiffig fand, daß der Rath gut sei. Er hatte zwar schon erfahren, daß der Consistorialrath und der Wingolf den Dienst in der Universitätsstadt nicht sehr gerne sahen, weil der dortige Commandant den Frommen nicht hold war und ihnen hartnäckig den zu Andachtsübungen unerläßlichen Urlaub versagte, so daß sie es meist vorzogen, eine andere Universität zur Ableistung ihres Dienstjahres aufzusuchen. Aber Pffiffig führte, als man ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam machte, siegreich seine Stipendien, die er nur hier beziehen könne, und die Krankheit seines Vaters in das Feld, die ihm die Pflicht auferlege, so nahe als möglich bei feinem Heimatsorte zu bleiben. Man würdigte diese Gründe in der Zuversicht, daß man nach Ablauf des Dienstjahres die Zügel um so schärfer werde anziehen können.

Der Bruch mit Clotilden vollzog sich leichter, als Pffiffig es ermattet hatte. Während einer ganzen Woche hatte er sich den Kopf zermartert, um den richtigen Ton und ausreichende Gründe zu finden; ein Dutzend Briefe hatte er vernichtet, um endlich ein absurdes Schreiben abgehen zu lassen, von dem sein Freund Möschel, wenn er es hätte lesen können, versichert haben würde, es sei mit Blödsinn gespickt, wie ein Hase in der Bratpfanne. Mit einigem Herzklopfen erwartete Pffiffig eine Antwort voll der bittersten Vorwürfe, Schwüre, Bethuerungen und Anklagen. Er erhielt ein unfrankirtes Schreiben, in das ein vertrocknetes Vergißmeinnicht eingelegt war, mit den Worten: „Möge das Bewußtsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzn schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Varlingen."

Pffiffig faßte sich wie ein Mann. Er rollte das Vergißmeinnicht mit dem Briefe zu einem Fidibus zusammen, steckte sich eine Löb'sche Havannah damit an und las zu seiner Beruhigung das Lenau'sche Lied von den drei Zigeunern, während er sich in eine dichte Wolke duftenden Rauches hüllte. Als er den Schluß gelesen, schien es ihni, als ob ihin das Leben weit weniger nachte, und bei genauer Ueberlegung fand er, daß er keinen Grund habe, es dreifach zu verachten. Zufrieden mit sich und der Welt, legte er sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, sogar ohne von Clotilden zu träumen.

Er fand Geschinack am Dienste, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht mehr täglich beten und Hymnen singen mußte. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich in den Collegien in Uniform und bat um Entschuldigung seiner Versäumnisse wegen Dienstabhaltungen. Im Vollgefühle des Contrastes begeisterte er sich für Tirailleurdienst und Schnellfeuer, ja sogar für den Parademarsch und den Stechschritt. Seine Vorgefetzten bedauerten, daß er Theologe sei, und er erwiderte ehrerbietig: es sei noch 'nicht aller Tage Abend, und man könne das Beste von ihm hoffen.

Der Candidat hatte die definitive Bestellung als Pfarrverweser mit der Zusicherung der Nachfolge erhalten und war nun mit Luisen in den Stand der Ehe getreten. Da die Trauerzeit sür die Mutter noch im Anfange war, so wurde die Hochzeit in aller Stille gehalten. Pffiffig hatte Dienstabhaltung; er sandte schriftlich die besten Wünsche, mit einem hübschen Geschenke für Luise, das Rebekka wohlfeil auf einer Auction erstanden hatte.

Kurze Zeit darauf starb sein Vater. Der Hauptmann ertheilte ihm für einige Tage Urlaub. Pffiffig eilte nach Hause und besuchte nach Erfüllung seiner Sohnespflicht seine alten Freunde, worüber sein Schwager, jetzt Pfarrer, ein schiefes Gesicht schnitt.

„Ich habe gehört," sagte Moses, „daß Sie zu Löb Jtzig ein Freund geworden sind. Nicht wahr, ein braver Mann? Schade, daß fein Rebekk'che schon verlobt ist! Ich habe sie besucht, und Beide haben mir viel gesagt von Ihnen, und ich habe mich gefreut, habe Sie aber nicht besucht, weil ich nicht wollte, daß Sie werden compromittirt! Aber wenn Sie wieder gehen zurück auf die Universität, grüßen Sie den Löb Jtzig und das Rebekk'che von nur! Und was Sie betrifft — was ich gesagt habe, das Hab' ich gesagt, und der Moses hält sein Wort!"

Der Domänenrath saß im Lehnstuhl und rieb sich das eingewickelte Bein. „Ich habe meinen alten Freund, Deinen Bater, nicht zu Grabe geleiten können," sagte er. Das thut mir leid. Aber sprechen wir nicht davon! Du steckst ja im bunten Rocke! Immerhin besser, als im Talar!

Wie ist es? Hast Du Dein Christenthum bald gelernt? Man hat mir gesagt. Du stecktest tief darin. Schade! Ich hätte sonst ein kleines Plänchen sür Dich gehabt!"
„Bitte, reden Sie!"

„Du mußt Dich aber nicht ärgern," sagte treuherzig der Alte. „Siehst Du, wenn man so in den Lehnstuhl gebannt ist, macht man sich allerlei Gedanken, für sich und Andere. Mit mir geht es nicht mehr lange. Vielleicht noch ein paar Jährchen, dann wird es eines schönen Tages heißen: Das Ziverlein ist dem Geheimen Domänenrathe ganz heimlich zum Herzen getreten. Nun, siehst Du, möchte ich Mockheim nicht in den Händen der Sausewinde lassen, wie man mir deren in der letzten Zeit einige auf den Hals gehetzt hat. Du bist doch zum Pfarrer verdorben, mein Junge,'und thätest besser, Weizen zu säen, als Dein Korn auf unfruchtbares Erdreich auszustreuen. Deine Eltern sind todt. Du bist nicht mehr verbunden, ihnen zu Liebe Pfarrer zu werden. Ich habe schon mit dem jungen Grafen gesprochen. Der war Anfangs Feuer und Flamme für die Hohenheimer und Consorten; aber als er die JahreSrechnung sah und statt harter Thaler hohle Ziffern erhielt, da kam ihm die Sache weniger plausibel vor. Er läßt mir freie Hand für die Ausbildung meines Nachfolgers. Willst Du zu dem Amtmann Steiner auf den Neuhof gehen? Der versteht die Landwirthschast aus dem Grunde, und wenn Du Dich ein paar Jährlein gut bei ihm hältst, so kriegst Du den Rummel los und kannst dann hier die Sache für mich besorgen, bis ich abgehe. Was meinst Tu dazu?"

Pstfstg sprang auf und siel mit lautem Schluchzen deni Domänenrath um den Hals. „Sachte, mein Junge," sagte dieser, „bedenke mein Bein! So laß doch los! Willst Du mich jetzt schon erwürgen? Das märe zu früh! Warte damit, bis Dir die Nachfolge gesichert ist! Dazu muß der Steiner erst sein Wort sagen, von dem hängt Alles ab. Er verlangt sehr viel von seinen jungen Leuten; aber wenn sie sich gut rauchen, dann sorgt er auch für einen Deckel auf die Pfeife. Also Du willst?"

Pffiffig war zu überwältigt, um ein Wort finden zu können. Er nickte nur mit dem Kopfe, während er die Thränen zu trocken suchte, die ihm über die Wangen rollten.

„Ich Hab' mir's wohl gedacht," sagte der Domänenrath. „Aber deshalb brauchst Du nicht zu heulen, wie ein Schloßhund, und zu schluchzen, wie eine alte Jungfer, der ihr letzter Liebhaber durchgebrannt ist. Laß uns jetzt überlegen, was zu machen ist. Ich halte es vor der Hand für das Beste, daß Du die Sache nicht an die große Glocke hängst. Diene Dein Jahr aus. halte reinen Mund und thue so, als wolltest Du nach vollendeter Dienstzeit Deine Studien fortsetzen. Mit dem Steiner werde ich unteroessen Alles in's Neine bringen. Dann kommst Du in den Ferien hierher, , bringst Deine Siebensachen mit unter dem Vorwande, Du wolltest sie zu Hause in Ordnung bringen lassen, kündigst von hier aus schriftlich Dein Logis und verlangst Deine Ermatriculation. So verschwindet Du von der akademischen Bildfläche «ans tamdour ui trcimpotts, wie die Franzosen sagen. Ich werde Dir dann ein Zimmer hier im Schlosse einrichten lassen, wo Du bleiben kannst, bis Du auf den Neuhof abgehst. Abgemacht!"

„Aber, Herr Domänenrath," wandte Pffiffig ein, „ich kann ja bei meiner Schwester —"

„Ja wohl," brauste der Tomänenrath auf. „Hat das ‚Nechtsum! Linksum!' Dir das Gehirn schon so vernagelt, daß Du nicht einsiehst, wie es dann kommen wird? Meinst Du, Dein Schwager würde Dich nicht, trotz aller christlichen Sanftmuth, sofort aus dem Hause werfen? O heilige Einfalt! Nun, Du hast einige Monate Zeit, Dich darauf vorzubereiten. Lehr' mich die Sorte kennen! Wenn sie Wind von der Sache bekommen, so werden sie Mittel und Wege finden, dem Steiner, dein jungen Grafen und Allen, die mit ihnen in Berührung kommen. Flöhe in die Ohren zu setzen und die Sache zunichte zu machen. Du kannst Dir dann das Maul wischen, nachdem Du es hast spazieren lassen!"

Pffiffig sah ein, daß der Domänenrath Recht hatte. Er gelobte beim Abschiede seinem Schwager, daß er auf dem Wege des Heils fortwandeln werde, besuchte noch eilig, ehe er wieder in den Dienst trat, den Consistorialrath, sprach zu dem Secretär einige salbungsvolle Worte und benutzte die erste freie Stunde, um Löb Jtzig aufzusuchen.

„Sprechen wir nicht von dem Tobten, Herr Pffiffig," sagte dieser. „Ich bin schon ein alter Mann und hab's nicht gern. Der Moses hat mir gesagt, Ihr Herr Vater war ein braver Mann, und alle unsere Leute in Mockheim trauern um ihn, haben ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihr Haupt gestreut, Sie haben Recht, um ihn zu trauern. Aber wer kann's ändern? Sprechen wir von Ihnen. Sie sind jetzt ein freier Mann, so weit Ihnen nicht hat zu befehlen der Hauptmann. Immer noch Doctor?"

„Nein, Herr Jtzig. „Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will Lcmdwirth werden!"

Löb sprang auf, als ob er einen Stich erhalten hätte. „Landwirth?" sagte er. „In Kamerun? Weis; ich doch, daß es giebt in den Karten einen Konig ohne Land, aber ich habe noch nicht gehört, daß es kann geben einen Landwirth ohne Land! Wie komme ich mir vor?"

Pffiffig wußte, daß er auf die Verschwiegenheit Löbs Häuser bauen könne. Er setzte seinem Berather den ganzen Plan auseinander, nannte ihm die Namen und bat ihn zugleich, Niemand Etwas davon zu sagen, selbst Moses und Rebekka nicht. Löbs Gesichtszüge glätteten sich nach und nach, er athmete tief auf, wiegte den Kopf, nickte beistimmend, und als Pffiffig geendet hatts, stieß er mit ihm an und sagte: „Ein gescheiter Mann, der

Herr Domänenrath Neumann, und ein braver Mann! Ich kenn' ihn wohl! Mache ich doch viel Geschäfte mit ihm, das heißt, nicht ich, aber doch ich! Sie verstehen mich. Er ist grob, wie Saubohnenstroh; aber was er sagt, ist gesagt, und was er spricht, bleibt gesprochen! Und den Herrn Amtmann Steiner kenne ich auch. Ein feiner Mann und ein kluger Mann! Er kann mehr als Brot essen und versteht das Vieh, wie Keiner im ganzen Lande, Kleinvieh und Großvieh und auch die Pferde. Sie werden sein in guten Händen, und wenn wir werden erhalten Ihre Karten, ich und das Rebekkche, die dann wird sein Frau Juwelier Rcsenthal in Paris, die Karten, worauf zu lesen sein wird: Pfiffig, Reservelieutenant und Gutsvermeser in Mockheim — nun, ich sage Nichts, aber ich denke mir mein Theil!"

Für Pfiffig begann jetzt ein neues Leben. Er entwickelte einen fast übermäßigen Eifer für das Ererciren, meldete sich zu allen besonderen Dienstleistungen, hielt sich „stramm und propper" wie kein Anderer, war stets fröhlich und guter Laune, trillerte wie eine Haidelerche in den Ruhepausen, und da keine Ausgaben für die Schminktöpfe von Clotilde mehr auf ihm lasteten, so konnte er den Corporälen und Feldwebeln zuweilen einen guten Trunk „wichsen," wofür diese im Dienste erkenntlich waren. Er wurde bald so beliebt, daß ihn der Hauptmann bemerkte und eines Tages, bei einer lebhaften Debatte im Club, als Exempel benutzte. Der Führer der Opposition, ein bissiger Advocat, der in allen politischen Processen als Vertheidiger auftrat, mar so weit gegangen, zu behaupten, daß die allgemeine Militärpflicht einen verderblichen Einfluß auf die Fortschritte der Civilisation übe. „Sehen Sie sich doch den Vice-Gefreiten Pfiffig an," schnauzte der Hauptmann. „Kam zu uns als ein gänzlich uncivilisirter Duckmäuser, hielt sich schlecht, hing den Kopf, schlotterte mit den Beinen — kaum ist er sechs Monate und noch obendrein als Freiwilliger in der Compagnie, so ist er civilisirt, wie nur ein Offizier es sein kann, stramm und propper, daß es eine Freude ist! Bringen Sie einmal so Etwas zu Stande mit den Krüppeln auf Ihrem Bureau, und dann sprechen Sie wieder von Civilisation!"

Nach vollendetein Dienstjahre wurde Pfiffig als zukünftiger ReserveOffizier in das Auge gefaßt, wie der Hauptmann sich ausdrückte, und in den Controle-Liften vorgemerkt. Er war überglücklich im Bewußtsein seiner zukünftigen Würde und schaffte sich das klassische Buch des Generals von Clausewitz über den Krieg an, um es in seinen Mußestunden auf dem Neuhof zu studiren. Manchmal war ihm sogar der Gedanke gekommen, in die active Armee überzutreten, und vielleicht hätte er den Schritt gethan, wenn ihm nicht die Havannah - Cigarren Löb Jtzigs hindernd in den Weg getreten wären. Pfiffig hatte rechnen gelernt. Zu solchen Cigarren reichte der Sold eines Lieutenants nicht aus, und Löb, das wußte er nur zu wohl, würde keine mehr in die Taschen des zweifarbigen Nockes stecken. „Schlechtes Geschäft!" mußte er sich sagen — „Zeitliche Ehre und ewige Verdammniß" pflegte der Domänenrath zu brummen, wenn er auf das Militär zu reden kam.

Pfiffig blieb bei dem vom Domänenrathe ihm vorgezeichneten Plane und führte ihn energisch durch. Es kostete einen harten Kampf mit seinem Schwager und seiner Schwester. Fast märe er weich geworden, als Luise, von Thränen überströmt, händeringend vor ihm auf die Kniee fiel und ihn bei dem Andenken seiner Mutter beschwor, nicht den Lockungen der Weltkinder zu folgen. Aber die donnernden Neden und unverhüllten Drohungen seines Schwagers richteten ihn wieder auf. Er verließ das Elternhaus, wo er die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend verbracht hatte, mit dem Gefühle des innigsten Mitleids für feine Schwester und der innersten Abneigung gegen seinen Schwager. Glücklicherweise brauchte er nur eine Nacht unter dem Dache des Domänenraths zubringen. Er sollte am nächsten Tage im Neuhof eintreffen.

Amtmann Steiner war ein kleines, kugelrundes Männchen, aus dessen feistem Antlitze zwei kleine, lebhafte Aeuglein heroorblitzten. Trotz seiner Beleibtheit ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, ein Ueberall und Nirgends, Hans Dampf in allen Gassen. Das Gut, das er verwaltete, war sehr ausgedehnt; fruchtbare Gründe und fette, gut bewässerte Wiesen wechselten mit steinigen Hügeln und dünn bestandenen Waldgruppen. Knechte und Mägde wußten sehr wohl, daß Steiners scharfen Augen nichts entging; sie mußten stets gewärtig sein, den kleinen Mann aus einer Bodenfalte oder einem Buscke auftauchen zu sehen. Die Frau Amtmännin überragte ihren Gemahl um Kopfeshohe, und da sie nicht minder wohlgenährt war. als dieser, so schien ihr Herr und Meister nur eine Art Anhängsel. Sie herrschte ebenso unbeschränkt auf dem Hofe, wie ihr Mann in dem Gute; der Gänsejunge, der Schweinehirt und die Milchmägde bildeten ihr Departement des Auswärtigen, die Küchen- und Stubenmägde dasjenige des Inneren. An Sonntagen, wo man zu der weit von dem Gute entfernten Kirche ging, erschien die Frau Amtmännin mit einem großen Stachelstocke, an welchen eine kleine Schippe angeschraubt werden konnte, mit einer Botanisirbüchfe und in hohen Stiefeln. Sie trieb mit Leidenschaft Botanik und benutzte die Zeit vor und nach der Predigt, um die Gegend zu durchstreifen und zu Herbarisiren. Ein Arzt kam nur selten aus den Neuhof; die Frau Amtmännin hatte für jedes Gebreste ein besonderes Kräutlein, und wenn das Kräuterbuch nicht bestimmte Anleitung gab, so war Thee von Lindenblüthen für Fieber und Thee von Hollunderblüthen für kältende Krankheiten die allgemeine Panacee. Man hätte den Neuhof auch den Lindenhof nenneil können, denn an allen Wegen hatte die Frau Amtmännin Linden pflanzen lassen, wie an allen Waldsäumen Hollunderbüsche.

Pfiffig ward zu strenger Arbeit angehalten. Es waren neben ihm noch einige junge Leute da, welche sich unter Steiners Leitung praktische Kenntnisse aneignen sollten, unter diesen auch ein Amerikaner, den der Zufall hierher verschlagen hatte. Mit diesem wurde zur Pfissig „ingejocht", wie Steiner zu sagen pflegte, und da der junge Mann nur einige deutsche Brocken radebrecht«, so mußte Pfiffig nothgedrungen den Clausewitz zur Seite schieben und das englische Wörterbuch zur Hand nehmen.

Steiner lobte Pfiffig wegen seiner Anstelligkeit, und die Frau Amtmännin bevorzugte ihn bald, 'da er ihr bei ihren botanischen Sonntags Vergnügungen eifrig zur Hand ging. Das Insectensuchen mit dem Domänenrath hatte seinen Blick geschärft, seine Beobachtungsgabe entwickelt. Steiner war so zufrieden mit ihm, daß er ihm zu Weihnachten eine Woche Ferien gestatten wollte, um nach Hause zu gehen.

„Komm lieber nicht", schrieb ihm der Domänenrath. „Bei mir könntest Du nur Trübsal blasen, und in dem Dorfe sieht es traurig genug aus. Alles wie Hunde und Katzen! Die Betbrüder rempeln die Juden, und diese rächen sich, indem sie ihnen den Brotkorb hoch hängen und ihnen Proceffe an den Hals werfen. Advocaten und Richter haben jetzt in einem Monat mehr bei uns zu thun, als früher in Jahren. Was willst Du in dem Wirrwar? Warte, bis das Feld sauber ist. Ich glaube, der Graf denkt daran. Deinen Schwager an eine andere Stelle zu versetzen, wo keine Semiten seinen Bekehrungseifer aufstacheln. Hilf lieber dem Steiner beim Abschlüsse seiner Jahresrechnungen, damit er sich den Humor und den Appetit nicht verderbe!"

Pfiffig verlebte zwei glückliche Jahre auf dem Neuhof. Die Beschäftigung, so angestrengt sie war, sagte ihm zu; er brauchte sich keinen Zwang anzuthun in Aeuerungen von Meinungen und Ansichten, wurde weder von Consistorialräthen beaufsichtigt, noch von den Launen einer Geliebten geplagt und hatte keine Muße, trüben Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit erhielt er durch die jüdischen Handelsleute, mit welchen Steiner fast ausschließlich Geschäfte machte, Nachrichten von Mockheim oder aus der Universitätsstadt, die gerade nicht geeignet waren, ihn Reue über seinen Entschluß empfinden zu lassen. Die Einberufungen zum Militärdienst und den Manövern bildeten die Glanzpunkte seiner Existenz. Er konnte es sich nicht versagen, je einen Dag vor seiner Stellung zum Dienste und nach seiner Rückkunft in Uniform auf dem Hofe einherzustolziren und sich von männlich bewundern zu lassen. Der glücklichste Tag seines Lebens war vielleicht, als der Oberknecht, der eine Campagne mitgemacht und die Medaille nebst einem steifen Knie davon getragen hatte, bei seinem Anblicke ehrerbietig salutirte, weil Pfiffig nach dem letzten Manöver zu einem höheren Range avancirt war. Bis dahin hatte der Mann etwas geringschätzig von den Friedenssoldaten gesprochen, die noch kein Pulver gerochen hätten; jetzt erkannte er, obgleich er schon längst als dienstuntauglich reformirt worden war, in Pfiffig den Vorgesetzten.

Die Geschichte des jungen Pfiffig schließt mit seiner Ernennung zum Seconde-Leutenant in der Reserve. In dem Schlußgefechte eines KaiserManövers hatte er mit seinem Zuge einen heftigen Anprall der rothen Husaren durch ein wohlgenährtes Schnellfeuer zurückgeschlagen. Der Erbprinz war herangesprengt. „Wie viele Salven haben Sie gegeben, Herr Leutenant?" — „Sieben, Hoheit, zu Befehl!" — „Was? Sieben? Sind die Husaren toll?" — „Zu Befehl, sieben!" — „Notiren Sie den Fall, hatte der Prinz dein Adjutanten gesagt und mit den Worten „Adieu, Herr Leutenant, Sie haben sich brav gehalten!" seinem Pferde die Sporen gegeben.

Pfiffig war überglücklich. Als er am andern Tage bei der Schlußparade äußerst stramm, Augen rechts, an der Generalität vorbeidefilrte und etwas auffällig salutirte, horte er, wie der Prinz zu seinein Adjutanten sagte: „Jh! das ist ja mein Sieben-Salverich!"

Die Geschichte war bald in Aller Munde. „Ein kolossaler Kerl, der Pfiffig!" sagten die Leutenants. „Erbprinz hat sogar einen famosen Witz über ihn gemacht! Pyramidal!"

Zahme Genien.

von

Eduard Kon Bauernfeld.

— Wien —

ie schlimmen Tage, die guten Stunden, Hab' mit mich allen abgefunden; Und kommt die gute Stund', indessen ?ab' ich den schlimmen Tag vergessen.

Getrennte wirthschaft.
I.

<Ldle Menschen, die sich quälen,
Eure Herzenspein ist groß,
Drum, ihr idealen Seelen,
Macht euch von einander los!
Nur die Trennung kann euch nützen,
Mildern euer kiebeseid,
Und ihr werdet euch besitzen,
wenn ihr auseinander seid,

II.

Der Mann bewohnt das eine liaus,
Die Frau logirt im zweiten;
So kommen sie mit einander aus,
Besuchen sich zu Zeiten.

An eine junge Freundin.

Ruhig fließen Seine Tage
wie ein stiller Bach dahin,
Aeine Sorge, keine Plage
Stört den immer frohen Sinn.

Und so lebst Du frisch gesellig,
Ladest heitre Menschen ein,
Jeder Gast ist Dir gefällig,
Und Du wirst es Jedem sein.

Trübsinn kannst Du nicht begreifen,
Du gewahrst die Wolken nicht,
Schatten, die voriiberstreifen
Auf des Freundes Angesicht,

Und Dein abgeschloss'nes Wesen
Nie nach seinem keide fragt;
Ist das: in der Seele lesen,
Gutes Aind, ist Dir's versagt?

Eduard von Bauernfeld.

von
Ferdinand Oroiz.
— Wien. —

ov einundsechzig Jahren stand auf dem Zettel des Burgtheaters zum ersten Male der Name des Dichters Bauernfeld zu lesen. Der junge Autor — er war am 13. Januar 1802 geboren — brachte ein fünfactiges Lustspiel in Alexandrinern. Grillparzer hatte sich für die Arbeit interessirt; es scheint, daß er für das Fach des Lustspiels — in welchem er mit „Weh' dem, der lügt" nur geringen Erfolg erreicht hatte nicht die richtige Witterung besaß: der „Brautwerber" fand eine kühle Aufnahme. Vor achtundfünfzig Jähren kam Bauernfelds zweites Lustspiel, der Entstehung nach das erste, zur Aufführung: „Das Liebesprotocoll", drei Aufzüge in leicht hinfließender, behaglich lebendiger Prosa, ein Abbild vormärzlicher Geselligkeit der österreichischen Hauptstadt. Dieses Mal ließ der lebhafte- Beifall in Bauernfeld eine der zukünftigen Stützen des Burgtheaters erkennen. In solcher Eigenschaft bewährte sich der mit erstaunlicher Fruchtbarkeit gesegnete Dramatiker, und noch heute, da er rüstig an die Neunzig hinanrückt, ist ihm der Quell der Erfindung nicht versiegt . . . Vor zweiundzwanzig Jahren ging am Burgtheater das Schauspiel „Aus der Gesellschaft" in Scene, und in diesem lzat Bauernfeld vielleicht die bezeichnendste Probe seines Könnens geboten. Er stand damals schon im Greisenalter', aber mit sicherer Hand hatte er den Bau der Handlung gefügt, die Charaktere in solider Geschlossenheit dargelegt, klar und absichtlich das Aufeinanderprallen verschiedener und einander entgegengesetzter socialerSchichten in den Nahmen der Handlung eingefügt... Vor wenigen Monaten veröffentlichte er eine Tragödie: „Alkibiades", eine im Sommer 1888 in Ischl vollendete Umarbeitung eines älteren Dramas. In einem Vorworte nennt er diese Version eines Stoffes, der ihn von Jugend an beschäftigte, die „hoffentlich letzte."

Mit gutem Vorbedachte haben wir eine kalendarisch angehauchte Aufzählung an die Spitze dieser Zeilen gestellt. Bauernfeld ist seit so langer Zeit thätig, daß wir für ihn fast zur Nachwelt geworden sind; seine Schaffenskraft hat sich so frisch erhalten, und viele seiner Stücke wirken so unmittelbar fort, daß mir immer wieder energisch an Bauernfeld als an einen Mitlebenden erinnert werden. In der Kunst beweisen die Zahlen freilich nichts. Zur Charakteristik eines Dichters trägt es immerhin bei, wenn man registriren kann, daß er als Jüngling begonnen, für die Bühne zu schreiben! daß er als hochbetagter Ahne einer ganzen Lustspieldichtergeneration der süßen Gewohnheit des Producirens noch nicht entsagt hat; daß sein literarisches Gepäck aus etwa hundert Dramen besteht — im Jahre 1828, wir ermähnen diese Thatsache zur Charakteristik seiner Arbeitskraft, schuf er nicht weniger als neun Theaterstücke; daß eine Fülle von Epigrammen, politischen Broschüren, Satiren in gebundener und ungebundener Sprache, Uebersetzungen aus Shakespeare und Boz- Dickens, Tagebuchblättern, lyrischen Dichtungen nebenherlaufen, und daß einmal auch ein vierbändiger Roman die Form bot, in welcher Bauernfeld sich von den in ihm gährenden Gedanken befreite.

Es dünkt uns möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß auch Bauernfeld von der Scene verschwinden wird — schlagen die Wellen des Vergessens doch über Allem zusammen, was der Mensch ersinnt! — aber immer und immer wird er genannt werden müssen als ein „Document" zur Kulturgeschichte Oesterreichs. Seit mehr als sechs Jahrzehnten grollt er mit seinem Vaterlande; er ist schlecht gelaunt, sobald auf dieses die Rede kommt; er „raunzt" und ist „grantig", wie mir Wiener sagen. Aber er kann sich von Oesterreich nicht trennen; er fühlt sich mit der Scholle verwachsen, die ihm fortwährend Aerger bereitet; wie sehr auch das zu Hause maßgebende „System" ihn drangsalirt, er mag außerhalb der schwargelben Pfähle die Freiheit, nach der er sich sehnt, nicht aufsuchen. Wie seine Heimat, so entwickelt auch er eine gesunde Zähigkeit, welche eine ungewöhnliche Natur verräth. Er zieht so oft in's Feld, daß die Niederlagen ihm nicht erspart bleiben können; wenn seine Gegner ihn zu Boden gedrückt glauben, schnellt er rasch wieder empor, er macht mehrmals das Experiment, wenige Wochen nach der ersten Aufführung eines durchgefallenen Stückes ein anderes — zur Auswetzung der Scharte — seinem Publikum darzubieten. Endlich offenbart sich sein Altösterreicherthum auch darin, datz er trotz seines Berufes zum Dichter die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hat. Anspielungen an dieselbe finden sich bei Bauernfeld an zahllosen Stellen. Nur die Warnung sei citirt:

„Sie zeugen Kinder, hohl und bleich,
Die zum Bureau Verdammten;
Zitt're, Du großes Oesterreich,
Vor Deinen kleinen Beamten!"

Grillparzer, Halm, Mofenthal und viele andere Poeten waren Staatsbeamte; in den k. k. österreichischen Bureaux wird seit jeher mit Eifer gedichtet, an der schönen blauen Donau hat man sich nie um die von Platen ausgesprochene Warnung gekümmert:

„Wandle Keiner, der den Dichter-Lorbeer tragen will dabo»,
Morgens zur Canzlei mit Acten, Abends auf den Helikon!"

Mit Grillparzer, der überzeugend dargethan hat, daß man, trotz Platen, in der Bureauluft Mustergiltiges schaffen kann, hat Bauernfeld die Freude am Cölibat gemein. Als junger Mensch schon lieb er die A'enie los:

„Die Leute haben das Geschick,
Sich täglich neu zu einmuyiren,
Sie nennen das Familienglück —
Ich mag davon nicht Profitiren."

Sonst erinnert sein Wesen in nichts an Grillparzer. Zum 13. Jänner 1888, als er, frisch und wohlgemuth, als gelte es die Fahrt in eine zweite Jugend, die Schwelle des siebenundachtzigsten Lebensjahres überschritt, publicirte er einige Gelegenheitsverse, in welchen er auf seine dramatische Thätigkeit als auf etwas Abgeschlossenes hinwies und alle Erwartungen, die man noch an ihn knüpfen mochte, mit den Worten abfertigte:

„. . . seit gestern zähl' ich volle Sechsunachtzig,
lInd da hat man keine Schreibelust mehr."

Kurze Zeit danach aber saß er vor seinem Pulte und arbeitete am „Alkibiades." So erscheint er als verkörperter Contrast zu Grillparzer, der sich nach einer einzigen herben Erfahrung in seine Einsiedelei zurückzog. Bauernfeld hat nie vermocht, sich der Welt zu verschließen; er hat immer Menschen gebraucht, um zu leben, Menschen, um zu dichten; ein beschauliches Dasein ohne regsame Thätigkeit war nicht nach seinem Sinne. Entsagen liegt außer halb seines Wesens. Raisonniren und frondiren bilden einen seiner hervortretendsten Züge. Er persifliert das nicht übel:

„Und wenn mein Ich ein Zweites hätte —
Ich fürchte sehr, wir stritten um die Wette"

Seinem Ingrimim über das „System" macht er Luft, wo er kann. Er versucht, bitter kritische Ausfälle auf die Bühne zu schmuggeln; was er momentan nicht veröffentlichen kann, schreibt er vor der Hand für sich nieder, um es nachträglich — in unseren Tagen — drucken zu lassen, Stoßseufzer wie z. B.

««« und Süd. XQVIII, 13

„Wie nenn' ich mein Hcmptnbel gleich?
Ich leioe cm Oesterreich!"

Manchmal ist ihm, als müsse er fort, als ersticke er in der Atmosphäre des Polizeistaates, und in solchen Stimmungen hält er bissige Monologe, die allerdings erst uns Späteren zu Ohren kamen. Manchmal lebt in diesen Monologen ein siegesgewisser Hoffnungsfunken:

„Vergebens Eure schwargelben Schranken!

Sie hemmen nicht den gründenden Gedanken."

Bauernfelds Sinnsprüche sowie seine Aufzeichnungen lassen einen tiefen Einblick thun in das vormärzliche wie in das Wien der Bewegung. Deshalb darf behauptet werden, daß er als Culturpersönlichkeit zum Mindesten ebenso merkwürdig ist, wie als Schriftsteller. Er trifft das Richtige, wenn er die Zustände als „gemüthliche Anarchie" kennzeichnet. Unter einer behäbig lächelnden Willkürherrschaft geschehen unglaubliche Dinge. Dieselbe Censur, welche jede freie Regung im Keime zu ersticken sucht, läßt schärfste Ausfälle vassiren, welche heutzutage schwerlich unbeanstandet bleiben würden. Bauernfelds Lustspiel „Großjährig" war gewissermaßen ein Prolog, „der neue Mensch" ein Epilog zur Wiener Revolution. „Großjährig" wurde beim Minister Grafen Kolommt in dessen Sommerwohnung von Dilettanten dargestellt. Darauf hin brachte das Burgtheater arglos das Stück. Ter Minister hatte darin keine boshafte Anspielung gefunden, und als Erzherzog Ludwig (1784—1864), der einflußreiche Bruder Kaiser Franz I., ihn fragte, ob er — der Erzherzog — wirklich unter irgend einer Maske darin vorkomme, protestirte der Graf feierlich. Nach der ersten öffentlichen Aufführung sagte der kaiserliche Prinz zu dem Minister: „Ich Hab' das Stück gestern gesehen und komm' doch darin vor, Sie eigentlich auch." 8i paivu liest «umponero inuzni«: „Großjährig" lief der Bewegung von 1848 voran, wie die „?ulle Mirnö«" von Beaumarchais der französischen Revolution. Die Censur wollte den „neuen Menschen" nicht zulassen. Bauernfeld raisonnirte über dieses Berbot beim Hausarzte Weidens, des Commcmdanten von Wien, und damit erzielte er mehr als mit den vernünftigsten Auseinandersetzungen. „Der neue Mensch" wurde ebenso wie „Großjährig" im Hause des Kaisers aufgeführt . . . Will man noch ein kostbares Steinchen dem Mosaikbilde aus halbvergangener Zeit zugesellen, so lese man bei Bauernfeld die Erzählung, wie er — seines Zeichens Lotto-Directionsadjunct mit 400 Gulden Jahresgehalt, der aber, als Schriftsteller von den Vorgesetzten mit Nachsicht behandelt, monatelang das Bureau nicht betrat — in Begleitung Anastasius Grüns in die Hofburg ging und dort, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, mit Erzherzog Franz Karl, dem Bater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef, zu sprechen begehrte; wie er — mit diesem Verlangen keineswegs, wie in ruhigen Zeiten der Fall gewesen wäre, abgewiesen — dem Erzherzoge die Bitte vorlegte, Kaiser Ferdinand möge eine Verfassung verleihen, und mit dem Versprechen derselben in der Tasche wieder abzog! Der Absolutismus verstand es, zuweilen recht patriarchalisch zu sein, und als er im Schrecken den Kopf verloren hatte, that er so, als wären alle Schranken niedergerissen. Bauerilfeld war von Hause aus politisch angelegt; nur kam er nicht dazu, sich als Politiker auszuleben. Eine auf ihn gefallene Wahl in's Frankfurter Parlament nahm er wegen einer Erkrankung nicht an; so blieb er nach wie vor dabei, seinem politischen Drange literarisch Luft zu machen. Natürliche Begabung und die Umstände vermiesen ihn auf die Bühne. Das Theater war der Ort, wo man in der Blume Manches äußern durfte, was sonst sorglich verschwiegen bleiben mußte; die Dramatiker hatten gelernt, zwischen den Zeilen zu reden, die Zuhörer, zwischen den Zeilen zu verstehen. Bauernfeld nennt die damalige Negierungsform eine „Theatrokratie". Solche Art halb heimlicher, halb verkappter Rede konnte einem freistrebenden Geiste nicht genügen. Autor und Publikum verständigten sich sozusagen mittels einer Zeichensprache. Dabei knirschten diejenigen, denen dieses Spiel in der Seele zuwider war, zornig mit den Zähnen. Bauernfeld geht in feinem Grimm so weit, sogar von dem Componisten Franz Schubert — der neben dem Maler Moritz Schwind sein bester Jugendfreund war ^ zu behaupten, er habe „an dem Unglück gelitten", ein Oesterreicher zu sein. Was Bauernfeld über Nestrov bemerkt, läßt sich auf Niemanden treffender anwenden als auf Bauemfeld selbst: „Er befreite sich durch Spott und keckes Spiel von dein Druck, der auf ihm lastete, wie auf jede»: Anderen."

Allerdings geht der Zug der politischen Fronde nur durch einen Theil von Bauernfelds Werken. Viele seiner Stücke halten sich von öffentlichen Angelegenheiten ferne, spiegeln das gesellige Leben und Treiben und lassen den scharfzüngigen Satiriker kaum wiedererkennen. Unter den unpolitischen Dramen treten mit einem besonderen Gesichte diejenigen hervor, welche den Conflict zwischen Adel und Bürgerthum schildern, wobei es zu Bauernfelds Lieblingsideen gehört, eine Bürgerliche mit einem Adeligen zu verheirathen. Am steifsten und gezwungensten tritt Bauernfeld auf, wo er Tragödien oder hochstrebende pathetische Schauspiele bringt. Das Pathos ist ihm eine Zwangsjacke, in der er sich nicht wohl fühlt. Greift er feierlich in die Geschichte zurück, so schlägt ihm doch allezeit der Wiener in's Genick. „Man hat nur," gesteht er in seinen Aufzeichnungen „Aus Altund Neu-Wien" offen, „häusig den Vorwurf gemacht, daß meine Lustspiele, vom „Liebesprotokoll", den „Bekentnissen" und „Bürgerlich und Romantisch" bis auf die neueren „Aus der Gesellschaft" und „Moderne Jugend" die Wiener Localfarbe mehr oder minder zur Schau tragen — ich leugne das nicht! Diese meine Art und Weise hat aber ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung. Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Plautus und Terenz bis auf den französischen Molinie, den Dänen Holberg und den Kleindentschen Kotzebue haben dasselbe gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert. Ich bin und bleibe Wiener mit Haut und Haar und kann und will in meinen Lustspielen schlechterdings nichts bringen, als die Anschauungen eines Deutschösterreichers, der unsere Zustände, wie sie ihm erscheinen, in Ernst und Scherz wahrheitsgetreu darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. Daß ich dabei das deutsche Gesammtvaterland, das genieinsame Bildungselement, immer und ewig im Auge behalte, versteht sich von selbst." Sein Bekenntnis; als Deutscher ließ er allezeit muthig ertönen. Anno 1845, auf einer Reise, notirte er in sein „poetisches Tagebuch":

„In Elsaß fühlt' ich mich wie daheim,
Könn't mich der Thrinen kaum einbrechen;
Im Volk ist noch urdeutscher Keim,
Und rührend, wie sie schlecht französisch sprechen!"

Das deutsche Bewußtsein zieht sich wie ein rother Faden durch diejenigen feiner Werke, die in ihrer Ganzheit oder theilweise politisch-satirische Absichten vertreten. Deutschthum und Liberalismus galten an Vauernfeld als verdächtig. Seine „Gedichte" und fein „Buch von den Wiernern" — er nannte sich auf dem Titelblatte desselben anfänglich „Nusticocampus" — durften in Wien nicht einmal angezeigt werden. Das Publikum demonstrirte gern im deutschen Sinne, und dies zu thun, mochte ihm doppelt verlockend erscheinen in den ängstlich gehüteten Räumen des Hofburgtheaters. Am 16. November 1846 wurde „Großjährig" zum ersten Male gespielt. Als Schauplatz des Stückes ist Wien ausdrücklich genannt. Der Held ist Hermann, ein junger Mensch — lies: „österreichisches Volk" —, der unter der Obhut seines Vormundes Blase — lies: „Erzherzog Ludwig", dem ein Theil der Staatsgeschäfte übertragen mar, — steht. Blase läßt sich von Spitz — lies: „Graf Kolomrat" — berathen. Was nun als Fabel sich abspielt, ist Nebensache und dient nur dazu, den satirischen Ausfällen zum Vorwande und Deckmantel zu dienen. Es handelt sich scheinbar darum, daß Blase den Hermann großjährig erklären lassen will, damit dieser des Vormunds Nichte Auguste heirathe. Die GroßjShrigkeitserklärung erfolgt, aber Auguste will ihm nicht sofort die Hand reichen; er solle ein Jahr hindurch reisen, und erst wenn er als neuer Mensch wiederkehre, werde sie die Seinige werden. Blase und Spitz freuen sich, daß sie nach dieser Wendung als Verwalter von Hermanns Besitzthum wieder nothwendig seien und daß Alles beim Alten bleibe. Wozu die Beiden die ganze GroßjährigkeitsEpisode heraufbeschworen? Diese Frage stellte Niemand, denn man

mußte, daß die lustspielhafte Handlung etwas Gleichgiltiges sei. Desto mehr Eindruck machte es, wenn Spitz an Blase berichtete: „Der junge Mann fängt nachgerade an, sich zu fühlen. Er äußert bisweilen Ideen. — Blase: Was sagen Sie? Ideen? — Spitz: Sozusagen: freie Ideen. — Blase: Freie Ideen! In meinem Hause! Wie kommen die herein? Wo nimmt er die her? — Spitz: Aus der Luft. Dort schwimmen sie heututage . . ." Deutlich wird das „schwarze Cabinet" gezeißelt, jene Postabtheilung, welche alle verdächtigen Briefe zu öffnen, zu lesen und sorgfältig wieder zu verschließen hatte. Der Bediente hat einen Brief für Hermann, darf ihn ihm aber nicht übergeben, da Blase und Spitz ihn vorerst lesen müssen. Hermann stellt Spitz zur Rede: Briefe zu öffnen! Es ist schändlich. Spitz: Ohne Sorge! Wir machen sie immer wieder zu . . ." Weder vorher noch später wurde je auf dem Burgtheater etwas Aehnliches gesagt wie die symbolisch gemeinte Anrede von August an Hermann: „Sie sind im Mannesalter und lassen sich am Gängelbände leiten; Sie besitzen reiche und blühende Ländereien, die unter fremden Händen verwildern; Sie haben Unterthanen, die man verwahrlost und unterdrückt; Sie sind ein Diener, ein Knecht, wo Sie Herr und Gebieter sein könnten!" Als bei der ersten Aufführung Beckmann in der Rolle des Schmerl — sprich: „Schmerling" — unter der Weste ein schwarzrothgoldenes Band hervorzog und sorto vvcs fragte: „Was ist des Deutschen Vaterland?" da brach ein solcher Lärm aus, daß der ersten Aufführung des Stückes keine zweite folgen durfte. Ebenfalls nur einmal wurde — drei Jahre später — der „neue Mensch" gegeben. Bauernfeld hat dieses Nachspiel nicht in seine „Gesammelten Schriften" aufgenommen. Er nennt es „eine Art dramatisirter Feuilleton-Artikel, welcher aus der Stimmung des Tages hervorging und ohne Bedauern mit ihr verwehen darf." Zu solcher Objektivität gegenüber der eigenen Schöpfung schwingt Bauernfeld sich oftmals auf. Mit der abgeklärten Ruhe des Alters spricht er von sich selbst in der dritten Person als von dein „jungen Autor", dessen Jrnthümer er ohne Nachsicht constatirt.

Der Verfasser behielt immer Freude an der politischen Satire in dramatischer Form. Fast ein Vierteljahrhundert nach „Großjährig" ließ er erscheinen: „Die Vögel, oder: die Freiheit in der Luft, oder: Der Ausgleich". Das Stück spielt „zur Zeit der Ausgleicherei" 1870/71 und beschäftigt sich mit dem Versuche, den verschiedenen Völkerschaften Oesterreichs Concessionen zu machen. In der Parabase verweist der Dichter Oesterreich auf seine schönste Mission: „Ost-Reich, werde, was Dein letztes, schönstes Ziel: Deutsch Oesterreich!" Bauernfeld dachte an keine wirkliche Aufführung, als er so in den Fußstapfen des AristophaneS einherschritt. Dagegen erzielte er nicht nur einen Contact mit dem Theater, sondern sogar eine Preiskrönung mit dem Lustspiele „Der kategorische Imperativ", welches — im März 1851 dem Repertoire des Burgtheaters einverleibt — im Jahre 1815 handelt und von scharfen Ein- und Ausfällen wimmelt. Im Mittelpunkte steht Justus Rüdiger, genannt Lothar, der in Sachsen zu keinem Lehramte zugelassen wird, weil er dem Tugendbunde angehört und lange Haare trägt. Er will sich in Wien, während des Congresses, sein Recht suchen, gewinnt durch eine jener romantisch-ironischen Verwicklungen, die Bauernfeld bei Tieck und Eonsorten gelernt hatte, mächtigen Schutz, erhält eine Professur in Königsberg und eine reiche Frau. Wie er angesichts der ihm gewordenen Protection aus dem „Burschen" sich in einen Philister verwandelt, dann — nachdem die Nachricht von Napoleons Flucht von Elba dem Congreß in die Glieder gefahren ist — als Tugendbündler reclivivüL freiwillig in den Kampf zieht und hierauf qls gravitätischer Professorats-Eandidat niederkehrt — diese Wandlungen sind mit feinem Spotte gezeichnet. Neben Lothar, dem Kantianer, der einsieht, Wien sei nicht der Ort für stricte Durchführung des „kategorischen Imperativs", tritt „der Baron" auf — sprich: „Baron Rothschild" — der nicht müde wird, zu betonen, er sei ein Plebejer, ein Frankfurter Bürger. Diesmal geht der Spott auf die ganze Thätigkeit des Wiener Congresses. Gelegentlich wird der Negierung wegen ihrer Angst vor der deutschnaionalen Strömung «in wenig auf die Finger geklopft. Lothar soll zu Beginn des ersten Actes verhaftet werden. Bei dieser Gelegenheit fragt er den Polizei-Commissär: „Ist denn Euer Wien keine deutsche Stadt?" Der Commissär beeilt sich, zu erwidern: „Gottlob, nein! Oesterreichisch!"

Ist es zu verwundern, daß das Burgtheater der politischen Satire Bauernfelds Thür und Thor öffnete, so erscheint es uns vom Standpunkte des guten Geschmackes wunderlich, daß ein Stück wie „Der literarische Salon" Zutritt fand. Vauernfeld hatte es geschrieben, um sich an seinem Feinde, dem damals allmächtigen Kritiker M. G. Saphir (1795—185V) zu rächen. Saphir, ein zersetzendes Element in der Wiener Presse, führte unablässig Krieg gegen Bauernfeld. Er urtheilte hart und unerbittlich über ihn. Man hat einen Begriff von feiner Kritik, wenn man erfährt, was er über „Franz Walter" (1834) sagt: „So wie Bauernfeld schreibt und die Hofschauspieler darstellen, hat dieser Autor gar nicht nöthig, ein Stück zu schreiben. Er braucht nur einen Titel zu erfinden und das Personale anzugeben, z. B. der polternde Alte — Herr Wilhelmi, der wunderliche Alte — Herr Costenoble, der erste Liebhaber — Herr Löwe, der pedantische Liebhaber oder permanente Referendarius — Herr Fichtner, die muntere Liebhaberin — Dlle. Mütter, die naive Liebhaberin — Madame Fichtner, der sich immer gleichende Dümmling — Herr Wothe." An anderem Orte und zu anderer Zeit als im vormärzlichen Oesterreich hätte ein Saphir keine solche Geltung erlangen können, wie der berüchtigte Possenreißer sie in der That besaß. Mit der Geschicklichkeit, spielend das Wort tanzen zu machen wie einen Kreisel, verband er eine seltene Unverfrorenheit. Er schrieb Kritiken für Bäuerles „Theaterzeitung", und in dieser verunglimpfte er alles Gute und Edle. Speciell Bauernfeld war ein Object seiner galligen Kalauer. Vauernfelds phantastisches Märchen: „Fortunat" wurde am Josefstädter Theater gegeben, weil die Hofbühne es nicht annahm. Damals galt der Monarch noch als der Helfer in jeder persönlichen Noth; der Dichter nahm deshalb Audienz beim Kaiser, konnte aber auch auf diesem Wege die Ausführung am Hosburglheater nicht durchsetzen. Anstatt eines Erfolges stellte sich ein Heller Skandal ein, die Saphiriancr lärmten gegen die Bauernfeldianer — Wien hatte für solche Parteiungen noch Verständnis; und Dheilnahme . . . Saphir schlug gegen „Fortunat" einen so heftigen Ton an, daß der Polizeipräsident den Recensenten verständigen ließ, die Censur werde eine derartige Kritik nicht wieder dulden.

Der schlechte Erfolg von „Fortunat" wirkte aufBauernfeld so verstimmend, daß er sich „wie durch's Herz geschossen" fühlte und binnen fabelhaft kurzer Zeit „Bürgerlich und Romantisch" schrieb, um das Publikum wieder für sich zu gewinnen, dieses Publikum, von welche? er aus den Aufführungen des „Fortunat" berichtet, es habe sich höchst unparteiisch benommen. „Das heißt, die Leute lasen mit dem größten Vergnügen, wie man mich heruntermachte, fetzten sich aber mit demselben Behagen auf ihre Sperrsitze und in ihre Logen, um sich das geschmähte Stück gefallen zu lassen."

AnSaphir nahm Bauernfeld seineRache, indem erdemLustspiele „Bürgerlich und Romcmtsich" den Leiblakai Unruh einreichte, hinter welchem man rasch den feindlichen Kritiker erkannte. Dieser Unruh kommt sehr gezwungen in's Stück, aber Bauernfeld wehrte sich seiner Haut, und da ergriff er die Mittel, wie sie sich ihm gerade darboten. Der bei dem Baron Ningelstern bedienstete Lakai mar ehemed Kritiker. Er bewies Alles, was er beweisen wollte, unter Anderem, daßGoethe„derMittelpunktfehlte." Was das heiße, fragt der Baron. Unruh weiß es selber nicht . . . Abgesehen von dieser Satire haben wir mit „Bürgerlich und Romantisch" (zum ersten Male gegeben am 7. September eins der Stücke genannt, welche die harmlos liebenswürdige Seite von Bauernfelds Wesen vertreten. Keine vertieften Charaktere, keine überraschenden Situationen, der Dialog fließend, heiter, ohne durch übertriebenen Glanz zu blenden. Die Handlung geht, dem theatralischen Herkommen gemäß, in einem Brunnen- und Badeorte vor sick, es fehlt weder der Badecommissfär noch der Rath oder die Räthin, das ganze landesübliche Lustspiel-Arsenal steht in Verwendung. Das bürgerliche Paar — Cäcilie Zabern und Badeecommissär Sittig — und das romantische — Katharine von Rosen und Baron Ringelstern — finden sich zusammen, die Heiratsnuadrille ist fertig. Man thut gut daran, sich unter der Romantik, wie sie hier auftritt, etwas Gemäßigtes und Gedämpftes zu denken. Rede und Gegenrede, Scherz und Tändelei, die durch vier Acte die Scene beherrschen, machen Einen nicht lachen, aber angenehm lächeln, etwa zur Verdauung nach einem reichen Diner. Den Hauptspaß hatte die Zuhörerschaft an dem Lakai Unruh.

Seinen schärfsten Pfeil aber schoß Vauernfeld gegen Bäuerle und Saphir niit der schon genannten Komödie „Der literarische Salon" ab. In dem Stücke hieß Bäuerle „Wendemann", Saphir „Morgenroth". Wie in „Großjährig." so war auch hier die Handlung das Unwichtigste, und Bauernfeld, der im Erfinden von Fabeln nie sehr stark war, nahm sich kaum die Mühe, wirklich eine zu ersinnen. Wendemann erscheint als feiler Lohnschreiber, der jede Art von Bestechung annimmt; Morgenroth als vorlauter, frecher Phrasendrescher ohne Pietät für irgend eine künstlerische Leistung. Nebenbei werden — ganz im Sinne des vormärzlichen Wiens — Privatsachen öffentlich gestreift. Das Auditorium lächelte verständnißinnig, als Wendemann erklärte, sein Unglück seien die Weiber und die Schulden. Saphir saß im Parterre am Pranger, während der Schauspieler ihn vor der Rampe niedergab — zwar nicht in seiner Maske, aber doch für Jeden erkennbar. Niemand konnte sich im Unklaren sein, wer dieser Morgenroth sei, wenn er erklärte: „Ja, ich will mich erbarmen der deutschen Literatur, ich will ihr eine Richtung geben. Meine Ansichten von Kunst und Leben sind ungeheuer. Der Himmel verlieh mir Geist, Witz, Humor, Ironie, Diese. Ich erkenne meinen Beruf. Ich will zermalmen alles Bestehende. Ich will gründen eine große Schöpfung, eine neue Welt. Ich will neugestalten die Kunst, die Wissenschaft, die gesellschaftlichen Verhältnisse" . . . Und Saphirs manierterter Witz — für uns Moderne unverdaulich — wird verhöhnt, indem Morgenroth eine seiner Arbeiten vorliest, in der es heißt: „Nur ein schöner Geist besitzt die geistige Schönheit. Gesellige Bildung bildet die Geselligkeit. Witz ist die Blüthe des Geistes, und Geist ist die Frucht des Witzes. Ich habe nur Geist, wenn der Geist mich hat" . . . Ganz Wien wäre unzählige Male in's Burgtheater gegangen, um die Geißelung BSuerles und Saphirs mitanzusehen; aber der Polizeipräsident und einige Erzhertzege wurden wegen eines Verbotes der Komödie bestürmt, und dieselbe durfte wirklich nicht mehr in Scene gehen. Saphir wurde von Seiten einer mütterlich um ihn besorgten Behörde ein Pflaster auf die frische Wunde gelegt, indem sie ihm die Concession zur Herausgabe des „Humorist" verlieh, eines Blattes, das in unpolitischen Tagen allgemein gelesen wurde. Bauernfeld constatirt, daß Saphir also indirect ihm diese Vergünstigung zu danken habe, und fügt hinzu: „Daß der Mensch früher außer mir auch Grillparzer und alle honneten Leute angegriffen hatte, davon hatte Niemand Notiz genommen. So ging es in der guten alten Zeit!"

Vauernfeld als Dramatiker hat einen Januskopf. Nach der einen Seite ist er ein wenig Juvenal, nach der anderen bloß unterhaltender Plauderer. Und wo er diese zweite Seite seines Wesens zeigt, da wirkt er am nachhaltigsten. Seine satirischen Sachen sind halb vergessen; nur der Kritiker, der Literaturhistoriker sucht sich mit ihnen heute noch zu befreunden. Dauernd haben sich auf dem Repertoire diejenigen Stücke behauptet, in denen der Verfasser gutmüthig lächelnd der Gesellschaft einen Spiegel vorhält, ohne die Absicht zu bessern und zu belehren. Den Typus dieser Gattung mag man in dem Lustspiele „Das Liebesprotokoll" sehen. Dein Titel entspricht der Umstand, daß des Bankiers Müller Tochter Adelaide zur Heirath mit einem adeligen Streber gezwungen werden soll, einem Freunde des Hauses aber zu Protokoll dictirt, wen sie eigentlich liebe. Dank dem Protokoll bekommt sie zum Schlüsse natürlich den Auserwählten ihres Herzens zum Manne. Einen großen Theil seines Effects hatte das Stück der Figur des Bankiers zuzuschreiben, eines nach Nobilisirung strebenden Emporkömmlings, der in naiver Weise seine geheimste Seele offenbart, wenn er ankündigt: „Meine Tochter — meine Freunde — theilen Sie die Freude mit mir! Sehen Sie mich an: ich bin geadelt!" Bauernfeld versichert, diese Gestalt sei damals neu gewesen. Uns erscheint sie abgebraucht; wir finden die Seelenmalerei gar zu leichthin entworfen, wenn Müller sich vernehmen laßt: „Es ist gar nicht der Mühe merth, zu leben, wenn man nicht ein Baron ist oder wenigstens ein Ritter." Aber Bauernfeld mag mit seiner Behauptung Recht haben; dafür spricht die Thatsache, daß Döring in Berlin jahrelang den Müller zum Ergötzen des Publikums spielte ... Es fragt sich, ob heutzutage Stücke wie „Das Liebesvrotokoll, wenn sie neu wären, eine freundliche Aufnahme fänden. Will man Bauernfeld richtig würdigen, so darf man ihn nicht losgelöst vom Wiener Burgtheater betrachten. Aus diesem wuchs er heraus, und er ist mit ihm organisch verbunden geblieben. Er schrieb für Schauspieler wie Fichtner (1805—1873), welcher am glänzendsten war. wenn er mit anspruchsloser, eleganter Liebenswürdigkeit dem Wiener Salon seine Modelle entnahm. Dazu kommt in Betracht, daß das Burgtheater lange Zeit mehr Schauspielerbühne als Literaturbühne war. Seine Darsteller gaben oft ihr Größtes in der Lösung kleiner Aufgaben; das Publikum war am zufriedensten, wenn die Individualität eines beliebten Schauspielers möglichst unverhüllt aus der Rolle hervortrat, es wollte im Lustspiele, wenn Fichtner sich zeigte, möglichst viel Fichtner genießen. Solchen Strömungen kam Bauernfeld mit seinem Talent, seinen Neigungen und seiner Weltklugheit entgegen. Wir begreifen, daß ein Lustspiel wie „Leichtsinn aus Liebe" seinerzeit ernstlich gefiel. Die weibliche Heldin Friederike von Minden giebt sich den Anschein, als märe sie leichtsinnig, aber nur, weil sie sich von Heinrich Frank, dem ihr Herz gehört, verschmäht glaubt. In zwölfter Stunde kommt Alles in's richtige Lustspielgeleise. Aber wie hausbacken, wie philiströs ist Friederikens Leichtsinn! Wie wenig Menschenkenntnis; gehört dazu, ihn zu durchschauen! Der Leichtsinn muß uns ausdrücklich als solcher denuncirt werden, wir würden ihn sonst kaum dafür halten. Dem Herkommen gemäß sind die auftretenden alten Herren galanter als die jungen; ein Obrist beherrscht den Kurort, wo die Handlung spielt, als Badekönig; im dritten Acte wird Pfänder gespielt um Küsse; eine alte Räthin tritt mit drei heimthsfähigen Töchtern auf, für die sie ostensibel Männer sucht. Trotz der Schablonenhaftigkeit liegt ein Hauch von Anmuth über dem Ganzen. Bauernfeld, der Alte, wirft sich zum Kritiker Bauernfelds, des Jungen, auf und sucht den Beifall zu entschuldigen oder zu erklären, den das Stück gefunden. „Mittelst eines gefälligen Dialoges," sagt er, „nicht ohne gute Laune und Charakteristik kam ein Stück wirklichen Lebens auf die Bretter, auch boten sich dem Schauspieler dankbare Rollen dar — so verzieh oder übersah man den Mangel einer eigentlichen bedeutenden Handlung." Dem Autor macht es Freude, einzugestehen, daß eine Scene des Stückes aus Sheridans „Rivals" entlehnt sei, „ein Vorgang, der von der Kritik niemals bemerkt wurde." Wie sehr die Langlebigkeit solcher Lustspiele aus der Individualität eines ausgezeichneten Künstlers sich entwickelt, geht aus dem Umstände hervor, daß Bauernfeld dankbaren Gemüthes constatirt. Fichtner habe durch dreiunddreißig Jahre, von 1831 bis 1864, den jungen Doctor „immer mit gleicher Frische, Jugendlichkeit und Liebenswürdigkeit gespielt" . . . Ab und zu ging Bauernfeld von der Oberfläche tiefer gegen den Kern zu — wie in „Krisen" und „Bekenntnisse" —, aber alle seine Lustspiele weifen einen Zug von Familienähnlichkeit auf.

Eine andere Facette seines Wesens leuchtet auf, wenn wir ans dein „Musikus von Augsburg", einem Lustspiele in Versen, erfahren, wie Bauernfeld sich producirend von Shakespeare zu erlösen strebte, in den er durch die von ihm besorgte Nebersetzung schier wider Willen Hineingerathen war; oder wenn wir „Die Geschwister von Nürnberg" kennen lernen, eine romantische Komödie mit Pfalzgrafen, Raugrafen, Räuberhauptleuten, entführten Kindern u. f. w. Da empfangen mir den Eindruck, als habe Bauernfeld sich maskirt, um nicht erkannt zu werden; wir finden ihn lieber so, wie er wirklich ist, nicht in alterthümelnder Verkleidung und Vermummung.

In zwei Schauspielen zeigte er, daß seine Begabung auch dafür ausreiche, historische Stoffe zu meistern. Das eine heißt: „Ein deutscher Krieger", wurde 1844 zuerst aufgeführt und entsprach der deutschen Stimmung, welche Oesterreich durchzog, von „oben" mißgünstig angesehen, trotzdem sie eine großdeutsche mar. Was in Oesterreich die Censur passiren ließ und was nicht, das wird vom einfachen, gesunden Menschenverstande niemals zu erklären sein. Das Stück durfte 1844 gegeben werden, aber 1870 wurde einigen Provinztheatern seine Aufführung untersagt. In die letzten Tage des dreißigjährigen Krieges stellt Bauernfeld den sächsischen Obersten Götze, den „deutschen Krieger", hinein. Götze, der im Elsaß seinen Posten hatte, kann und will sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß das Elsaß wieder französisch sein solle; er lehnt sich gegen den Befehl seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, auf und zeigt nicht übel Lust, auf eigene Faust Krieg zu führen. In Götze steckt etwas von Wallenstein — freilich nicht mehr, als etwa von Schiller in Bauernfeld steckt. Götze kennzeichnet sich selbst, wenn er bekennt, er habe nur Einen Gedanken im Kopfe; „Der heißt: Deutschland ^ und für den einzigen Gedanken Hütt' ich gerne meinen Kopf zehntausend Mal hergegeben." Die Verwicklung, welche sich aus der Neigung Götzcs zu Frau von La Nochelle, einer Parteigängerin der Franzosen, ergibt, sowie die Scene, in welcher der Kurfürst, den Werth seines Obersten wohl erkennend, ihm seine Insubordination verzeiht und sich herzlich mit ihm versöhnt, das sind Zeugnisse echter dramatischer Kraft. Bauernfeld findet einfache und dabei mächtige Accente, wie wir sie dem Verfasser von „Leichtsinn aus Liebe" kaum zugetraut hätten. In großein Stil ist auch das 1870 erschienene geschichtliche Schauspiel „Landfrieden" gehalten. Es geht 1518 nach Verkündigung des Landfriedens in der Nähe von Augsburg vor sich und zeigt an einer lebhaft bewegten Fabel die Reibung zwischen Adel und Bürgerthmn. Der Kaiser, als Schirmer des Rechtes, spricht das Schlußwort und zieht die Moral, wenn er den Rittern begreiflich macht, Junker Robert von Streithorst müsse Katharina, des Augsburger Patriciers Manzinger Tochter ehelichen, nachdem er sie hatte entführeil lassen:

„Ihr Edlen, zieht die Stirn nicht kraus!

Das Leben, seht, es will sich neu gestalten —

Ich mein', in Zukunft sollt', sind erst die Kämpfe aus,

Adel und Biirgerthum recht treu zusammenhalten."

Röthigen uns also die historischen Dramen — zu denen noch „Franz Sickingen," „Im Dienste des Königs" u. a. zu zählen sind — die Anerkennung ab, daß der geborene und berufene Lustspieldichter sich mit Glück

auch in ernstere Richtung hineinzufinden weiß, so werden wir doch dabei bleiben müssen, daß Bauernfelds Physiognomie uns nur da völlig klar wird, wo er das moderne Leben schaffend belauscht. Und unter seinen Stücken, welche sich mit diesem befassen, dünkt „Aus der Gesellschaft" uns das wichtigste. Hier springt die Actualität vor uns auf, und doch macht ein Bleibendes sich bemerkbar; das Stück wächst aus der Zeit empor und erscheint doch angelegt auf die Dauer; allgemein menschliche Vorgänge, beruhend auf den Einrichtungen der ganzen Gesellschaft, wenden sich an unsere Empfänglichkeit, und doch athmen wir österreichische Luft. Das Generelle und das Besondere vereinigen sich zu -einer merkwürdigen Legirung. Fürst Lübbenau heirathet Magda Werner, ein Hochadeliger eine Bürgerliche. Bauernfeld findet an diesem Problem, wie schon erwähnt, immer Gefallen. Sieben Jahre nach „Aus der Gesellschaft" machte er in „Selbstständig" unter geänderten Voraussetzungen Bertha Walter zur Gattin des Grafen Wildenstein . . . Fürst Lübbenau muß sich sein geliebtes Mädchen erkämpfen wider die Vorurtheile feiner blaublütigen Verwandtschaft. Der Weg zum Altar wird ihm nicht leicht gemacht; wir folgen ihm freudig, denn es handelt sich um ein wackeres Paar, und der Fürst muthet uns sympathisch an, weil er am Schlüsse des ersten Actes an die Spitze eines liberalen Ministeriums berufen wird. Alle Personen sind mit Entschiedenheit individualisirt, am schärfsten Graf Feldern, der Repräsentant des altösterreichischen Adels. Nicht nur Aristokratie und Bourgeoisie stellen sich einander gegenüber, sondern in jener auch klafft ein Riß, die Grenze zwischen zwei Epochen und zwei Geschlechtern. Graf Feldern, der alte Sünder, der Magda „appetitlich wie nur Eine" findet, hat im Cavaliers/Casino über sie geklatscht; Fürst Lübbenau stellt ihn zur Rede und verhält ihn, Magda Abbitte zu leisteil. Feldern, der nicht schlecht, sondern nur schwach und kleinlich ist, thut das gern, ja, er thut es mit Noblesse, und damit wird der Empfindlichkeit der sprüchwörtlich gewordenen „Cointesseln" in den Logen des Burgtheaters Rechnung getragen, denn man kann doch ihre Väter nicht so ohne Weiteres heruntermachen. Fürst Lübbenau macht dem Grafen Vorwürfe, die als ein Glaubensbekenntnis; einer modernen Adelsgeneration gelten dürfen. „Wahrhaftig", sagt er ihm, „Ihr vom ancisn r^ims, seid es, die den Adel in Mißcredit bringen. Ist's ein Wunder, wenn alle Welt gegen uns declamirt?" Und wenn Feldern etwas über die „Zeitungsschreiber" in seinen Bart brummt, so fährt Lübbenau fort: „Der Tadel hat leider einigen Grund! Wenn Ihr leichtsinnig wart, lüderlich, verschuldet, unwissend, zu Geschäften unbrauchbar, der Schrecken Eurer Bauern, von Euren Rentmeistern betrogen, in den Händen den Juden — was ist daran zu loben? Zum Glück, daß jetzt ein neues, ein besseres Geschlecht heranmächst" . . . Man traute seinen Ohren kaum, als man im Burgtheater zuerst diese Wahrheiten vernahm. An Lübbenau konnte man wirklich helle Freude haben, an diesem Prachtkerl, der mit Bezug auf Magdas bürgerliche Herkunft bedeutet: „Ich denke, ich habe Adel genug für uns Beide." Nach allen Seiten theilt der Fürst Hiebe aus, aber mit Vornehmheit, mit der Haltung des überlegenen Gentleman. Wenn der junge Gatte seiner Nichte sich zu ihm darüber beklagt, daß er als Offizier dem Kriegsministerium zugeheilt worden sei, während ihm das Dreinschlagen ungleich besser passen würde, erwidert der Fürst: „Studire und schreibe erst gut, mein Sohn, dann schlägst Du vielleicht noch besser d'rein — und mit Verstand." Und diese Lehre wrnde 1867 ausgesprochen! Ist's ein Wunder, wenn das Publikum sich mit Bauernfeld enthusiastisch einverstanden erklärte? Laube in seinem Buche über das Vurgtheater gemahnt daran, daß er nicht die Hoffnung hegte, das Mesalliance-Schauspiel durchzubringen: „DieZulassung eines solchen Themas für das Burgtheater schien nnerreichbar, denn das Theater ist im Wesentlichen aristokratisch. Ein hoher Cavalier steht immer an der Spitze und entscheidet über die Zulässigkeit neuer Stücke, fast sämmtliche Logen sind ein Abonnement des hohen Adels — man kann eher eine mißliebige politische Tendenz zugänglich machen, als eine sociale, welche die Standesunterschiede der vornehmen Kreise herausfordert . . ." Und das Stück kam doch auf die Scene und hatte einen großen Erfolg. Freilich wurde es musterhaft gespielt. La Roche gab in dem Grafen Feldern eine seiner besten Schöpfungen. Das Bornirte, Engherzige und dabei „Gemüthliche" des altösterreichischen Adels kann man nicht feiner nnd klarer zur Anschauung bringen. Wer es mitangehört, wird es nie und nimmer vergessen können, mit welcher Betonung La Roche auf die Strafpredigt, welche Lübbenau-Sonnenthal ihm gehalten, antwortete: „Bruder, Du hast mich gerührt! Ich bin freilich zu alt, um ein neues Leben anzufangen — aber Du hast mich gerührt!" — wie er das erwiderte, beschämt, weich. reumüthig, voll des Bewußtseins, daß er einen Fehler eingestehen könne, denn er sei und bleibe ja der Graf Feldern ... In „Aus der Gesellschaft" erklingen im Dialog zahllose Austriacismen; diese geben Bauernfelds Sprache den localen Erdgeruch, und österreichisch, wienersch — dem Gebrauche der oberen Zehntausend entlehnt — sind auch die französischen Fremdwörter. Bei Bauernfeld ist eine Dame „rmnsivs" und mav.88aäs". Der Wiener Salon findet sein Echo.

Bauernfelds Unterschrift

Streute der Autor in dieses Schauspiel nur einige Splitterchen Tendenz hinein, so zeigte er sein Behagen an der Tendenz, in deren Dienst er seit jeher steht, voll und ganz in dem 1875 veröffentlichten Buche: „Die Freigelassenen. Bildungsgeschichte aus Oesterreich". Hier bemüht Bauernfeld sich, ein deutliches Bild des Metternich'schen Regime zu malen. Das Werk geberdet sich wie ein Roman und heuchelt die Handlung eines solchen. Wir lassen uns nicht irre machen in der Erkenntniß, daß Gestalten und Ereignisse nur als Arabesken für die zeitgeschichtliche Darstellung dienen. Wir finden in Ungarn das Land der Freiheit im Vergleiche mit den übrigen Theilen der Monarchie; wir sehen Wien damit beschäftigt, Saphirs „Humorist" und seine Gedichte „Wilde Rosen" zu bewundern; der „besseren" Stände lesen mit Vorliebe die verbotenen Bücher; Studentenversammlungen werden als Verschwörungen gegen Thron und Altar verfolgt; der Ausländer, der lange Haare und einen Vollbart trägt, gilt als verdächtig; Erzherzog Ferdinand, Militärgouverneur von Galizien, soll auf einem Ball beim Fürsten Sulkowitz aufgehoben werden; die Verschwörung wird vereitelt, zwischen Insurgenten und kaiserlich gesinnntn Bauern entsteht ein Kampf, der Freistaat Krakau muß sich Einverleibung in die Monarchie gefallen lassen; im Stillen tauchen Pläne zu einer Constitution auf; Alexander Bach, der spätere klerikal-reactionäre Minister, gilt dem „System" als „bedenklich". Der erste Band schließt mit den, bedeutungsvollen 13. März 1848: „Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zuin Mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen" — eine Rechtfertigung des Titels, den das Buch führt. Im zweiten Bande wird die BarrikadenEpoche dargestellt. Wie beliebt der Polizeipräsident Sedlnitzky ist, geht daraus hervor, daß Frau Brenninger zwei Hunde hat, und den einen Sedl, den andern Nitzky ruft. Es fehlt in dem Buche nicht an Ausblicken in die Zukunft, an Ausblicken, welche für das tief eingewurzelte deutsche Empfinden des Autors sprechen. Nach der Revolution erwägt Bauernfeld, wie die Dinge vor ihr gewesen; er läßt sich vernehmen: „Ein paar Privilegirte aber taumelten in einem geistlosen Genußleben dahin und blickten mit dünkelfhafter Verachtung auf die niedergehaltene Völkerheerde. Jene nur zahlten und galten, sie waren der „Staat"; der Rest, die Masse war Sperma, Urschleim, staatlicher Kehricht." Es will uns scheinen, als hege Bauernfeld die Meinung, mir Oesterreicher seien noch immer nicht aus den Freigelassenen zu Freien geworden, denn seiner „Bildungsgeschichte" hat er das Motto vorangesetzt: „Wir Alle leben vom Bergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde."

Er darf init Stolz von sich rühmen, daß er nie geschwankt habe als Deutscher und als Freisinniger. Die Ideale seiner Jugend, er hält sie noch heute fest. Man glaubt, ihn aus den Tagen seiner Morgenröthe zu hören, wenn er — die Achtzig schon hinter sich — seine Memoiren mit den Worten schließt: „Die Idee der Freiheit, mächtig genug, um Siegerin zu bleiben, Millionen von Bajonetten gegenüber, braucht auch nicht vor der schwarzen Rotte zu erschrecken, die uns nur gar zu gern in den alten Geisteszwinger zurückführen möchte."

Bauernfeld als literarische Gesamtmterscheinung verdient Anerkennung und Achtung, und zu diesen gesellt sich die Ehrfurcht vor einem frischen, schaffensfähigen Greisenalter. Dieses ist sonst in der Regel derfruchtbarste Boden für das Saatkorn des Egoismus. An Bauernfeld erleben wir das erfreuliche Schauspiel, wie ein an der äußersten Grenze der Jahre Stehender sich selbst corrigirt, nachdem er sich darauf ertappt hat, vom Allgemeinen zurückgegangen zu sein auf das Persönliche. Zu Weihnachten 1886 rief er der Jugend nach, er sei alt und verdrossen, und das Blei, das sie gegossen, liege ihm in den Beinen ... Ein Jahr später, wieder bei Gelegenheit des Christfestes, sprach er in Versen von den Weltereignissen, gab in einigen knappen Zeilen ein Bild der politischen Lage und lächelte als ein Weiser über das Gehaben der Staatsmänner. Er war entschieden junger geworden; er hatte sich darauf besonnen, daß die großen Fragen und Interessen wichtiger seien als die schwarzen Punkte in einem Einzelschicksale.

Wir aber werfen, wenn wir die Thätigkeit dieses Mannes von mehr als 87 Jahren überschauen, einen Blick voll tiefen Respects auf die Gestalt, in der so viel Seltenes zusammenfließt: ein hohes Alter, das von der Last der Jahre die Würdigkeit, aber nicht die Schwäche hat; eine Gegenwart, die eine lange, lange Vergangenheit hinter sich und einen Schinnner von Zukunft vor sich hat; ein Quell, an dein seit mehr als sechs Jahrzehnten die nach Erfrischung Durstenden trinken, und der noch nicht aufgehört hat, zu sprudeln; ein Mensch, der keineswegs trotzig auf demselben Flecke verharrte, und doch in der Bewegung stets sich selber treu und gleich geblieben ist!

- | |
|---|
| <div> <div>Die strategischen Verhältnisse Deutschlands</div> <div>Rußland gegenüber.</div> <div></div> </div> |
|---|

von

- | |
|---|
| <div> <div>A. Kogsls Kon Bieberstein.</div> <div></div> </div> |
|---|

- | |
|---|
| <div> <div>— Breslau. —</div> <div>II.</div> <div></div> </div> |
|---|

^iv schreiten jetzt zur Betrachtung desjenigen Angriffs, wie er Sem Anschein nach russischerseits für den Fall geplant ist, daß nicht eine derartige Neberlegenheit an russischen Streitkräften im westlichen Polen concentrirt ist, welche gestattet, den kürzesten Weg auf Berlin, trotz der mehrfachen Belagerungen undCernirungen, zu nehmen, sondern für den Fall, daß die beiderseitigen Streitkräfte sich ziemlich die Wagschale halten, oder russischerseits nur verhältnißmäßig wenig überlegen, dabei jedoch genügend im westlichen europäischen Nußland concentrirt sind, um demselben überhaupt zu gestatten die Offensive zu ergreifen.

Es ist dies die Offensive der russischen Operations Armee auf dem rechten Weichselufer durch die Provinzen Ost- und WestPreußen mit dem Object Berlin, in unmittelbarer Verbindung mit einer Operation der russischen Flotte gegen die deutsche O stseeküste, zunächst gegen die befestigten Hafenplätze Königsberg, Memel und Danzig.

Der nächste Zweck dieser Offensive würde darin bestehen, den Krieg sofort auf feindliches Gebiet zu spielen, um auf Kosten des Feindes zu leben, und die genannten deutschen, besonders in ihrem nördlichen Theil wohlhabenden Provinzen zu besetzen, deren Festhalten durch die Weichsel in der Front und linken Flanke sehr begünstigt wird, und die, falls die russische Offensive an der unteren Weichsel bereits zum Stehen kommt, erst durch eine deutsche Operation über diesen Strom hinaus dein Gegner wieder entrissen werden müßten.

Die Provinz Ost-Preußen, auf zwei Seiten von russischem Gebiet umschlossen und an der Ostgrenze völlig offen, an der Südgrenze nicht von unüberwindlichen Hindernissen umgeben, fordert durch ihre geographische Lage und Beschaffenheit die russische Offensive heraus, und bietet derselben den Vortheil der Benutzung der durch keine große Festung gesperrten ostpreußifchen Südbahn, sowie des Nieinen als Verbindungslinien, und ferner den der Mitwirkung der Flotte.

Wir wollen zunächst den russischen Angriff auf Ostpreußen betrachten. Das Hauptobject der russischen Flotte wird die deutsche Flotte, und deren Vertreibung von der offenen See sein. Ist ihr diese, vielleicht verhältnismäßig rasch, unterstützt durch die Diversion einer fremden Flotte gelungen, so wird ihr nächstes Unternehmen gegen Königsberg gerichtet sein. Die Aufgabe der russischen Flotte wird hier voraussichtlich darin bestehen, das Feuer der Küstenbefestigungen von Villau zum Schweigen zu bringen, dieselben zu zerstören oder zu besetzen, und die Torpedosperren unschädlich zu machen, um in das frische Haff eindringen zu können. Ferner, sich in den Besitz desselben zu setzen, und derart die Verbindung von Königsberg mit der offenen See und mit Danzig auf dem Haff zu unterbrechen, damit die Einnahme Königsbergs vorzubereiten, und Diversionen aus dieser starken Festung zu verhindern. Die russische Flotte wird ferner durch einige ihrer Fahrzeuge die verhältnißmäßig unbedeutenden Küstenbefestigungen von Memel zum Schweigen zu bringen, und in den Besitz dieses wohlhabenden Hafenplatzes, als eines Basispunktes, zu gelangen suchen. Die Stadt Memel ist zwar gegen die See hin durch Küstenforts und eine vorbereitete Torvedosperre gegen einen Handstreich der russischen Flotte geschützt, zu Lande jedoch ohne jegliche Befestigung. Will die russische Offensive sich in den Besitz des Memeler Hafens behufs Gewinnung eines Hafenplatzes für ihre Flotte als Zwischenstation fetzen, so dürfte es ihr voraussichtlich nicht allzu schwer werden, die dortigen, nur wenige Geschütze zählenden Küstenforts durch eine überlegene Beschießung von der See aus, dabei vielleicht zu Lande von der Artillerie der Landarmee unterstützt, zum Schweigen zu bringen, resp. durch die gewaltige Wirkung der heutigen Granaten der schweren Geschütze zu zerstören, und die hier befindliche Torpedosperre zu vernichten, so daß von einem längeren Aufenthalt, den diese im Uebrigen untergeordnete Operation beanspruchen würde, nicht die Rede sein kann.

Das bedeutendsteHinderniß für die Offensive in Ostpreußen ist außer den für die Vertheidigung dieser Provinz im offenen Felde bestimmten Truppen die starke Festung Königsberg. Dieselbe hat eine sehr starke normale Kriegsbesatzung, kann per Bahn über Elbing bis zu dem Moment, wo der Feind vor ihren Wällen erscheint, Truppen heranziehen, und hat alsdann noch die Verbindung mit der Festung Danzig durch das frische Haff und die Weichsel, und endlich die Verbindung mit dem deutschen Hinterlande zur See, so lange die deutsche Flotte die hohe See gegen die russische halten kann. Die starke», nach neuestem System ausgeführten Forts bei Villau sichern diese Verbindung, und erschweren, auf schmalen Landzunge gelegen, und unterstützt durch die Nähe der Festung Königsberg, einen Landangriff sehr erheblich. Zur See und von Danzig aus können jederzeit, sobald der Gegner nicht Herr des frischen Haffs ist, Transporte an Truppen, Proviant, Waffen, Munition :c. auf dein Haff nach Königsberg geführt werden, auch wenn diese Festung zu Lande vom Feinde eingeschlossen ist, da die in weitem Kreise Königsberg umgebenden Forts den Wasserweg frei halten. Um die Einschließung Königsbergs zu Lande zu vervollständigen und hie Verbindung auf dem frischen Haff abzuschneiden, muß die russische Flotte das Pillauer Tief durch Beseitigung der dortigen Torpedosperre und zum Schweigen bringen resv. Zerstören der Pillauer Befestigungen forciren, um einer Kanonenbootflotille zu gestatten, Besitz vom frischen Haff zu ergreifen.

Wenn Königsberg auch nicht diejenige Bahnlinie sperrt, welche die Offensive der hier in Ostpreußen vordringenden russischen Armee gegen die untere Weichsel als Verbindungslinie zunächst zu benutzen suchen wird, so ist doch seine Bedeutung als Flankenstellung für ein — unter Umständen mehrere — deutsche Annee-Corps, seine Eigenschaft, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, als Offensiv-Brückenkovf für das deutsche Hinterland, so lange die deutsche Flotte das offene Meer hält, und die Verbindung mit Danzig gesichert ist, von solcher Wichtigkeit, daß diese starke Festung von der hier besprochenen russischen Offensive unbedingt eingeschlossen, in ihrer Wirkung nach außen paralvsirt und belagert, und durch ihre Einnahme zum Stützpunkt für die weiteren Operationen der russischen Armee gemacht werden dürfte. Bei sehr verstärkter Besatzung vermag Königsberg unter Umständen selbst eine ganze russische Armee an seine Mauern zu sesseln. Befinden sich jedoch in Königsberg und der Provinz Ostpreußen bei Ausbruch des Krieges verhältnißmäßig nur geringe deutsche Streitkräfte, wie etwa außer der erwähnten normalen Kriegsbesatzung dieser Festung nur einzelne schwächere Detachements, und ist die wirksame Cooperation der russischen Flotte gesichert, so wird ein russisches Belagerungscorps von etwa doppelter Stärke der Besatzung zur Einschließung und Belagerung von Königsberg genügen.

Die Ost-Grenze Ostpreußens ist, wie mir sahen, von Tilsit bis Angerburg d. h. von der Tilsiter Niederung bis zum Angerap-See ohne jedes Terrainhindernifz von Belang, und daher offen für einen russischen Einfall. Die Eisenbahn Komno—Evdtkuhnen und der von Kowno ab schiffbare Nieinen, sowie eine genügende Anzahl guter Straßen führen direct auf dieses offene Grenzgebiet. Die russischen Truppen der Grenzbezirke Grodno, Komno, Samogitien, Kurland, Wilna, Dünaburg, Bioland und Eschland werden, zu einer Armee vereinigt, am Riemen und der genannten Bahnstrecke sofort den Vormarsch auf Königsberg antreten, die sich ihnen gegenüberstellenden deutschen Truppen, zu schlagen und Königsberg einzuschließen suchen. Die Basis dieser russischen Armee wird der Niemen mit der starken Festung Komno, ferner weiter rückwärts Dünaburg sein, wo sich der russische Be

lagerungs- und Ingenieurpark befindet; ihre Verbindungslinien sind die Bahn Komno—Eydkuhnen und der Njemen. Diese russische Armee wird sich in den Besitz der wohlhabenden Städte Tilsit und Memel zu setzen und die Unternehmung der russischen Flotte gegen die Memeler Küstenbefestigung durch eine Beschießung von der Landseite, aus von ihr sofort mitgeführtem Belagerungsgeschütz leicht transportabler Art, zu unterstützen suchen. Sie wird die geschlagenen deutschen Truppen verfolgen und die Einschließung Königsbergs vollziehen und zu decken haben. Vielleicht gelingt es ihr in ähnlicher Weise, wie eben für Memel angedeutet, bei der nunmehr zu erwartenden Beschießung der Befestigungen von Villau auf der Landseite dazu mitzuwirken; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß durch etwa bei Kahlholz an der Küste des frischen Haffs von ihr angelegte Strandbatterien stärkeren Calibers die Verbindung auf dein frischen Haff beträchtlich erschwert wird.

Diese russische Armee wird mit den bei der Einschließung von Königsberg nicht zur Verwendung gelangenden Truppen zur Besitzergreifung und Occupatio« des um Königsberg liegenden Theils der Provinz Ostpreußen schreiten und vielleicht, um den Anschluß an die Küstenbahn zu erreichen, eine Umgehungsbahn südlich Königsberg bauen. Für ihre Unternehmungen in südwestlicher Richtung wird sie sich übrigens leicht in den Besitz der Bahnstrecke Jnsterburg—Allenstein setzen können. Was die gegen ihre Operationen gerichteten Unternehmungen der deutschen Flotte betrifft, so dürfte sie von denselben kaum Erhebliches zu fürchten haben, so lange die russische Flotte in ihrer Nähe die offene See hält.

Die im Süden Ostpreußens vom Angerap-See bis nach Dt. Eulem reichende See- und Waldzone erschwert das Vordringen größerer Heeresmassen ungemein, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die russische Heeresleitung hier nur einzelne Abtheilungen der beiden an der Südgrenze Ostpreußens (bei Lomöa und Woctawek) echelonnierten CavallerieDivisionen, gefolgt von Infanterie-Detachements zu deren Unterstützung resp. Aufnahme vorgehen lassen wird, um die deutsche Mobilmachung durch Unterbrechung der Eisenbahn- und Straßenverbindung, Brücken :c. zu stören, Depots zu vernichten, Contribntionen zu erheben zc.

Ein Vordringen der russischen Heere vom nordwestlichen Polen gegen die untere Weichsel in dem offenem Terrain zwischen Dt. Enlau und diesem Strom ist dagegen — abgesehen von der höchst wichtigen Einwirkung der starken Festung Thorn — verhältnißmäßig leicht (die hier fließende Dremenz bildet kein Hindernis; von Belang) und ist um so wichtiger, als die russische Offensive gegen Ostpreußen in erster Linie auch dahin streben wird, das rechte Weichselufer von Thorn bis zum Haff zu gewinnen und zu beherrschen, bevor den russischen überlegene deutsche Streitkräfte, vermöge der 4 bei Marienburg, Graudenz Bromberg und Thorn mündenden, von Westen kommenden durchgehenden Bahnlinien auf dem rechten Weichseluser versammelt sind. Hier wird man deutscherseits dem Bestreben der russischen Cavallerie-Divisionen möglichst rasch die Weichsel zu erreichen, dieselbe wenigstens mit kleinen Abtheilungen zu überschreiten, und jene Bahnverbindungen zu unterbrechen, entgegenzutreten müssen.

Die parallel! der Weichsel auf deren linken Ufer außerhalb des Geschützbereichs des rechten Ufers angelegte Bahnlinie Thorn—Danzig, welche, wie oben angedeutet, durch 4 größere durchgehende Bahnen mit dem westlichen deutschen Hinterlande verbunden ist, gestattet, die rasche Versammlung deutscher Streitkräfte am linken und aus dem rechten Weichselufer an den befestigten Punkten Marienburg, Graudenz und Thorn. Von diesen Punkten hat allein Thorn vermöge seines völlig gesicherten Stromüberganges auf 2 Brücken und der Beschaffenheit seines durch detachirte Forts in weitem Umkreise geschützten, ein Tebouchiren auf dem rechten Weichselufer begünstigenden nördlichen Vorterrains starke Offensivkraft. Bei Graudenz liegen die Verhältnisse weit ungünstiger; die alten umfangreichen Befestigungen des rechten Weichselufers entbehren bis jetzt der detachirten Forts (die sie übrigens, wie die Presse berichtet, erhalten sollen), so daß dieselben heute allerdings nur noch einen branchbaren Bruckenkopf für den hier vorhandenen festen Weicksel-Uebergang bilden, jedoch verhältnißmäßig leicht auf dem rechten Ufer eingeschlossen werden können, und das Debouchiren verhindert werden kann, und das um so mehr, da die Offensive behindernde Terrainabschnitte Graudenz auf der Ostseite umgeben. Marienburg, von südlich vorliegenden Höhen beherrscht, die Weichselniederung mit ihren zahlreichen Wasseradern im Rücken, erscheint als der am leichtesten zu sperrende Weichselübergangspunkt. Ein Uebergang über die von Thorn ab WO.—119t) ru breite untere Weichsel ist für die deutschen Truppen außerhalb der vorhandenen festen Uebergänge, und selbst unter Benutzung derselben, mit Ausnahme bei Thorn und Graudenz, angesichts eines ausmerksamen Gegners, ein sehr schwieriges Unternehmen; mehr noch ein Uebergang der russischen Truppen auf das linke Weichselufer.

Die, wie mir annehmen wollen, in Folge ganz besonders günstiger Verhältnisse bis zur unteren Weichsel gelangte russische Offensive steht somit, nachdem es ihr vermöge ihres voraussichtlich in starker Zahl mitgeführten Belagerungsgeschützes leichten Calibers eventuell gelungen ist, die Brückenkopfbefestigungen von Graudenz und Marienburg zu zerstören, vor der schwierigen Aufgabe, das verschanzte Lager von Thorn in der linken Flanke, den Weichselübergang angesichts des Feindes zu erzwingen.

Es fragt sich, ob eine gleichzeitige russische Nebenoperation von Warschau aus auf dem linken Weichselufer gegen Thorn nicht die Möglichkeit gewährt, den außerordentlich wichtigen deutschen Brückenkopf Thorn auf seiner Südseite zu sperren und somit seine Einwirkung wesentlich zu paralysiren. Eine derartige, von den Hauptkräften getrennte Nebenoperation würde, wenn unvorsichtig unternommen, der deutschen Heeresleitung allerdings Gelegenheit bieten, den zu ihrer Durchführung bestimmten russischen Heerestheil mit überlegenen Kräften anzufallen und zu schlagen.

Es entsteht hier überhaupt die Frage, ob man russischerseits zu der oben erwähnten Offensive die gesamten Kräfte der russischen Feld-Armee auf dem rechten Weichselufer vorgehen lassen wird, wie Einige dies anzunehmen scheinen.

Wir halten dies nicht für durchführbar; denn die Benutzung auch der südlichenLinien des russischen Bahnnetzes weistauf einen breiteren Aufmarschrayon derartiger großer Heeresmassen hin. Das westliche Polen bedarf eines Schutzes; es ist ferner sehr wünschenswert!), die Weichsel und die Bahnlinie WarschauAlerandrowo dem linken Flügel der russischen Hauptarmee möglichst weithin und lange als Verbindungslinien zu sichern; und auch der Schutz der übrigen Verbindungen des russischen, an der unteren Weichsel angelangten Heeres wird am besten durch das Auftreten einer Armee vorwärts der mittleren Weichsel bewirkt. Der Raum zwischen Marienburg und Thorn gestattet ferner wohl den Aufmarsch von 6—700 000 Mann zur Schlacht, aber kaum deren Unterkunft und Verpflegung bei den derselben vorausgehenden Operationen.

Es dürfte daher gleichzeitig mit der Offensive der russischen Hauptstreitkräfte gegen die untere Weichsel eine russische Armee von Warschau aus unter entsprechender Sicherung gegen Posen längs der Bahnlinie Warschau-Thorn gegen Thorn vorgehen, mit dem Auftrage, die ihr gegenüber tretenden deutschen Streitkräfte anzugreifen und zurückzuwerfen, und nur vor sehr stark überlegenen Kräften einer Schlacht auszuweichen; ferner, wenn angängig, Thorn auf dem linken Weichselufer einzuschließen, diese Einschließung gegen Entsatzversuche zu sichern und, sollte es die Lage gestatten, durch eine Diversion auf Bromberg die Unternehmungen der HauptArmee'zum Uebergang über die Weichsel zu unterstützen.

Wir betonen, daß diese Armee des linken Weichselufers sich in keinen Entscheidungskampf gegen stark überlegene Kräfte einlassen, sondern den: selben ausweichen wird. Sie wird durch Detachirung angemessen starker Kräfte an die Defileen von Konin, Kollo und Slesznn und auf Jnowraclam sowohl ein Vordringen des Feindes in ihrer linken Flanke aufzuhalten, als auch den Zeitpunkt rechtzeitig zu erkennen vermögen, wann das Vordringen starker Kräfte des Gegners von dieser Richtung her ihren Mckzug direct auf Warschau oder über die Schiffbrücken bei Plock und Wtoclawek und von ihr etwa bei Dobrznn herzustellende Weichselbrücken auf das rechte Weichselufer gebietet.

War diese Armee genöthigt, auf das rechte Weichselufer zurückzugehen, so wird ihre Aufgabe voraussichtlich zunächst darin bestehen, dem nachdringenden Gegner den Weichselübergcmg auf der Strecke AlerandrowoNomo-Giorgiemsk zu verwehren.

Nehmen wir an, daß es inzwischen der russischen Hauptarmee unter ausreichend starker Sicherung gegen Thorn (auch durch feldsortisicatorifche Werke) gelungen sei, den Uebergang über die untere Weichsel zu bewerkstelligen und die ihr gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte zu schlagen, so würde diese Entscheidung voraussichtlich auch auf den südlichen Theil des Kriegsschauplatzes nicht ohne Einwirkung bleiben und die, wie wir annahmen, vor überlegenen Kräften zurückgegangene dortige russische Armee in die Lage setzen, wieder die Offensive zu ergreifen und demnächst Thorn auf der Südseite einzuschließen und diese Einschließung gegen Süden und Westen zu sichern. Die russische, über die untere Weichsel gegangene Hauvt-Armee würde nun dem voraussichtlich in gerader Richtung nördlich der Netze gegen die mittlere und untere Oder zurückgehenden Gegner folgen, gleichzeitig Danzig einschließen lassen, und zur Herstellung mehrerer fortisicatorisch zu sichernder Weichselübergänge schreiten. Sie würde ferner in ihrer linken Flanke gegen die Netzübergänge detachiren müssen, um gegen Unternehmungen der etwa westlich Thorn befindlichen deutschen Streitkräfte und von Posen her geschützt zu sein, während gleichzeitig die russische Armee auf dem linken Weichselufer dazu beitragen wird, jene Streitkräfte zu beschäftigen.

Ob die deutschen nördlich der Netze von der unteren Weichsel nach der Oder zurückgehenden Streitkräfte der nachdringenden russischen Haupt» armee vor der Oder noch einmal entgegenzutreten werden, oder ob es denselben gelingen wird, durch einen allerdings sehr schmierigen Rechtsabmarsch den Netzeabschnitt zwischen sich und den Feind zu bringen, wird völlig von den Umständen, das erste besonders von etwa eintreffenden Verstärkungen, abhängen. Voraussichtlich würde die deutsche Armee, spätestens bei Küstrin angelangt, unter Anlehnung an diese Festung in der Lage sein, den Kampf wiederaufnehmen zu können. Das Bestreben der russischen Armee aber wird dahin gehen, die deutsche Armee, wo sie sich ihr von Neuem gegenüberstellt, anzugreifen und zu schlagen. Geht dieselbe hinter die Oder zurück, so wird die russische Armee Küstrin zunächst auf dem nördlich gelegenen, rechten Oder- und Wartheufer einschließen, und etwa in der Gegend von Schwedt, wo das Terrain den Oderübergang begünstigt, aller Wahrscheinlichkeit nach denselben angesichts des Feindes erzwingen müssen.

Vielleicht macht sich jetzt die Einwirkung der Diversion der russischen Flotte, deren mir früher bereits gedachten, von Stettin her bemerkbar.

Als Verbindungslinie würde diese russische Operation voraussichtlich die Bahnlinie: Graudenz—Könitz—Stargard—Neudamm benutzen, da die Bahn im Netzethal zu sehr feindlichen Störungen ihres Betriebes von Süden her ausgesetzt ist.

Ist der Odertübergang in der Gegend von Schwedt von der russischen Annes bewerkstelligt, so würde die russische Offensive auf Berlin an Terrainhindernissen nur noch den nicht sehr bedeutenden Finomcanal-Abschnitt zu vassiren haben und alsdann auf die zum Angriff verhältnißmäßig günstigste Nordostfront Berlins treffen. Inzwischen würde voraussichtlich die Bahnverbindung Stargard—Stettin—Neustadt-Ebersmalde in russischen Besitz gelangt und so der Anschluß an die bisher benutzte Verbindungslinie bewerkstelligt sein.

Die russische Offensive über die untere Weichsel auf Berlin, welche mir derart zu skizziren versuchten, hat wesentliche Nachtheile im Gefolge, und zwar: die Einwirkung der Festung Thorn auf ihre linke Flanke und denUmstand, daß sie diese Festung nur auf dem rechten Weichselufer einzuschließen vermag; die Nothwendigkeit, die unteren Weichselvefestigungen von Graudenz und Marienburg unschädlich zumachen; die Ueberschreitung der 900—1100m breiten Weichsel aller Voraussicht nach angesichts des Feindes; sowie die Abzweigung starker russischer Streitkräfte nach Königsberg und auf das linke Weichselufer.

Wir betonen nochmals, daß wir diese Operation aus diesen Gründen, trotz der mit ihr verbundenen Diversion der russischen Flotte, nicht, wie Einige dieser Ansicht sind, für die russischerseits opportuniste halten, so verführerisch auch ein sofortiger Einmarsch in das auf zwei Seiten von Nußland eingeschlossen Ostpreußen und eine Besitznahme dieser Provinz bis zur Weichsel erscheinen mag.

Wir schreiten zur Betrachtung der Frage: Wie wird sich die deutsche Defensive gegenüber dieser durch die Provinzen Ost-und Westpreußen geführten russischen Offensive verhalten? Wir hatten für dieselbe vorausgesetzt, daß Nußland in der Lage sei, wenn auch nicht mit derart überlegenen Kräften aufzutreten, um den kürzesten Weg auf Berlin über Posen unter Durchführung der damit verbundenen mehrfachen Unternehmungen gegen große Festungen wählen zu können, so doch, der Anzahl und Art der Versammlung seiner Streitkräfte nach, die Offensive mit Aussicht auf Erfolg überhaupt zu ergreifen.

Deutschland wird die Offensive der russischen Flotte mit einem Angriff seiner eigenen Flotte beantworten, falls dieselbe nicht anderweitig engagirt oder im Schach gehalten ist. Es würde die russische Offensive gegen die untere Weichsel mit einer Offensive seinerseits gegen das westliche Polen -nnd Warschau beantworten können, indem es an der unteren Weichsel, gestützt auf deren Befestigungen, defensiv bleibt. Allein gegen eine derartige deutsche Offensive sprechen die Umstände, daß dieselbe die Vertheidigung der unteren Weichsel ohne hinreichende Unterstützung ließe, eine Trennung der Streitkräfte involvirte, die deren Zusammenwirken zur Hauptentscheidung ausschlöffe, und daß diese Offensive an der mittleren Weichsel gegenüber den starken Festungen Nowo-Giorgiewsk nnd Warschau unbedingt zum Stehen kommen würde. Zwischen Thorn und Plock gegen die linke Flanke und die Verbindungen der im Vorgehen gegen die untere Weichsel begriffenen russischen Armee gerichtet, würde dieselbe zwar eine vortreffliche Anlehnung in der linken Flanke an Thorn, und dort einen gesicherten Weichselübergang haben; allein diese Offensive würde nur zwei Bahnlinien für die Versammlung der über Thorn vorgehenden Streitkräfte benutzen können, im Uebrigen auf den langsamen Fußmarsch durch das westliche Polen angemiesen sein, in ihrer rechten Flanke und in ihren Verbindungen und selbst im Rücken durch die Festungen Nomo-Giorgiewsk und Warschau bedroht werden, und außerdem den russischen Heeren die Zeit gewähren, ihr rechtzeitig am rechten Weichsel-Ufer gegenüber zu treten. Beide Operationen sind daher zu verwerfen.

Es erscheint dagegen gegenüber der geschilderten russischen Offensive für die deutschen Armeen angezeigt, unter Benutzung der drei die untere Weichsel überschreitenden Bahnlinien und der 4ten bis Bromberg durchgehenden Linie, die untere Weichsel, gestützt auf die vorhandenen Befestigungen bei Thorn, Graudenz und Marienburg zu überschreiten und dem vordringenden russischen Heere vereinigt, die befestigten Brückenköpfe und gesicherte Stromübergänge im Rücken, entgegenzutreten. Gleichzeitig würde eine deutsche Armee von der Linie Thorn—Posen auf Warschau vorgehen, um die, wie wir annehmen, auf dein linken Weichselufer operirende russische Armee anzugreifen, oder gebotenen Falls durch einen Weichselübergang in der Nähe des Wirkungsbereichs von Thorn in der Operation der Hauptarmee an der unteren Weichsel unterstützend eingreifen. Von größter Wichtigkeit ist für diese Offensive der ausgedehnte starke Brückenkopf von Thorn, der das gesicherte Debouchiren starker deutscher Streitkräfte, selbst einer ganzen Armee auf dem rechten Weichselufer gestattet, und der die erwähnte russische Offensive gegen die untere Weichsel, selbst wenn es ihr gelungen sein sollte, die Brückenköpfe von Graudenz und Marienburg zu sperren, deutscherseits unausgesetzt in der linken Flanke bedroht und leicht zum Stehen bringen kann.

Aus diesen Verhältnissen erhellt zur Genüge, wie richtig die geplante Anlage von je 2 Geleisen für die die untere Weichsel überschreitenden Bahnen und die, wie es heißt, beabsichtigte Neubefestigung von Graudenz für die deutsche Vertheidigung der unteren Weichsel und der deutschen Ostgrenze überhaupt ist. Gelingt es, ungeachtet deren Vorhandenseins und der Befestigungen der genannten Weichselübergänge, der russischen Heeresleitung, die über die Weichsel vordringenden deutschen Streitkräfte etwa unter starker verschanzter Defensive gegen Thorn, bei Graudenz und Marienburg, vor oder nach der Vereinigung zu schlagen, so bleibt der deutschen Defensive immer noch die Verhinderung des russischen Weichselübergangs, unter Benutzung des Brückenkopfs Thorn zu einein offensiven Vorstoß und begünstigt durch die Bahnlinie Thorn—Bromberg-Dirschau, übrig.

Gelingt den russischen Armeen nach hartem Kampf der Uebergang der Weichsel, so wird ihr Vordringen in westlicher Richtung auf Berlin zunächst, wenn sich auch keine stärkeren Terrainabschnitte demselben entgegenstellen, doch in dem Waldgebiete am Schwarzwasser und der Brahe verhältnißmäßig leicht aufzuhalten sein, und die deutsche Armee voraussichtlich darnach streben, nicht in gerader Richtung auf Berlin zurückzugehen, sondern ihren allerdings, wie wir bereits andeuteten, schwierigen Rückzug über die Defileen des Netzebruches zu bewerkstelligen, den nördlichen Rand dieser Defileen festzuhalten und sich hinter der Netze, gestützt auf Posen, zu retabliren. Ihre dortige Flankenstellung würde durch den Netzebruch in der Front, durch Thorn und die See- und Wasserlaufzone zwischen Jnowraclaw und Gnesen, sowie durch die von dort vorgegangene deutsche Annee in der rechten Flanke geschützt sein. Vorbedingung für ihre offensive Wirksamkeit gegen die linke Flanke und die Verbindungen der russischen über die Weichsel gegangenen Anneen ist jedoch, daß die deutsche Armee die Netzedesileen von Bromberg, Nakel, Bialosliwe, Schneidemühl, Filehne, Kreuz, oder doch einen Theil derselben, durch rasch anzulegende ausreichende, vielleicht schon vorbereitete, fortificatorische Verstärkungen sichert und in ihrem Besitz behält. Alsdann kann die russische Armee dieser starken Flankenstellung nicht vorbeigehen, sie muß dieselbe unter der Vertheidigung sehr günstigen Verhältnissen angreifen, die überdies selbst nach ihrer Einnahme an der Warthe mit ihrer Bruchniederung, unter Anlehnung an Posen, einen neuen gut zu vertheidigenden Abschnitt, und damit den für sie so wichtigen Zeitgewinn finden würde. Von einer Einschließung Thorns auf dem linken Ufer würde russischerseits alsdann auch nicht die Rede sein können.

Diese Wichtigkeit der Netzedesileen weist die russische Operation zum Ueberschreiten der unteren Weichsel darauf hin, einen Haupt-Uebergang etwa bei Fordon zu versuchen, um möglichst rasch in den Besitz der Netzedesileen, und damit zugleich der Bahnlinie auf Kreuz zu gelangen und die deutsche Armee am Ueberschreiten der ersteren zu hindern. Das wichtige Offensivvermögen Thorns kommt hier auch auf dem linken Weichselufer wieder sehr in Betracht.

Gelingt es der deutschen Armee nicht, über die Netze in südwestlicher Richtung zurückzugehen, was bei einen genügenden Vorsprunge auf der Strecke sudlich und westlich Cchneidemühl vielleicht noch möglich sein würde, so kann dieselbe entweder, gestützt auf Küstrin, vor dieser Festung noch einmal schlagen, oder hinter dieselbe auf das linke Wartheufer zurückgehen, sich dort in der Nähe Küstrins retabliren. und von dort aus, vielleicht durch eintreffende Verstärkungen dazu in den Stand gesetzt, über Küstrin, und vielleicht auch Wartheaufwärts zum Angriff gegen die russischen Armeen vorgehen. Oder die deutsche Armee geht auf das linke Oderufer zurück, und verwehrt der russischen das Ueberschreiten der Oder von einer Beobachtungsund Bereitschaftsstellung aus, entweder in der Gegend von Schwedt, der weit wahrscheinlichere Fall, oder in der Gegend von Frankfurt a. d. Oder.

Es läßt sich nicht annehmen, daß die russische Armee den Versuch macht, den einer deutschen Vertheidigung besonders günstigen Oderbrnch zwischen Küstrin, Oderberg und Stolpe zu überschreiten; vielmehr weist die Configuration der Oder und der Uferhöhen gegenüber Schwedt, sowie die dort zuni rechten Ufer führende große Straße auf di. Gegend von Schwedt hin. Dieselbe ist gegen die Einwirkung von Küstrin verhältnißmäßig durch die Entfernung und den Seeabschnitt von Mohrin geschützt, und ein Uebergang bei Schwedt setzt die russische Armee sofort in den Besitz des Beginns der Bahnstrecke Schwedt-Berlin, der nur 1¼ Meilen von der rechten OderUfer-Bahn entfernt ist, und daher verhältnismäßig leicht, will man die Perbindung russischerseits so weit als möglich unter dem Schutz des rechten Oderufers lassen, mit dieser durch eine Feldeisenbahnstrecke bis zur Oder verbunden werden kann. Betreffs der Vertheidigung Berlins dürften die bereits weiter oben erörterten Verhältnisse auch für die hier skizzirte deutsche Vertheidigung im Wesentlichen zur Geltung kommen.

Wir schreiten jetzt zur Erörterung des Falles, daß Rußland und Deutschland mit einander in einen Krieg verwickelt werden, ohne daß eine andere Macht sich an demselben beteiligt, und ohne daß es einem der beiden genannten Staaten aus irgend einem Grunde oder Vorwande gelungen ist, seine Streitkräfte, oder doch einen beträchtlichen Theil derselben, eher als der andere zu versammeln.

Es bedarf keiner langen Erörterung, welche von beiden Mächten in diesem Falle in der Lage ist, gegen die andere die Offensive zu ergreifen. Das europäische Rußland besitzt, wie mir sahen, nur 5 durchgehende, größtentheils eingeleisige, an der deutschen Grenze endigende Bahnlinien, die an den Endpunkten Evidtkuhnen, Grajemo, Mtamka, Alerandromo und Myslowitz durch Zwischenräume von bezm.15.20,17und4OMeilen von einander getrennt sind.

Deutschland dagegen hat etwa 8, von Westen nach Osten durchgehende, größtentheils zmeigeleisige Bahnlinien, nach russischen Berechnungen 11, also weit über die doppelte Anzahl. Ferner ist das Gebiet des europäischen Rußlands, aus dem die Truppen der Feldarmee per Bahn nach der Westgrenze geschafft werden müssen, etwa viermal so groß als Deutschland, und es fehlt Rußland die eine rasche Mobilmachung begünstigende deutsche Territorialeintheilung. Wenn nun auch Rußland allein 15 Infanterie-Divisionen zu 16 Bataillonen und der entsprechenden Artillerie und den Hülfs Waffen, in den Militärgouvernements Warschau und Wilna, ferner, wie erwähnt, 4 Cavallerie-Divisionen nebst 48 reitenden Geschützen entlang der Bahnstrecke Komno—Woctamek und 1 Cavallerie-Division zwischen Czenstochau und Kalisch, >.2 Cavallerie-Division in Warschau, 1 bei Lublin, 1 bei Zamosc', in Summa 7^ Cavallerie-Divisionen mit 14 reitenden Batterien oder rund etwa 28000 Mann Cavallerie (die stets fast auf Kriegsstärke ist), incl. Artillerie, in seinem westlichen Grenzgebiet, verhältnißmäßig nahe der deutschen Grenze, stehen hat, so gestattet dennoch, da sich diese Truppen im westlichen Rußland immerhin auf einen Flächen-Raum von der Größe des Raumes zwischen Stettin, Berlin, Leipzig, Dresden, Oppeln, Königsberg vertheilen, die dichtere Dislocation und das entwickeltere Bahnnetz Deutschlands unbedingt dem letzteren, die Offensive mit von Anfang an überlegenen, und in der Folge mit weit eher völlig versammelten Kräften, zu ergreifen.

Aus den, ermähnten Raum sind in Deutschland das lte, 5te, 2te, 3te, Garde- und 12te Armee-Corps, die ostpreußische, die Garde- und die sächsische Cavallerie-Division und die übrigen Cavallerie-Regimenter jener Corpsbezirke, in Summa 14 Infanterie-Divisionen und 42 CavallerieRegimenter (rund etwa 25,000 Pferde), mit der entsprechenden Artillerie und voraussichtlich auch den Reserve-Formationen dieser Truppen weit rascher an der deutschen Ostgrenze zu versammeln, als die in den Militärgouvernements Marschall und Wilna stehenden 6 russischen Armee-Corps. Dazu kommen die Truppen der benachbarten deutschen Corpsbezirke, welche in Folge der besseren Eisenbahn-Verbindung zu dieser Versammlung eher wie die übrigen russischen Corps zu den genannten russischen Truppen herangezogen werden können, so daß auch nicht der mindeste Zweifel, selbst angesichts der jüngst erfolgten Verstärkung der russischen Truppenmacht im Westen des Reiches, die obenbereits berührt wurde, darüber bestehen kann, daß den deutschen Heeren im obigen Fall der Vortheil der Offensive gegen Rußland gesichert ist.

Es fragt sich nun, wo Rußland voraussichtlich die völlige Versammlung seiner Feld-Armeen, die, wie bereits bemerkt, 2—3 Monate dauern dürfte, geschützt gegen die deutsche Offensive, wird vollziehen können?

Als natürlichster deckender Abschnitt erscheint in dieser Beziehung die Weichsel mit ihren starken Festungen Nowo-Giorgiewsk. Warschau und Jwangorod. Dieselbe ist auf dieser Strecke 600 —700 »i breit, außerhalb der vorhandenen Uebergänge unpassirbar, und nöthigt zu einem schwierigen Brückenschlage. Sie besitzt von der Bug- bis zur Drewenzmündung auf der rechten Seite doininirende Uferhöhen. Von Sawichost bis Jwangorod begleiten Höhen die Weichsel ans die beiden Ufere. Dieselben werden von Jwangorod bis Nvczywol niedriger, und das Flußthal breiter. Von Nuczmvol bis Kurczew dominiren die linken Uferhöhen. Von Kurczew bis Nowo-Giorgiewsk sind beide Ufer flach. Die Weichsel hat außer einem Hochwasser im März noch ein solches zu Johanni und Jacobi und setzt dabei die nirgends eingedämmten ini Allgemeinen flachen Ufer unter Wasser. Oberhalb Czerwinsk befindet sich eine bei geringem Wasserstande furthbare, aber 1200 m breite Stelle, nicht weit von der Festung Nowo-Giorgiewsk; ferner, nach der Neiman'fchen Karte, Fürthen bei: Wnszogrod, Dobrzyckow, Tokary, Plock, Dobrzyn, Wtoctamek. Feste Brücken eristiren auf der genannten Strecke nur innerhalb der Festungen Jwangorod, Warschau, Nowo-Giorgiewsk, Schiffbrücken bei Plock und Wtoctawek. Drei durchgehende Eisenbahnlinien führen aus dem Inneren Rußlands an die Weichsel, eine 4te Bahn endet bei BreftLitewski, etwa 24 Meilen östlich von Jwangorod. Eine Bahnlinie führt die drei erst genannten Bahnen und die drei Festungen verbindend, hinter der Weichsel, geschützt durch dieselbe, entlang.

Die deutsche Offensive kann, wenn, wie nnbedingt zu erwarten, der Aufmarsch der russischen Feldarmeen hinter derWeichsel in demRaume: NowoGiorgiewsk—Warschau—Jwangorod—Brest-Litemski erfolgt, an den im russischen Polen versammelten russischen Streitkräften nicht etwa durch Ostpreußen auf Korono, Dünaburg und Petersburg vorbeigehen, da sie nicht im Stande ist, ihre Verbindungslinie, die bis Petersburg über 140 Meilen lang sein würde, gegen die russischen Streitkräfte, welche sich alsdann ungehindert in Polen versammeln und gegen dieselbe vorgehen können, ausreichend zu schützen.

Eine Offensive der deutschen Hauptstreitkräfte durch Ost- und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer gegen die rechte Flanke des erwähnten russischen Concentrationsrayons würde sich deshalb nicht empfehlen, weil erstens nur drei durchgehende Bahnlinien über Dirschau, Graudenz und Thorn für die Versammlung der Truppen zu dieser Offensive zur Verfügung ständen (allenfalls eine 4te über Bromberg mit einer Weichselüberbrückung), und weil ferner sowohl das defileenreiche Seeterrain der ostpreußischen Grenze von Jnsterburg bis Dt.-Eylau, wie auch das Bruch- und Seeterrain des sich anschließenden russischen Grenzgebiets von Ostrolenka bis Mariampol die Bewegung größerer Heeresmassen außerordentlich erschwert.

Diese Offensive würde außerdem auf den verhältnißmäßig nur schmalen ca. 12 Meilen breiten, die Operationen derartiger Heeresmassen sehr einschränkenden Raum zwischen Ostrolenka und Nowo-Giorgiewsk zur Überschreitung des Narew angemiesen sein, serner über wenige gute Chausseen verfügen und nur eine einzige Bahnlinie, die von Thorn auf Mtawka, als Verbindungslinie benutzen können.

Die deutschen Heere würden hier auf dem verhältnißmäßig engen, nicht sehr angebauten, noch recht waldreichen Raum zwischen Weichsel und Narem eingekellt, hinsichtlich der Unterkunft und Verpflegung nicht günstig situirt sein und keinen Raum zur Entwicklung zur Schlacht finden. Die russischen Haupt-Streitkräfte würden ihnen bei der Überschreitung des Bug und Narew, angelehnt an Nomo-Giorgiemsk, sowie an die Bruchmederung bei Ostrolenka, und gestützt auf Warschau, versammelt entgentreten können.

Die deutsche Offensive wird daher mit den Hauptkräften auf dem linken Weichselufer in den megsamen reichen und gut angebauten Gebieten des westlichen Polens, die mit den Terrainabschnitten des Goplo-Sees und der oberen Warthe ihr keine unüberwindlichen Hindernisse entgegensetzen, gegen die mittlere Weichsel vorgehen, und hier bald zwei Bahnlinien, später noch eine 3te, als Verbindungslinien zur Verfügung haben.

Die Frage liegt nahe, ob sie völlig auf ein gleichzeitiges Vorgehen auf dem rechten Weichselufer verzichten soll oder nicht, und wie stark sie dort eventuell auftreten soll.

Drei durchgehende deutsche Bahnlinien die binnen Kurzem sämmtlich zweigeleisig sein werden, münden, wie wir sahen, auf dem rechten Weichseluser, eine vierte, leicht durch eine Weichselüberbrückung zu vervollständigende, bei Bromberg auf dem linken Ufer, und die mit ihnen zu befördernden Truppen können sich dort rasch in der Nähe der russischen Grenze versammeln und in das feindliche Gebiet, das bis Nowo-Giorgiewsk und bis zum Bug und Narem ihrem Vordringen keine Hindernisse bietet, vorrücken. Bleiben diese Linien unbenutzt, so dauert der deutsche Aufmarsch länger.

Das gleichzeitige Vorrücken deutscher Streitkräfte auf dem rechten Weichselufer hat ferner die folgenden Vortheile: Die Provinz Westpreußen und das südwestliche Ostpreußen werden dadurch vor einem feindlichen Angriff geschützt. (Das übrige Ostpreußen wird sich, wie wir später näher erörtern werden, durch die in der Provinz vorhandenen Streitkräfte, gestützt auf Königsberg, selbstständig zu sichern in der Lage sein.) Die Weichsel und voraussichtlich auch bald die Bahn Mtamka—Nowo-Giorgiewsk würden als Verbindungslinien gewonnen, und die wichtige Verbindungslinie der auf dem linken Weichselufer vorgehenden deutschen Invasions-Armee, die Bahn Thorn—Warschau, in ihrer linken Flanke gesichert werden. Die Operation führt auf Nowo-Giorgiewsk, welches als nördlichster Stützpunkt der befestigten russischen Weichselbasis in deutschen Besitz kommen und auf dem rechten Weichselufer eingeschlossen werden muß. Bei angemessener Stärke und zweifellos energischer und offensiver Führung dieser deutschen Streitkräfte können dieselben das Ueberschreiten des Bug und Narem bewerkstelligen, durch angemessene Unternehmungen die Verbindung von Warschau auf Petersburg unterbrechen und starkeKräfte von derVertheidigung der mittleren Weichsel abziehen.

Sollte Letzteres jedoch nicht gelingen, so kann der entbehrlche Theil derselben, sobald die Einschließungen von Nowo-Giorgiewsk und Warschau auf dem rechten Bugufer, dem rechten unteren Weichselufer und beziehungsweise auf dem linken Weichselufer vollzogen sind, auf dem zur Verbindung über die Weichsel hergestellten Uebergang zu der auf dem linken Ufer vorgegangenen Invasions-Ai-mee stoßen und dort zur Hauptentscheidung mitwirken. Der einzige wesentliche Nachtheil dieser Operation ist ihre Trennung von der auf dem linken Weichselufer vorgehenden Jnvasions-Armee. Derselbe ist durch Brückenschlag über die Weichsel, ein immerhin in der Nähe des Feindes schwieriges Unternehmen, nur unzureichend zu beseitigen.

Die auf dem rechten Weichselufer vorgehenden deutschen Streitkräfte könnten zwar, wenn sie nicht genügende Stärke besitzen, auf überlegene russische Kräfte bei und vorwärts Nowo-Giorgiewsk stoßen, während die anderen deutschen Heere die Weichsel noch nicht erreicht haben. Dies würde besonders dann der Fall fein können, wenn sie in der Nähe von NowoGiorgiewsk angelangt sind. Denn die russische Heeresleitung kann einen beträchtlichen Theil ihrer Streitkräfte von dieser Festung aus auf weitere Entfernung gegen die deutsche auf dem rechten Weichselufer vorgehende Armee detachiren, allein keinen unverhältnißmäßig starken Theil derselben, weil derselbe alsdann an der wichtigsten Stelle bei der Vertheidizung der mittleren Weichsel zwischen Warschau und Jwangorod fehlen würde, da er nicht mehr rechtzeitig zu derselben herangezogen zu werden vermag.

Die deutsche Offensive auf dem rechten Weichselufer muß daher, wenn sie sofort auf Nowo-Giorgiewsk vorgehen soll, so stark sein, daß sie einem russischen Angriff von dort aus gewachsen ist, also eine Armee betragen. Nöthigenfalls hat sie es immer noch in der Hand, einem etwa stark überlegenen Angriff des Gegners hinhaltend zu begegnen resv. demselben auf Thorn auszuweichen. Will man jedoch deutscherseits nicht so starke Kräfte auf diese Operation verwenden, sondern etwa nur ein starkes Corps, so wird dasselbe zwar rasch bis Wtoctamek vorrücken, um die Bahnlinie Thorn—Warschau, welche bei diesem Ort vom rechten Weichselufer aus durch Geschützfeuer beherrscht und leicht unterbrochen werden kann, in der linken Flanke zu sichern, alsdann aber in kleinen Märschen in gleicher Höhe mit den südlich neben ihr vorgehenden Armeen vorrücken, und wenn dieselben an der Weichsel angelangt sind, zunächst auf der NordWestfront von Nowo-Giorgiewsk diese Festung beobachten, und zur Einschließung derselben erst dann schreiten, wenn die gesicherte Verbindung mit der südlichen Invasions-Armee durch Brückenschlag bei Nowo-Giorgiewsk hergestellt, und ihre rechtzeitige Unterstützung seitens derselben gesichert ist.

Treten diesem Corps überlegene Kräfte vor Eintreffen der letzteren entgegen, so wird dasselbe einem Angriff derselben hinhaltend begegnen, oder in der Richtung auf Thorn ausweichen.

Es fragt sich, ob man deutscherseits nicht ganz auf die Operation, die in Folge ihrer Trennung von derjenigen auf dein linken Ufer immerhin gewisse Nachtheile hat, verzichten und den Schutz von Westpreußen der zu diesem Zweck zu verstärkenden Besatzung von Thorn anvertrauen wird. Allein Deutschland dürfte, selbst wenn es an seiner Westgrenze sehr beträchtliche Streitkräfte zum Schutz derselben zurückläßt, in der Lage sein, den in Polen stehenden russischen Truppen gegenüber bei Beginn des Feldzuges mit mindestens doppelter Ueberlegenheit aufzutreten, so daß diese Trennung, die übrigens gebotenen Falls ein Ausweichen nicht ausschließt, keine ernsten Bedenken in sich trägt. Ferner erfolgt, wenn derart die über die untere Weichsel führenden deutschen Bahnlinien zur Versammlung der Streitkräfte sämmtlich benutzt werden, die Invasion in's feindliche Gebiet umso rascher und zahlreicher.

Deutschland muß bei einem Angriff auf Nußland sein überlegenes Bahnnetz zur Geltung bringen; daher möglichst alle an die russische Grenze führenden Bahnlinien zur Versammlung seiner Streitkräfte benutzen, um

möglichst rasch mit starkem numerischen Uebergewicht in Polen einzudringen und den Kampf um die Weichsellinie und ihre starken Festungen zu führen, bevor die Truppenmassen des inneren Rußlands an derselben eingetroffen sind.

Die Deutschland gegebene Möglichkeit, an seiner Ostgrenze vermöge seines entwickelten Bahnnetzes und seiner dichterem Truvvendislocation bei Beginn des Krieges mit den den russischen weit überlegenen Kräften aufzutreten, gestattet auch eine weniger concentrirte Versammlung derselben, einen Aufmarsch auf weitere Strecken, als derselbe sonst, gemäß dem Grund

satz, mit den Hauptkräften vereint schlagen zu können, stattfinden müßte. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man deutscherseits eine Einteilung der Streitkräfte in 3 bis 4 Armeen, bedingt durch den Raum, welchen dieselben auf dem Kriegstheater beanspruchen, ihre Aufgaben, und die bessere Leitungsund Bemegungsmöglichkeit, annimmt.

Die deutsche Armee auf dem rechten Weichselufer wird die Armee des deutschen linken Flügels, also die 3te Armee bilden. Wir wollen zunächst die Verhältnisse dieser Armee näher in's Auge fassen.

Der Aufmarsch der 3ten deutschen Armee wird sich etwa auf der Linie Thorn^Dt. Eylau vollziehen, und ihr Vorrücken in dem Naume zwischen der Weichsel und der Wkm gegen Nowo-Giorgiensk von Woctawek ab in kleinen Etappen erfolgen, um gleichzeitig und durch Brückenschlag in Verbindung mit der südlich von ihr vorgehenden zweiten deutschen Annee vor Nowo-Giorgiewsk, beziehungsweise Warschau einzutreffen. Es wird von den Uniständen abhängen, ob sie bereits während dieses Vormarsches ein angemessen starkes Detachement zur Besitzergreifung der Bahnstrecke Soldau — Mlawa — Ziechanow in ihrer linken Flanke vorgehen lassen kann. Ihr Vormarsch erfolgt derart genügend concentrirt, um ihre Vereinigung zur Schlacht im gegebenen Moment zu gestatten. Ihre Aufgabe wird darin bestehen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, einen? Kampf mit erheblicher Ueberlegenheit jedoch in der Richtung auf Thorn auszuweichen, event. in verschanzter Defensivstellung entgegen zu treten. Ist ihre Offensive erfolgreich, so wird sie, vor Nowo-Giorgiewsk angelangt, zunächst voraussichtlich nur eine Beobachtungsstellung vor der Nordivestfront dieser Festung einnehmen können, sich in den Besitz der Weichsel als Verbindungslinie setzen und durch Brückenschlag über die Weichsel die Verbindung mit den neben ihr vorgegangenen Heerestheilen der 2ten deutschen Armee herstellen, und ist dieselbe vor der Südfront von Nowo-Giorgiewsk eingetroffen, auch die Einschließung dieser Festung auf derNordostfront bewerkstelligen können.

Ein Uebergang über den Bug, um die Einschließung von NowoGiorgiensk auf dem linken Ufer des Bug zu bewerkstelligen, erscheint wegen der Nähe Warschaus und der Beschaffenheit des Terrains nördlich Warschau zunächst ausgeschlossen.

Dagegen wird die 3te deutsche Annee jetzt mit so starken Kräften, wie die Situation es gestattet, zu Unternehmungen gegen die Warschau-Petersburger Verbindimg über den Narew hinaus schreiten, dadurch erhebliche feindliche Streitkräfte auf sich ziehen und derart der Iten und 2ten deutschen Annee die Er kämpfung des Weichselübergangs erleichtern. Gelingt ihr elfteres nicht, so werden ihre bei Nowo-Giorgiensk entbehrrlichen Kräfte, so weit angängig, an die 2te deutsche Armee zuin Kampf um den Weichselübergang herangezogen werden.

Im Falle eines Rückschlags findet diese Offensive an Thorn und der unteren Weichsel gesicherte Aufnahme und Retablissement.

Die gleichzeitige deutsche Offensive auf dem linken Weichselufer wird zunächst den Zweck verfolgen, die ihr gegenüber tretenden russischen Streitkräfte zurückzuwerfen, das westliche Polen mit seinen reichen und gut bevölkerten Districten, das cultivirteste Gebiet Rußlands, bis zur Weichsel in Besitz zu nehmen, alsdann diesen Strom zu überschreiten, die ihr dabei gegenübertretenden russischen Streitkräfte zu schlagen, und darauf die Weichselfestungen zu belagern und einzunehmen, und mit dem derart erlangten Besitz des westlichen, später des übrigen Polens eine neue strategische Basis und ein politisches Faustpfand Rußland gegenüber zu gewinnen.

Bon einem derartigen Luftstoß, wie ihn Napoleon I. 1812 mit seinem Zuge nach Moskau, ohne genügende Etappen- und Verpflegungseinrichtungen, ohne genügenden Ersatz an Menschen, Pferden und Material aller Art, unternahm, kann deutscherseits heutzutage nicht mehr die Rede sein. Die deutsche Kriegführung gegen Rußland wird sich in Polen, wie man zu sagen pflegt, häuslich einrichten, seine Festungen bezwingen und besetzen, seine reichen Hülsquellen ausbeuten, init einem Wort, das Land als Basis für weitere Operationen in Besitz nehmen und vermalten.

Zur Erreichung dieses Zweckes könnnten auch die Operationen der gesammten deutschen Hauptstreitkräfte auf dem linken Weichselufer im westlichen Polen erfolgen; sie würden bei deren großer numerischer Ueberlegenheit, selbst wenn das Vorrücken in großer Breite stattfindet, keinen Rückschlag zu befürchten haben, und nicht nur sofort die Bahnlinie Thorn—Warschau (unter angemessenen Schutzmaßregeln besonders zwischen Wtoctawek und Thorn gegen den Gegner auf dem rechten Weichselufer), sondern auch diejenigen von Mnslomitz nach Skiernewice und nach Jwangorod zur Verfügung haben. Allein die Provinz Ostpreußen und ein Theil Westpreußens würden alsdann immerhin einem Anfall russischer Streitkräfte ausgesetzt und zunächst nur auf den Schutz ihres eigenen Armee-Corps und seiner Reserve- und Landwehrformationen angemiesen sein. Dieser Schutz würde allerdings, was Westpreußen anbetrifft, einem sich auf die Festung Thorn stützenden angemessen starken Corps an der Dremenz übertragen werden können. Allein der Aufmarsch der deutschen Armeen im westlichen Polen würde alsdann in Folge der Nichtbenutzung der drei (event, vier) über die untere Weichsel führenden, dann wohl bereits zweigleisigen Bahnen weniger rasch und zahlreich stattfinden, und dem Gegner mehr Zeitgewinn für die Bewerkstellung seines Aufmarsches an der mittleren Weichsel verschaffen.

Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß in Anbetracht der starken, im nordwestlichen Polen fast auf Kriegsfuß befindlichen russischen Cavallerie-Ansammlung, auf eine völlig gesicherte Benutzung der westpreußischen Bahnen zum Transport großer Truppenmassen auf das rechte Weichselufer bei Thorn, trotz der Wirkungssphäre dieser Festung deutscherseits nicht gerechnet werden kann, da wenige mit großer Kühnheit etwa bei Nacht vorgehende feindliche Cavallerie-Patrouillen eine empfindliche Störung des Bahnbetriebs auszuführen im Stande sind*).

Ist jedoch die deutsche Heeresleitung der Ansicht, daß die Provinz Oftpreußen und der in Betracht kommende Theil Westpreußens durch ein aus den Truppen der ersteren Provinz gebildetes, etwa in der Gegend von Gumbinnen und Insterburg aufgestelltes Corps sowie durch ein bei Thorn am Dremenzabschnitt aufgestelltes Corps, und durch angemessene Detachirungen nach den Defileen der Seenreihe von Angerburg bis Dt. Evlau genügend gesichert ist, und daß der Aufmarsch der deutschen Hauptstreitkräfte auch ungeachtet einer event. Nichtbenutzung der über die untere Weichsel führenden Bahnlinien rasch genug erfolgen kann, so könnte die Versammlung und das Vorrücken der 3ten deutschen Armee, wie bereits erwähnt, ebenfalls auf dem linken Weichselufer erfolgen, und dieselbe dann ebenfalls an der Besitzergreifung des westlichen Polens und der Erzwingung des Weichselüberganges unmittelbar Theil nehmen.

Wir neigen unsererseits in Anbetracht der mehrfach erwähnten Thatsachen, daß allein 4 russische Cavallerie-Divisionen mit 48 Geschützen an der ostpreußischen Ost- und Südgrenze von Kowno bis Woctawek stehen, und daß Ostpreußen zu Lande von 2 Seiten von Rußland umschlossen ist, sowie daß zahlreiche russische Truppen an der Bahnlinie Warschau^Bjalystok — Wilna^Kowno—Libau echelonnirt sind, und endlich hier die unmittelbare Einwirkung der russischen Flotte möglich ist, der Annahme zu, daß ein Anfall Rußlands auf Ostpreußen — wenn derselbe auch, wie wir näher darlegen werden, deutscherseits verhältnißmäßig leicht zurückgewiesen werden kann — mit erheblichen Kräften beabsichtigt ist, und daß eine angemessen starke, auf deni rechten Weichselufer operirende deutsche Armee eine raschere Entwicklung der deutschen Streitkräfte bedeutet und diesen Anfall mit Sicherheit des Erfolges zurückweisen wird; sowie daß die große numerische Ueberlegenheit, mit welcher Deutschland bei Beginn des Krieges austreten wird, die hierdurch bedingte Trennung der Streitkräfte gestattet.

Doch wir schreiten jetzt zur näheren Betrachtung der Verhältnisse der deutschen Streitkräfte auf dem linken Weichselufer.

Es dürfte mit der Annahme nicht wesentlich fehlgegriffen werden, daß Deutschland hier zwei Armeen, die Ite und 2te aufstellen wird (vielleicht noch eine 3te).

Die Versammlung der Lten deutschen Armee wird etwa auf der Linie Jnowraclam-Ostrowo, unter dem Schutz der östlich vorliegenden Seen

*) Inzwischen ist das 4tc Regiment künftig mit dem Iten und 2ten Bataillon nach Allenstein, dem Füsilierbataillon nach Ottelsburg dislocirt worden; das 44te Regiment mit dem Iten und 2lcn Bataillon nach Dt.-Eylau, eventuell 1 Bataillon nach Neidenburg, der Stab der 3ten Inf. Brigade nach Mcnstei»; das ostpreufzische Jägerbataillon nach Osterode, wenn die dem dienstlichen Interesse entsprechende Unterkunft vorhanden ist. Man sehe das Shrineeverordnungsblatt.

reihe, des Prosnaabschnitts und ihrer Cavallerie stattfinden. Ihre Hauptkräfte werden in dem offenen Landstrich zwischen der Weichsel und dem Goplo-See auf Warschau vorgehen. Ihr linker Flügel wird entlang der Weichsel vorrücken, die Verbindung mit der 3ten deutschen Annee aufnehmen, und durch Brückenschlag vervollständigen. Sie wird sich ferner in den Besitz der Bahn Thorn—Warschau setzen. Ihr rechter Flügel wird sich mit seinen Hauptkräften gegen das freie, die Entmickelung zum Gefecht begünstigende Terrain östlich Kalisch auf dem rechten Warthe-Ufer vorbewegen.

Der Abschnitt des Goplo-Sees und die Warthe bedingen ein getrenntes Vorgehen dieser Annee; dieselbe wird, wenn der Gegner sich etwa bei Slupce und darauf Konin und Slesznn mit geringen Kräften dem Vordringen ihrer Mitte vorlegt, um mit den Hauptkräften gegen ihren linken Flügel vorzugehen und denselben während der Trennung anzugreifen, in der Lage fein, das Fühlbarwerden des Vordringens ihres rechten Flügels über Kalisch und das der Iten deutschen Armee abzuwarten, und äußersten Falls, sollte der Gegner wider Erwarten ihr erhebliche Ueberlegenheit gegenüber stellen, in guter Vertheidigungsstellung bei Jnomraclmv, an den bruchigen Montwy-Abschnitt und den Goplo-See angelehnt und von Thorn aus unterstützt, demselben gegenüber zu treten. Allein sobald die Töten des rechten Flügels der 2ten deutschen Armee die obere Warthe erreicht haben, werden die dem Vordringen ihres linken Flugeis zwischen Weichsel und Goplo-See entgegengetretenen russischen Streitkräfte auf ihren rechtzeitigen Rückzug Bedacht nehmen, und denselben antreten müssen, mn nicht vom rechten Flügel der Lten oder Theilen der Iten deutschen Arinee in Flanken und Rücken angegriffen zu werden.

Die Ite deutsche Armee wird unter dem Schutz des Prosna-, Lieczwartha- und Brinitza-Abschnitts und ihrer Cavallerie, sich etwa auf der Linie Kempen—Myslomitz versammeln, die genannten kleinen Gewässer, und die unbedeutende obere Warthe überschreiten, und mit ihren Hauptkräften an den beiden Bahnlinien von Czenstochau auf Petrokow und von Myslomitz auf Kielze vorgehen, um alsdann, je nach der Situation, den Marsch an die mittlere Weichsel auf Warschau oder Jwangorod fortzusetzen. Für die Benutzung der Bahnstrecke Mnslowitz—Jwangorod wird der Bau einer kurzen, nur etwa 5/4 Meilen langen Umgehungsbahn bei Granica auf dem rechten Ufer der Biala Przemsa erforderlich werden.

Würde die Leitung der im russischen Polen bei Ausbruch des Krieges versammelten russischen Streitkräfte es wider Erwarten etwa versuchen, dieser deutschen Offensive mit ihren Hauptkrästen auf dem linken Weichselufer am Warthe-Abschnitt, an den Goplo-Seen-Abschnitt angelehnt, gegenüber zu treten, der besonders im nördlichen Theil und der Mitte der Vertheidigung günstige Verhältnisse besitzt, so würden dieselben, ungeachtet dessen, in Folge der numerischen Ueberlegenheit des Gegners zweifellos Gefahr laufen, während derselbe sie in der Front beschäftigt, von Norden

Nord und «üb. ZII^VIII.. !«. IS

oder Süden umfaßt und in eine Katastrophe verwickelt zu werden. Die russischen Hauptstreitkräfte in Polen werden daher im vorliegenden Falle der ihnen numerisch sehr beträchtlich überlegenen deutschen Offensive gegenüber sich, wie. ermähnt, hinter der Weichsel zwischen Nowo-Giorgiewsk, Warschau und Jwangorod in der Defensive halten, um die Versammlung der übrigen Truppen des gemaltigen russischen Reiches dort abzuwarten und für dieselbe Zeit zu gewinnen suchen, während nur geringere russische Streitkräfte das Vorgehen der deutschen Invasions-Armee am Goplo-See und Warthe-Abschnitt zu verzögern suchen werden. Vielleicht entschließt man sich ferner russischerseits, dem von Thorn aus zu erwartenden Vorgehen deutscher Heerestheile durch eine Diversion in dieser Richtung und durch den Versuch eines Anfalls von Westpreußen mit einem Theil der Streitkräfte entgegen zu treten, worauf wenigstens die Dislocation an der Grenze hindeutet.

Eine Offensivunternehmung Nußlands gegen den offenen nordöstlichen Theil Ostpreußens durch die Truppen der dasselbe umgebenden russischen Gebietstheile in der Hauptrichtung von Kowno her scheint nicht ausgeschlossen; jedoch würde dieselbe deutscherseits durch die in Ostpreußen garnisonirenden Truppen und deren dort ihre Cadres habenden Reserveund Landwehr-Formationen abgewehrt werden können.

Der Landstrich an der Süd- und Südostgrenze Ost-Preußens ist, wie wir bereits erwähnten, deutscherseits wie russischerseits für Unternehmungen größerer Heerestheile ungeeignet, da die dort liegende Seezone von Angerburg bis Dt. Eylau deutscherseits deren Ausführung sehr beträchtliche Hindernisse entgegenstellt, und da ein deutsches Vorgehen auf russischem Gebiet durch die Bruchzone des Narem und Bober, und die sich daranschließende Seenreihe von Ostrolenka bis in die Gegend von Mariampol ebenfalls sehr erschwert ist.

Es erscheint hier angezeigt, etwas näher auf die Beschaffenheit der die russische Defensive an der Weichsel unterstützenden Festungen einzugehen.

Die Hauptfestung ist Warschau mit 432 000 Einwohnern, auf dem linken Ufer der Weichsel gelegen, mit der Vorstadt Praga auf dem rechten Ufer. Die Befestigungen Warschaus sind die folgenden: Nördlich der Stadt liegt die große und starke, vorzugsweise zur Beherrschung der Stadt erbaute Citadelle, die von einigen nur wenige 100 in vorgeschobenen kleinen Forts umgeben ist. Die Stadt hat keine befestigte Enceinte, dagegen auf dem rechten Weichselufer vor Prag« einen ziemlich starken Brückenkopf, Fort Sliwicki. Diese nach älterem System construirten Befestigungen sind von einem Kranz von 15 detachirten Forts neuer Construction umgeben, welche seit 1883 im Bau begriffen und jetzt größtentheils vollendet sind; 11 derselben liegen auf dem linken, 4 auf dem rechten Weichselufer. Diese Forts haben von der Hauptweichselbrücke nur 5—7 Km Abstand. Zwei feste Weichselbrücken, darunter eine Eisenbahnbrücke, liegen in der Stadt. Die Festung Warschau gestattet einer Armee Unterkunft und Verpflegung, und auch jetzt schon, wo die Forts noch nicht ganz vollendet sind, die Vertheidigung und den beliebigen Ufer-Wechsel und das Ergreifen der Offensive auf beiden Weichselufern.

Die Festung Nomo-Giorgiensk hat einen nur kleinen Kern in der auf dem rechten Weichsel- und Bugufer liegenden, 3000 Einwohner zählenden Stadt. Sie besitzt eine Citadelle und eine starke Enceinte nach der neuen preußischen Manier. Auf dem linken Weichsel- und Bugufer befinden sich zwei Brückenköpfe. Seit dem Jahre 1880 ist ferner ein Kranz von 11 vorgeschobenen starken Forts um die Stadt angelegt, welche eine Offensive aus derselben besonders in nördlicher Richtung begünstigen und sie vor einem Bombardement schützen. Diese Forts entsprechen den neueren Anforderungen des Festungskrieges. Die Befestigung in dem Winkel zwischen Bug und Weichsel ist ein Hornmerk mit einem Thurmreduct Fort Michau, die Warschauer Front auf dem linken Weichselufer ein Kronmerk. Nomo-Giorgiensk besitzt ein ausgedehntes Minensystem und starke bombensichere Defensionskasernen, ferner ein großes Arsenal. Die Stadt ist reine Militärfestung. Bei der Wichtigkeit, welche Nowo-Giorgiensk als Offensiv-Brückenkopf für das rechte Bugund das linke Weichfelufer besitzt, läßt sich annehmen, daß genügende ProviantvorrSthe daselbst angehäuft sind, um einer russischen Armee für beträchtliche Zeit Verpflegung zu gewähren, wenn schon die Festung keine ausreichenden Unterkunftsräume bietet.

Die dritte russische Weichselfestung Jwangorod liegt circa 11 Meilen von Warschau an der Wieprz-Mündung.

Ihre Befestigungen bestehen in dem die auf dem rechten Weichselufer liegende kleine Stadt umgebenden bastionirten Hauptwall, drei 500 bis 700 Schritt vor demselben liegenden kleineren Lünetten, sowie drei Erdfchanzen auf dem rechten und linken Wieprz-Ufer. Auf dem linken Weichselufer liegt ein Brückenkopf, der aus dein Fort Gortschakoff, einem kasemattirten, mit Erdmall umgebenen Thurni besteht. Ferner liegen auf

dem linken Weichselufer, 2—4 Km vom Brückenkopf, drei vorgeschobene Werke neuer Construction (1877—84 erbaut) und auf dem rechten Weichselufer sechs derartige Werke, 2—4 Km vom Hauptmall entfernt. In jüngster Zeit sind im Ganzen je sechs starke detachirte Gürtelforts neuester Construction auf beiden Ufern erbaut worden; dieselben liegen jedoch zu nahe an dem alten Befestigungskern der Stadt, so daß sie in derselben lagernden Truppenmassen keinen genügenden Schutz geben, wohl aber der festen Eisenbahnbrücke. Jwangorod ist reine Militärfestung ohne Privategebäude und hat nur als gesicherter Weichselübergang, Eisenbahsperrpunkt und momentaner Stützpunkt für eine Armee besondere Bedeutung.

Die deutschen, im westlichen Polen vorrückenden Arnien werden die ihnen entgegentretenden, voraussichtlich nur schwächeren russischen Streitkräfte in die genannten Festungen zurücktreiben, alsdann zur Einschließung von Nowo-Giorgiewsk und Warschau auf dem linken Weichelufer schreiten, Jwangorod voraussichtlich zunächst nur beobachten und, während diese Einschließungen sich vollziehen und eine gesicherte Verbindung mit der NowoGiorgiemsk auf dem rechten Weichselufer einschließenden 3ten Armee hergestellt wird, zur Recognoscirung geeigneter Weichselübergänge zwischen Warschau und Jwangorod oder oberhalb dieses Platzes und Erkundung der Vertheilung der feindlichen Streitkräfte schreiten, um nach deren Ergebnis; den Uebergang über die Weichsel auszuführen. Soweit die Reimannsche Karte es beurtheilen läßt, befinden sich geeignete Stellen für einen Übergang vom linken aufs rechte Weichselufer bei.- Pawlomska-Wola, Gniadzkow, Pulawy, Holedry, Predworzuce, Pulko und Gora. Gleichzeitig wird die 3te deutsche Armee über den Narew resv. Bug vorzudringen und die Verbindung von Warschau mit Petersburg zu unterbrechen, und durch ihr Vorgehen starke Kräfte des Gegners auf sich zu ziehen suchen.

Es erscheint von Interesse, die Frage nochmals einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen, ob Rußland unter den vorausgesetzten Verhältnissen, d. h. Ausbruch eines Krieges mit Deutschland beim Status quo der beiderseitigen Streitkräfte, nicht in der Lage ist, den mehrfach erwähnten Anfall auf Ost- und Westpreußen, wenn auch nicht mit einer Armee, deren Kräfte zun: Halten der Weichsellinie in Bereitschaft bleiben müssen, so doch mit einem starken Corps auszuführen. Vier russische Cavallerie-Divisionen stehen, wie erwähnt, nebst ihrer Artillerie längs der Ost- und Südgrenze der Provinzen Ost- und Westpreußen, die in Anbetracht der unbedingt mit den Hauptkräften von der Westgrenze des russischen Polens her zu erwartenden deutschen Offensive vielleicht richtiger an der Westgrenze Polens <mo sich zweifellos auch geeignetes Uebungsterrain findet) dislocirt mären. Eine deutsche Offensive im großen Stil läßt sich in dem ersten Gebiet um so weniger voraussetzen, als dieselbe, wie oben bemerkt, nachdem sie die Defileen der ostpreußischen Seenreihe durchschritten hätte, die Bruch- und Sumpfzone des Narew und Bobr und die nördlich derselben etwa bis Mariampol reichende Seenreihe zu überwinden Hütte.

Zahlreiche russische Truppen der anderen Waffen sind an der Bahnstrecke von Wilna—Kowno—Grodno—Bjalustock-^Warschau, von der die Linien Komno—Eydtkuhnen, Bjalystock—Grajewo und Nowo-Giorgiemsk—Mtawka nach der deutschen Grenze führen, nur drei Märsche von derselben echelonnirt. Diese Dislocation bietet Grund zu der Annahme, daß Rußland bei Ausbruch des Krieges mit Deutschland einen Einfall in die Provinzen Ostund Westpreuszen beabsichtigt und dort durch seine Cavallerie die Bahnlinien und Telegraphen an den empfindlichsten Punkten zu zerstören versuchen wird, um die Concentration der deutschen Truppen in diesen Provinzen zu stören und sie zu verhindern, rechtzeitig an die wichtigen Defileen zu rücken. Die russische Cavallerie ist zu dieser Ausgabe durch ihre Ausbildung, die Naids, die sie schon im Frieden geübt hat, und durch ihre Ausrüstung mit per Regiment 249 Sprengpatronen, 48 Beilen und 48 Spaten und einem Wagen mit Pyroxylin vollständig befähigt, und man wird sich deutscherseits darauf gefaßt machen müssen, daß die russischen Cavallerie-Patrouillen bei Beginn der Feindseligkeiten binnen kürzester Frist die Bahnlinien Thorn—Jnsterburg—Tilsit und Thom— Graudenz zu erreichen und dort nachhaltige Zerstörungen, nicht bloß das Zertrümmern einiger Schienen, auszuführen suchen werden.

Die in Kowno und Wilna stehenden russischen Truppen können, sobald sie marschbereit sind, in 3 resp. 7 Stunden per Bahn die deutsche Ostgrenze bei Eydtkuhnen erreicht haben und als dann den Vormarsch auf deutschem Gebiet beginnen. In Koivno steht eine halbe CavallerieDivision (die beiden anderen Regimenter derselben stehen in Wocny und Libau), 2 Infanterie-Regimenter, 1 reitende Batterie, 1 PontonierBataillon; und in dem nahen Kormjalom 1 Feld Artillerie-Brigade von 8 Batterien. In Wilna stehen: 2 Cavallerie-Regimenter, 4 InfanterieRegimenter, 1 Feld-Artillerie-Brigade (8 Batterien), 1 Pontonier-Bataillon, 1. Sappeur-Bataillon, 1 Eisenbahn-Bataillon. In Summa in beiden Orten 4 Cavallerie-Regimenter, 6 Infanterie-Regimenter, 17 Batterien und die genannten technischen Truppen.

Wir wollen den günstigsten Fall russischerseits annehmen, nämlich den, daß die Truppen der genannten Orte und deren Umgebung ebenso rasch marschbereit werden, wie die deutschen hier in Betracht kommenden Truppen. Deutscherseits können ihnen an der Grenze die per Bahn aus der gleichen Entfernung heranzuschaffenden Truppen entgegentreten. Es sind dies drei Viertel der Cavallerie-Division des 1. Armee-Corps, nämlich die CavallerieRegimenter aus Jnsterburg und Stallupöhnen, Tilsit, Königsberg, Allenstein und die reitende Abtheilung aus letztem Ort (nach unserer Schätzung am Nachmittag des 1. Operationstages). An Infanterie sind es die Bataillone aus den GarnisonenMemel, Tilsit, Gumbinnen, Jnsterburg, Königsberg, in Summa 11 Bataillone. An Artillerie: das Feld-Artillerie-Regiment aus Königsberg (8 Batterien), ferner die erforderlichen Traintruppen aus Königsberg.

Nun kann die russische Cavallerie-Division von Suroalki mit dem Moment ihrer Marschbereitschaft den Vormarsch auf Gumbinnen antreten und noch am ersten Tage desselben mit den auf Eydtkuhnen vorgegangenen russischen Truppen die Verbindung aufnehmen. Das deutsche Corps wird daher gut thun, an dem Tage, an welchen: die Vereinigung seiner Truppen etwa bei Stallupöhnen stattfindet, sich dieser Ueberlegenheit der russischen gegenüber (an Infanterie und Cavallerie um mehr als ein Drittel, an Artillerie um das Doppelte) an einem geeigneten Terrainabschnitt defensiv zu verhalten

Noch am Abend des Iten Operationstages können jedoch das CavallerieNegiment aus Dt.-Eylau und Umgegend, und im Laufe der Nacht Verstärkungen aus Danzig, Graudenz, Thorn und Blomberg auf 2 Bahnlinien bei Jnsterburg zur Verstärkung des an der Ostgrenze versammelten Corps eintreffen, während russischerseits nur 1 Bahnlinie zur Herbeiführung von Verstärkungen der Truppen bei Eydtkuhnen durch die Garnisonen von Dünaburg und Grodno zur Verfügung steht. Am 2. Operationstage würde sich das numerische Verhältniß für die deutschen Truppen noch günstiger gestalten, und trotzdem die Besetzung der Südgrenze von Westpreußen nicht darunter leiden.

Nur wenn es der russischen Cavallerie gelingen sollte, vor der Versammlung der erwähnten beiden Gruppen deutscher Streitkräfte in Ost- und Westpreußen sehr empfindliche und von ihr mit äußerster Kühnheit auszuführende Unterbrechungen des oft- oder westpreuhischen Bahnnetzes zu bewerkstelligen — ein Fall, der nicht völlig ausgeschlossen ist — dürfte es den in Ost- und Westpreußen garnisonirenden Truppen, zu denen noch deren Neserveformationen und voraussichtlich eine Anzahl sofort zusammenberufener Landmehr-Negimenter kommen dürften, vielleicht nicht gelingen, sich dem Bordringen des Gegners derart entgegenzustellen, daß die auf den Bahnlinien über Thorn, Graudenz und Marienburg herbeieilenden Verstärkungen noch zur rechtzeitigen Abweisung der feindlichen Invasion gelangen.

Allein wenn es derselben in Folge jener Bahnunterbrechungen auch gelänge, die zum Schutz von Ostpreußen etwa in der Gegend von Gumbinnen und Jnsterburg bei Beginn der Feindseligkeiten versammelten deutschen Streitkräfte auf Königsberg zurückzudrängen und, in Folge genügender Unterbrechung der Bahnlinie Thorn — Jnsterburg und der Küstenbahn, die Verbindung Königsbergs mit Danzig und dein Hinterlande auf das frische Haff zu beschränken, da die russische Flotte inzwischen bereits vor Villau erschienen sein kann, so würde die Occupatio« eines Theils der Provinzen Ost- und Westpreußen russischerseits doch nur eine vorübergehende sein können, da von Königsberg und Thorn aus sehr bald deutscherseits mit Ueberlegenheit die Offensive ergriffen werden würde; und zwar aus Thorn selbst in dem Falle, daß es wider Erwarten dem Vorgehm der russischen Streitkräfte gegen die Süd< grenze von Westpreußen gelingen sollte, die ihnen dort gegenübertretenden deutschen Heeresabtheilungen zu schlagen, Thorn auf dem rechten Weichselufer zu cerniren und durch etwa sofort mitgeführte Belagerungsgeschütze die Brückenkopfbefestigungen von Marienburg und Graudenz und die dortigen Weichselübergänge zu zerstören.

Nur sehr beträchtliche russische Streitkräfte würden den Versuch unternehmen können, unter angemessener Sicherung gegen Thorn und Posen per Bahn und auf Weichseldampfern :c. über Woctawek soweit als möglich gegen Thorn vorzugehen, oberhalb Thorn das rechte Weichselufer zu gewinnen, die dort inzwischen rasch versammelten deutschen Truppen zu schlagen, diese Festung auf dem rechten Weichselufer einzuschließen und alsdann gegen die untere Weichsel vorzudringen. Allein diese russischen Streitkräfte würden es nicht verhindern können, daß durch die drei bei Thorn resp. Bromberg mündenden Bahnlinien den vor der Uebermacht auf Thorn zurückgegangenen deutschen Truppen rasch erhebliche Verstärkungen zugeführt würden, und daß diese die Offensive, in einer dem russischen Corps wahrscheinlich verhnngnißvollen Weise, in dessen linker Flanke und Nucken ergreifen würden. Ein russischer Anfall wird hier also, mit Ausnahme des Falles daß die ihn event. begleitenden Bahnzerstörungen gelingen, mit Sicherheit leicht paralysirt, und ihin von Thorn aus bald in überlegener Stärke entgegengetreten werden können. Die zu demselben verwendeten russischen Streitkräfte aber würden inzwischen an der Weichsel zwischen Warschau und Jwangorod — und das ist das Wichtigste! — fehlen. Der Anfall der Provinzen Ost- und Westpreußen mit starken russischen Streitkräften, d. h. einer Armee, erscheint daher unter den hier angenommenen Voraussetzungen so gut wie ausgeschlossen.

Die russischen Operationen in Polen werden sich der deutschen Invasion gegenüber, wie ermähnt, auf die Defensive an der mittleren Weichsel, am Bug und Narew, auf die Verzögerung des feindlichen Vormarsches an der Warthe und dein Goploseenabschnitt, ferner auf den Versuch eines Einfalls in das nordöstliche Ostpreußen, unterstützt von der russischen Flotte, die immerhin deutsche Truppen an die Küste fesseln wird, und auf den in Folge der Beschaffenheit des ihr nördlich vorliegenden Terrains leicht zu bewerkstelligenden Schutz der Warschau-Petersburger Bahnverbindung im Wesentlichen beschränken müssen.

Welche der verschiedenen angedeuteten Arten des Vorgehens gegen die mittlere Weichsel die deutsche Heeresleitung nun auch wählen mag, iinner wird es sich schließlich um die Ueberschreitung dieses Stromes auf der Strecke Warschau—Jwangorod, oder oberhalb der letztgenannten Stadt etwa bei Alexandrija handeln; alsdann darum, die dahinter befindlichen russischen Streitkräfte zu schlagen, die Festungen Warschau, Nomo-Giorgiewsk und Jwangorod völlig einzuschließen, zu belagern und einzunehmen, um derart gesicherte Uebergänge über die Weichsel, gesicherte Eisenbahnverbindungen und eine gute Basis mit festen Stützpunkten für die weiteren Operationen zu erlangen und von da aus zur weiteren Einnahme und Occupatio« Polens schreiten zu können.

Die Besitznahme des russischen Polens ist, wir wiederholen es, für die deutsche Kriegführung gegen Rußland unerläßlich, da ohne dieselbe ein Vorgehen gegen Rußland, etwa durch eine Offensive von Ostpreußen aus auf Petersburg, stets in seinen außerordentlich langen Verbindungen in der rechten Flanke und selbst von der Küste aus bedroht, und daher unausführbar sein würde.

Die Streitkräfte des südlichen und mittleren Rußlands würden sich völlig ungehindert in Polen versammeln und, gegen die deutschen Verbindungen vorgehend, dieselben unterbrechen können, und dabei nicht einmal genöthigt sein, dein deutschen Hauptheere eine Schlacht zu liefern.

Ist nun die Weichsellinie mit ihren festen Plätzen deutscherseits gewonnen, so wird sich die deutsche Heeresleitung und Politik darüber zu entscheiden haben, ob sie sich mit der alsdann verhältnismäßig leicht zu vollziehenden Eroberung nnd Occupatio« Polens begnügt (es würde nur noch das wichtige Brest - Litewski, das gesicherte DebouchSe der Streitkräfte Südrußlands, und etwa auch Komno, der Eisenbahn- und Niemenübergangssperrpunkt, einzunehmen sein), und ob sie mit der Besetzung Polens ein genügendes Object in ihren Händen zu halten glaubt, um Rußland zum Frieden oder zu einem Vorgehen zur Wiedergewinnung Polens und zu entscheidenden Schlachten zu veranlassen; oder wenn dieses Beides nicht eintritt, zu erwägen, ob die Situation es erheischt, auf Petersburg, die wichtigste Hauptstadt des russischen Reiches, den Sitz der Regierung und der Heeresverwaltung, vorzugehen.

Die Hauptstadt Petersburg ist nicht nur deshalb das gegebene Operationsobject dieser weiteren deutschen Offensive, weil sie der Sitz der Regierung und wichtiger als Moskau ist, fondern auch, weil die in den letzten Jahrzehnten so beträchtlich verstärkte deutsche Flotte vielleicht doch nach erlangter Ueberlegenheit über die russische bei der Operation gegen diesen Platz (zunächst gegen Kronstadt) mitzuwirken vermag. Eine etwaige gleichzeitige Operation auf Moskau erscheint jedoch in Anbetracht der Anforderungen, welche die Occupatio« Polens und die Operation auf Petersburg — vor Allem die Sicherung der ca. 140 Meilen langen Verbindungslinie von Warschau bis Petersburg — stellt, ausgeschlossen.

Im Falle die Offensive auf Petersburg beschlossen wird, wird sich die deutsche Hauptoperation, im Allgemeinen der Bahnlinie Warschau— Petersburg folgend, auf Petersburg vorbewegen. Die ihre Verbindungen bedrohende und die Bahnlinien Eydtkuhnen—Dünaburg und Wilna sperrende Festung Komno würde, inzwischen voraussichtlich bereits durch das zum Schutz Ostpreußens bestimmte deutsche Corps eingeschlossen und in der Belagerung begriffen, von demselben einzunehmen sein.

Komno am Riemen, an der Wilija-Mündung gelegen, ist durch sechs detachirte Forts auf dem linken, durch drei auf dein rechten Ufer des Riemen geschützt. Die ca. 45 ()() Einwohner zählende Stadt hat keine Enceinte. Ihre vor kurzem vollendeten Befestigungen sperren unmittelbar die Bahn von Eydtkuhnen nach Wilna und die Hauptstraße, welche von Ostpreußen über Dünaburg auf Petersburg führt. Die Forts sind derart weit um den Platz angelegt, daß derselbe bei entsprechender Besetzung als verschanztes Lager mit beträchtlichem Offensivvermögen in Betracht kommen kann.

Die deutsche Operation auf Petersburg wird sich in ihrer rechten Flanke durch etwa über Minsk und Witebsk vorgeschobene Armeen sichern müssen; denn es ist anzunehmen, daß die aus Polen zurückgehenden russischen Heere, ähnlich wie 1812 den ungeheuren Raum Rußlands zum Verbündeten nehmend, nicht auf Petersburg, wo sie vom übrigen Rußland leicht isolirt werden könnten, sondern nach dem Innern Rußlands ausweichen werden, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen und alsdann gegen die deutschen Verbindungslinien vorzugehen.

Bis zum Dnjepr erhält die deutsche Offensive nach der Besitznahme Polens in ihrer rechten Flanke durch die obere Weichsel, die Festungen Jmcmgorod, Warschau Brest-Litemski und die fast von der Weichsel bis zum Dnjepr reichenden Rokitno-Sümpfe einen Schutz, der durch die Möglichkeit, in oder bei Jwangorod und am Wieprz im gebotenen Fall ausreichende Streitkräfte vereinigen zu können, um einem Vordringen starker russischer Streitkräfte aus dem Süden entgegentreten zu können, zu vervollständigen sein dürfte. Der Hauptzugang aus dem Süden über Brest-Litemski wird durch diese Festung leicht und vollständig gesperrt. Ein Gleiches kann hinsichtlich der Bahn durch die Rokitno-Sümpfe bei Luninetz geschehen In ihrer linken Flanke würde diese deutsche Offensive sich gegen etwaige auf die russische Flotte — falls diese die Oberherrschaft auf der Ostsee behauptet — basirte Unternehmungen von den Ostseehäfen Libau, Riga und Reval her zu sichern haben.

Im weiteren Vorschreiten würde diese Operation die Festung Dünaburg nehmen müssen, um einen gesicherten Bahnübergang und Stützpunkt an der Düna zu gewinnen.

Die Einnahme Dünaburgs würde voraussichtlich keine besonderen Schmierigkeiten bieten, da dieser Platz, wenn auch im Süden von sumpfigen, übrigens nicht überall unpassirbaren Niederungen umgeben, nur von mittlerer Größe ist (52 000 Einwohner), und zwar auf dem linken DünaUfer einen starken Brückenkopf, aus mehreren selbstständigen Werken bestehend, jedoch keine detachirten Forts besitzt, und da seine Werke von veralteter, den neuen Anforderungen des Feftungskrieges nicht mehr angemessener, nicht einmal auf die Wirkung gezogener Geschütze berechneter Construction sind.

Dünaburg ist wichtig als Sperrpunkt der Wilna-Petersburger Bahn, ferner der Bahn von Riga nach Smolensk, und als Depotplatz, da hier ein großer Theil des russischen Belagerungsparks (Artillerie- und IngenieurPark) lagert. Eine Eisenbahnbrücke und eine Schiffbrücke führen hier über die ca. 200 m breite Düna.

Ist die Düna überschritten, so stellen sich der deutschen Operation auf Petersburg keine Terrainhindernisse von Bedeutung mehr entgegen. In ihrer rechten Flanke würde hier ihre Verbindungslinie unter Benutzung der

auch die Götter nicht." Die Hausarbeiten liegen allein den Frauen ob, die Feldarbeiten dagegen theilen sie mit den Männern.

Während der Sommerzeit verläßt der Wotjake seine Hütte und bezieht eine Art Umfriedigung, wo er unter freiem Himmel und auf blankem Boden die wärmeren Monate verbringt. Die Landwirthschaft betreibt er in sehr primitiver Weise. Seine schwachen Ernten bezeugen die niedrige Stufe, auf welcher der dortige Ackerbau steht. Als Jäger ist der Wotjake ausdauernd und geschickt. Zur Winterszeit verläßt er oft auf ganze Wochen seine Hütte und geht mit geringem Proviant versehen auf die Jagd. Er benutzt mit großem Geschick Schneeschuhe, besitzt ein großes Orientirungstalent und viel Schlauheit. Auf Federwild, Hasen und Eichhörnchen jagt er mit der Büchse. Füchse und Marder fängt er mit Gift, Wölfe mit Fallen. Die Felle verkauft er in den benachbarten Städten. Da der Feldbau kaum den nöthigen Hausbedarf abwirft, auch seine Producte durch die schlechte Behandlung sehr leiden und deshalb nur einen geringen Marktpreis erzielen, die Gewerbe, welche die Wotjaken betreiben, höchstens in Mattenflechten und Holzschneiden bestehen, so ist es natürlich, daß der Handel im Argen liegt. Seinen Haupterlös erzielt er noch durch den Verkauf von Fellen und von Honig. Der Wotjake vermeidet möglichst den Verkehr mit Russen und Tartaren, denen er mißtraut, und beschränkt sich daher auf den allernöthigsten geschäftlichen Austausch. Hat ein Wotjake doch einmal durch den Verkauf von Fellen etwas Geld erlangt, so vergräbt er diesen Schatz sorgfältig an einem nur ihm bekannten Orte, um für die Zeit, wenn die „schwarzen Tage" kommen (schlechte Zeiten, Krankheit, Noth), dann einen Nothpfennig zu haben. Doch kommt es oft vor, daß ein Wotjake stirbt, ohne seinen Erben den Ort, da er seinen Schatz vergraben hat, zu nennen, und die Armen kommen so auch um das Wenige.

Ein schöner Zug am Wotjaken ist die große Gastfreiheit, die er gegenüber seinen Stammesgenossen bethätigt. Er theilt freudig Alles mit seinem Gaste; ist aber Alles aufgezehrt, nun dann ziehen Gastgeber und Gast zum nächsten Nachbar und theilen dessen Armuth, bis die Noth sie weiter zu einer anderen Hütte treibt. So lange der Wotjake auch nur die geringste Nahrung hat, wird er sie treulich mit jedem ihn um Gastfreundschaft Bittenden theilen.

Streit und Zank gehören zu den Seltenheiten. Der Wotjake ist von Natur friedliebend, und diese Friedensliebe wird noch durch seine körperliche Unbehülflichkeit erhöht.

Die elende Nahrung, sowie das ganze Leben kann keinen kräftigen Menschenschlag erzeugen. Der Wotjake fühlt diese seine Schwäche und Hülfllosigkeit gegenüber seinen ihm an Kraft und Muth überlegenen Nachbarn und zieht es daher vor, möglichst allen Zwiespalt zuvermeiden. Charakteristisch ist ein Wotjakisches Sprüchmort, welches den Tartaren als Wolf, den Russen als Bär und den Wotjaken als Haselhuhn bezeichnet. Dieses Sprüchwort genügt, um das scheue Benehmen des Wotjaken gegen seine Nachbarn zu erklären.

m.

Hochzeitsgcbräuche. — Brautlösegeld. — Frciwerberei. — Kleine Verlobung, große Verlobung. — Hochzeit. — Einholung der Braut. — Trauung. — Rückkehr der Braut zu den Ihren. — Gewaltsame Entführung. — Gesang und Instrumente.

Wir kommen nun zu den religiösen Gebräuchen und Ceremonien und wollen zuerst die Hochzeitsgebräuche betrachten. Wie schon früher ermähnt, kennt der Wotjake Neigungsheiratheil nicht. Für ihn ist die Ehe ein Geschäft, welches von Seiten der Familie des Bräutigams gern gesehen wird, weil durch die junge Frau ein arbeitsfähiges Glied mehr in die Familie kommt, mährend von Seiten der Familie der Braut aus dein entgegengesetzten Grunde ein derartiges Geschäft nur ungern gemacht wird. Jeder Vater will, daß sich seine Söhne bald, seine Töchter dagegen spät verheirathen. Daher sind auch in den meisten Ehen die Frauen viel älter als ihre Männer. Ein Vater verlangt für feine Tochter ein Lösegeld, welches je nach der körperlichen Beschaffenheit der gewünschten Braut 40—60-80 Rubel beträgt.

Will ein Wotjake Heirathen, so geht er nach der Heuernte in das nächste Dorf und hält Umschau; es verstößt nämlich gegen die Sitte, ein Weib aus dem heimatlichen Dorf zu nehmen. Er erkundigt sich, was der Vater seiner Auserwählten für die Tochter verlangt, und feilscht mit diesem um das geforderte Brautgeld.

Ist endlich der Geldpunkt zur gegenseitigen Befriedigung erledigt, fo wird das Uebereinkommen mit einem Trunk Kumiß besiegelt. Zu diesem Zweck nimmt der Bräutigam wie der Brautvater jeder eine Hand voll Kumiß, leeren sie selbst bis znr Hälfte, schütten dann die zwei Reste zusammen und geben sie der Braut. Erst wenn diese den angebotenen Trank getrunken hat, wird von Seiten des Bräutigams zur Ueberreichung der Geschenke in Gestalt eines Handtuches, eines Kleides und einiger Pfefferkuchen geschritten, und damit ist die kleine Verlobung geschlossen. Einige Wochen darauf folgt die große Verlobung; sie besteht in einem Saufgelage der beiderseitigen Verwandten, bei welchem der Bräutigam und der Brautvater nochmals uni das Brautgeld und die Aussteuer feilschen.

Die Hochzeit findet nach der großen Ernte statt. Am Hochzeitstage versammeln sich die Verwandten des Bräutigams in dessen Hause, trinken Kumiß und Schnaps und setzen sich auf ihre elenden Klepper, um die Braut heimzuholen. Alle Pferde, besonders aber die am Wagen des jungen Paares, sind reich geschmückt. So kommt der halb trunkene Zug am Hause der Braut an und verlangt dieselbe. Die Brauteltern erklären, die Tochter sei nicht zu Hause. Nach langen Unterhandlungen wird endlich gestattet, daß der Bräutigam und seine Genossen das Haus nach der Braut durchzioid und sab. xi.viii., i«. 16

suchen. Man findet sie wohl verborgen in einem Winkel. Mit Geschenken und freundlichen Worten sucht sie der Bräutigam zu bewegen, ihm zu folgen. Unter Schreien, Klagen, Thränen nimmt sie von den Ihrigen Abschied und geht rückwärts, von leichten Peitschenhieben von Seiten des Bräutigams getrieben, aus dem väterlichen Hof. Während dieser Zeit wird reichlich Kumiß und Schnaps getrunken und von Seiten der Gäste der Braut Geldgeschenke gemacht. Endlich gelangt der Zug zum Hause des Bräutigams. Die Braut weigert sich, vom Wagen zu steigen, und der Bräutigam treibt sie mit Peitschenhieben in sein väterliches Haus, wo seine Eltern das junge Weib mit einem Stück Brot und Butter empfangen. Ein Priester tritt nun vor, nimmt einen Becher mit Bier oder Kumiß, hält ihn über das junge Paar und spricht dazu ein segnendes Gebet. Die Braut verhüllt ihr Antlitz und weint bitterlich; dann trinkt das junge Paar diesen gesegneten Trank, und die Ehe ist geschlossen. Das junge Paar setzt sich nun an einen Tisch, die Schwiegermutter schmückt die junge Frau mit einem neuen weißen Aiton, und die Gäste beschenken sie mit Silbermünzen. Hierauf hat die junge Frau die Bedienung der Gäste zu übernehmen. Das Gelage dauert, so lange es Kumiß und Schnaps giebt. Die Braut kehrt derweilen in ihr elterliches Haus zurück, bis das Brautlösegeld entrichtet ist, was oft ein halbes Jahr währt. Ja, es kommt vor, daß der Brautvater sich auch nach erhaltenem Lösegelde der Auslieferung der Tochter weigert. Dann muß der Bräutigam zur gewaltsamen Entführung seiner Braut resvective Frau schreiten, die von Seiten derselben nur unter großem Geschrei stattfindet, worauf Vater, Brüder und Anhang sich bemühen, sie zu befreien, bis das ganze Scheingefecht abermals in einem Kumißgelage endigt.

Wir sehen, alle Ceremonien der Wotjaken entbehren der Schönheit und der Poesie. Schreien und Weinen, sich ungeberdig stellen gilt von Seiten der Braut als sittsam; Feilschen um das Brautlöfegeld und die Aussteuer als Zeichen von Klugheit, und Berauscthheit der Gäste, in Folge reichlichen Genußes von Kumiß, als Zeichen der Gastfreiheit, Nirgends finden wir volksthümliche Sänge, Tänze oder sinnige Gebräuche. Sind die versammelten Gäste berauscht, so fangen sie einen Gesang an. der sich in dem sich immer wiederholenden Ruf: Du! Du! Au! bewegt. Irgend welche Dichtung oder alte Weisen besitzen die Wotjaken nicht, ebensowenig wie Nationaltänze. Ihre musikalischen Instrumente bestehen aus der Balalaika, einer Art Flöte und eineni Hackbrett, mit welchen sie einen entsetzlichen Lärm hervorbringen. Die eigentliche Hochzeitsfeier gipfelt in allgemeiner Betrunkenheit, welche mehrere Tage anhalten muß. Nach diesen beschriebenen Ceremonien ist es auffallend, daß der Wotjake die Frau in seinem Hause dennoch unumschränkte Gebieterin sein läßt und in Allem, was geschieht, das Urtheil der Frauen hochstellt und sich danach richtet.

IV.

Religion. — Jnmar-Jlmar. — Kcremet-Schaidan. — Gute und böse Geister. — Die Erschaffung des ersten Menschenpanres. — Der Sündenfall. — Die Vertreibung aus dem Paradies. — Achtung vor den Hunden. — Scheu vor den Todten. — Keremets Opfer. — Jmars Opfer. — Bäder. — Die Feste. — Keremets Austreibung. — Das

Frühjahrsfest.

Wir haben den Wotjaken in seinem häuslichen Leben beobachtet und wollen zuni Schluß noch einen Blick auf seine Religion und deren Ausübung werfen. Die noch nicht getauften Wotjaken bekennen sich zu der schamanifchen Religion.

Sie glauben an verschiedene Götter. Die beiden obersten sind die zwei Brüder Jnmar und Keremet. Jnmar oder Jlmar ist der Erhalter und Beschützer der Menschen, der Vertreter des Guten. Er bewohnt die Sonne und ist der oberste höchste Gott. Seine Mutter ist die Göttin der Fruchtbarkeit. Den Gegensatz zu Jnmar bildet Keremet oder Schaidan, der Gott des Verderbens. Er bewohnt die Erde und freut sich an dem Elend der Menschen. Er schadet ihnen, quält sie und verhängt Krankheiten über sie. Neben diesen beiden Göttern giebt es noch eine große Zahl guter und böser Gottheiten und Geister. Die guten bewohnen den Himmelsraum, die bösen dagegen die Flüsse, Seen, Wälder, kurz, die Erde. Der Wotjake glaubt so fest an die maßlose Güte Jnmars, daß er ihn bei seinen Opfern stets vernachlässigt und es seine Hauptsorge sein läßt, den bösen Keremet durch reichliche Opfer zu befriedigen und zu versöhnen. Jnmar thut das Gute auch ohne Opfer; Keremet dagegen wird nur durch Opfer von seinem Gelüste abgehalten, erklärt der Wotjake, wenn er darnach gefragt wird.

Was die Schöpfung anbelangt, so erzählen die Wotjaken, daß Jnmar den ersten Menschen aus rothem Thon geformt und ihn in einen herrlichen, fruchtbaren Garten gesetzt habe. Als die Erde schön grünte, rief Jnmar seinen Bruder. Keremet kam und sah, daß der neue Mensch sich furchtbar langweilte. Da lehrte er ihn Kumiß bereiten, und der Mensch war eine Zeit lang damit zufrieden; aber es währte nicht lange, da sing der Mensch wieder an über lange Weile zu klagen. Keremet aber hörte das und verhöhnte darüber seinen Bruder Jnmar. Ein furchtbarer Streit entbrannte, bei dein Keremet dem Jnmar in das Antlitz spuckte. Jnmar ging zürnend zum Menschen, um zu sehen, ob dieser sich wirklich langweile.

Der Mensch beklagte sich bitterlich und verlangte ein Weib. Jnmar versprach ihm ein solches, wenn der Mensch nie wieder Kuiniß trinken wolle.

Keremet aber zürnte noch immer seinem Bruder, und als das Weib erschaffen wurde, verlieh er ihm zwei verderbliche Gaben, Neugierde und Scharfsinn. Eines Tages nun fand das Weib ein Gefäß mit Kumiß; da vergaß es des Verbot, es trank und gab auch davon dem Manne. Jnmar ward zornig und vertrieb das sündige Paar aus dein herrlichen Garten. Von da an waren die Menschen sündig und sterblich; denn Keremet der Böse hatte mit dem Kumiß den Todeskeim in sie gelegt.

Eine große Rolle spielen bei den Wotjaken die Hunde. Diese gelten ihnen als die einzigen Geschöpfe, welche Jnmar nahe stehen und stets die Gedanken der Götter kennen. Bellt ein Hund ohne sichtbare Ursache, so glaubeil sie, daß er den Menschen vor Keremet warnen will, und suchen den bösen Geist sofort durch Opfer zu bannen oder zu versöhnen. Die Wotjaken halten den Sterbefall für einen Racheact von Keremet und fürchten die Tobten als solche, die den Zorn des Keremet erregt haben. Daher sind auch die Wotjaken unbarmherzig gegen ihre Kranken und Sterbenden, weinen nie an einem Grabe und beerdigen die Tobten so rasch wie möglich. Da sie glauben, daß die Tobten noch die gleichen Bedürfnisse wie die Lebenden haben, so geben sie ihnen Kleider, eine Speise, ja sogar etwas Geld mit und setzen neben das Grab die Liebingsspeisen des Verstorbenen, um ihn abzuhalten, daß er wieder in seine frühere Wohnung komme und sich selbst Speise und Trank hole. Das zukünftige Leben malen sich die Wotjaken als ein Leben des materiellen Genusses aus.

Wie schon erwähnt, werden die meisten Opfer dem Keremet gebracht, und zwar iin Freien, in der Nähe eines Waldes. Erstens, weil die Bäume als Lieblingsaufenthalt des Gastes gelten, und zweitens, um den Gott aus den Hütten wegzulocken. Die Opfer bestehen theils in Thieren, theils in anderen Speisen. Sie werden bei Gelegenheit von Krankheitsfällen der Menschen oder Thiers dargebracht.

Um zu erkennen, daß Keremet das Opfer wohlgefällig annimmt, wirft man den Hunden ein Stück Opferfleisch vor; fressen sie es sofort, so kann das Opfer gehalten werden, im andern Fall muß es unterbleiben. Weitere günstige Zeichen sind das Aufwärtssteigen des Rauches und das Blasenwerfen des Wassers. Während das Opferfleisch im Kessel kocht, verrichten die Wotjaken im Kreis um den Kessel herum ihre Gebete. Ist das Fleisch gar, so wird es vertheilt und gegessen. Der Wotjake glaubt, daß das geopferte Thier nicht todt sei, sondern nur für sie unsichtbar in ihrer Mitte weiter lebe.

Läßt nach einem Opfer die Krankheit oder der Mißstand noch nicht nach, so ist es ein Zeichen, daß Keremet noch zürnt. Nun fängt der Wotjake an mit dem Gott zu handeln und bietet ihm Geld, Mehl oder ein weiteres Thieropfer, wenn er von seinem Zorn ablassen wolle. Dabei versucht der Wotjake zuweilen, den Gott zu betrügen, indem er ihm statt dem Opfer, das er versprochen, ein kleineres giebt.

Die Opfer für Jnmar finden dagegen meistens in den Hütten statt; sie bestehen größtentheils aus Brot und Mehl und nur in seltenen Fällen aus einem Thieropfer.

Bäder nimmt der Wotjake, um die Wassergeister zu versöhnen, und legt dabei kleine Silbermünzen in den Fluß oder die Quelle, welche er dadurch zu einer Heilquelle zu stempeln glaubt. Der Aberglaube des Wotjaken übersteigt alle Beschreibung, und das Komische ist dabei, daß der feige Wotjake stets die Gottheiten, die Geister, die er fürchtet, zu überlisten versucht.

Er feiert vier Hauptfeste: 1. Neujahr, 2. ein Fest, nachdem die Korirsaat stattgefunden hat, 3. ehe die Heuernte beginnt, 4. nachdem die Ernte und die Feldarbeit beendet sind. Jedes einzelne Dorf feiert noch außerdem verschiedene Feste. Jede dieser Feiern dauert wenigstens 5 Tage und besteht in Opfern und übermäßigem Genuß von Kmniß.

Sehr originell ist ein Fest, mit welchem sie den Keremet aus ihren Dörfern hinauszutreiben glauben, Sie errichten zu diesem Zweck im nächsten Walde einen großen Opferaltar, laufen mit Peitschengeknall durch ihre Hütten und Höfe, spucken an ihre Hofthore und in die Ecken und ziehen dann zu Pferde mit Geschrei und Geknalle in den Wald, wo der Priester einstweilen das Opfer bereitet hat. Allgemeine Trunkenheit beschließt dieses Fest.

Anders wird das Frühjahrsfest gefeiert. Sobald der Schnee geschmolzen ist und die Feldbestellung beginnen kann, regt sich in den sonst so stillen Wotjakendörfern reges Leben. In jeder Hütte wird Kumiß, Meth und Gebäck bereitet. Jeder Wotjake nimmt ein Bad und legt seine Feiertagskleider an. Dann werden Lebensmittel auf das Feld geschafft. Der Hausherr streut einige Handvoll Samen aus und eggt das Stückchen Land unter Gebetsformeln zu. Hierauf wird ein Ei zerschlagen, Kuchen, Brei, Fladen, Kumiß, Meth auf die Erde geworfen und gegossen unter den Worten: „Mutter Erde, wir speisen Dich; speise Du uns nun auch dieses Jahr!" Ist diese Ceremonie vorüber, so ergiebt sich der ganze Haufe dem Vergnügen. Die Männer trinken, die Frauen gehen nach Hause und kochen, die Jugend verstreut sich paarweise, und die Kinder spielen, indem sie Eier auf der Erde hin und herrollen.

Die anderen Feste ähneln dem geschilderten mit kleinen Abweichungen. Das Kind.

„Ah," sagte er, „das ist nicht nöthig. Ich spreche nur zu gern davon, so oft als möglich. Ich stand im Salon, wo die Hochzeitskerzen brannten und die Gäste versammelt waren, aber ich sah und hörte nichts. Die Großmutter war gerade hineingegangen in ihr Zimmer, um sie zu holen; ich sah nach der geschlossenen Thürs und mußte, da drinnen stand sie so schneeweiß und rein, vielleicht etwas schüchtern und bleich, aber doch viel mehr noch glücklich. Ach, ich vertrage mich nicht mit all unserem Pessimismus und Weltschmerz," rief er aus. „Zu behaupten, das Leben wäre nur Kummer und Streit, wo es solche Augenblicke hat!" Er schlug mit einein gewissen Eclat beide Thürflügel zum Vorzimmer zurück, in der Erwartung, die Kinder nach der Thür drängen zu sehen, um Hals über Kopf in den Lichterglanz hinein zu stürzen. Aber nichts von alledem; verlegen, feierlich und steif standen sie an den Wänden umher wie Erwachsene in einer Abendgefellschaft. Erst als sie einen Kreis um den Ehrstbaum bildeten und zu tanzen anfangen, wurden sie etwas lebhafter, aber wirklich munter wurde die Stimmung auch da nicht.

„Am besten ist es, wenn wir gleich niit der Lotterie anfangen," sagte der Doctor. „Sie warten doch mit solcher Spannung auf ihre Weihnachtsgeschenke, daß sie kein Vergnügen an? Tanzen finden."

Aber weit entfernt, verbessert zu werden, wurde die Gemüthsstimmung nach der Lotterie nur noch schlechter. Denn auch nicht ein kleines Kinderherz war darunter, das nicht die mildesten Träume aufgeregt hätten von sagenhaftesten Dingen, welche die geheimnißvollen kleinen Packete mit ihren Nummern ihm bringen würden. Ein kleines Mädchen war innerlich fest überzeugt, daß sie eine große, große Puppe bekommen würde, so groß wie sie selbst, mit wirklichem Haar und Augen, die schlafen könnten, und die außerdem — das mar längst ihr Traum gewesen — gehen könnte! Eine Puppe zu besitzen, die gehen könnte — das erschien ihr als der Gipfel alles Erdenglückes; und warum sollte ihr dieser Herzenswunsch nicht gerade jetzt erfüllt werden, wo sie in einem fremden Haufe mar und ein solches Papierpacket bekam, wie sie noch nie bekommen hatte, und da der Doctor es gekauft hatte, der Doctor, der doch Alles konnte! Während des langen Wartens war ihre Hoffnung zur vollen Gewißheit geworden; und als sie endlich ein kleines Packet in die Hand bekam, war sie wohl anfangs etwas erschrocken, tröstete sich aber doch mit der unbestimmten Vorstellung, daß es doch eine große Puppe sein könnte, wenn das Packet auch nur klein wäre. Sie öffnete es mit klopfendem Herzen und fand — ein Bilderbuch, ein Bilderbuch, deren sie längst so viele hatte, die sie kaum ansah, und die so langweilig waren, so langweilig! Sie war viel zu gut erzogen, um nicht zu versuchen, ihre große Enttäuschung zu unterdrücken; aber es glückte nicht, sie kämpfte mit den Thrnnen. Da kam ihr Bruder und neckte sie etwas, wie er oft that; da brach es los, sie gab ihm eine Ohrfeige und bekam natürlich wieder eine, so daß nun Beide ansingen zu weinen.

Es war fast kein einziges Kind, das sich nicht enttäuscht fühlte. Alle hatten auf etwas Außerordentliches gehofft, und die Geschenke bestanden nur in ganz gewöhnlichen kleinen Spielsachen, die sie alle längst kannten. Und dann waren sie noch auf einander neidisch; und als ein kleines Mädchen ein Steckenpferd und ein Knabe eine Puppe bekam und sie sich deshalb unter einander verspotteten, und Nina ihnen vorschlug, zu tauschen, fürchtete die Kleine, die praktische Anlagen haben mochte, sie könnte etwas dabei einbüßen und schlug vor, der Knabe sollte ihr noch zwei Stücke Confect als Zugabe geben. Dieser aber, sehr schwach gegen Süßigkeiten, beeilte sich, sein sämmtliches Confect auf einmal in den Mund zu stopfen. Kurz und gut. Niemand war zufrieden und froh, und Nina am allerwenigsten. Welch trauriger Ersatz war das für ein gewöhnliches Weihnachtsfest mit eigenen Kindern, auf deren Launen man sich verstand und deren Willen man in feiner Hand hatte!

„Ich habe ein besonderes Weihnachtsgeschenk für das Kind," flüsterte der Doctor ihr zu und deutete auf ein kleines Packet, das allein noch am Baum hing.

„Aber ich habe ja schon so viele Weihnachtsgeschenke am Weihnachtsabend bekommen," erwiderte sie ihm ernst.

„Ja, aber heute solltest Du nicht ohne eines sein. Solltest Du nur zusehen, wie alle Anderen ihre kleinen Packete öffneten?"

Es lag etwas in diesem Wort, was sie kränkte. War sie wirklich so selbststüchtig, daß sie sich nicht selbst vergessen und glücklich nur in Andrer Freude sein konnte?

Den Abend, als der Doctor in das Schlafzimmer kam, schien sie zu schlafen, aber er merkte, daß sie weinte, den Kopf in die Kissen gedrückt

Das zu hören, schnitt ihm in das Herz. Wie mißglückt war nicht die ganze Idee mit der Kindevgesellschaft. Es mußte ja das Gefühl der Entbehrung und den Mutterinstinct, der in ihr schlummerte, wach rufen.

Er fand kein Wort des Trostes für sie. War ihr Kummer nicht auch der seine?

Aber Etwas mußte geschehen, sie zu zerstreuen, ihr mehr Beschäftigung zu geben. Sie mar zu viel allein, er war zu sehr in Anspruch genommen, und sie hatten sehr wenig Umgang. Er ging nicht gern Abends aus, seine Praxis nahm immer mehr zu, und er mar schon überanstrengt, obgleich in seinem besten Alter. Ein ganzes Leben ununterbrochener, alle Kräfte fordernder Arbeit, schon von einem Alter an, wo andere Kinder die Kinderstube noch nicht verlassen, und Entbehrungen während der wichtigsten Entwicklungsjahre hatten seine, von Natur starke Constitution untergraben; es übersiel ihn oft eine große Müdigkeit, und von Zeit zu Zeit zeigten sich gewisse Erscheinungen, die voim Herzen ausgingen und ihn beunruhigten. Er fühlte, daß er vorsichtig sein müsse; und doch — könnte er deshalb wohl das Kind dazu verurtheilen, beständig zu Hause zu sitzen und sich alle jene Freuden zu versagen, die ihrer Jugend angemessen waren?

Seit jenem Tage sing er an, mit ihr Besuche bei verschiedenen Familien zu machen, die große Bälle gaben. Nina bekam verschiedene Balltoiletten, war vergnügt und munter beim Tanzen und wie ein junges Mädchen gesucht und gefeiert, zur großen Befriedigung ihres Mannes und zu ihrem eigenen Vergnügen.

Aber des Doctors Herzleiden nahm zu; eines Abends, als Nina sich zu einem Ball ankleidete, lag er kummervoll auf seinen, Sovha und grübelte darüber, was er ihr als Ersatz verschaffen könnte, da er nicht mehr im Stande wäre, sie zu begleiten.

Da kam sie in sein Zimmer gestürzt im Svitzengarnirten Unterkleide mit langer Schleppenden Kopf schon mit Blumen geschmückt.

«Kannst Du Dir vorstellen, daß mich mein neuer Anzug förmlich entstellt?" sagte sie. „Ich ziehe ihn nicht wieder an — lieber bleibe ich heute Abend zu Hause."

„Was ist denn für ein Fehler daran?" frug er. Das Zeug war doch so hübsch."

„Ja, das eben ist das Verdrießliche. Die Toilette ist außerordentlich hübsch, aber mich entstellt sie."

„Und Hellblau, gerade Deine Farbe."

„Ja, nicht wahr? Ich habe doch immer gut in Hellblau ausgesehen? Und neulich, als ich es an hatte, sah ich, daß ich so häßlich — ja, weißt Du, geradezu häßlich war. Tante Ava war hier, um mich in Toilette zu sehen, und sie fand dasselbe. Komm herein, Tante Ava, und sage, wie häßlich ich Dir in dem blauen Kleid erschien!"

„Meine arme Kleine," sagte Tante Ava, während sie in der Thür erschien. „Es ist wahr. Du hast Dich in letzter Zeit etwas verändert — daß heißt, nicht gerade verändert, aber Du bist etwas blässer geworden, die Augen, die immer so glänzend waren, sind matter geworden; findest Du nicht auch, Rolf?"

„Ja, ich habe es selbst eine Zeit lang bemerkt," sagte der Doctor und richtete sich hastig aus seiner liegenden Stellung auf, als wenn ihm ein plötzlicher Gedanke käme.

„Komm, laß mich Dich betrachten," sagte er und zog sie auf sein Knie, während er seinen durchdringenden Doctorblick forschend auf sie heftete.

Sie erröthete und schlug die Augen nieder.

„Wenn Du findest, daß ich häßlich bin, mußt Du mich nicht ansehen," sagte sie und wollte sich losmachen.

„Sag' mir, hast Du Dich in letzter Zeit ganz gut befunden?"

„Nicht ganz, vielleicht — aber —"

„Weshalb hast Du mir das nicht gesagt?"

„Das wagte ich nicht, denn ich wußte schon, daß Du mir gleich das Tanzen verbieten würdest."

Er sagte ihr leise etwas in's Ohr, was ihr ganzes Gesicht mit einem Ausdruck von schüchternem Glück verklärte.

„Glaubst Du?" flüsterte sie.

„Ich wage es noch kaum zu glauben," sagte er und erhob sich, indem er sie ein wenig weg schob. Er sah aufgeregt aus und hatte Thränen in den Augen.

„Für's Erste aber giebt es keine Bälle mehr."

Er wandte sich plötzlich wieder zu ihr und umarmte sie heftig und innig.

Den übrigen Theil des Winters verlebten sie still. Der Doctor hatte ein paar Anfälle von seinem Uebel, aber er beachtete es jetzt wenig; er war zu erfüllt von der neuen Hoffnung, die ihm aufgegangen mar, und in demselben Maaß, wie Nina mehr und mehr ihr blühendes Aussehen verlor, blaß und eingefallen aussah, mit matten Augen und etwas müder Stimme, verdoppelte er seine hingebende Sorgfalt für sie.

Nina lernte nicht, sich zu schonen; wurde sie sich selbst überlassen, so konnte es leicht wie das erste Mal gehen. Bald fand er sie hoch oben auf der obersten Stufe der Treppenleiter, uni das beste Porzellan herunter zu nehmen, weil sie Gäste erwarteten. Bald begegnete er ihr auf der Straße, wo sie im Schnee mit dünnen Stiefeln, ohne Ueberschuhe ging. Bald riß sie die Fenster in der Winterkälte auf, wenn sie warm von einem Spaziergang nach Hause gekommen war. Rolf hatte keine Ruhe mehr, wenn er nicht bei ihr mar. Ab und zu mußte er mährend der Sprechstunden bei ihr eingucken, um zu sehen, ob sie keine Unvorsichtigkeit beging. Zuweilen aber geschah es doch, wenn er gezwungen war, sie den ganzen Abend allein zu lassen, daß er sie ini Dunkeln sitzen und weinen fand. Sie wollte niemals den Grund sagen, sie war den ganzen Tag in dieser Zeit reizbar und nervös, und ihre Phantasie war sehr aufgeregt. Neue Gedanken und Träume bekamen Macht über sie, und sie fühlte plötzlich eine förmliche Lesemuth, zu der sie früher wenig Neigung gehabt hatte.

Das Lesen war ihr verleidet worden, weil mährend ihrer Mädchenzeit Tante Ava ihr die Bücher ausgewählt und nur moralisirende Tendenzromane gegeben hatte, bei welchen sie gähnte; und weil sie selbst nach ihrer Verheirathung, ihr Lesen von ihrem Mann controlirt sah, der den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ihre Phantasie durch die moderne Literatur verunreinigt werden könnte, die er zwar wenig kannte, da er nie Zeit hatte, Belletristisches zu lesen, die er aber nichts destoweniger sehr streng verdammte. Er liebte das klassische Schönheitsideal und fertigte den modernen Realismus gern mit dem Schlagwort ab, daß er keine Freude am Wühlen im Schmutz habe. Vor Allein aber eiferte er gegen die Angriffe auf die alte, überlieferte Religion und Sitte, welche in dieser Literatur zuweilen vorkämen. Er hatte stets mit großer Pietät an dem einfachen und kindlichen religiösen Glauben der alten Zeit, in dem er aufgewachsen mar, festgehalten. Er war nie durch eine stärkere religiöse Krisis hindurch gegangen, hatte sich nie durch Zweifel einen eignen, individuellen Glauben errungen, war aber auch ebenso wenig von der materialistischen Richtung berührt morden, zu welcher die Meisten seiner Collegen gehörten. Diese Weltanschauung stieß ihn ab, bei seiner natürlichen Idealität und seinen, angeborenen Conservativismus. So bestand denn auch die Literatur, welche er feiner Frau gab, vorzugsweise in klassischen Schriftstellern wie Goethe, den sie nicht verstand, oder Walther Scott, den sie langweilig fand. Ebers' „Aegnptische Königstochter" hatte auch lange unaufgeschnitten auf ihrem Tisch gelegen. Sie hatte ein gewisses Mißtrauen, daß diese Art Lesen bildend und lehneich für sie sein sollte; und deshalb war sie überzeugt, daß es langweilig sein würde. Sie wollte nicht lesen, um gebildet zu werden, sie wollte lesen, um in den Büchern zu leben. Was kümmerte es sie, wie es eine ägyptische Königstochter vor zweitausend Jahren gehabt hatte! Sie wollte wissen, wie Hausfrauen und Mütter ihrer eignen Umgebung lebten, dachten und empfänden; sie wollte sich selbst zur Klarheit über sich selbst und ihre Träume hindurchlesen. Die Abneigung des Doctors, ihren Wunsch zu befriedigen, steigerte nur ihr Verlangen, das kennen zu lernen, wovon alle ihre Bekannten sprachen. Und eines Abends, als ihr Mann auf Krankenbesuch fort war, saß sie zusammengekauert in einer Sophaecke und las bei der Lampe Madame Bovarv.

Sie war so vertieft in ihr Buch, daß sie nicht bemerkte, als Rolf nach Hause kam; erst als er in der Thürs ihres Zimmers stand, siel ihr ein, daß er gewiß unzufrieden sein würde, sie das Buch lesen zu sehen. Instinctiv warf sie eine Handarbeit darüber und that, als ob sie damit beschäftigt wäre

Er bemerkte es, und es schmerzte und kränkte ihn, daß sie im Stande mar, etwas so Unwahres und Schulmädchenhaftes zu thun Er trat hinzu und nahm ihr das aufgeschlagene Buch aus der Hand, und feine Blicke sielen gerade auf eine der cvnischsten Stellen.

Kummer und Unwillen siegten über sein sonst so ruhiges, humanes Wesen; er wollte in diesem Augenblick nicht mit ihr sprechen um sich nicht fortreißen zu lassen. Schweigend steckte er das Buch in die Tasche und verließ das Zimmer.

In seinem eigenen Zimmer setzte er sich nieder, um über das Geschehene nachzudenken. Zum ersten Mal war er ernstlich erzürnt über seine kleine Frau und ging in Gedanken Alles durch, was ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit niit ihr geben konnte.

Hatte er verdient, so behandelt zu werden? War das der Lohn für all seine hingebende Liebe? Daß sie hinter seinem Rücken das that, wovon sie wußte, er mißbilligte es, und schließlich ihn noch zu betrügen suchte! Es lag etwas Unwürdiges und Niedriges in dieser Handlungsweise; etwas, das sein strenges Rechtlichkeitsgefühl empörte. Er dachte an seine Kindheit und erinnerte sich, wie er sich stets lieber den härtesten Strafen ausgesetzt, als auch nur den geringsten Versuch gemacht hatte, seinen Fehltritt zu verbergen. Und seine Frau, die niemals Andres als Liebe empfangen hatte, sie konnte sich selbst und ihn jetzt so erniedrigen!

Nina ihrerseits fragte sich, was sie auf diesen dummen Einfall hatte bringen können, das Buch vor ihrem Mann verbergen zu wollen. Es war vollkommen unüberlegt geschehen, aber doch hervorgerufen durch eine gemisse Abneigung, sich seiner Kritik zu unterziehen und beständig am Gängelband geführt zu werden in Bezug auf ihr Lesen. War sie nicht alt genug, um lesen zu können, wozu sie Neigung hatte? Wollte man sie immer als Kind behandeln? Und wenn sie nun selbst Mutter würde, wie sollte sie sich die Achtung ihres Kindes erwerben, wenn es sähe, wie unmündig sie in ihrem eignen Hause war! Sie würde wie Tante Ava werden, über die Alle etwas lachten! Sie weinte bei dem Gedanken über ihre eigne Schwachheit, sich immer zu beugen — weinte, daß sie nie so viel Muth finden konnte, das, was sie verschlossen in sich barg, auszusprechen.

Mehrere Tage vergingen unter gegenseitiger Verstimmung. Der Doctor bemerkte endlich, daß Nina in der Stille weinte. Das stimmte ihn milder; er dachte daran, welche besondere Nachsicht ihr Zustand erforderte, und sing an sich danach zu sehnen, sie um jeden Preis wieder heiter zu sehen.

Da kam er eines Tages zufällig an einem Modegeschäft vorbei, in dem ein sehr eleganter Hut ausgestellt war — ein Pariser Modell. Er war sehr theuer, aber er kaufte ihn doch und freute sich schon im Voraus zu sehen, wie das Kind ihn vor dem Spiegel aufprobiren würde.

Als aber der Carton nach Hause kam und sie den Hut herausnahm, machte sie ein unzufriedenes Gesicht. Sie hatte ja ein grünes Costüm — was sollte ihr da ein blauer Hut nützen? Gewiß war es sehr freundlich von ihm; aber er hätte doch daran denken können, daß sie ein grünes Promenadenkleid hatte!

Am Nachmittag ging er aus, und als sie beim Abendbrot wieder zusammen saßen, klingelte es, und das Mädchen brachte wieder einen Carton. Nina sah neugierig aber zugleich etwas unruhig aus, als sie ihn öffnete. Ter Doctor beobachtete sie mit zufriedenem Lächeln.

Blauer Sammt zu einem Promenadenanzug! Sie erröthete, legte das Packet wieder in den Carton. schob ihn von sich auf den Tisch und stand auf.

„Es ist wohl noch nicht bezahlt?" fragte sie mit hochgeröthetem Antlitz.

„Ja, natürlich."

„Da kann ich wohl versuchen, ihn gegen etwas Damengarderobe umzutauschen," sagte sie in resignirtem, ernstem Ton.

„Was soll das heißen?" erwiderte er scharf.

Sie erschrak etwas und, um sich zu entschuldigen, suchte sie auseinander zu setzen, wie unangenehm und mißglückt seine Gabe mar.

„Ich habe ja sowohl ein Promenadenkleid wie einen Hut, und es ist mir wirklich nicht angenehm, daß Du so viel Geld unnöthig ausgiebst, wo ich andere Sachen viel nöthiger brauchte."

„Du brauchst andere Sachen," rief er aus. „Begreifst Du denn nicht, wie schmerzlich es für mich sein muß, das von Dir zu hören? Du schafftest Dir nicht Alles an, was Du brauchtest! Habe ich Dir jemals irgend etwas abgeschlagen, was Du zu haben wünschtest?"

„Nein, abgeschlagen hast Du mir niemals etwas. Aber wenn ich Dich für Jedes erst um Geld bitten muß, so —"

„Aber Du mußt doch wissen, daß es meine Freude ist. Dir Alles zu geben, was Du nur wünschen kannst."

„Ja, das versteht sich. Aber es ist auch viel erstellender, Alles zu geben, als Alles zu empfangen."

„Ich habe nie geahnt, daß Du so empfändest. Aber wenn Du lieber eine bestimmte Summe hast, so werde ich Dir künftig — laß mal sehen z. B. 200 Kronen im Monat geben, nur für Deine eigene Person anzuwenden. Ist das Kind damit zufrieden?"

„200 Kronen im Monat? So viel? Nein, das will ich gewiß nicht haben, gewiß nicht!"

„Aber warum nicht? Jetzt soll das Kind nicht wieder unvernünftig werden."

„Nein, ich will gewiß nicht, daß Du mir so viel Geld schenken sollst. Es würde mich nur bedrücken, zu missen, daß ich Dir so theuer werde."

„Was ist das für eine kindische Rede? Du weißt ja, daß ich 5000 Kronen Renten von Deinem Erbe erhebe."

„Ja, wenn ich das Recht hätte, das Geld als mein eigenes zu betrachten, das märe ganz etwas anderes! Nicht, um so viel Geld ausgeben

Nord und LÜH, I.XVIII., , Z. 17

zu können, weit entfernt — wenn es mein eigen wäre, würde ich so sparsam sein und Buch darüber führen und jede Ausgabe berechnen! Aber monatlich 200 Kronen wie ein Geschenk zu bekommen, für das man dankbar sein muß und das einem jeden Augenblick wieder entzogen werden kann, nein, das will ich nicht."

Es war nicht möglich, mit ihr heute fertig zu werden. Der Doctor fand es traurig und vollkommen unbegreiflich, daß sie überhaupt auf den Gedanken kommen konnte, von Mein und Dein zu reden, in einer Vereinigung so innerlicher Art, wie die ihre war.

Er war grundsätzlich gegen alle Bestrebungen der Neuzeit, der Frau eine selbständige Stellung gegenüber dem Mann einzuräumen, und hatte die Ansicht, daß es nur das eheliche Vertrauen erhöhte, wenn sie sich gewöhnte, Alles aus seiner Hand entgegen zu nehmen. Er beschloß nun, jetzt Nachsicht mit den launenhaften Wünschen des Kindes zu haben, nach dem großen Ereigniß aber ihre Erziehung ernster als bisher in die Hand zu nehmen. Da sie nun selbst ein Kind zu erziehen bekommen sollte, so mußte sie größere Ordnung lernen und durfte sich nicht länger jedem Einfall hingeben. Er wollte sie lehren, ordentlich Buch über ihre Ausgaben zu führen, die er jeden Monat durchsehen wollte. Hatte sie das einmal ordentlich gelernt, dann konnte er ihr vielleicht auch eine größere Summe 'auf 'einmal anvertrauen.

Während er auf solche Weise Pläne für ihre Zukunft schmiedete und fortfuhr, in Gedanken die Vorsehung für feine junge Frau zu spielen, be« kam er doch eine ernste Mahnung an das Ungewisse aller menschlichen Berechnungen.

Eines Tages, als er auf Praxis aus war und hastig zwei Treppen hinaufgeeilt war, sank er im Vorzimmer auf den Holzkasten nieder, von solcher Athemnoth befallen, daß er das Gefühl hatte, das Herz stünde ihm still. Der Anfall dauerte nur ein paar Secunden, hinterließ aber eine fo große Mattigkeit, daß er die Treppen wieder hinab und in den Wagen geführt werden mußte. In der frischen Luft wurde ihm zwar besser; aber er war nicht im Stande, an diesem Tage noch irgend einen Krankenbesuch zu machen. Nachmittags schickte er nach einem der berühmtesten Aerzte der Stadt, der ihn untersuchte und nur bestätigte, was er schon ahnte — einen organischen Herzfehler, der während der letzten Jahre sich weiter entwickelt und einen gefährlichen Charakter angenommen hatte.

Aber er hatte sich gesträubt, an die Bedeutung der, in letzter Zeit sich öfter wiederholenden Symptome zu glauben, und war besonders seit der neuen großen Aussicht seiner Frau von dem Wunderbaren, was in ihr vorging, so vollständig in Anspruch genommen, daß er unterlassen hatte, auf sich selbst zu achten.

Und nun traf ihn der vernichtende Schlag fast unvorbereitet. Er sollte von ihr gehen, sie ohne Stütze und Hülfe zmüZ lassen, vielleicht ehe der schwere Tag für sie gekommen war! Er sollte nicht sein kleines Kind in Empfang nehmen — das heiß ersehnte; sollte nicht dessen junges, zartes, kleines Lebensflänuchen bewachen, nicht feinen ersten Schritten folgen und nicht sein erstes Lachen hören!

Es mar ihm nicht möglich, sich mit Ergebung unter das zu beugen, was ihm bevorstand. Nicht einmal sein religiöser Glaube war ihm in diesem Falle eine Stütze. Vergebens rief er die Erinnerung an seine Mutier wach, die er unter schweren Leiden hatte sterben sehen, aber in vollkommenster Ergebung und mit Dank gegen Gott auf den Lippen bis zuletzt. Er konnte sich nicht beugen wie sie; sein ganzes Wesen empörte sich gegen das Grausame, Unnatürliche, Planlose, daß er fort sollte von allen Denen, die ihn so nöthig hatten, hingerafft im besten Mannesalter, mitten aus einer großen, segensreichen Wirksamkeit heraus, vor sich ein Leben voll reichster Freuden!

Ja, planlos war es in Wahrheit. Er war blind gewesen, als er an dein alten, naiven Glauben seiner Eltern festgehalten und an einen liebevollen Gott geglaubt hatte, der das Schicksal der Menschen lenke, während er in seiner Praxis doch so oft gesehen hatte, wie die Tüchtigen und Thätigen herausgerissen wurden, und die Lebensmüden, die für Alle nur eine Bürde waren, zurückblieben. Aber es war leicht, sich in das Alles zu finden, so lange es Andere betraf; nun, da er es selbst war, der diesem blinden Zufall zum Opfer fallen sollte, lehnte er sich dagegen auf.

Es war ja albern, kopflos, wahnwitzig, daß, weil ein Organ in feinem Körper nicht seine Arbeit gesetzmäßig ausführen konnte, er allen Denen entrissen werden sollte, die seiner bedurften; sein glückliches Haus zerstört, seine weiche, kindliche Frau von einem Schlage zerbrochen werden sollte, den zu tragen sie nicht die Kraft haben würde; sein Kind vaterlos — eine wohlgeordnete, vernünftig in einander gefügte Reihe menschlicher Entwicklungen durch einen blinden Zufall verdorben, verpfuscht werden sollte!

Seine süße Frau — sie fürchtete sich so vor ihrem Prüfungstag — sollte sie ihm entgegen gehen, ohne ihn an ihrer Seite zu haben? Sollte ein fremder Arzt ihr alle die zarte Fürsorge erweisen, die sie in ihrer weiblichen Scheu ihm kaum gestatten würde?

Dieser Gedanke wurde ihm unerträglich. Nein, er wollte nicht, er konnte sie nicht gerade jetzt verlassen, da sie ihn am nöthigsten brauchte! Es wäre die grausamste, unnatürlichste und liebloseste Handlungsmeise von ihm, wenn er es freiwillig thun wollte; und zu einer solchen That sollte er nun gezwungen werden — von wem? Bon dem urtheilslosen Zufall, den er bisher einen liebenden Gott genannt hatte! Wer sollte ihre Hand halten, wenn der Kampf beginnen würde? Diese kleine, schwache Hand, welche sich krampfhaft im Schmerz zusammen ziehen und nach einer Stütze greifen würde!

Ec sprang voin Sopha auf und eilte zu ihr — er sehnte sich danach, sie zu umarmen.

Er fand sie im Schlafzimmer damit beschäftigt, die Decke des Kinderwagens mit grüner Seide zu füttern. Tante Ava saß auf dem Sopha und stickte an einer kleinen Schlafdecke.

Nina hatte keine Ahnung von seinem Uebelbesinden und plauderte lebhaft weiter.

„Weißt Du, wovon wir gerade sprachen?" sagte sie fröhlich, als er in das Zimmer trat. „Ich möchte, daß das Kleine Rolf heißen sollte, wenn es ein Knabe wird. Tante Ava aber sagt, es wäre so unpractisch. Zwei mit demselben Namen in der Familie zu haben!"

Tante Ava, die sehr besorgt mar, unzart zu erscheinen, und außerdem großen Nespect vor Rolf hatte, entschuldigte sich verlegen.

„Kindchen, was Du da sagst! Wie würde ich mich hinein mischen? Ich sage nur, ich glaubte, daß Rolf finden würde — aber andererseits ist Rolf auch ein so hübscher Name, einer der hübschesten, die ich kenne."

Rolf lächelte schmerzlich. „Ob der Name hübsch ist oder nicht, bleibt sich gleich," sagte er. „Ich denke, wir nennen ihn auf jeden Fall Rolf — wenn ich fortgehen müßte, würde es Dir doch am liebsten sein, wenn er so hieße."

Nina wandte sich hastig nach ihm um.

„Bist Du krank?" fragte sie. „Ja, Du bist ganz blaß — was ist Dir — sag', was ist Dir?"

Der Herzkrampf übersiel ihn in dem Augenblick, er wurde aschgrau im Gesicht und sank nieder auf einen Stuhl, nach Athem ringend.

Nina stieß einen Angstschrei aus und siel neben ihm auf die Kniee. Er wollte etwas sagen; sie neigte sich zu ihm hin, um besser zu hören und vernahm nur ein kurzes „Geh! geh!"

Sie glaubte, nicht recht gehört zu haben, aber die Bewegung seiner Hände sagten deutlicher als seine Worte: „Geh weg. Du darfst das nicht sehen."

Er murmelte wieder Etwas. „Cognac", glaubte Nina zu hören, sprang hinaus und holte ein Glas Cognac, das er auch sogleich leerte. Das Blut sing an, wieder in sein Gesicht zurück zu kehren, und er athmete mehrere Male hinter einander tief auf. Darauf schloß er die Augen, lächelte schwach und sagte: „Es ist vorüber nun."

Gleich darauf schlummerte er ein, den Kopf zurückgelehnt an die Stuhllehne. Nach fünf Minuten öffnete er wieder die Augen, sah die ihn Umstehenden an, schlug Nina sanft auf die Hand und sagte: „Nun will ich zu Bett gehen. Morgen wird mir wieder ziemlich wohl sein."

Aber Ninas Gesicht sah noch so starr voin Schreck aus, daß er für sie unruhig wurde.

„Es ist vorüber, Kind," sagte er und streichelte ihre Wange. „Wenn es sich aber wiederholen sollte, so darfst Du nicht wieder dabei sein und mich sehen, denn es dauert — ich ertrage den Gedanken nicht. Dich zu erschrecken. Ich werde in meinem eigenen Zimmer schlafen und eins der Mädchen im Zimmer davor schlafen lassen; dann brauchst Du nicht unruhig zu sein, mich allein zu lassen.

„Eines der Mädchen!" rief Nina. „Jemand anders sollte Dich pflegen als ich! Ich sollte schlafen und vielleicht nicht ahnen, wenn Du krank wärest!"

„Es ist mein ausdrücklicher Wunsch!" sagte er mild, aber fest. „Und Tu wirst Dich nicht widersetzen wollen, wenn ich Dir sage, daß es mir geradezu eine Qual ist. Dich in meiner Nähe zu sehen, wenn ein Anfall kommt."

Nina wagte nicht mehr, zu widersprechen. Immer, immer sollte sie das Kind bleiben! Was nützte es, daß man sie vor allem Traurigen zu bewahren suchte, da man sie doch nicht von der furchtbaren Sorge befreien konnte, die ahnungsvoll ihr ganzes Wesen durchzitterte!

Am folgenden Tage war er wieder auf und empfing auch Patienten, konnte aber keine Krankenbesuche machen, weil er alle Treppen vermeiden mußte.

So vergingen einige Wochen. Die Krampfanfälle wiederholten sich öfters, besonders des Nachts, zwangen ihn aber nicht, seine Sprechstunden auszugeben, welche nun den größten Theil des Vormittags in Anspruch nahmen; denn alle seine Kranken, die im Stande waren, sich bis zu einem Wagen herunter zu schleppen, ließen sich zu ihm fahren, um so lange als möglich seinen Rath und seine Hülfe zu bekommen. Gegen Ende dieser anstrengenden Vormittage fühlte er sich oft so angegriffen, daß es ihm schwarz vor den Augen wurde, so daß er irgend einen Gegenstand fest in das Auge fassen mußte, um nicht umzufallen. Aber der Schwindel ging nach ein paar Augenblicken vorüber, und er mar sogleich wieder bereit, mit seiner gewöhnlichen Geduld und Theilnahme die langen Klagen eines Patienten über irgend ein Uebelbefndnen anzuhören, das eine Kleinigkeit war im Vergleich zu seinem eignen. Die Liebe zu seinem Beruf im Verein mit der strengen Pflichttreue, zu der er erzogen worden mar und die den eigentlichen Kern seines Charakters ausmachten, hielten ihn aufrecht und halfen ihm, bis zum Aeüßersten gegen die Krankheit anzukämpfen. Er mar ein Soldat, der auf dem Schlachtfeld fallen wollte.

Diese Consultationen hatten etwas Rührendes, wo jeder Patient fürchtete, vielleicht zum letzten Mal mit ihm zu sprechen und seinen Besuch deshalb so lange als möglich ausdehnte; wo jeder Abschied das Ergreifende eines Abschieds für das Leben hatte. Alle die Beweise der Anhänglichkeit, die ihm während dieser Wochen dargebracht wurden, ergriffen ihn tief und regten ihn auf, was für seine Gesundheit höchst nachtheilig war. Immer von Neuem erweckten sie den qualvollen Gedanken in ihm: warum er gezwungen würde fortzugehen von allen Denen, die seiner bedurften?

Seine Frau allein ahnte nicht, wie ernst sein Zustand war. Er hoffte beständig, daß sie von dieser Mittheilung verschont bleiben könnte, bis ihr Kind geboren und sie wieder frisch wäre. Er fürchtete sowohl für ihr wie für des Kindes Leben, wenn sie es jetzt erführe; und da er nun des Nachts eine zuverlässige und verschwiegene Krankenpflegerin bei sich hatte und Nina nichts mehr davon erfuhr, wenn er wieder einen Anfall gehabt hatte, ihn dagegen wieder ruhig und thätig sah — denn es gelang ihm, seine tiefe Niedergeschlagenheit vor ihr völlig zu verbergen —, so sing sie an, den Schrecken über den ersten schweren Anfall zu überwinden und sich in den Glauben einzuwiegen, daß keine Gefahr vorhanden sei. Sie bekam wieder etwas von dem verwöhnten Wesen eines verzogenen Kindes und konnte ihm sogar bisweilen vorwerfen, daß er nicht mehr so aufmerksam und zuvorkommend wie früher gegen sie sei.

Die Gewißheit, daß er sie bald werde verlassen müssen, hatte sein Wesen ihr gegenüber wirklich verändert. Sie sollte ja bald einsam dastehen und mit dem Leben ringen — dieser Gedanke schnitt ihm mit jedem Male tiefer in das Herz, wenn er in hingebender Fürsorge, wie sie dieselbe brauchte und von ihm forderte, sich ihr widmete. Er wollte versuchen, sie daran zu gewöhnen, sich auf sich selbst zu verlassen und sich selbst zu stützen; was ja um so nöthiger war, als sie bald ein anderes Wesen zu stützen haben würde.

Eines Nachts hatte er einen schwereren Anfall als gewöhnlich gehabt. Den Tag darauf konnte er Niemanden annehmen und lag den größten Theil des Tages auf dem Sopha niit geschlossenen Augen, aber ohne zu schlafen. Eine Art dumpfer Resignation war mit der starken Ermattung über ihn gekommen — keine ergebene, vertrauensvolle Resignation, sondern hoffnungslose Unterwerfung unter das Unabwendbare.

Zwischendurch kehrten seine Gedanken jedoch zurück zu seinein Vater und seiner Mutter. Er hatte an den Sterbebetten Beider gestanden, und sein religiöser Glaube war lange noch von dem Licht erwärmt worden, das von ihnen ausgegangen war. Sein Vater war früh dahingerafft worden, wie er selbst. Er hatte eine Wittve und sechs Waisen zurückgelassen, ohne Mittel zu deren Erziehung — er hätte wohl Grund gehabt, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das ihn so bald herausriß. Doch im Gegentheil — kein Zweifel, keine Klage — nein, Lob und Preis auf den Lippen und im Herzen.

Wie war das möglich? Es war ja unnatürlich, unvernünftig.

Und doch war es ein Factum. Und viele Andere hatte er noch auf dieselbe Weise sterben sehen. Während die Umgebung nur Dunkel und Hoffnungslosigkeit sah, war der Sterbende vertrauensvoll — ja glücklich. Wie war das möglich — wie war das möglich?

Und dennoch war es ein Factum.

Er kam nicht weiter, als bis zu dieser Frage und dieser Antwort, die er innerlich unaufhörlich wiederholte.

Den nächsten Tag ging es ihm so viel besser, daß er beschloß, auszufahren und eine Patientin zu besuchen, die im Sterben lag und sehr nach ihm verlangte.

Es war ein altes Fräulein, die seit lange an einein unheilbaren inneren Uebel litt. Sie hatte oft qualvolle Anfälle und hielt sich nur durch Morphium-Einspritzungen aufrecht. Alle ihre Angehörigen hatte sie überlebt und war nun sich selbst und ihrer Umgebung eine Bürde und Last. Und doch sprach sie nur laut aus, was der Doctor so lange in seinem Herzen gerufen hatte: „Ich will nicht sterben — ich will nicht sterben!"

Es ergriff ihn wunderbar. Seine eigne innere Empörung hatte er für gerechtfertigt gehalten — er, der so viel besaß, für das er lebte. Nun erkannte er, daß es nicht das allein mar, was ihn so fest an das Leben kettete — er würde es vielleicht ebenso gemacht haben wie das alte Fräulein. Denn im Grunde hatte es bei Beiden dieselbe Ursache — den Mangel an Glauben. Man hält fest an dem, was man hat, weil die sichtbare Welt alt ist — das Leben des Geistes nicht. Und dessen ungeachtet bekennt man eine Religion, die das Erdenleben nur als eine kurze Episode der Ewigkeit ansieht.

„Ich habe nie an Gottes Wort gezweifelt," sagte das alte Fräulein furchterfüllt. „Ich bin wahrhaftig nie ein Freigeist gewesen — Gott bewahre mich davor."

„Freigeist!" unterbrach er sie streng — er würde milder gewesen sein, wenn er es nicht vor Allem selbst gewesen märe, den er in Zucht nahm. „Wie viel besser ist es nicht, ein Freidenker zu sein, der sich selbst zur Freiheit hindurch zu arbeiten sucht, als in einer ererbten Religion zu leben und zu schlafen, die nicht einmal dazu taugt, auf sie gestützt, ruhig zu sterben! Wären wir wirklich Christen, wofür wir uns ausgeben, so wäre es wohl nicht schwer, sich zu beugen. Wenn wir wirklich glaubten, daß es einen liebenden Gott gebe, der unser Schicksal leite — wenn es eine höhere Gewißheit gäbe, die unser unvollkommenes Auge nicht erkennen kann —"

„Ich versichere Ihnen, Herr Doctor, daß ich das glaube," betheuerte angsterfüllt die Kranke.

„Dann lassen Sie uns versuchen, in diesem Glauben zu sterben," sagte er und erhob sich.

Als er nach Hause kam, war er sehr matt und legte sich auf das Sopha. Nina setzte sich zu ihm, und er bemerkte, daß sie verweint aussah.

„Versprich mir, nicht böse zu sein," sagte sie; „aber ich habe Etwas auf dem Herzen, worüber ich mit Dir sprechen muß — ich kann es nicht länger allein mit mir herum tragen."

„Was ist es denn, Kind? Sag es rasch, erschreck' mich nicht so."

Er bekam gleich Herzklopfen und erhob sich halb,- aber er verrieth nicht die geringste Unruhe.

„Nein, nein, werde nicht unruhig, es ist nichts Gefährliche?. Ich wollte Dir nur sagen, daß Du nicht recht gegen mich handelst, wenn Du mir verbietest, bei Dir zu sein, wenn Du krank bist. Ich wollte mich nicht widersetzen; aber ich habe unsäglich darunter gelitten, so ausgeschlossen zu sein gerade da, wo mein Platz bei Dir wäre! Es ist nicht recht, und wenn es geschieht, um mich zu schonen, so ist es verfehlt, denn es quält mich tausendmal mehr, und ich kann nicht — ich kann es nicht länger ertragen."

Sie schluchzte, obgleich sie sich anstrengte, sich zu beherrschen, um ihn nicht zu verstimmen.

Er streichelte ihre Wange und wischte die Thränen weg, indem er mit etwas keuchender Stimme, wie er sie in letzter Zeit zuweilen hatte, sagte: „Siehst Du — siehst Du! So groß ist unsere menschliche Beschränktheit! Während ich glaubte, es so am besten zu machen und Dich vor allem Leid zu bewahren, habe ich Dich gerade am meisten bekümmert und betrübt."

„O nein, nein, sag' das nicht!" rief sie aus und strich mit der Außenseite seiner Hand über ihre feuchten Augen, während sie ihn küßte.

«Ja, ja," flüsterte er, „das ist unsere Kurzsichtigkeit."

Er schloß die Augen und lag so still, daß sie dachte, er schlief; aber nach einiger Zeit zog er seine Hand aus der ihren und fühlte sich selbst an den Puls.

„Wie fühlst Du Dich jetzt?" fragte sie.

„Gut," sagte er und ließ die Hand sinken. „Der Kampf ist nun beendet. Ich bin müde."

Ihr Herz kramvfte sich zusammen bei dieser Antwort. Er war schon fort — hoffnungslos fort von ihr.

Es fing an dunkel im Zimmer zu werden, und er schlief noch. Sie wollte kein Licht anzünden aus Furcht, ihn zu wecken. Sie konnte sei» Gesicht nicht mehr sehen, aber sie hörte sein schweres und unregelmäßiges Athmen. Ein paar Mal seufzte er tief. Dann wurde es still; sie war in Gedanken versunken und hatte aufgehört, hinzuhorchen. Sie hatte nur den Eindruck, daß er nun erst wirklich fest schlief, da sie nicht mehr dieses stoßweife Keuchen hörte.

So saß sie Stunde auf Stunde, bis sie endlich durch Tante Ava aus ihren Träumen geweckt wurde, die sie flüsternd bat, heraus zu kommen, weil die beiden Aerzte, welche Rolf behandelten, draußen wären und sie sprechen möchten. Sie schlich sich leise hinaus in den Salon und beantwortete alle ihre Fragen über seinen Zustaud im Laufe des Tages. Als sie hörten, daß er so lange schlief, wechselten sie einen hastigen Blick mit einander und verlangten ihn zu sehen.

Nina nahm ein Licht und ging mit ihnen hinein. Sie blieb in einiger Entfernung stehen und hielt die Hand vor das Licht, mährend sie an das Sovha traten. Aber gleich darauf kam der eine der Aerzte zurück und bat um das Licht, das er nun mitten vor Rolfs Augen hielt, während er sich nieder beugte und die Hand an seine Schläfe legte. Nina stieß einen Schrei aus und sprang an das Lager. Die kalte Unbeweglichkeit seiner Züge und die theilnehmende stützende Art und Weise, wie der Arzt ihre Hände erfaßte, sagten ihr auf einmal die ganze Wahrheit.

Durch die gewaltsame Erschütterung wurde ihre Stunde früher herbei geführt, und noch in derselben Nacht wurde sie Mutter eines Mädchens.

Der Vormittag mar schon weit vorgeschritten, und Nina schlief noch immer, offenbar ohne Bewußtsein ihres Verlustes. Endlich öffnete sie die Augen und sah suchend im Zimmer umher.

„Wo ist Nolf?" fragte sie.

Tante Ava und die Wartefrau geriethen in peinvollste Verlegenheit,

Sie sah sie an und erinnerte sich plötzlich an Alles.

„Er ist nicht todt, es ist nicht wahr," schrie sie. „Ich saß die ganze Zeit bei ihm und hörte nichts. Er kann nicht todt sein; hilf mir aufstehen, ich will zu ihm."

Sie sah an ihnen, daß es doch nur zu wahr war und brach in lautes Weinen und abgebrochene Jammerrufe aus. Die Wärterin brachte ihr das Kind und wollte es zu ihr legen, aber sie stieß es von sich.

„Ich will es nicht sehen, ich will es nicht sehen!" rief sie. „Um seinetwillen war ich so glücklich darüber,- nun wünschte ich, es wäre nie geboren!"

„Sieh es nur einmal an. Es ist ein kleines Mädchen, ein süßes, prächtiges Mädchen," sagte Tante Ava, in der Hoffnung, ihre Interesse zu wecken. „Es wiegt zehn Pfund. Ist das nicht viel? Du wogst nur sieben Pfund, als Du geboren wurdest."

Die Wartefrau versuchte noch einmal, das Kind in ihr Bett zu legen, aber es wurde zurückgestoßen.

„Ich will es nicht sehen! Ich will es nicht sehen!" rief Nina auf's Neue.

Sie fuhr mit kurzen Unterbrechung fort, Verzweiflungsrufe auszustoßen; aber endlich wurde sie müde und schloß die Augen, von Zeit zu Zeit noch leise schluchzend, wie ein Kind, das sich in den Schlaf gemeint hat. Das bemerkte die Wartefrau und legte leise das Kind zu ihr. Als sie den warmen, kleinen Körper an dem ihrigen fühlte, öffnete sie die Augen und sah mit einer gewissen Verwunderung, fast lächelnd auf das neue, wunderliche, kleine Ding.

Der Doctor hatte schon im Voraus eine Amme für das Kleine bestellt; daß das Kind selbst so viel Stärke und Geduld haben könnte, ihre Mutterpflicht zu erfüllen, war Niemand eingefallen. Als aber jetzt die Amme an das Bett trat, um das Neugeborene der Mutter wegzunehmen, da heftete Nina ein paar große, ernste und entschiedene Augen auf sie, schloß ihr Kind in ihre Arme und sagte: „Niemand anders als ich selbst wird es nähren."

Tante Ava wendete sich zur Amme und ineinte, daß man dann ein Kindermädchen nehmen müsse.

„Ich will ebenso wenig ein Kindermädchen haben," siel Nina mit demselben ruhigen, eintönigen, bestimmten Ton ein. „Niemand anders als ich selbst soll es pflegen; ich werde es waschen und anziehen und werde es nähren — Niemand anders soll es anrühren als ich."

„Aber, liebes, gutes Kind, das kannst Du nicht," wandte Tante Alva ein. Rolf selbst glaubte ja nicht, daß Tu das Nähren würdest aushalten können."

„Rolf mar so besorgt um mich," siel sie ein; „nun aber ist Niemand mehr da, der besorgt um mich märe. Wie sollte ich es selbst sein?"

Bei diesen Worten brach sie wieder in Thränen aus, nicht fassungslos, wie vorher, sondern kämpfend, ihr Schluchzen zu unterdrücken; sie wollte das Neugeborene nicht mit ihrem Schmerz und ihren Klagen von sich stoßen. Sie versuchte sogar, unter Thränen zu lächeln, als sie ihre Brust entblößte und die kleinen Lippen daran drückte.

Nebenan im Zimmer lag Rolf mit geschlossenen Augen und einein Lächeln auf den Lippen. Die verzweifelten Jammerrufe waren bis zu seinem Lager gedrungen, ohne die friedvolle Ruhe zu stören, die auf seinem Antlitz ausgegossen lag. Er fühlte nichts mehr von den Schmerzen des geliebten Wesens.

öphie
Germain's Ideal der modernen Dichtung und seine

e
Klage, welche Schiller in den „Göttern Griechenlands" erhebt, daß die

moderne wissenschaftliche Auffassung der Welt und der Natur die antike

^A^†poetische Anschauung zerstört habe, hört allmählich aus, als absolut berechnigte zu gelten: nur eine relative Geltung mißt man ihr noch bei. Hätte die moderne Naturwissenschaft nur zerstörend gewirkt, hätte sie die alten Vorstellungen von dem lebendigen Zusammenbange der Welt bei Seite geschoben, ohne etwas Anderes an die Stelle zu fetzen, so wäre damit für die Kunst und Poesie, welche mit einem Chaos nicht arbeiten kann, welche überall Zusammenhang und Einklang sieht und „die fliehend inimer gleiche Reihe belebend abtheilt, daß sie sich rhythmisch regt, daS Einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wo es iu herrlichen Accorden schlägt" (Faust) — allerdings ein unersetzlicher Schade zu constatiren. Dem ist jedoch nicht so. Nicht nur negativ und zersetzend, sondern auch positiv, aufbauend, befruchtend hat sich die Naturwissenschaft gezeigt? für das Alte und Veraltete in der Poesie hat sie Neues gegeben. Diese Thatsache hat schon Herbert Spencer in seinen Versuchen über Erziehung hervorgehoben. Aus der neuesten Publikation des Dr. GS ring*) geht hervor, daß dieser Gedanke bereits vor einem halben Jahrhundert ausgesprochen ist, und, was das Merkwürdigste dabei ist, von einer Frau, von einer Französin. Die Errungenschaften der neueren Wissenschaft für die Poesie zu verwerthen, ohne daß die Poesie darüber zu einer wissenschaftlichen Abhandlung oder zu einem Nechciexcmpel wird, ist nun eben die Knust des Dichters, und wenige besitzen diese Kunst. Folgen wir den Ausführungen der Sophie Germain, die sie in den 183Z (ein Jahr nach ihrem Tode) veröffentlichten „Ovosi<lsr>tions gensratos s^ir l'stat lies 8,'ieiii,'es et il«Z Isttres Kux äislsrsnt«8 ö>w<ittelL äe leur culture" giebt (Göring, S, 53 -13<).

Erfüllung durch Wilhelm Jordan.

	von	
	Ernst Wssserzicher.	
	— Frankfurt a. M. —	

Sophie Germain und Clotilde de Vanx. Ihr Leben und Denken. Von Dr. Hugo Göring in Berka a. d. Werra, Herausgeber der Zeitschrift „Die nene Deutsche Schule" u. a. Strich, Schröter u. Meyer. 1889.

Die Kundgebungen des ästhetischen Gefühls und die Urtheile des Verstandes gleichen einander; Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit bleiben intellektuelle Nothmendigkeiten. Die Gegenstände sind verschieden, aber das Urtheil stützt sich auf die universelle Grundform, die in gleicher Weise dem Schönen und dem Wahren angehört. Ein gemeinsames Band besteht zwischen äußerlich so verschiedenartig erscheinenden Geisteswerken, wie einem Drama des Sophokles und einer Schrift Kants. Wissenschaft und Kunst entspringen aus derselben Quelle, aus demselben Bedürfnis;; es sind zwei verschiedene Aeußerungen desselben Geistes. Ein Märchen ist ebenso von den Gesetzen des Verstandes abhängig, wie die Entdeckung eines Naturgesetzes nicht ohne Hülfe der Phantasie geschehen könnte. Ohne Zweifel wird uns der Dichter keinen Einblick in die subtilen Erwägungen gestatten, die der Wahl der allegorischen Gestalten vorausging, für die er sich entschieden hat; und der geniale Denker, der ein Geheimniß der Natur entdeckt, wird uns ebenso wenig sagen, wie oft seine Phantasie sich vom richtigen Wege entfernt hat. Beide haben mit Fleiß die Spuren ihrer tastenden Versuche verwischt, um nur die dem Gegenstande eigenthümliche Form hervortreten zulassen. Dem Leser tritt dadurch eine schärfere Scheidung zwischen Werken der Phantasie und des Verstandes vor Augen, als sie eigentlich vorhanden ist. Bei den Alten waren diejenigen Werke, welche die Naturwissenschaften vertraten, nicht weniger poetisch als die poetische Litteratur selbst (Hesiod, Kosmogonien der Philosophen u. s. w.); im Faust (II. Theil) ist, nach Alexander von Humboldts Bemerkung, jene Verschmelzung von Physik, Metaphysik und Poesie wieder einmal gelungen. Die Alchymie und die Astrologie, an deren Stelle erst später die Chemie und die Astronomie traten, zeigen jene Verquickung nach einer anderen Seite hin. Seit der Verbindung der Mathematik mit den Naturwissenschaften, seit Newton, begann man, die Natur zu erkennen, vorher hatte sie sich der Mensch nur phantasiemäßig construirt; jetzt lernte er zum erste» Mal sie mit den Sinnen wahrnehmen. Seit dieser Zeit datirt der divergirende Weg der Wissenschaft und der Poesie; es ist an der Zeit, sie einander wieder anzunähern, nm einen für beide Theile, besonders aber für die Poesie unheilbaren Brnch abzuwenden. Die Gesetze des Seins beherrschen nicht nur die Thatsachen, die in das Bereich der Wissenschaften gehören, sondern sie gehören in gleicher Weise dem Gebiete des Geistes an. Dadurch, daß wir uns immer mehr dem Typus des Seins oder der Wahrheit, dieser Quelle alles wirklichen Wissens, nähern, vervollkommen sich die Theoricen, läutert sich die Moral, klärt sich die Politik, schwinden die Jrnthümer der Metaphysik, wird sich die schöne Litteratur und die Kunst der Regeln bewußt, welche sie anwendet, sowie der großen Erfolge, welche sie erzielt. Die Dichter, welche die Errungenschaften der Naturwissenschaften ignoriren und einfach in den althergebrachten Gleise der antiken Mythologie sich bewegen, statt neue Wege zu gehen, die von dein Lichte der Wissenschaft erhellt sind, haben es verschuldet, daß die schöne Litteratur ihren Glanz verloren hat; sie erregt nicht mehr die Bewunderung de« Volkes, sie erfüllt nicht mehr die Jugend mit Begeisterung.

Aber es wird ein neuer Morgen erglänzen. Die Analogie erfordert, daß alle Zweige des menschlichen Wissens so zu sagen parallele EntWickelungen erfahren. Die Aufmerksamkeit, die früher mehr der poetischen Literatur, jetzt mehr der wissenschaftlichen zugewendet ist, wird, wenn die Fortschritte beider einen Vergleich aushalten, sich gleichmäßig wieder beiden zuwenden. Verbindung und Aehnlichkeit werden alsdann wahrgenommen werden, wo man anfangs nur Trennung und Verschiedenheit gesehen hatte. Dann wird das Gesamtbild der Wissenschaften, der schönen Litteratur und der Kunst dem Beobachter eine methodische Symmetrie darbieten, bei der er auf einen Blick das ganze Werk des menschlichen Geistes unifassen wird. Wenn es in dem Wesen unserer heutigen Geistesbildung liegt, mehr Werth auf die Zuverlässigkeit als auf den bestechenden Glanz der Lehren zu legen; wenn wir verlangen, daß der Verstand alle Geistesschöpfungen beherrschen soll; wenn wir selbst unsere Phantasie durch den Forschungstrieb ernüchtert fühlen: so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß wir einer glücklichen Epoche entgegengehen, in der sich alle unsere Fähigkeiten in Schöpfungen einer neuen Gattung vereinigen werden. Die Völker empfinden heutzutage denselben Eindruck, den ein Jüngling empfangen würde, der sich lange Zeit mit schöner Litteratur beschäftigt hat und danach bei feinen Studien zu den ersten Wissenschaften gelangt. Der Reiz seiner früheren Beschäftigungen würde schwinden, und eine lebhafte Wißbegierde an ihre Stelle treten; aber nach Abschluß seiner Bildung wird ihm Alles in seiner wahren Bedeutung erscheinen.

Zu einer diesem individuellen Bilde entsprechenden Epoche werden wir einst gelangen. Die Gesetze des Seins, die Bedingungen der Wahrheit, welche auf diese Weise auf einmal in zahllosen verschiedenen Gestalten auftreten, werden die Phantasie anregen. Eine neue Begeisterung, welche sich auf eine solidere Basis gründet als auf die icalisirende Nachbildung anmuthiger Träume, wird unsere Dichter beleben. Statt daS Universum nach unserer willkürlichen Laune zu gestalten, werden sie es darstellen, wie es wirklich ist; und wenn der Genius je diesen neuen Pfad betritt, so wird er mit Bewunderung wahrnehmen, daß künstlerisches Schaffen nur ein Nachbilden ist und in der Ergänzung mangelhafter Theile eines Gemäldes besteht, welches er einst als ein Ganzes wird darstellen können.

So weit die Ausführungen der Sophie Germain. <>>b spscie svturni betrachtet sie die Welt — das ist daS höchste Lob, welches ihr gezollt werden kann.

Zum Theil ist ihr Programm von den Naturalisten angenommen worden, aber, wohlgemerkt, nur zum Theil. Der Mann, der eS wirklich voll und ganz in die Praxis übertragen hat, ist — hier lassen wir dem Verfasser das Wort (Schlußkavitel, Seite 227 bis 270) — Wilhelm Jordan, dessen Epos „Nibelungc" „das Muster einer Dichtung ist, in der Poesie und Wissenschaft in großartiger Harmonie vereinigt sind" (S. 239). Theoretisch ergänzend treten dazu die „Epischen Briefe". WaS speciell unser Zeitalter, d. h. die Zeit der wissenschaftlichen Forschung, von einen: Dichter verlangt, das ist die „Poesie der wissenschaftlichen Erkenntnih". Der Dichter soll nach Jordans Forderung mit der Methode oder wenigstens mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft seiner Epoche vertraut sein; nicht um selbst in den einzelnen Fächern etwas zu leisten, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem Brennpunkte zu vereinigen und mit ihnen seine poetischen Bilder zu entzünden; um Vergleiche, An» schauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehen; um im Ueberblick mehr von Allem zu wissen als jeder Andere und so mit Sicherheit den Zukunftsvmikt deS Horizontes anzuzeigen, nach welchem die Nation steuern soll, das Ideal zu offenbaren, welches sie im Laufe der kommende» Geschlechter zu erfüllen hat. Im Gegensatz zu dieser großen Aufgabe der Dichtung hebt Jordan die Ausartung hervor, in welcher sie zu einem tändelnden Spiel mit liebenswürdigen Kleinigkeiten herabgesunken war. Das EpoS, nach Jordan die vor« nehme Dichtungsform, hat die alten Götter und Helden der Nation zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen zu machen. Sie sind die heiligen Gefäße der Tradition, zugleich aber auch die Vorkämpfer der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale. So wenig berechnigt im EpoS moderner Stoff ist, so sehr ist dagegen zu betonen, daß die prägende Idee modern sein soll. Der Dichter vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur als Sohn seiner Zeit zu wirken, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß. Der Dichter hat das echt menschliche und daher Ewige der neuen Lebens- und Weltanschauung in der Vermählung mit dem echt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren zur Darstellung zu bringen. Wie in den Wissenschaften der Entdecker

und Erfinder nur geringen Anspruch hat, seine That das zu nenne», was längst in der Lust lag und was ohne Zweifel auch ohne ihn hätte geschehen müsse», so kann auch in der Poe sie von Erfindung im strengen Sinne keine Rede sein. Sie ist recht eigentlich die Knust der Tradition, ihr höchster Gegenstand ist Altererbtes. Nur solche Dichter sind groß geworden, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten; man denke an Faust, Teil, Shakespeare's Dramen! Mit Unrecht klagt mau die Nation an, den idealen Sinn verloren zn haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im Geringste» vermindert hat.

Diese Empfänglichkeit würde sich noch steigern — so ungefähr schließt Göring seine Betrachtungen über Jordan's „Nibelunge" als Erfüllung des Ideals der Sophie Germain — wenn der Dichter selbst sich entschlösse, eine verkürzte Ausgabe seines großen Epos für Schule und Familie zu veranstalten. Es wären da die „Sleppen" auszuscheiden, von denen kein großes DichteNverk frei ist, und auch Jordan's Nibelunge nicht; es wäre ähnlich zu verfahren wie in Ausgaben der Odyssee für Schule und Haus, z. B. in der von Dr. Kuttner in Frankfurt a./M, welche aufdes ursprünglichen ttmfanges zusammengeschmolzen ist, an dichterischem Werth jedoch nichts verloren hat.

Der siebzigste Geburtstag des Dichters Wilhelm Jordan wird am 8. Februar 1889 begangen. Das gebildete Frankfurt rüstet sich, seinen großen Mitbürger — dessen Bild diese Monatsschrift im August 1882 brachte — in angemessener Weise zu feiern. Das Freie Deutsche Hochstift, der Schriftsteller' und Journalistenvercin und der Verein akademisch-gebildeter Lehrer haben die erste Anregung zur Feier gegeben. Hoffentlich aber wird die Bedeutung des Tages auch weiteren Kreisen des ganzen deutscheu Vaterlandes lebendig: hoffentlich wird er nicht nur eine vorübergehende FesteSstimmung erzeugen, sondern zu erneuerter und dauernder Versenkung in die Werke deS Dichters den Anstoß geben!

^llustrirte Bibliographie.

AuS A. Hendschel'S Stizzenbuch. Dritter Band. Auswahl von dreißig Bildern. Lichtdruck von Martin Rommel K Co. in Stuttgart. Verlag von M. Hendschel in Frankfurt a. M.

chon zwei Sammlungen ausgewählter Hendschel'scher Skizzen sind in meisterhaft ausgeführter Lichtdrucknachbildung erschienen. Der jetzt vorliegende dritte Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an. In der äußeren Ausstattung — groß Foliowrmat in reizendem und geschmackvolle.« Einbände: die einzelnen Lichtdrucke sind auf weißem Papier ausgeführt und treten aus einem sie breit umrahmenden grauen Grunde wirkungsvoll hervor — entspricht er ihnen genau. Dabei steht er ihnen aber in dem für sich abgegrenzten Inhalt völlig selbständig gegenüber und kann auch für sich allein ein gewiß stets willkommenes stattliches und zugleich anmuthiges Festgeschenk bilden.

Außer den beiden vorangegangenen Bänden der Lichtdrucke hat die Verlagshandlung schon früher auch eine reiche Sammlung von Photographien aus der Fülle von Skizzen des leider zu früh verstorbenen Albert Hendschel veröffentlicht. Die Art und Eigenthümlichkeit dieses liebenswürdigen und feinsinnigen Künstlers ist daher schon oft geschildert worden. Aber immer, wenn man ihm nahe tritt, und so namentlich auch bei dieser jetzt vorliegenden Sammlung, bewundert man von Neuem die schier unerschöpfliche Manigfaltigkeit der Auffassung und Darstellung, die, obwohl mit ganz einfachen Mitteln wirkend und meist auf einen cngbegrenzten kleinen Kreis sich beschränkend, doch immer wieder neu den Beschauer fesselt und anzieht.

Ein großer Theil auch der in diesem Bande vereinigten Skizzen stellt Scenen aus dem Kinderleben dar. Vor etwa 25 Jahren war Oskar Plttsch der beliebteste Zeichner auf diesem Gebiete. Aber bei ihm fand man, sobald man eine Reihe seiner Darstellungen betrachtete, daß sehr ähnliche Motive sich wiederholten? man gewann bei aller Nettigkeit des Einzelnen den Eindruck einer gewissen Einförmigkeit, ohne besondere Tiefe der Auffassung. Hendschel'S Kinder dagegen sind auf jedem Bilde ganz verschieden individualisirt; meist greift er einen spannenden Moment ans einer kleinen Handlung voll dramatischen Lebens heraus, an der die Theilnahme sich aus den kleinen Gesichtern widerspiegelt. Man betrachte z. B. den „Spielverderber" (Nr. 8: ein Knabe hat den Sitz im Puppenwagen mit seiner werthen Person breit ausgefüllt und erwartet ruhevoll die leidenschaftlich-besorgte Apostrophe der kleinen Kindervlflegerin): oder die von uns wiedergegeben! „Brüderliche Lieb" (Nr. 22), wo soeben die Katastrophe hereingebrochen ist und der Stärkere den legten Rest der

gemeinsamen Mahlzeit an sich gerafft hat; oder Nr. 2S „Letzte RePetition" (die Schwester überhört dem jüngeren Bruder das Schulpensum). Noch mehr zeigt sich die einheitlich gestaltende Kraft des Künstlers, wo eine Menge voi' kleinen Gestalten geschickt um einen räumlichen oder geistigen Mittelpunkt concentrirt sind? so z. B. bei den Kindern, die unter dem Garbendache sich vor dem Gewitter oder unter dem groben Regenschirme vor den Schneeflocken schützen (Nr. 9. 18). Als Meisterstücke von Individualisirung nenne ich namentlich noch die „Balancir.nnstler" (Nr. 2t: sechs Kinder sind bei dem Wagestück begriffen, einen Balken zu überschreiten).

Aber auch wo nur eine einzige Kindersignr dargestellt ist, kann man aus Haltung,

Miene und Umgebung oft eine ganze Geschichte erschließen, wie z. B. gleich in dem reizenden ersten Bilde „Stellvertretung", wo ein kleines Mädchen mit Signalthorn :md Haushund im Scherz oder Ernst das Amt des Vaters versieht; oder in Nr. 23 und 29, wo jugendliche Studien den späteren dramatischen Künstler oder Architekten ahnen lassen.

Andere Blätter bieten, ebenso wie die von uns mitgetheilte Probe aus dem zweiten Bande, Genrebilder aus dem Volksleben in Stadt und Land. Auf diesem Gebiete hat man Hendschel oft mit Ludwig Richter verglichen, und er verdient es wegen der Reinheit der Auffassung und der heiter-humoristischen Gemüthlichkeit der Darstellung. Während aber durch Nichters Zeichnungen durchweg ein Zug idullischer Ruhe hindurchgeht, der ihn namentlich auch zu liebevoller Versenkung in die lcmdschaft

liche Umgebung und Staffage führt, sind für Hendschel auch hier die Personen die Hauptsache, und auch aus eng begrenztem Felde deutet er gern eine bewegte, manchmal selbst leidenschaftlich bewegte Handlung an, aus deren Fortschreiten ein besonders fruchtbarer Moment geschickt herausgegriffen ist. Man vergleiche den „Ucberfall" (Nr. 13: Mädchen auf dem Milchwege», vom heimkehrenden Wanderburschen überrascht): oder die „Fatale Situation" (Nr. 27: Mouerbursche aus dem Gerüst): „In Schwulitäten" (Nr. 12: Elliger Reisender im Hotel, nit Anziehen eines vertauschte» Stiefels sich quälend); „Spröde Leckerbissen" (Nr. 23) u. v. a. An das Jahr 15M erinnert Nr. 3: „Sonnenfinsteruisz", wo sechs Paar alte und junge Nngcn durch geschwärzte Glaser aus einer

Tachlucke heraus sich bemühen, möglichst viel vou de», wunderbare» Naturereignis; zu erhaschen.

Eine reizvolle Folge bilden die vier Bilder zu Nosegger's Gedicht „Tärs ich's Tirndl liaba": und vielleicht die Perle der Sammlung <Nr. 30) ist die Illustration zu dem lieblichen Sländchcn von Robert Reinick: „In dem Himmel ruht die Erde, Moud und Sterne halten Wacht," welche den Schlich des schönen Bandes bildet. 1!.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von I. Jastrow, VII. n. Vltl. Jahrgang 1834 u. 1885. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heqfelder).

Ein so nützlichcs Unternehmen, wie es diese Jahresberichte lind, werden wir nach wie vor regelmäßig zur Kenntniß unserer Leser bringen, unbekümmert um die Auslegung, welche unsere Besprechung des sechsten Bandes von Seiten eines Rccenscnten in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gefunden hat.

Die Leitung der Jahresberichte ist von dem Triumvirat der ersten Redaction allmählich in die Hand eines Einzigen übergegangen. Auch äußerlich tritt somit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gebiete der Geschichtswissenschaft hervor, ein Vortheil, der gegenüber der herrschenden Neigung zur Parzellirung nicht zu unterschätzen ist. Mit vollem Recht bemerkt der Herausgeber, daß die Studien über das Alterthum gegenwärtig vollständig auseinandergefallen seien nach den beiden großen Gebietsgruppen der orientalischen und der klassischen Sprachen: und daß eS der großen Mehrzahl der deutschen Historiker, die sich der Geschichte des Vaterlandes in Mittelalter und Neuzeit widmen, schon fast zur Gewohnheit geworden ist, die Geschichte des Alterthums ganz bei Seite zu lassen; „dem gegenüber könne es nicht ohne Bedeutung bleiben, daß es in Deutschland wenigstens noch ein wissenschaftliches Unternehmen gebe, welches die Literatur über das gesammte Alterthum von den ersten Anfängen der ägyptischen bis zur vollen Ausbildung der griechisch-römischen Cultur in ihrem vollen Umfange verfolge und sie so auch denjenigen Historikern vor Augen rücke, denen sie sonst nur allzufern bleibe."

Die Vorzüge, die wir dem sechsten Bande nachgerühmt haben, kehren auch bei den beiden vorliegenden Bänden wieder. Die Berichte folgen jetzt den Erscheinungen rascher, als es früher der Fall war; ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein Register erleichtern die Uebersicht. Die Mitarbeiter sind angehalten, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden und das schon durch die typographische Anordnung kenntlich zu machen. So ist trotz der enormen Zahl der besprochenen Publikationen der Umfang der Bände in vernünftigen Grenzen gehalten. Allerdings hat man dabei auf das Referat über die Geschichte der Wissenschaften verzichten müssen; dafür sind die Berichte über Böhmen, Schweden, Spanien neu hinzugetreten, die über Frankreich, Ungarn, Belgien bedeutend erweitert. Zu bedauern ist, daß weder die Mark Brandenburg noch England im Mittelalter, Holland und Rußland Jemand gefunden haben, der sich ihrer historischen Literatur liebevoll angenommen hätte. Hoffentlich gelingt eS der Redaction, auch diese Lücken in den nächstfolgenden Bänden auszufüllen.

Berlin. S. Löwenfeld.

Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert

von Friedrich Pecht. Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. , München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

W Friedrich Pecht hat den größten und interessantesten Theil der Kunstentwicklung, welche er in diesem Buche schildert, selbst durchlebt, und zwar in genauer Verbindung mit den Hauptträgern derselben, erst als ihr Mitstrebender, dann als literarischer Vertreter ihrer Richtung. Fast alle die Künstler, die in seinem Buche auftreten — es sind über SVO! — hat er persönlich gekannt; er sah ihre Werke cntstehn, war vertraut mit den Stimmungen, aus denen sie hervorgingen, erfuhr den Eindruck, den sie auf die Zeitgenossen machten. Er wie kein Anderer war berufen, eine Geschichte der München« Kunst in unserem Jahrhundert zu schreiben — in dicseni Jahrhundert wunderbaren Aufschwunges der Nation auf allen Gebieten.

Die Gliederung des überreichen Stoffes ist klar und übersichtlich. Nachdem der Verfasser in einer kurzen Einleitung seine allgemeinen Anschauungen von der Entivickelung der Kunst dargelegt hat, die in dem Gedanken gipseln, daß die gesammte Kulturgeschichte ein allmählicher Fortschritt zu immer größerer Ausbildung deS Individuellen sei, nimmt er als Anhaltspunkte der Periodisirung die Regierungszeiten der bairischen Fürsten von Karl Theodor bis auf König Ludwig II., jede Periode mit persönlicher Charakteristik des Monarchen und mit geistvollem Ueberblick der Verhältnisse Baierns und Deutschlands eröffnend. Den Abschluß bildet eine systematisch geordnete Schilderung der Malerei, der vervielfältigenden Künste und des Kunstgewerbes der Gegenwart.

Es ist unmöglich, auf dem engen uns zugemessenen Räume die Fülle von Stoff auch nur andeutend zu analysiren, welche in den bei aller Knappheit des Ausdrucks ungemein inhaltreichen, oft durch geistreiche Wendungen und gelegentlich durch schlagenden Witz belebten Charakteristiken der Künstler und der Kunstwerke enthalten ist. Die Darstellung von Kaulbach's Wirken — die freilich nach der Anlage des Werkes auf drei verschiedene Stellen vertheilt werden muhte — heben wir als eine unter vielen meisterhaften hervor. Einige Proben der oft subjektiven, aber stets consequent durchgeführten und geistvoll begründeten allgemeinen Urtheile des Verfassers hat diese Monatsschrift schon bei Besprechung der ersten Lieferung (im Septemberheft 18S7) mitgetheilt. Von dem vollendeten Werke läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß es an zuverlässigen Taten, wie an belehrenden und anregenden Urtheilen reicher ist, als irgend eine andere Kunstgeschichte der Gegenwart.

Erläutert und veranschaulicht ist der Text durch eine große Zahl von Vollbildern und kleineren Illustrationen. Die Auswahl derselben ist fein überlegt und unterstützt vortrefflich den belehrenden Zweck des Werkes. Die Ausführung der Nachbildungen ist leider nicht überall derartig, daß sie selbst einen Kunstgenuß gewähren könnte. Dem Referenten wenigstens wären vom ästhetischen Standpunkte einige gute Stiche und eine geringere Anzahl von Holzschnitten lieber gewesen als diese zahlreichen Zinkätzungen, in deren eintönigem Grau die scharfen Umrisse und die Gegensätze der Farbentöne — namentlich bei Landschaftsbildern — allzuleicht verloren geh». Der Druck ist gut, der Einband würdig und geschmackvoll.^ ö, ^ ,

Geographische Literatur. ^!

Länderkunde von Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A.Kirchhoff. Zwei Theile. Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. Das großartig angelegte Lieferungswerk hat schon im XI>II. Bande <125. Heft) dieser Zeitschrift eingehende Besprechung erfahren; es waren damals auch einige Jllustrationsproben beigegeben worden. Heute liegen dem Referenten weitere Lieferungen, 26—61, vor, und er kann seine früheren Auslassungen über die Vortrenlichkeit des Buches aus vollster Ueberzeugung bestätigen. Die Lieferungen 26 bis 4» enthalten mit Ausschuß von 35 und 36, welche den Schluß des deutschen Reiches sammt einem Register bringen, die Darstellung Oesterreich-Ungarns von Alexander Supan, dem Nachfolger PetermannS in der Redaction von „Petermanns Mittheilungen" und Verfasser eines der besten Lehrbücher über „physische Geographie"; man konnte also mit Sicherheit auf eine gediegene Arbeit rechnen, wird aber von der ganzen Art der Auffassung, der übersichtlicheil Gliederung des reichen Stoffes und der einfachen und schönen Darstellung doch noch freudig über

rascht. Besonders gut hat dem Referenten die Betrachtung über den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf die politischen Grenzen und der Abschnitt über die Ostalve» gefallen, in welchem keine irgend nennenswerthe Monographie unbenutzt ist. Wie Penck hat auch Supan überall die natürliche Abgrenzung, nicht die politische seiner Darstellung zu Grunde gelegt. — Mit der 43. Lieferung beginnt die Beschreibung der Schweiz, welche in der 54. endet n»o von Prof. Egli, einem Sohne der Schweiz, verfaßt ist. Derselbe hat sich mit Prof. Heine und Dir. Billwiller in Verbindung gesetzt, von denen jener den geologischen, dieser den klimatologischen Theil bearbeitet hat. WaS der Verfasser in den einleitenden Worten verspricht, hat er durchaus gehalten: zum Licht ist der Schatten gesellt und in Lob und Tadel Maß gehalten, ein Grundsatz, welcher sonst gerade der Schweiz gegenüber selten zur Anwendung gekommen ist. Nachdem dann das kleine Fürstenthum Liechtenstein (S. 419) mit wenigen Worten abgemacht ist, folgen in Lief. 54 bis 57 die Niederlande und 57 —59 Belgien, beides von Albrecht Penck,

dessen gründliche Kenntnisse in der geographischen, namentlich geologischen Wissenschaft auch in diesem kurzen Abriß auf's Hellste zu Tage treten. Ueder die Darstellung Frankreichs von Prof. Hahn wollen wir unser Urtheil verschieben, weil uns heute noch zu wenig Material vorliegt.

Die Illustrationen, welche dem Werke theils aus besonderen Blättern, theils im Texte beigegeben sind, zeichnen sich nach wie vor durch geschickte Auswahl und vortreffliche Ausführung aus. I.s.

Der Rachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. A. Fränkel. II. Band. Hannover, Hclwin g'sche Verlagsbuchhaudlung. Das Buch enthält fünf Capitel: 1. Die Umgestaltung des russischen Lebens unter Alexander II. 2, Bilder aus der Landschaft seit der Aufhebung der Leibeigenschaft bis auf die unmittelbare Gegenwart. 3. Lebensdauer und BevölkerungsZnnahme. Zustand der Landwirthschaft. Wandererwerd und häusliche Kleingewerbe.

4. Panslawismus und Deutschenhaß.

5. Nihilismus. Die beiden letzten Capitel sind in gar zu großen Zügen gehalten, als daß sie dem Bedürfnis; desjenigen, der sich gründlich oricntiren wollte, genügen könnten; auf diesem Gebiete haben wir bereits umfangreichere und gediegenere Werke älteren Datums. Dagegen werden das 1. und 3. Capitel sehr gern gelesen werden, weil sie vieles Neue in anschaulicher Weise vorführen; auch die zahlreichen, unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Erzählungen des 2. Capitels geben in ihrer Gesammtheit einen vortrefflichen Ueberblick über die Lage des russischen Landvolkes, Die Darstellung ist lebendig und interessant, eben weil der Verfasser mit den russischen Verhältnissen wohl vertraut ist. Iis.

England. Von E.F. Krause. Dresden und Leipzig, E. Pierson. DaS Buch sollte einfach „London" betitelt sein, denn vom Leben Englands außerhalb der Hauptstadt erfährt man so gut wie nichts. Der Verfasser versteht gut zu beobachten nnd die fremden Verhältnisse ihrem eigentlichen Werthe nach richtig zu schätzen, denn er sucht die Eigenthümlichtiten deS Landes und Volkes aus der natürliche» historischen Entwickelmig zu erfassen und zu erklären; seine Vergleiche englischer Eigenarten mit analogen dentsche» oder französischen Erscheinungen fallen daher durchaus zutreffend aus. Die Sehenswürdigkeiten Londons sind recht

> ausführlich geschildert, nur über dasBrirish^ Museum schweigt sich der Verfasser fast völlig , aus, und das ist ein harter Vorwurf, den I Referent ihm machen muß. Ebenso unan»[!] genehm fällt die Schreibweise ans: die ^ unglaubliche Nachlässigkeit im Satzbau,

der sich überdies häßliche Druckfehler zu^ gesellen: die zuweilen ganz unpassend ge! brauchten Epitheta, z. B. Napoleon« I., der mit dem Adjectivum „bertüchtigt" ab! gefertigt wird; endlich zahlreiche historische Bemerkungen primitivster Art, z. B. über die Us^ns Oii!>rt« ls. 131) oder über Maria Stuart (S. 151). Referent hält es durchaus nicht für unmöglich, daß das immerhin interessante Buch eine zweite

> Auslage erlebt; dann sollte aber Verfasser eine gründliche Durchsicht vornehmen oder

^ noch besser voruchw.cn lassen. I>^.

Aegypten, Palästina «nd Syrien.

Zweite Ausl. Mit 11 Karten. 17 Plänen, 45 Textbildern. Leipzig, Bibliographisches Institut. Dieser soeben in neuer Auflage erschienene Band derSammlnng von „Meyers Rcisebüchern" schließt sich genau an MeyersS „Türkei und Gnechenland" an und ist von j den besten Kennern des Orients bearbeitet (Aegypten von H. Brugsch-Pascha). Der ! Führer geleitet uns über Alexnndria nach Kairo und zu den Pyramiden, weiter auf der Nilfahrt zu den Wnnderbauren des hundertthorigen Theben (Knrmak). zu den Nilkatarakten, nach der Insel Philii und Abu Simbel. Dann machen wir dem Suezcanal einen Besuch. Nördlich folgt nun die Reise nach Jerusalem und zu den

> geheiligten Stätten des gelobten Landes; ! nach Damaskus, zu den Ruinen von Baal

bck, den Cedern des Libanon nnd hinab ^ nach Beirut. Wer die erste» Monate des neuen Jahres noch zu einer Oricnreise j verwenden will und kann, der wird an dem handlichen Büchlein einen trefflichen Raihgcbcr habe»;

wer es vorzieht, die Reise in Gedanken zn Hause zu machen, findet ^ reiche Belehrung über Geschichte, Geo^ graphie, Verkehrsverhältnim und Sitten jener Länder in knappe Form zusammengefaßt.

Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten von Otto Fuchs lTalab'. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Ter geistvolle ErznKler, welckvr sich ^ schon durch seine „Görbersdorfr Novellen" vorthcilhnft bekannt gemacht hat, bietet in diesem Werke sechs höchst spannende und frisch geschriebene Erzählungen aus dem modernen Aegypten (diese Schreibweise ist der des Verfassers unbedingt vorzuziehen). Das Leben und Treiben in Kairo, das Durcheinander der Menschenrassen, die erbärmliche Lage der niederen Stände, der Hochmuth und die Desvotie der besser Situirtcn, die Sitten und Gewohnheiten sämmtlicher Bevölkerunasschichten — alles dies kommt zum einfachen und klaren Ausdruck, ohne dag der Erzähler irgendwo in einen lehrhaften Ton verfieler. Die Sprache ist fliehend und poetisch: wir glauben daher, dazf „Haschisch" von Niemand ohne Interesse gelesen werden wird. Kz.

Vus dem Creolenlande. Erzählungen von Gustav Meinecke. Berlin, Zenker. Tie vier Erzählungen, welche hier geboten werden, sind recht originell, sowohl im Inhalt, als in der Sprache. Diese freilich klingt weniger deutsch, als fremdländisch: aber sie entbehrt darum nicht

eines eigenthümlichen Reizes. Was der Verfasser unter „Creolen" verstanden wissen will, erfährt man eigentlich erst aus der vierten Novelle. Die neuere geographische Wissenschaft gebraucht den Ausdruck nur von den in Amerika geborenen Nachkommen romanischer Völker (Spanier, Portugiesen, Franzosen), so daß die Bedeutung des Wortes seiner Ableitung von c resk-srs ^ nachwachsen entspricht. Der Verfasser dagegen versteht unter Creolen Weifze, die mehr oder weniger mit Negern vermischt sind, also einen Menschenschlag, den man im Allgemeinen als Mulatten, im Besonderen, je nach dem Grade ihrer Mischung, als Terzeronen, Cuarteronen, Quinteronen u. s. w. bezeichnet. — Ihrem Inhalte nach sind die Erzählungen wohl geeignet, über die socialen Verhältnisse von Louisiana und Mexico Aufschluß zu gewähren, d^.

Bibliograph

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen nnd Aufzeichnungen von Adolf Friedr ich G raf von Schack. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Es giebt wenige Männer der Gegenwart, die von Geburt und Uniständen so begünstigt waren, wie der Verfasser dieser Erinnerungen. Von Natur mit namhaftem Talente ausgestattet und durch die Wohlhabenheit seiner Familie von der Sorge um eine Berufsstellung befreit, hat Graf Adolf Friedrich von Schack wie wenige seiner Zeitgenossen immer nur seiner eignen Vervollkommnung und der Verwirklichung seiner Ideale leben können. Er hat auf dem Gebiete der Dichtung und auf dem Gebiete literarhistorischer Forschung grofze und verdiente Erfolge errungen. In feinen Erinnerungen und Aufzeichnungen schildert er Menschen und Dinge, die er kennen gelernt hat, vielleicht nicht eingehend und tief genug, aber mit großer Anmuth und Feinfühligkeit. Er steht mit vollem Bewußtsein vielfach im Widerspruch zu allgemein verbreiteten Ansichten, besonders in der Schätzung von wissenschaftlichen und dichterischen Erzeugnissen, und spricht mit großem Freimuth seine der hergebrachten Meinung widersprechenden Ansichten aus. Man macht durch diese Aufzeichnungen mit einer großen Anzahl hervor

ische Notizen.

ragender Männer aller Lebensstellungen in der angenehmsten Weise Bekantschast. Nnd wie mit den Menschen, so ist es auch mit Ländern und Steidten,Hnn Graf Schack ist außerordentlich viel" gereist und hat Alles mit dem Blicke eines geschmackvollen, hochgebildeten Mannes betrachtet. Es giebt wohl wenige Männer, die Gelegenheit hatten, so Vieles kennen zu lernen, wie Graf Schack. „Ein halbes Jahrhundert" tritt als eine gewisse Ergänzung neben desselben Verfassers „Meine Gemäldesammlung", nur daß in letztgenanntem Buche weniger Einzelheiten, und diese mit größerer Ausführlichkeit behandelt werden. rl.

Die Benivieni'Büste des Giovanni Bastianini. Von R. Becker, Directorialassistent und Bibliothekar am Schlesischen Museum der bildenden Künste. (Schriften des wissenenschaftlic>en Vereins zu Breslau 1.) Breslau, S. Schottlaender.

Wir begrüßen es mit aufrichtiger Freude, daß der wissenschaftliche Verein zu Breslau, über dessen Geschichte ein kurzes Vorwort orientirt, begonnen hat, ausgewählte Vorträge und Schriften seiner Mitglieder in zwanglosen Heften herauszugeben. Die erste Publikation erzählt von einem nach vielen Seiten hin interessanten kunstgeschichtlichen Streite. Ein Bildwerk war von deutschen und französischen Kunstkennern für eine Portraitbüste des fünfzehnten Jahrhunderts, den Hieronymus Benivieni (-j- 1542), Zeitgenossen und Freund des Pico von Mirandola darstellend, gehalten und also solche um hohen Preis für die Pariser Museen erworben worden, während es nach Beckers — durch zwei Nachbildungen in Lichtdruck unterstützter — Darlegung nicht bezweifelt werden kann, daß die Büste das nach lebendem Modell gearbeitete Werk eines höchst talentvollen modernen Bildhauers (Giovanni Bastianini aus Fiesole, f 186») ist, der sich eine so vollendete Meisterschaft im Stile der großen Florentiner des 15. Jahrhunderts angeeignet hatte, daß die gewiegtesten Kenner getäuscht wurden.

Wir wünschen dem sehr ansprechend ausgestatteten und für billigen Preis käuflichen Hefte ebenso wie seinen Nachfolgern — die hoffentlich nicht lange ausbleiben werden — den besten Erfolg. K.

Rom und die RS«ev. Von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Rudolf Lange. Neuholdensleben, A. Vessers Nächst. (Ernst Pflanz).

Bei Gelegenheit der letzten Pariser Weltausstellung gab die italienische Regierung eine Sammlung wissenschaftlicher Monographien über Rom und die Campagna heraus, zu welcher Gabelli die Einleitung verfaßte. Im Jahre 1831 erschien dieselbe zuerst als selbständiges Buch und wird nunmehr nach der 4. Auflage durch l>r. R. Lange in guter Uebersetzung den deutschen Lesern zugänglich gemacht.

In anregender, fesselnder Weise, schildert der Verfasser die römischen Verhältnisse zur Zeit der päpstlichen Herrschaft, die verderblichen Einflüsse derselben auf die Stadt und ihre Bewohner und im Gegensatz hierzu die glückliche, hoffnungsvolle EntWickelung, die seit 1870, seitdem Rom die Hauptstadt des geeinten Italiens geworden, sich überall bemerkbar macht. Das Bild, welches Gabelli von der römischen Bevölkerung und ihrem Charakter entwirft, dürfte an einigen Stellen als in zu günstigem Licht eghalten erscheinen; doch verschweigt er keineswegs die Schattenseiten: er ist sichtlich bemüht, Lob und Tadel nach Gebühr zu vrthcilen. Den Zweck, so manche unberechtigtenVorurtheile, welche über Rom und die Römer verbreitet sind, zu zerstreuen,

und richtigeren Anschauungen Eingang zu verschaffen, wird der Verfasser mit seiner von edler Begeisterung und Vaterlandsliebe getragenen Darstellung in vollem Maße erreichen. <d.

Geschichte der griechische» Künstler.

Von Heinrich Brun». Zweite Auflage, Lief. 1. Ebner und Seubert (Paul Neff). So weit wir nach dem vorliegenden Anfange des auf ca. 15 Lieferungen be> rechneten Werkes urtheilen können, ist nicht eine durchgreifende Neubearbeitung, sondern nur ein Neudruck der ersten Auflage beabsichtigt, die in den Jahre» 1853 und 1859 erschien. Die Aenderungen beschränken sich fast ausschließlich auf die Ziffern der Citate. Bei den bedeutenden Erfolgen, welche in den letzten drei Jahrzehnten die Wissenschaft gerade auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte zu verzeichnen hat, können wir unser Bedauern nicht unterdrücken, daß dieselben unberücksichtigt geblieben sind. Gleichwohl wird auch in der jetzigen Gestalt das gediegene Werk durch die klare und übersichtliche Darstellung eine treffliche Einführung in die Geschichte der griechischen Künstler und der griechischen Kunst gewähren? auch die in jeder Beziehung elegante Ausstattung des Werkes verdient Anerkennung. Die erste Lieferung enthält die Einleitung und von dem ersten Buche („Die Bildhauer") den ersten und den Beginn des zweiten Abschnittes, bis zur achtzigsten Olympiade herabreichend, st.,

Die Kunst und das Schöne von

Wilhelm Koopmann. Cassel, A. Freyschmidt. Das Heftchen liest sich wie der mit „gut" censirte Aufsatz eines braven Pri^ maners. Der Herr Verfasser hat es wohl nur drucken lassen „seinem Liebchen zu Gefallen"? Dieses sowie alle jungen Damen, die die Selecta einer höheren Töchterschule zieren, werden ihre Freude daran haben, namentlich auch an dem schönen Papier, den rothen Randabstrichen und dem wunderhübschen Druck. mK.

Geschichtsschreiber der deutschen Borzeit. Zweite Gesammtausgabe (unter Leitung von W. Wattenbach). Leipzig, Dyk. Bei der wenig wissenschaftlichen Art, in welcher unzählige populäre GeschichtS» werke abgefaßt sind, ist es unsere Pflicht, immer ivieder aus jene Schriften hinzuweisen, aus denen die Zeitgenossen der Ereignisse unmittelbar zu uns reden, auf jene Sammlung von Quellen, welche unter dem Titel der Zl«num«nt2, Uvrinaoiao jedem gebildeten Deutschen wenigstens dem Namen nach bekannt sind, schon früh hatten die beiden Männer, denen wir die Gründung derselben verdanken, der Freiherr vom stein und G. H. Pertz, den Gedanken gefaßt, die hervorragendsten mittelalterlichen Geschichtsschreiber in deutscher Uebersetzung zu veröffentlichen. Es hat allerdings längere Zeit gedauert, bis man zur Verwirklichung des Planes kam; allein nachdem 1843 durch eine königliche Subvention die dazu erforderlichen Mittel beschafft waren, erschienen Jahr für Jahr eine Anzahl Lieferungen. Diese wortgei reuen und dabei doch lesbaren Uebersetzungen, denen orientirende Einleitungen üoer die Zeit und die Bedeutung jedes Autors vorangeschickt waren, haben sich schnell den Beifall der Gelehrten und Gebildeten erworben. Um so größer war das Bedauern, als Pertz dnrch sein hohes Alter gehindert wurde, der Arbeit in der miheren Weise vorzustehen. Die Teilnahme des Publikums blieb den bisher erschienenen Bändchen dennoch erhalten. Das veranlaßte die Verlagsbuchhandlung, eine zweite Gesammtausgabe der Geschichtsschreiber zu veranstalten, indem zugleich der ursprüngliche, eng begrenzte Plan durch Aufnahme neuer Werke, erweitert wurde. Ferner soll die Ausgabe der Lieferungen nach der Reihe der Jahrhunderte erfolgen, während früher das chronologische Princip nicht maßgebend war. Die Leitung befindet sich in den Händen Wilhelm Wattendachs, des bekann ten Verfassers von „D eutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter".

Die sechszehn Bändchen, welche vor uns liegen, enthalten unter Anderm die auf Deutschland bezüglichcn Auszüge aus Plutarch, Cäsar, Sueton, Tacitus; die Gotengeschichte des Jordanes, die fränkische Geschichte Gregors von Tours, das Leben des h. Bonifaz, Paul Warnefrieds und Einhards Leben des großen Karl. Tie bloße Nennung dieser Werke spricht laut genug für die hohe Bedeutung der Sammlung, die jedem Gebildeten auf's Wärmste empfohlen sei. l.s.

Pergamoö. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Von Ed. Thrämer. Leipzig, B. G. Teubner.

Nicht eine Verwerthung der neuesten deutschen Ausgrabungen in Pergamon und

ihrer Ergebnisse, wie der Titel vermuthen lassen könnte, liegt uns vor, sondern ein abermaliger Versuch, in das bis jetzt nur wenig gelichtete Dunkel der ältesten Geschichte, speciell der ethnographischen Verhältnisse Kleinasiens und Griechenlands einzudringen, anknüpfend an die Landschaft Teuthrania (Ebene des Kaikos) mit der späteren Hauptstadt Pergamos. Bei den häufig recht wunderlichen Resultaten, welche die Forschung bisher auf diesem Gebiete zu Tage gefördert hat, ist man leicht geneigt, derartigen Arbeiten mit Mißtrauen entgegenzutreten; um so mehr ist anzuerkennen, daß Thrämer eine Reihe von Ergebnissen gewonnen hat, welche vielfach Zustimmung finden werden. Der Einsicht, daß trotzdem noch Vieles hypothetisch bleibt, hat sich der Verfasser selbst nicht verschlossen; manche seiner Vermuthungen müssen wir als zu gewagt oder mindestens als unbegründet bezeichnen.

In der Bevölkerung Kleinasiens unterscheidet Thrämer neben der ältesten, einheimisch kleinasiatischen Grundbevölkerung, von der in späterer Zeit nur geringe Reste (wie die Tremiler in Lykien, die Leleger in Karien) sich erhalten hatten, zunächst den indogermanischen Stamm, vertreten durch die Phryger. Diese bildeten einst ein mächtiges, bis an die Küste ans> gedehntes Reich, bis sie durch europäische Einwanderungen zurückgedrängt wurden. In Europa, im nördlichen Thrakien ist die gemeinsame Heimat der weder semitischen, noch indogermanischen Karer und Myser zu suchen; die ersten kamen über die Inseln des ägäischen Meeres nach Kleinasien, besetzten Karien und drangen auch nach Lydien vor, wo als viertes Be» Völkerungs-Element noch ein semitischer Bestandtheil hinzukommt, der aus Astyrien herzuleiten ist. Die Myser gingen über den Bosphorus und verbreiteten sich allmählich weiter südlich. Die Bewohner der Landschaft Teuthrania selbst sind dem phrygischen Stamme zuzuweisen, also indogermanisch.

Bezüglich Griechenlands hält Thrämer die Anwesenheit von Achäern in Argolis und Lakonien vor den Tonern für Thatsache: und zwar wären diese Achäer von Thesalien her eingewandert und hätten im Peloponnes bereits eine griechische Bevölkerung vorgefunden. In den Sagen vom troischen, wie vom teuthraitischen Kriege sieht er Nachklänge wirklicher Kämpfe zwischen den äolischen Colonisten und den alten Einwohnern des Landes.

Um diesen Kern des Werkes grupviren sich Vor- und Nebensragen, welche den Verfasser iu die verschiedensten Gebiete und Zeiten führen. Besonders gelungen scheint uns der am Anfang gegebene Nachweis von der ursprünglich europäischen Heimat der Niobe- und Pelopssagen; nicht minder reich an treffenden Urtheilen sind die Ausführungen über die homerischen Gedichte. An die Darstellung der späteren Geschichte Teuthranicns (das pergamenische Reich) knüpfen sich Ecznrsc über die Galaterkriege der Attaliden. sd.

Geschichte der Pädagogik. Von Dr.

Karl Schmidt. Vierte Auflage von Dr. F. Dittes und Dr. E. Hannak. Erster Halbband. Cöthcn, Schettler.

DaS rühmlichst bekannte Werk des früh verstorbenen Verfassers erscheint in einer theilweisc neuen Gestalt. Hannak, welchem die Bearbeitung des ersten Halbbandes zugesallen war, hat sich nicht darauf beschränkt, Einzelne» zu ander», sondern er muftzt in Rücksicht auf die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten 24 Jahren Vieles fortlassen und Vieles zusetzen. Indessen lassen die, auch äußerlich bcmerklich gemachten Acnderungen nie die Achtung vor dem verstorbenen Verfasser vermissen.

Der erste Halbband umfaszt außer der Einleitung die Geschichte der Erziehung bei den Naturvölkern, den Orientalen und den Griechen, und zwar berührt er neben der Erziehung des Kindes das gesammte Familienleben, die Stellung jener Völker zu Religion, Kunst nnd memclies Andere. Jedem Abschnitt geht ein Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel voraus, welches bis in die neueste Zeit reicht. Obwohl die Darstellung überall auf gelehrter Forschung beruht, hielt sie sich frei vom trockenen Tone. Das treffliche Werk kann Jedem empfohlen werden. r^.

Schillers Weltanschauung und die Bibel. Von Goldschmidt. Berlin, Rosenbaum und Hart. Daß Schiller — namentlich in seinen Jngendwerkcen — der Lutherschen Bibelübersetzung viel verdankt, ist bekannt; daß er aber bei seiner Cassandra an den Propheten Jeremias oder gar an den Baum der Erkenntniß und den Baum des Lebens gedacht habe, das wird außer dem Verfasser kaum Jemand glauben. Ebenso unglücklich ist der Versuch, Schillers „Ideal und Leben" als einen Commentar der Lehre Mosis hinznstelle». r^.

Schillers lyrische Gedanleudichtung in ihrem ideellen Ausammenhange beleuchtet. Von Philipps. Augsburg, Votsch. Man darf wohl behaupten, daß die Gedankenlyrik Schillers, selbst in Kreisen, die sich zu den Gebildeten zählen, nicht mehr so bekannt ist, wie es diese Erzeuge nisse einer wunderbaren Vereinigung von Philosophie und Poesie verdienen. Man schrickt in unsrm unphilosophischen Zeitaller oft vor den Schwierigkeiten zurück, die sich dem Verständniß derselben entgegenstellen. Da ist ein Buch willkommen, welches wie das vorliegende in edler nnd verständlicher Sprache, ohne den Blütenstaub der Poesie abzustreifen, die Gedanken entwickelt, die den Inhalt der philosophischen Gedichte Schillers von der „Resignation" bis zur „Glocke" bilden, Sie alle bewegen sich als um ihren Mittelpunkt um das nämliche Urbild harmonischen Menschenthumes. Bei aller Bewunderung für den großen Dichter ist Philipp! doch unbefangen genug, da, wo ihm Schiller zu irren scheint, seine abweichende Meinung bestimmt, wenn auch in bescheidener Forni auszusprechen. Besonders gelungen ist die Zusammenstellung am Schlüsse. r^.

Friedrich Theodor Bischer. Ein

Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von I. E. v. Günther t. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. Der Verfasser, welcher mit dem verstorbenen Aesthetiker befreundet war, bietet in seinem Büchlein nicht viel Neues und Bedeutendes, immerhin aber des Interessanten genug, und wir stehen nicht an, die Arbeit bei ihrem Erscheinen freundlich willkommen zu heißen. Wie finden in ihr eine große Anzahl Briefe von Bischer an den Verfasser, in denen freilich, wie cS der Charakter derselben als Freundesbricse mit sich bringt, die Persönlichkeit des großen Acsrhetikers mehr von der rein mensch» lichen und gesellschaftlichen Seite anschaulich wird. Aber der schlichte, treue, kernhafte Mensch, der aus ihnen spricht, ist doch immer auch der Aesthetiker, von dessen Arbeit wir Alle noch zehren, und der entschiedene, weitblickende Politiker, dem die Ereignisse Recht gegeben haben; wer die „Aesthetik" und die „kritischen Gänge" kennt, erkennt ilm auch hier leicht wieder. Neben der Persönlichkeit Vischels treten uns auch andere bedeutende Männer seine» Kreises menschlich nahe, so Planck und besonders Ed. Mörike. Die Darstellung Herrn von Güntherts zeichnet sicu ans durch woklllmmde Wärme, Ehrlichkeit und victcitvolle Gesiniinng. Leider bricht sie mit dem Jahre 1875 ab. in welchem der Briefwechsel aufhörte, an dessen Stelle der durch Güntherts Wohnungswechsel ermöglichte Gedankenaustausch von Person zu Person trat. mk.

Ein Blick in unsere Zeit. Von Jr. HeinrichSöitta. S.Abdruck. Freiberg i. B., I. E. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine Rede voll ratriotischer Begeisterung, in der dem deutschen Bolle der Svicgel vorgehalten werde» soll, damit es erkenne, wie es ist und zugleich, was ihm noch Noth thut, damit es sei, wie es soll. Der Standpunkt freilich des Verfassers ist derart, dag ihn die wenigsten unserer Leser theilen dürften. Spitt« ist Antisemit vom reinsten Wasser? er adoptirt den bekannten Sag des Herrn Treitschke; „Die Juden sind unser Unglück:" er mahnt: »Deutsches Volk, werde hart! Wahre dein Hausrcchi!" Darum, wen es angeht, möge aufmerken: Diese Rede aus dem Munde eines hochangesehenen Mannes, gehalten nicht etwa in der tabaksdmistigen Atmosphäre eines Biertemvcls, sondern bei feierlicher Gelegenheil und an einer Stätte festlicher Weihe, ist für den Nachdenklichen — ein Zeichen der Zeit. mk.

Die Krage des internationalen ArbciterschutzcS. Von Jr. Georg Adler, Docent an der Universität Freiburg i. B. — München und Leipzig, G. Hirth. Während die bisherigen nationalökonomischen Arbeiten Adlers sich auf historischem und dogmatischem Felde bewegten, ist er hier zum ersten Mole an eine praktische Frage der Socialpolilik herangetreten, nicht vom einseitigen Standpunkt einer politischen Partei oder eines wirthschaftlichen Interessentenkreises, sondern mit dem unbesangenen Auge des wissenschaftlichen Forschers, der sich nur von sachlichen Erwägungen leiten lägt. Das Ergebnis; derselben geht, kurz zusammengefaßt, dahin, daß der nationa le Arbeiterschuy, wie er durch die moderne Gesetzgebung in den cioilisirten Staaten Europas in größerem oder geringerem Umfang eingeführt worden ist, einerseits nicht im Stande ist, den der heutigen kapitalistischen Produktionsweise immanenten arbeiterfeindlichen Tendenzen vollwirksam zu begegnen, andererseits unter

Umständen die nationale Industrie schädigen und in ihrer Conciirrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte beeinträchtigen kann. Er bedarf daher einer (Ergänzung durch internationalen Arbeiterschutz, der die Schäden des nationalen paralysirt, seine Segnungen erhält und verstärkt und seinen vollständigeren Ausbau ermöglicht. Die allmähliche Entwicklung dieser Idee einer internationalen Arbeitergesetzgebung wird mit großer Belesenheit dargestellt und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung gegenüber den theoretische» Bedenken einiger Socialpolitiker verttieidigt und auf ihre praktischen Aussichten hin geprüft, und zwar dies Alles nicht mit utopischem Optimismus, sondern in nüchterner und verständiger Abwägung der realen Mächte auf dem socialen und politischen Gebiete. Ein mühsam zusammengetragenes Material ist mit großem Fleiße verarbeitet und in wohlüberlegter logischer Anordnung zu einer Folge von Argumenten aufgebaut, deren zwingender Beweiskraft sich der objektive Leser nicht entziehen kann. Möchte die lesenswerthe Schrift dazu beitragen, die bereits im Flusse befindliche Bewegung zu Gunsten der Einführung eines internationalen Arbeiterschutzes in weitere Kreise zu leiten und zu fördern. L.

Geschichte des Aberglaubens. Von

I>r. S. Rubin. Aus dem Hebräischen übersetzt von G. Stern. Leipzig, E. Thiele.

Der Verfasser beleuchtet in der Einleitung die subjectiven nnd objektiven Vorbedingungen des Aberglaubens und giebt sodann in sieben Abschnitten (Weissagung, Geisterwelt. Wissen verborgener Dinge, Alchymie, Geheimmittel, Zauberei, Allerlei) eine reichhaltige Sammlung von Belege» abergläubischer Vorstellungen nnd Gebrauche bei verschiedenen Völkern. Die belehrende Schrift hält sich auf dein Standpunkte besonnener Aufklärung. p.

Hausgymnafiik für Mädchen und Krauen. Herausgegeben von E. Angerstein und G. Eckler. Berlin, Th. Ehr Fr. Enslin. Bei dem Eifer, mit welchem unsere Zeit aus die gesunde Erziehung auch des weiblichen Geschlechtes bedacht ist, wird diese von zwei theoretisch und praktisch bewährten Kennern des Turnwesens herausgegebene, durch leicht verständliche Abbildungen veranschaulichte Anleitung auf vielen Seiten freudig begrüßt werden. t.

Minni's Leide« und Kreuden. Erzählung für die heranwachsende weibliche Jugend von H. Waldemar. Erlangen, Palm und Enke (Carl Enke). Diese für das „Backfischeralter« berechnete und wohl geeignete Erzählung schildert die kleineren und größeren Leiden und Freuden eines jungen Mädchens im elterlichen Hause, in der Pension, in ihrer Stellung als Erzieherin bis zu dem die jugendlichen Leserinnen gewiß befriedigenden Abschluß, mitunter freilich in etwas schablonenmäßiger Weise. Die von einer Pensionsgenossin an der „Heldin" wegen verschmähter Freundschaft genommene Rache ist ebenso boshaft, wie psychologisch unwahrscheinlich. Da jedoch der Verfasser es sonst gut versteht, sich die Anschauungsweise junger Mädchen zu eigen zu machen, und zugleich alles aufdringliche Moralisiren und Belehren, in das manche bekanntere Jugendschriftsteller verfallen, zu vermeiden weiß, so darf dem Büchlein eine nicht ungünstige Aufnahme in seinem Leserkreise verheißen werden. «»-.

Neber dem Abgrund. Roma» von Georg Hartwig. 2 Bde. BreslauLeipzig, S. Schottlaender. Der höchst anziehend geschriebene Roman versetzt den Leser in die Zeit des polnischen Aufstandes von 1830. Ueber dem Abgrunde der politischen Kämpfe schwebt das Loos zweier liebenden Paare, welche — den Führern entgegengesetzter Parteien angehörig — nach mannigfachen Wechselfällen einem mit poetischer Gerechtigkeit erwogenen und in dieser Hinsicht befriedigenden Abschluß zugeführt werden. Die Charakteristik ist scharf, die Schilderung der Zustände unparteiisch und anschaulich. Der Roman bietet eine fesselnde und bis zuletzt spannende Lcctüre. ms.

Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben von Julius Rodenberg. Dri tte Folge (1»87—88). Berlin, Gebr. Paetel. Die neun in diesem Bande vereinigten Essays— Darstellungen und Plaudereien aus der Vorzeit und Gegenwart des Berliner Lebens, angeknüpft an die Betrachtung der Berliner Hauptstraße und hervorragender Bauwerke in ihr, abschließend mit ergreifender Schilderung des Begräbnitztages Wilhelms I. — erregten schon bei ihrem Erscheinen in der „Deutschen Rundschau" durch Inhalt und Form berechtigtes Auf> sehen und werden auch in Buchform gern gelesen werden. 6.

Kapitän Mandats Romane. Neue Lieferungsausgabe. Carl Ziegler, Berlin W.

Längere Zeit haben die Marryat'schen Schriften auf dem deutschen Büchermarkt gefehlt; die Verlagshandlung füllt diese Lücke aus, indem sie in der vorliegenden neuen Ausgabe die ewig jungen Werke Marryats auch in einem äußeren Gewände, das dem klassischen, inneren Werthe derselben entspricht, zu billigem Preise bietet.

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 60« Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In 75 Lieferungen. A. Hartleben, Wien. Die uns heute vorliegenden Lieferungen 22 bis 37 der im Augusthft 18«^ genauer charakteriiirten Prachtausgabe von P. K. Roseggers Werken bilden den zweiten Band der Sammlung. Derselbe beginnt mit dem ernstest, historischen Roman „Der Gottsucher", an welchen sich „Die Schriften des WaldschulmeisterS" und „Drei Dorfgeschichten" schließen.

Bon Lenz zu Herbst. Dichtungen von Günther Walling (Carl Ulrici.) Zweite vielfach veränderte Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Schon die erste Auflage dieser Gedichtsammlung hatte sich bei ihrem Erscheinen ihres poetischen Vollgchaltes wegen allgemeiner Anerkennung zu erfreuen — Beweis: Die zweite Auflage! Günther Wölling weiß zu singen und zu sagen, zu erfinden und zu gestalten -, wir meinen, in seinen Gedichten wird ein Jeder Etwas für das eigene Herze finden. Besonders muthen uns in ihrerJnnigkeit und poetische»Schöne die Gedichte „An meine Mutter" wohlthuend au. Dagegen möchten wir de» Dichters geringschätzende Strophen gegen Nückert in der Sammlung recht gern entbehren. ^.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriftenalbum. Herausgegeben zum Besten der deutschen Feriencolonien und Sommerpflegen. Berlin, I. H. Schorer, Nicht nur im Interesse des guten Zweckes, welchem der Reinertrag dienen soll, sondern auch um seiner selbst willen kann dieses Werk, welches in schöner Ausstattung Autographe der beiden Kaiser Friedrich Iii. und Wilhelm II. sowie vieler anderen Fürstlichkeiten, ferner Originalbeirrägc (theils handschristlich. theils gedruckt) von über 12« deutschen Schriftstellern und cndlich Skizzen von fast 100 deutschen Künstlern bringt, bestens ernpfohlen werden. R.

Die Habe eines Habenichts. Hinterlassene Papiere des Herrn Hans Pfaffenberger. Herausgegeben von Professor G.Aoyle. Oranienburg, Ed.Freyhoff. Anspruchslose kleine Novellen, welche lebhafte Phantasie und reiche Menschenkenntnis verrathen. Der Ton ist einfach und natürlich; ein hervorsprudelnder Humor berührt uns oft angenehm, und die frische, flotte Sprache, der man die Uebertragung aus dem Englischen nicht anmerkt, wird okt durch feine Satire gewürzt. S3.

Licht. Ein Märchengedicht von Frida Schanz. Gießen, Emil Roth. Eine sinnige schöne Dichtung in fließender und poetischer Sprache. Nur ist die dem „Märliengedicht" zu Grunde gelegte Handlung nicht in die nöthige scharfe Beleuchtung gerückt, wodurch der Genuß wesentlich beeinträchtigt wird. Indeß ist diese liebliche Gabe der Dichterin reich an Empfindung und enthält eine Fülle poetischer Schöne. Die geschmackvolle und elegante Ausstattung ist dem Gegenstände angemessen. ss.

ünellsk ?r«vuveuition snä Ln^IisK VoLsbuIsr?. Methodische Anleitung zum Erlernen der Englischen Aussprache und Deutsch-Englisches Vokabular. Von Albert Benecke, Director der SophienSchule. 6. Aufl. Potsdam A. Stein. In der nenen Auflage dieses vortrefflichen Buches hat der bewährte Herr Verfasser die Resultate der neueren Forschung mit Fleiß und Geschick verwerthet. Jeder, der Englisch lernen will, wird das durchaus praktisch angelegte Buch mit Freuden begrüßen. «8.

Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen von Hermann Friedrichs. Hamburg, Verlags-Anstalt I. F. Richter.

.Wcn» dirskS Buch Dir in die Hände Mt Tann weiß Ich, datz ,i Dir dc» T^g veigüllt.'

Obwohl also der Verfasser dies weiß, hat er es sich doch nicht nehmen lassen, die Kindlein seiner Muse in die Welt zu setzen! Mit großer Prätension tritt unL der Autor entgegen; doch spricht aus seinen

Dichtungen nur ein mittelmäßiges Talent, das sich noch dazu auf falscher Bahn befindet. Zahllose Geschmacklosigkeiten, Plattheiten , Manierirtheit und Mangel von dichterischem und ästhetischem Tacte machen das Buch ungenießbar. Der versuchte Humor wird zur Albernheit, und wo der Verfasser die freie Liebe dichterisch verklären will, hat er auch damit wenig Erfolg. Das Beste an dem Buche ist die geschmackvolle Ausstattung, die eines besseren Inhaltes würdig wäre. ss.

Drei rechtswissenschaftliche Borträge in gemeinverständlicher Darstellung von i)r. Georg Cohn, Professor an der Universität Heidelberg. Carl Winter, Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. Der Verfasser hat hier drei öffentliche Vorträge vereinigt, welche, obwohl auf gelehrten Fachstudien fußend, durch schlichte und faßliche Darstellung und Vermeidung rein juristischer Ausdrücke dem Verständniß auch des Laien keine Schwierigkeiten bereiten, vielmehr geeignet sind, das Interesse desselben für Recht und Rechtswissenschaft zu erwecken und zu befriedigen. Der erste Vortrag „Deutsches Recht im Munde des Volkes" giebt eine geschickt zusammengereihte Auslese aus dem reichen Schatz der sinnigen und humorvollen deutschen Rechtssprichwörter, insbesondere ans dem interessanten Gebiete des Eherechtes. Der zweite Vortrag beschäftigt sich mit der Frage: „Warum hat und braucht der Handel ein besonderes Recht?" Er befürwortet die Beibehaltung der bisherigen Trennung des Handelsrechtes vom Civilrecht, ein Princip, das bekanntlich auch in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuchs in Geltung geblieben ist. Der letzte Vortrag endlich schildert in einer orientirenden Uebersicht „die Anfänge eines WeltverkehrSrechts", wie es sich in neuester Zeit, insbesondere auf den Gebieten des Wechselrechts, des Urheberrechts, des Eisenbahnfrachtrechts und des Secrechts auszubilden beginnt. Zahlreiche, hinter den Text der einzeluen Vorträge gesetzte Noten verweisen ans das denselben zu Grunde liegende reiche Onellenmaterial und die, einschlägige Literatur. Der Ertrag des Buches ist zur Linderung der Ueberschwemmungsnoth in Norddeutschland Ge> schädigten bestimmt und theilweise bereits verwendet worden. L.

Rrdigirt unter verantmynlichkeit des ycausgeci'ers. vruck und Verlag von L. Schsttlaender in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersag,. Uederseftungsrech, vorbehalten.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Berlin

Seile

Erfüllter Beruf. 5kizze 273

j)aul Lindenberg in Berlin.

Hans Hoffman» 233

Gustav Hirschfeld in Königsberg i. j)r.

Preußen und die Antike 29?

H. Zschalig in Dresden.

Aus altfranzösischen Dichterinnen 222

A. Brückner in Dorpat.

Sur Charakteristik des Kaisers Paul. Urtheile von Zeitgenossen,

in den Acten des Ivoronzow'schen Archivs 231

Aloriz Hoernes in Wien.

Eine Lzhumirung in Bosnien 23!

Hans Hermann in Breslau.

Steexle<Ehase. Novelle 261

Bibliographie 4«

«ciisrr Wilhelms II, Nord» und Sudlandfohrtrn, (Uli, Illustration), — Lriggo's Za.

philosophische Literatur 4(>

Bibliographische Notizen , ^

Alle auf den redactionellen Inhalt von „ I nd und .<>lid" h züglichen Sendungen sind ohne Angabe ein > i>ers v 'ir^'n.'ns z richten an die

Redaction von „Mord und Si.!? Bccslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—3 hefte) drosch irt 6 Mark, gebunden in feinstem Original'Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Ginbanööecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI^VIII (Januar bis März 1.889), wie auch zu den früheren Bänden 1—XI.VII stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I, Mark 50 Vf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Settels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Erfüllter Beruf.
Skizze
von
Gans tzoffmsmi.
— Berlin. —

^er alte Nöper vom Stolvenburger Gymnasium war nun endlich am Ziel seiner Sehnsucht, in den Ruhestand treten zu können; er war des Lehrens müde, unsäglich müde. Fünfundvierzig Jahre lang hatte er sein Amt mit dauernder Treue und endloser Qual vermaltet. Denn, um es sogleich und gerade heraus zu sagen, er war kein Pädagoge von Gottes Gnaden; er hatte es niemals verstanden, die wilden Gemüther der Jugend zu zügeln, zu leiten, seinein Geist und Willen zu unterweisen.

Er war ein Mann, der Vieles wußte und Vieles konnte; ein Mann, der schon manchen Kreis von klugen Kennern entzückt hatte durch die schlichte Kraft seiner Beredsamkeit oder ein ander Mal durch die mühelose Anmuth seines Witzes: ein Mann, den auch schon mancher beträchtliche Gelehrte beneidet hatte um die Feinheit und Fülle seiner kleinen historischen Schriften, der Früchte seiner Mußestunden; dazu war er ein guter und liebevoller Mann, dem nicht leicht ein Redlicher sein Herz versagen mochte — und doch ein Mann, der das Eine ganz und gar nicht verstand, was nun zum Unglück gerade sein Beruf war. Niemals war es ihm gelungen, eine Klasse auch nur in der nothdürftigsten Zucht zu halten, weder die sittenstolze Prima, noch die Gründlinge der Sexta, noch gar die raube Tertia, die Maienblüthe aller Flegelhaftigkeit: Alle spielten ihm mit gleicher Lust und Sicherheit 'tagtäglich auf der Nase herum. Nicht allein, daß während seines Unterrichtes alle Mal die eine Hälfte der Schüler sich unter dem Tische mit mannigfachen schönwissenschaftlichen Studien, von Grimms Märchen bis zu Casanovas Denkwürdigkeiten beschäftigte, die andere Hälfte über dein Tisch ihre UnterhaltungSgabe ausbildete: es ging auch nicht leicht eine Stunde ohne irgend einem hübschen kleinen Zwischenfall vorüber, sei es, daß eine Spieldose plötzlich heitere Weisen erklingen ließ, bald ans dieser bald aus jener Ecke, geheimnißvoll wandernd; sei es, daß eine Knallerbse explodirte oder ein Maikäfer schwirrte; oder daß durch eine wunderbare Fügung zehn Federkästen gleichzeitig zu Erde rasselten — oder was sonst das Herz der Schüler ungleich mehr vergnügt als das des Lehrers. Alles, was diese jungen Seelen an Heiterkeit und Uebermuth, Tücke, Trotz und Bosheit nährten, das trat mit mahrhaft dämonischer Erfindungslust unter den Augen dieses einen Unglücklichen an's Tageslicht und verbitterte sein Leben mit nie ermüdender Grausamkeit.

Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß diesem Treiben eine grundbösliche Absicht zu Grunde lag, etwa die, ihn systematisch todtzuärgern; vielmehr hatten sie ihn eigentlich recht gern und seinen Unterricht noch lieber wegen der reichen Erholung, die er gemährte. Wenn aber irgend ein Gutgesinnter abmahrend den Verstand oder auch wohl die Großmuth der Schlingel anrief, dann zuckten sie die Achseln und meinten, er thue ihnen ja selber leid; „aber wir können nicht anders, es kommt immer so von selbst."

Ueber die wahre Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung pflegten die glücklicheren College« viel hin und her zu reden, bedauernd oder lächelnd. Der Eine sprach ihm die Energie ab, der Andere die Geduld; der Eine das rasche Sehen und Ergreifen, der Andere die zuwartende Milde; der Eine vermißte Feuer und Frische, der Andere fand ihn zu unruhig; der Eine rieth zu größerer Strenge, der Andere zu mehr Sanftmuth — kurz, man hätte aus dieser Vielseitigkeit der Meinungen allenfalls den Schluß ziehen können, daß er zwischen Uebertreibungen die richtige Mitte haltend, einen wahren Musterlehrer darstelle; nur daß unglücklicher Weise die Thatsachen allzu hart dagegen sprechen.

Tiefer griff das Urtheil des Schulraths.

„Sehr schade," sagte dieser nach einer gründlichen Inspektion, „er übertrifft an Wissen und Geist sehr Viele von uns; allein ihm sehlt die Kunst der Selbstdarstellung; er versteht sich keine Würde zu geben. Das ist's."

Ohne Zweifel traf dieser Ausspruch den Nagel auf den Kopf. Denn es ist richtig, in diesem Punkte sind die Kinder nicht viel klüger als die Erwachsenen; auch sie schon schätzen das Geschäft nach dem Schilde und bewilligen ihren Nesvect auf Treue und Glauben einem Jeden genau nach seiner moralischen Selbsteinschätzung.

Rüper aber zeigte schon als junger Hilfslehrer eine seltsame Anspruchslosigkeit, einen gänzlichen Mangel an der Fähigkeit, etwas aus sich zu machen und hoch auf Hacken zu wandeln, einen Hang, überall sich selbst in den Schatten zu stellen. Neber ein ihm gespendetes Lob erröthete er noch in hohen Jahren und bemühte sich alle Mal eifrig, dasselbe auf ein liefes Maß zurückzuschrauben und den Glauben an sein Verdienst mit den feinsten Kunstmitteln zu zerstören, ein Bestreben, das in den seltensten Fällen erfolglos blieb. Eine Pein war es ihm, sich selbst als Gegenstand der Verehrung für irgend Jemand, selbst für Knaben, hingestellt zu sehen; unter Leuten, die er an Geist oder Sitte überragte, hatte er keine Ruhe, bis er sich selbst so vielfach zerupft und geduckt hatte, daß sie ihn nothmendig für ihres Gleichen ansehen mußten. Er konnte es nicht ertragen, daß sich Jemand neben ihm klein fühlte; vor einem Bettler schämte er sich seines anständigen Kleides, vor Ungebildeten verstellte er seine Sprache gewaltsam zu ihrer Redeweise und Aussprache.

Diese Art Thorheit nun vermochte er auch vor seinen Schülern nicht abzulegen; er empfand es wie eine Anmaßung, daß er klüger und stärker war als sie, und strebte heimlich, den Unterschied nach Kräften zu vermischen und sie ja nicht merken zu lassen, wie unergründlich dumm sie waren, wie unumschränkte Gemalt ihm über sie gegeben war. Auf solche Weise erreichte er stets mit vollkommener Sicherheit das Ziel, daß sie ihn nicht als ihren Herrn und Meister, sondern wirklich als Ihresgleichen oder etwas Geringeres ansahen und darnach behandelten. Und wenn nun dieser Geringe dennoch den unvermeidlichen Anspruch erhob, ihnen Befehle und Lehren ertheilen zu wollen, so nahmen sie das natürlich übel und setzten der Herausforderung ihren gerechten Trotz oder Hohn entgegen.

So ward dein trefflichen Mann seine Thätigkeit eine Kette von Bitternissen, sein Amt ein Quell nimmer versiegender Leiden. Nicht daß ihm der kleine Tagesärger, die niederholte Kränkung seiner Person über Gebühr an's Herz gegriffen hätte: allein weit darüber hinaus empfand er mit Gram und selbsteigener Pein tiefinnerlich die Seelennoth, seiner Arbeit nicht gewachsen zu sein, auf dem eigenen Felde nichts Volles zu leisten, Tag für Tag den größeren Theil seiner Mühen in's Wasser zu schütten, ja vielleicht auch manchem haltlosen Gemüthe durch Entwöhnung von straffer Zucht handgreiflichen Schaden zu bringen.

Wenn es nur angegangen wäre, hätte er längst schon am liebsten Bücher und Bakel an die Wand geschmissen und allenfalls noch ein ehrliches Handwerk ergriffen, oder ein Ehrenämtdchen als städtischer Nachtwächter oder Rathsbote übernommen — zum Schuldiener oder Küster eignete er sich offenbar erst recht nicht, eben wegen jenes Mangels an Selbstdarstellung — allein es ging eben nicht an: in dem ersten Hosfnungsrausch der festen Anstellung hatte er sich mit Weib und Kind belastet; wie durfte er diese in ein Loos der Armuth und Niedrigkeit hinunterziehen? Ja wenn ihm Magistrat und Schulcollegium oder welche Behörde sonst bei guter Zeit ein Ruhegehaltchen, wie man es invaliden Offizieren thut, ausgesetzt und gesprochen hätte: Pflege Du fortan in ungestörter Arbeit Deine Wissenschaft, die Du verstehst, in inäjoroin in«Ai»tiätu8 Kloriäm! Aber! leider, das that man nicht, sondern man conservirte ihn sorgfältig bis in sein hohes Alter.

So half ihm kein Gott, er mußte bei der Stange bleiben und weiter dulden, Jahr für Jahr. Jeden Morgen, wenn er zur Klasse ging, sah man ihn vor der letzten Ecke noch einmal stillstehen und zögernd umblicken, ob nicht vielleicht doch irgend ein Wunder käme, das ihm endlich einmal den Gang zur Folterkammer ersparte. Doch es kam nichts, weder Feuer, noch Wasser, noch ein ausgebrochener ^öwe; er mußte hineingehen und sich zwicken lassen, Tag für Tag und Jahr für Jahr.

Tie grimme Nothwendigkeit aber ließ in seiner gequälten Brust auch immer wieder neue Hoffnung erwachsen und neues Streben. Mit unverwütllichem Ernste legte er sich immer wieder die Frage nach der wahren Ursache seiner ewigen Mißgriffe und Niederlagen vor, ohne etwas Rechtes herauszubringen. Er ging aufmerkend und nachahmend bei seinen Collegen, auch als Greis noch bei den alterjüngsten, in die Lehre und prüfte sorgsam alle Meinungen, Mittel und Methoden, nach denen sie unterrichteten. Danach versuchte er selbst es in jedem Semester mit einer neuen der hundert möglichen Methoden: das Ergebniß war immer das nämliche, daß die nichtsnutzigen Rangen nach jeder Methode gleich wenig lernten und sich gleich vortrefflich unterhielten.

Doch seltsamerweise wuchs im Laufe der Jahre mit der Zahl der Enttäuschungen nur die Zähigkeit seiner Hoffnung. Er- rechnete ungefähr wie ein verrannter Lotteriespieler.' auf hundert Nieten kommt ein Gewinn, folglich rücke ich mit mathematischer Sicherheit durch jeden Fehlschlag um einen Schritt tiefer in die Wahrscheinlichkeit hinein, nun endlich die richtige Methode zu erwischen. Und diese Hoffnung erzeugte und nährte immer kräftiger seinen heimlich glühenden Ehrgeiz, nicht eher vom Amt oder vom Leben zu scheiden, als bis er sich selbst bemiesen habe, daß klares Wollen und Beharren Alles in der Welt vermöge, wie so mancher Ausspruch alter und neuer Volksweisheit vorgiebt. Immer qualvoller ward ihm der Gedanke, vielleicht mit dem Bewußtsein verfehlten Berufes, verfehlten Lebens sterben zu müssen. Nein, er wollte doch noch eine Leistung erzwingen, noch sich selbst bewähren in der großen Kräfteprüfung des Lebens; dann konnte er getrost in die Grube fahren, nicht eher!

So wälzte er von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr den schrecklichen Stein den Berg hinauf und sah ihn jenseits immer wieder hinunterpoltern. Es gab keine Ruhe und keine Erlösung für ihn, aber auch kein Ermatten.

Zuletzt aber thaten die Jahre doch ihr Werk. Die Müdigkeit überwältigte ihn; er klappt plötzlich zusammen wie ein Taschenmesser, und kein Ehrgeiz vermochte die starre Entsagung zu überwinden. Er ward nun vollkommen unbrauchbar, ein offenkundiger Schaden für die Schule. Da endlich hatte auch der Magistrat ein Einsehen, wenn nicht gar ein menschliches Rühren, griff mit schmerzlich zuckender Hand in den Gemeindesäckel und gewährte ihn das gesetzliche Ruhegehalt, welches ihn köstlich ernähren konnte, da inzwischen auch seine Kinder alle zu eigener Versorgung gekommen waren. Er hatte das fünfundvierzigste Amtsjahr und das neunundfechzigste Lebensjahr vollendet und gerade die neunzigste Methode durchgeprobt.

Und so ergab er sich denn jetzt in die Abdankung von seiner Lebensarbeit nicht allein in Frieden, sondern in Wahrheit mit Freuden und mit Sehnsucht. Er machte seinen Plan, auf's Land zu ziehen, um dort im Stillen der Wissenschaft zu pflegen und sein Muße mit Würde zu genießen. Sein ganzes Sehnen ging nun beglückt auf die Freuden der Freiheit und nie gekannter Ruhe.

Die letzten Monate durchduldete er stuinpf und matt und begrüßte die Sonne des letzten Arbeitstages mit herzlicher Erquickung. Jegliche Art von Abschiedsfeier, auch die bescheidenste, hatte er sich strenge, ja mit Heftigkeit verboten; er hätte eine solche vielleicht als herbe Ironie empfunden.

Das Eine freilich konnten sich die College« denn doch unmöglich versagen, vor seiner letzten Unterrichtsstunde sich mit einer gewissen Feierlichkeit im Lehrerzimmer um ihn zu versammeln, ihm ein kleines Erinnerungsgeschenk zu überreichen (es mar Raumer's „Geschichte der Pädagogik" im Prachteinband) und ihm durch den Mund des Directors eine schöne Ansprache zu halten mit jenen in jahrhundertelanger Ausnutzung nie veralteten Kernworten von der Erhabenheit des Lehrberufes, der Schwere seiner Pflichten und der stärkenden Kraft des inneren Lohnes.

Allein selbst dieser einsache Act war nicht ohne Schwierigkeit in's Werk zu setzen. Der Held desselben mußte erst mit List gestellt und eingefangen werden. Man lockte ihn künstlich in das noch leere Zimmer, rottete sich draußen in aller Stille, im Sturmlauf hereilend, zusammen und drang in fest geschlossener Masse durch die Thür, ihm jeden Ausweg versperrend.

Jedoch auch dann schien das arme Opser sich noch nicht ohne Fluchtversuch ergeben zu wollen; wenigstens deutete ein angstvolles Umherspähen seiner Augen und gemisse sehr sonderbare zuckende und duckende Bewegungen seiner hageren Glieder sehr entschieden auf eine Absicht, vielleicht unter dem Arm oder gar den Beinen irgend eines unaufmerksamen Amtsgenossen hindurchzuschlüpfen; und diese Bewegungen waren so überwältigend komisch, daß sich ein mäßiges Kichern zumal in den Reihen der jüngeren Herren nicht ganz unterdrücken ließ.

Als Rüper das vernahm, änderte sich seine Haltung mit überraschender Schnelligkeit. Er hob den Kopf frei empor, faltete die Hände und faßte feine Bedränger einen nach dem andern fest in's Auge.

Und dann begann er, ohne die Anrede abzuwarten, selbst einige ernste Abschiedsworte zu ihnen zu sprechen. Er redete schlicht und klar von all den Nöthen und Qualen und ewig trügenden Hoffnungen seiner langen Laufbahn; ohne Beschönigung, ohne Klage, ohne Bitterkeit ließ er sie einen ruhigen Rückblick thun auf einen öden sonnenlosen Lebensweg.

„Und nun am Ende," so schloß er, „darf ich mir sagen: Ich habe Gutes gewollt, ich habe gesäet mit Fleiß und frommem Sinn; ist die Ernte nicht gediehen, so fehlte der Segen des Himmels, es war nicht meine Schuld. Tie Ruhe habe ich mir auch so verdient. Die Ruhe! O, meine glücklicheren Freunde, Sie können nicht ahnen, was Sehnsucht nach Nuhe ist!"

Er schwieg, und im ganzen Zimmer regte sich kein Laut; durch die Reihe der Collegen ging sichtbarlich eine warme und starke Bewegung. Keiner von ihnen hat je diesen Anblick des greisen Mannes vergessen, wie er vor ihnen stand in seiner Schlichtheit, die Stim nun wieder weit vornüber gebeugt, daß die dünnen weißen Haare lang und müde Herabsielen, wahrend er die mageren Hände noch gefaltet hielt, dabei aber die Daumen hastig um einander drehte, um nur ja die furchtsame Würde, die er sich eben wider Willen gegeben, so schnell als möglich wieder zu verschrecken.

Auch der Director vergaß seine Ansprache, er drückte dem alten Mitarbeiter nur leidenschaftlich die Hand und stürmte schweigend aus dem Zimmer. Dieser Director hatte die Eigenthümlichkeit, daß jede zartere Seelenanregung, der auch er zuweilen unterworfen war, ihren Ausdruck fand in einem Wuthanfall, wie bei manchem Andern wohl in einem Hustenreiz oder einem maßlosen Gebrauche des Schnupftuches. Solche Wuthanfälle waren selten, pflegten dann aber durch Vermittelung der Schüler gleich einer elektrischen Entladung in der ganzen Stadt und Umgegend nachzuzittern.

So stürzte er jetzt mit der frischen Ergriffenheit im Herzen unverzüglich in die ahnungslose Tertia und hielt den berüchtigten Raufgesellen dort eine Bußrede, in der er sie unter grauenvollen Drohungen aufmunterte, den alten treuen Lehrer wenigstens dieses eine Mal mit ihren Gemeinheiten zu verschonen und ihm so den schmerzlichen Abschied von dem schönen, wenn auch schweren Pflichten seines erhabenen Berufes ein wenig zu erleichtern.

Die guten Jungen merkten wohl, daß mit dem Gefürchteten heute übel zu spaßen sei, und sie beschloffen, rückhaltlos zu gehorchen; die wirkliche Ausführung dieses Entschlusses freilich wurde ihnen vielleicht nur dadurch ermöglicht, daß sie heute ohnehin durch den sie umwitternden Glückshauch des Schulschlusses zur Milde gestimmt waren. Als daher der alte Rüper das trübgewohnte Klassenzimmer betrat, er selbst noch ein Leuchten der Rührung im Antlitz tragend und freudiger einherschreitend, da stieß er ans eine Stille, Ordnung und schöne Sammlung, deren Möglichkeit er sich niemals hätte träumen lassen und die ihn daher nur

fremdartig, ja naturwidrig und unheimlich anmuthete.

„Da in etwas nicht in Ordnung," dachte er erschrocken; „die haben etwas vor, sie wollen einen Hauptschlag gegen Dich führen; das kann nichts Anderes sein, als die Stille vor dem Sturm."

So wartete er in großer Angst auf den Ausbruch des Sturmes, immer gefaßt auf eine noch nie gesehene Nichtsnutzigkeit, jeden Augenblick bereit zu verzweifelter Gegenwehr. Je länger die Spannung dauerte, desto erregter wurden seine Nerven, desto düsterer seine Stimmung; es flimmerte ihm vor den Augen, schon wünschte er nichts Besseres, als daß es nur endlich zum Viampfe kommen möchte. Allein die seltsamen Schlingel hielten heute aus in ihrer Tugend; noch stand das Schreckbild des zornigen Direktors ihrem Gedächtniß allzunahe. So fuhren sie fort, den rastlos Lauernden wider Willen noch mehr zu peinigeu als je zuvor. Cr glich einem Berurtheilten, der stundenlang mit verbundenen Augen des tödtlichen Streiches harren muß. Kaum wagte er noch zu reden in diesem schauerlichen Schweigen; sein eigenes lautes Athmen ward ihm beängstigend. ,

Endlich ertrug er die gräßliche Ruhe nicht länger. Er selbst gab den Befehl zum Aufruhr. Er brach den Unterricht ab und ertheilte der Klasse die Erlaubniß, sich für den Nest der Stunde selbst zu beschäftigen, Jeglicher nach seinem Belieben.

Das thaten sie gehorsam; und das Belieben der Meisten ging dahin, sich mit gymnastischen Hebungen zu vergnügen, und zwar ausnahmelos mit solchen, welche auf dem Turnplatz nicht üblich waren, nämlich Faustkampf und Bücherwurf. In ihrer Gesammtheit erzielten sie sowohl für das Auge als auch für das Ohr den sehr bestimmten Eindruck einer Völkerschlacht.

Der alte Rüper aber saß nun ruhevoll und blickte unerschüttert hinein in das mallende Chaos wie ein greiser Schiffer, der von der letzten Fahrt heimkehrend seine Brigg durch die gewohnte Brandung gelassen in den Hafen steuert.

Mit dieser denkwürdigen Stunde endete er seine Laufbahn. Er verließ nun die Stadt und siedelte sich in dem nahen Dorfe Plassow an, woselbst er sich eines ungetrübten Lebensabends zu erfreuen gedachte.

Allein sobald die erste unruhige Neuheit des Landlebeus wieder einem nachdenklichen Wesen Zeit gab, begann etwas Seltsames in ihm vorzugehen. Die noch unerklärte Erfahrung seiner letzten Unterrichtsstunde ließ ihn nicht mehr los. Eine Reue ergriff ihn, daß er damals freiwillig den Zügel hatte fahren lassen, den ihm eine unbekannte Gottheit freundlich in die Hände gelegt. Denn es war ihm längst die Erkenntniß aufgegangen, daß die wackeren Knaben damals wirklich nichts im Sinne gehabt hatten als die ehrliche Absicht Ruhe zu halten aus irgend welchem Grunde — ja, aus welchem Grunde? Eine sonderbare Ahnung dämmerte in ihm auf: Wie, wenn ich durch einen wunderlichen Zufall gerade in jener letzten Stunde mit einer Art unbewußten Hellblicks die richtige Methode entdeckt hätte?! Dieser Gedanke nahm ihn gänzlich gefangen, und er suchte zurtückschauend sich die Besonderheit seines damaligen Auftretens und Gebahrens vor der Klasse zu vergegenwärtigen. Und da kam er denn wirklich zu dein Ergebniß, daß die feierlich erhobene Stimmung jenes Augenblicks seiner Erscheinung etwas Würdevolles und Bedeutendes müsse gegeben haben, das ihm mit geheimnißvoller Macht die trotzigen Herzen unterjocht habe. Das war's! Er hatte ja von jeher ein dunkles Gefühl mit sich herumgetragen, daß gerade nur so etwas ihm mangle, eine eindrucksvolle Haltung, ein selbstbewußtes Hinschreiten oder wie es zu benennen war. Doch er hatte kaum noch gehofft, daß es ihm gelingen werde sich dieses Ungewisse Etwas selbstthätig zu geben — jetzt aber, da der Zufall es ihm offenbart hatte, sollte es unmöglich sein die gleiche Haltung mit Bewußtsein wieder einzunehmen und mit ihr stetig die gleiche Wirkung zu erzielen? Je weiterer dieser Vorstellung nachging, desto fester ward feine Ueberzeugung, daß ihm nach neunzig Nieten endlich der Gewinn zugefallen, daß die lebenslang gesuchte Methode gefunden sei. Und dann war ihm also das tragische Loos gefallen, in eben dem Augenblicke das Schwert zu verlieren, wo er es erst schwingen lernte; das gelobte Land von ferne zu schauen und niemals betreten zu dürfen! Und selbst die einzige Stunde, die voll herrschend zu genießen ihm vergönnt gewesen, hatte er versäumt in seiner Blindheit, ein Odysseus, der endlich heimkehrend sein ersehntes Vaterland nicht erkannte!

Schmerzliche Neue beherrschte ihn, und indem er das einmal erlebte Bild einer ruhigen Klasse sich nachkostend immer wieder ausmalte, schmückte seine Erinnerung dasselbe täglich mit glänzenderen Farben, bis es das ganze ungeheure Grau seiner früheren Leiden mit siegreicher Leuchtkraft verdrängt und überblendet hatte. Die alte Hoffnung erwachte, die Müdigkeit wich aus seiner Brust und die Ruhe zugleich i eine trüb suchende Unrast trieb ihn grüblerisch umher.

Immer häusiger führten ihn feine Wege an dem schlichten Dorfschulhause vorüber, in innner engeren Kreisen umstrick) er dasselbe und stand während der Unterrichtsstunden scheu lauschend unter den Fenstern still wie ein zagender Jüngling vor der Kammer der Geliebten.

Eine räthselhafte Sehnsucht zog ihn dorthin und hielt ihn fest, als töne die heiser krächzende Stimme des alten Schulmeisters wundersamen Sirenensang.

Binnen Kurzem knüpfte er niit diesem abgelebten und recht sehr stumpfsinnigen Menschenkinde eine Freundschaft an, die freilich von feiner Seite nicht frei von stiller Tücke war, denn er strebte, unter der Maske wissenschaftlicher Harmlosigkeit, ihm lauernd seine pädagogischen Geheimnisse abzulisten.

Bald begleitete er ihn fast täglich in die Klasse und lernte hier immer von Neuem das große Näthsel der Disciplin bestaunen, welche täglich wie spielend das Ungeheure vollbrachte, den wirr herwimmelnden Schwann ungeleckter germanischer Bärenkinder unverzüglich in eine mild lagernde Lännnerherde zu verwandeln; und das unter dem Zauberstabe eines Mannes, der von der Weisheit alter und neuer Zeit nur winzige Brosamen erhascht und von diesen die allerwenigsten wirklich verdaut hatte!

Seine Lehrweise und seine Manieren aber bestärkten den alten Rover nun ganz in der Sicherheit, daß er selbst an seinem letzten Tage wirklich die richtige Methode entdeckt habe.- denn wahrhaftig, die Haltung, welche dies kümmerliche Huhn von einem Dorfschulmeister sich vor den Schülern zu geben verstand, mar in ihrer Art ein mimisches und plastisches Meisterstück. Hoch aufgereckt pflegte er dazustehen, freudigen Trotzes, von Würde gesättigt; das Standbein starr, lothrecht, mächtig wider den Boden gestemmt, das Spielbein steif vorgestreckt, die rechte Hand breit in den Busen geschoben, die linke ruhig, sieghaft sich hehend, als zaudere sie sorglos nur noch einen letzten Augenblick, den Dreizack zu zucken oder die Aegis zu schütteln. Es ist wahr, überkluge Leute hätten leichtlich witzeln und lachen können über die eigenartige Erhabenheit dieser Schaustellung; allein sie wirkte wie jedes Pathos mit unfehlbarer Sicherheit: große und kleine Kinder glauben, schweigen und bewundern.

Und was so ein plumpes Magisterlein vom Lande so glänzend zu Stande brachte, das sollte dem Manne reicher Wissenschaft unmöglich sein? Rüpers ganzer Ehrgeiz flammte wieder auf; eine neue Angst ergriff ihn vor dem Tode mitten in einem noch verfehlten Leben. Erfülle einmal Deinen Beruf und dann stirb' in Frieden! so rief es wieder und wieder in seiner Seele. Die Ruhe war ihm unerträglich geworden; er richtete alle seine Gedanken darauf, noch einmal irgendwie seine alte pädagogische Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Allein vergeblich klopfte er an bei Magistraten, Curatorien und Schulcollegien; man bedauerte unendlich, verwies auf die wachsende Ueberfüllung auch in dieser Berufsklasse, ja, man lächelte ihn: mit schlecht verhülltem Spotte gerade in's Gesicht. Ein abgenutzter Karrengaul, der seine lahmen Glieder freiwillig wieder einspannen will!

Aber mit dem Widerstande wuchs seine Sehnsucht; er düstete nach Arbeit, nach Erfolgen.

Da geschah es, daß der alte Schulmeister in Plassom selbst erkrankte und für längere Zeit vertreten werden mußte. Ohne Zaudern meldete sich Röper und erbot sich, die Vertretung für deren ganze Dauer ohne Entgelt zu übernehmen. Solchem Anerbieten vermag ini Staate der Sparsamkeit keine Behörde, keine Gemeinde zu widerstehen; man erfüllte staunend sein Begehren.

So ward der gelehrte Historiker und Philologe, Oberlehrer Dr. Röper ein Dorfmagister.

Mit jugendlich hoffendem Eifer betrat er die Stätte seiner neuen Wirksamkeit. Angethan mit Würde wie noch niemals schritt er einher. groß, stattlich, getragen, jeder Zoll ein Herrscher über die Seelen, ein wenig lächerlich sich selber zwar, doch sicher seines Eindrucks.

Und der Eindruck schien unverkennbar; eine ganze Viertelstunde lang ging Alles leidlich. Die schläfrigen Rangen waren noch nicht zum vollen Leben erwacht.

Doch freilich war's schon nicht mehr jene eherne Ruhe, jene willenlose Hingabe an die herrschende Gewalt, nicht der geheimnißvolle Instinct des Gehorchens, den er so oft unter dein vorigen Scepter bewundert hatte. Hier und dort schon zuckte etwas empor wie ein unterirdisches Flämmchen, ein leiser Versuch eines lockern Sichgehenlassens, eines willkürlichen Handelns. Ter Eine begann vorsichtig die Ellbogen auf den Tisch zu lümmeln; der Zweite schnauzte sich lauter als sonst Gebrauch gewesen; der Dritte verwechselte den Deckel seines Rechenbuches mit einer Trommel; der Vierte suchte deu Tisch durch eingeschnittene Verzierungen rnnenähnlicher Gestalt zu verschönern; — und jetzt unternahm es ein Fünfter bereits, seinem Nachbar ein scherzendes Kläpschen zu versetzen, welches ein kleineres Thier bis etwa zur Größe eines Kaninchens unfehlbar getödtet haben würde. Jenen aber zu einem schmetternden Nachegeschrei begeisterte.

Növer goß ohne Furcht die Schale seines Zornes hierhin und dorthin aus; er scheute sich nicht, das schwanke Birkenreis weithin mit Freuden zu schwingen, denn er wußte, daß er eine solche Herzenserleichternng sich in der Dorfschule mit heiterer Sorglosigkeit vergönnen durfte. Allein die Wirkung seiner Thaten war doch verwunderlich gering: für jeden gerichteten Nebellen standen sogleich zwei kühne Rächer auf. Immer größer ward die Unruhe, immer häufiger die Störungen; rastlos mußte er hin und wieder eilen und ohne Nutzen seine Kraft zersplittern. Ließ er links seine Wetter einschlagen, so erhob der Anfrnhr rechts desto freudiger das Haupt. Als die Stunde sich ihrem Ende nahte, war die Klasse ganz Leben und Bewegung, vergleichbar einem Raubthierhause zur Fütterungszeit.

Röper mußte sich sagen, daß es noch langwieriger Anstrengungen und Versuche bedürfen würde, bis er seine erkannte Methode zur vollen praktischen Wirksamkeit durchgebildet haben würde. Doch er ließ sich nicht abschrecken; er wußte ja, was er wollte, er kannte sein Ziel und kannte seinen Weg.

So begann für den Siebzigjährigen nach kurzer Rast die Zeit der alten schweren Roth auf's Neue. Alle Tage die ewig gleiche Qual, Aerger, Demüthigung und htflloser Kampf; nie eine Besserung, nie ein Ausruhen. Nur noch viel härter war der Kampf bei feinem Alter und der größeren Rohheit dieser Jugend.

Und doch glaubte er noch mehrere Wochen lang starr und zäh an den endlichen Sieg seiner Methode. Eines Tages aber machte er während einer Unterredung mit dem kranken College« eine ergänzende Entdeckung: mochte es Zufall oder Stimmung sein, es siel ihm diesmal ganz besonders merkbar auf, wie unendlich tief dieser Dorfprophet von seiner eigenen Würde überzeugt war, wie ganz durchdrungen von gläubig zufriedenein Stolze auf seine Person, seinen Stand, sein Wissen, sein Wirken, auf Alles, was sein mar. Ta ging ihm plötzlich eine neue Wahrheit auf: man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben daran auch die Anderen; nur der vermag die Menschen zu täuschen, der zuvor sich selber täuscht! Halte Du Dich für einen Propheten, und Du bist einer; zweifle an Dir, und kein Zeichen noch Wunder wird Dir helfen; nicht einmal gläubige Kinder wird Deine Predigt finden.

Diese Erkenntnis; wucf ihn darnieder: dies Eine war ihm in der Welt das Unmöglichste, sich selbst für etwas Sonderliches zu halten. Die Kunst verstand er nicht, sein eigenes Bild mit einem Strahlenschein sich zu verklären. Er stand vor sich selber allezeit arm und klein, ein Stümper an Wissen und ein sündhafter Menfch vom Wirbel bis zur Zehe.

Jetzt gab er die Hoffnung auf, vor dem Tode noch seinen Beruf zu erfüllen, jemals die Herrschaft über das störrische Gemüth der Jugend zu gewinnen. Er ward nun wieder müde, bitterlich müde; all seine Sehnsucht ging entsagend nach Ruhe.

Allein der kranke College beeilte sich durchaus nicht, zu gesunden. Es gefiel ihm ausgezeichnet, sich vertreten zu lassen; auch er hatte Lust an der Ruhe, und wer mochte es ihm verdenken? Alt genug war auch er und klapperig und abgetrieben erst recht. Dergleichen kommt bei Dorfschulmeistern vor.

Der alte Röper aber war nicht oer Mann, eine einmal übernommene Arbeit bei Seite zu werfen; er vertrat ihn fort und fort mit gleicher Treue; er schleppte sein Elend weiter von Tag zu Tage, ein schmerverwundeter Krieger, der aus der Schlacht nicht weichen will, auch wenn er schon den Tod im Herzen fühlt.

Und er fühlte den Tod im Herzen; seine Kraft mar gebrochen, sein Leben verzehrte sich. Eine Zeit lang merkte es Niemand in: gewohnten Gleichmaß der Tage, wie seine Gestalt immer gebeugter, sein Gang immer mühsamer, seine Stimme immer zitteriger wurde. Eines Tages fand man ihn nach dem Unterricht ohnmächtig an der Schwelle seines Hauses.

Jetzt ward der Arzt geholt. Derselbe vermochte keine andere Krankheit zu entdecken, als marasmus senilis; er empfahl Stärkungsmittel und vor Allem unbedingte Nuhe. Uebrigens verhehlte er der Gattin nicht, daß es auch bei guter Pflege schnell genug mit ihm zu Ende gehe — nach menschlicher Berechnung. „Sicher ist, daß er nicht den kleinsten Stoß mehr verträgt," fügte er hinzu. Als er von der Lebensweise und Thätigkeit des Greises hörte, meinte er kopfschüttelnd:

„Dann haben ihn die Racker todt geärgert."

Mit dieser klaren Diagnose entfernte er sich.

Am anderen Morgen war Rüper durch keine Macht vom Schulwege zurückzuhalten, auch nicht durch die verzweifelten Thränen seiner Frau.

„Wenn ich nichts Anderes in meinem Berufe vermochte," sagte er, „so will ich doch bis zum letzten Ende nieine Pflicht thun. Ich will mir beweisen, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich nichts leistete. Ich will mir Absolution holen für ein verfehltes Leben."

Es war nichts gegen ihn auszurichten, er hatte heut ein so entschiedenes und stolzes Wesen, wie sie es gar nicht an ihm kannte. Mit Mühe fetzte sie es durch, daß ein Knecht, den sie herbeirief, ihn begleitete und stützte.

Unterwegs erst merkte er selbst, wie schwach er war; die letzte Strecke mußte der Knecht ihn beinahe tragen.

Nun hatte er in diesen Tagen ein Enkelchen zu Besuch im Hause, ein bildhübsches kleines Mädchen; das hatte die Aussagen des Arztes unbemerkt mit angehört und sich im Stillen seine Gedanken darüber gemacht. Als

es nun in der Frühe die wohlbekannten schlimmen Schaaren der Dorf° jugend nach der Schule tölpeln sah, ward das Kind von einer zornigen Besorgniß ergriffen und faßte einen Entschluß. Mit einem kleinen Umwege den Großvater überholend lief es vor das Schulhaus, steckte den Kopf durch das offene Fenster des Klassenzimmers und rief mit eineni gellenden Stimmchen, das selbst das Morgengebrüll der rauhen Horde übertönte:

„Großpapa muß heute sterben. Und Ihr Racker habt ihn todt geärgert!"

Dieser seltsame Ruf und die unerwartete Erscheinung des goldigen Engelköpfchens am Fenster wirkte fast wie ein himmlisches Wunder. Der Lärm verstummte urplötzlich; durch alle Herzen zitterte ein schmerer Schauer, halb eine Ahnung von etwas Schrecklichem, halb ein noch dunkleres Empfinden; nicht Neue, aber ein dämmerndes Bewußtsein einer großen Sünde.

Das Schweigen dauerte fort, auch als der zornige Engel längst verschwunden war. Erst ganz allmählich begann ein Flüstern und Tuscheln sich wieder zu regen und langsam anzuschwellen. Vor dem Schall ihrer Stimmen aber wich der zarte Schauer mehr und mehr, und bald hatte der Lärm wieder eine leidliche Mittelhöhe erreicht; nur einige stillere Gemüther starrten noch andächtig dem lieblichen Kinderkopfe nach in die Lüfte.

Unter diesem Wechsel hatte der alte Röper mit seinem Begleiter sich langsam genähert. Als der Knecht die Stille bemerkte, sagte er verwundert:

„Wat is bat hüt mit uns' Takeltng? De fchwigen jo rein still. Dor is wat nich in Richtigkeit. Wenn dar man wat Goos bedüd't!"

„Sie werden schon bald wieder lärmen, wenn ich nur erst drinnen bin," versetzte Röper wehmüthig.

„Ja, dat 's ok wohr," meinte der Knecht beruhigt, „un sie fangen nu ok so sacht all wedder an."

Als die Beiden das Klassenzimmer betraten, ließ das Geschrei in der That nicht mehr viel zu wünschen übrig; der Knecht schleppte seine Last bis zum Katheder und machte sich dann schnell von bannen; er fühlte sich unbehaglich in dieser Umgebung.

Der alte Rüper saß schwer athmend und wendete das müde Gesicht der Klasse zu; er versuchte zu reden, doch die Stimme versagte ihm noch.

Die Knaben aber blickten nach ihm hin und entsetzten sich, denn sie hatten ihn so noch nie gesehen. Ein Ausdruck feierlicher Stille erhöhte geheimnißvoll diese milden Züge; und die täppischen Seelen begriffen alle mit einem einzigen Blicke, daß er den Tod im Antlitz trug.

Da verstummten sie Alle noch tiefer als zuvor und schauten mit banger Ehrfurcht leise fragend zu ihm auf. Und es ward eine Stille wie beim Vaterunser in der Kirche und blieb so lagern und ward nicht unterbrochen von dein leisesten Hauch.

Das blasse Gesicht aber verklärte sich mehr und mehr von Freude und schien doch zugleich noch zu wachsen an Ernst und ruhiger Hoheit. Der Mann nutzte wohl begreifen, daß er heute in sicheren Händen die Herrschaft über die heilig bangenden Kinderseelen hielt.

Er gewann seine Sprache nicht wieder; stumm faltete er die Hände und blickte die Kinder eines nach dem andern liebevoll an. Ein wunderbares Lächeln strahlte um seine Lippen, und manchmal rollte eine helle Thräne über seine Wange. Und die Kinder falteten auch die Hände, Alle, ohne Ausnahme, wie auf einen Befehl, und er konnte in ihren derben Zügen einen vollen Widerschein seines Lächelns und seiner Wehmuth sehen.

Lange, lange Zeit hindurch unterredete sich so der Lehrer stumm mit seinen Schülern, und es ist gewiß, daß sie einander verstanden haben. Der müde Mann hatte seine Methode gefunden.

Einmal versuchte er noch sich höher auszurichten und zu sprechen; doch da fiel sein Kopf schnell vornüber auf die Brust, und seine Schulter sank gegen die Ecke des Katheders. So blieb er sitzen, ohne sich zu regen; sein Antlitz lächelte nicht mehr und weinte nicht mehr.

Die Knaben mußten Alle, daß er gestorben war. Und sie blieben bis zum Ende der Stunde unbeweglich mit gefalteten Händen sitzen, und nicht ein Flüstern ward laut in dieser wunderbaren Stille.

Hans Hoffmann.

von

Mul Lindenberg.

— Berlin, —

ie Novelle, oft das Stiefkind des Romans genannt, hat sich in ! neuerer Zeit wieder eine dein Roman fast ebenbürtige Stellung ! errungen; begünstigt von äußeren Umständen — zu denen nicht zuletzt das Einporschießen der zahlreichen Wochen- und Monatsschriften mit ihrem Drang nach abgeschlossenen belletristischen Beiträgen, sowie die überwältigende Wucht der Tagesinteressen, welche die Zeit jedes Einzelnen in Beschlag nehmen und nur einen kleinen Bruchtheil derselben zur Lectüre frei lassen, zu rechnen sind — hat sie seit einigen Jahrzehnten eine Reihe so meisterhafter Vertreter gefunden, wie es in dieser Fülle und Auswahl beim Roman kaum der Fall ist. Theodor Storm, Gottfried Keller, Paul Heyse, C. F. Meyer und Andere haben, theils mit Vorliebe, theils ausschließlich, ihre dichterische «rast der Novelle gewidmet. Sie haben diesen Literaturzweig auf solche Höhe gebracht, wie sie gegenwärtig kein anderes Volk zu verzeichnen hat.

Angeregt durch die Erfolge der genannten Autoren, gesellten sich zu ihnen, die berufen waren, viele, welche sich berufen fühlten. Ihre Versuche aber erst mochten so manchem Leser, der achtlos die Novelle als ein flüchtiges Erzeugnis; der poetischen Schaffenslust betrachtet, klar machen, welch ein hohes dichterisches Können zu jeder abgerundeten Novellendichtung erforderlich ist. Und in der That: in enggezogenem Rahmen kann sich die Novelle mit den tiefsten Problemen beschäftigen; nicht, wie der Roman, auf breiter Grundlage basirend, soll sie in scharfumrissenen Zügen mit Vermeidung alles Überflüssigen uns Menschen und Schicksale schildern, soll uns ein anschauliches Bild irgend einer Episode aus der Vergangenheit oder unserer Zeit geben, wohlverstanden stets in künstlerisch-vornehmer Form und knapper aber erschöpfender Charakteristik.

Das sind freilich Bedingungen, die nicht leicht zu erfüllen sind, um so weniger, als die Novelle keinerlei Täuschung durch blendendes Flittermerk zuläßt, wie es nicht selten im Romane verwendet wird; als die Novelle am schärfsten das geistige Bild ihres Schöpfers widerspiegelt. Auf der anderen Seite darf dies als Vorzug betrachtet werden, denn leicht kann man bei der Novelle die Spreu vom Weizen sondern, und ein kurzer Abschnitt genügt meist dein Kundigen zu der Erkenntniß, ob hier ein „Auseimähler" die Feder geführt oder nicht.

Als ein derartiger „Auserwählter" wurde sofort nach der Veröffentlichung feiner ersten Novellen von allen Seiten Hans Hoffmann erkannt. Und daß man ihn richtig beurtheilt, beweist die Stellung, die er sich seitdem — es mögen acht Jahre her sein — in der zeitgenössischen Literatur erobert hat. Hoffmann gilt heute als einer unserer ersten und eigencittigsten Novellisten; mit dem Wohllaut der Heyse'schen Sprache verbinden sich in seinen Dichtungen doch wieder die Herbheit der Keller'schen Ausdrucksweise und das tiefste Verständnis; der Storm'schen Naturempfindung. Damit soll nicht gesagt fein, daß Hoffmann sich an diese drei Meister angelehnt habe; dazu besitzt er viel zu viel eigene Originalität und poetische Gestaltungskraft und liebt es vor Allem, seine besonderen Wege zu gehen. Dadurch wird es auch den modernen Literaturhistorikern schwer gemacht, ihn in eine bestimmte Kategorie „einzuschachteln", ihn in diese oder jene „Schule" einzureihen. Er paßt weder in die doch immerhin etwas lyrische Richtung Paul Hense's, noch hat er sich der neuesten realistischen Strömung angeschlossen; er ist eben selbständig durch und durch, ob er uns unter den heiteren griechischen Himmel versetzt, ob er seine nordische Heimat mit ihren grauen Regenwolken und dem fernher klingenden Tonner des brandenden Meeres schildert, ob er historische Bilder aus früheren Zeiten zu neuem Leben erweckt.

Kern entnimmt Hans Hoffmann die Motive zu seinen Schöpfungen dem lachenden Zauber oder auch der dämonischen Gewalt der Natur und sucht mit ihr. seine Personen wie die Stimmungen derselben in Einklang zu bringen, schon dadurch in seltener Weise fesselnd und berückend. Erhalten hierdurch manche seiner Gaben bisweilen etwas Traumhaftes und Phantastisches, so löst der Dichter trotzdem seine Gestalten doch nie ganz vom wirklichen Leben los: es sind stets Menschen von Fleisch und Blut. Rohe und widerwärtige Elemente treffen mir allerdings fast nie unter ihnen an — dagegen sträubt sich der abgeklärte Schönheitssinn des Poeten, der Adel seiner Denkmeise; viel lieber malt er schalkhafte Gesellen von fröhlicher Lebenslust, von einer gemissen natürlichen Sinnlichkeit und dem Drang, das Dasein nicht als das

Nnd und Süd, I.XV III., KI. 20

„Thal aller Leiden", sondern als den Quell möglichst vieler Freuden zu betrachten. Hier leuchtet dann sein sonniger Humor, seine abgeklärte, von keinem trüben Gewässer beeinflusste Weltanschauung hell und herzerfreuend auf, und der leichte Strahl der Satire, der hier und da auf die Charaktereigenschaften der Helden und Heldinnen fällt — er dient nur zur Vertiefung des Eindruckes, der immer ein starker und nachhaltiger ist.*)

Wie so viele andere Poeten entstammt Hans Hossmann einem evangelischen Pfarrhause. Als Sohn eines Predigers wurde er am 27. Juli 1848 in Stettin geboren und besuchte das dortige Marienstistsgymnasium, an welchem gerade zu seiner Zeit hervorragende, vielseitige Anregung gemährende Schulmänner wirkten. Aber auch an anderen Eindrücken fehlte es dem empfänglichen Gemüth des Knaben in der alten Handels- und ehemaligen Festungsstadt nicht. Das rege Leben und Treiben im Hafen erweckte früh in ihm die Sehnsucht nach fernen Ländern, ebenso wie das nahe, oft besuchte Meer mit seinen mechselvollen Stimmungen den Hang zu phantastischen Traumereien nährte. 1866 begann Hoffmann in Bonn seine Universitätsstudien, die er später in Berlin und Halle fortsetzte; vornehmlich widmete er sich der germanistischen Sprachwissenschaft, vernachlässigte darüber aber nicht die Geschichte der bildenden Künste und die allgemeine Aesthetik. Auch literarische Interessen traten dabei allmählich zu Tage, ohne damals praktische Erfolge zu zeitigen. Von einer an schönheitsvollen Eindrücken überreichen Fahrt aus Italien zurückgekehrt, promovirte er im Januar 1871 mit einer Dissertation über die Entstehung der Nibelungen und eröffnete nach abgelegter Staatsprüfung im Frühling 1872 seine pädagogische Laufbahn am Stettiner Stadtgmnasium. Nur wenige Monate sollte dieselbe vorläufig währen, denn im Herbst desselben Jahres folgte er einem lockenden Rufe nach Rom als Erzieher im Hause des dortigen deutschen Arztes Dr. Erhart. Längere Fahrten nach Sicilien, Athen und Constantinopel schlossen sich an und übten auf den ferneren Entwicklungsgang Hoffmann's einen tiefen Einfluß aus. Es läßt sich leicht denken, daß er, nachdem er wieder seine Lehrthätigkeit an den Gymnasien zu Stolp und Danzig aufgenommen, oft genug in Gedanken am Golf von Neapel weilte und „das Land der Griechen mit der Seele suchte."

Damals entstand eine kürzere Novelle, die in befreundeten Kreisen großen Beifall fand und wohl zunächst in ihrem Verfasser den Gedanken anregte, ob er nicht früher oder später dem Lehrerstande Lebewohl sagen sollte. Pädagoge und Künstler in einer Person, — sie passen nicht immer

*) Auch die ncueste, von uns in diesem Hefte veröffentlichte Novelle HoffmannS beweist das Treffende der oben von unserem geehrten Mitarbeiter gegebenen Charakteristik? sie kann aber dazu dienen, dem Bilde noch einen kleinen Zug hinzuzufügen, sie zeigt, wie meisterhaft unser Novellist auch ein wahrhaft rührendes Mcnschenloos darzustellen weiß, ohne dabei das Gleichgewicht seiner im höchsten Sinne humoristischebei Weltbetrachtung zu verlieren. Die Redaction.

gut zusammen, und die Empfindungen, die Hoffmann damals beseelen mochten, hat er später dem Helden eines kleinen Romans, dem Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Bölling — zunächst von seinen Schülern, alsbald von allen Einwohnern des kleinen Stäbchens „Iwan der Schreckliche" genannt — in den Mund gelegt: „Ein tüchtiger Pädagoge muß etwas vom Despoten in sich tragen, er muß vor Allem ein überzeugtes Selbstbewußtsein besitzen, ja, er muß ein Stück Zelot sein, den es gewaltsam drängt, sein eigenes Wollen und Wissen auf die Welt um ihn her zu überpflanzen, es ihr auch wider ihren Willen aufzuzwängen. Eroberer, Vekehrer und Erzieher werden im Grunde aus demselben Holze geschnitzt: in ihnen Allen herrscht der treibende Wille, die Außenwelt nach sich selbst zu gestalten, und damit sich unterzuordnen. ‚Seid wie ich/' rufen sie den Menschen zu, ‚denn ich bin stärker und klüger als ihr!' Und wenn die Menschen und Schüler sich sträuben, so beweisen sie es ihnen mit dem Schwert, dem Scheiterhaufen und dem Rohrstock. Solche Naturen stehen aber im geradesten Gegensatz zum Gelehrten und auch zum Künstler. Diese sagen zu den Erscheinungen der Welt: ‚Ich will mich euch hingeben; ihr sollt auf mich wirken und mich leise umgestalten, ich will mich in euch verwandeln und mein bescheidenes Selbst zu eurem Selbst erweitern; ich bin nichts durch mich, sondern alles durch euch, durch die Bereicherung, die ihr mir gebt, indem ich euch mit großen Augen ansehe, euch verstehe, mich an euch entzücke. Eins werde mit euch und zu allerletzt das unendliche Empfangen in stillen Bildern zu einem geringen Theil ruhig wieder von mir ausstrahle. Ich liebe euch, wie ihr seid und weil ihr seid, nicht weil ihr so oder so seid und ich euch vielleicht noch besser machen kann; ich kenne nichts Gutes und nichts Böses, sondern ich sehe die fertige Welt mit Freuden und sage in meinem Herzen: ‚Siehe, es ist Alles sehr gut!'° — So stellt sich der Gelehrte und der Künstler vor die Dinge. Beide mögen gute Lehrer sein, aber nicht gute Erzieher."*)

Im Herbst 1876 ergriff Hoffmann von Neuem den Wanderstab und brachte wiederum ein Jahr in Italien zu. Nochmals versuchte er es darauf zwei Jahre hindurch in Berlin am „Gymnasium zum Grauen Kloster", ob nicht doch noch ein passionirter Lehrer aus ihm würde; aber der mehr und mehr zum Durchbruch kommende dichterische Drang, der keinen äußeren Zwang dulden wollte, ließ ihn von diesen Plänen endgültig abstehen. „Ich verzichte auf die Lehrthätigkeit, denn ein Bearhen in derselben glich einer Verurtheilung zu lebenslänglichem Martyrium; es giebt in der Welt für einen Mann keine so entblätternde, so entsittlichende Roth, als das Bewußtsein, seinem Berufe nicht zu genügen," sagt an einer anderen Stelle der eben citirte Dr. Bölling. Das sah auch Hoffmmm

*) Diese A^rte enthalten die Lösung des phychologischen Räthsels in der neuen Novelle „Erfüllter Beruf." Red.

ein. Er beschloß, seinen literarischen Neigungen ganz zu leben, gab die Lehrthätigkeit auf und weilte längere Zeit im elterlichen Hause zu Stettin. Mehrere Novellen, die er in jener Zeit schrieb, wurden sofort von den besten Zeitschriften acccvirt, und auch „Nord und Süd" führte als eine der ersten den jungen Dichter in die Literatur ein.⁴) Nach einem nochmaligen Besuche Griechenlands siedelte Hoffmann 1882 nach Berlin über, wo er im glücklichsten, von echt deutschem Familiensinn durchwehten Hausstande, an der Seite einer liebebreizenden, ihn innig verstehenden Gemahlin und von einem großen Freundeskreise aufrichtig geliebt und geschätzt, noch gegenwärtig lebt; vorläufig allerdings nur noch auf kurze Zeit, da er alsbald wiederum dem starken unwiderstehlichen Zuge „nach dem Süden" zu folgen und sich mit seiner Familie auf ein bis zwei Jahre in Süddeutschland und Italien niederzulassen gedenkt.

Die erste Novellensammlung Hans Hoffmann's erschien 1881 unter dem Titel „Unter blauem Himmel" und vereinigte vier Erzählungen, von denen drei auf dem glücklichen Eilande Cavri, eine auf dem

römischneapolitanischen Grenzgebirge spielt. Dem frisch pulsirenden, ungezwungenen südlichen Volksleben entsprossen, athmen sämmtliche Geschichten eine heitere Poesie und Romantik und zeigen uns in farbenfrischen, lebenswahren Bildern die heißen Herzensempfindungen und kindlich-naiven Ansichten jener Menschen, die unter einem glücklichen, fast immer ungetrübten Himmel wohnen. Schon in diesen Erstlingsarbeiten fällt uns die künstlerisch durchdachte Composition und die psychologische Vertiefung der Charaktere auf, daneben ferner die sorgfältig gehandhabte Sprache und ein erquickender beschaulicher Humor, der besonders hell und erwärmend im „Faulen Beppo" durchdringt. Ein köstlicher Geselle, dieser urwüchsige Faullenzer, der niemals aus seinem süßen Nichtsthun gerissen werden kann, und der jede darauf hinielende Beleidigung mit olympischer Ruhe aufnimmt! „Z niis, dostia" ruft man ihm immer wieder und wieder zu; er aber findet darin nichts Herabwürdigendes und Verletzendes, denn „da auf Eapri fast gar keine werkhätigen Thiers: wie Pferde, Esel und Zugochsen gehalten wurden, so fand er lauter vergnügliche Thiers: Katzen, Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner, welche sämmtlich in behaglichem Nichtsthun ein sündloses Leben hinbrachten, und doch von ihren Herren freundlich und sorgfältig ohne Vorwürfe ob solchen Wandels, ernährt wurden." Endlich aber wird der faule Beppo doch aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Er erweist sich als thatkräftiger Helfer, indem er, um seine Schwester mit ihrem Geliebten, dem Sohne eines alten reichen Geizhalses, zu vereinigen, diesem seine Schätze stiehlt. Die Strafe bleibt nicht aus, Beppo muß auf die Galeere.

*) Mit der Novelle, „Der schöne Checco", Augustheft 188«. Sodann erschienen noch in unserer Monatsschrift die Novellen: „Der Mönch von Paläokastrizza", später »der blinde Mönch" betitelt März 1886) und „Strandgut" (Mai 1388). Red.

Als er von seinen weinenden Angehörigen Abschied nimmt, sagt er gelassen: „Ich mußte doch endlich einmal arbeiten lernen"; dann streckt er sich lang im Boot aus, schaut träumend in den blauen Himmel hinauf und genießt von ganzem Herzen sein letztes freies ckolc« Kr noiitte! — Einen ernsteren seelischen Conflict behandelt „der schöne Checco," der, im Gegensatz zum Bevpo, pessimistischer Natur ist, denn er ist blind, arm, häßlich. Das schönste Mädchen Anacavris wendet ihm jedoch ihre Liebe zu und erhält in ihm, auch nachdem sie sich mit ihm verheirathet, den Wahn, er sei der schönste Jüngling des Ortes. So leben sie in idyllischem Frieden, bis eines Tages ein deutscher Arzt Checcos Blindheit heilbar findet und ihm trotz der Abmahnungen des Pfarrers, der um das stille, beschauliche Leben der Beiden fürchtet, das Augenlicht niedergiebt. Schwere Herzenskämpfe bleiben nicht aus — aber schließlich siegen doch Zufriedenheit und Glück.

In zwei weiteren Bänden Novellen: „Im Lande der Phöaken" (1884) und „Neue Korfu-Geschichten" (1887) hat Hoffmann zum Hintergrunde seiner Erzählungen das alte Eiland der Homerischen Phäaken, die von der Natur verschwenderisch bedachte Insel Korfu gewählt, und zwar hat er die Handlungen theils in die Gegenwart, theils in die Zeit der venetianischen Herrschaft gelegt. Aber die Scenerie und die Menschen sind dieselben geblieben. Auch auf die heutigen Bewohner dürfte noch immer die Zeichnung des Dichters passen, die er von ihren Vorfahren gegeben: „Sie lebten fröhlich und sorglos in den Tag hinein, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgend möglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Oelbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen — weideten ihre Lämmer aus dem fetten Rasen darunter im Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hie und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüsezucht, als welche beide eine unverhältnißmäßig große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür verstanden sie, alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlicher Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern."

Man sollte meinen, daß neun Novellen, ziemlich demselben Boden entsprossen und in denselben Farben ausgeführt, leicht eine gewisse Einseitigkeit erzielten. Nichts von alledem! Jede der Erzählungen hat ihre eigene Stimmung, ihren besonderen Umriß, der den Leser bannt und festhält. Kommt der reinste und ungetrübteste Humor in einzelnen — „Die Weinprobe", „Perikles, der Sohn des Xanthippos," „Die vier Büßerinnen" — vollauf zur Geltung, so bricht bei anderen mächtig und erschütternd eine tiefe Leidenschaft, ein fortreißender Cultus sinnlicher Schönheit durch. Meisterstücke sind in dieser Art „Die Gekreuzigten" und „Der blinke Mönch," letzteres vornehmlich eine grandiose Dichtung in Prosa.

Etwas vom homerischen Geist durchweht diese Geschichten von Korfu, über denen ein märchenhafter Zauber liegt, der uns im Fluge aus dem brausenden Alltagsleben entführt und uns reinsten dichterischen Genuß verschafft. Nicht mit Unrecht ist Hoffmann von kritischer Seite als ein „spätgeborener Hellene" bezeichnet worden: sein liebevolles Vertiefen in das Leben der Natur, sein häusiges Hinweisen auf einen möglichst ungetrübten Genuß des Daseins, seine vollendete künstlerische 'Durchbildung wie die Grazie der Sprache erinnern lebhaft an hellenische Vorbilder. Niemals tritt Hoffmann in einer gesuchten Pose vor uns hin; die Mehrzahl seiner Novellen entpringt aus kleinen Episoden anmuthig und formenschön, und die Fabel selbst entzückt uns ebenso wie der Rahmen, der sie umgiebt. Beide aber gehören bei unserem Dichter untrennbar zusammen. Man kann nie eins vom anderen lösen, ohne das ganze Gebilde zu zerstören; man kann ihnen kein anderes Relief verleihen, kann sie in keine andere Gegend, in keine andere Zeit versetzen, als es ihr Poet gethan.

Noch vor den beiden Bänden der Korfn-Geschichten erschien eine Sammlung: „Der Herenprediger und andere Novellen", ein Band mit vier Erzählungen, unter denen diejenige, nach welcher das Buch seinen Haupttitel empfang, unbestritten den ersten Rang einnimmt, wie sie überhaupt zu den besten Schöpfungen Hoffmann's gehört. In vorzüglich getroffener, alterthümlicher Schreibweise, in Form von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, berichtet in den fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts der gestrenge Stettiner Prediger Bartholomäus Wachholtius von den „gottgefälligen" Aufgaben seines Amtes, die besonders in der Aufspürung, Verfolgung und Verbrennung von Hexen bestanden. An sich ein religiöser und menschenfreundlicher Mann, von tiefem Sittlichkeitsgefühl durchdrungen, mar, er doch oder gerade deshalb dem Hexen- und Teufelsglauben vollständig ergeben und fpürte den in Menschengestalt Satanswerk Ausübenden nach. „Durch Gottes Gnade," schreibt er seinem Freunde, dem ehrbaren, gelehrten Rector Franzius zu Wittenberg, „ist es mir bisher insgemein gar wohl ergangen; der Herr hilft mir, meine Pflichten in Treue zu walten und den Anfechtungen des Teufels fleißig zu widerstehen. Zwar wisset Ihr, und ich habe es Euch oft bekannt, wie solcher Sieg über den Bösen mir selten sonder Kampf, Zorn und Pein gelinget; aber Ihr selbst wäret es, der mich oftmals tröstete, wenn ich verzagen wollte vor seiner großen Macht, mit dem Beispiel unseres geliebten, frommen und tapfern, im Herrn ruhenden Martinus, als welchem gleichfalls greuliche Versuchungen des Teufels nimmer sind erspart worden." Derartige Versuchungen treten nun aber auch an ihn heran: die jugendlichschöne Wittib Apollonia Lüdickin stiehlt sich in sein Herz und ist nimmermehr daraus zu verbannen; das heiße Liebesgefühl, welches ihn ergriffen, sieht aber der Pastor Wachholtius als eine Versuchung des Teufels an, der die liebliche Gestalt und die lockende Rede jener Apollonia als sein Werkzeug benutzt. Furchtbare Seelenkämpfe martern ihn, und des inneren Ringens mit dein Bösen ist kein Ende. Er verzweifelt an sich, er glaubt sich nun selbst verhext; vor versammelter Gemeinde klagt er sich der Sündhaftigkeit an und hält sich für unwürdig, fernerhin das Wort Gottes zu predigen. In den Augen der Gemeinde aber wächst dadurch nur sein Ansehen, und für diese Gemeinde steht es ebenso unumstößlich fest, daß Apollonia eine gefährliche Hexe sei. Man ergreift sie, stellt sie vor den Richter, und sie gesteht auf der Folter Alles, was ihr der Hexenprediger vorhält: daß sie die Männer und insbesondere ihn, den Prediger Wachholtius, mit teuflischem Gaukelwerk umnebelt habe, „einzig und allein ihrem lieben Buhlen, deni Junker Satanas zu Gefallen, damit er seine Freude habe an den Gott abspenstig gewordenen Seelen und zum Dank ihr desto freundlicher herlächle und in höllenmäßiger Lust mit ihr tanze und nächtens jubilire". Apollonia wird verbrannt, Wachholtius aber spürt nun, seitdem ihm selbst der Satan nahe getreten, mit verzehnfachtem Eifer den Hexen nach. „Mögen sie hinfahren, die Hexen und bösen Zauberer, die Giftmischer und Beschwörer, die Teufelsbuhler und Gottesfeinde; mögen sie hinfahren in Flammen, mögen sie fallen durch's Schwert, auf daß doch die Seelen der Seinen vor ihnen bewahrt werden und vor der bösen Saat der Verführung, die sie aussäen im Namen und Dienst des höllischen Feindes!" so ruft er aus; und die Zahl Derer, die er zum Scheiterhaufen geleitet, steigt bald auf hundert und mehr. Nicht nur in Stettin, sondern in ganz Pommern erringt er sich einen weiten Ruf als „Hexenprediger", dem selbst die verstocktesten Sünderinnen beichten müssen. Da lernt er ein Mädchen kennen, lauter und rein wie ein Frühlingsmorgen; er sieht sie häufiger und empfindet für sie eine väterliche Zuneigung. Gertrud gesteht ihm, daß sie heinlich mit Max, dem Sohne des reichen Kaufherrn Stojentin, verlobt sei, und der Hexenprediger sucht diesen letztgenannten auf, um ihn zur Billigung des Bündnisses zu bestimmen. Der stolze Patrizier aber ist empört: ein armes Mädchen von geringer Abkunft als seine Schwiegertochter — niemals! Er verdächtigt Gertrud als Hexe, und diese wird in das Gefängnis; geworfen. Schmer, sehr schwer kommt es dem Hexenprediger an, diesmal seinen Beruf zu erfüllen. „Sie ist unschuldig!" ruft ihm der Verlobte Gertruds zu. „Andere sind wegen derselben und geringerer Vergehen gerichtet!" lautet die Antwort. „So waren auch alle diese unschuldig!" Mit flammender Gluth bemächtigt sich die Erkenntniß seiner Seele, daß jene Worte wahr seien, daß er Hunderte Unschuldiger geinordet habe! Er selbst theilt es in fortreißenden Worten der Menge mit, in wildem Aufruhr erbricht diese das Gefängniß, Gertrud wird befreit und kann mit ihrem Bräutigam entfliehen. Der Hexenprediger aber, der durch das offene Geständniß seinen inneren Frieden wiedergefunden, erleidet gern und willig den Tod

als Einpörer.

Weitab von den lieblichen Gestaden Capris und Korfus liegt der Schauplatz dieser Novelle, die mit einem düsteren historischen Gemälde zu vergleichen ist, mit einem Gemälde von greifbarer Anschaulichkeit, voll packender Kraft, voll tiefer Leidenschaft. Der historische Ton ist vorzüglich getroffen; nirgends, auch nicht in der Art der abgebrochenen ErzShlunasweise, finden wir ein Schwanken und Tasten, folgerichtig vollzieht sich die psychologische Entmickelung, und der Schluß wirkt versöhnend und mildernđ. Der Gesmmnteindruck ist ein stark sittlicher, schwer zu vergessender. — Von den übrigen Gaben des zuletzt angeführten Novellenbandes möchten wir noch wegen der feinsinnigen Durchführung und leuchtenden norwegischen Naturschilderungen die Erzählung „Lvshätta" anführen, deren bis zum Schluß währende Steigerung einen eminent dramatischen Aufbau zeigt.

Neben den behandelten vier Hauptwerken veröffentlichte Hans Hoffmann noch ein einer altdeutschen Sage angepaßtes kleineres erzählendes Gedicht voll liebenswürdigen Humors: „Der seige Wandelmar," und eine historische Erzählung: „Brigitta von Wisby," welche die Eroberung der alten Hansestadt durch König Waldemar IV. von Dänemark zum Gegenstand hat. Auch hier paßt sich die Sprache markig dem Stoffe an, und in fesselnden Bildern skizzirt Hoffmann die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Eine behaglich ausgesponnene größere Novelle ist die vorläufig noch nicht in Buchform erschienene: „Iwan der Schreckliche und sein Hund," von sprudelnder Schalkhaftigkeit erfüllt, indem ein ernst angelegter, trotz seiner Schüchternheit und Aengstlichkeit stets bärbeißig aussehender Gymnasiallehrer in eine Reihe komischer Mißverständnisse verwickelt wird. Eine große Freude wird Hans Hoffmann seinem weiten Anhängerkreise durch einen demnächst erscheinenden neuen Novellenband: „Von Frühling zu Frühling" bereiten. Hossmann sucht in den diese Sammlung füllenden zwölf Erzählungen, von denen jede sich an einen bestimmten Monat anschließt, wiederum die norddeutsche Heimat auf, deren ganzen Zauber, deren eigenartige Schönheiten er mit voller Dichterseele erfaßt und zu bewegendstem Ausdruck gebracht hat. Mehr verrathen wollen mir nicht, man greife selbst zu der neuen Gabe.

Wie oft und wie viel wird nicht geklagt über den Verfall unserer zeitgenössischen Literatur, über das Bedürfnis:, daß eine andere, eine bessere literarische Welt erstehen müsse! Aber diese Klagen müssen verstummen vor einem derartig gesunden, kernigen, dabei stets vornehmen und seine eigenen Pfade wandelnden Talent, wie wir es in Hans Hoffmann besitzen. Freuen wir uns dessen und seien mir ihin dankbar für die genußreichen Stunden, die er uns geschenkt hat. Wir wünschen und hoffen von ganzem Herzen, daß ihnen noch viele, viele folgen mögen!

Preußen und die Antike.*)

	von	
	Gustav Mrschfeld.	
	— Königsberg i. Pr. —	

ao Verhältnis; Preußens zu den Denkmälern des klassischen Alterthums, insonderheit der klassischen Kunst soll der Gegenstand meiner Betrachtung sein. Man meint wohl, daß den Alterthumssorscher vor Allen sein Beruf ganz hinausführe aus dem Leben seines Staates und seiner Zeit. Das mag in andern Ländern möglich sein; wir in Preußen genießen den Segen, daß der Pfad eines Jeden von uns hineinführt in die Geschichte und in das Wesen unseres Vaterlandes. Und so will ich hier bezeugen, welch ein gesundes, welch ein begeisterndes Stück Entwicklung dieses Staates auch das besondere wissenschaftliche Gesichtsfeld ausfüllt, welches ich meinem Berufe nach zu überschauen habe. Das ist mir Recht und Pflicht zugleich: als mein Recht erachte ich es, das, was uns auf diesem Gebiete Besonderes angehört, einmal offen und froh zu bekennen! Als meine Pflicht erachte ich es, aufzuklären über Thatsachen und Erscheinungen, deren bisher nur einige wenige recht eigentlich sich bewußt geworden sind. Ich sage damit nicht zuviel; ist doch immer noch demjenigen, der unserm Staatswesen nicht angehört, das Wort „Preußisch" wie der Inbegriff des Geordneten, Zusammengefaßten, Gründlichen zwar, aber zugleich des Freudlosen, der auf das Nothdürftige beschränkten Ver

*) Die Arbeit ist aus einer Festrede zum preußischen Krönungstage hervorgegangen.

Hältnisse, in denen das Leben derjenigen Reize ganz entbehre, die es Vielen erst begehrenswerth machen. Wer nur etwas in der Welt herumgekommen ist, wird mich verstehen. Ja, selbst unter uns fehlt es nicht an solchen, welche das wie etwas Gegebenes, zu Recht Bestehendes einfach hinnehmen; und es mag ja — wie anderwärts — so auch bei uns Kreise geben, welche in einer ablehnenden Haltung gegen Kunst und Alterthum eine ganz besondere innere Befriedigung finden. Aber diese mögen versichert sein, in der Vergangenheit und Gegenwart Preußens und seiner Herrscher haben sie den Rückhalt nicht, den ihre Unkenntnis; vielleicht gerade dort sie suchen läßt. Es ist nicht die Gewohnheit unserer Fürsten gewesen, irgend etwas gering zu achten, was dem Gemeinwohl, wenn auch nur in begrenzter Weise diene. Ihre Pflege geistiger Interessen ist freilich mit der Größe ihres Staates gewachsen: das aber ist an diesem eben das Gesunde und Große, daß — von welcher Seite man auch kommen mag — der Weg zwar zuerst eng, rauh und unbequem sich ankündigt; aber überall steigt er aufwärts, wird weiter und gangbarer und führt zuletzt empor auf reine, weit überschauende, endlich auch weit sichtbare Höhen. Fern sei uns eitle Ruhmredigkeit, die ja immer nur dem Wahren Abbruch thut. Aber so sicher ist unser Bewußtsein von der naturwahren Entmickelung unseres Staates, daß mir die frohe Zuversicht haben, es sei jeder Zweig, der in ihm zur Blüthe gelangt ist, lebensberechtigt und lebenskräftig zugleich.

Nun bedeutet aber Preußen für die Erschließung der alten Kunst, mehr, viel mehr, als selbst unsere engsten Landesgenossen ahnen; zu tief hat es sich mit der Antike eingelassen, als daß es zurück könnte von diesem Wege, ohne ein Stück seiner Entmickelung zu verleugnen. Das mögen auch diejenigen sich gesagt sein lassen, welche jetzt meinen, daß man die Beschäftigung mit der Antike einfach abschneiden könne, wie einen überschüssigen Trieb. Ueberall beneidet man es uns, wie wurzeltief dieser Trieb gegründet ist in unserer Erziehung, in unserem gesamten wissenschaftlichen Leben. In Frankreich und Englands haben sich neuerdings große Vereinigungen gebildet zur Hebung der griechischen Studien unter ihren Landsleuten; sie würden es nicht verstehen, wenn mir ein Gleiches thäten, waren sie doch nur von dem Wunsche beseelt und geleitet, uns auf dem Wege zu folgen, auf welchem sie uns ohne Einrede und beinahe neidlos einen weiten Vorsprung zuerkennen. Dieser Vorsprung aber auf dem Gebiete der alten Kunstforschung in unserer Zeit ist unzweifelhaft beinahe ausschließlich ein Verdienst preußischer und nordischer Männer überhaupt. Es ist schon eine eigene Erscheinung, daß Winckelmann ein Sohn der Mark mar, Thorvaldsen und der große Archaeolog Zoega aus Dänemark; Andere stammen aus Schleswig-Holstein, aus Hannover, aus den Sächsischen Ländern. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm sprach es aus bei Eröffnung der Jubiläums-ttunstaussstellung zu Berlin (23. Mai 1886): „Es bleibt ewig denkwürdig, daß gerade Männer aus dein Norden es gewesen sind. welche in Wort und Schrift, in Baukunst, Plastik, Malerei die Botschaft von Hellas verkünden." Es muß also wohl etwas im Blute liegen, wenn Preußen auch auf diesem Gebiete die Führung übernommen hat. Man sagt uns zwar immer — so lange und so dringlich, daß mir es fast ohne Prüfung hinnehmen —, wie andere Staaten doch so viel früher und so viel mehr an alten Denkmälern zusammengebracht hätten, als unser so lange armes und dürftiges Preußen. Nun, den Besitz gestehen wir Anderen gern und neidlos zu, den allgemeinen Anspruch, der daraus entwickelt zu werden pflegt, aber nicht; denn unser ist die Ueberzeugung, daß nicht der Besitz adelt, sondern die Benützung, den Einzelnen wie den Staat. Dessen ist Preußen zuerst unter allen nordischen Staaten sich bewußt geworden, und nicht bloß unter diesen; und nach seiner Gewohnheit hat es seiner theoretischen Erkenntniß auch die praktische Folge gegeben, früher und in größerem Stile als alle Andern. Dies zu entwickeln, habe ich mir vorgesetzt. Es

gemährt aber darum eine so wahrhafte und reine Freude auch von dieser Seite unseres Staates zu reden, weil seine Maßnahmen und Leistungen auch hier keines rhetorischen Aufputzes, keiner panegyrischen ^aute bedürfen. Thatsachen will ich aneinander reihen und sie für sich selber sprechen lassen; nur daß ihre Anordnung das Werden und Wachsen richtig zum Ausdruck bringe, sei mein Bemühen. Abgesehen hiervon werde ich Kundigen vielleicht nicht viel Neues bieten-), aber eben der Kundigen sind Wenige.

Ich weiß wohl, daß archivalische Forschungen und litterarische Studien noch manches ergeben würden; außer in Nebendingen bin ich zu solchen nicht in der Lage gewesen. Aber sie würden auch nur Einzelheiten hinzufügen, das Gesamtbild steht fest und unverrückbar; und um das zu erkennen, ist des Einzelnen gerade genug, auch genug, wie ich ineine, zu einem sicheren Grunde für eine Begeisterung, von welcher ich wünsche, daß meine Lefer einen Hauch davon in meiner Darstellung spüren möchten.

Jede Betrachtung einer besonderen Seite staatlicher Entwicklung hat freilich nur dann einen wahren Charakter und ist erst dann in höherem Sinne wirklich berechtigt, wenn sie überall im Boden der allgemeinen Zustände wurzelt. Ich darf aber wohl annehmen, daß die Gestalten der Preußischen Könige unter uns bekannt sind, wenngleich ich mir nicht so gewiß bin, ob sie es wirklich in dem Maße sind, wie es sein sollte. Daß Charaktere von solcher Geschlossenheit im Einzelnen wie in ihrer Aufeinanderfolge noch nicht in einem ausführlichen Volksbuche vor Augen gestellt sind, darf füglich Wunder nehmen; inzwischen scheint mir, daß die ersten von Ranks Büchern Preußischer Geschichte — und zwar in der alten Auflage von 1847 — das Eindrucksvollste seien, was über unsere Herrscher empfunden und ausgesprochen ist; ein Buch, das wohl nur deswegen nicht so günstig beurtheilt wurde, wie andere des Berfassers, weil sein erstes Erscheinen in eine Zeit siel, wo eine fast im ganzen Reiche der Druckerschwärze herrschende Presse gar nicht fassen zu können schien, oab man etwas Preußisches loben und doch bei der Wahrheit bleiben könne. Dieses Buch sollte dem Geschichtsunterricht schon in unfern höheren Bürgerschulen als Grundlage dienen; von einem kenntnißreichen Lehrer erläutert, würde es die Gestalten unserer Herrfcher sicher und unverlöschlich einprägen. In solchem Sinne bekannt setze ich sie hier voraus. Kunstliebhaber im Stile gewisser anderer ausländischer und deutscher Fürsten hat es auf dem Preußischen Throne nie gegeben: denn es ist bei uns niemals Sitte gewesen, daß eine bloße Liebhaberei des Monarchen mit Anforderungen des Staates concurrirt, geschweige denn über sie gesiegt hätte. Und doch dürfen mir mit Wahrheit sagen, daß kein Staat als Staat soviel gethan hat für die Antike, wie Preußen. Ja wohl sind wir sparsam gewesen und haben die paar Heller zusammenhalten müssen, die auch dafür erübrigt werden konnten; aber wie der Unbemittelte das, was er sich einmal gewähren kann, ganz anders schätzt, viel lebendiger würdigt, viel nachhaltiger ausnützt, als wer im Ueberfluß lebt oder sich nichts zu versagen braucht, so ist es Preußen ergangen mit Kunst und Alterthum. Hiermit bellte ich schon auf ein Hauptergebnis? unserer Betrachtungen; aber wir werden sogar davon zu sprechen haben, wie gerade die Beschränktheit der Mittel ein Anlaß besonders trefflicher Verwendung gewesen ist. Nicht immer werden wir es vermeiden können, das Verhältniß Preußens zur Kunst überhaupt wenigstens zu streifen; daß wir es für Anfang und Ende der Darstellung nicht ausführlicher dürfen, können wir sogar bedauern. Aber auch so wird schon eine gewisse politische Seite unserer Betrachtung zu ihrem Rechte kommen. Ich meine dies: auf manchen andern Gebieten bei uns mögen ja die Nrtheile von einander abweichen können unter dem gegenseitigen Vorwurfe bloßer Subjectivität; auf dem Boden, den mir betreten wollen, hört das Meinen auf, eine Verschiedenheit der Auffassung erscheint unmöglich, denn es handelt sich um Dhatsachen, die klar von allen Seiten vor Augen liegen, um Absichten, an denen auch der Widerwillige nicht deuten kann, um Erreichtes, das unzweifelhaft ist. Nehmen wir nun wahr, wie unser Staat auf diesem Gebiete der gesündesten, großartigsten Entwicklung sich erfreut, so liegt es nach aller geschichtlichen Analogie wohl nahe, hierin zugleich ein Symptom seines allgemeinen Zustandes zu erkennen. Und dieser gleichsam indirecte Weg der Erkenntniß muß uns um so willkommener sein, je schmieriger die Aussonderung des Bleibenden und Echten in den sich begebenden Dingen der menschlichen Klugheit zu fallen pfllegt.

An Häuser schrieb und schreibt man wohl Sprüche, die den Sinn seiner Bewohner ausdrücken; so will ich gleichsam über dem Eingang ineiner Darstellung die zwei Grenzvunkte bezeichnen, zwischen welchen der Sammeleifer unserer Fürsten sich abspielt. Im Jahre 1631 gab der Kurfürst Georg Wilhelm Befehl, silberne Werke aus dem Dom zu Berlin einzuschmelzen, um mit dem Ertrage Kriegsvölker anzuwerben ^), gerade so wie etwa zwei Jahrhunderte früher Friedrich I. Kirchenglocken zu Kanonen umgießen ließ, um den Frieden zu erkämpfen und zu erhalten! das heißt, es giebt etwas, was höher ist, als Alles Andere, — das Vaterland. Und auf der anderen Seite höre man die Antwort des großen Friedrich, als man ihm ein Gemälde antrug, für welches der König von Polen, August, Kurfürst von Sachsen 30 09(1 Ducaten geboten habe:

„ . . . dem König in Pohlen stehet frei), vor ein Tableau 30 in Ducaten zu bezahlen, und in Sachsen vor 100 m Rthr. Kopfsteuer auszuschreiben, aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einem resonablen Preis, das kaufe ich, aber was zu theuer ist, laß ich dem König in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen und Importen aufzulegen ist meine Sache nichts." —

Wer vom Verhältniß Preußens zu den Denkmälern der alten Kunst sprechen will, auch der kann nur anheben beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm, denn alle srüheren Ansätze vernichtete der große Krieg. Wenn am Sarge Georg Wilhelms das Schlußgebet für seinen Nachfolger lautete: „Möge der Herr mit ihm fein, daß durch ihn wieder gebaut werde, was so lange wüst gelegen, daß er einen Grund lege, der sür und für bleibe!“ ->) so hat sich dies erfüllt, wie nur je ein Gebet. Auch für unser begrenztes Gebiet hat der große Kurfürst den dauernden Grund gelegt. Es ist gesagt worden, daß ihm für Künste ein natürliches Talent innewohnte, so daß er das Gute und Brauchbare auf den ersten Blick unterschied"). Jedenfalls kaufte er fchon im Jahre 1641 aus dem Rheinlande antike Bronzefiguren nnd Geräthe, Gemmen nnd Münzen, den Anfang dessen, was man damals und auch später noch eine Kammer nannte. Ein Katalog vom Jahre 1049 verzeichnet fchon 4000 Münzen, (darunter 129 goldene, 3000 silberne), und diese blieben auch ein Hauptbestandtheil; ein späterer Katalog von 70 Folioseiten aus dem Jahre 1072 zählt allerdings auch schon einige Marmore auf. Bei dem in die Weite gerichteten Blicke des Kurfürsten kann es nicht überraschen, daß er zugleich in überseeischen Ländern ethnologische Gegenstände sammeln ließ. Im Jahre 1680 wurden diese mit der Kammer vereinigt, welche nunmehr in vier Abtheilungen — Antiken, Münzen, Kunstsachen und Raritäten, sowie Naturalien — zerfiel und die im Schlosse in der Bibliothek, im Obergeschoß der Schloßapotheke untergebracht mar. Der Kurfürst bewegte sich allerdings hier in einer damals überhaupt modischen Richtung, und wenn wir weiter nichts zu sagen wüßten, dürften mir auf seinen Sammeleifer nur dasselbe geringe Gewicht legen, das ich der gleichzeitigen Thätigkeit anderer Fürsten nur zuzuerkennen vermag. Allein schon im Jahre 1004 nennt ihn der größte Münzkenner seiner Zeit und ein überaus bedeutender Gelehrter und Mensch, Ezechiel Spanheim, „an erster Stelle unter den Deutschen Fürsten, welche durch Bereicherung ihrer numismatischen Schätze mit den Königen von Frankreich, den italienischen und dein Kaiserhause wetteiferten"). Und in den Dienst des Kurfürsten ist Spanheim erst viele Jahre später getreten. Mehr noch will eine einzelne Notiz aus dem Jahre 1668 besagen. Es wurden wiederum als falsch erkannte Münzen entfernt, „denn seine Churfürstliche Durchlaucht wollten nicht gestatten, daß sie zu den genuinen gelegt würden" ^). Endlich zeugt für den Sinn des großen Kurfürsten der gelehrte Charles Patin, dessen Reiseberichte bei aller Kürze für jene Zeit ganz einzig lehrreich sind. Man muß den Bericht über die Aufnahme vergleichen, welche dein Reisenden in Dresden, in Wien, in London zu Theil wurde; dann erkennt man unter all den blumigen Redewendungen im Stile jener Epoche das so viel höhere Verständnis;, die wahre Theil nähme des Kurfürsten auch auf dem Gebiete, das uns hier angeht. Trotz der bewegten Zeit — anscheinend 1672"), gönnt der Kurfürst dem fremden Gelehrten nicht nur sein Gespräch, er scheint selbst versucht zu haben, ihn zu gewinnen ^o), wie er später Spanheim gewann. Und mir sind es dem Herrscher schuldig, es nicht für Phrase zu halten, wenn er bei jener Gelegenheit ausspricht, daß er sich nnt den Münzen sehr angenehm unterhalte und diesen mehr Zeit widmen würde, sobald die Staatsgeschäfte ihm mehr Muße ließen. Wir sind um so mehr berechtigt, darauf Nachdruck zu legen, als Spanheim in der Vorrede zur dritten Auflage seines großartigen Werkes über das alte Münzwesen, welches 1706 in London erschien, den jugendlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf das Beispiel seines ruhmwürdigen Großvaters hinweist, der so wissenschaftlich, so sachverständig und mit solcher Borliebe die antiken Münzen betrachtet habe.

Es ist also mehr als eine allgemeine Huldigung, wenn Joachim von Sandrart feine Augen auf den herrlich emporgestiegenen Herrscher richtet, ihm den zweiten Band seines weitbekannten Lehrbuches „Teutsche Akademie" widmet (1678) und ihm in der Vorrede in der Sprechweise jener Zeit den Ehrennamen „eines deutschen Phoebus oder Apollo" beilegt, da „derselbe nicht allein Pfeile und Bogen, sondern auch die Leyer der Kunst im Arme halte und . . . der Lorbeerkranz auf seinem Haupte ihn nicht allein zu einem Kriegshelden, sondern auch zu einem Helden der Kunst gekrönt"). Was dürfen wir aber auch Anderes von einem Fürsten erwarten, der in seinem „Politischen Testament" an hervorragender Stelle seinem Nachfolger die Universitäten „zun: höchsten" empfohlen und ihm aus deren rechter Pflege „Ehre und Ruhin" verheißten hat'2)! Von einer bloßen Spielerei, einer cavaliermäßigen Behandlung ist bei dein Kurfürsten nichts zu spüren, vielmehr tritt überall das ernste Bewußtsein entgegen, daß Alles an seiner rechten Stelle seinen Werth und seine Bedeutung habe, und dies ist wie ein Familienzug seinen Nachkommen zu eigen geblieben.

Wenige Jahre vor seinem Ende (1686) erhielt der Kurfürst als Erbschaftsantheil aus dem Nachlaß der ausgestorbenen evangelischen PfalzSimmernschen Linie eine Sammlng von mehr als 12 009 antiken und neueren Münzen, welche der gelehrte Lorenz Beger, ein Schüler Spanheims von Heidelberg nach Berlin brachte. Vielleicht ist es bei diesem Anlaß gewesen, daß der Kurfürst seinen gesammten Antikenbesitz seinem Nachfolger Friedrich, dem nachmaligen ersten König übergab, welchem damals auch die Münzsammlung des eben ausgestorbenen Pommerschen Herzogshauses zugefallen war. Unter dem Kurfürsten Friedrich, dessen Erziehung zur Kunstliebhaberei auch Patin kurz, aber sehr anschaulich beschrieben hat, nahmen die Ankäufe einen regen Fortgang; Beger, der in Berlin geblieben mar, und dessen Obhut besonders die Antiken und Münzen anvertraut wurden, wies seinen Herrn richtig gerade auf die Bedeutung der griechischen Münzen hin, die damals natürlich ungleich seltener auftauchten als jetzt, und von denen die erste Sammlung des Großen Kurfürsten nur 6 goldene III silberne nnd 13 kupferne enthalten hatte. Im Jahre 1690 wird der Besitz an Münzen einmal auf 22 000 beziffert. Der Kurfürst wollte diese wie die anderen Alterthümer um sich haben und stellte sie in seinen Wohnzimmern auf; aber er, dessen Neigung zu Pracht und sinnfälliger Machtentfaltung bekannt genug ist, wollte auch Anderen zeigen, was er besaß, und so ward Beger beauftragt, die Sammlng herauszugeben, wie er schon früher in Heidelberg auch die Pfälzische Sammlng bearbeitet hatte. Bereits im Jahre 1696 trat der erste Band des tlissaurus Zi'imäsndur^i«u» selecw« an's Licht, dem 1698 der zweite, 1701 der dritte folgte, dieser schon dem Könige Preußens gewidmet, drei wirklich prächtige Folianten, vom Herrscher auf's Freigebigste ausgestattet, und das schönste derartige Werk, das bis tief in unser Jahrhundert hinein in Berlin herausgekommen; und es ist nicht bloß relativ statthlich: auch ruf einen Mann wie Ludwig XIV. machte es Eindruck. Wir aber dürfen dem Kurfürsten dankbar sein, daß er auf diese, unter damaligen Verhältnissen fast allein mögliche Weise seine Schätze auch wissenschaftlicher Benutzung erschloß. In den Anreden, mit denen Beger die einzelnen Bände seines Thesaurus eröffnet hat, bleibt, wenn wir den Schwulst des Jahrhunderts abziehen, doch ein tüchtiger und schöner Kern: der Sammeleifer! des Fürsten, seine Besorgniß, daß nichts Unechtes sich einschliche, sein Wunsch der Veröffentlichung n« Inter pariotss latitaret. Und auch das ist ganz wahr, was im zweiten Bande gesagt ist: l'iKi non sukritic igli^uia8 in (Zsrmania invsstissä88k'. Romam Ronia arcs88i8, denn es bedeutete schon etwas, wenn der Kurfürst die Sammlng des berühmten Antiquars Pietro Bellori in Rom (gest. 1696) ankaufte, welche 40 Marmorwerke, 80 Bronzegegenstände, 29 Gefäße und 40 Lampen enthielt, Sachen, die, soweit sie in Berlin geblieben, die Grundlage des heutigen AntiquariumS bilden. Nach dem Umbau des Berliner Schlosses kamen die Sammlungen in fünf Zimmer des vierten Stockes nach dem Lustgarten zu; die Ueberführung geschah im Jahre 1703, an einem 3. August, ein Datum, das in der Folge noch eine ganz andere Bedeutung erhalten sollte.

Gerade des ersten Königs Verhältnis; zur Kunst würde erst in einem viel größeren Zusammenhange recht zur Geltung kommen. Wir wollen hier nur noch daran erinnern, daß er ja auch die Akademie der Wissenschaften und diejenige der Künste zu Berlin, sowie die Universität Halle gegründet hat; wahr geworden ist es wenigstens, wie es in einem Panegyricus jener Zeit heißt: ubi inm Hieras <juarn Maxime ooluntnr, in Lrnsncisndur^ieig putat« reßicmidus, ibi Huarn plurim«, vietoriarm monument» sunt i»). In den letzten Regierungsjahren des Fürsten haben die geschwächten Finanzen eine Vermehrung der Kunstsammlung nur noch wenig zugelassen, und manche haben gewiß damals die Frage aufgeworfen, ob nicht auf diesem Gebiete schon zu viel aufgewendet sei. Der Nachfolger des Königs, Friedrich Wilhelm I., hat diese Frage jedenfalls bejaht; und als ein Mann, der seiner Einsicht Folge zu geben unter keinen Umständen sich scheute, erschien er schon ein paar Monate nach dem Hingange seines Vaters in der Kammer und ließ mehr als 300 goldene Medaillen einschmelzen. Aber „einsichtig auch hier," wie der comveteteste Beurtheiler, Julius Friedländer sich ausdrückt, „ließ er die Antiken unberührt." Uebrigens ist schon in Spanheims oben erwähnter Vorrede vom Jahre 1706, die ari den fast achtzehnjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gerichtet ist, unter der leichten Verhüllung hoffnungsvoller Worte wohl erkennbar, daß auch er des Kronprinzen Neigung ganz auf soldatischem Gebiete suchte. Schlimmer als der eben erwähnte Verlust war schon, daß zwischen 1723 und 1726 eine Anzahl von Antiken, zumal 36 Marmormerke, nach Dresden an August II. abgetreten ward, und zwar in Tausch gegen zwei Dragonerregimenter. Das Eintauschen lebendigen Materials war dein Sinne jener Zeit nicht ganz so anstößig, wie es uns heut erscheint. Aber auch mir dürfen dem gestrengen Könige nicht gram sein: wie der Preußische Staat nun einmal sich entwickelt hat, ist er ohne diesen Herrscher, der mit Wahrheit von sich sagen durfte: „Ich habe das Land und die Armee in Stand gesetzt", gar nicht denkbar. Es ist aber ein den Dingen innewohnendes Gesetz, daß alle Uebrigen leiden, wenn Eines von ihnen mit Recht oder mit Unrecht bis in seine äußersten Konsequenzen entwickelt wird. Wir wissen jetzt, daß jenes Eine damals am Ende hinauslief auf die Größe und den Ruhm des Staates. Ja, vielleicht darf man bei dem notorischen Interesse des Königs für die Malerei — er malte sogar selber — voraussetzen, daß lediglich sein Pflichtgefühl ihn vom Kunstbesitz seines Vaters so viel hingeben ließ.

Wie dem auch sei, jedenfalls prägt erst der große König im XVIII. Jahrhundert, wie der große Kurfürst im XVII., dem Verhältnis; Preußens zur Antike seinen Charakter auf. An dem Rauch'schen Denkmal zu Berlin hat daher mit vollem Recht auch das Abbild des betenden Knaben eine Stelle gefunden, jenes herrlichen Bronzewerkes bester griechischer Kunst, das auch heute noch als eines der merthvollsten und schönsten Denkmäler des Berliner Museums gelten muß. Man kann beinahe sagen, daß sein Werth noch gewachsen ist, denn noch heute nimmt es unter den so sehr vermehrten Werken griechischer Kunst eine ganz einzige Stellung ein. Aus des Königs persönlicher Initiative ist der Ankauf hervorgegangen: vom Besitz des Prinzen Eugen mar das Werk in denjenigen des Fürsten Liechtenstein gekommen; im Jahre 1747 gab Friedrich seinem Gesandten Grafen Podemils in Wien den Auftrag zur Unterhandlung und schloß den Handel mit 5000 Thalern (17 500 Mk.), für die damaligen Verhältnisse keine geringe Summe. Der König empfiehlt gute Verpackung, schickt einen Diener eigens bis Wien und schreibt: „,?« l'äitnsä« avee imputier, es et js ine tais ä'avavee nr, plaisir <Z« voir uu äs« plus beuux moreesux, qus oov.8 K^ons clo l'imticius." Er stellte die Statue dann in Sanssouci auf, dem Fenster seiner Bibliothek gegenüber. Hier in Sanssouci vertheilte der König in Zimmer und Gärten auch die andern Antiken, die er früher und später erwarb, und diese waren sehr zahlreich, viel zahlreicher, als in weiten Kreisen bekannt ist. Ich hebe nur Einiges hervor. Im Jahre 1742 schon wurden 300 Marmormerke des Cardinals Polignac um 36 000 Thaler angekauft; so viel anzulegen, muß also der König — nach seinem oben angeführten Grundsatz doch für „resonabel" gehalten haben. Es waren meist Büsten, aber auch ganze Statuen, wie z. B. die so bekannte Polyhymnia; und ein schöner Homerkopf hat seine Stelle im Studirzimmer des großen Königs bis heute behalten. Später fielen ihm mehr als 100 Marmorwerke aus der Hinterlassenschaft seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, zu. Ja, ich finde die Nachricht, daß in den Sklössern Friedrichs 5000 antike und moderne Sculpturen gezählt wurden^). Dem großen Friedrich wird es verdankt, wenn die Sammlng vertieft geschnittener Steine im Berliner Museum reicher ist als jede andere: nicht weniger als 30 000 Ducaten wurden im Jahre 1764 aufgewendet für die berühmte Sammlung von fast 3500 Gemmen des Philipp von Stosch, welche Winckelmann verzeichnet hatte. Viertausend griechische und römische Münzen wurden 1770 in Dessau gekauft. In demselben Jahre vereinigte der König einen Theil seines neuen Antikenbesitzes sammt allerlei Alterthümern aus der Berliner Kunstkammer in Potsdam beim Neuen Palais in einem eigenen als Rundbau aufgeführten „Antikentempel", in dessen Anbau Münzen und Gemmen Raum fanden. Die Anlage einer antiquarischen Bibliothek ward befohlen; es ist unverkennbar, hier sollte die Antike ungestört genossen, studirt werden. Freilich nicht vom Publicum; das märe schon an der Entlegenheit gescheitert. „Wenn die Erlaubnis; des Königs erlanget worden," so heißt es in einem damaligen Buche, „so biegiebt sich Herr Stosch — der Ausseher — aus Berlin nach Potsdam, um diese kostbaren Kunstwerke vorzuweisen"^). Man begreift, das war keine einfache Sache. Aber an allgemeine Zugänglichkeit und Benützung von Kunstsammlungen ist damals

R,,d und SSd. XI.VIII., 1«. 2t

diesseits der Alpen überhaupt kaum gedacht worden; vielleicht bildet nur Mannheim eine Ausnahme mit seiner im Jahre 1767 eröffneten Gypssammlung, die vier Jahre später Goethe von Straßburg aus besuchte, der bis dahin nichts anderes als Laokoon den Vater und den Faun mit den Krotalen gesehen hatte, und doch mar er schon in Leipzig gewesen und hatte Dresden besucht Gerade Dresden pflegt im Lichte des vorigen Jahrhunderts als ganz besondere Stätte des Kunstgenusses zu erscheinen: in Beziehung auf Gemälde gewiß mit Recht, allein was die Antiken angeht, sehr mit Unrecht. An den Gebilden von Dresdens Kunstschatzen, so pries Herder, sei

Winckelmann erwacht. In der Abhandlung von der Empfindung des Schönen in der Kunst u. s. f. (1763) sagt dieser allerdings (Z 30): „Der größte Schatz von Alterthümern befindet sich zu Dresden; aber," fährt er fort, „ich kann das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schupen von Bretern wie die Hörings gepaöet standen und zu sehen aber nicht zu betrachten waren" Einige waren bequemer gestellt, aber erst im Jahre 1785 wurde unter Friedrich August die Neberführung der Marmore in das sogenannte Japanische Palais angeordnet und ausgeführt.

Nein, nicht die Antiken Dresdens haben auf Winckelmann eine nachhaltige Wirkung ausgeübt; mit Stolz dürfen wir aussprechen, was heut zu Tage kaum gewußt, jedenfalls nicht richtig gewürdigt ist: es sind doch die Antiken des großen Königs in Potsdam gewesen, die Winckelmann seine entscheidende Richtung auf Rom gegeben. Wem sollen mir denn glauben, wenn nicht ihm selber, der im März nach dreiwöchentlichen! Aufenthalt bei Freunden in Potsdam einem andern Freunde schreibt: „Ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt. Von den erstaunlichen Werken, die ich dort gesehen habe, und von denen du nichts weißt, will ich mündlich mehr berichten. Ich habe aus dieser Reise, die mir ziemlich kostbar gewesen, dennoch einigen Nutzen gezogen, und der ist dieser: ich bin entschlossen, mich auf einen gewissen Fuß in Rom zu sezen"^). Und sofort nimmt er die Unterhandlungen wieder auf. Also aus Potsdam brachte Winckelmann den Entschluß mit, der für sein Leben und dann für die kunstgeschichtliche Auffassung und Betrachtung aller folgenden Zeit entscheidend geworden ist.

Allein das bleibt bestehen, auch König Friedrichs Sammlung mar nicht für den öffentlichen Genuß bestimmt; als vornehmer unerläßlicher Schmuck des Fürstenhauses galten die Werke der alten Kunst, wie schon in den Tagen der Renaissance, und so sind auch Friedrich Wilhelms II. Ankäufe in Rom gemeint, die dem neu erbauten Marmorpalais bei Potsdam und gewissen Zimmern des Berliner Schlosses zu Gute kamen.

Der Gedanke, der die Sammlungen unserer Zeit überall in der Welt so beherrscht, daß wir uns selber ohne diesen gar nicht mehr vorstellen können, der Gedanke, daß die Kunstwerke in gewissem Sinne Gemeingut sind, daß sie einem Jeden zur Betrachtung und Benützung offen stehen, daß die Kunstsammlungen ein Erziehungselement für die Gesammtheit bilden müssen, dieser hohe, edle und wahrhaft volksthümliche Gedanke ist meines Wissens zuerst in Preußen gefaßt, ausgesprochen und durchgeführt morden, und zwar von einem Monarchen, der ein engeres Verhältniß zur Kunst nie vorgegeben, den nichts leitete, als ein untrügliches Gefühl der Pflicht, von Friedrich Wilhelm III. Aber es giebt auch ein Genie der Pflichterfüllung, und mir können es der Vorsehung nie genug danken, daß sie diesem aus dem preußischen Throne eine dauernde Stätte bereitet hat. Denn auch die höchste Begabung bleibt unvollkommen ohne das Gefühl der Pflicht; und wie es des einfachen Mannes bestes Rüstzeug ist gegenüber den mannigfachen Forderungen seines engen Lebenskreises, so wird es zur gewaltigsten und ordnenden Kraft zugleich in der Hand des Fürsten, der für Alle zu sorgen hat. Vom Geiste der Pflicht durchweht sind die väterlichen Ermahnungen, die seit den großen Kurfürsten jeder Herrscher seinem Nachfolger hinterlassen; aus dem Geiste ward das suum «uiqns geboren, und dieser Geist lenkte die Gedanken Friedrich Wilhelms III. Die ganze preußische Geschichte bezeugt uns, daß wir unsem Gegenstand damit nicht zu hoch fassen, des Königs eigene Aeüßerungen bezeugen es. Bald nach seiner Thronbesteigung wollte der König die Sammlungen der wissenschaftlichen Benützung eröffnen. Die Akademie erhielt die Oberaufsicht, doch fehlt es an Spuren ihrer Thätigkeit. Dagegen ließ der König auf den Antrag Jean Henrys, der zum Vorsteher der Antiken und der verwandten Sammlungen ernannt war, alle kleineren Alterthümer, auch die nach Potsdam gekommenen wieder nach Berlin bringen, wo sie wiederum nebst einigen andern mit der Kunstkammer vereinigt wurden (1798). Es war im Sinne des Königs, daß der Vorschlag gemacht ward, die Sammlungen nunmehr zwei Mal iin Monat Gelehrten und Künstlern unentgeltlich zu öffnen; aber mit Erfolg wider setzte sich Henry, der übrigens auch hauptsächlich auf den Ducaten angewiesen war, den jeder Besucher zu zahlen hatte, und welchem man für das Jahr 1800 etwa 240 Besucher nachrechnen kann. Ebenderselbe Henry faßte jedoch schon 1805 den Plan zu einem zusammenfassenden Museum — dahin drängte hier die Entmickelung. Da brach der Krieg aus. Nach der Weise römischer Eroberer ließ Napoleon einen großen Theil der antiken Kunstwerke auch aus Berlin nach Paris schleppen. Nach dem zweiten Pariser Frieden ist von diesen Dingen keineswegs Alles zurückgegeben worden. Was nach Memel gerettet und schon vorher nach Berlin zurückgekommen, war der Unterrichtssection des Ministeriums des Innern unterstellt morden; ein bezeichnender und folgenreicher Schritt.

Die Dornenkrone, welche unser Herrscher in jenen Zeiten trug, hat er selber mit einem lebendigen unvermelmklichen Kranze durchflochten: wie in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Preußens die Berliner Universität gegründet ward, so geht der Gedanke eines allgemeinen Kunstmuseums beim Könige selber in eben jene Zeiten zurück. „Getreu der edeln, großartigen Weise unserer Könige, eignen Neichthum nur in dem des Staats zu finden" (Friedländer, Münzcabinet S. 16) hat Friedrich Wilhelm III. schon im März 1810 ausgesprochen, daß für ein zu gründendes Museum die würdigen Kunstwerke, Bilder und Antiken aus allen seinen Schlössern ausgewählt werden sollten. Bon vorn herein betonte der König die wissenschaftlich und künstlerisch wirksame Seite solcher Unternehmung (Gesch. d. Mus. S. 34. Cabinetsordre an den Staatsminister Grafen zu Dohna u. d. 29. März 1810). Das zunächst angeordnete Inventar ergab für die Antiken 80 Statuen, 133 Büsten, 29 Vasen. Gleich nach der Wiederherstegllun des Friedens hören mir von Erwerbungen in Rom — so die anmuthige Artemis, die nach ihrem früheren Besitzer Colonna genannt wird — selbst in Griechenland. Die Gewohnheit, Männer von vorzüglicher Cavacität und besonderer Geistesrichtung als Vertreter nach Rom zu schicken, trug auch hier gute Früchte, wie in einer noch viel wichtigeren Beziehung, über die mir im weiteren Verlaufe zu sprechen haben. Vom Anfang dieses Jahrhunderts an sind dort Uhden, Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Bunsen aufeinander gefolgt. Kaum ein Zweig antiker Kunstgebilde ging leer aus; der Ankauf von 1348 bemalten griechischen Vasen und vielen anderen kleinen Kunstgegenständen, welche der österreichische Generallieutenant Freiherr von Koller in Unteritalien gesammelt hatte, füllt besonders in's Auge; die Sammlung des Generals von Minutoli, die reichere des Triestiners Passalacqua bilden den Grundstock des Aegyptischen Museums.

Wenige Wochen nach der enthusiastisch begrüßten Ausstellung der Kunstschatze (4. October 1815), die nach Paris entführt gewesen waren, am 18. November 1815 hören wir, daß der König zur Anlegung eines Museums den Ausbau der Cavallerieställe im Akademiegebäude, Unter den Linden, befohlen habe, der auch alsbald in Angriff genommen wurde. Es ist bezeichnend für den Sinn des Unternehmens, daß man ursprünglich die Unterbringung der Kunstschatze im Unversitätsgebäude geplant hatte und nur wegen Raummangel davon abgegangen war; in nächster Nähe, wo noch heute die Akademie der Künste steht, im Mittelpunkt der Stadt wollte man dennoch bleiben. Als sich nun im Laufe der Zeit der museumsfähige Kunstbesitz besser übersehen ließ und sich dabei ergab, daß auch der angeordnete Ausbau unzulänglich bleiben würde, ward 1822 die Herrichtung des ganzen Grundstückes zwischen den Linden'und der Dorotheenstmße in's Auge gefaßt. Da legte Schinkel im Anfang des Jahres 1823 einen Plan vor, der ihm aufgestiegen war, als er einige Monate vorher die Negulirung des Lustgartens im Allerhöchsten Auftrage zu bearbeiten hatte: an der nämlichen Stelle, wo das Museum jetzt steht, für die Kunstsammlungen einen ganz neuen Bau aufzurichten. Die Vorzüge dieses Planes waren so äugenfällig, daß sie sofort die Billigung der Museumscommission fanden, vor Allem der Minister von Altenstein und von Bülow; und schon am 24. April desselben Jahres gab der König seine Zustimmung, mit der haushälterischen Rücksicht auf die Mittel des Staates, die ihn stets auszeichnete: die Kosten des Baues sollten die 700000 Thaler des alten Projectes nicht überschreiten. Der König hat sich in der Folge doch noch zu weiteren Bewilligungen von über 93 000 Thalern herbeigelassen, die theilweise zu practischen Herrichtungen, theilweise aber auch zu schönerer Ausstattung erbeten waren. Der Voranschlag, welchen Schinkel dem Könige vorlegte, ist ein laut redendes Zeugniß jener Zeit: es ist beweglich, zu verfolgen, wie ideale. Anforderungen und umsichtige Sparsamkeit im Kampfe sich zu vereinigen suchen und wirklich vereinigen. Sogar der voraussichtliche Miethsertrag aus den Kellereien des Museums wird vom Künstler stark in Anschlag gebracht, dessen wundervoller Genius sich nie glänzender bemährt hat, als in der Enge der Verhältnisse.

Am 3. August 1830, am Geburtstage des Königs, ward das Museum eröffnet, genau 127 Jahre, nachdem einstmals die Kunstkammer in das vierte Stockwerk des Schlosses einlogirt morden mar. Welch ein Umschwung! Ich für mein Theil gestehe, durch keinen noch so antikisirenden Bau im Norden Europas so sehr in die ideale Welt, die wir uns aus dem Alterthum auferbauen, versetzt zu werden, wie wenn ich vom Schloßportal her jenseits des grünenden Lustgartens die gemaltigen Säulen vor den farbigen Wänden der Halle in ihrer ernsten und einfachen Pracht aufsteigen sehe. Den Meisten, denke ich, die Berlin besucht haben, rufe ich damit ein Bild vor die Seele, ein Bild zugleich dessen, was in Preußen die Antike vermocht hat!

Der Sinn des Königs, feine persönliche Stellung ist nirgends deutlicher ausgesprochen, als in einem Erlaß vom 27. März 1822, wenngleich er nur die Bilder anging: „Ich habe seit längerer Zeit die Absicht, die in der hiesigen und Meinen übrigen Residenzen befindlichen Gemälde. . . an einem Orte hier zu vereinigen und sicherund zweckmäßig zum Nutzen und Vergnügen des Publikums aufzustellen." Gesagt war dies etwa auch in der Parlamentsacte vom Jahre 1753, die sich auf das Britische Museum bezieht (s. Anm. 19); aber die Besuchsordnung hat dieser Tendenz sehr lange Zeit hindurch nicht entsprochen. Auch will ich beiläufig bemerken, daß bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts der Besitz des Britischen Museums außer Büchern und Naturalien wesentlich in kleineren Alterthümern bestand. Bei fürstlichen Sammlungen in Europa war aber jener Grundsatz bis dahin nicht einmal ausgesprochen worden, und so konnte der Minister von Altenstein nach Eröffnung des Berliner Baues mit voller Wahrheit sagen: „Die Einrichtung des Museums und die neue Gestaltung sämmtlicher Kunstsammlungen gehört zu den wichtigsten, aber auch seltensten Ereignissen der Geschichte; der Gesichtspunkt ist gegenüber der Kunstliebhaberei eines Regenten ein ganz neuer, sein Volk in größtem Umfange der Segnungen der Kunst theilhaft zu inachen." Die Besuchsordnung, welche die Preußische Staatszeitung vom 26. Juli 1830 enthält, entspricht der Absicht des Königs: nur um den Platz nicht allzusehr zu beengen, findet der Eintritt zunächst gegen Karten statt — so bis zum 3. Januar 1832 —, diese sollen jedoch „ohne Unterschied an die zuerst Kommenden" vertheilt werden.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie ernst und gründlich bei diesem Museum Alles genommen ward. Die Restaurationsarbeiten an den Antiken, die fünf Jahre hindurch unter Rauchs Aufsicht, dann unter Tieck mit größtem Bedacht und beträchtlichem Aufwände vorgenommen wurden; die Principien der Aufstellung, die Rahmung der Bilder — Alles ward bis in's Einzelne erwogen. Hier war es, wo einmal der Segen schmalen Mittel zur Wirkung kam. Und was will es nicht bedeuten, daß ein Mann von dem Werths Wilhelm von Humboldts an die Spitze der Commission berufen ward, welche die Einrichtung des Museums zu berathen hatte! Die Denkschrift, welche er am 21. August 1830 als eine Art von Rechenschaft an den König richtete ist für beide Theile gleich rühmlich und beweiskräftig. „Nichts schien mir so wichtig," schreibt er, „als das Museum, dessen so ausgezeichnet großartige Stiftung ein beständiges Denkmal des Schutzes und der erhabenen Begünstigung bleiben wird, welche Ew. Königliche Majestät der Kunst und denen, welche sich ihr widmen, angedeihen zu lassen geruhen, der öffentlichen Benutzung, für die Allerhöchst dieselben es bestimmt haben, sobald als immer möglich zu übergeben." Alle nur denkbaren Gesichtspunkte der Aufstellung und Verwaltung, der Benutzung und der Vermehrung der einzelnen Gruppen von Kunstgegenständen kommen dann zur Sprache; schon weist Humboldt auch hin auf die einzige Bedeutung, welche eine große systematisch und chronologisch geordnete Sammlung von Gyvsabgüssen nach der Antike haben würde (S. 313), und es fehlt nicht an Zeichen, daß er auch damit des Königs Meinung traf (Gesch. d. Mus. S. 19). Bei der Eröffnung enthielt das Museum, „große und kleine Gegenstände zusammengezählt," über vierhundert antike Bildmerke, von welchen drei und siebzig „den freigebigen neuesten Erwerbungen" des Königs verdankt wurden. Das erste Statut für das Königliche Museum vom 15. Januar 1835 enthält die Grundsätze, deren wesentliche auch im letzten Statut von 1878 (s. Staatsanzeiger vom 19. Novbr. 1878 Nr. 273) unverändert geblieben sind. Das Museum ist von Anbeginn — wie schon die geretteten Kunstsammlungen — dem Unterrichts-Ministerium überwiesen, also eine Staatsanstalt, mit staatlicher Dotation, unter Verwaltung von Staatsbeamten. „Eine möglichst freie Benutzung der Sammlungen soll gestattet und bewirkt werden." Gemäß den Intentionen Wilhelm von Humboldts werden drei Tage der Woche für die Künstler und Kunstfreunde reservirt, drei dem Publicum geboten, unentgeltlich; „theils durch die Kataloge der Sammlungen, theils durch die von den Beamten bereitwillig zu gebende Auskunft soll die gewünschte Belehrung ertheilt und der bildende Einfluß der Kunst gefördert werden." Gelehrte haben „jede zulässige Unterstützung bei ihren Arbeiten zu gewärtigen." Ganz eigen ist die Anstellung eines „Archäologen des Museums", der die wissenschaftliche Benützbarkeit der Antiken-Sammlung nach allen Seiten hin steigern sollte. Bei ganz veränderten Verhältnissen ließ man diese Stelle erst in, Staatshaushaltsetat für das Jahr 1878/9 ausdrücklich fallen.

Ja, es ist eine neue Aera angebrochen mit der Einrichtung des Berliner Museums! Man vergleiche nur, was damals gleichzeitig an andern Orten Europas geschah. Sehr nah liegt es ja, an die Glyptothek in München zu denken, die in demselben Jahre eröffnet ward, an Antikeninhalt wie an Aufwand ungleich reicher, aber als Privateigenthum des Herschers angesehen und verwaltet, noch vor wenigen Jahren nur an drei Tagen unentgeltlich geöffnet und bis auf den heutigen Tag iin Winter ungeheizt, also unbenutzbar. London führte meines Wissens eine liberalere Besuchsordnung erst im Jahre 1832 ein; an drei Tagen war das Museum geöffnet, immer noch gegen Karten, und zwei Monate — August und September — ganz geschlossen. Ueber die Vatikanischen Sammlungen vollends wird gerade in jenen Jahren geklagt, daß sie nur zwei Mal, im Sommer gar nur ein Mal wöchentlich 3 Stunden hindurch wirklich geöffnet seien-l). Die Pariser Kunstschatze, freilich erst gewaltsam durch die Revolution dem Königsbesitz entrissen, sind seitdem stets liberal zugänglich gewesen, aber noch heute werden sie nicht nach den Grundsätzen geleitet, welche bei uns seit Friedrich Wilhelm HI. ununterbrochen herrschen. Gewiß hatte dieser König das Glück, Männer wie Schinkel, wie Humboldt an seiner Hand zu haben, und die Welt, besonders eine gewisse Welt ist, so lange sie kann, nur allzu geneigt, wenigstens hinter den schönen und großen Handlungen eines Fürsten sich nach seinen Nöthen umzusehn. Hier aber machen wir uns ein Wort Bunsens zu eigen, welches er auch in einer Denkschrift über das Museum an den König richtet: „Nun bestätigt es sich auch in diesem Falle, wie die Beschützung, welche die Gunst eines hochherzigen Monarchen der Kunst und Wissenschaft angedeihen läßt, vielfach die Thätigkeit, den Eifer und die Liebe hervorruft, deren die Verwirklichung solcher schönen Absichten bedarf."

Nach der Einrichtung des Berliner Museums nimmt nun das Verhältniß Preußens zur antiken Kunst allmählich eine so zusammenhängende und großartige Entwicklung, daß man zweifeln kann, ob man nicht die chronologische Tarstellung zu Gunsten einer systematischen aufgeben solle. Schon um der gerechten Vertheilung willen bleibe ich jedoch bei der ersten, soweit ich sie irgend durchzuführen vermag.

Kunstwerke, so etwa drückt Wilh. von Humboldt sich aus, sind ihrem wesentlichsten Zwecke nach für die bloße Betrachtung bestimmt; aber auch die wissenschaftliche Benützung der Antike kam nicht bloß in einem Statutenparagraphen des Museums zur Sprache. Auch hierin geschahen unter Friedrich Wilhelms III. Negierung die ersten folgenreichen Schritte, die auf immer größere Ziele zugeführt haben und noch heute zuführen.

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, im Jahre 1812 neu geordnet, begann ihre Aufmerksamkeit auf diejenigen Zeugnisse zu richten, welche recht eigentlich das Grenzgebiet bilden zwischen den monumentalen und den schriftlichen Resten des Alterthums, die Inschriften. Es ist unter unfern jetzigen Verhältnissen nicht leicht, Uneingeweihten die Bedeutung dieser Zeugnisse in ihrem ganzen Umfange klar zu machen, aber es ist schwer, diese Bedeutung zu überschätzen: so viel Licht werfen sie auf jede Seite des antiken Lebens. Von Zeit zu Zeit waren «ollständige Zusammenstellungen versucht worden, und in der That können erst solche den ganzen und vollen Gewinn hergeben. Es liegt aber ebenso auf der Hand, daß sie sich nach einiger Zeit überlebt haben; zu viel neues Material kommt beständig an den Tag, zumal in unserer Zeit. Die Berliner Akademie übernahm zunächst die griechischen Inschriften, und im Jahre 1828 trat der erste starke Folioband, von August Boeckh bearbeitet, an's Licht. Wir kommen auf dieses mit Beharrlichkeit fortgeführte und immer mehr erweiterte Unternehmen noch einmal zurück; in diesem Augenblick wird unsere Aufmerksamkeit von Berlin, ja von Deutschland abgelenkt und findet sich erst in Rom festgehalten. Wie hier zur Vertretung des Preußischen Staates ein bedeutender Mann den anderen ablöste, haben wir gesehen; der gute und verständige Sinn, der auch dies eingegeben, und dem so reicher allgemeiner Segen auch daraus erwachsen sollte, begann jetzt gleichsam die ersten Blüten zu treiben, die sich, wenn man so sagen darf, allerdings zunächst als Forderungen darstellten: denn es ist nicht nur der bösen, es ist auch der guten That gegeben, daß sie ihren Urheber nicht wieder losläßt. Schon zu Humboldts Zeit war das Haus der Preußischen Gesandtschaft ein Mittelpunkt geistig angeregten Verkehrs gewesen; später 1816 kam Niebuhr nach Rom. fast zu gleicher Zeit Bunsen, der einst in seine Stelle einrückten sollte. Viele Gelehrte, vor Allen deutsche, sammelten sich um jene. Der Plan einer umfassenden Beschreibung Roms ist in diesem Kreise gefaßt und auch nach Niebuhrs Weggang (1823) rüstig fortgeführt morden. Aber je mehr man den Boden Roms und Italiens überhaupt kennen lernte, desto tiefer und begründeter empfand man, wie wenig eigentlich seine Kunstschatze im übrigen Europa wirklich bekannt waren; wie viel an wichtigen, entscheidenden Nachrichten unwiderbringlich verloreil ging, weil es an fortlaufenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Berichten durchaus gebrach. Eine huperboreischrömische Gesellschaft bildete sich, unter deren Mitgliedern fast nur Deutsche waren, doch ist es Pflicht, auch des französischen Duc de Luiines mit Dankbarkeit zu gedenken. Die Seele der Vereinigung indessen war Eduard Gerhard aus Schlesien, der schon im Jahre 1828 auf Bunsens Verwendung von der Preußischen Regierung Mittel erhalten hatte, um Zeichnungen antiker Kunstmerke in großer Anzahl für das in Berlin geplante Museum zusammenzubringen. Die Lage der Dinge drängte von selber darauf hin, jene engere Gesellschaft zu einem Europäischen Verein zu erweitern; schon mar Paris als Mittelpunkt in's Auge gefaßt; doch gerieth dieser Plan durch äußerliche Ereignisse in's Schwanken. Nun wies Gerhard auf Rom hin, — da trat Bunsen ein, noch zögernd — aber um diese Zeit, im Herbst 1828 geschah es, daß Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in Rom weilte, dessen Zauber feinen lebhaften und empfänglichen Geist ganz gefangen nahm. Ihn bewog Gerhard, das Protectorat über die neue Vereinigung zu übernehmen, — damit waren auch Bunsens diplomatische Bedenken

überwunden und am 21. April 1829, am Palilienfest, dem Geburtstage Roms, wurde „das Institut für Archäologische Correspondenz" zu Rom eröffnet 22). Dies ist der Beginn einer Anstalt, welche seit Jahrzehnten in ihrer Sphäre eine unbestrittene Herrschaft ausgeübt hat. Ursprünglich eine internationale Gründung, bei welcher auch gerade der hervorragende Antheil von Franzosen unvergessen bleiben soll, fand sie doch von vornherein in Preußen ihre kräftigste Stütze. Das Protectorat des Kronprinzen mar keine bloße Form: von 1830 bis 1857 genoß das Institut in Preußen Portofreiheit; die Geldzuwendungen sind im Anfang sehr bescheiden gewesen, aber von den ersten 100 römischen Thalern wuchsen sie doch allmählich auf 800, dann auf 1340 Thaler und betrugen zu einer Zeit, in welcher bei uns keineswegs glänzende Mittel für derartige Zwecke verfügbar waren, von 1859—1870, nicht weniger als 5840 Thaler jährlich, d. h. mehr als ein Viertel der Summe, welche in der gleichen Periode der Akademie der Wissenschaften in Berlin zufiel. Dabei mar das Institut immer noch international; und doch hatte einzig auch Preußen schon seit 1860 zwei Stipendien ausgeworfen, jungen Gelehrten den Aufenthalt am römischen Institut zu ermöglichen, „um die archäologischen Studien zu beleben und die anschauliche Kenntniß des klassischen Alterthums möglichst zu verbreiten." So war es denn nur das Aussprechen eines wirklichen Verhältnisses, wenn im Jahre 1871 das Institut zu einer Preußischen, im Jahre 1874 zu einer Reichsanstalt erhoben wurde.

Deutsch, nicht particularistisch ist Preußen in den Institutsangelegenheiten von jeher gewesen; seit dem Jahre 1842 besoldete es die dirigirenden Secretäre, — bis in die allerletzten Jahre mar keiner derselben ein Preuße.

So ist der erste große wissenschaftliche Mittelpunkt zur Verwerthung der Denkmäler alter Kunst im Wesentlichen ein Werk Preußens. Man rede nicht von Zufall, seine Absicht entspricht zu sehr den ernsten und mohlthätigen Grundsätzen, welche auch bei der Einrichtung des Berliner Museums an den Tag getreten waren. Der Einfluß des Instituts ist unberechenbar: von der Fülle neuen Stoffes, den es der gelehrten Welt geboten, sehe ich ab. Auch das sei nur beiläufig bemerkt, daß dem fremden Lande der Dank für die schön gewährte Gastfreundschaft dadurch abzutragen versucht ist, daß die Denkmale seiner alten Größe und Geschichte durch die Deutschen ihre erste wissenschaftliche Verzeichnung erhalten haben und jetzt auch ihre umfassende Veröffentlichung finden ^). Aber Niemand lehrt heute in ganz Deutschland über alte Kunst, Wenige über das classische Alterthum überhaupt, die nicht ihren, römischen Aufenthalt, ihrer Beziehung zum Institut einen guten, oft den besten Theil ihrer Bildung verdanken; und indem sie von dieser gern und freigebig mittheilen, ist der Segen jener Einrichtung hinausgetragen worden in alle Welt, wo sich von selbst versteht, ohne Dank und ohne Erinnerung; wir dürfen auch darauf stolz sein, daß er dies Schicksal mit so vielen hohen Gütern der Menschheit theilt.

Man hat wohl gesagt, daß Friedrich Wilhelm IV. so recht eigentlich geschaffen war für die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Das ist unbestreitbar, und doch — wir können nicht anders, wir müssen es aussprechen: was der König auch für die Antike gethan, es war im Ganzen doch nur die Erfüllung von Absichten seines Vaters. Für die Sammlungen, die in dem Schinkelschen Bau nicht unterkamen, ward ein neues Museum schon 1841 beschlossen, 1843—47 ausgeführt, wenn auch erst 12 Jahre später in allen seinen Theilen eröffnet. Hier endlich konnte auch jene längst geplante monumentale Geschichte der alten Kunst in Gypsabgüssen dargestellt werden, eine wissenschaftliche und künstlerische That, die einzig geworden ist in ihrer Ausführung und Wirkung. Vor Allem aber verdankt man es dem Könige, daß gleich von vorn herein eine Abtheilung den größten und besten ihrer Art beigezählt werden konnte, die Aegyptische. Dies war einer der Erfolge jener Expedition von 1842—45, welche der König, besonders auf Alexander von Humboldts Betreiben, Richard Lepfius übertrug und „mit wahrhaft königlicher Munificenz" ausstattete; ein weiteres Ergebniß sind jene zwölf Foliobände mit 890 Tafeln ägyptischer und äthiopischer Denkmäler; wissenschaftlich das wichtigste, daß nunmehr endlich eine historische Betrachtung auch der Aegyptischen Kunst möglich wurde, die man bis zu Lepsius Untersuchungen doch mehr zu den „Curiosa" zu rechnen pflegte. Neben so glänzenden Erscheinungen soll aber auch das rührende Bild eines Preußischen Gymnasiallehrers, August Schönborn nicht vergessen werden, der zwei Mal vom Könige unterstützt seinen unwiderstehlichen Forschungsdrang im Süden Kleinasiens befriedigen konnte, der ihn freilich wohl in ein frühzeitiges Grab gesenkt hat. Um so weniger darf das vergessen werden, als es der erste Schritt ist auf einer Bahn, die seitdem Preußen und Deutschland mit staunensmerthem Erfolge betreten hat, und als es noch ganz neuerdings unserm befreundeten Nachbarstaat Oesterreich der unmittelbare Anlaß zu einer glänzenden Expedition geworden ist. Endlich sei das Verhältnis; des Königs zum Römischen Institut noch einmal dankbar in Erinnerung gebracht.

Was aber soll ich von Kaiser Wilhelm sagen, der den Vorständen der Kunstinstitute bei seinem Regierungsantritte aussprach, von ihm dürfe man nicht erwarten, was sein kunstsinniger Bruder gethan habe ^) — und doch, wenn mir nichts als seine Friedensthaten auch auf diesem Gebiete hätten, das Herz müßte uns weit werden in Erinnerung an ihn! — Freilich sind diese Friedensthaten nur gleichsam die Kehrseiten seiner . kriegerischen Erfolge; aber daß er gerade sie als solche gewünscht und herbeigeführt hat, ist auch ein unvergängliches Blatt seines Nuhmeskranzes. Kann aber überhaupt ein Staat ein schöneres Zeugniß sich ausstellen, als wenn er sich gedrungen fühlt, seinein politischen Aufsteigen in gleichem Schritte Arbeit für Kunst und Wissenschaft folgen zu lassen?

Ich berühre hier Dinge, die noch in Jedermanns Erinnerung sind! Haben wir doch Alle das Glück, noch unter dem Scepter dieses einzigen Mannes gelebt zu haben. „Er nahm für sich keine Kennerschaft, kein maßgebendes Urtheil in Anspruch. Aber alles würdig Gedachte empfand er tief, und was immer dem Vaterlande zur Ehre gereichte, war seiner lebendigen Theilnahme gewiß." Schon in den ersten Jahren seiner Negierung ist er für archäologische Unternehmungen thatkräftig eingetreten: die Aufdeckung des Dionysostheaters in Athen (1862), die Grabung im Haine der Priesterschaft der Arvalbrüder bei Rom (1867) sind auf die Kosten König Wilhelms und der Königin August« bewirkt morden. Groß wurde der Maßstab auch auf diesem Felde allerdings erst nach 1871, aber wie hat es unseres theuren Kaisers Herz erfreut, daß die erste Friedensthat des Reiches die großartige Aufdeckung des alten Festplatzes Olympia sein konnte! Dies Unternehmen bot der Welt zum ersten Mal das Beispiel völliger Uneigennützigkeit und eines lediglich künstlerischen und wissenschaftlichen Interesses, denn aller Gewinn sollte den Griechen zufallen. Gerade dieser Umstand hat damals bei uns mancherlei Bedenken, hie und da abfällige Urtheile veranlaßt; aber hätte doch der, welcher so dachte, den Enthusiasmus gesehen und miterlebt, welcher das geistig tonangebende Element des Orients, die Griechen aller Orten erfaßte: er hätte auch die politische Wirkung unseres Unternehmens schätzen gelernt, für dessen Vollendung Kaiser Wilhelm zuletzt noch persönlich eintrat, „denn es sei nicht seine Art, etwas halbfertig liegen zu lassen."

Was dem Kaiser auch auf unserm Gebiete Pflicht schien, hat er unter allen Umständen erledigt. Wie einst sein großer Ahnherr, Kurfürst Friedrich Wilhelm von feinem Feldlager in Jütland her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt hat, so erklärte Kaiser Wilhelm aus seinem Hauptquartier zu Versailles am 2. März 1871 das Institut in Rom zu einer preußischen Staatsanstalt. Aber bald konnte ein solcher Mittelpunkt in Rom nicht mehr genügen: immer näher trat uns der weitere Osten, und als immer nothwendiger ermies sich ein ähnliches Institut in Athen, wo schon seit dem Jahre 1846 ein französisches bestand, ohne bis dahin freilich eine recht zusammenhängende Thätigkeit entfaltet zu haben. Im Jahre 1874 stiftete das Reich die sogenannte archäologische Schule zu Athen, die jetzt im Wetteifer mit den Franzosen über ganz Griechenland und den griechischen Osten Umschau hält, wie aus einem unerschöpflichen Borne immer neuen Stoff, neue Thatsachen an's Licht fördert und die Studien dort wie im übrigen Europa befruchtet und anregt. Doch auch hier erkennen wir, wie ein gewaltiger Impuls sich gleichsam nur fortgepflanzt hat von dem „Preußischen" Institut zu Rom, mit welchem das Athenische als eineSchmesteranstalt von vornherein in engste Beziehung gebracht war. Der letzte Reichshaushalt bietet sür beide eine Summe von über 117 000 Mark. Wiederum preußische Generalstabsoffiziere sind es, welche Attica zu vermessen beauftragt sind, wie ein so geweihter Boden es verdient; dem glücklichen Finder Heinrich Schliemann ist der preußische Ingenieur in Mykenai gefolgt, der preußische Architekt in Jlion und Tiryns der wesentlichste Mitarbeiter gewesen, der die wunderbaren Anlagen erst verstehen gelehrt hat.

Wir sind schon hie und da über Preußen hinausgegangen; und wir sind uns wohl bewußt, daß wir von nun an für Vieles auch auf unserem Gebiete dem Reiche zu danken haben, welches gern und freudig Pflichten mit übernommen hat, die man bisher bei uns allein getragen. Aber wie sind auch in Preußen die früheren Züge gewachsen in's Große und Großartige! Der Haushalt der Königlichen Akademie der Wissenschaften, bei der übrigens die auf die Antike gerichtete Arbeit doch mir eine Seite der Thätigkeit darstellt, beträgt heut dreimal so viel als vor vierzig Jahren und ist zwischen 1873 und 1874 auf einmal um mehr als das Doppelte erhöht morden 25). Die ältere oben erwähnte Sammlung griechischer Inschriften liegt in vier Foliobänden abgeschlossen vor; eine neue Sammlung zunächst der attischen Inschriften ist begonnen und zum großen Theile vollendet; das ungeheure Unternehmen der Lateinischen Jnschriftensammlung hat unter Mommsens energischer und durchgreifender Leitung einen staunensiverthen Fortgang genommen: was Preußen auf diesem Gebiete thut, geschieht noch in engerem Sinne für die ganze Welt als das bei Förderung der Antike überhaupt der Fall sein kann; und es kommt nicht bloß den Gelehrten zu Gute. Die Sendboten der lateinischen Jnschriftensammlung sind ausgezogen in beinahe alle Länder alter Cultur; vorhandene Gräfte haben sie angefeuert, schlummernde erweckt, ja, man kann sagen, daß z. B. die ganze Erschließung der antiquarischen Schätze der Pyrenäenhalbinsel und die erneute Theilnahme auch der eigenen Bewohner eine Folge der Arbeiten für das Berliner Oorpns iigeriptioinn I»tivi>nnm ist.

Und nun das Berliner Museum, diese recht eigentlich preußische Schöpfung, wie ist allen seinen Theilen die Größe des Vaterlandes zu Gute gekommen, und nicht zum wenigsten der Antike! Schon im Juli des Jahres 1871 bewies der Kaiser seine Theilnahme am Gedeihen der Königlichen Museen deutlich dadurch, daß er dein Kronprinzen Friedrich Wilhelm das Protectorat übertrug. Dies war keinesweges nur eine Form: auf das lebhafteste Interesse und das Verständniß; des kunstbegeisterten Kronprinzen konnte im Großen wie im Kleinen gezählt werden, und mit seinem Verhältnis; zu den Museen ist ihr nun folgender außerordentlicher Aufschwung untrennbar verknüpft. Weiß ich doch aus eigener Erfahrung — und dankbar muß ich dessen hier gedenken — wie warm der hohe Protector persönlich eintrat, als ich im Jahre 1874 eine Erkundungsreise im südlichen Kleinafien unternahm, für welche das Museum sich interessirte.

In früheren Jahren sind die Mittel, die auf die einzelnen Abtheilungen kamen, oft recht schmal bemessen gewesen; die Geschichte der Museen verzeichnet das getreu und lehrreich. Aber im Jahre 1873 stieg die Zuwendung auf einmal um viel mehr als das Doppelte; während vorher für Ankäufe 12000, dann 16—20 000 Thaler verfügbar waren, wurden im Jahre 1873 dafür 108 000 Thaler ausgesetzt, der letzte Vorschlag bestimmt insgesamt fast 900000 Mark. Dazu traten außerordentliche Bewilligungen, wie beträchtliche Summen für das Münzcabinet, für welches wiederum Kaiser Wilhelm fein Interesse bezeugte. Jetzt giebt es kaum eine Antikenabtheilung im Berliner Museum, die nicht mit den ältesten und schönsten Sammlungen der Hauptstädte Europas wetteifern könnte, soweit diese nicht, wie etwa Rom, Neapel, Athen, ihren eigenen Kunstbezirk haben und dadurch in gewissen Gruppen unerreichbar werden. Gewiß veranschaulichen die Parthenonskulpturen in London die schönste und größte Zeit der griechischen Kunst in ganz einziger Art; «her für eine andere Epoche wunderbarer Schöpfungskraft und Lust, für diejenige der Diadochen, steht nunmehr Berlin ebenso unerreicht da. In einer Beziehung jedoch überragt das Berliner Museum alle andern: in der lebhaften und energischen Arbeit, seinen Besitz zu erschließen und für weite Kreise nutzbar zu machen ^t!); auch dies nach den Grundsätzen, die schon Friedrich Wilhelm III. sich zu eigen gemacht hatte. Ein begeisterter Darsteller der Deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts hat neuerdings die Bedeutung jenes Königs überhaupt stark betont, und sich damit in Widerspruch zu einer hergebrachten Anschauung gesetzt. Soweit unsere Beobachtungssphäre hier reicht, inüssen wir ihm rückhaltslos beipflichten; und ist es zum ersten Male, daß ein solider und wohlgeordneter Sinn an dauernder Wirkung glänzende Gaben weit überflügelt?

Es ist nun einmal unsere Bestimmung in Preußen, daß uns nichts zufällt, als was mir uns erarbeiten. Gerecht ist es freilich, daß einem Jeden nur zufalle nach dem Maß seiner Sorge. Sehen wir daher so viel treues und unablässiges Ringen auch für die Erschließung der Antike, so will es uns beinahe nur wie ein gerechter Ausgleich erscheinen, daß dem Berliner Museum die Schätze von Pergamon zu Theil geworden sind, durch deren glanzvolle Bearbeitung es sich auch unmittelbar wieder des Besitzes würdig erweist.

Endlich will ich noch einer Seite gedenken, deren weite Wirkung auch Solchen klar sein muß, die nur mit dem rechnen, was sie mit Händen greifen können. Von der ganz einzigen antiken Kunstgeschichte in Gypsabgüssen, wie sie das Berliner Museum bietet, haben mir gesprochen 2'). Aber man fand kein Genügen daran, selber zu besitzen und zu verwerthen; auch Andere sollten an den Neichthume Theil haben. In meiser Umsicht war von Anfang an mit dem alten Museum eine Gnpsgießerei verbunden morden, die gleich allen anderen Abtheilungen stetig gewachsen ist und jetzt einen eigenen Neubau verlangt. Früh, schon vor der Errichtung des Berliner Museums hatte man bei uns für nothwendig gehalten, die höchsten Lehranstalten mit einer Ausmahl von Abgüssen antiker Kunstmerke auszustatten: in Bonn datirt das von 1819, in Königsberg von 1824. in Breslau von 1825. Auch daran war früher kaum gedacht worden; nur in Güttingen, dem ältesten Sitz archäologischer Universitätsstudien, hatte man schon im vorigen Jahrhundert einige Abgüsse gesammelt. Jetzt ward das empfundene Bedürfniß; durch die Gießerei des Berliner Museums befriedigt, aber zugleich gesteigert; denn man konnte eine große Anzahl wichtiger Bildmerke zu angemessenen Preisen ohne weitere Schwierigkeit beziehen. Der Katalog der verkäuflichen Abgüsse nach Antiken zählt jetzt 700-800 Werke auf. Schon aus diesen können sich die Universitäten und Akademien Preußens zum großen Theil eine wohlgeordnete Gnpssammlung bilden, wozu unser Staat wiederum bereitwillig die Mittel zur Verfügung stellt. Auf der anderen Seite ist gerade erst durch die Berliner Sammlung — wir sagen damit nicht zu viel

— die ungemeine Wichtigkeit solchen Materials einleuchtend geworden und hat schließlich nah und fern zur Nachfolge veranlaßt. London und München haben sich zum Theil erst in neuester Zeit zu solchen Smnmmlungen entschlossen, welche für den schönsten Besitz an Originalen doch erst das rechte historische Verständnis; ermöglichen. Auf solche Weise hat Niemand zur Verbreitung antiker Kunstmerke direct und indirect mehr beigetragen als Preußen. Wir ahnen gar nicht, was wir vor unseren Großeltern voraus haben, wenn wir jetzt beinahe in allen großen Städten, die etwas auf sich halten, unser Auge erfrischen, unfern Sinn erbauen können an den schönsten Stücken der classischen Kunst, die ihrerseits durch ihre fortmährende Anwesenheit unsere künstlerische Bildung gleichsam unter einer strengen, aber wohlthätigen Aufsicht halten. Man hört nun wohl sagen, daß Pflege von Kunst und Wissenschaft noch niemals einen Genius hervorgebracht hätten. Das ist schwer zu entscheiden — wie man so zu sagen pflegt, wenn etwas auf keine Weise ausgemacht werden kann

— aber der Genius mag viel von dem nicht nöthig haben, was für uns gewöhnliche Menschenkinder ganz unerläßlich ist, wenn wir nicht geistig und sittlich sinken sollen. Daß die wissenschaftlich geordneten und systematisch gegliederten Schaustellungen alter Kunstdenkmäler, wie sie durch Preußen inaugurirt worden sind, noch keine Wirkung gehabt, darf Niemand zu behaupten sich vennessen; oder wird nicht jede Unternehmung, die sich auf die Erforschung alter Kunststätten richtet, bei uns vom allgemeinsten Interesse getragen? legen nicht unsere Tagesblätter Zeugniß dafür ab durch einen oft ansehnlichen Bruchtheil ihres Inhalts? Wird es nicht in viel höherem Sinne noch dadurch bezeugt, daß kaum über irgend etwas alle Parteien unserer Volksvertretung so enig sind, als wenn es gilt, Mittel für solche Zwecke zu bewilligen? In unser Aller Bewußtsein ist es übergegangen, als ob es gar nicht anders sein könne. Das ist freilich nur eine Fortsetzung früherer Ueberlieferung, wenn von Seiten der Regierung jeder Eifer auch auf unserm Gebiete seine Anerkennung findet; oder wo ist der Gelehrte, welcher sagen darf, daß er in der Beziehung nicht stets das bereiteste Entgegenkommen, und, wenn irgend möglich, materielle Hülfe gefunden habe? Man halte dies doch nicht für etwas Selbstverständliches; es ist wirklich eine Folge der Entwicklung, die mir zu zeichnen versucht haben, daß die Theilnahme an alter Kunst einen Boden im Volke gefunden hat. Man vergleiche nur England, wo fast jede größere Unternehmung lange Zeit hindurch fast ausschließlich durch Privatmittel bewirkt worden ist; gewiß freut man sich dort des Besitzes, aber mehr infolge des schönen allgemeinen Patriotismus, der die Engländer auszeichnet. Eine so lebendige Antheilnahme aller Schichten an den alten Denkmälern, wie das Berliner Museum sie beinahe täglich erweist, ist mir dort niemals entgegengetreten, dort so wenig wie anderwärts. Auch das werden mir für eine mohlthätige Wirkung halten, daß jetzt bei uns private Kräfte in großem Stile an der Ausbeutung des antiken Bodens sich zu betheiligen gesonnen sind. Bald werden wir von wichtigen Bereicherungen unserer Museen aus dem Osten hören, welche wir dein „Orient-ComitS" verdanken.

So dürfen wir sagen, daß Preußen das Lebenswerk seines großen Sohnes Winckelmann in steter beharrlicher Arbeit weiter geführt, ja gleichsam erst erfüllt hat. Das ist nun aber der Segen alles Großen, das mit reinem Sinne begonnen wird, daß seine Folgen unendlich sind, das; es gleich einer himmlischen Leuchte einfach da ist, um zu erhellen, was nur in feinen Kreis fällt; daß feine Wirkungen auch da noch gefunden werden, wo sie Niemand mehr suchen würde.

Unter allen Staaten ist Preußen zuerst der hohen Ausgabe sich bemußt geworden, daß auf das Volk zu wirken, daß es zu erziehen sei auch durch die Kunst! Wir aber dürfen uns glücklich schätzen, in einer Zeit zu leben,

in welcher solch ein Gedanke ausgesprochen und verwirklicht werden konnte; und auch an unserm Theile dürfen wir froh einstimmen in den Ruf Aller, welche heute unbefangenen Auges auf unser Vaterland blicken: „O Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben!"

Anmerkungen.

I» Frankrcich I/»88oeiätion pour l'snoonräAenient des Dtnäes greeques «» ^rsnoo seit 1867, ill England l'Ks Looist^ for promotivg llsIIsai« Ltuäiss in Ln^Isnä seit 1880; beide mit rüstig fortschreitenden, inhaltreichen Jahrbüchern, die englischen der klassischen Kunst vorzugsweise gewidmet.

2) Als eine Hauptquelle nenne ich die Festschrift zur Geschichte der Königlichen Museen in Berlin, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens am 3ten August 1880, vorzüglich den I. und II. Abschnitt: die Königlickzen Kunst- und Alterthumssammlungen bis zum Jahre 1830 von Jul. Friedländer, eine fast völlige Wiederholung der Einleitung, welche derselbe Verfasser dem Eatalog des Berliner Münzcabinets vorangeschickt hat; der zweite Abschnitt, die Gründung und Organisation der Königlichen Museen ist eine actenmäszge Darstellung des Generaldirectors Herrn Geheimrath R. Schöne. Die bez. Thatsachen habe ich zum allergrößten Theile aus diesen Abhandlungen entlehnt, Einzelnes wörtlich, da es sich eben um den vollkommen zutreffenden Ausdruck von Thatsachen handelt.

s) Gesch. d. Mus., S. 4. Für Friedrich I. s. Ranke, Neun Bücher I. S. 19. aber auch „zwölf Bücher" I, S. 105.

- 4) Gesch. d. Mus., S. 13.
- b) Drousen, Gesch. d. preuß. Politik, III 1«, S. 157.
- «) Ranke, a. O. 1-, S. 378.
- 7) Ez. Spanheim, I)« iisu et prk«8täntiä n>imi8Mäti>ui sntiquorum, Vorrede zum I. Bde. der ersten Auflage, s. Friedländer das Kgl. Münzcabinet, S. 2.
- ») Friedl. a. O., S. 2.

Patin, Üektion8 histori<zue8 st ourieusss lis vo^a^es en ^llerns^ns, L,u^Isterre, Hollands, Luliöme, «niss s eto. Ich benütze eine Ausgabe von Amsterdam 1695. Der Bericht, in deni Berlin vorkommt, ist der vierte, zugleich der letzte und ist datirt von Basel, 20. Juni 1673. Das oben im Text genannte Jahr scheint mir hervorzugehen aus S. 208: On 8e«„väit, quo les Lollänäois n'«8peroisot nv äs p!u8 fort nv 6s plus prompt proteoteur, st c>us Ig 8ee«»r8 qu'il lenr <Ionvoit stait 8snl ^üpäbls 6'smpsolier ou s,, moins äs clitsrer Isur perto. Der Vertrag init Holland datirt vom 6. Mai 1672 (Ranke, Zwölf Bücher, I, 302).

^) Ich schließe das aus Patin's: ^'.v suis oblieg pur l'äeueil qu'il roo ti, ü Berlin, psr l«8 nsfres, äont il in^Konorä et pur lu doats qu'il eut äs ms <lirs, «„u'il vouldit sntretenir «orrosponlisnos »vee moi (ob das geschehen ist?). Hus LS W«t ns VOU8 lä88g Point <Is peino, Zlonseignour, fühlt Patin sich veranlaßt hinzuzusetzen für seinen Gönner Friedrich August Herzog von Württemberg, an den die Rs'ini,,n8 gerichtet sind.

>>) Auch abgedruckt bei E. Guhl, Künstlerbriefe II, S. 344f. Für die Sammlungen des Kurfürsten s. auch ebenda S. 347.

S. das bei Ranke, Zwölf Bücher, II, S. 502.

- ") Ranke a. O., S. 456.
- >->) Ernst Cnrtius, Alterthum und Gegenwart, II, S. 205.
- l») Gesch. d. Mus., S. 14.

">) Goethe, Wahrheit und Dichtung, XI. Buch am Ende; er sagt allerdings im VIII. Buche, daß er abgelehnt habe, die Antiken in Dresden zu sehen. Vgl. im Ilcbrigen K. B. Stark, Handbuch der Archäologie, S. 189.

") Vgl. Justi, Winkelmaim, I, S. 274.

l») Der Biograph WinckelmannS, der meines Lobes nicht bedarf, hat diese Aeuszerung zu entkräften gesucht, „Athen und Sparta" belächelt, das Erstaunen lediglich auf moderne Werke bezogen. Ich vermag ihm um so weniger beizupflichten, als die Darstellung, Gesch. d. Mus., S. 10, erweist, daß man zu jener Zeit in Sanssouci eine recht beträchtliche Anzahl der ehemals Polignacschen Antiken finden konnte. Und der Biograph selber hat nachgewiesen, wie wenig jene damals dort aufgestellten modernen Werke WinkelmannS Beifall fanden (I, S. 277); und er sollte eben diese »erstaunlich" genannt haben? Daß Jemand, der von Dresden kam, die geistige Atmosphäre der Umgebung Friedrichs It. imponiren konnte, dies zu glauben, braucht man wohl nicht gerade Preuße zu sein.

>«) Kundige werden mir das Britische Museum entgegenhalten wollen. Ich weiß wohl, daß die Parlementsacte von 1753 es bestimmen rwt «nlv Kr tks inspction sll>t tds «ntsrisinment «k t,Ks lesrned anä ttw «uriuu8, bnt für tks Kenersl us« avS benelit ok tks z»„blio; aber ich kenne auch die Besuchsordnung von 1768, die, wenn ich recht berichtet bin, mit einiger Abschwächung bis zum Jahre 1832 in Kraft blieb, und welche dem Besuch des Publicum? wenigstens überaus enge Grenzen zog Alle diese Dinge sind so wenig bekannt, daß ich ein paar Bestimmungen aus jenen Ltswtos svi! L,,leg hierher setze: wer das Museum besuchen wollte, mußte das wenigstens einen Tag vorher beantragen, an<I il appruvsd ol, re«uiv«g tickets. ?ds tioksts «ere issuslt kor s partikulär <läv änd do>,r snd »sre onlv svailadls at, tliät, time. mors t,K»n tltsen psrsons vi/rv »itmlttoct at c>n«« änc! «ors «auciuvtvcl kKrouFN dv tks osg«iers ok tks äpartmsnt. Ohne diese Begleitung durfte kein Zimmer betreten werden, und jede Gesellschaft hatte nur zwei Stunden „f»r ^ratifvin^ riieir eurlc>3itv in vis«iu^ tks ölussurn."

») Das schöne Document ist abgedrucktin„Aus Schinkels Nachlaß" III.S. 298—327.

2i) Beschreibung Roms II 2, Vorrede S. IX.

«) S. Ad. Michaelis. Geschichte des Deutschen Archaeologischen Instituts. Festschrift 1879 S. S ff.

S. jetzt:Die Aufgaben und Ziele desKaiserlich Deutschen Archaeologischen Instituts von Ad. Michaelis. Preuß. Jahrbb. 1889 S. 21 ff.

Ernst Curtius, Rede bei der Trauerfeier 22. März 1888, S. 1«.

») Etat der Akademie 1849: 20.743 Thlr. 1373: 28,71S THlr. 1874: 194,145 Mk. 1888: 213,682 Mark. — Etat der Königl. Museen 1849: 44,290 Thlr.: 1872: 81,75« Thlr. 1873: 588,735 Mark. 1888: 896,195 Mark.

2«) Ich weise hier hin auf das Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, das seit 1880 erscheint, auf die neuen Kataloge die z. Th. ausgegeben, z. Th. in Vorbereitung sind, auf Sie Anstellung eines technischen Beiraths für artistische Publikationen (s. Staatshaushalt für 1882), auf die zahlreichen Veröffentlichungen, in bez. Fachzeitschriften und einzeln: hierzu treten als „außerordentliche" Aufgaben die Betheilnng an der Localforschung, die Untersuchungen in Syrien, vor Allem aber in Pergamon.

Vielleicht sind Manchem die Inventarnummern der Antiken des Berliner Museums im Jahre 1887 von Interesse: Marmorwerke 1386; Abgüsse 2093. Terracotten 3155. Vasen 3139. Kleinkunst 8064.

2') Man wird mir glauben, daß ich von der Existenz der großen durch Raphael Wengs zusammengebrachten Abgußsammlungen In Madrid und Dresden unterrichtet dm; die erste ist, so viel ich weiß, ganz ohne Folge geblieben. Die Dresdener Sammlung ist schon seit 1794 zugänglich, aber von einer Wirkung in die Weite ist mir nichts bekannt geworden; vielmehr scheint auch sie erst wieder nach dem Vorgange der Berliner Sammlung neues Leben erhalten zu haben. Die Zahl ihrer antiken Abgüsse betmg 1881 nach Hettners Katalog etwa 670; fast genau so viel umfaßte im Jahre 1372 die Univ ersitcitssammlung zu Bonn. Neuerdiügs ist die Dresdener Sammlung in starkem Aufschwung begriffen.

Aus altfranzösischen Dichterinnen.

von

tz. Kschslig.

— Dresden. —

!s ist eine eigenthümliche Erscheinung der französischen Literaturgeschichte, daß in derselben bereits von den Zeiten unserer ! Minnesänger an von Jahrhundert zu Jahrhundert hervorragende Frauen auftreten, während Deutschland, von der im 10. Jahrhundert lateinische Comödien und Poesien schreibenden Nonne Hroswitha abgesehen, bis in's 18. Jahrhundert keine Frau aufzuweisen hat, die sich dauernden literarischen Ruhm erworben hätte.

Von den ältesten französischen Dichterinnen sind es besonders Marie de France, Christine de Pisan, Loulze Lab6 und die Damen Desroch es, deren cmmuthige Schöpfungen noch heute Beachtung, ja zum Theil Bewunderung verdienen. Die beifolgenden, möglichst sinn- und formgetreuen Uebertragungen sollen den geneigten Leser, so gut es möglich ist, davon überzeugen.

Das „Lai (d. i. der Sang) vom Geißblatt" M clu «Kisvi-etoil) hat zur Verfasserin Marie de France, die nach neueren Untersuchungen über die Beschaffenheit ihrer Sprache und Reime schon um die Mitte und in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, zur Zeit Heinrichs II. von England, mithin gerade zur Blüthezeit der französischen Literatur in England lebte, also nicht erst, wie man früher allgemein annahm, um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Stoff der Erzählung ist, wie auch bei den übrigen 13 Lais der Dichterin, dem britischen Sagenkreise entlehnt, dessen Mittelpunkt König Arthur und seine Tafelrunde war. Die Form des Gedichtes ist die bei der epischen Kunstdichtnng jener Zeit übliche: paarweis gereimte, meist männliche Achtsilbner; von 118 Versen haben nur 4 weiblichen Schluß. — Die Gedanken sind, trotz ihrer meist unvermittelten Aneinanderreihung, fast durchweg klar; nur einige Stellen erfordern wiederholtes Lesen. Der naive Ton der Erzählung ist trefflich, der Fortschritt rasch, manchmal fast zu rasch.

Das Geißblatt.

Ich will Euch, da es mich ergötzt,
Das Lai vom Geifzblatt melden jetzt;
Auch sei euch wahrhaft kund gemacht,
Warum es einst ward ausgedacht.
Mehrfach vernahm es schon mein Ohr,
Und auch in Schriften fand ich's vor,
Von Tristan und der Königinne
Und ihrer holde» treuen Minne,
Wodurch sie traf manch bittres Leid;
An einem Tage starben Beid'. —

Der König Mark war ummithsvoll.
Dem Neffen Tristan galt sein Groll.
Sein Land zu flichn er ihm befahl;
Denn Tristan liebte sein Gemahl!
Da zog er in sein Heimatland
Süd-Wales, wo sein Geburtshaus stand.
Hier harrt' er aus ein ganzes Jahr,
Da Rückkehr ihm verboten war.
Drauf bricht er auf, ob ihm auch droht
Fortan Verderben oder Tod. —
Drob braucht ihr nicht erstaunt zu sein;
Denn wer da liebet treu und rein.
Der ist betrübt und gramerfüllt.
Wird seine Sehnsucht nicht gestillt.

<div>Tristan ist trüb und ernst gestimmt. Weshalb vom Land er Abschied nimmt Und stracks hin nach Cornwallis eilt, Wo die geliebte Kön'gin weilt. Im Walde hielt er sich versteckt, Wollt' nicht, dafz Jemand ihn entdeckt. Beim Dunkeln nur verließ er ihn, Wann's Zeit zur Nachtherberg' ihm schien. Bei Bauern oder Armen bracht' Gr dann gewöhnlich hin die Nacht. Dabei erkundet er mit Fleiß, Was von des Königs Thun man weiß. Sie künden ihm, was allbekannt, (5s sei die Ritterschaft gebannt, So lautet König Marks Befehl, Zu einem Fest nach Tintagel, Und zwar zur schönen Pfingstenzeit:</div>	
<div>Das werde reich an Lustbarkeit, Die Königin erscheine dort. Das hört Tristan, schnell eilt er fort, Sie soll und darf ihm nicht entfliehn, Er muß sie sehn vorüberziehn. — Am Tage, wo der König fährt, Tristan zurück zum Walde kehrt. Zum Wege hin, von dem er wüßt'. Daß ihn die Königin kommen mußt'. Drauf schnitt er einen Haselstab, Dem er vier glatte Seiten gab. Und als er ihn bereitet fein. Schnitt er drauf seinen Namen ein. Wenn ihn die Königin erblickt, Ihn näher anzusehn sich schickt. Erkennt sie vom Geliebten traut Den Stab, sobald sie recht ihn schaut. Schon früher war es wohl'geschehn, Daß sie es also hat gesehn. Der Inhalt jener Inschrift war. Daß er ihr kündet schlicht und klar: Daß lange er daselbst schon wart', Schon lang' gelauert und geharrt, Um zu erfahren, zu crspähn. Wie er vielleicht sie könnte sehn; Nicht leben könnt' er ohne sie! Mit ihnen war es anders nie. Wie es dem Geißblatt just erging, Das an dem Haselzweige hing: Wenn's ihn umgiebt und ihn umschlingt Und rund am Stamm herum sich ringt, Zusammen können sie gedeih'«; Doch wollte man sie drauf entzwei'«, — Bald stürbe wohl der Haselstrauch, Und alsobald das Geißblatt auch. „Uns, Freundin, geht's wie dem Gesträuch, Euch ohne mich, mir ohne Euch!"</div>	
<div>Geritten kam die Königin. Sie sah ein wenig vor sich hin, Erblickt de» Stab, und wohl.verstand Sie jedes Zeichen, das da stand.</div>	
<div>Den Ritter» all an ihrer Seit', Die bei ihr waren als Geleit, Zu halten hier befahl sie nun; Absteigen wollte sie und ruhn. Auf den Befehl hielt Mann und Roß. Weit ging sie nun hinweg vom Troß; Sie rief zu sich die Dienerin Brnguein; die hegt' viel treuen Sinn. Ein Stück vom Weg sah man sie geh». Im Grün der Zweige fand sie den, Den mehr sie liebt, als was da lebt. Grosz ist das Glück, das sie durchbebt. Froh kündet, alles Zwanges frei, Sie ihm, was ihr Begehren sei; Zeigt ihm, wie bald auf ferner Erd' Des Königs Huld ihn suchen werd'. Und daß cr's schwer empfunden Hab', Daß er ihm solchen Abschied gab. Verleumdung nur sei Schuld daran.</div>	
	<div>'Zu scheiden wendet sie sich dann. ! Doch als nun naht der Trennung Leid.</div>
<div>^ Begannen sie zu weinen Beid'. — Nach Wales ist Tristan heimgekehr't, Bis ihn sein Oheim hat begehrt. —</div>	
	5
<div>Daß die Geliebte er gesehen ! Durch jenen Stab, den er beschrieb.</div>	<div>Denveil die Freude ihm geschehen,</div>
	<div>Wozu der Kön'gin Wort ihn trieb; Damit der Spruch ihm nicht entfiel.</div>
	<div>Der Meister war vom Harfenspiel, 'Schuf er daraus ein neues Lai, Deß Name kurz und bündig sei:</div>
<div>Als „Goteles" man's in England kennt, , „Chievresoil" es der Franzose nennt. ! Die Wahrheit Hab' ich nicht verhehlt ! Vom Lai, daß ich euch hier erzählt. ^</div>	
<div>Eine nicht minder beliebte und ausgezeichnete Dichterin mar Chrisline de Pisan, die Tochter des Thomas de Pezano. Sie wurde 1363 zu Venedig geboren, verbrachte aber den größten Theil ihres Lebens in Frankreich. Die Roth niachte sie zur Schriftstellerin: als solche erwarb sie sich bald großen Ruhm, setzte sich aber auch vielen Verleumdungen aus. Wie weit verbreitet ihr Ruhm war, geht daraus hervor, daß sie einmal zugleich einen Ruf vom Herzog von Burgund, vom Herzog von Mailand und vom König von England erhielt. Sie starb 1420 (1431 ?>.</div>	
<div>Bon ihren zahlreichen Werken seien hier nur ermähnt 100 Balladen, von denen sich 20 auf den Tod ihres Gatten, Estienne du Castel, beziehen, dem sie eine treu ergebene Lebensgefährtin war. Wie ernst und verständig sie ihren Beruf als Mutter auffaßte, das geht aus den trefflichen Grundsätzen hervor, die sie in den hier mitgetheilten „nowdlo« monnU/. ü soi> öl»" ausspricht. Dieses Gedicht enthält in der anmuthigen Form leichtfaßlicher und gefälliger Verse eine ganze Erziehungslehre mit nützlichen allgemeinen Lebensregeln und ist ein charakteristisches Zeugniß dafür, daß die Beobachtung strenger Zucht und Sitte zu ihrer Zeit schon Manches zu wünschen übrig ließ. Vieles hier Gesagte verdiente wohl auch heute noch beherzigt zu werden.</div>	
<div>So konnte nur eine mahrhaft liebende Mutter und zugleich eine selbst schwergeprüfte, aber hochherzige, fast männlich gesinnte Frau schreiben. Einige Stellen erinnern uns unwillkürlich an die Rathschläge des alten Polonius an seinen Lüertes im Hamlet.</div>	

Was die Form anlangt, so ist bemerkenswerth, daß Christine, dem Geschmack ihrer Zeit folgend, ein auffallendes Bestreben zeigt, reiche Reime zu bilden. Dabei bindet sie gern gleichlautende oder sinn- und stammDiese Eigenthümlichkeit ist im Deutschen nicht immer in einigen Fällen ist die Dichterin selbst davon ab

verwandte Wörter, leicht nachzuahmen; gewichen.

An ihren Sohn.
Mein Sohn, mir ward kein Schatz von

Gold.

Dich reich zu machen; drum sei hold
Jetzo und künftig guten Lehren,
Merk auf, laß Dich dadurch belehren.

Gott liebe stets von ganzer Seelen,
Furcht' ihn, sein Dienst mutz dich beseelen;
Das sind, hast du sie recht ersaht,
Die zehn Gebote kurz gefaßt.

Dann sei dein eifrigstes Verlangen,
Die wahre Weisheit zu erlangen:
Sie kann dir jede Tugend lehren
Und ab von dir das Unglück wehre».

In deiner Jugend reinem Streben
Erkenne richtig schon das Leben;
Das Lernen möge vor Gefahren,
Vor jedem Jrrthum dich bewahren.

Wohin auch immer du gestellt
Vom Schicksal, dem du unterstellt,
Beherrsche dich in solcher Weise,
Daß du verständig lebst und weise.

Willst in der Wissenschaft erlesen Dir deinen Stand und Bücher lesen, Studire so, daß du nicht einst Unwissend vor Gelehrten scheinst.

Willst hochgesinnt Soldat du werden, Mußt du für manches Land der Erden Die Waffen führen; unverhofft. Verläßt das Glück des Kriegs dich oft.

Um keinen Preis dien' schlechtem Herrn, Die Frucht fällt nie vom Baume fem. Es ziemt sich treu ihm nachzufolgen, Du müßttest seinen Sitten folgen.

Dem angestammten Herrn sei treu, Vor Niemand hege größ're Scheu, Nach Pflicht und Reckst. Vor Allem, Sohn, Sei niemals falsch, um keinen Lohn!

Hast einen Herrn du, dien ihm gut; Sprich wohl von ihm, bewahr' sein Gut Und sein Geheimniß; was er treibe, Demüthig ihm ergeben bleibe I

Begehrlichkeit sei fern von dir. Leicht herrscht als Feindin sonst Begier Der Keuschheit und der Weisheit vor; Doch fei auch kein freigeb'ger Thor!

Ist Ruhm der Waffe» dein Begeh: Wohlauf, verfolge manch ein Heer. Nie in der Schlacht, noch in den schranken Seh' man dich fliehen oder wanken.

Ruft man als Hauptmann dich in's Feld, Nicht heiß' es dann, du liebst das Geld: Zu finden gute Kriegsleut' ist Kaum möglich, wenn du geizig bist.

Wenn du als Fürst ein Land regierst Und lange dort das Scepter führst — Gerecht, nie grausam sein, das lerne. Das Volk zu drücken sei dir serne! —

Bist du in Amt und Wirksamkeit
Und waltest der Gerechtigkeit,
So richte recht, vergiß es nicht,
Einst fordert Gott dich vor Gericht.

Hast Schüler du, so tadle nie
Sic allznstreng, und siehst du sie
Sich irren, dann bedenke nur:
Schivach ist die menschliche Natur.

Wenn du ein Priester bist geworden, i Mönch oder Glied von einein Orden, ^ So halte dich von Habgier frei, Scheinheiiigkeit und Heuchelei.

Was dir nicht zukommt, noch bringt Leid, Nicht kümmr' es dich, noch hege Neid; Treib' über Fürsten, über Gott Niemals im Wirtshaus deinen Spott!

*) des Turniers.

Stets ehre, die zu Ehren kamen
Durch Alter oder" guten Namen.
Mit Braven sollst du gern verkehren.
Der Arglist deinen Rucken kehren.

Wenn jung du bist und wohlgewandt.
Sei hübsch, auch ohne teuren Tand:
Um Kleider sollst du dich nicht sorgen,
Nett fein, doch nicht durch Raub und Borgen.

Sorg', daß man dich nicht schüchtern heißt,
Noch zänkisch, boshaft, allzudreist;
Begegne Jedem sanft und hold:
Tritt auf, je wie du reich an Gold.

Wenn du vom Handel leben mußt —
Kauf und verkaufe ganz nach Lust,
Nur daß Verlust nicht mög' entsteh«:
Noch üb' Betrug: s'ist ein Vergeh«!

Wenn du's bedarfst, und es thut noth.
Daß dir ein Handwerk bringe Brot —
Sei treu und trag's still mit Verstand:
Im Himmel ist der hohe Stand.

Wenn du gelangst zu Glückscrwerb,
Zu großem Wohl und reichem Erb —
Hab Acht, nicht stolz dich zu erheben:
Du mußt Gott Rechenschaft einst geben.

Bei Tafel halte dich bescheiden,
Auch sollst du dich vernünftig kleiden.
Daß man nicht spotte dein beim Mahle;
Das Ei erkennt man an der Schale.

Beständig sei, fest sei gefaßt
Des Wohlthuns Vorsatz, den ou hast:
Wer stetem Wechsel zugekehrt.
Kann weder brav sein, noch gelehrt.

Sei wahrhaft, Sohn, i» jedem Wort,
Und sprich und schweig am rechten Ort:
Wer aus Gewohnheit zu viel spricht.
Gilt oft für allzuweise nicht.

Der Hilfsbcdnrft'gen dich erbarm',
Die dir begegnen nackt und arm:
Und hilf, so lange es noch Zeit,
Bedenk: der Tod ist oft nicht weit.

Halt dein Versprechen, schwör' nicht leidig.
Wahr' dich und werde nie meineidig:
Dem Lügner, heißt eS, glaubt man nicht.
Und wenn er anch die Wahrheit spricht.

Lieb', die als Freunde zeigen sich,
Vor deinem Feinde hüte dich!
Zu groß wird nie der Freunde Kranz:
Kein Feind ist zu verachten ganz! —

Louize Labö ist streng genommen schon keine alt französische Dichterin mehr, da sie bereits dem Jahrhundert der französischen Renaissance angehört. Sie lebte von etwa 1525—1565 in Lyon. Ihr Beiname bell«
OorcliSro^ — von Wieland wohl aus Versehen in „bolls mräoliör«" (schöne Franziskanerin!> verwandelt — ist früher von Literarhistorikern meist mit ihrem Vater in Verbindung gebracht worden. Nichtiger ist es wohl anzunehmen, daß sie denselben ihrem Gatten, einem reichen Seilermeister in Lyon, verdankt. Louize Labö stand in hohem Ansehn bei ihren Landsleuten; in ihrem Hause verkehrten die namhaftesten Dichter und Gelehrten der Stadt. Man hat sie oft verleumdet; doch alle Angriffe auf die Reinheit ihres Charakters sind, wie Laur in seiner Schrift über die Dichterin dargethan, hinfällig.

Die mitgetheilten Sonette und Elegien waren an den Heißgeliebten gerichtet, der ihr Herz bei der Belagerung von Pervignan erobert hatte, an welcher sie (von den Soldaten „eapitmiis I^ovs" genannt) als ItZjä'hriges übermüthiges Mädchen theilnahm. Die Gedichte selbst noch zu empfehlen. wäre überflüssig! Solche Frische und Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, so überraschende Wendungen, solch eine, man möchte sagen, moderne Sprache, fesseln schon von selbst.

I.

Ich leb', ich sterb'; ertrink', und bin versenget.
Mir ist so heisz — ich bin vom Frost erstarrt.
Das Leben ist zu sanst mir und zu hart,
Ich trage grohes Leid mit Freud »ermenget.

Mein Lachen wird vom Weinen schnell verdränget,
Verdruß bleibt im Genuß mir nicht erspart.
Mein Gut entweicht und bleibt mir doch bewahrt.
Rasch welk' ich, drauf mich junges Grün umfanget.

So launenhaft hält Amor mich gefangen;
Und wenn mir dünkt zu groß mein Mißgeschick,
Ist unverhofft der Kummer mir vergangen.

Glaubt' ich dann sichre Freude zu erlangen.
Im reichsten Matz das heitz ersehnte Glück,
Da kehrt mein altes Ungemach zurück.

So lang' des Auges Thränen nicht versagen,
Zu trauern um das Glück, das weit entrückt,
So lange noch, von Seufzern nicht erdrückt.
Die Stimme leis es mag den Lüften klagen;

So lang die Hand die Laute noch mag schlagen.
Damit Dein Lob ich sing', von Dir entzückt;
So lange noch die Seele still beglückt
Nach Dir nur mag, Dich zu begreifen, fragen:

So lang' bin ich zu sterben nicht gewillt.
Doch wenn der Thränenquell einst nicht mehr quillt,
Die Stimme bricht, die Hand mir kraftlos bliebe.

Und meine Seel' in diesem Sterbchans
Nicht fähig mehr zu zeigen ihre Liebe:
Dann lösch' der Tod des Lebens Fackel aus!

II.

Aus den „Kkegien".

Mit solcher Sehnsucht treibt es nie den Sklaven
Nach Freiheit, nie das Schiff nach seinem Hafen,
Wie Tag zu Tag, Geliebter, mein Begeh'r
Nach deiner freundlich holden Wiederkehr.
Sie bauchte mir das Ziel von meinem Wehe,
Das enden müßt', wenn ich dich wiedersehe.

O, süßes Glück! Doch ob des Wartens Bangen
Klagt, ach, umsonst mein sehnendes Verlangen.
Grausamer, sprich, warum so kurzes Bleiben
Verhießest du in deinem ersten Schreiben?
So kurz Gedenken schenktest du mir nur.
Daß du so bald mir brachst der Treue Schwur?
Wie wagst du so zu trügen ihre Lieb',
Die dir zu jeder Zeit so treu verblieb? —

Du liegst vielleicht an unbekannter Stätte
Hilflos darnieder auf dem Schmerzensbette. —
Ich kann's nicht glauben; denn mein stetes Flehen
Drang zu den Göttern für dein Wohlergehen,
Daß grausamer als Tiger sie wohl grollten.
Wenn sie mit Krankheit dich verfolgen wollten. —

Der seinen Thron im Himmel aufgeschlagen,
Wie könnt' er meine Bitte mir versagen?
Wenn, für dich betend, er mein Weinen sieht
Und meine Zähren, all sein Zorn entflieht.
Stets war's mein Müh'», mich seinem Dienst zu weihen,
Nicht anderen Vergehns kann ich mich zeihen.
Als daß an seinem heiligen Altar
Anbetung dir, wie Gott, ich brachte dar!

Berühmte Zeitgenossinnen von L. Lalw waren Madame und Mademoiselle Desroches in Poitiers. Etienne Pasquier (1529—1615), dessen Urtheil über seine Zeitgenossen noch heute Gewicht für uns hat, sagt, nachdem er über einige hervorragende Dichter gesprochen: „Ich trage kein Bedenken, an die Genannten hier die Damen Desroches, Mutter und Tochter, anzureihen, besonders die Tochter, welche unter den gut schreibenden Damen leuchtete, wie der Mond unter den Sternen."

Beide starben im Jahre 1587 an der Pest und zwar, wie es stets ihr Wunsch gewesen, an demselben Tage. Ihre Werke wurden im folgenden Jahre vereinigt herausgegeben; neue Auflagen erschienen 1583 und 1604.

Ein in Alexandrinern (einein dem Wesen dieser künstlichen Gedichtform wenig entsprechenden Versmaße) verfaßtes Sonett von Catharina Desroches ist an ihren Spinnrocken („L. ms, ciueuouillv" überschreibt sie es selbst) gerichtet. Den flotten und leidenschaftlichen Liebessonetten der Louize Labö gegenüber mögen freilich diese Verse etwas matt erscheinen. Dennoch ist der Gedanke, der Theokrit entlehnt sein, oder wenigstens schon bei ihm sich finden soll, nicht unpoetisch. Man wird an Goethes „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust" erinnert; nur daß hier der Zwiespalt der Neigungen nicht so tragisch ist und sich bereits friedlich ausgeglichen hat. Der echt weibliche Sinn für häusliche Thätigkeit ist die Grundlage alles Glückes; die edlere geistige Beschäftigung dient der Dichterin nur dazu, das Leben zu verschönen und geistig zu vertiefen.

An meinen Spinnrocken.

O Freund, um den ich sorg', laß, Rocken, es dir schwören.
Stets treu zu lieben dich, zu tauschen nimmermehr
Um äußerliches Gut des Hauses Glück und Ehr':
Was unbeständig schwankt, wird bald die Zeit zerstören.

Bist du zur Seite mir, mehr Schutz wirst du gewähren,
Als Tinte und Papier, ob sie auch rings umher
Mich eingeschlossen hätten; du bist die beste Wehr,

Um aller Unbill Weh mir schadlos abzukehren.

Doch, Nocken, du mein Freund, erwarte darum nicht,
So sehr zu ehren dich und lieben mir ist Pflicht,
Daß ich mm ganz und gar entsag' dem edlen Svielc,

Zu schreiben hie und da. denn schreibend denk' ich dein
Und singe deinen Werth, besorgt um dich allein:
Die Spindel hält die Hand, zugleich doch mit dem Kiele!

Auf das Verhalten der Menschen zum Glück im Allgemeinen, jedoch mit besonderer Anwendung auf die Frauen, bezieht sich das folgende Sonett ihrer Mutter: „,Is «rov yus 1s donkenr ns «ls8psr>ä hus 6s nnus."

Ich glaube, daß das Glück von uns abhängt allein,
Und daß drum Jedermann sein eignes Glück mag schmieden;
Der Thor zu unbedacht verscherzt es sich hienieden.
Der Weise geht mit ihm behutsam um und fein.

Vom Schauplatz dieser Welt der Menschen Thun und Sein
Vermag von diesem Satz klar den Beweis zu bieten,
Es ist der Menschheit so hier unterm Mond beschieden:
Sie trägt ihr Wohl und Weh', trägt ihre Lust und Pein.

Drum wer sich glücklich fühlt zur Zeit als Unvermählte,
Nicht weniger wird sie's sein, wenn später sie erwählte
Sich Hymens heilig Band. Und wenn die Liebe glüht

Im keuschen Ehebund mit holder Fackel Brande,
So ist sie glücklich noch dereinst im Witwenstande;
Weil alles Glück entsprießt dem eigenen Gemüth.

Unter den Gedichten der Catharin« Desroches verdienen noch genannt zu werden: „Huel<iue8 v«r8 äore?" und „Lnigmes 6s ?ittmSors", die in sprachlich gewandte und ansprechende Form eingekleidet sind.

Zum Schluß sei an einen kurzen poetischen Erguß der Königin Maria Stuart erinnert, die unter den fürstlichen Dichterinnen Frankreichs nicht die kleinste ist. Es sind die durch B^rangers Bearbeitung berühmt gewordenen Abschiedsmorte an Frankreich, „8i> patris la plu« oköris". Den Leser wird es vielleicht interessiren, beide Gedichte einmal zu vergleichen, weshalb wir hier auch den französischen Originaltext mittheilen.

Zur Charakteristik des Kaisers Paul.

Urtheile von Zeitgenossen, in den Acten des Woronzow'schen Archivs.

as „Archiv des Fürsten Woronzow", eine Publication, welche
jetzt einige dreißig Bände umfaßt, enthält eine Fülle von

'AWAA Material für die Geschichte der Regierung Elisabeths, Katharinas, Pauls und Alexanders. Der Hauptreichthum dieser Sammlng besteht in den Privatcorrespondenzen hervorragender Beamten und Höflinge. Unmittelbarer als memoirenartige Aufzeichnungen veranschaulichen solche Quellen die Begebenheiten. Vertrauliche Mittheilungen von Freunden an Freunde gewähren einen tiefen Einblick in die Situationen, enthalten Urtheile über Thatsachen und Personen. In der großen Menge solcher von verschiedenen Seiten gefällter Urtheile besitzen mir ein sicheres Mittel der Controle derselben. Mögen persönlicheInteressen,Subjectivität, Augenblickliche Stimmung oderJMrstimmung einen noch so großen Antheil an derartigen Urtheilen haben, so bietet die Zahl derselben einen sichern quellenkritischen Regulator dar. Wollen wir uns eine Vorstellung bilden von dem Eindruck, welchen der Habitus, der Charakter einer Katharina, eines Paul auf die Zeitgenossen überhaupt, auf die sie umgebenden Personen insbesondere übten, so erweist sich die Lectüre von Privatbriefen in sehr großer Anzahl als ein sicheres Mittel zur Erreichung dieses Zweckes.

Die folgende Skizze ist ein Versuch, durch Zusammenstellung zahlreicher Urtheile von Zeitgenossen ein Charakterbild des Kaisers Paul zu gewinnen. Wir beantworten die Frage, in welchem Lichte die Persönlichkeit dieses Herrschers denjenigen Männern erschienen sei, welche Ge
legenheit hatten, ihn aus der nächsten Nähe zu beobachten, seine Handlungsweise zu beurtheilen, seine Regierungsart nach Verdienst zu würdigen.

Eine allseitige Charakteristik Pauls und seiner Negierung liegt nicht in unserer Absicht. Wir sehen von einer Benutzung oder Vermerthung anderer Quellen als der Papiere des Woronzow'schen Archivs ab. Wir lassen uns vorläufig daran genügen, an diesem Gezenstande den Werth dieses reichen Quellenwerks zu veranschaulichen, durch Zusammenstellung von Proben aus der Fülle von Rohmaterial eine Art Halbfabrikat herzustellen. Es handelt sich um einen Beitrag zur Geschichte Pauls, welche noch keinen Bearbeiter gefunden hat.

I.

Die Geschichte Pauls bis zu dessen Thronbesteigung ist neuerdings von Kobeko behandelt worden Der Versuch, Paul zu rechtfertigen und Katharina anzuklagen, ist nicht gelungen. Es fehlt der Beweis, daß die unselige Charakterentwicklung des Großfürsten in erster i.'inie der Ungunst der Verhältnisse zugeschrieben werden müsse. Die Verdüsterung des Temperaments Pauls, welche seine Negierung kennzeichnet und zu seinem Sturze beitrug, ist in der Darstellung Kobekos durch den Hinweis auf den Gegensatz zwischen Mutter und Sohn nicht ausreichend erklärt; die psychologische Interpretation ist ungenügend; der CSsarenwahnsinn, dessen Opfer Paul wurde, blieb ein ungelöstes Problem.

Beide, Katharina und Paul, gelangten relativ spät auf den Thron , die Verhältnisse Beider vor der Besitzergreifung der Macht waren ungünstig: aber die Verschiedenheit der Charakterentwicklung Beider springt in die Augen. Es zeugt von einem gutgearteten Temperament, daß die unumschränkte Macht, deren Besitz Katharina nach den Demüthigungen und bitteren Erfahrungen der vorhergegangenen Zeit mit um so größerem Entzücken genoß, keine despotischen Instincte in ihr wachrief, während ihr Sohn, nach jahrelanger Zurücksetzung zur Herrschaft gelangend, alles Maß und Ziel verkannte und durch Sultanslaunen und Willkürherrschaft seine baldige Katastrophe herbeiführte**). Der Erfolg, die Gunst der äußeren Verhältnisse haben auf Katharinas Temperament läuternd, veredelnd gewirkt; Pauls schlechte Eigenschaften erfuhren durch den Machtbesitz eine Steigerung: die schrankenlose Gewalt hat ihn endgültig corruptirt.

Eine gewisse Verschrobenheit in der Haltung nnd Stimmung und in den Anschauungen Pauls sind schon früh wahrgenommen worden. Einer

*) Von dem in russischer Sprache verfafzten Buche sind bereits drei Aussagen erschienen. Eine sehr schlecht redigirte deutsche Ilebersetzung von I. Laurent» erschien bei Deubner in Berlin 1886. Meine Besprechung des Koeko'schen Buches f. in d. Allgem. Zeitung 1«»3. Nr. 264 u. 265.

**) S. Genancrcs in meiner „Katharina" S. 562 ff.

seiner Lehrer sagte einst zu dem Knaben, er werde, von den besten Absichten erfüllt, doch verhaßt sein. Jahrzehnte hindurch spielte er eine Art Prätendentenrolle. Man hat ihn mit Hamlet verglichen. Er haßte die Personen, welche das Vertrauen der Kaiserin genossen. Im Gespräch mit Leopold in Florenz sagte er von Potemkin, Besborodko, Woronzom u. A., er werde sie, wenn er zur Negierung gelange, „ausruthen." Es gab fortwährend Momente der Verstimmung zwischen der Kaiserin und dem „jungen Hofe." Katharina hatte keine hohe Meinung von den Fähigkeiten ihres Sohnes. Sie hielt ihn fern von den Geschäften; sie mußte es zu hindern, daß er irgend welchen politischen Einfluß übte. Es war eine seltene Ausnahme, wenn Paul sich mit seiner Mutter über politische Fragen unterhielt. Er pflegte anderer Ansicht zu sein als die Kaiserin.

In der Zurückgezogenheit seines Lebens auf dem Schlosse zu Gatschina beschäftigte sich Paul mit militärischen Uebungen. Ihn interessirten vorwiegend die Einzelheiten des Gamaschendienstes. In den letzten Jahren der Regierung Katharinas verdüsterte sich seine Stimmung. Man meinte eine Verschlimmerung des Charakters an ihm wahrnehmen zu können. Mißtrauen und Reizbarkeit wurden seine Haupteigenschaften; der geringste Widerspruch reizte seinen Zorn; so bereitete sich die Reihe von Mißgriffen und Gewalthaten vor, welche die Negierung Pauls charakterisiren sollten. Nach einem Gespräche, welches Ssumorow mit dem Großfürsten hatte, mitzelte der berühmte Feldherr: „,?rir>c<z sclurnblö, clssputs impisoubls."

In diesen Jahren stand der Graf Rostoptschin dem Großfürsten nahe. In Nostoptschins zahlreichen Schreiben an den russischen Gesandten in England, S. R. Woronzom, begegnen mir vielen Aeüßerungen über Paul. Im Jahre 1792 klagt Rostoptschin darüber, daß er ohne sein Zuthun, unversehens, der „Favorit des Großfürsten" geworden sei, was bei dem Gegensatze zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne unangenehme Folgen haben könne (VIII. 53)*). Auch mar die Persönlichkeit Pauls dem Grafen keineswegs sympathisch. So z. B. schrieb Rostoptschin im April 1793: „Der Aufenthalt des Herrn Esterhazy**) hat schlecht gewirkt. Er hat soviel Propaganda gemacht für den Despotismus und die Nothwendigkeit des Regierens mit eiserner Ruthe, daß der Großfürst sich gänzlich für ein solches System entschieden hat und entsprechend handelt. Täglich hört man von Gewaltacten, von Zügen der Kleinlichkeit, deren ein Privatmann sich schämen mußte. Der Großfürst argwöhnt jeden Augenblick, daß man seinem Willen entgegenreten, seine Handlungen durchkreuzen wolle" Rostoptschin klagt darüber, daß weder Naryschkin, welcher damals das besondere Vertrauen Pauls genoß, noch die Großfürstin, Maria Feodorowna, dem Großfürsten über die „Jämmerlichkeit seiner Handlungsweife" die Augen zu

*> So citiren wir die Edition des Archivs des Fürsten Woronzolv.
**) Ein Emigrant.

öffnen vermöchten (67). Naryschkins Günstlingsstellung währte nicht lange, er wurde entfernt. Statt dessen gewann Kutaissov — er war türkischen Ursprungs und versah die Stellung eines Kamnierdieners — die besondere Gunst des launischen Großfürsten.

Im Sommer 1793 schrieb Rostoptschin: „Nicht ohne ein Gefühl des Jammers und des Ekels folgt man hier der Handlungsmeise des Großfürsten; es ist, als sei er auf Mittel bedacht, sich verhaßt zumachen: Cr hat sich in den Kopf gesetzt, man verachte ihn, man trete ihm in allen Stücken entgegen; dies veranlaßt ihn bei jeder Gelegenheit Strafen zu verhängen. Er hat 1600 Soldaten und 3 Reiterschwadronen, und da bildet er sich denn ein, er sei der verstorbene König von Preußen. Alle Mittwoch ist Manöver. Der Großfürst ist täglich bei der Parade und bei den Exemtionen zugegen. Bei der geringsten Verspätung, bei dem leisesten Widerspruch geräth er außer sich. Er denkt nie daran, seine Fehler gut zu machen und verfolgt auch fernerhin diejenigen, welche er durch unmotivirte Zornesausbrüche kränkte. Alle überschüttet er mit Vorwürfen; Herrn Sinowjem ließ er in diesen Tagen sagen, er solle den Personen, welche er, der Großfürst, auszeichne, mit mehr Achtung begegnen; Gurjew mußte die Bemerkung hören, er solle nicht vergessen, daß er, der Großfürst, die Hofmarschälle lehren werde, ihre Pflicht zu thun" (76).

Etwas später, gegen Ende 1793, berichtet Rostoptschin, wie Paul Alles übertreibe; so habe ihm ein Arzt recht viel körperliche Bewegung angerathen, und da sei denn der Großfürst täglich stundenlang zu Pferde und veranlasse alle Personen seiner Umgebung, sich auch bei dein schlechtesten Wetter denselben Strapazen zu unterziehen. Die Kaiserin seufze über alle die „Thorheiten" (tolie») ihres Sohnes u. s. m. (83—84). Ferner schreibt Rostoptschin: „Der Großfürst steht sehr schlecht mit Subow. Der Erste will dem Andern beweisen, daß er nur ein Unterthan, der Andere dem Ersten, daß er nichts weiter als ein Großfürst sei. Aber der Günstling der Kaiserin hat Macht und Einfluß; sein Gegner ist eine Null" (84).*)

In einem andern Schreiben Rostoptschins aus dieser Zeit (1793) heißt es u. A.: „Der Großfürst richtet das Unglaubliche an; er geht seinem Verderben entgegen und macht sich immer verhaßter. Dein Hofmarschall Barjatinsky hat er sagen lassen, er solle doch nicht vergessen, wer er, der Großfürst, sei. Aehnliches mußten die Kammerfrauen der Kaiserin hören; den Hofgärtner in Zarskoje Sselo hat er mit Stockschlägen bedroht, bloß weil dieser der Großfürstin Früchte zugestellt hatte" u. s. w. (XXIV. 257). Indem Rostoptschin im August 1795 seinem Freunde Woronzow berichtet, in wie hohem Grade er augenblicklich die Gunst Pauls genieße, fügt er hinzu: „Da ich besser als sonst Jemand seine Launen kenne, so lege ich auf seine jetzige Zuneigung kein Gewicht und thue mein Möglichstes, nicht allzu intim mit ihm zu werden. Das Beste ist, sich in nichts einzumischen. Auch sind seine vertraulichen Mittheilungen so abstoßender Natur, daß ich es vorziehe, mir seine Ungnade zuzuziehen und mich seinem Hasse auszusetzen, als daß ich mich durch niederträchtige Gefälligkeiten verächtlich machte." Sehr beachtenswerth sind übrigens die folgenden, das Benehmen der Kaiserin betreffenden Aeüßerungen Rostoptschins: „Man (d. h. Katharina) behandelt ihn schlechter als sonst; im vergangenen Sommer, als der Großfürst eine kleine Reise unternehmen wollte, ließ man ihm sagen, dergleichen koste zu viel Geld, und er solle bleiben, wo er sei. Ist man Großfürst von Rußland und 41 Jahre alt und wird man von seinen künftigen Unterthanen als dummer Junge behandelt (c’uo ssr trüitü sn polisson par ses suMs t’utru-s), so muß es natürlich erscheinen, wenn man verpfuscht wird; und das ist hier der Fall" (104—105)*).

Wiederholt kommt Rostovtschin darauf zurück, wie wenig Werth er auf die Zuneigung Pauls zu ihm lege, wie er nur ungern in der Umgebung des Großfürsten weile, wie thöncht Paul sei, indem er ihn, Rostovtschin, für einen talentvollen Militär halte, während er sich nie für diefe Specialität begeistert habe (120). Indessen schrieb Rostovtschin im Februar 1796: „Meine Dankbarkeit für die Anhänglichkeit des Großfürsten hat mich schließlich veranlaßt, ihm zu zeigen, daß ich für dieselbe empfänglich bin. Der Prinz ist vergessen, gedemüthigt, verachtet; das läßt mich seine vielleicht durch Verbitterung des Charakters entstandenen Fehler übersehen. Er überschüttet mich mit Wohlthaten, und da höre ich denn die Stimme meines Herzens ... Ich liebe ihn, ich beklage ihn; ich hoffe, daß es anders werden wird, sobald er aus diesem Zustande herauskommt" (134—135).

Es fragte sich, ob Paul anders werden würde. Kurz vor seinem Regierungsantritt lieferte er noch eine Probe seiner durch Zorn und Haß zu erklärenden Nücksichts- und Taktlosigkeit. Im September 1796 weilte der junge König von Schweden in Petersburg. Es handelte sich um die Verlobung Gustavs IV. mit Pauls Tochter, und auch bei dieser Gelegenheit spielten Paul und dessen Gemahlin insofern eine ganz untergeordnete Rolle, als Katharina die ganze Angelegenheit, welche übrigens bekanntlich nicht zum Abschluß gelangte, ganz allein betrieb. Ueber Pauls Haltung bei dieser Gelegenheit erfahren wir aus einem Schreiben des Leibarztes Rogerson an den Grafen Woronzom Folgendes:

„Am Geburtstage der Großfürstin Anna gab es einen Hofball. Ihre Majestät erschien, wie dieses jetzt zu geschehen pflegt, erst später. Der Großfürst-Vater machte den Wirth. Der König tritt herein und verbeugt sich; der Großfürst thut, als bemerke er nichts und setzt seine Unterhaltung

mit dem Grafen Ssoltnkoiv fort. Der König nähert sich der GroßfürstinMutter und den jungen verheiratheten Großfürstinnen; sie reden mit ihm, aber wenig. Er stellt sich sodann dem Vater vor und steht etwa eine Minute vor ihm.- dieser aber thut, als sehe er nichts, wendet sich ab und spricht weiter mit Ssoltnkoiv. Alle Anwesenden wollten in die Erde sinken" (XXX. 68>.

Wenige Wochen vor dem Regierungswechsel schrieb Rostoptschin seinem Freunde nach London: „Die Kaiserin und der Großfürst stehen gut mit einander, wenigstens so gut wie eine Mutter von 70 Jahren mit einem Thronfolger von 42, welcher vor Ungeduld platzt und an nichts Anderes denkt, als an den Augenblick seiner Thronbesteigung" (VIII 145).

Es hätte leicht geschehen können, daß dieser Augenblick überhaupt nicht eintrat. Es ist nicht actenmäßig bewiesen, aber auf Grund einer mündlichen Tradition in hohem Maße wahrscheinlich, daß Katharina in der letzten Zeit ihres Lebens den Entschluß gefaßt hatte, nicht Paul, sondern Alexander zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Mögen auch in den zahlreichen Aufzeichnungen und Bemerkungen von Zeitgenossen in Bezug auf diesen Umstand und die Vorgänge bei dein Regierungswechsel iin Einzelnen manche Widersprüche und Unrichtigkeiten sich aufdecken lassen, so bleibt die Annahme bestehen, daß eine Verfügung der Kaiserin, welche ihren Sohn ausschloß und ihren Enkel erhob — von Besborodko escamotirt wurde. Die Kaiserin hatte keinen Grund, ihren Tod so schnell zu erwarten. Sie mochte den peinlichen Schritt der Veröffentlichung der neuen Thronfolgeordnung hinausschieben wollen. So konnte es kommen, daß eine solche Verfügung Katharinas zunächst unausgeführt blieb, um erst einige Jahre später durch die Katastrophe Pauls verwirklicht zu werden.*)

Wie dem aber auch sein mochte: als Katharina im November 17W plötzlich starb, erfolgte Pauls Thronbesteigung ohne Widerspruch.

II.

Vor Kurzem erschienen in der Zeitschrift „Rußkaja Starina" die Memoiren Turgenjews, welcher als Augenzeuge von den ersten Stunden und Tagen der Regierung Pauls berichtet. Wir lesen da sehr Unerquickliches von der unwürdigen Haltung des Kaisers, welcher gegen den Großfürsten Alexander Mißtrauen zeigte. Generale und Offiziere brutalisirte, auf das französische Costüm der Petersburger Jagd machen ließ und seinem Haß gegen die soeben verstorbene Mutter durch manche gegen ihre Institutionen gerichtete Maßregeln Ausdruck gab. Den Erzählungen Turgenjews zufolge tragen die despotischen Allüren Pauls schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenivahnsinns, welcher sich alsbald maßlos steigern sollte.

*) S. d. genaue Zusammenstellung der zeitgenössischen Aufzeichnungen über diesen Punkt in meiner Katharina II. 621—627.

Rostoptschins Aeüßerungen über Pauls Haltung in diesen Tagen lauten viel günstiger. Nostoptschin begleitete den Großfürsten auf der Fahrt von Gatschina nach der Hauptstadt, als man soeben die Nachricht von der tödtlichen Erkrankung der Kaiserin erhalten hatte. Paul erschien, als er sich der Hauptstadt näherte, tief bewegt, bis zu Thränen gerührt; Nostoptschin ergriff seine Hand und sagte: „Welch ein Augenblick für Sie, Monseigneur!" Paul erwiderte, die Hand Rostoptschins heftig drückend: „Warten Sie, mein lieber Freund, warten Sie. Ich bin 42 Jahre alt geworden. Gott hat mich beschützt; vielleicht wird er mir die Kraft und den Geist geben, der Stelle, für welche er mich bestimmt hat, gewachsen zu sein. Hoffen mir Alles von seiner Güte." Nostoptschin berichtet ferner, wie Paul freundlich und wohlwollend gegen manche Personen im Palais, u. A. gegen Besborodko gewesen sei, wie er an der Leiche Katharinas Thränen vergossen habe u. dgl. m. (VIII. 164, 166, 170).

Würdenträger, welche damals nicht in Petersburg anwesend waren, hatten — vermuthlich auf Grund solcher Berichte, wie derjenige Rostoptschins — den Eindruck eines Gutes versprechenden Regierungsanfanges. So äußerte sich Kotschubei in einem Schreiben aus Konstantinopel (XVIII. 126), so der russische Gesandte S. Woronzow in London (XXII, 490). Die Gegner des revolutionären Frankreich erwarteten von Seiten Rußlands eine energische Action gegen die Republik und sangen das Lob des neuen Herrschers (s. z. B. Grimm XX. 351). Leute, wie Nostoptschin, Jsmailow u. A., welche augenblicklich das Vertrauen Pauls genossen, konnten auf Begünstigung, Lohn und Ehren rechnen und betrachteten die Situation optimistisch.

Aber schon nach Verlauf weniger Wochen ließen sich tadelnde Stimmen vernehmen. Rogerson klagte darüber, daß der Kaiser nur für die Details des Militärdienstes Sinn und gar kein Verständniß für politische Fragen oder andere Interessen habe (XXX. 97). Morkow empfand es bitter, daß man ihm, welcher Katharinas Vertrauen besessen und an den Geschäften der auswärtigen Politik hervorragenden Antheil genommen hatte, alle Papiere fortnahm und ihn mißtrauisch von den Geschäften entfernte (XX. 78). Kotschubei äußerte sein Bedenken über die heftig zufahrende, manches überhastende Art, mit welcher Paul wichtige politische Angelegenheiten erledigte, bestehende Einrichtungen umwarf, nicht ausgereifte Ideen zur Ausführung brachte (XVIII. 132) und durch seine Geheimschreiber wichtige Erlasse ausfertigen ließ, ohne daß die obersten Neichsbehörden vorgängig davon mußten (142). Woronzow schüttelte den Kopf, als er vom Kaiser den Befehl erhielt keinem Ausländer, welcher nach Rußland zu reisen gedächte, einen Paß auszufertigen (X. 56). Buturlin schrieb ganz starr vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden (XXXII. 273). Nicolai, der Geheimschreiber der Kaiserin Maria Feodorowna, Schriftsteller nnd Vorsitzender der Akademie der WissenNord &nd sab, I.XVII., i«. 23

schaften, meinte, er hätte „seine Bude schließen" können, wenn es nicht zum Glück Ausnahmen bei jener Censurmaßregel gegeben Hütte (XXII. 105). Buturlin, welck>er von Moskau aus seine Oheime, die Woronzows, in Bezug auf neue Bücher auf dem Laufenden zu erhalten pflegte, schrieb in Verzweiflung: „liien en litt^ratur. I^lr ceosur« i-eti«>t presc^u« tont" oder ein andermal: „II «V «, rion ckn tont «n lidraïio. I^» oensnrs «touffs tnts os^ûrance ü est ô^arä^ (XXXII. 244, 251, 254, 269) u. dgl. m. Die Verhältnisse verschlimmerten sich zusehends. Die Berichte von Gewaltakten, brutalen Verurteilungen, grausamen Strafen häuften sich insbesondere während der Jahre 1799 und 1800. Buturlin meldete sehr häufig von Befehlen, diese oder jene Person solle binnen 24 Stunden die Hauptstadt verlassen. Auch Frauen traf ein solches Schicksal (XXXII. 255). Edelleute wurden wegen kleiner Discivlinarvergehen ihrer Güter beraubt, in Ketten zur Zwangsarbeit fortgeschafft (272); es geschah, daß sämmtliche Droschkenkutscher aus Petersburg sortgejagt wurden, weil man bei einem derselben, während der Parade, ein paar Pistolen und einen Dolch entdeckt hatte. Er hatte allerdings ein Attentat geplant und wurde einige Stunden später todtgeknutet (275). Der Willkür der Polizeiund Zollbeamten waren bei dem herrschenden Terrorismus und der allgemeinen Rechtsunsicherheit Thor und Thür geöffnet (276—278).

Nostoptschin, welcher von der Regierung Gutes ermattet hatte, schrieb am März 1800 an Woronzom: „Sie sollen ein für alle Mal missen, daß der Kaiser mit Niemand spricht, weder von sich noch von den Geschäften; er leidet nicht, daß man mit ihm redet; er befiehlt und läßt seine Befehle ausführen, ohne Widerspruch. Er kann sich wohl schwerlich verhehlen, daß er weit davon entfernt ist, geliebt zu sein; in seiner Familie wird er gefürchtet ... er fürchtet sich selbst . . . Sie nennen mich einen Minister, ich bin nichts als ein Secréär" (VIII. 276). Wenige Tage später mußte Nostoptschin den kaiserlichen Befehl unterzeichnen, demzufolge Woronzom Knall und Fall von seinem Botschafterposten entfernt und seiner Güter in Rußland beraubt wurde. Ein chiffrirter Zettel Rostovtschins lautet: „Sie sehen, was ich habe contrasigniren müssen und ob ich länger bleiben kann. Wenn Sie so behandelt werden, welches Loos kann da meiner warten? Mein Herz blutet; ich beklage Sie. Ich bade Ihre Hände in meinen Thränen. Weinen wir miteinander! Es ist nichts zu thun" (VIII, 278).

Schon zu Anfang der Regierung Pauls konnte man sehen, wie gewaltsam und rücksichtslos der Kaiser mit einzelnen Personen umsprang. Es war eine kleinlichen Rache, welche er an dein Grafen Alerei Orlom für dessen Antheil en dem Staatsstreiche im Jahre 1762 nahm, daß Paul in der Nacht nach seiner Thronbesteigung Nostoptschin zu Orlow schickte, ihn wecken ließ, damit er sogleich den Eid leiste. „Ich will, daß er des 28. Juni (1762) gedenke,“ sagte Paul, indem er den Befehl ertheilte (VIII. 172). Selbst Personen, welche das Vertrauen des Herrschers geNossen, wie etwa Gudomitsch, wurden plötzlich mit Argwohn und Kälte behandelt (XXIV 254). Höhere Offiziere wurden namentlich bei Paraden brutalisirt (XIV. 485). Diplomaten und andere Würdenträger verloren ohne sichtbare Veranlassung ihre Stellen; so mußte Lysakewitsch im Februar 1801 plötzlich aus Kopenhagen abreisen (XX. 427); so wurde Svrengtpoorten aus dem Dienste ausgeschlossen, bos weil er wegen Krankheit um seine Verabschiedung gebeten hatte (XXXII. 262); so wurde der Baron Wassiljem abgesetzt und an seine Stelle Dershamin ernannt (XVIII. 234). Wer irgend eine selbständige Meinung zu äußern wagte, zog sich die Ungnade des Kaisers zu; so mochte er den Grafen Kotschubei nicht (XVIII. 177); so konnte er den Grafen Alexander Woronzow nicht leiden (XII, 182 und XXX. 93); so hatte sich die Fürstin Daschkow darüber zu beklagen, daß sie auf kaiserlichen Befehl auf eines ihrer entlegensten Güter reisen und dort ein kümmerliches Leben als Verbannte führen mußte: es war eine reine Sultanslaune Pauls (V. 243—251). Selbst dem Hofe fo nahestehende Männer, wie Nicolai (XXII. 82) oder Nostovtschin (XIV. 135) waren jeden Augenblick der Gefahr einer Ungnade ausgesetzt und mußten darauf bedacht sein, möglichst wohlfeilen Kaufs von ihren Stellungen zurücktreten zu können.

Es konnte nicht fehlen, daß die Gesellschaft für die Gemaßregelten Partei nahm. Als der General Archarow im Frühling 1800 ganz plötzlich den Befehl erhielt, binnen 24 Stünden Moskau zu verlassen und in die Verbannung zu gehen, verbreitete sich die Nachricht von einem solchen Gewaltact wie ein Lauffeuer in der Stadt; es gab eine Demonstration: die vornehme Welt erschien im Hause Archarows; es wurde ihm die Summe von 40 000 Rubeln überreicht u. s. w. (XIV. 507—508 und XXXII. 273—274). In den Schreiben Strachows und Buturlins begegnet uns der Ausdruck des allgemeinen Unwillens über diese Episode. Die Art, wie Paul den hochverdienten Woronzow behandelte, erregte in den vornehmsten Kreisen der russischen Gesellschaft die äußerste Entrüstung (XVIII. 342). Man staunte über die Gelassenheit, mit welcher der Vicekanzler Panin sich mancherlei Demüthigungen von Paul gefallen ließ. Panin hatte, ohne zuvor den Kaiser zu benachrichtigen, für den Courier des österreichischen Gesandten einen Paß ausfertigen lassen; darauf hin sandte Paul seinen Adjutanten zum Grafen, um ihm zu sagen, er sei ein „Dummkopf" ^wink); „j pi^z m«i,i8" schreibt der Doctor Rogerson, indem er von dieser Episode berichtet und sodann hinzufügt: „«’est le pai» quotidien a la mocl« ü präsent" (XXX. litt). Als sodann im Februar 1801 Panin endgültig stürzte und auf sein Gut verbannt wurde, schrieb Muramjew-Apostol ausführlich über dieses Ereigniß an den Grafen Woronzow. Panin, heißt es da, habe es versucht, in die Politik des Cabinets, welche launisch, inconsequent und zufällig gewesen war, System hineinzubringen; er habe oft vom Kaiser die härtesten Worte hören müssen er habe die Verantwortlichkeit für verkehrte Maßregeln von sich abzulehnen gesucht, indem er diplomatische Noten entwederZgar nicht oder mit dem Bemerken contrasigniren wollte, daß er nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers handle; darauf hin fei dann Panin als eine Art Staatsverbrecher behandelt und auf seine Güter verbannt worden; man habe an ihn gerichtete Briefe eröffnet, ein Verzeichnis; der Personen zusammengestellt, mit denen er correspondirte u. s. w. (XI. 164—167). Waren Einige geneigt manche Verschrobenheit Pauls etwa dem schädlichen Einflüsse Nostovtschins zuzuschreiben, wie z. B. der englische Gesandte Whitworth (XXIX, 390), so war Rostoptschin selbst außer sich über die Lage: „Gott weiß," schrieb er im Juni 1800 an S. R. Woronzow in Chiffreschrift, „wohin das führen wird; man kann nichts sicher voraussehen. Leben Sie glücklich da, wo Sie sind, und, wenn Sie weinen, so seien Sie versichert, daß Sie nicht vereinzelt dastehen. Zerreißen Sie diesen Brief" (XXIX. 279). Es war begreiflich, daß Männer wie Wjasemskij den Wunsch aussprachen, sich baldmöglichst von aller Antheilnahme an den Geschäften zurückzuziehen (XVI. 384—386); daß Andere, wie z. B. Morkow und A. N. Woronzow, sich glücklich priesen, fern von der Residenz in der Stille des Privatlebens vor der Willkür der

Centralgewalt geschützt zu sein (XIV. 266). Wer in der Hauptstadt und im Amte aushielt, wußte nicht genug von den Absonderlichkeiten in dein Habitus, den Handlungen und Verfügungen des reizbaren Herrschers zu berichten. Kotschubei, welcher im Jahre 1799 die auswärtige Politik leitete, klagte darüber, daß Paul acht Monate hindurch kein einziges Mal mit ihn gesprochen, dagegen in schroffer Weise in seiner Gegenwart seine politischen Ansichten lächerlich gemacht habe (XVIII. 212); jeden Augenblick war er, obgleich er den Vicekanzlerposten inne hatte, allerlei Demüthigungen ausgesetzt (213—214). In einem Schreiben Kotschubeis an S. R. Woronzow heißt es: „Die Furcht, in welcher mir Alle leben, ist nicht zu beschreiben. Man fürchtet den eigenen Schatten. Man zittert. An der Tagesordnung sind Denunciationen; ob sie falsch sind oder wahr: man schenkt Allem Glauben. Alle Festungen sind überfüllt mit Gefangenen. Eine tiefe Schwermuth hat sich Aller bemächtigt. Was Vergnügen ist, weiß man nicht mehr. . Wer ein Amt erhält, ist darauf gefaßt, nach drei oder vier Tagen fortgeschickt zu werden und sagt sich daher: ich muß zusehen, daß ich morgen Bauern zum Geschenk erhalte . . . Jetzt giebt es eine neue Verordnung, derzufolge kein Brief durch einen Courier, oder einen Reisenden, oder einen Diener bestellt werden kann; Alles muß durch die Post gehen. Der Kaiser denkt, daß jeder Postmeister alle Correspondenzen erbrechen und lesen könne . . . Man will ein Comvlot entdecken, aber es eristirt keines. Um Gottes Willen haben Sie Acht auf Alles, was Sie schreiben. Ich bewahre keinen Brief, sondern verbrenne Alles ... Ich weiß nicht, wohin das führen soll. Wir Alle werden in unglaublicher Weise gequält. Man muß befürchten, daß die Vertrauten, die am Aergsten gemißhandelt werden, irgend einen verzweifelten Streich ausführen. Niemand wagt es, irgend welche Vorstellungen zu machen. Für mich steht, wie für alle Anderen, Rostoptschin nicht ausgenommen, jederzeit ein Wagen bereit, um beim ersten Zeichen flüchten zu können . . . Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, im Gegentheil; ich habe noch Vieles verschwiegen, was Ihnen unglaublich erscheinen würde. . . Haben Sie mir geheime Dinge zu schreiben, so bedienen Sie sich der englischen Couriere und schreiben Sie mit Citronensaft" u. s. w. (XVIII. 202—205).

Es war eine Schreckensherrschaft. Der briefliche Verkehr zwischen Freunden war mit solchen Gefahren verbunden, daß z. B. der Graf A. N. Woronzom aus Besorgniß, seine Schreiben würden geöffnet werden, feine Corresvondenz mit Nicolai einstellte (XXII. 107). Unzählige Briefe aus dieser Zeit schließen mit der Bitte, diese Briefe sogleich nach Empfang zu verbrennen. Es ist in Anbetracht der Gefahr, welcher die Briefschreiber wie die Empfänger ausgesetzt waren, zu verwundern, daß noch so viele Schreiben sich erhalten haben. Selbst der allervorsichtigste und furchtsamste der russischen Würdenträger in dieser Zeit, Besborodko, klagte in einem Schreiben an S. R. Woronzow vom November 1798 über die moralischen Mißhandlungen, welche er voin Kaiser erdulden müsse, und welche zu ertragen ihm um so schwerer falle, als er zwanzig Jahre hindurch während der Regierung Katharinas daran gewöhnt gewesen sei, nur glückliche und zufriedene Menschen zu sehen (XIII. 165 ff.). Immer wieder wünschen die Freunde S. R. Woronzows diesem Glück zu der Möglichkeit in England zu leben und nicht unmittelbarer Zeuge der unerfreulichen Vorgänge in Rußland sein zu müssen (XXIV. 276). Rogerson klagte in seinen Briefen über diese „terovs äs clötreLss"; er zittere, schreibt er, bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher er sich durch seine Briefe an Woronzom aussetze; dann wieder sucht er Paul zu entschuldigen: er sei nicht so schlecht als verschroben, nicht im Stande Gutes vom Schlechten zu unterscheiden, seine Combinationen seien falsch, er lasse sich bald von Schwäche, bald von Gemalthätigkeit leiten. Rogerson fuhr eine Menge Beispiele an, in denen die ersten Beamten des Reiches von Paul die brutalsten Ausdrücke hören niußten; Besborodkos Tod, bemerkt er, sei mit durch solche Kränkungen veranlaßt worden, Nostoptschin werde oft in derselben Weise gemißhandelt, Ssumorow habe, als er schon todtkrank war, noch einen amtlichen Verweis vom Kaiser erhalten, und dazu hören müssen, er dürfe nicht im Palais absteigen, falls er nach Petersburg komme; das Publikum sei der Gunst oder Ungnade des Kaisers gegenüber völlig gleichgültig geworden (XXX. 114—121). Aehnlich äußerten sich Alexei Orlow (XXVII. 27), Tschitschagow (XIX. 27) u. A.

Sehr bezeichnend ist Nogersons Aeüßerung in einem Schreiben iin April 1800, also nahezu ein Jahr vor Pauls Katastrophe: „l'out l'sntoursSS 86 rronv« au bout de Isnr latin . . .js vois (sutre uons) c^us Wn8 vsulsnt ss repatrisr vers 1s Arsnä-cku« (XXX. 122j.

Die Angehörigen Pauls hatten gar keinen Einfluß. Die Ehe Pauls nnt Maria Feodoromna mar schon während der letzten Jahre der Regierung Katharinens keine glückliche. Schon 1793 schrieb Rostoptschin: „Die Großfürstin vermag nichts; sie hat sich in ihr Schicksal ergeben, leidet still und lebt ihren Kindern" (VIII. 67). Wie Paul einen Gärtner zu schlagen drohte, weil dieser der Großfürstin Früchte gesandt hatte, so entfernte er den Bibliothekar und Vorleser Lafermiöre vom Hofe, weil Maria Feodoromna ihn gern sah (XV. 83). Paul war seiner Gattin nicht treu. Jahrelang spielte eine Liebesgeschichte zwischen ihm und einer Hofdame, Fräulein Nelidow, deren in den Corresvondenzen des Woronzow'schen Archivs oft erwähnt wird (VIII 53-54, 80, 84, 165, XV. 124, 127, 133, XVI. 483, XVIII, 326, XXX. 115, XII. 200): während Pauls Regierung gab die Stellung der Lavuchin, sodann der Gagarin bei Hofe öffentlichen Anstoß. Kein Wunder, daß das Verhältniß Pauls zu seiner Gemahlin völlig erkaltete. Maria Feodoromna galt nichts und lebte in steter Furcht (XXII. 108). Eine kurze Zeit (1798) scheint sie einigen Einfluß geübt zu haben, aber man meinte, daß sie es an Geschick und Tact bei diesen, Einflüsse habe fehlen lassen (XVIII. 149, 150,188). Alle Familienglieder fürchteten Paul und hatten von feinen Launen zu leiden (XV. 72). Rostoptschin schrieb im Jahre 1798: „Man verabscheut den Kaiser; auch seine eigenen Kinder thun es; der Großfürst Alexander haßt seinen Vater; der Großfürst Konstantin fürchtet ihn. Die Töchter, von der Mutter geleitet, betrachten den Vater mit Widerwillen. Aeüßerlich lächeln Alle ihm zu; innerlich möchten sie ihn in Staub verwandelt sehen. Die Kaiserin verzehrt sich vor Lust selbst zu regieren" u. s. m. (XXIV. 274)). Und etwas später: „ls Zraacl 6uc? ^Isxancirs a cks Francis tvrt8 vis-a-vis äs 8on pörs" (277) u. s. m.

III.

- So erschien denn die Lage Allen als eine unleidliche. Der Gedanke eine Aenderung herbeizuführen lag nahe. Nogerson gab diesem Gedanken Ausdruck, indem er schrieb: „l'ou8 vsulsur ss rspätirisr vsrs Is Aranll-ckuc"

Daß Männer von conservativer Gesinnung, Personen, welche mit dein damals herrschenden Liberalismus der französischen Revolution nichts gemein hatten, weitblickende, umsichtige Politiker, wie die Grafen Woronzow und Panin und andere Zeitgenossen, von der Neberzeugung durchdrungen waren, daß zu Rußlands Rettung etwas geschehen müsse, kennzeichnet die Lage.

Im Februar 1801, also wenige Tage vor der Katastrophe Pauls schrieb der Graf S. R. Woronzom aus Southampton mit sympathetischer Tinte an Nowossilzow, welcher sich damals ebenfalls in England befand, u. A. Folgendes: „Sie sagen, man solle eine gewisse uns in hohem Grade interessirende Person nicht zu streng beurtheilen, weil der Zwang, unter welchem sie lebte, ihren Charakter verdorben habe; Sie meinen, man müsse die Hoffnung nicht verlieren, weil dieselbe unsre Energie im Unglück stöhle. Dieses mag bis zu einem gewissen Punkt wahr sein, wenn es gemisse Anhaltspunkte dafür gäbe, daß eine Aenderung zu erwarten sei; eine solche Aenderung sei unumgänglich und natürlich, sagen Sie. Wenn aber, trotz einer solchen Nothmendigkeit und Thunlichkeit, diese Aenderung nicht eintritt, so muß es irgend ein Radicalübel geben, welches hinderlich ist. — Was den Zwang anbetrifft, welcher einen gewissen Charakter verdorben hat, so will ich Ihnen, mein lieber Freund, sagen, daß die Stärke oder Schwäche der Seelen mit physischen Körpern verglichen werden kann. Es giebt weiche Körper, ohne Elasticität, welche, zusammengedrückt, sich nicht erheben, wie Papier, Wachs, Blei, Zinn u. dgl. m.; Elfenbein und Stahl brechen entweder oder schnellen in die frühere Lage zurück, wenn sie gebogen, gedrückt werden. Was nun gar die Spannkraft der Luft und des Dampfes betrifft, so wissen Sie besser als ich, daß dieselbe Alles zerstört, was einen allzustarken Druck ausübt. Dieses ist zu unserem Unglück hier der Fall. Wir haben Gelegenheit gehabt, Wachs und Zinn zu sehen. So ist denn Alles verloren. Mag ich auch mich noch so sehr bemühen Trost in dem Blick in die Zukunft zu suchen; ich weiß keinen zu finden. Es ist, als seien wir, Sie und ich, auf einem Schiffe, dessen Führer und Mannschaft eine uns unverständliche Sprache reden. Ich bin seekrank und kann mich nicht von meinem Lager erheben. Sie theilen mir mit, es habe sich ein Sturm erhoben und das Schiff müsse zu Grunde gehen, weil der Capitän, toll geworden, die Mannschaft mit Schlägen tractire. Die Mannschaft, aus über dreißig Personen bestehend, wagt es nicht, sich den Mißhandlungen zu widersetzen, weil der Führer einen Matrosen schon über Bord geworfen und einen anderen getödtet hat. So muß ich denn erwarten, daß das Schiff untergehen werde; Sie sagen indessen, daß es noch eine Hoffnung auf Rettung gebe, weil der zweite Führer ein vernünftiger und milder junger Mann sei und das Vertrauen der Mannschaft genieße. So beschwöre ich Sie denn, auf das Verdeck zurückzukehren und dem jungen Manne und der Mannschaft vorzustellen, sie sollten doch das Schiff, welches, so wie auch die Ladung, zum Theil Eigenthum des jungen Mannes ist. retten; sie seien dreißig gegen Einen, und es sei lächerlich, sich zu fürchten, von dem tolln Capitän getödtet zu werden, weil sonst binnen kurzer Zeit alle Matrosen und auch der junge Mann von dem Geisteskranken ertränkt werden würden. Sie sagen mir, daß Sie, der Sie die Sprache nicht verstehen, nicht zu den Leuten reden können, daß Sie indessen auf Deck gehen würden, um zu beobachten, was da oben vorgeht. Sie kehren zu nur zurück, um mir zu melden, daß die Gefahr sich steigere, weil der Verrückte noch immer am Steuer stehe; indessen geben Sie die Hoffnung immer noch nicht auf. Leben Sie wohl! Mein Freund, Sie sind glücklicher als ich; ich hoffe nichts mehr" (XI. 380-381).

So handelte es sich denn darum, Schiff und Ladung zu retten, indem man den „tollen Capitän" vom Steuer entfernte und dem „jüngeren Manne" die Führung des Schiffes überließ. Wie dieses geschehen follte, war schwer zu sagen. Gewiß ist, daß das, was gleich darauf geschah, das Ergebniß der Verschwörung Pohlens und einiger Ossiziere, nicht den Erwartungen S. N. Woronzows entsprach. Ueber die eigentliche Genesis der Katastrophe, welche nun hereinbrach, erfahren wir aus den im Woronzow'schen Archiv aufgefundenen Vriefreihen so gut wie nichts. So gewaltsam, wie das Dran?« sich abspielte, hatten sich die Männer, deren Corresvondenzen vorliegen, die Beseitigung des geisteskranken Schiffers nicht gedacht. Es war diesen Männern erspart, an dem Kampfe, welcher sich „auf dem Verdeck" abspielte, Theil zu nehmen. Namentlich N. P. Panin, welcher, wie man auch aus andern Quellen weiß, auf Mittel der Rettung sann, befand sich im Moment der Katastrophe gar nicht in Petersburg, sondern in der Verbannung auf seinen: Gute. Es war die Einsetzung einer Regentschaft, welche Panin geplant hatte. Darüber erfahren mir zufällig Einiges aus ein paar Briefen, welche in der vorliegenden Sammlung abgedruckt morden sind. Wir führen diese Stellen, weil sie ein Streiflicht auf diese Verhältnisse werfen, an. Als Panin, welcher zu Anfang der Regierung Alexanders I. das Vertrauen dieses Monarchen genossen hatte, im Herbst 1801 von den Geschäften entfernt wurde, wiesen Zeitgenossen auf die Ursache der Abneigung des Kaisers gegen Panin hin. Nicolai schrieb, es sei Folgendes bei Panins Entfernung maßgebend gewesen: „^s souveuir du Premier probet 6e 1a Involution 6u 12. mar8, taorique elis? lui ave« teu Rivas, avait terui eutiöremevt 1a bouus opiuoin gn'on »vait eus ev-aevant äü «omre ?»niue. Il est vrai, hue son plan ue ten> äait pas a l'atroeitv qui 8'ost «ommise, muis lo» 8uitS8 inealeulablss cls 8on projet <le röAsuee et?rav»ieut plus ous le tait n'a revolts" (XXII. N9). Ebenso schrieb Kotschubei, Panin's Wiedereintritt in die Geschäfte sei nicht denkbar: „1/IZmpereur «8t, ä oe oeue j'ai pu m'en aperesvoir, inäisposü encore contre lui, relativement a la revolution qni l'a inis 8nr I« trSns. L'e8tl?anine, comme vous save?!, ^ui lui a ports la premi^re parols au su^et 6e la re^enee; «r, l'Lmpsreur pousss 8S8 serupules ^us^n'au point 6e trouver c^u'il «tait eriminol 6s 8ä pari, ä lui Nmpsreur, 6s sovAsr «, cette rNZeue. L'est en v^ritN eepemlnut une «Kose c^ue tout Komme seusN lui »urait eonseillö" (XVIII. 245—246).

IV.

Erfahren wir aus den Papieren des Woronzow'schen Archivs nichts über die Einzelheiten der Katastrophe selbst, so begegnen uns doch in diesem Quelleninaterial zahlreiche Aeüßerungen über dieses Ereigniß. Man war wie in einem Freudenrausche. Die Wirkung der Nachricht von dem Regierungswechsel mar eine zauberhafte. Man fühlte sich wie von einem Banne erlöst; der Druck, welcher unleidlich geworden war, wich wie mit einem Schlage dem Gefühl der Freiheit. Alle hatten in der größten Gefahr geschwebt; jetzt empfanden Alle mit Wonne, daß Rechtssicherheit, persönliche Würde und materielle Existenz wieder gewährleistet waren. Wie ein Alp hatte die Negierung Pauls auf dem Reiche gelastet; jetzt mar eine neue Welt angebrochen. Unmittelbar nach der Katastrophe konnte man sich der Freude über den Regierungswechsel um so rückhaltloser hingeben, als man zunächst nicht erfuhr, daß eine verabscheuungswürdige Gewaltthat, ein Verbrechen, man darf sagen, ein Collectivverbrechen dem Leben des Despoten ein Ende gemacht hatte. Erst etwas später hörte man von der Schreckensfcene, deren Schauplatz der Palast des Kaisers gewesen war. Keiner der Staatsmänner, deren Correspondenzen uns vorliegen, hatte einen unmittelbaren Antheil an dem Frevel. Ja, es haben Einige derselben ihrer Entrüstung über das Geschehene Ausdruck gegeben. Allen aber gereichte das Ergebnis, der gewaltsamen Beseitigung Pauls zur Genugthuung. Man stand vor einem tait »oompli und acceptirte dasselbe als eine Wohlthat, welche dem Reiche zu Gute kam. Katharinas Intentionen waren zur Verwirklichung gelangt; es herrschte statt Paul's Alexander. Hören wir, wie einige Zeitgenossen sich über die Thatsache des Thronwechsels äußerten.

Tatischtschew schrieb aus Petersburg unmittelbar nach der Ermordung Pauls an seinen Oheim, den Grafen S. N. Woronzom: „Ich theile Ihr Erstaunen und Ihre Freude bei Empfang der Depeschen, welche Sie erhalten. Unser Vaterland, endlich befreit von dem unerträglichen Joche, unter welchem es vier Jahre geseufzt, ist plötzlich genesen und hat einen gütigen, milden Herrscher; es hat einen Würdenträger wiedererworben, welcher dem Reiche so lange mit Auszeichnung und Nutzen gedient hat (Andeutung des unfehlbar zu erwartenden Wiedereintritt's S. R. Woronzows in den Staatsdienst). Die Eile der Abfertigung des Couriers gestattet mir nicht auf die Details des Ereignisses einzugehen; der Träger dieser Zeilen mag Ihre Neugier befriedigen. Es genügt zu sagen, daß uns Allen so zu Muthe ist, als seien wir neugeboren. Die Vorstellungen von Gefängnissen, Folterqualen und Proscriptionen sind wie furchtbare Gespenster verschwunden, verflogen, wie ein schmerer Traum. Statt dessen hoffen wir die allgemeine Wohlfahrt und die Sicherheit des Privatlebens wiederhergestellt zu sehen, ein Glück, an welches mir während der furchtbaren Epoche, welche unser Land mit Trauer bedeckte und dessen Neichthumsquellen untergraben hat. kaum zu denken wagten. Hoffen wir, daß die Wohlthaten der neuen Regierung in kurzer Zeit uns für die zahllosen Schicksalsschläge, welche uns in den letzten Jahren betroffen, entschädigen mögen" (XVIII. 351). Tatischtschew fügt hinzu, wie nun von einer Sequestri rung der Güter des Oheinis, welche Paul verfügt hatte, nicht mehr die Rede sein und wie er unzweifelhaft sogleich auf seinen Diplomatenposten nach London zurückkehren werde. (352).

Aehnlich schrieb Doctor Rogerson in freudiger Erregung an S. R. Woronzow: „Ich gratulire Ihnen, mein lieber Graf, dazu, daß wir jetzt unseren freundschaftlichen Verkehr wieder aufnehmen können, ohne vor der Spionage und den Denunciationen zittern zu müssen. Das Ereigniß vom 12. März (abgesehen von den Umständen, welche vielleicht nicht zu vermeiden waren, aber doch peinlich wirken) hat eine vollständige Wandlung in den Stimmungen der Menschen und dem Habitus der Dinge bewirkt. Freiheit und Vertrauen sind wieder erstanden" (XXX. 132). Ebenso schrieb Nicolai: „Daß große Ereigniß vom 12. März, so glücklich einerseits, würde allzuviel Stoff zu Reflexionen geben, als daß ich es unternehmen könnte mich ausführlich darüber auszulassen. Ich ermähne nur der persönlichen Interessen. Ihr Amt und Ihr Vermögen, welche so grausam bedroht erschienen, sind plötzlich gerettet; ich bin entzückt darüber, nicht bloß um Ihretwillen, sondern auch wegen des Gemeinwohls" (XXII. 107).

Den mit Woronzow innig befreundeten Grafen Sawadomskij hatte die Nachricht von dem Regierungswechsel in der Verbannung auf seinem Gute erreicht. Er, wie manche andere Würdenträger, wurde sogleich an den Hof Alexanders berufen und schrieb von dort aus an Woronzow: „Ich hatte nicht erwartet Rußlands Errettung aus dein furchtbaren Unwetter zu erleben, welches alle Gesellschaftsklassen betroffen hatte; ich rechnete nicht darauf ein Ende der Verfolgung zu sehen, welche sich auch auf meine Person bezog; einem gütigen Geschick danken wir es, den Tagen des Unglücks entronnen zu sein. Es heilen die Wunden früherer Qualen; die Knute und das Beil werden nicht wieder erstehen; es herrscht ein milder und barmherziger Engel über uns. Wir haben erfahren, wie es in der Zeit Iwans des Schrecklichen herging. Du kannst Dir nun die allgemeine Freude vorstellen; wir können Geist und Herz erheben; Niemand fürchtet sich Nützliches zu denken und zu sagen; das Selbstgefühl ist wieder vorhanden. O lieber Freund, preisen wir die glückliche Zeit und daß unser Lebensabend in diese fällt." Weiter bemerkte Sawadowskij, wie die Verbannung seine Gesundheit gefährdet, wie er nie die Newa wiederzusehen gemeint habe, sondern stets gewärtig gewesen sei in's Gefängniß geworfen zu werden u. f. m. (XII. 264.) Der Admiral Tschitschagow schrieb: „Die Stimme der Nation ist kaum sähig der Freude Ausdruck zu geben, welche wir empfinden. Aus den Abgründen wahrer Traurigkeit, in dem wir steckten, sind wir zur höchsten Freude erhoben. Wir kehren wieder zu den Rechtsordnungen zurück, an welche wir uns unter Katharina gewöhnt haben. Ihr „Geist der Gesetze" wird unter uns herrschen" (XIX. 38).

Ueber die Freude, welche bei der Nachricht von der Thronbesteigung Alexanders in Moskau herrschte, schreibt Fürst Wjasemskij u. A.: „Ich fand den Jubelrausch unbegreiflich, aber das ist noch nichts im Vergleich mit dem, was von Petersburg erzählt wird . . . Die Details der Nacht vom 11. auf den 12. sind noch nicht genau bekannt; es wird mancherlei darüber erzählt" (XIV. 388—389). Ebenso schreibt der Neffe Woronzoms, Graf Buturlin, bei Empfang der Nachricht von Pauls Ende: „Preisen wir die Rathschlüsse der Vorsehung!" und einige Tage später: „Die Freude über die neue Negierung ist allgemein: in der Kathedrale, wo ich den Eid leistete, waren alle entzückt; Alle beglückwünschten und umarmten einander; es war ein unerhörter Freudentaumel" (XXXII. 296). Aus Kijew schrieb Graf Morkow freudig erregt: „Das große Ereigniß wird in unseren Tagen das

Licht des Glücks wieder erstrahlen lassen, welches mir während 35 Jahren genossen" (XIV. 270; Hinweis auf Katharinas Negierung).

Auch außerhalb Rußlands war die Wirkung der Nachricht von der großen Veränderung, welche sich vollzogen hatte, außerordentlich stark. Alexei Orlow, welcher sich um diese Zeit in Dresden aufhielt, schrieb von dort aus an S. R. Woronzow u. A.: „Ich wünsche Ihnen nach so argen Stünnen und Unwettern, welche unzähligen Menschen Verderben brachten, Gesundheit und Wohlergehen. Durch Gottes Gnade ist ein hohes Gestirn aufgegangen und leuchtet und verkündet den Frühling; viele unglückliche Verkrüppelte, kaum noch Athmende, sind neu aufgelebt und senden ihre Gebete für die glückliche Regierung des neuen Herrschers zu Gott empor. Und wir alle Russen können sagen: nicht ganz hat Gott uns in's Verderben stürzen wollen; noch früher als zu Ostern ist für Nußland und uns die Zeit der Auferstehung angebrochen, und ich wünsche auch Ihnen Glück dazu. Amen." Und weiter: „Loben wir den Herrn, daß wir nicht ganz gefressen wurden. Halleluja, Halleluja und abermals Halleluja! Jetzt brauchen Em. Durchlaucht England nicht zu verlassen . . . Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen. Ich fürchtete stets, daß der selige Kaiser meine Tochter wider ihren Willen verheirathen werde. Nun bin ich von dieser nagenden Besorgniß befreit.*)" Und ganz Rußland athmet freier. Merkwürdig, es so weit zu treiben, daß selbst die hiesigen Einwohner, Hoch und Niedrig, alle sich unbändig freuen" (XVII. 29—31).

Auch Kotschubei lebte in Dresden. Sogleich bei der Nachricht von Pauls Ende reiste er nach Petersburg. Ehe er aufbrach, schieb er an S. N. Woronzow: „Jetzt müssen alle ehrlichen Männer sich zusaminenthun,

*) Tschitschagow erwähnt in einem Schreiben an S. R. Woronzow eines derartigen Falles. Die Weigerung einer jungen Dame sich dem Wunsche des Kaisers entsprechend zu verheirathen zog die Verbannung der ganzen Familie nach sich; s. Archiv WoronzowS XIX. 27, 28, 3«.

sich UNI den Kaiser Alexander schaaren und Alles aufbieten, um die zahllosen Wunden zu heilen, welche Paul unserem Vaterlande geschlagen hatte." Als Kotschubei diese Zeilen schrieb, meinte er, Paul sei am Schlagflusse gestorben. Auf dem Wege nach Petersburg erfuhr er den wahren Sachverhalt und gab in einem Schreiben an S. R. Woronzom aus Königsberg seiner Entrüstung Ausdruck (XIV. 149).

Als die Nachricht von dem Regierungswechsel in Rußland nach London kam, war der ehemalige russische Gesandte, Graf Woronzom dort > nicht anwesend: er lebte nach seiner Absetzung in Southamvton. Der Gesandtschaftsgeistliche, Smirnow, schrieb ihm am 13. April 1801 um 1 Uhr Nachts: „Ew. Durchlaucht! Ihre Seele kann von aller Sorge ausruhen. Paul I. ist zur ewigen Ruhe eingegangen. Soeben ist der Courier aus Petersburg angelangt . . . Wie bin ich glücklich, daß ich wieder das Glück haben werde mit Ihnen zu sein." Morgens 6 Uhr folgt dann ein zweiter Brief: „Wie herrlich, daß Sie wieder in Ihr Amt eingesetzt werden, daß Sie Ihr Recht erlangen . . Jetzt brauchen mir nicht mehr vor unserm Schatten zu erschrecken." Und am folgenden Tage: „Der gute Fürst Castelcicala*) weinte vor Freude, als er von der plötzlichen Veränderung Ihrer Umstände erfuhr" u. f. m. (XX. 466-468). Castelcicala selbst schrieb an Woronzom, „Mein Freund! welche überraschende Nachricht! Welch ein Trost für mich und die Meinigen, Ihre Verhältnisse so günstig geändert, Sie in ihr Amt wieder eingesetzt zu sehen . . . Welche Freude sür uns! Es giebt eine Vorsehung, welche Alles lenkt und früher oder später die Tugend belohnt, die Tugendhaften für ihre Leiden entschädigt. Es ist eine große Veränderung in den europäischen Angelegenheiten. Preisen wir Gott, welcher der Weisheit der Menschen, an welcher es neuerdings fehlte, spottet, und welcher zeigt, daß Alles von ihm allein abhängt" (XXVII. 295). Ebenso schrieb der ehemalige engliche Gesandte in St. Petersburg, Whitmorth, welcher vor Kurzem Rußland verlassen hatte und nun in England lebte, am Woronzom: „Empfangen Sie meine aufrichtigsten Glückwünsche. Wie soll ich Ihnen sagen, was ich bei diesem von der Vorsehung geführten Streiche empfinde? Je mehr ich nachsinne, desto mehr danke ich dem Himmel. Jetzt können wir hoffen die gute alte Zeit wieder aufleben zu sehen, wo Nußland und England einig waren. Wir werden Sie wieder auf Ihrem Posten sehen" u. s. w. (XXIX. 394).

S. R. Woronzom hielt, wie aus einem seiner Schreiben an seinen Bruder hervorgeht, die Beseitigung Pauls für eine Rettung aus der allergrößten Gefahr (X. 97); aber die Gewaltthat als solche erfüllte ihn mit Abscheu, und in einem andern mit Citronensaft geschriebenen Briefe sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß Pahlen, der geistige Urheber des Verbrechens, nicht entfernt werde, so wie seine Besorgniß, daß ein solches

*) Neavolitanischer Gesandter in London, mit Woronzow befreundet.

Beispiel schlimme Folgen haben und Mßland verderblich werden könnte: Kussis est clevenue seoongs I'orse" klagte Woronzow (XI. 395).

Oft und oft gedachten die Staatsmänner, deren Privatcorrespondenzen uns vorliegen, nach der Katastrophe Pauls der Schrecken dieser vierjährigen Regierung. Die Mittheilung einiger Urtheile über diese Epoche und den gewaltsam beseitigten Despoten mag den Beschluß unserer kurzen Skizze bilden. Aus dem Maße der Entrüstung, welche bei derartigen Reminiscenzen zum Ausdruck gelangt, können mir auf das politische Elend Rußlands mährend dieser Schreckensherrschaft schließen.

Tschitschagow schrieb an Woronzow, Rußland sei während der vier Jahre gleichsam in vier Jahrhunderte der Barbarei zurückgeworfen gewesen (XIX. 63). Rostoptschin klagt darüber, daß Paul nicht den mindesten Widerspruch zu leiden vermocht habe, so daß es mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden war, seine Ansichten auch nur einigermaßen zu beeinflussen (VIII. 287). Kotschubei schrieb: „Wer die letzten Jahre der Negierung Pauls nicht erlebt und nicht gesehen hat, welche Quelle der Unordnung, der Desorganisation, des Chaos diese Zeit gewesen ist, wird nie beurtheilen können, welche Anstrengungen es kostet Alles zu entwirren. Denke ich daran, so muß ich sagen, daß ein anderes Land unfehlbär darüber hätte zu Grunde gehen müssen" (VIII. 135). In anderen Schreiben kommt Kotschubei auf die „Dummheiten" zu reden, welche Paul in Betreff der Beziehungen Rußlands zu England gemacht habe und welche nun gutgemacht werden mußten. „Wir bedürfen der Ruhe, um die furchtbaren dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen," bemerkt der Graf, und an einer andern Stelle: „Es giebt hier keine Tollhäusler mehr, welche mit England sich überwerfen wollen" (XVIII. 238, 241). Grimm schrieb an Woronzow, man müsse die schrecklichen Jahre der Regierung Pauls zu vergessen suchen; sie schienen in der Erinnerung wie ein schwerer Traum, wie ein beängstigendes Alpdrücken; kein Tag sei vergangen, ohne daß altem schon vorhandenen Elend noch neues hinzugefügt worden wäre; abgesehen von den unberechenbar schlimmen Folgen verkehrter politischer Maßregeln, welche die Weiterexistenz des Staates in Frage stellten, hätte der Anblick der Verfolgung von Privatleuten niederdrückend gewirkt; es sei um verrückt zu werden gewesen u. s. w. (XX. 386—387). Ebenso bemerkte Nicolai, man habe die ganze Zeit hindurch in der fürchterlichsten Angst geschwebt u. dgl. m. (XXII. 108). Buturlin schrieb an seinen Oheim: „Die ununterbrochene Reihe von Fehlern und Dummheiten, welche in der Geschichte den Namen der jetzt abgeschlossenen Negierung führen wird, hat so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich nicht weiß, wie lange wir noch Rückfälle zu besorgen haben . . . Der öffentliche Geist ist noch inficiirt (F»v,Ar«n5). Das Publikum, welches während der Negierung Pauls fortwährend zwischen der Festung und dem Annenorden, zwischen Sibirien und einem Geschenk von Tausenden Leibeigener schwebte, muß sich erst allmählich an Ruhe und Ordnung gewöhnen." Und im Jahre 1803: „Die letzte Regierung hat so sehr alle Grundlagen des Staats erschüttert, daß kaum zehn Personen zu finden sind, welche sich etwa für die Besetzung hoher Posten eignen. Alle sind entweder Militärs geworden oder haben sich ganz in das Privatleben zurückgezogen oder sind verdorben an Kopf und Herz." Immer wieder klagte Buturlin über die Folgen der Regierung des „isu I'aul tuibulsuts memoirs" und die „toliss cin rö^ns 6« ?äul^, welche der Welt eine Probe davon gegeben hätten, messen die Russen fähig seien u. dgl. m. (XXXII. W5, 360, 364, 368).

Am schärfsten und ausführlichsten hat sich S. N. Woronzow zusammenfassend über die Negierung Pauls ausgelassen. So lange Paul lebte, konnte er, Woronzow, nicht daran denken, seinen Sohn, welcher sich der militärischen Laufbahn widmen wollte, nach Rußland zu senden; es geschah dieses sogleich nach der Thronbesteigung Alexanders (X. 115). Unter „der abscheulichen Regierung Pauls", schrieb Woronzow an feinen Sohn, seien alle Männer von Ehre und Selbstgefühl genöthigt gewesen, sich vom Militärdienst zurückzuziehen; jetzt könne man dienen, ohne sich der Gefahr muthwilliger Beleidigungen, der Deinüthigung, dem Exil und allerlei anderen Plackereien auszusetzen (XVII. 69, 106); Woronzow klagt über die Alles verwüstende Sichel Pauls (la mux clöv^stütric« d^ I^ul), über die beispiellose Tyrannei, deren Andenken in der russischen Nation, so lange dieselbe eristire, nie ausgelöscht werden würde (X. 152, 157), über die blinde Wuth und Ungerechtigkeit Pauls, welche ihn, Woronzow, leicht um sein ganzes Vermögen hätte bringen können (XVII. 297), über den schädlichen Einfluß der Zeit des „despotischen Paul" <XIX. 283), über „Is rv«ns «trooo. <zui vient de tmir^ (XVII. 29). Wenn Woronzow auch geneigt war, manche Mißgriffe Pauls auf dein Gebiete der auswärtigen Politik dem Einfluß Besborodkos, Kuttaisows und Rostoptschins zuzuschreiben (VIII. 288 u. X. 132), so konnte er doch keine Worte finden, um den Aberwitz dieser Regierung gebührend zn geißeln. In einem Manifest Alexanders, welches Panin reoigirt hatte, war der Regierung Pauls „glorreichen Andenkens" erwähnt. In größter Entrüstung schrieb Woronzow in einer scharfen Kritik dieses Manifestes, welche er für den Kaiser Alexander verfaßte, u. A.: „Wie kann Alexander I., welcher kein Kind mehr ist, Urtheil hat und die Tugend hoch hält, nicht einsehen, daß sein Vater das Recht in sein Gegentheil verkehrt, die Finanzen ruiniert, den Handel vernichtet und in seinem unglücklichen Lande einen beispiellosen Despotismus eingeführt habe. Ist denn überhaupt etwas Ruhmreiches in einer solchen Regierungsweise? Bekennt sich nicht ein Souverän, welcher seinen Unterthanen gegenüber dieselbe als eine glorreiche bezeichnet, zu den Grundsätzen derselben? Sagt er damit nicht, daß er auf denselben Wegen zu wandeln gedenke? Ist aber eine solche Regierungsmeise das Gegentheil von glorreichen Andenkens', so ist es eine Heuchelei, ein solches Epitheton zu brauchen! Es wäre freilich unziemlich gewesen, wenn der Sohn Schlechtes von seinem Vater geredet Hütte; daher genügt es zu sagen: der selige Kaiser, mein Vater" u. s. w. (X. 280). Ebenso streng urtheilte der Bruder S. R. Woronzows, Graf Alexander Romanowitsch Woronzom, welcher die Würde eines Kanzlers erhielt, in einem für den Kaiser Alexander verfaßten Memoire über die Regierung Pauls: „Viele Institutionen Katharinas wurden vernichtet, die Steuern wurden vermehrt, der Handel wurde durch Erportverbote bedrückt, alle innern Umsätze wurden durch unnöthige Zollplackereien erschwert, kurz es war ein vollständiges Chaos, aus welchem mir durch die Thronbesteigung Alexanders I. befreit wurden" (XXIX. 460—461).

Indem aber die Woronzows auf das Unheil der Negierung Pauls hinmiesen und darüber klagten, daß Nußland „unter der rohesten und gewalththätigsten Barbarei geseufzt habe" (s. d. Schreiben S. R. Woronzows an Nicolai XXII. 531), fanden sie auch eine Erklärung der Ursache dieses Unheils. Nicolai hatte an S. R. Woronzom geschrieben, Pauls Charakter sei eine eigenthümliche Mischung der besten Eigenschaften mit der größten Gewaltthätigkeit gewesen, und diese Neigung zur Brutalität habe je länger je mehr die Ueberhand genommen (XX. 108). Der Graf Woronzom antwortet: „Das ist wahr, aber Sie hätten hinzufügen müssen, daß diese brutalen Instincte sich bis zu völliger Geisteskrankheit gesteigert haben. Pauls Verrücktheit während der letzten acht oder zehn Monate seines Lebens fällt in die Augen. Sein Benehmen anderen Staaten und Souveränen gegenüber beweist, daß sein Geist umnachtet war. So bin ich denn geneigt seine tyrannischen und grausamen Handlungen, welche die letzte Zeit seiner Regierung verdüstern, nicht seinem schlechten Herzen zuzuschreiben. Ich beklage ihn mehr, als daß ich ihn tadele" u. s. w. (XXII. 532). Ebenso heißt es in einem Schreiben S. R. Woronzows an dessen Bruder: „Ich bin überzeugt, daß der verstorbene Kaiser das Unglück hatte geisteskrank zu sein; ich halte ihn für so wenig zurechnungsfähig wie ein kleines Kind, welches sich und andere mit einem Rasirmesser vermutet, weil es nie zuvor ein solches gesehen oder dessen Gebrauch gekannt hat. Ich besitze Schreiben Panins aus der Zeit, da Paul noch lebte, und hier ist von der Tyrannei, den Abscheulichkeiten und der Verrücktheit Pauls die Rede" (X. 110). „Panin" heißt es in einem andern Schreiben, „hielt den Tyrannen für einen Wahnsinnigen" (X. 280).

Ein zusammenfassendes Urtheil über Paul fällt Rostoptschin in einem Schreiben an S. R. Woronzom, worin es heißt: „Die Geschichte wird ihn nur allzustreng richten; aber ich kann bezeugen, daß dieser Souverän, welcher alle Mittel besaß glorreich zu regieren und angebetet zu werden, selbst keinen Augenblick des Glücks gekostet hat und ebenso unglücklich starb, als er gelebt hatte!" (VIII. 292).

Eine Exhumirung in Bosnien.

von

Moriz tzoerneF.

- Wien. —

ur für den Archäologen, dem die Gewohnheit das Gefühl ver

lheuert, ist es kein düsteres Geschäft, inmitten einer lachenden

«SSOM Landschaft in Schutt niw Gniften ;n wttlilen und au> „?hier. gerivv und Todtenbein" sich die Welt der Vergangenheit wieder zu erbauen. „Hier duftet Blütenrege», dort qualmt Verwesungsgeruch" — wem mag da die Wahl schwerfallen? Im Südosten unseres Continents steht es damit ganz anders. Dort fühlt sich der Reisende von den Bildern, die ihm die Oberfläche darbietet, magisch hinabgezogen zu den Gräbern verschollener Generationen. Dort, in der dunklen Tiefe, sucht er den Glanz und das Glück, deren auch diese Erde fähig scheint, und die ihr seit Jahrhunderten abhanden gekommen sind.

In diesen zertretenen Ländern lockt es mehr, unter salbem Laub zu stören, als den kümmerlichen Pflanzenmuchs, den die Sonne unserer Tage bescheint, zu betrachten und aufzurichten. Ein solches Land ist auch Bosnien, wo die Gräberschau mehr Raum beansprucht, als ihr eine glückliche Neuzeit gönnen würde. Bon den alten Gräbern Bosniens erzählt jeder Besucher des occupirten Landes, ein Zeugniß, mit wie ernster Mahnung dort das Mittelalter, dem diese Denkmäler angehören, neben den Erscheinungen der Gegenwart dasteht. Jüngst ist unter eineni jener Monumente eine Entdeckung gemacht worden, die das Nachtstück der Eroberung Bosniens durch die Türken mit einem fahlen Schimmer beleuchtet. Man glaubt, die Leiche des Hingerichteten letzten christlichen Königs aufgefunden zu haben, und der Custos des bosnisch-herzegowinischen Landesmnseums, Dr. ^iro Truhelka ist es, der davon in einein Büchlein „Geschichte und Denkwürdigkeiten von Jaice" (Sarajevo 1888) nähere Nachricht giebt.

Wie eine reife Frucht ist dieses Land den Türken in den Schooß gefallen, nachdem es alle Stadien der Auflösung durchgemacht hatte. Sein letzter König, Stephan TomaZevi^ (1461—1463), leerte die Neige des bitteren Trunkes, den das Schicksal allen bosnischen Herrschern nacheinander kredenz. Allein er war keines jener schuldlosen Opfer, die nach kurzem, durch äußeren Glanz verhülltem Beben mit ihrem Haupt die Sünden und Schwächen ihrer Bäter gebüßt haben. Das bezeugt noch heute der Guslar, wenn er am Herdfeuer der russigen Bauernhütte vom Königsschlosse Bobovac und von dem Vaternörder erzählt, der dort die Krone trug, bis der Racheschrei seiner eigenen Mutter die Türken in's Land zog und ihm den Untergang bereitete. Die Geschichte erzählt seine Strafe etwas anders. TomaSevi^ fiel nicht wegen seiner Blutschuld. Aber alle großen und kleinen Mächte, welche damals um Bosnien geschaart waren, erhoben die Geißel, mit der sie das Land schon lange quälten; und wenn sie auch bisher wenig Schonung geübt hatten, so schienen sie den Vaternörder jetzt mit Skorpionen züchtigen zu wollen. Es half ihm wenig, daß er, der erste und einzige unter den bosnischen Königen, 1461 mit Zustimmung des Papstes und in Gegenwart eines Legaten desselben gekrönt ward. Ja, der Glanz, welcher dadurch auf sein blutbeflecktes Diadem siel, zog sast unmittelbar den Blitzstrahl des Verderbens auf fein Haupt. Der ungarische Heldenkönig Matthias Corvinus regulirte das Verhältniß des bosnischen Fürsten, den er nach wie vor als einen Vasallen der Stephanskrone betrachtete, in einem Vertrage, der dem Tomaëvi6 eine Reihe drückender, zum Theile ganz unerfüllbarer Bedingungen auferlegte. Er sollte Tribut an Ungarn zahlen, feste Plätze abtreten, Heerfolge zusagen und dem türkischen Großherrsnn den Lehenseid aufkündigen. Der Unselige entschloß sich zu Allem, und das Ende nahte mit Schrecken. Sultan Muhaimmed rMeter in Adrianopel. Das eilige Gnade flehen des bedrohten Königs wurde nur scheinbar erhört, um seine Gesandten zu entfernen. Ueber Alterserbien fiel das ungeheure Türkenheer im Frühjahr 1463 in Bosnien ein. Das feste Bobovac, welches wohl widersteh« konnte und die Eroberer aufhalten sollte, bis es dem König gelänge, in Jaice eine genügende Streitkraft auf die Beine zu bringen, siel durch Verrath eines Bogomilen. Die Anhänger dieser Secte hatten sich innerlich von den, Königthuine losgesagt, seit dasselbe sich offen in die Arme der römischen Kirche geworfen hatte, und traten nun massenhaft — fast der ganze Adel befand sich unter ihnen — zum Islam über. Fast ohne Schwertstreich wurde das Land erobert. Es war eine Flucht und eine Jagd, kein Krieg. Tomaëviv, nahe der Landesgrenze, über die er an's Meer eenteilen wollte, in Kijuo von den verfolgenden Reitern eingeholt, ergab sich

gegen Zusicherung des Lebens, wohl nicht ohne eine Ahnung, wie wenig dies bei solchen Gegnern zu bedeuten habe. Auch

«orl» und Ell!., I«. 24

mochte sein Gewissen den Vatermörder fragen, ob man ihm einen Schwur zu halten brauche. Leicht fand sich denn auch im Gefolge des Großherrn ein gelehrter Scheich, welcher überzeugend nachwies, daß der dem Gefangenen gemährte Freibrief als null und nichtig zu betrachten sei, womit das Schicksal des Königs besiegelt war.

So ging Bosnien für das Christenthum und den Occident verloren; einige der edelsten Familien, die Pavloviöi, Dinjioiüi u. A., hatten in: Kämpfe, mit dem Königthum zugleich, ihr Ende erreicht. Doch im Ganzen floß bei dieser weltgeschichtlichen Weimung wenig Blut; viel weniger, als früher fast unaufhörlich in kleinen Fehden nutzlos vergossen worden war. Aber an hunderttausend der kräftigsten Einwohner wanderten auf die Sklavenmärkte des Ostens, bei 30 000 Jünglinge verstärkten die „neuen Truppen" (Janitscharen) des Sultans. Die alten Schlösser, in welchen die Könige Bosniens mit ihrem oft so trügerischen Prunk umhergezogen waren und fremde Gesandte empfangen hatten, verfielen dem Untergang, und Bosna Seraj oder Sarajevo (der bosnische Palast, die Palaststadt) galt fortan als bleibendes Centrum dieser osmanischen Provinz. Ein neues Leben war eingezogen, um fortab über 400 Jahre hier zu herrschen.

Der Wechsel, den wir von unserem Standpunkte aus leicht grausam und unglücklich finden mögen, war nicht ohne tiefe innere Berechtigung. Das bosnische Königthum, dessen Leidensgeschichte die Annale« eines Jahrhunderts füllt, mar eine Pflanze ohne Licht und Luft, die zudem von den ärgsten Parasiten bedeckt war. Bosnien mar zu schwach und zu klein, um als selbständige Vormauer der Christenheit den Türken zu trotzen. Seiner ganzen Art nach war und ist es dazu .bestimmt, Provinz oder Kronland eines größeren Reichskörpers zu bilden, was es mit einziger (und nicht einmal unbestrittener) Ausnahme dieses Jahrhunderts von 1376—1463 auch immerdar gewesen ist und fürder bleiben wird.

In seinem citirten Büchlein über die Schicksale nnd Merkwürdigkeiten der Königsstadt Jaice untersucht der Entdecker der Königsleiche, Dr. Truhelta die Nachrichten, welche über das düstere Drama der letzten Stunden Stephan TomaSeviö' in den Geschichtsquellen zu finden sind. Sultan Mohammed legte großen Werth auf die Gefangennahme des Königs und entsendete zur Verfolgung desselben 20 000 leichte Reiter unter Mahmud-Pascha. Tomasevi« schickte seine Gattin Mara mit dem Königsschatze nach Ungarn. Unterwegs wurde sie von dem slavonischen Banus Paul angehalten und beraubt. Den König selbst, der nach dem Verlust von Jaice nur noch Gut und Leben retten wollte, erwartete man in Ragusa. In Kljuö an der Sana dachte er einige Tage zu rasten. Einer der Reiterführer Mahmud-Paschas, Omer-Beg Turchanoglu, erschien vor dieser starken Bergveste, wurde jedoch von der Besatzung zurückgetrieben. Der Bosnier Michael Konstantinovi« aus Ostrovica. der seinen Glauben abgeschworen und als Janitschar den Zug mitgemacht hatte, berichtet in seiner Chronik, daß ein Bauer den Zufluchtsort des Königs für einen Kuchen verrathen habe. Nun brach das ganze Neiterheer gegen Kljuö auf. Aber was vermochte ein noch so starkes Streifcorps ohne schweres Geschütz gegen das unzugängliche Felsennest, das von seinen senkrecht abfallenden Bergwänden trotzig in's grüne Sanathal heruntersah? Eine Einschließung und Aushungerung derselben paßte nicht in den Plan des Sultans, der den ganzen bosnischen Feldzug, rasch beendet sehen wollte. So griff man denn zur Hinterlist — oder wie man das Spiel nennen mag, das mit dem Könige getrieben wurde. Mahmud-Pascha versprach ihm eidlich im Namen des Sultans nicht nur die Erhaltung seines Landes, sondern auch den Besitz einer türkischen Provinz, die ihn den Verlust Bosniens verschmerzen lassen sollte. Der bethörte Fürst ergab sich und wurde nach Jaice gebracht. Mit den Versprechungen Mahmud-Paschas fand sich der Sultan dadurch ab, daß er diesen Würdenträger vorübergehend in Ungnade fallen ließ und von den Ulemas eine Fetma einholte, welche ihn von der Zusage MahmudPaschas entband, weil er angeblich schon früher selbst einen Schwur ge« leistet habe, den König, wenn er in seine Gewalt käme, hinrichten zu lassen.

Ehe Tomaseviö das Haupt verlor, mußte er noch an alle seine Städte den Befehl ergehen lassen, sich ohne Widerstand den Türken zu ergeben. Dann bestellte ihn der Sultan in sein Zelt. Tomaseviö steckte die schriftliche Eideserklärung Mahmud - Paschas zu sich und begab sich vor den Großherrn. Und nun fangen die Quellen, als ob es an einer Greuelthat nicht genug wäre, an zu schwanken und berichten Widersprechendes über die Todesart des letzten bosnischen Königs. In einem türkischen Berichte (dem ?ari«Ki-äiari Loöu«, des Salih Efendi Hadzi-HuseinovicZ) heißt es, der Sultan habe mit dem Säbel einige Male versucht, den König zu köpfen, und als ihm dies nicht gelang, habe er ihn den Henkern übergeben, welche das Werk vollbrachten. Aehnlich sagt auch in einer kurz nachher erlassenen Bulle Papst Paul II.: in Bosnien habe „der unersättlich nach Menschenblut dürstende Mahometes den König, der sich gegen Zusicherung des Lebens ihm ergeben, eigenhändig erwürgt." Nach HammerPurgstalls verläßlichen Quellen aber erscheint der oben erwähnte persische Scheich Ali-Bestami, der an dem Zustandekommen jener Fetma hervorragenden Antheil gehabt, als der eigentliche Scharfrichter des Königs; ja, er habe nicht einmal den Befehl des Sultans abgewartet, um nach dessen Wunsch zu handeln. Diese Version wird denn auch gegenwärtig allgemein angenommen. Sie genügte jedoch den im Abendlande herrschenden Vorstellungen von türkischer Grausamkeit nicht ganz. Darum erzählen italienische Historiker, der König sei lebend geschunden, hierauf an einen Pfahl gebunden und den Arnlbrustschützen als Ziel hingestellt worden. Solche teuflische Marter war der türkischen Phantasie nicht fremd; hier aber ist sie schlecht bezeugt, und man ersieht auch keinen rechten Grund zu einer solchen Verschärfung der Todesstrafe.

Ueber den Ort, wo die Hinrichtung stattgefunden, gehen die Nachrichten ebenfalls weit auseinander. Dr. Truhelka nimmt nach guten Zeugnissen Jaice als die Todesstätte des Tomaseviö in Anspruch. Hier sind auch noch ganz glaubwürdige Sagen über die Bestattung der Königsleiche im Volksmunde erhalten. Der Sultan soll eine Janitscharen-Abtheilung mit dem Leichnam ausgesendet und ihr den Auftrag gegeben haben, eine Stelle zu suchen, die man von der Stadt aus sehen könne, ohne jedoch das Grab selbst zu erblicken. Der Begräbnißzug nahm die Richtung gegen den Berg Hum, und der Sultan blickte demselben nach. Einer der Janitscharen trug eine hohe Fahne, und als nur noch die äußerste Spitze derselben sichtbar mar, gab der Sultan ein Zeichen, daß man hier anhalten und den König begraben solle. Diese Erzählung stimmt genau mit der Lage eines Denkmals überein, welches die Anwohner seit Alters her Kraljevskigrob (Königsgrab) zu nennen pflegen. Es ist eine schmucklose ca. Im breite und 1,8 m lange Steinplatte, wie deren auf den mittelalterlichen Friedhöfen des Landes tausende und tausende zu finden sind. Sie liegt am rechten Ufer des Vrbas, gegenüber dem großartigen Wassersturz, mit welchem die Pliva sich hier in den „Weidenfluß" ergießt. Nach Norden hin öffnet sich ein fesselnder Ausblick auf das reizvolle „Kaiserfeld" (Carevo-Polje), während im Südosten die Kalkwände des Berges Hum ansteigen und eine leise Bodenschwellung im Westen das Stadtbild von Jaice dem an der Königsgruft Weilenden entzieht.

Dr. Truhelka ließ die Platte megwälzen und fand zunächst, beiläufig 80 «n unter der Oberfläche, eine Anzahl Steinblöcke, welche die ganze Länge des Grabes einnahmen. Darunter lag, von den Steinen theilweise zerdrückt, das Skelet mit dem Kopfende nach Westen, mit den Füßm nach Osten gewendet. Doch war der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf den Brustkorb gelegt. Tie Hände lagen gekreuzt über der Brust. Demnach erscheint es unzweifelhaft, daß hier die Ueberreste eines Hingerichteten beigesetzt waren, welcher zudem — da nicht eine Spur von einem Gewände erhalten war — unbekleidet verscharrt worden ist. Nur am unteren Ende des Körpers fand sich ein Rest der Fußfessel und da, wo sich die Hände kreuzten, zwei kleine Silbermünzen Ludwigs des Großen von Ungarn, wie sie während des fünfzehnten Jahrhunderts in Bosnien umliefen. Der Entdecker findet nicht nur diese Umstände, sondern auch das jugendliche Mannesalter und den untersetzten Körperbau, welche das Skelet verräth, übereinstimmend mit der Tradition, wonach hier König Stephan Toma«eviö seiner Urständ entgegenschlummerte. Ja noch mehr. Die Schädelformation zeigt nach dem genannten Historiker eine auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, welche man auf den beiden Bildnissen, die uns von dem letzten Könige Bosniens erhalten sind., beobachten kann. Beide stellen den unglücklichen Herrscher dar, wie ihm Christus im Traume erscheint. Das eine derselben, welches unstreitig zu seinen Lebzeiten entstand, stammt aus dem bosnischen Kloster Sutiska und befindet sich jetzt in der StroßmayerGalerie zu Agram. Wir finden hier von Malerhand verewigt dasselbe ovale, nach unten spitz zulaufende Gesicht mit vorstehendem Kinn und hoher, schöner, gewölbter Stirn, welches auch der Schädel des Enthaupteten bewahrt hat.

Für die christlichen Bosnier bedeutet die Auffindung der Leiche ihres letzten Königs kein Unterpfang der Erneuerung ihres autonomen Reiches. Die ganze Wiedererweckung des bosnischen Mittelalters, wie sie seit der Occupatio« des Landes hauptsächlich durch Urkundenforschung und durch das Studium der massenhaft erhaltenen Grabdenkmäler geschieht, ist eine Art Erhumirung, eine Angelegenheit der Wissenschaft, die mit dem Leben der heutigen Generation nichts mehr zu thun hat. Etwas Anderes war es, als, wie das Volkslied (bei Xäi-äcksiö „Xarocius spr8kg Msmo", II. 53) berichtet, die Leiche des letzten Serbenkaisers aufgefunden wurde. Das geschah, der Sage zufolge, vierzig Sommer nach der Amselfelder Schlacht auf eben diesem Felde. Griechische und bulgarische Kaufleute lagerten zur Nacht auf der blutgetränkten Ebene. Ihre Saumthierführer gingen nach Wasser und fanden in einer Quelle das Haupt Lazars, das wohlerhalten, ja strahlend wie ein Mond, im Wasser glänzte. Als sie es herauszogen, schwebte es leuchtend übers Feld dahin und zeigte jenen die Stelle, wo der Leichnam lag, dem er sich auch gleich fest anfügte. Nun begab sich eine große Wallfahrt nach dem Wunderplatze. Dreihundert Kalugeren (Mönche), zwölf Erzbischöfe und vier Patriarchen der morgenländischen Kirche erweisen dem frommen Herrscher die letzte Ehre. In priesterlichen Prunkgewändern, Tiaren auf den Häuptern und „altverfaßte Bücher" in der Händen lesen sie drei Tage und Nächte die Vigilien. Dann ereignet sich noch ein Wunder, und der Todte äußert seinen Wunsch im Kloster Ravanica, das er sich selbst im Waldgebirge Kuoaja erbaut, begraben zu werden. Das geschieht denn auch. Das Kloster besteht noch heute und bildet ein großes Viereck, an dessen Nordostseite sich eine Mauer vom Schlosse Lazars erhebt. Gegenüber liegen die Trümmer des Thunnes, welchen gleichzeitig Lazars Schwiegersohn, der Mörder Sultan Murads II., Milos Obiliö bewohnte. Das Schloß ist im Jahre 1435 von den Türken zerstört morden, aber die Erinnerung an die nationale Selbständigkeit, an den Glanz und die Größe des serbischen Volkes haben sie nicht austilgen können. Anders stand es in Bosnien, und warum hier die stets anziehende Tradition aus fernen Jahrhunderten in der Brust des Volkes kein Echo weckt, wollen wir zum Schlüsse in Kürze darlegen.

In Ungarn und vor Wien ist, Jahrhunderte nach dem Falle des bosnischen Königreiches, die Entscheidung ausgefochten morden, welche die Türkenfluth in Europa zurückstaute, und erst in unseren Tagen erhob sich der kleine bosnische Damm wieder aus den Gewässern und lenkt unseren Blick auf die Betrachtung seiner Schicksale. Sie waren fast durchaus traurige, aber man muß diesen Gesamttinhalt als eine Nothwendigkeit ins Auge fassen, um seinen Blick leidlich getröstet zu erheben von diesem Bilde menschlicher Schwäche und Haltlosigkeit. Bosnien ist aufgerieben worden durch die natürliehen Frictionen zwischen den Weltmächten des Orients und des Occidents. Mitten zwischen der griechischen und lateinischen Welt gelegen und den Hauptsitzen beider Mächte, Byzanz und Rom, sehr nahe, war es von jeher ein Tummelplatz eifersüchtiger streitender Glaubensbekenntnisse. Theils in einzelnen Landestheilen dichter geschlossen, theils unter einander vermengt, wie noch heute, saßen die Anhänger der östlichen und der westlichen Kirche, welche beide auf die ausschließliche Herrschaft in diesem Gebiete Anspruch erhoben. Und zwischen Beide drängte sich frühzeitig (schon um die Mitte des XII. Jahrhunderts) eine dritte Lehre, hinter der zwar keine Weltmacht mit ihrem moralischen und physischen Gewichte stand, die aber dafür ihren Gläubigen die meiste persönliche Freiheit gewährte und das Land nach keiner Richtung hin von einer auswärtigen Gewalt abhängig machen wollte. Diese verführerische und verhängnißvolle Glaubensform mar das Bogomilenthum, so genannt nach dem Beinamen (Bogomil — Gottlieb) ihres Stifters, des bulgarischen Priesters Jeremias, der im X. Jahrhundert aus seiner Heimat nach Bosnien gekommen sein soll. Seine Botschaft, die er als „wahres Christenthum" bezeichnete, entband die Gläubigen von vielen drückenden Erdenfesseln, machte sie aber unter dem Gewände einer allgemeinen Niedrigkeit, Milde und Friedfertigkeit' untauglich, der Sendung zu genügen, für welche der Mensch auf Erden ringt und strebt. Der Bund der Ehe, der Eidschmur, die öffentliche Gemalt, der Kriegsdienst, das Sammeln von Reichthum — kurz eine Reihe der wichtigsten Pflichten, durch welche die Nationen bestehen, wachsen und blühen, galt unter den Bogomilen als verpönt. Und diese unselige auflösende Form des höchsten, unvertilgbaren geistigen Bedürfnisses der Menschheit sollte den jungen südslavischen Staaten-Bildungen in ihrer Bedrängniß durch Rom und Byzanz zur Seite stehen! Sie sollte die Nationalkirche Bosniens werden. Allein statt, wie man wohl hoffnungsvoll annahm, dem Unheil zu steuern, mußte sie dasselbe nur noch vergrößern und verschlimmern. Das Einzige, was so dem Lande im Mittelalter eigenthümlich ist, sind Formen des Rückschritts und Verfalls, die überall da eintreten, wo der Schwächere neben dem Stärkeren sich zur Geltung bringen und sich seiner Meisterschaft entziehen will. So steht das Bogomilenthum neben den beiden christlichen Kirchen, so der Ungeschmack und die Plumpheit der altbosnischen Steindenkmäler, zu welchen auch dasjenige des TomaSeviö gehört, neben den stilvollen romanischen und byzantinischen Sculpturen.

Diese innere Zerrissenheit des Landes, diese ohnmächtigen Versuche, sich auswärtigen Einflüssen zu entziehen, arbeiteten jenen Weltmächten verhängnißvoll in die Arme, von welchen die eine ihren Hirtenstab über den Osten des Continents auszustrecken trachtete, mährend die andere von außen her immer erschütternder an die Pforten Europas pochte. Die orthodoxe Kirche, diese breite Scheidewand zwischen der Kaaba und dem Vatican, neigte sich in ihrer damaligen politischen Verkörperung zum Einsturz; wie hätte das kleine schwankende Bosnien dein Vollzug so großer welthistorischer Entscheidungen sich entgegenstemmen können?

Vergleicht man die Todesarten der drei namhaftesten Herrscher, welche aus der griechisch-slavischen Halbinsel dem Anstürme der Türken erlegen sind, so zeigt sich eine gemisse Stufenfolge, die von tragischer Größe zu kleinlichem Elend abwärts führt. Constantin Paläologus Drakoses starb eines ritterlichen Todes in der Vertheidigung seiner Hauptstadt. Mit dem Schwerte grub er, wie das neugriechische Volkslied sagt, sich selbst sein Grab, und als ihn die osmanischen Sieger unter Leichenhaufen fanden, wurde er ‚mit fallen Ehren bestattet. Noch flackert am Bosphorus das Lämpchen über der Stelle, die man für seine letzte Ruhstatt hält. Das Haupt des gefangenen Serbenkaisers Lazar siel nach der Schlacht, in der ein Theil seiner Streiter unruhlich zum Feinde übergegangen war. Auch ihm bewahrt Sage und Lied ein ehrendes Andenken. Der Auszug auf das Amselfeld erscheint in dieser Ueberlieferung als eine Art Todesmeihe der christlichen Helden, und ihre Sehnsucht, für den Väterglauben zu sterben, nicht geringer als auf der gegnerischen Seite. Der König Bosniens dagegen, beladen mit dem Fluch des Vatermörders und von seinen Magnaten preisgegeben, suchte sein Heil in feiger Flucht, wurde eingeholt und wie ein Verbrecher hingerichtet. — Hellas, Serbien und Bosnien wurden in unserem Jahrhundert dem Türkenjoch entzogen. Aber mährend Hellas und Serbien sich mannhaft emporrichteten, erscheinen die bosnischen Wirren der jüngst vergangenen Jahrzehnte wie ein Zerrbild jener Befreiungstämpfe, und eine gerechte Erfüllung hat dem Volke des TomaZeviö bisher keinen höheren Platz angewiesen, als jene Zmitterstellung, die es heute unter türkischer Souveränität, aber unter österreichisch-ungarischer Verwaltung einnimmt.

^>teeple-(ühase.

von

GlinS Germann.

— Breslau. —

ie Hörner hatten zum Rendezvous gerufen, und auf ebener Schneefläche, am Rande einer sogenannten Remise, wie sie das Wild als Zufluchtsort so sehr liebt, war das Jagdfrühstück eingenommen morden. Nun rüstete man sich wieder zum Aufbruch — ein neues Kesseltreiben sollte beginnen.

Es herrschte die heiterste Stimmung. Inmitten der Jagdgesellschaft hielt ein kleiner Schlitten — zwei Damen saßen darin. Ein junger Herr reichte soeben einer derselben die Zügel des aufgeregt schnaubenden Braunen, während ein anderer eifrig bemüht war, die Bärendecke des Schlittens sorgfältig festzuknöpfen.

„Danke, danke, Baron! Wir werden weder herausfallen, noch erfrieren," rief eine frische, fröhliche Mädchenstimme. „So lange haben wir nicht Geduld, nicht wahr, Hivpos? — Biel Unglück! Auf Wiedersehen heut Abend!"

Mehrere Stimmen versicherten noch, daß das letzte Treiben unstreitig das gelungenste gewesen, und daß so hold kredenzter Punsch zu niegeahnten Thaten begeistern werde. Munteres Lachen, Schellengeläut antworteten — dahin sauste der Schlitten über das winterliche Feld.

Die niedliche Blondine wendete das rosige Gesichtchen zu ihrer die Zügel führenden Begleiterin. „Es ist doch beizend bei Euch auf dem Lande, Lori!"

„Besonders, wenn man eine Freundin besitzt, die den reizenden Einfall hatte, uns mit ihrem lieben Besuch zu erfreuen."

„Ich mußte Dich doch noch einmal genießen, ehe" — „Aus meiner kleinen Eva eine würdige Frau Assessorin geworden und die goldene Freiheit für immer dahin ist! O, wie kann man ein so kostbares Gut so leichten Herzens hingeben!"

„Weil man eben Denjenigen lieben muß, in dessen Hände man es legt, Lori."

„Lieben muß? Der Mensch muß nie müssen!" „Dieses Muß ist aber ein süßes — ich wünschte. Du lerntest es kennen."

„Dann müßte ich den erst kennen lernen, der mich dazu zwänge."

„Du wirst ihn kennen lernen! — Lori, Du bist so gefeiert — thue mir den Gefallen und werde glücklich!"

„Das heißt: Heiralhe! — Und wen denkst Du Dir, wenn ich fragen darf, bei diesem Unternehmen an meine Seite? — Etwa unseren Nachbar, Baron Wackermann, der den ebenso herzlichen als practischen Wunsch hegt, ich möchte ihm seine Gänse stopfen und Abends Sechsendsechzig mit ihm spielen? Eine Maschine im Dienste der Alltäglichkeit . . . Gräßlicher Gedanke! — Oder den jungen Grafen Flitzow, dessen Verliebtheit so zweifellos ist, als feine Natur es zuläßt, d. h. der es „auf Ehre famos" finden würde, hätte er das Privilegium, mir seinen forschen „Johann dreh' weiter" jederzeit — auch ungemischt und unparfümirt — in's Gesicht zu drücken? — Ein Spielzeug, eine Puppe — welch' leeres Dasein! — Oder aber den Massendorfer Millionär, der seiner stereotypen Redensart.- „Nämlich— ich diene bei den Bonner Husaren/ gern noch hinzufügen möchte, „Nämlich — meine Frau ist eine geborene Freiin von Soundso?' — Ein Paradestück, weiter Nichts — erbärmliche Rolle! Oder —"

„Erlaube, daß ich dies Oder ergänze, Lori! Oder vielleicht einen lebenswürdigen, geistig bedeutenden, schneidigen Mann, dem Du mit den reichen Gaben, die Dir die Natur verliehen, als guter Kamerad zur Seite stehen könntest? Einen Mann wie z. B. ein Vetter meines Heinrich, der Name thut nichts zur Sache, einer ist?"

„Gnade, Robert! Ich glaube. Du willst mich am Ende gar unter die Haube bringen, Eva! Glücklich Liebende sollen zwar ein ganz besonderes Vergnügen darin finden. Andere in einen gleichen Hafen zu steuern; aber ich bitte Dich, verzichte mir gegenüber auf Ausübung dieser Passion, ich kündige Dir sonst die Freundschaft! Bei projectirten Heirathen, wo Alles so schön paßt, ist ja kein Funken Romantik, und wenn ich mich überhaupt jemals verlieben sollte, dann müßte Nomantik dabei sein, viel Romantik."

„Ich möchte missen, wie Tu Dir diese Romantik denkst, Lori?"

Lori antwortete nicht — die Peitsche sauste aus den Rücken des Braunen —

„Sitz' fest, Eva!"

Und Hippos flog über einen ziemlich breiten Graben, der leichte Schlitten hinterdrein.

„Mein Gott, Lori, einen so zu erschrecken! Und dort, ein paar Schritte hin, ist eine Brücke!"

„Gnä' Fräul'n machen es immer so," brummte hinter der jungen Dame der weißbärtige Kutscher, der sich munderbarerweise auf seiner Pritsche behauptet hatte.

Lori lachte. „Ich nehme jedes Hinderniß an — das gerade liebe ich!"

„Ebenso wie die Romantik?"

„Ebenso! Denn Romantik und Hindernisse sind in meinen Augen identisch."

„Aha — wo nicht Alles so schön paßt; dort liegt Deine Romantik! Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen."

Lori blickte in's Weite. „Vielleicht!" sagte sie träumerisch. „Uebrigens," fügte sie hinzu, „hätte ich garnicht gedacht, daß meine Eva in ihrem echt weiblichen Köpfchen weiß, was eine Steeple-Chase ist."

„O, dergleichen lernt man im Umgang mit Heinrichs Vetter!"

„Ja so, der Vetter! Nun, der ist ja abgethan, ebenso wie die projectirten Heirathen." — Damit warf Lori dem Kutscher die Zügel zu, denn der Schlitten war in ein geöffnetes Parkthor eingebogen und hielt vor der Freitreppe von Schloß Roden.

Auf den Stufen stand der Herr desselben in höchsteigener Person. Wer ihn sah, der wurde unwillkürlich an die Recken vergangener Zeiten erinnert, so bedeutend übertraf an Höhe und gewaltigein Gliederbau seine Gestalt die gewöhnlicher Sterblicher. Wie er so dastand, in einen mächtigen Pelz gehüllt, zwischen dessen Kragen und der das Gesicht weit überschattenden Pelzmütze ein langer, grauer Bart hervorquoll, war er eine Erscheinung, mit der man Kinder hätte gruselig machen können.

„Donnerwetter, dampft der Hippos!" klang jetzt ein tiefer Baß aus Bart und Pelzmerk hervor. „Wohl wieder klotzig geprescht, was?"

„Zu Befehl, Herr Major, klotzig! Gnä' Fräul'n machen es immer so," erwiderte Franz, der Kutscher, mit großer Promptheit über die junge Herrin hinweg.

„Alter Esel, wozu sitztest Du denn hinten drauf?" donnerte der Major los, schien aber durchaus keinen Effect damit zu machen, denn das Factotum begann harmlos zu berichten:

„Klotzig viel Hasen bis jetzt geschossen, Herr Major — werden so Stücker 950 zusammenkommen; — wir haben wieder die beste Jagd im ganzen Kreise."

„Wird sich auch gehören, Franz — wird sich auch gehören," knurrte der

Major befriedigt, erboste sich aber sofort wieder: „Die verd Gicht,

daß man so Etwas nicht mehr mitmachen kann! Alter Krüppel, der man ist!"

„Halten zu Gnaden, Herr Major — aber wenn mir auch keine Hasen mehr schießen können, ein Krüppel sind mir deswegen noch lange nicht!" widersprach Franz mit einer Miene, als sei ihm die größte Beleidigung geschehen; und da sich die jungen Mädchen inzwischen aus den Decken herausgemickelt hatten, fuhr er indignirt den Ställen zu. Lori stellte sich auf die äußersten Fußspitzen, um dem Major die Hände auf die Schultern legen zu können, und lächelte zu ihin auf.

„Guten Morgen, Onkelchen."

„Blitzmädel," sagte er, während ihr Köpfchen einen Augenblick zwischen zwei riesigen Pelzhandschuhen verschwand. Dann traten alle Drei in das Portal des Schlosses.

Hier in diesem grauen, ehrwürdigen, recht stillosen Gemäuer, dem feudalen Sitze derer von Borst, unter den alten Eschen, die es umstanden, war Lori groß geworden. Als kleines Kind hatte sie der unverheirathete Onkel zu sich genommen, nachdem ihre Mutter, seine einzige Schwester, ihrem früh verstorbenen Gatten gefolgt mar. Was die Erziehung der Kleinen anbetraf, so hatten sich bei derselben zwei Parteien gegenüber gestanden: auf der einen Seite der Onkel und sein Factotum Franz, der früher einmal bei ihm Bursche gewesen und später in seine Dienste getreten war; auf der anderen eine Reihe von Gouvernanten, die in Gestalt „geprüfter" Töchter der deutschen, französischen und englischen Nation in mohlthuender Abwechslung einander gefolgt waren.

Der Major hatte diese „Verzieherinnen", wie er sie nannte, immer nur als ein der Gelehrsamkeit wegen nothmendiges Nebel betrachtet. „Verderben Sie mir nur das Mädel nicht," das mar stets die vornehmste Pflicht gewesen, die er jeder der Damen mit einem argwöhnischen Seitenblick anempfahl, und seine Bestrebungen, ihrem Einfluß auf Lori entgegenzuwirken, hatten auch iminer den besten Erfolg gehabt. Nie war die Kleine glücklicher, als wenn sie nach beendeter Lection der Gouvernante entschlüpfen und mit Onkel und Franz fahren und reiten konnte, und unerschüttert blieb der Platz, den diese Beiden in ihrem Herzen einnahmen. Als dann die böse Gicht und zunehmendes Gewicht den Major verhinderten, Lori auf ihren Ausflügen zu Pferde zu begleiten, siel dieses Amt Franz allein zu.

„Das sage ich Dir aber, Kerl — wenn Eins von Euch Beiden den Hals bricht, so brichst Du ihn allemal zuerst!" So hatte ihm der Major die Verantwortung für seine Nichte übertragen, und Franz war sich derselben vollbewußt, auch jetzt noch, wo Lori, zur jungen Dame herangewachsen, von keinen Gouvernanten-Uhren mehr controllirt wurde und leider noch genau so verwegen war, wie der kleine Wildfang von ehemem. —

Einige Tage nach der Rodener Jagd kutschirte Lori ihre Freundin nach der nahen Bahnstation.

„Also, wenn Heinrich im Frühjahr commissarisch in Bunzelstädt beschäftigt ist, schicke ich ihn zu Euch heraus," sagt Eva, als die beiden Mädchen auf dem Perron standen und der heranbrausenden Locomotive entgegensahen.

„Ja, thue das, Herz! Onkel wird sich sehr freuen, und ich bin ja schon unbeschreiblich neugierig auf den „Herrlichsten von Allen", der meiner Eva Herr sein wird. — Schicke ihn nur überhaupt, wohin Du irgend kannst, solange es noch geht; denn nach der Hochzeit wird er natürlich das Commando haben wollen, und Du sanfte Taube wirst Dich tyrannisiren lassen."

Eva erröthete. „Ich habe einen unüberlegten Ausdruck gebraucht, Lori — denke nicht, daß ich im Ernst von „Schicken" gesprochen hätte. Uebrigens: mein Heinrich ist kein Tyrann — er ist ein so guter Mensch."

Lori kräuselte spöttisch die Oberlippe; sie dachte an Onkel Borst, dem einmal Jemand mit den Worten charakterisirt worden war: „Er ist ein guter Mensch," und der darauf gebrummt hatte: „Also eine Suse!"

„Um mich zu überraschen hast. Du mir wohl kein Bild von ihm gezeigt?" fragte sie.

„Ja, sein gutes Gesicht verliert durch die photographische Aufnahme; deshalb sollst Du ihn lieber persönlich kennen lernen."

„Also ein gutes Gesicht hat er auch — es freut mich, daß Du soviel des Guten bekommst, Liebling! — Sei nicht böse! Grüße Deinen Bräutigam einstweilen von mir."

„Adieu, Lori, — tausend Dank! — Böse bin ich nicht, wünsche Dir aber gute Besserung. Auf Wiedersehen zu meiner Hochzeit!

Eva reichte der Freundin noch einmal die Hand aus dem Coiwüfenster, und fort führte sie der Zug der fernen Heimatstadt zu.

„Freu' Dich, I^äv-Iove, der Frühling kommt, nun beginnen wieder unsere fröhlichen Ritte."

Lori streichelte liebkosend den schlanken Hals der Fuchsstute; und verständnißinnig sah das schöne Thier mit großen, klugen Augen auf seine Herrin, spitzte die zierlichen Ohren und beschnobberte mit weitgeöffneten Nüstern ein winziges Veilchensträußchen, das Lori in der Hand hielt.

„Halt, das ist Nichts für Dich, Schatz," wehrte das Mädchen, „aber hier hast Du Besseres ^ das wird schmecken." Die Stute nahm geschickt das große Stück Zucker von Loris flacher Hand und nickte dankend^ mit dem kleinen Kopfe.

„Ade, I^ch--Iovo". Lori schloß die Thürs der Bor hinter sich und trat aus dem Stall hinaus in's Freie.

An den Wegrändern und Gehölzen des Parks lagen noch Schnee und Eis, aber man merkte es der lieben Sonne an, daß sie die energische Absicht hatte, mit diesen Resten des Winters endgültig zu räumen.

Lori schlenderte durch die Anlagen, die die Pferdeställe vom Schlosse trennten, eilte die Freitreppe hinauf, durch einen weiten, maidgerecht decorirten Vorsaal und einige mit alterthümlicher Einfachheit ausgestattete Zimmer hindurch und betrat ihr eigenes kleines Heiligthum. Dasselbe bot in der Einrichtung das Bild eines capriciösen Potpourri von Nococo und modernster Eleganz, von feinem mädchenhaften Geschmack und Sportliebhaberei — überall aber blühte und duftete das, was jeden Stil und jede Geschmacksrichtung lieblich kleidet: Blumen.

„Die Fenster auf, die Herzen auf!" jubelte Lori, die hohen Fensterflügel auseinander stoßend.

„Nun fahr' wohl. Du Winter-Krimskrams!" und übermüthig warf sie Pinsel, Palette und Farbentuben, die auf einem Schemel lagen, durcheinander, nahm ein halbvollendctes Stilleben von der Staffelei und stellte es mit

dem Gesicht gegen die Wand. Dann hob sie eine schwere Portiöre und schlüpfte in das anstoßende Gemach. An seinem Tische saß Herr von Vorst, einen widermilligen Gänsekiel — Stahlfedern hielt er für einen Luxus der Neuzeit — in kühnen Schwingungen über das Papier führend.

„Die Ersten, Onkel," sagte Lori und legte die Veilchen vor ihn hin.

„Die Ersten, mein Mädél? Nun, hübsch von Dir, daß Du sie mir bringst — aber gehört sich auch, gehört sich auch." Der alte Herr erhob sich und strich ihr zärtlich die braunen Löschchen aus der Stirn.

„Weißt Tu, Kleine, als ich Dich zu mir nahm, war ich eigentlich fuchsmild, daß Du kein Junge warst. Habe mich nun aber so ziemlich damit ausgesöhnt. Manchmal so eine kleine Aufmerksamkeit, das thut Unserinem doch wohl, und junge Burschen verstehen sich auf so Etwas nicht — hättest auch nicht daran gedacht, mir die kleinen Dinger zu bringen, wenn Du einer wärst. So weit wäre also die Geschichte schon ganz gut, aber" — und des Majors Stimme, die er bisher gegen alle Gewohnheit gedämpft hatte, schmoll wieder zu ihrem erschreckenden Grollen an — „aber wenn Du nur bei mir bliebest. Du Racker! Ihr Frauenzimmer seid ja Eine wie die Andere: schließlich lauft Ihr doch einem Manne nach."

„Onkel!" Lori hatte ihre zierliche Gestalt zur ganzen Höhe aufgerichtet, das Blut war ihr in die Wangen geschossen, und die Augen blitzten vor Entrüstung.

„Onkel, wie kannst Du das von mir erwarten?" rief sie im Tone innerster Empörung.

„Na, na, fahre nur nicht gleich aus der Haut," beruhigte der Major und fügte etwas unsicher hinzu: „Aber würdest Du's wirklich nicht thun?"

„Nein, ganz gewiß nicht!"

„Nun, dann ist's gut, mein Mädél! Du hast mich nie belogen, ich glaube Dir! — Glaube Dir, wie ich nur noch zwei Creaturen in meinem Leben geglaubt habe: die eine mar der ‚Comet‘, der beste Gaul, den ich je besaß — der ließ mich bei keiner Tollheit, in keiner Gefahr im Stich, trug mich freudig durch Dick und Dünn, durch Feuer und Wasser — wenn ich denke —"

„Und die andere Creatur?" unterbrach ihn Lori lächelnd, „vom Comet weiß ich schon alle Stückchen auswendig — aber die andere Creatur?" „Das — das war ein Frauenzimmer." „Ach, Onkel, erzähle!"

„Unsinn, Kind, laß mich — kann Dir kein sentimentales Geleier vorwimmern, bin zu alt dazu — 's waren auch nur die Veilchen, die mich an sie erinnerten — sie mochte sie gem, bin einmal tagelang umhergepirscht und habe ein Pferd zu Schanden geritten, um ihr die ersten zu bringen, — weiß noch, ging einmal um die jetzige Zeit mit Dir durch den Park, als Du eben erst hergekommen warst — da fandest Du auch das Zeug und kamst jubelnd damit angesprungen — mußte an alte Zeiten denken und Dir einen Kuß geben — glaubt', es war der erste, mit dem ich mich an das Püvpchen wagte. Hast mir seitdem jedes Jahr die ersten Veilchen gebracht, Du guter Kerl!

„Nun, was stehst Du denn, Mädél, und siehst mich an wie die Kuh das neue Thor?" fuhr der Major plötzlich auf. „Geh', hol' das Schachbrett — weißt doch, daß wir jetzt unsere Partie spielen!"

Lori kannte ihren Onkel gut genug, um vorläufig ihre Neugier wegen des „Frauenzimmers" niederzukämpfen.

„Ich gehe schon. Onkelchen!" Das Diminutiv klang ungemein drollig auf den reckenhaften Alten angewendet. „Aber noch einmal" — sie blickte mit ihren braunen.Rehguckern treuherzig zu ihm auf „Ich bleibe bei Dir — ganz bestimmt — immer!"

„Na, wird sich auch gehören, altes Mädél, wird sich auch gehören," brummte der Major und ließ sich, ebenso felsenfest an die Unumstößlichkeit von Loris Versicherung glaubend, wie sie selbst es that, nunmehr ganz beruhigt an: Schachtisch nieder.

„Uebrigens, Onkel," unterbrach Lori, indem sie die Figuren aufstellte, den Gedankenstrich gegenseitiger Befriedigung, „der gute Heinrich wird auch nächstens antreten.

„Der gute Heinrich?"

„Nun, Du weißt doch — Eoas Bräutigam. Ach, Onkel, ich zweifle nicht an seiner Vorzüglichkeit; aber ich fürchte, dieser gute Mensch mit dem guten Gesicht wird meine Spottlust herausfordern."

In diesem Augenblick trat der Diener herein und präsentirte zwei Visitenkarten.

„Heinrich von Blauen, Regicrungs-Assessor"

las der Major.

„Es ist doch wirklich so! Wenn man vom Wolfe spricht, so kommt er," lachte Lori. „Nun aber ernsthaft!"

Das ganze liebliche Mädchenantlitz zuckend vor neckischem Uebermuth,

stand Lori dem Eintretenden, den der Onkel mit seinem Gemisch von derber Freundlichkeit und feudaler Würde begrüßte, gegenüber und musterte mit schnellem Blick seine Gestalt. Dieselbe war etwas höher, als sie ermattet hatte, aber schön war der „gute Heinrich" im Uebrigen wirklich nicht — o nein, da stellte Baronesse Lori Sarneck ganz andere Anfordemngen an männliche Schönheit! .— Nun, er war einmal Evas Verlobter —

Mit lebenswürdigem Freimuth streckte Lori dem Assessor die Hand entgegen: „Ich freue mich, den Bräutigam meiner lieben Freundin kennen zu lernen."

„Und ich freue mich, die Ehre zu haben, der Freundin meiner lieben Braut gegenüberzustehen," er führte die kleine Hand leicht an seine Lippen und lächelte dabei auf Lori berab — sie meinte: geradezu gönnerhaft! Dies Lächeln mißsiel ihr noch mehr, als seine unregelmäßigen Gesichtszüge, die nur ein schwarzer Schnurrbart einigermaßen erträglich machte; aber es war wohl das Natürliche bei einem Bräutigam — er konnte doch andere junge Damen unmöglich anschnachten.

Dann saßen die Drei plaudernd zusammen. Lori wollte viel von Eva wissen. Der Gast gab ihr bereitwilligst Auskunft und sprach dabei mit soviel Verehrung von seiner Braut, wie es ein junger Cavalier nur thun thun kann. Aber Lori vermißte doch Etwas: ein warmes Aufleuchten in diesen scharfblickenden grauen Augen!

„Haben Sie denn die entzückende Arbeit gesehen, mit der mich Eva erfreut hat?" fragte sie, um das Thema noch weiter zu spinnen; und als er verneinte, führte sie ihn in ihren kleinen Salon nebenan und wies auf einen kunstvoll gestickten Ofenschirm.

„Sehen Sie. solcher Mühe, solcher Geduldsprobe kann doch nur ein so liebes Geschöpf wie Eva sich unterziehen."

„Sehr schön," erwiderte er; „und Evas reiches Gemüth würde im Stande sein, noch weit größere Opfer zu bringen, als zerstochene Finger und müde Augen." — Die Worte klangen schön, aber kühl, und auf einen warmen Blick mattete Lori noch immer vergebens; viel Herz konnte dieser Mensch nicht haben.

„Warum halten Sie sich keine Vögel wie andere junge Damen, Baronesse?" unterbrach er, sich im Zimmer umschauend, ihre kurze Reflexion.

„Der Anblick der armen, der Freiheit beraubten Geschöpfe thut mir weh."

„Ah, Sie haben einen ausgesprochenen Freiheitsdrang."

„Ja, den habe ich!"

„Es wird einstmals Jemand kommen, der Ihr Herz mit seinem ganzen Freiheitsdrange gefangen nehmen wird."

Er sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, daß es Lori unwillkürlich entschlüpfte: „Wer?"

„Nun, ich natürlich nicht, Baronesse. Sie brauchen nicht so entsetzt vor mir zurtückzuweichen."

Er sah wieder auf sie herab mit jenem freundschaftlich überlegenen Lächeln von vorhin. Sie ärgerte sich darüber und empfand es als thöricht, daß sie es that.

„O, ich fürchte auch durchaus Nichts so Schlimmes von dem Bräutigam meiner Eva," sagte sie rasch in scherzendem Ton; „und da ich mir im Poraus gelobt hatte, mich nicht mit ihm zu zanken, so lassen Sie uns schleunigst zu Onkel zurückkehren, denn sonst könnte ich wirklich noch versucht werden, es doch zu thun."

Draußen summte die Kaffee-Maschine, und Lori begann, mit der ihr eigenen Anmuth die Herren zu bedienen. Das Gespräch wandte sich alsbald dem Sport zu. Lori war erstaunt, wie fachgemäß der Assessor sich auf diesen Gebiet auszudrücken mußte und wie viel „Pferdeverstand" er verrieth; doch sie erinnerte sich des „Vetters," den Eva erwähnt. — „Dem wird er das wohl nachsprechen," dachte sie.

Als passionirte Reiterin, die sie mar, betheiligte sie sich lebhaft an der Unterhaltung.

„Vielleicht habe ich einmal den Vorzug, mit Ihnen zu reiten, Baronesse," wendete sich der Assessor an sie.

„Kommen Sie mal auf länger, dann können Sie meine Nichte begleiten," meinte der Major.

„Das würde mir eine ganz besondere Ehre sein, und ich engagire Sie im Voraus zu einem schneidigen Galopp, Baronesse; ich bin nicht pedantisch in Bezug auf den Sitz einer Dame, aber fliegen muß sie, und wer solches Mitgefühl mit gefangenen Vögeln hat, der fliegt gewiß selbst gern."

„Ja, das thue ich und nehme ihr Engagement an!" rief Lori übermüthig. Sie wollte diesem Bureau-Menschen schon zeigen, was „Fliegen" heiße; und sie wußte recht gut, daß sie seine Nachsicht, was Sitz anbetraf, nicht in Anspruch zu nehmen brauchte.

Der Abend war schnell herangekommen. Als das Rollen des Wagens, der den Gast entführte, in der Ferne verklang, saß Lori in Gedanken versunken auf einem kleinen Divan in ihrem Zimmer. Ihre Spottlust hatte der Assessor von Blauen nicht herausgefordert — fest stand: sie hatte sich lange nicht so gut unterhalten, wie heute Nachmittag, aber auch lange nicht soviel im Stillen geärgert. Wie nur Eva behaupten konnte: „Mein Heinrich ist kein Tyrann!" Lächerlich, der Tyrann sah ihm ja aus den Augen! Es mußte kein Glück sein, ihn zu lieben.

Der Onkel trat herein. „Ein netter, junger Mann," sagte er, „schneidig, wie ich's wirklich nicht erwartet hatte; erinnert mich übrigens an Jemand. War wohl aber nur, weil ich just von ihr gesprochen hatte," fuhr er rasch fort und begann, unter Vorausschickung einiger Kraftausdrücke, irgend eine „klotzige" Dummheit des Jnspectors zu erörtern. >

„Es ritten drei Reiter zum Thore herein," declamirte Lori mit komischem Pathos. Sie stand fertig zum Ausreiten am Fenster und deutete mit der Gerte hinaus, wo soeben die Reitknechte drei Herren die Pferde abnahmen.

„In der That," meinte der Onkel, „Baron Wackermann. Goldau und Graf Flitzow! Ist wirklich nett von den jungen Leuten, daß sie jede Woche ein paar Mal herkommen, um Whist mit mir alten Kerl zu spielen — na, wird sich aber auch gehören."

Lori lächelte ein wenig ironisch. Sie hätte kein Weib sein müssen, um nicht zu missen, daß das Kommen der jungen Herren viel mehr der Nichte als dem Onkel galt, und amüsirte sich über die kindliche Unschuld des Letzten. Sie ließ ihm aber seinen holden Wahn.

„Es sreut mich, daß Du Gesellschaft haben wirst, mährend ich fort bin. Onkelchen", fagte sie, „da kann ich mit gutem Gemissen etwas länger bleiben. I^áz^lovs muß einmal tüchtig galoppirt werden; und nicht wahr, Du verlangst doch nicht, daß ich der Herren wegen meinen Ritt aufgebe?"

„Nein, nein, meinetwegen reite! Können Dich so wie so nicht brauchen beim Whist — bist immer mit Deinen Gedanken anderswo — weißt nicht einmal, was für Trümpfe, geschweige denn, was sonst für Kütten heraus sind; machst kalt lächelnd die gröbsten Fehler und verleitest Andere zur Unaufmerksamkeit. Ist immer so bei Euch Frauenzimmern: kein Ernst bei der Sache, kein Ernst! Alles nur Spielerei."

„Adieu, Onkelchen, adieu!" rief Lori lachend und mar aus dem Zimmer. Der Major brummte .ihr mit dem unfreundlichsten Gesicht etwas Freundliches nach und ging seinen Gästen entgegen.

„Freue mich, freue mich! Glückliche angelaḡt auf Ihrer strovpitten Kreuzspinne, Graf? Fettig mit der Nübensaat, Wackermann? Wohl wieder eine neue Acquisition, die Sie heute reiten, lieber Goldau?“ begrüßte er sie schallend.

Die Herren warfen suchende Blicke umher, während sie die Zimmer durchschritten und die Fragen beantworteten.

An dem jungen Grafen Flitzow war Alles lang und dünn: die Beine, die Arme, der Hals, der Schnurrbart — nur das Haar kurz a In, brskis: man konnte sich keine vollendetere Illustration für die Bezeichnung „Windhund" denken als diesen jungen Mann. Er hatte das Unglück, einen älteren Bruder und zukünftigen Majoratserben zu besitzen, und das Glück, aus dem Rennstall desselben manchmal etwas Abgedanktes geschenkt zu bekommen; ein Umstand, dem er Pferde von seiner eigenen Windhundattigkeit verdankte.

Das ganze Gegentheil des Grafen war Baron Wackermann, der älteste . der drei Herren. Von stämmiger untersetzter Figur, Gesicht und Hände gebräunt von der Frühlingssonne, das dunkle Haupt- und Barthaar nicht gerade mustergiltig gepflegt, bot er das Bild eines echten „Krautjunkers".

Herr Goldau, der „Massendorfer Millionär" mar viel eleganter als der

Nord und «ü° XI.VIII., ,<°. 2S

Baron und nicht ganz so lang wie Graf Flitzow. Er war stets ö HUätre Spinales und besaß stets das Neueste in Shlivsen, Kopfbedeckungen, Reitstöcken und Candaren; besonders diese waren seine Liebhaberei, er brachte darin — wie er meinte, mit cavalleristischem Verständniß — Alles in Anwendung, was aufkam, auch das fürchterlichste Martermerkzeug. Sein Hauptvergnügen aber war, die Welt alle Augenblicke mit neuen Gäulen zu überraschen, ein Ainüsement, das ihm die Million gestattete.

„Fräulein Nichte befinden sich doch wohl?" wandte er sich jetzt in vornehmem Lispelton an den Major.

„Danke, ist eben im Begriff, auszureiten."

Alle Drei sahen enttäuscht aus, der Graf ergriff die Initiative.

„O, dann gestatten mir Herr Major vielleicht den Vorzug, Baronesse Sarneck begleiten zu dürfen," bat er feurig, feine lange Gestalt vor lauter Inbrunst schlangenartig windend.

„Jh, ih, 'nein Lieber, was fällt Ihnen ein?" Der Major zog die Augenbrauen in die Höhe. „Wollen mir suu8 tayon durch die Lappen gehen! Bleiben Sie nur ruhig hier; fpiele nicht gern mit dem Strohhmann, und das Mädcl kommt ganz allein wieder."

Der Graf gab seinen Gliedmaßen einen versammelnden Ruf und warf nicht gerade freundliche Blicke auf den alten Herrn, der dem Diener befahl, den Whisttisch zurecht zu machen, mährend der Baron vor Schadenfreude lachte und der Millionär lächelte.

Draußen hörte man Pferdegetrappel. I.ä65-I«v« wurde vorgeführt, und Lori erschien auf der Terrasse. Aufsitzen und mit einigen Galoppsprüngen zum Parkthor hinaus sein war das Werk von Secunden; der alte Franz trabte hinterdrein.

„Sehr distinguirtes Vergnügen, das Reiten der Damen," näselte Herr Goldau. „Als ich bei den braunen Husaren mein Jahr abdiente" —

„Vor Allem ist es ein sehr gesundes Vergnügen," unterbrach ihn der praktische Baron derb. „Gesundheit ist die Hauptsache iin Leben — bei Mensch und Vieh — und besonders —" „bei meiner zukünftigen Frau," wollte er ini Gedanken an Lori hinzufügen, brach aber mit einem kräftigen Räuspern ab und begab sich mit den Anderen an den Spieltisch.

Die Herren begannen ihren Whist: der Major voller Behagen, der Baron ungewöhnlich zerstreut, Herr Goldau über einige Complimente für Lori nachdenkend, der Graf innerlich grollend; und nach und nach hüllte sich die Scene in Cigarrenrauch.

Draußen aber war Frühling, die ganze Natur eine sonnige Ahnung.

O, die Wonne, an einein solchen Tage auf edlem Rosse hinauszureiten in's Freie! Lori empfand sie mit jedem Huf-, mit jedem Herzschlage.

Jetzt galoppierte sie über eine Wiese dem Walde zu, und nun war sie mitten in der knospenschwellenden Pracht des Lenzes, die so frisch und zart grünte und den würzigen Odem erwachenden Lebens ausströnte. In gestreckten: Trabe, sich federgleich im Sattel hehend, das Auge sprühend vor Lust, ritt Lori auf dem weichen Waldwege weiter — immer weiter — hinein in den lockenden Frühling.

Da plötzlich hörte sie schnell näher kommende Hufschläge. Franz war das nicht, der mar froh, wenn er die vorschriftsmäßige Entfernung innehalten konnte und kam nicht über dieselbe hinaus: auch schien es Lori, als ob der Reiter — denn ein solcher und zwar einer auf einem guten Pferde mar es, das hörte sie mit sachkundigen! Ohr sofort — auf harter Straße ihr entgegenkäme: er konnte also nur auf der Chaussee dahertraben, ine in geringer Entfernung den Waldweg überschnitt. Nach wenigen Minuten hatte Lori dieselbe erreicht, und in dem Moment, wo sie aus den Bäumen herauskam, befand sie sich auch dem Reiter gegenüber. Beide parirten unwillkürlich ihre Pferde.

„Ah. Baronesse Lori!" sagte der Herr, den Hut lüftend.

„Herr Assessor!" rief die junge Dame erstaunt. „Woher haben Sie den famosen Gaul?" fügte sie in demselben Athem hinzu, den prächtigen Rappen, der, correct gebaut, den Typus des echten, ausdauernden Jagdpferdes repräsentirte, mit Bewunderung betrachtend.

„Von mir, meine Gnädigste."

„Pardon, ich wußte nicht, daß Sie sich Pferde hielten."

„Bitte sehr, es wäre ja kein Charakterfehler, wenn ich es auch nicht ^nte." Er sah sie amüsirt an — sie biß sich auf die Lippen.

„Sie reiten spazieren, Herr von Blauen?"

„Jawohl, Baronesse, und da Sie ein Gleiches zu thun scheinen, glaube ich im Sinne meiner Braut zu handeln, wenn ich mir erlaube, Sie zu begleiten und ein wenig Ihren Beschützer zu spielen."

Das klang wieder unerhört gönnerhaft! „Seit meiner Kindheit ist mir der alte Franz stets genügender Schutz auf meinen Spazierritten gewesen," sagte sie, ihre innere Empörung mühsam hinunterkämpfend; „da Sie mir aber Ihre Begleitung im Namen meiner Freundin zu Theil werden lassen wollen, muß ich sie allerdings annehmen und werde mich bei Eva dafür bedanken."

Er lachte leise. „Wir sind auf neutralem Gebiet, Baronesse, vom Zufall unter Gottes freiem Himmel zusammengeführt; thun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an und behandeln Sie mich, so schlecht Sie wollen."

„Sie scheinen schlechte Behandlung sehr zu lieben, daß Sie dieselbe so herausfordern!"

„Ich liebe sie nicht gerade nicht, aber Sie werden begreifen, Baronesse, daß ich durch den Talisman von Evas Liebe gefeit bin gegen die schlechte Behandlung aller anderen Damen — sie kann mich nicht verletzen."

Lori neigte das Haupt, damit ein überhängender Buchenast nicht ihr Hütchen streife; sie neigte es tiefer als nöthig — so tief, daß eine dunkle Blutwelle in ihr Gesicht stieg.

„Sehr gut! Sie stehen auf dem richtigen Standpunkt," entgnete sie dann heiter, „und zun, Lohn dafür will ich Sie daran erinnern, daß Sie mich zu einem schneidigen Galopp engagirten. Die Gelegenheit ist günstig — c>n Avant!"

Sie hatte wohl bemerkt, daß der Rappe ein noch ziemlich rohes, schwieriges Pferd war; wie würde sein Reiter, dessen Haltung sie nachlässig fand und dem sie noch immer nicht viel zutraute, jetzt mit ihm fertig werden? Sie waren an einer weiten, waldumsäumten Wiesenfläche angelangt.

„Sehen Sie jene Waldecke dort drüben?" fragte Lori, „auf die wollen wir losreiten!"

„Sie belohnen nach meinem Geschmack, Baronesse; aber ich würde es mir auch nicht haben gefallen lassen, wenn Sie mein Engagement vergessen hätten —"

Und schon flogen sie im langen Galopp Seite an Seite über die grüne Fläche. Lori sah, wie heftig das junge, starke Thier dem Reiter in die Zügel pulte; aber er hatte es vollkommen in der Gewalt. Der Galopp wurde zur windenden Pace. Wie eine Schwalbe strich I'ckv-Ivvs über den Erdboden dahin, und Lori saß wie angenagelt. Jetzt hatten sie Kopf an Kopf die Waldecke erreicht — noch einige Sprünge, und es gelang den Reitern, die aufgeregten Renner zu pariren.

„Wirklich ein Prachtkerl," sagte Lori, auf den Rappen deuten!» „Wie heißt er?"

„Greif."

„Er trägt seinen Namen mit Recht und wird ihm immer mehr Ehre machen lernen unter einem solchen Reiter."

Lori bereute diese anerkennenden Worte, die ihr unwillkürlich entschlüpft waren, sofort; denn er lächelte dafür herablassender denn je.

„Greif braucht noch tüchtige Arbeit," bemerkte er in eben solchem Tone; „aber es ist ein Vergnügen, eine so schöne, stolze Creatur zu zwingen."

„Sie sind ein Tyrann!" Es war ihr eine förmliche Erleichterung, ihm dies sagen zu können.

„Darin haben Sie vielleicht Recht, meine Gnädigste," versuchte er nicht einmal zu leugnen. „Macht über Andere auszuüben, ist mir ein wonniges Gefühl, und demnach steckt allerdings ein Tyrann in mir. — Auch meine kleine Braut muß ihn mit in den Kauf nehmen, denn er ist entschieden unverbesserlich."

Leichthin, wie etwas ganz Selbstverständliches, hatte er diesen Nachsatz ausgesprochen. Lori war starr vor Mitleid für ihre arme Frenndin.

„I'^ch'-Iovv ist übrigens auch ein ausgezeichnetes Pferd," fuhr er fort; „und Sic, Baronesse, haben einen so idealen Sitz, wie ich ihn kaum einmal bei einer Dame gesehen habe."

Loris Augen leuchteten auf — warum sollte sie auch das Lob aus dem Munde eines, wie sie jetzt gesehen hatte, brillanten Reiters nicht erfreuen?

„Sie können sich dieses Compliment ruhig von mir gefallen lassen," sprach er weiter, „ich als Bräutigam kann ja keinen Hintergedanken dabei haben; und außerdem möchte ich auch noch hinzustügen, daß Sie trotzdem nie ein Rennen gewinnen würden: Sie sammeln den Gaul nicht genug — auch —"

„Bitte, stallmeistern Sie mich nicht, Sie verderben mir den ganzen Ritt!" unterbrach ihn Lori gereizt. Wollte er sie vielleicht auch in aller Ruhe tyrarmisiren? — I'^cl^'-Iov« bekam einen Gertenhieb, daß sie wieder in voller Earridre dahinflog — aber Greif blieb an ihrer Seite.

„Stop — ein Graben!" rief der Assessor im Commandoton.

Aber jede Ader Loris mar Auflehnung — sie fühlte nur Eins: das prickelnde Verlangen, zu probiren, ob dieser Mensch wirklich ein so unoerbesserlicher Tyrann und so gefeit gegen alle Kränkung sei, wie er behauptet hatte —

„Nein, vorwärts!" rief sie trotzig und jagte dem Hinderniß entgegen.

Es mar ein breiter, für gewöhnlich trockener, aber im Frühjahr bis zum Rande mit Wasser gefüllter Graben — ein weniger sicheres Pferd und eine weniger verwegene Reiterin würden ihn allerdings kaum hinter sich gebracht haben; I'c>v-I«ve mit Lori aber flog wie ein Pfeil hinüber.

Greif refüsirte — aber nur Secunden — und vom Reiter bezwungen, sauste er in gewaltigem Sprunge nach.

Drüben hielt Lori. Beider Blicke trafen sich; kühle Mißbilligung lag in den seinen, hochmüthige Verachtung in dem ihren; aber innerlich zitterte sie — sie sah, er war ungebessert und unverletzt.

Schweigend ritten sie nebeneinander weiter. Die Thürme von Schloß Roden tauchten vor ihnen auf.

„Kommen Sie mit hinein, Herr Assessor? Mein Onkel würde sich über Ihren Besuch freuen," sagte Lori kurz.

„Bedaure sehr, Baronesse, nach Hause zurückkehren zu müssen," erwiderte er mit vollendeter Höflichkeit und vollendeter Kälte; „und ich bin sicher, Sie werden dies gnädigst entschuldigen, da ich noch den obligaten Brief an meine liebe Braut zu schreiben habe."

„Allerdings! Bitte, grüßen Sie Eva. Hier trennen sich denn wohl unsere Wege — Adieu!" — Sie trabte die Allee nach Roden hinein.

Der Assessor sah ihr nach — er hielt noch auf derselben Stelle, als Franz vorüberkam. Der Alte grüßte respectvoll.

„Na, das mar wieder eine Juxerei, Herr Assessor," konnte er sich nicht enthalten, vertraulich zu bemerken; „gnä' Fräul'n machen es immer so. Unterthänigst gute Nacht, Herr Assessor!" Und er beeilte sich, seiner Herrin nachzukommen.

Lori ritt Schritt durch den Park. Die letzten Worte ihres Begleiters klangen ihr noch in den Ohren ... Ja richtig, es gab ein unglückseliges Geschöpf, dem dieser Mann mit all' seinen Untugenden gehörte; und sie, Lori, ging es, Gott sei Dank, gar nichts an, wie gräßlich er mar! — Aber dennoch, ja gerade deshalb, fühlte sie wieder jenes Verlangen von vorhin, sich ihm zu widersetzen, bis der Tyrann bitten, und der über jede Kränkung Erhabene vor Schmerz traurig blicken gelernt haben würde!

„Klotzig gewonnen, Mädcl, ganz klotzig!" kam der Major seiner Nichte triumphirend entgegen. „Na, komm' nur zu uns herein."

Aber die Gäste hatten heute nicht viel von der jungen, reizenden Wirthin — sie mar gegen ihre Gewohnheit zerstreut und einsilbig.

Es war früh am Morgen des anderen Tages, als Lori auf die Terrasse hinaustrat. Sie hatte noch Zeit bis zum Frühstück; der Onkel pflegte einen langen Schlaf zu thun nach Abenden wie der gestrige.

Auf die Brüstung gelehnt stand sie da, und mit Behagen schweiften ihre Blicke durch das frische Grün des Parks. Da war es, als husche ein dunkler Schatten zwischen den Baumstämmen jenseits des großen Rasenplatzes vorüber. Es war merkwürdig, Lori mußte sofort: Das ist Greif! Und wirklich, jetzt sah sie Noß und Reiter hinter den Gebüschcn hervorkommen und in den nach den Ställen führenden Weg einbiegen.

„Wenn es dem Assessor Spaß macht. Roden mit dem grauenden Tage zu überfallen, so muß er sehen, wie er sich einstweilen die Zeit vertreibt," dachte sie und schlenderte nach der entgegengesetzten Richtung in den Park.

Sie hatte ihren Lieblingsplatz, eine Bank an einer kleinen Cascade, erreicht, ließ sich nieder und schloß die Augen, wie sie es beim Murmeln des Wassers so gern that.

Da knirschte der Sand und — „Guten Morgen, gnädigste Baronesse," sagte eine wohlbekannte Stimme. Aergerlich fuhr Lori empor. „Ah. Herr Assessor," erwiderte sie nicht eben freundlich.

„Verzeihen Sie, wenn ich störte."

„Bitte. — Uebrigens," entschlüpfte es ihr spöttisch, „Ihre Berufsgeschäfte müssen höchst angenehmer Natur sein, daß sie Ihnen so ungebundenes Umherstreifen gestatten."

„Sehr liebenswürdig von Ihnen, Baronesse, über meine Berufsgeschäfte nachzudenken! Dieselben sind allerdings angenehmer Natur, denn sie gestatteten mir vollkommen das Vergnügen, heute Morgen nach Roden herauszureiten, um mich zu erkundigen, wie Ihnen der gestrige Ritt bekommen."

„Danke — Sport bekommt mir stets gut."

„Sie sollten aber vorsichtiger dabei sein."

„So — Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Assessor, über meinen Sport nachzudenken," rächte sie sich; er schien es nicht zu bemerken.

„Es ist einfach meine Pflicht, Ihnen etwas weniger Verwegenheit anzuempfehlen, Baronesse," meinte er unbeirrt. „Folgen Sie nur, seien Sie künftighin vorsichtiger!"

„Nein!"

„Ja, versprechen Sie mir's!

Sie sah ihn an mit gerunzelter Stirn und unmuthig blitzenden Augen. „Selbst mein Onkel würde ein solches Versprechen nicht von mir erhalten — wie kam' ich dazu, es Ihnen zu geben?" Er lächelte — nicht so wie sonst.

„Sie sind ein kleiner Widerspruchsgeist; aber ich liebe das, finde es sogar reizend."

Das war wohl auch wieder eins von den zweifelhaften Complimenten, die sie sich von ihm, dem „Bräutigam" gefallen zu lassen hatte?

„Dann werde ich von jetzt ab zu Allem ‚Ja° sagen," rief sie aufgebracht.

„Immer noch Widerspruchsgeist und immer noch reizender!"

In Loris innere Entrüstung hinein zuckte blitzartig ein Gedanke: Wenn er sich am Ende einbildete, sie wolle mit ihm kokettiren? Das sollte ihm vergehen!

Sie wurde kalt wie Eis.

„Es ist mir ungeheuer schStzensmerth, Ihren Beifall gefunden zu haben," meinte sie verächtlich; und in leichten Conversationston übergehend, fügte sie hinzu: „Voraussichtlich wird es noch eine Weile dauern, ehe Onkel erscheint: wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen inzwischen den Park, er ist mein Stolz."

Und nun schritten sie neben einander auf den mohlgevflasterten Wegen, unter prächtigen alten Bäumen, an sammetartigen Rasenflächen dahin, und um sie lachte der Frühlingsmorgen.

Plötzlich unterbrach Lori das sich um gleichgiltige Dinge drehende Gespräch.

„O, die Maiglöckchen!" rief sie in kindlicher Freude, auf ein Gebüsch deutend, an dessen Rande die kleinen Frühlingskinder in langer Reihe erblüht waren. „Es sind meine Lieblingsblumen, und ich habe schon so oft welche im Park angepflanzt — aber es muß ihnen hier nicht zusagen, denn noch nie gingen sie an — das sind die ersten, die endlich einmal gekommen sind," erklärte sie und begann, die duftigen Blüten zu einem StrSußchen zu sammeln.

Der Assessor bückte sich und half ihr.

„Ich weiß einen Platz im Walde, Baronesse, wo es massenhaft Maiglöckchen giebt — wir wollen einmal zusammen hinreiten."

„Nein, Herr v. Blauen," entgegnete Lori hochmüthig. „ich möchte nicht wieder durch Ermahnungen zur Vorsicht gelangmeilt werden."

„Und doch ist ein vorsichtiger Begleiter ungemein heilsam für Sie, meine Gnädigste."

„Er würde nicht im Stande sein, mich zu beeinflussen, denn ich nehme nur an, was mir gefällt; Vorsicht aber ist mir ebenso unsympathisch wie vorsichtige Menschen."

„Gehorsamsten Dank, Baronesse, für die Versicherung, daß ich Ihnen unsympathisch bin!"

Er sagte das wieder so gleichgiltig, das; Lori ein Maiglöckchen mit der Wurzel ausriß; er bückte sich aber nicht mehr und ließ sie allein weiterpflücken — ärgerte er sich doch ein wenig?"

Lori war fertig, sie schritten dem Schlosse zu.

„Am liebsten ritte ich jetzt nach Hause," sagte er plötzlich.

Lori lächelte. „Ach, wohl aus demselben Grunde wie gestern: weil Sie obligate Briefe zu schreiben haben?"

„Zu Befehl, Baronesse, aus demselben Grunde wie gestern; d. h. weil ich mir sage: es kann nicht mehr schöner werden."

Was mar das? Lori konnte nicht darüber nachdenken — der Onkel kam ihr entgegen.

„Morgen, Mädcl! — Morgen lieber Blauen! Das haben Sie recht gemacht, uns zu überraschen — freut mich klotzig, ganz klotzig!" rief der Major gutgelaunt, dem jungen Manne kräftig die Hand schüttelnd.

Lori schritt den Herren voran, um das Frühstück anzuordnen. Dasselbe verlief in fröhlich animirter Stimmung, die von dem Gaste förmlich auszustrahlen schien. Wie amüsant konnte er sein! Was wußte er Alles aus dem geselligen, dem sportlichen und militärischen Leben zu berichten, und mit welchem Humor that er es! — Der Major war entzückt, und Lori, der seit gestern ungewöhnlich ernst zu Muthe gewesen war, gewann ihre unbefangene Heiterkeit wieder. Dann begaben sich die Herren in's Rauchzimmer, und Lori nahm einige Stücke Zucker aus der silbernen Dose, um ihren Lieblingen den gewohnten Morgenimbiß zu bringen. Aus der Box streckte ihr I^nlv-Iov« das feine Köpfchen entgegen und nahm ihn mit Wohlbehagen von der weißen Hand ihrer Herrin.

Dann kamen die übrigen Pferde an die Reihe — jeder bekam einen Leckerbissen, eine Liebkosung. — Da stand auch Greif. „Der geht mich nichts an," dachte Lori, „den übrigen Zucker soll I^aäv-Iove noch haben." Sie schritt den Gang wieder herauf — da erschien in der geöffneten Thür der Assessor.

„Sie hier, Baronesse? Ich wollte nach Greif sehen."

„Wir haben zuverlässige Leute — er ist gut versorgt."

„Ich sehe es." Er trat hinter Lori in I^li^luvs's Box.

„Wollen Sie wirklich nicht mit mir in den Wald zu den Maiglöckchen reiten, Baronesse?"

„Ich glaube, Ihnen schon vorhin bemerkt zu haben, daß ich es vorziehe, darauf zu verzichten."

„Jetzt aber bitte ich Sie!" — feine Stimme bebte —

„Einerlei — ich thue es nicht."

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre abschlägige Antwort wir wehthun würde?" stieß er hervor.

Lori spielte mit I ä6s-I«vs's geflochtener Mähne und sah ihn nicht an, als sie nachlässig hinwarf: „Sie müssen sich soeben versprochen oder gescherzt haben, Herr Assessor! Sie, der Tyrann, tonnen doch nicht bitten

— und Sie, der gegen die schlechte Behandlung aller Damen Gefeite, können sich doch nicht durch mich verletzt fühlen!" Sie lachte leise.

Schritte näherten sich von draußen — ein Reitknecht kam in dem Stall. Lori wendete sich nach dem Assessor um —

Da stand er, und sein Blick senkte sich in ihre Augen wie gestern,

— nachdem sie den Graben genommen; aber wie so anders — so ganz anders!

Dann trat er zurück, gab dem Reitknecht die Weisung zu satteln und verließ den Stall.

Lori sah ihm nach Wie weich, wie leidenschaftlich mar so

eben seine Bitte zu ihr gedrungen — wie enttäuscht, wie schmerzlich hatte sein Blick sie getroffen, als er ging! — Der Tyrann hatte gebeten, und sie es fertig gebracht, ihn zu kränken — nun hatte sie ihren Willen. Aber es war nicht übermüthiger Triumph, der ihr Herz so freudig schlagen machte, sondern ein imposantes, wunderbar seliges Glücksgefühl — ein Gefühl, das sie zwang, die Arme um liälix-Iovv's schlanken Hals zu schlingen und

einen Kuß auf ihr seidiges Fell zu drücken. Da klapperten Pferdehufe auf den, Steinpflaster; es mar der gesattelte Greif — er bekam das übrige Stück Zucker nun doch noch.

Einige Minuten später trug er seinen Herrn zum Parkthor hinaus, und Lori kehrte in's Schloß zurück.

Es mar am Abend desselben Tages, als ihr der kleine Sohn des Försters gemeldet wurde, der ihr Etwas abzugeben habe.

„Nun, Fritzchen, was bringst Du denn?" sagte sie freundlich zu den, hübschen Burschen, der mit einem Körbchen am Arme im Vorsaaale stand.

„Ein Herr auf einem großen, schwarzen Rappen hat mir das gegeben mit einem schönen Gruß für das gnädige Fräulein," entgegnete der Kleine und zog einen prächtigen Strauß von Maiglöckchen aus seinem Korb.

Lori nahm die Blumen.

„Geh zur Mamsell und laß Dir ein Stück Kuchen gebe», Fritzchen," nickte sie und stieg in ihr Zimmer hinauf.

Dort drückte sie das heiße Gesicht immer wieder und wieder in die frischen kühlen Blüthen — bis sie endlich daran dachte, sich nach einem Behälter sür dieselben umzusehen. Da siel ihr Blick auf Evas Bild, das auf dem Schreibtische stand — wie gebannt blieb er darauf haften und wurde immer starrer und starrer.

Hatte sie Eva nicht einst durch ihr Benehmen die Worte in den Mund gelegt: „Wenn Dein Herz eine wahre Steeple-Chase von Hindernissen vor sich sähe, dann würde es vielleicht in Liebe schlagen lernen," — und waren sie ihr nicht aus der Seele gesprochen gewesen? Und jetzt — war es ihr nicht plötzlich, als flöge ihr Herz unaufhaltsam einem Verderben bringenden Hindernis; entgegen? — Sollten die Worte, die ihre übermüthigen Empfindungen, ausgedrückt hatten, Wahrheit werden, fürchterliche Wahrheit?

Die Blumen fielen zu Boden — krampfhaft faltete Lori die Hände, und wie in tiefster Seelenangst entrang es sich ihren Lippen.- „Gott, bewahre mich davor!"

Es war eine alte Sitte auf Roden, daß Sonntag Nachmittag „auf's Feld" gefahren wurde. Pünktlich um fünf Uhr hielt der sogenannte kleine offene Wagen vor der Freitreppe, in dem der Major mit Lori Platz zu nehmen pflegte.

Heute hatte sich die Situation etwas geändert; der Assessor von Blauen war zum Besuch da; er und Lori ritten, und der Major saß allein im Wagen, mit scharfem Blick den Stand der Saaten musternd und sich mit Franz unterhaltend.

„Klotziger Weizen, Franz."

„Zu Befehl, Herr Major, klotzig, ganz klotzig, steht wieder am besten bei uns im ganzen Kreise."

„Wird sich auch gehören, Franz, wird sich auch gehören."
Seitwärts erhob sich eine Anhöhe.

„Da oben hat man einen hübschen Blick," wandte sich der Major an seinen Gast, „sollten sich unser Lündchen noch einmal von dort ansehen, ehe Sie es verlassen. Lori, Du könntest mit dem Herrn Assessor hinaufreiten, auf den. Vormerk treffen wir uns wieder."

In den Angen des jungen Mannes blitzte es auf. „Der kleine Abstecher würde dazu beitragen, mir die Erinnerung an meinen Aufenthalt hier noch lieber zu machen," sagte er und blickte fragend auf Lori.

„Wie Du wünschest, Onkel," meinte diese gleichgültig. „Bitte, Herr Assessor, wir müssen diesen Feldweg einschlagen." Schweigend trabten sie nebeneinander hin. Lori fühlte, daß ihr Begleiter kein Auge von ihr wandte, ihre sonst so ruhige Hand zitterte nervös.

„Sie müssen nun doch noch einmal mit mir reiten, Baronesse," begann der junge Mann endlich; „sind Sie böse darüber?"

„Nein," entgegnete sie, „ich habe kein Recht dazu; denn abgesehen davon, daß ich Onkels Wunsch ohne Murren zu befolgen habe, sind Sie unser Gast und Evas Bräutigam."

„Also nur deshalb, weil ich Ihr Gast und Evas Bräutigam bin, sind Sie nicht böse?"

„Nur deshalb, was sonst sollte mich daran hindern?"

„Was sonst?" Er sah sie an — so heiß, so flehend — Lori erbehte vor Wonne und Schmerz — seine Augen hatten ihr verrathen, „was sonst" sie hindern könnte, ihm zu zürnen: Liebe!

Es schwindelte Lori; sie wußte nicht, wie lange sie wiederum stumm nebeneinander hergeritten waren, als es ihr gelang, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Morgen um diese Zeit sind Sie also schon bei Eva — wie wird sie sich über Ihre Rückkehr freuen!" brachte sie mühsam hervor. Er zuckte die Achseln und wandte sich ab.

„Werden Sie noch manchmal an mich denken, Baronesse?" fragte er nnvermittelt.

Ein unbeschreibliches Gefühl bittersten Wehs und quälendsten Schuldbewußtseins, die niederschmetternde Erkenntnis;, daß sie ebenso verdammensmie beklagenswert!) sei, preßten Lori das Herz zusammen; um ihre Fassung war es geschehen und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Baronesse Lori, liebe Baronesse Lori, seien Sie nicht traurig!" Innige Zärtlichkeit und unterdrückter Jubel klangen wieder in dem Ton seiner Stimme und brachten Lori zur Besinnung.

Groß und fest sah sie ihn an. „Versprechen Sie mir, Eva recht, recht glücklich zu machen," sagte sie.

„Das kann ich Ihnen nicht versprechen!"

„Sie können nicht? Warum nicht?" Sie hatte es ihm zornig, empört in's Gesicht schleudern wollen, aber wie ein Angstruf kamen die Worte über ihre Lippen.

„Warum ich nicht kann, Baronesse? Ich darf es Ihnen nicht sagen — heute nicht."

„Und ich will es nie wissen — nie, nie." — rief sie heftig und brach ab mit einem tiefen Seufzer. — War es nicht, als wäre ein Blitzstrahl zwischen ihnen eingeschlagen, das Innerste ihrer Herzen grell beleuchtend? Sie fühlte, wie er ihre Hand in die seine nahm und einen Kuß darauf drückte; sie sühlte, daß dieser Kuß wie ein Feuerstrom von demselben ausging und durch ihre Adern rann; daß er himmelweit verschieden war von jenem ersten Handkuß, mit dem sie derselbe Mann vor wenig Wochen förmlich wie mit einem Gutentag begrüßt hatte — hastig befreite sie ihre Hand.

„Da sind wir, nun müssen Sie sich die Aussicht ansehen," sagte sie tonlos. Sie hielten auf der Anhöhe; um sie her grünte das frühlingsfrische Land, über ihnen strahlte die Nachmittagssonne; Greif und lovs hatten Freundschaft geschlossen, zärtlich neigten sich ihre Köpfe zusammen. Reiter und Reiterin schwiegen und sahen aneinander vorbei hinaus in's Weite — dann ritten sie langsam den Hügel hinab, Schritt vor Schritt bis zum Vorwerk, als wollten sie in stummem Einverständnis; die Zeit ihres Zusammenseins verlängern.

„Das nenne ich einmal vernünftg geritten," empfing sie der Major, „kein nasses Haar haben die Pferde!"

„Zu Befehl, Herr Major/ pflichtete Franz bei, „kein nasses Haar — gnä' Fräuln' machten es noch niemals so" — und erstaunt schüttelte er den Kopf, während sein Herr lachend meinte: „Sie müßten öfter mit meiner Nichte reiten, lieber Assessor, ich glaube, Sie würden ihr noch Tempo beibringen."

Wie im Traume hörte Lori, daß der Gast bat, sich schon hier verabschieden zu dürfen, da er in Bunzelstüdt vor seiner Abreise noch Verschiedenes zu erledigen habe, hörte, wie ihm der Onkel in warmen Worten Adieu sagte, wie sie selbst ihm Grüße für Eva auftrag und sah ihn davon galoppiren; wie im Traum ritt sie neben dem Wagen her nach Hause, ging auf ihr Zimmer und sank erschöpft in einen Divan. Lange saß sie so, unbeweglich. Dann preßte Lori, die stolze, übermüthige Lori den Kopf in die Kisten und weinte bitterlich.

5

Am nächsten Nachmittag hielt eine niedliche Pony-Equipage vor Schloß Noden. Die Kinder einer benachbarten Familie waren gekommen, Tante Lori zu besuchen.

„Tante Lori, Tante Lori!" jubelten ihre hellen Stimmen durch's Haus.

Lori kam ihnen entgegen; sie sah blaß und abgespannt aus und war froh, als sie die Kinder am Kaffeetisch untergebracht hatte. Dann ging sie mit ihnen durch den Park.

„Räuber und Prinzessin, Tante Lori!" drängten die kleinen Quälgeister. „Du willst nicht? — Ach, Du bist heute ganz anders als sonst."

„Ich habe Kopfweh, Kinder, wollt Ihr nicht allein spielen?"

„Ach nein, das mögen wir nicht, Du mußt mitspielen," beharrten sie in kindlicher Rücksichtslosigkeit.

„Oder erzähle uns eine Geschichte," rief das älteste kleine Mädchen.

„Ach ja, eine Geschichte, eine Geschichte!" stimmte der Chor bei.

„Und nachher Räuber und Prinzessin," fügte der kleine Walter unbarmherzig hinzu. Lori wurde von ihren Gästen umringt und auf eine Bank niedergezogen. „Nun erzähle!" erklang das Commando. „Aber eine recht schöne Geschichte, die Geschichte von dein jungen König, weißt Du? Die mögen wir am liebsten von allen, die Du kannst!"

Lori mußte gehorchen. „Es war einmal ein schöner, junger König," begann sie. Und sie erzählte weiter von dem prächtigen Schlosse, in dem er gewohnt, von den feurigen Rennern, die er geritten, von den kühnen Thaten, die er vollbracht, und von der bösen Fee, die seine Feindin geworden, weil er ihren Drachen erschlagen. Durch schlimmen Zauberspruch hatte sie all' der Herrlichkeit ein Ende gemacht und den armen, jungen König mit glühenden Ketten festgcschmiedet an seinen Thron. Da hatte er nun gesessen, elend und von all' seinem Hofgesinde verlassen, viele, viele Jahre, bis sich einst eine Maid in den wilden Wald und zu dem verzauberten Schlosse verirrte. Die jammerte der arme König gar sehr — so sehr, daß sie nimmermehr von ihm fortgehen, mit ihren Thränen seine Wunde kühlen und ihm seine Ketten tragen helfen wollte; und als der König zweifelte an soviel Barmherzigkeit, da kniete sie nieder und gelobte mit heiligem Eide, dies Alles für ihn zu thun mit Freuden.

„Und siehe," schloß Lori, „da war der böse Zauber gebrochen: klirrend fielen die Ketten — das Schloß erstand in alter Herrlichkeit, und es gab ein glänzendes Hochzeitsfest; denn der befreite, junge König machte die Maid zu seiner Königin."

Die kleinen Zuhörer waren entzückt von der schönen Geschichte. Lori sah vor sich hin — ihre Lippen bewegten sich leise — „da war der böse Zauber gebrochen, klirrend sielen die Ketten, und der befreite junge König machte die Maid zu seiner Königin," niederkholte sie flüsternd. „Wenn es doch noch Märchen gäbe!"

Sie ermachte aus ihren Gedanken —

„Jetzt noch wildern, Tante!" forderte Walter ungestüm. Aber zu Loris Erleichterung mar es für die ihr sonst so lieben kleinen Gäste Zeit geworden, heimzukehren.

„Satteln, Franz!" befahl sie, als die Ponyequipage davonrollte, un!> ritt eine Viertelstunde später von bannen. Unwillkürlich schlug sie den Weg von gestern ein — von jenem Gestern, an dem noch alle ihre Gedanken hingen; und zur selben Nachmittagsstunde hielt sie nun wieder auf der grünen Anhöhe — allein.

Auch heute schweiften ihre Blicke in's Land hinaus, aber geistesabwesend, wie aus einer anderen Welt. Geistesabwesend wie aus einer anderen Welt nahm sie auch wahr, daß ein blitzender Punkt sich mit großer Schnelligkeit dem Hügel näherte, daß derselbe immer deutlicher wurde und man schließlich ein schwarzes Noß und einen Reiter in blauer Uniform unterscheiden konnte. Jetzt erbehte der Boden, in langen Sprüngen kam es den Hügel heraufgeflogen und nun tauchte es neben Lori auf: ein Dragoneroffizier auf einem Rappen. Der Rappe aber war Greif, und der Offizier trug die Züge des Assessors von Blauen!

Wie kam er hierher — so — heute, wo er längst fern sein wollte? Lori starrte ihn an wie eine Erscheinung. „Der befreite junge König," fuhr es ihr durch den Sinn, so sieghaft, so selig schaute er sie an. Umstrickte sie ein süßer Zauber? Nein, jetzt begann er zu sprechen — weich, innig — das war Wirklichkeit.

„Ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde," sprach er; „eine innere Stimme sagte mir, die Erinnerung an gestern würde Sie zwingen, heute wieder an diesen Ort zu kommen; daß Sie es gethan, es bestärkt mich in einer

süßen Gewißheit — in der süßen Gewißheit, daß — "

Entsetzt öffneten sich ihre Augen weit und groß. — „Doch davon darf ich erst reden, wenn ich Ihnen Alles erklärt, Sie um Verzeihung gebeten habe. Darf ich meitersvreichen, Baronesse? Hören Sie?"

Lori nickte mechanisch. Ein Ahnen — sie wußte nicht, bedeutete es Glück oder Unglück — überkam ihre Seele, so mächtig, daß sie keinen Ton hervorbringen konnte. ,

„Ich bin nicht, der ich schien, Baronesse," klangen da seine Worte in ihre auf und nieder wogenden Gefühle. „Nicht der Assessor Heinrich von Blauen, sondern der Lieutenant Kuno von Reitzenstein.

„Fräulein Evas Bräutigam ist mein Vetter, und ich verkehre im Hause seiner Braut. Dort hörte ich viel von Ihnen, Baronesse Lori, und was ich hörte, interessirte mich, denn es ließ auf eine Eigenart schließen, die man im Allgemeinen nicht bei jungen Damen findet. — Es war an einem fröhlichen Abend, bald nachdem Fräulein Eva von einem Besuch bei Ihnen zurückgekehrt mar, als diese die Bemerkung machte: „Sie, Herr v. Reitzenstein, und meine Freundin Lori mären ein geradezu ideales Paar — ich wünschte, es märe ihnen möglich, ihre Liebe zu gewinnen." Meine thörichte Eitelkeit regte sich sofort —: Warum sollte ich das nicht fertig bringen?' fragte ich. ‚O, bilden Sie sich Nichts ein/ belehrte mich Fraulein Eva; ‚Lori in sich verliebt zu machen, das wird sobald Keinem gelingen — und Ihnen jedenfalls nie/ Nun wollte ich wissen, warum nicht; — denn, Baronesse Lori, es hatten mir schon oft schöne Augen verrathen, daß sie Gefallen an mir fanden ^ ‚Warum sollte ich in diesem Falle kein Glück haben?' meinte ich. ‚Ganz einfach deshalb/ erklärte Fräulein Eva, ‚weil meine romantische Lori durchaus nicht das Alltägliche liebt. So wie ich Lori kenne, würde sie ihr Herz nur dort im Stande sein zu verlieren, wo sich ihrer Neigung Hindernisse entgegenstellten — eine Steevle-Chase märe grade ihr Fall/ Das reizte mich noch mehr. ‚Nun, eine Steeple-Chase könnten wir ja künstlich herstellen/ rief ich übermüthig; ‚wie wäre es z. B., gnädiges Fräulein, wenn ich mich als Ihr Bräutigam bei Ihrer Freundin einführte? Würde der Verlobungsring an meinem Finger Hinderniß genug sein, um die Liebe aus dem spröden Herzen hervorzulocken?'

„Baronesse, als ich das sagte, hatte ich noch keine Ahnung von der Heiligkeit, von der Gemalt der Liebe — sonst hätte ich nicht so leichtfertig gesprochen! Fräulein Eva entsetzte sich zunächst, aber ich wußte ihr die ganze Sache als harmlosen Scherz darzustellen, der sich bei Gelegenheit von Blauens Aufenthalt in Bunzelstädt leicht ausführen ließe — schließlich begeisterte sie sich selbst für meine Idee. Ich besuchte meinen Vetter, sobald seine Thätigkeit in Bunzelstädt begonnen hatte und machte an seiner Stelle Visite auf Roden. Das Uebrige wissen Sie, Baronesse. Sie wissen, daß ich anfangs Ihnen gegenüber die kühle, freundschaftliche Rolle des verlobten Bräutigams spielte; Sie müssen bemerkt haben, daß ich derselben untreu wurde, weil ich nicht anders konnte, Lori! Das Spiel, an dessen ernsten Ausgang wohl Ihre kleine Freundin in liebevoller Absicht, nicht aber ich geglaubt hatte, hörte für mich auf, Spiel zu sein.. . Das Experiment, das ich in frevelhaftem Uebermuth mit einein Mädchenherzen zu machen wähnte, strafte sich an meinem eigenen — "

Er brach ab — unbeweglich hielt Lori neben ihm.

„Baronesse," sagte er weich und flehend. „Sie haben ein Recht, mir zu zürnen; aber seien Sie barmherzig: ich habe ja gelitten um Ihretwillen, wie ich nie geglaubt, daß ich um ein Weib leiden würde! Warum warfen Sie nicht früher die Maske von sich? werden Sie fragen, Lori. Es mar, weil ich den Vortheil, den ich von ihr hatte, nicht missen mochte, — weil ich nun aus eigener Anschauung mußte, daß grade ein Hinderniß Sie hinriß — und ich wollte Ihre Liebe gewinnen um jeden Preis! Habe ich sie gewonnen, Lori?"

Lori regte sich nicht. Er rang nach Athem.

„Sie haben mich schlecht, ja verächtlich behandelt, Baronesse," fuhr er leise fort „aber dennoch wage ich, diese Frage zu thun; ich wage, sie zu thun, Lori, weil es mir trotzdem — o, Sie machen mir's furchtbar schwer, aber ich habe kein Entgegenkommen zu beanspruchen — weil es mir trotzdem schien — gestern auf unserm Ritt hierher" — sein ganzes Antlitz leuchtete freudig auf — „als ob Ihnen Ihr Herz, Ihr liebes, stolzes, unvernünftiges Herz, wirklich trotz aller Willensstarke aus der Hand gegangen sei — in grader Linie dem Hinderniß entgegen . . . Habe ich recht gehabt, Lori, geliebte Lori?" sprach er leidenschaftlich weiter. „O, wenn ich Ihnen trübe, traurige Tage bereitet habe, vergeben Sie mir — mein ganzes Leben soll Ihnen dafür geweiht sein! Sagen Sie mir nur das Eine: habe ich Recht gehabt, hat Sie das Hinderniß verleitet zur — Liebe?" Er beugte sich herab auf die kleine Hand im gelben Wildleder — tief, tief — und küßte sie so ehrfurchtsvoll, so demüthig, wie ein Bittender die Hand seiner Königin.

Da aber mich Lori zurück, als habe ein giftiges Reptil sie berührt. Kerzengrade richtete sie sich im Sattel auf — ihre Augen sprühten —

„O, bravo, mein Herr!" rief sie mit schneidendem Hohn — „Bravo für die amüsante Comödie, die Sie inir vorgespielt haben! Natürlich, Sie waren vollständig überzeugt, daß die alberne, kindische Lori nach Ihrem Gefallen darin mitwirken, daß sie wie Ihre Marionette tanzen würde. . . O, es geht Nichts über dieses Siegesbewußtsein!" Sie lachte auf. „Es thut mir nur leid, dasselbe etwas dämpfen zu müssen durch die Eröffnung, daß mein Herz auch Steeple-Chases gegenüber wählerisch ist und nicht jede beliebige annimmt! Es ist mir durchaus nicht ‚aus der Hand gegangen^ — und ich muß sagen, daß mich dies um so mehr freut, da ich jetzt sehe, welch' unwürdiges Ziel es gehabt hätte! Ein Mann, der sich zu Pagenstreichen erniedrigt — hahaha" —

„Lori," unterbrach er sie heftig und vorwurfsvoll, „ich habe gefehlt, aber Abbitte geleistet — Sie sind nicht mehr berechtigt, mich zu beleidigen! Beruhigen Sie sich, ehe Sie weiter reden!"

„O, ich bin ganz ruhig," entgegnete sie kalt — „solche Kindereien regen mich nicht auf. Aber merken Sie sich: man spielt nicht ungestraft mit Lori Sarneck — ich nehme Ihre Abbitte nicht an, und was Sie außer meiner Verzeihung noch von mir zu fordern wagten" — sie verzog spöttisch den kleinen Mund — „das bleibt Ihnen unerreichbar. Damit ist unsere Unterredung wohl beendet."

I^X-Iov« machte ein paar Galoppsprünge vorwärts; aber im 3?u war Greif neben ihr, die Hand seines Reiters legte sich auf ihren Zügel und zwang sie zum Stillstehen.

„So lasse ich Sie nicht fort, Baronesse! Das darf Ihr letztes Wort nicht sein, Sie werden sich erst besinnen!" — strmg und befehlend wie zu einem unartigen Kinde sprach er zu ihr.

„Ich habe mich nicht mehr zu besinnen!" rief Lori von Neuen, außer sich. „Lassen Sie meinen Zügel los!"

„Nein."

„Ah" — hoch auf bäumten sich beide Pferde, ein Hieb sauste durch die Luft — herab auf die freinde Hand, die mit festem Griff I^)--Iove's Zügel hielt . . . Dann flog Lori den Hügel hinunter auf schmalem Pfade zwischen einem tiefen Steinbruch und dichtem Gestrüpp dahin. Halsbrecherisch sah es aus, in Fetzen riß das Kleid der Reiterin, aber weiter ging es, hinab, querfeldein.

Lori wußte nicht, wie lange sie so dahingejagt, als sie sich endlich an der nach Roden hineinführenden Allee niederfand. Aber was war das? — Hielt da nicht abermals der Dragoner?

Wahrhaftig! — Und nun galoppierte er noch einmal neben ihr — secundenlang.

„Das mar zuviel, Baronesse! Für jenen Schlag habe ich Genugthuung zu fordern." drang seine Stimme grollend in verhaltenem Zorn an ihr Ohr; „ich will sie mir nicht erzwingen — aber Sie sollen und werden mir dieselbe geben früher oder später: freiwillig. Auch ich liebe die SteepleChase, und ich sage Ihnen, der Moment wird kommen, da ich auf Ihren Trotz wie auf ein genommenes Hindernis; zurückblicken werde! Bis dahin bleiben Sie in meiner Schuld . . . Leben Sie wohl!" — Er war von ihrer Seite verschwunden.

Lori sprengte durch den Park, sprang vom Pferde und stürmte in das Zimmer des Onkels. Alle Heftigkeit ihres Temperaments, die in den letzten Wochen von nie gekannten, widerstrebenden Gefühlen niedergezwungen morden war, kam jetzt um so entfesselter zuin Durchbruch.

„Onkel," rief sie nervös lachend, „es ist doch zu drollig! Eben habe ich den Assessor getroffen — und denke Dir, er ist gar nicht der Assessor von Blauen, sondern dessen Vetter, der Dragonerlieutenant von Reitzenstein, folglich auch nicht Evas Bräutigam, sondern — o, es ist zum Todtlachen!"

Der Onkel sah sie verdutzt an — er brauchte eine ganze Weile, um sich aus dieser Rede einen Vers zu machen.

„Aber das ist ja ein ganz famoser Spaß," meinte er harmlos, als ihm dies endlich gelungen. „Der Herr Assessor liebt es jedenfalls nicht, sich in fremde Häuser einzuführen, und da hat der flotte Vetter feine Rolle übernommen — echte frische Jugendeselig das ^ hätte ich auch gethan, einstmals. Und von Reitzenstein, sagst Du? Weißt Du vielleicht, ob seine Mutter eine geborene von Gilse mar?"

„Nein, soweit bin ich in seine Familien-Verhältnisse nicht eingedrungen."

„Wird aber schon so sein, wird schon so sein" — der Major rieb sich nachdenklich die Hände — „daher die Aehnlichkeit, die mich fravpirte! Mädcl, daß mir das Schicksal den in den Weg geführt hat, freut mich sehr — sehr. Warum hast Du ihn eigentlich nicht mit hereingebracht?"

„Mit hereingebracht?" rief Lori bebend. „Und Du findest diesen Scherz wirklich so famos, Onkel?"

„Ja, warum denn nicht? Begreife gar nicht, wie Du Dich so darüber empören kannst! Mir ist von den jungen Männern der Lieutenant von Reitzenstein viel lieber, als der Assessor von Blauen — hoffe, daß er noch öfter in unser Haus kommt, werde ihn das gelegentlich missen lassen."

„Ich bitte Dich, Onkel, dies nicht zu thun. Ich fasse diesen sogenannten ‚famosen Spaß' durchaus nicht so harmlos auf wie Du; ich halte ihn für eine höchst unziemliche Keckheit und würde das Haus verlassen, welches der Lieutenant von Reitzenstein betritt!" erklärte Lori heftig.

„Was fällt Dir ein, Mädcl? Was ist das wieder für ein frauenzimmerliche Verdrehtheit?"

Der Major begann mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen, was immer ein Zeichen seiner Unzufriedenheit war. Lori näherte sich ihm und legte den Arm um seinen Hals.

„Es ist keine frauenzimmerliche Verdrehtheit, Onkel, sondern mein heiliger Ernst," sagte sie etwas sanfter. „Erlaß mir die nähere Erklärung und erfülle meine Bitte, den Lieutenant von Reitzenstein nie wieder zu einer Annäherung zu ennuthigen."

Der Major brummte etwas Unverständliches, aber Lori wußte, daß er ihren Wunsch berücksichtigen werde. Sie nahm ihr zerrissenes Reitkleid zusammen und verließ ihn.

„Gnä' Fräul'n haben es zwar immer toll gemacht, aber so doch noch nie," versicherte der alte Franz, als er eine halbe Stunde nach Lori zu Hause ankam.

Diese aber weinte heute nicht in die Kissen, als sie allein war.

Nvrd und Liid. I^VNI., I«. 26

Energisch klingelte sie der Jungfer, ließ sich beim Umkleiden helfen und ging hinab in's Eßzimmer, um den Thee zu bereiten. Der Onkel fand, daß seine Nichte lange nicht so lustig gewesen sei, wie an diesem Abend.

Eva war lange verheirathet.

„Es thut mir leid," hatte Lori auf ihre wiederholten, dringenden Einladungen zur Hochzeit erwidert, „daß Du mich fo wenig gekannt hast, um Dir einen günstigen Erfolg von diesem tactlosen Scherz zu versprechen; ich will ihn Dir verzeihen, aber entschuldige dafür, wenn ich nicht zu Deiner Hochzeit komme." Und Eva, welche die begangene Unbesonnenheit schon oft bereut hatte, mußte sich damit zufrieden geben; das freundschaftliche Band zwischen den beiden jungen Damen mar indessen merklich gelockert.

Die Eschen im Park zu Roden begannen sich bunt zu färben. Gesenkten Hauptes schritt Lori unter ihnen hin. Jetzt blieb sie stehen und wandte sich um; am entgegengesetzten Ende der Allee verschwand soeben eine Gestalt in blauer Uniform — Lori lächelte mitleidig und schritt weiter.

Ein gelbes Blatt sank vor ihr zur Erde nieder.

„Ja, es wird Herbst," dachte sie, „zum zweiten Male Herbst seit — jenem Frühling."

„Der gnädige Herr lassen das gnädige Fräulein auf die Terrasse bitten," kam ihr nach einer Weile der Diener entgegen. Lori folgte ihm.

„Du hast ihm einen Korb gegeben?" redete sie der Major an, als sie neben ihm stand.

„Ja, Onkel, ich habe ihm einen Korb gegeben, obgleich er seine schöne Uniform angezogen, neue Pferde angespannt und das beste Geschirr aufgelegt hatte, damit ich nur ja nicht vergessen solle, daß er ‚nämlich Reserve - Offizier von den Bonner Husaren^ und der Massendorfer Millionär sei."

„Wußte, daß Du ihn nicht leiden mochtest," meinte der Onkel befriedigt.

„Ich habe Dir ja auch versprochen, bei Dir zu bleiben."
„Bist ein gutes Mädcl."

Lori vergrub die Hand in die bunten Blätter des wilden Weins, der das Geländer umrahmte, — ihre Gedanken schienen weiter zu schweifen.

Das frische Gesichtchen war bleicher und schmaler geworden, die dunklen Augen größer. „Sie hat eingelegt," fanden die Damen — „Wie interessant sie geworden ist!" bewunderten die Herren.

Der Major beobachtete sie scharf — dann räusperte er sich umständlich.

„Was ich eben sagte," begann er, „bist ein gutes Mädel, daß Du bei mir bleiben willst! Aber" ^- er räusperte sich wieder vernehmlich — „verdreht seid Ihr Weibsleute doch — sollst meinetwegen kein Opfer bringen! Siehst mir gar nicht mehr so frisch und munter aus wie sonst — weiß, daß der Millionär nicht nach Deinem Geschmack war, ist Dir aber vielleicht schwer geworden, damals dem Grafen den Laufpaß zu geben — oder hast eine stille Neigung zu unserem Nachbar Wacksrmann? — Nun, der Graf ist leicht wieder zu beschaffen, und Wackermann toggenburgert ja noch immerfort um Dich herum — wenn's das ist, das kann ja Alles gut werden! Sieh mich nur nicht so entsetzt an, Kind — meine nur, will Deiner Liebe kein Hinderniß in den Weg legen — sollst meinetwegen nicht unglücklich sein, Dich in Sehnsucht nach irgend Jemand verzehren —"

„Um Gottes willen, Onkel" — Lori mar purpurroth geworden — „was denkst Du von mir? Ich habe gar keine Liebe, bin nicht unglücklich und verzehre mich nach Niemand in Sehnsucht!"

Sie mar fieberhaft erregt, wie jetzt öfters, und der Onkel wußte in solchen Fällen nie recht, was er sagen und thun sollte.

„Wird sich auch gehören — wird sich auch gehören," flüsterte er sich zu, seine Lieblings-Redensart — und es entstand eine Pause.

„Werden jetzt Abwechselung bekommen durch die Einquartierung," sing der Major endlich wieder an.

„Die wievielten Dragoner sind es?" fragte Lori.

„Die xten. Danke, der Fourier wird heute noch kommen."

Lori zerquetschte nervös eine Weinranke zwischen den Fingern.

Abermals Stillschweigen.

Da hörte man Hufschläge — zwischen den Bäumen blitzte es auf — ein Dragoneroffizier hielt vor der Rampe.

Lori sah wie durch einen Nebel, daß er vom Pferde sprang und dasselbe den, herbeieilenden Reitknecht übergab; es war ein prächtiger Rappe — sie kannte ihn sehr wohl. Auch die Gestalt des Reiters — sein Gesicht konnte sie nicht sehen — kam ihr bekannt vor. Krampfhaft stützte sie sich auf die Brüstung und sah starr vor sich hin. Sie hörte nicht, was der Onkel sprach, sie hörte nur das Näherkommen sporenklirrender Schritte. Jetzt kamen sie die Stufen herauf. . . Aber so begrüßte der Onkel keinen Bekannten; war es nicht ein sremder Name, eine fremde Stimme, die sie vernahm? Sie blickte auf und — eine Centnerlast siel von ihrem Herzen, und dennoch zuckte es schmerzlich zusammen! — sah in ein fremdes Gesicht.

Augenblicklich hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und begrüßte mit liebenswürdiger Gewandtheit den Gast.

Ein lebhaftes Gespräch über die Einquartierung, das Manöver und allerlei Cavalleristisches entspann sich sofort zwischen dem Major und dem Fourier-Offizier.

„Uebrigens, mein lieber Herr Lieutenant," bemerkte der Erste im Laufe desselben, „Ihren Gaul muß ich schon gesehen haben, woher haben Sie ihn?"

„Ich kaufte ihn von meinem Kameraden Neitzenstein, als er auf Reitschule ging," antwortete der Gefragte.

„Ah," machte der Major, sehr interessirt — „Neitzenstein! richtig, nun weiß ich wo ich den Rappen Hinthun soll." Er lachte, und Lori sah ihm die Lust an, Reitzensteins Regimentskameraden den „famosen Spaß" von dem Pseudo-Afessor zum Besten zu geben. Ein bittender Blick aus ihren Augen traf ihn, den der Major höchst harmlos mit einem: „Na, aber warum denn nicht, Mädel?" beantwortete. Indessen ließ er sich doch von seiner Erzählung abhalten und sagte nur: „Labe das Vergnügen, Ihren Kameraden zu kennen — wie geht es ihm? Muß sagen, ist nnr sehr sympathisch."

„Und Herr Major haben ganz Recht darin," entgegnete der junge Offizier mann. „Neitzenstein ist ein hervorragend begabter und vornehmer Mensch; er ist jetzt, wie gesagt, auf Reitschule commandirt, und ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß es ihm dort in jeder Beziehung gut geht: im Dienst sowohl wie" — er lächelte — „in seinen PrivatAngelegenheiten. Jedenfalls wird er sich nächstens mit der schönen Tochter einer der reichsten Familien N.'s verloben."

„Ach was," rief der Major vergnügt ^ „freut mich, freut mich außerordentlich für den jungen Mann."

Lori, die bis jetzt ziemlich theilnahnilos dagesessen, fing nun an, sich in die Unterhaltung zu mischen. Sie that dies mit soviel heiterer Laune, war so reich an drolligen Einfällen nnd fah so reizend dabei aus, daß die Blicke des Lieutenants immer bewundernder an ihr hingen und mit sichtlicher Freude die Aufforderung des Majors, bis morgen zu bleiben, annahm.

Es wurde kühl, man mußte in's Schloß zurückkehre».

Lori gab vor, noch eine Promenade durch den Park machen zu wollen und ließ die Herren vorangehen.

Sie ging aber nicht in den Park, fondern nach dem Stall. Niemand von den Leuten war darin. Hastig, als beginge sie etwas Unrechtes, huschte Lori an I^!u!.v-Iuvc"s Box vorbei zu dem Stande, in welchen man den fremden Ravven untergebracht hatte.

„Greif," flüsterte sie und trat zu dem schönen Thier.

Er wandte den Kopf nach ihr — „Weißt Du noch?" fragten seine Augen. Zärtlich streichelte Lori das glänzend schwarze Fell — „Er hat Dich verkauft," schluchzte sie leise, „er will nichts mehr wissen von uns. Natürlich," fügte sie bitter hinzu.

Ein leichtes Geräusch wurde vernehmbar; ^ori bemerkte es nicht — die Gestalt, die eine halbe Minute lang im Rahmen der Thür erschienen war, verschwand wieder: es mar Greifs jetziger Herr gewesen.

Ein fröhliches Lächeln erhellte das hübsche Gesicht des jungen Offiziers, als er dem Schlosse zuschritt. . . . Dieses reizende Mädchen hatte sein Pferd geliebkoft — bemies das nicht, daß sie Gefallen fand «IN Reiter? Er wollte es ihr jetzt noch nicht sagen, daß er sie belauscht, sie jetzt noch nicht in Verlegenheit bringen — jetzt noch nicht, aber — später. . . Das Herz unter dem blauen Waffenrock wallte heiß und ungestüm auf. Strahlend kehrte der Lieutenant zu dem Hausherrn zurück und versicherte, daß Greif ausgezeichnet aufgehoben sei.

Spät am Abend, als sich der Gast empfohlen, zündete sich der Major in bester Laune noch eine Cigarre an.

„Onkel," sagte Lori plötzlich, „ich hätte eine Bitte."

„Nun?" er sah sie fragend an.

„Ja, siehst Du, Onkel," begann Lori stockend und dann schnell weitersprechend — „ich habe nachgedacht und gefunden, daß es in vieler Beziehung doch ganz gut wäre, wenn ich den Baron heiratete. Ich liebe ihn nicht schwärmerisch, aber ich würde ihm eine gute Frau sein können und bleibe in Deiner Nähe. Wenn Du also willst, kannst Du ihm sagen, daß ich — mir's überlegen würde."

Der Major trat zn ihr und richtete mit seiner mächtigen Hand ihr zartes Kinn auf —

„Da habe ich doch Recht gehabt — Ihr Weibsleute" —

„Onkel," unterbrach ihn Lori — sie zitterte und befreite sich fast ungeduldig von seiner Liebkosung — „Onkel, ich muß mir's, wie gesagt, noch^ überlegen — einige Zeit — ein paar Monate vielleicht — und währenddessen mag ich ihn nicht sehen. Du wolltest schon längst eine Reise mit mir unternehmen, ich bitte Dich, thue es jetzt. Die Jahreszeit ist noch schön und günstig dazu, und ich habe das Gefühl, als müsse ich ein« mal heraus — andere Eindrücke in mich aufnehmen. Wenn wir dann zurückkommen, werde ich ganz genau wissen, ob ich den Baron Heirathen kann oder nicht."

Lori saß da, erschöpft wie nach einer großen Anstrengung.

„Bist ein närrisches Ding — man wird nicht klug aus Dir," sagte der Major, vor ihr stehen bleibend.

Sie erhob sich und sah ihn bittend an — „Onkel, willst Du mir den Gefallen thun? fragte sie gepreßt.

„Ja, ja, Kind — ich will. Baron Wackerinann werde ich auf sein Glück vorbereiten, und sobald die Einouartierung fort ist, können wir reisen."

Lori küßte seine Hand. „Ich danke Dir, Onkel."

„Na, ivird sich auch gehören — wird sich auch gehören," brachte der Major unbewußt hervor. Er konnte sich Lori als die Gattin des Barons und Roden ohne seine Lori noch nicht vorstellen; die Cigarre mar ihm ausgegangen.

Der Lieutenant von Reitzenstein war eben aus der Reitbahn zurückgekehrt. Auf feinen: Schreibtisch lagen zwei Briefe. Er erbrach sie.

„Schon wieder eine Einladung zu Steinborns," murmelte er ungeduldig, eine zierliche Karte bei Seite schiebend. „Diese Leute fangen an, unbequem zu werden, ich gehe nicht hin."

Er ergriff das zweite Schreiben.

„Von meinem guten Hilmar! Nun werden wir hören, wie's beim Regiment geht," er warf sich in einen Sessel und begann zu lesen.

Nach und nach aber verfinsterten sich seine anfangs freudig belebten Züge, und plötzlich flog der Briefbogen mit der großen Schrift des Kameraden zu einem Ball zerknittert zu Boden.

Es gab einen Ton, als ob Jemand mit den Zähnen knirschte. Kuno sprang auf und schritt klirrend durch's Zimmer.

„Also wahrscheinlich bekommt man sie noch als Regiments-Schwester!" kam es zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor. „Was schreibt doch der Kleine?

Fourier — Roden — entzückendes Mädchen — ihrer Neigung sicher

— wenn sie zurück sind, sofort zur Attacke.. . Nun, ich kann's ihin nicht verdenken, dem guten Jungen!" — Er lächelte bitter.

Sein Blick siel wieder auf die Einladungskarten — „Sie und Else Steinbom — Feuer und Waffer — Tag und Nacht! O, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe, Lori!" — Er setzte sich nieder und stützte das Haupt in die Hand, jene weiße, wohlgepflegte Hand, auf der es ihn doch in diesem Moment brannte wie höllisches Feuer: Loris Gertenhieb.

Es war thöricht von ihm gewesen, sie, das schöne, stolze Geschöpf zwingen zu wollen wie ein junges Roß, sagte er sich — bald würde sie ihm nun sür immer verloren sein, und er würde den brennenden Schmerz auf der Hand und den brennenderen im Herzen mit sich herumtragen müssen sein Lebenlang. Wie hatte er auch jemals Genugthuung erwarten können von diesem trotztigen Mädchen, von dem er nun doch glauben mußte, daß es ihn nie geliebt!

Zornig wallte es in ihm aus. „Glück zu, mein kleiner Hilmar; eher soll die Welt untergehen, ehe ich Dir in den Weg trete bei Deiner Angebeteten!"

Der Bursche kam herein, eine Uniform seines Herrn über dem Ann. Morgen fand das großeHerbst-Rennen statt,und ein opulentes Diner vereinigte heut die Mehrzahl der Cavallerie-Ofsiziere mit den Sportsmen von auswärts

— Kuno hatte ganz vergessen, daß er auch hingehen wollte. Nun athmete er auf in Gedanken daran — lustige Gesellschaft, Champagner würden ihm gutthun.

Er machte Toilette und begab sich auf den Weg — elegant und vornehm, als gehörte ihm die Welt. Das Diner war schon fast vorüber, als er den festlich schimmernden Saal betrat. Man befand sich dort in heißer Debatte. „Graf H. zahlt Neugeld für ‚Hexe‘ rief man dem Ankömmling entgegen. „Warum?" fragte Kuno gespannt.

„Mein Neffe von den Husaren, der Hexe reiten sollte," nahm der bekannte Sportsmann das Wort, hat mir wegen Krankheit abdepeschirt. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde ich die Stute keinen starten lassen, denn ich habe mich überzeugt, daß sie durchaus nicht Kt ist. Von Hause aus widerwillig, Hat sie in letzter Zeit einer leichten Lähme wegen wenig Arbeit thun können. Trainer G. rieth mir selbst, sie für morgen nicht satteln zu lassen."

Lebhaftes Bedauern wurde laut. Fast Alle waren der Meinung, daß Hexe ihrer Form nach ganz das Zeug zu einem Pferde erster Klasse und zu der Erwartung berechtigt habe, sie werde ihren Gegner niedergaloppiren — man mar enttäuscht, sie morgen nicht beim Rennen zu sehen.

Ihr Besitzer zuckte die Achseln.

„Ich möchte keinen Reiter veranlassen, die Stute zu besteigen", erklärte er mit Bestimmtheit.

Kuno trat zu ihm, seine Augen blitzten. „Lassen Sie mich die Hexe reiten, Graf?" Der junge Dragonerofsizier war bekannt als vorzüglicher Reiter; mancher Sieg auf eigenen und fremden Pferden war schon von ihm verzeichnet —

„Wie, Sie wollten?" fragte der Graf überrascht. „Allerdings, wenn Jemand die Hexe steuern kann, so sind Sie es — aber ich warne Sie dennoch, junger Freund! Selbst für die besten Reiter wird das Thier große Schwierigkeiten haben."

Ein älterer Kamerad berührte Kunos Arm. „Sei nicht leichtsinnig, Reitzenstein; Du riskirst Dein Leben auf dem störrischen Beest!"

Ein düsterer Schatten glitt über das Gesicht des jungen Mannes — „Eben deshalb reite ich," war seine leise Antwort; und zum Grafen gewandt sagte er: „Ich glaube, diesen Schwierigkeiten gewachsen zu sein; vertrauen Sie mir Ihr Pferd an!"

„Nur wenn Sie es fordern," meinte der alte Sportsmann zögernd. „Die Herren sind meine Zeugen, daß ich keine Verantwortung übernehme."

„Das sollen Sie jauch nicht, .verehrter Graf! Meine Knochen sind Unkraut, das nicht vergeht, sie werden heil ^aus dem Rennen kommen. Schlagen Sie ein!"

Alles drängte sich um die Beiden. Die Einen mißbilligten so viel Leichtsinn, die Anderen begeisterten sich für so viel Schneid; diese — natürlich die Jugend — waren in der Mehrzahl, der Graf wurde überstimmt; ein Handschlag und die Sache war arrangirt.

Nun floß der Champagner, und Niemand war lustiger als der Lieutenant von Reitzenstein.

5 5

Hell strahlte die Herbstsonne über dem grünen Rasen. Die Stunde des Rennens war gekommen. Tribüne und Sattelplatz boten ein buntbelebtes Bild, Die Reiter für die erste Nummer des Programms ließen sich abwiegen. Ohne Unfall, mit niehr oder weniger interessanten Endgefechten wurde dasselbe der Reihe nach erledigt. Nun kam die Steeple-Chase, bei der Here engagirt war.

Mit prüfenden Blicken musterten die Sportsmen die braune Stute, die sich heut zum ersten Mal versuchen sollte.

Sie schien allerdings etwas angegriffen, hielt den Kopf gesenkt, ihr Haar war nicht so glatt, als das ihrer Concurrenten; die Muskeln aber, die man darunter erkennen konnte, bekundeten die Leistungsfähigkeit des Pferdes, und beunruhigender als die Anzeichen leichter Indisposition war den Musternden der böse, tückische Blick aus den feurigen Augen des Thieres und die Art, wie es die Ohren zurücklegte und hinten auskeilte, sobald sich ihm Jemand auch nur näherte.

Ohne den Bügel zu berühren, hatte sich Kuno trotz der Unliebenswürdigkeit der Stute in den Sattel geschwungen. Er war noch nie vor einem Reimen so erregt gewesen, wie heute . . . Seltsam — fortwährend hatte er das Gefühl, als inüßte ihm Lori plötzlich entgetreten; aber in dem Augenblick, wo die Flagge sank, war er nur Reiter, und die Schläge seines Herzens beruhigten sich. Bei der ersten Hürde refüsirte Hexe . . . Ein kurzer Kampf zwischen Roß nnd Reiter, und sie wurde aus dem Stehen hinübergeworfen. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich nun bei jedem Hindernis und trotz des Terrains, das die Stute dadurch einbüßte, schob sie sich immer weiter vor.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten sie die Zuschauer, begeisterte Zurufe wurden laut: man bewunderte den unvergleichlichen .ioekev«Inp des Reiters, mit dein er das widerwillig« Thier meisterte und es zwang, feine das Durchschnittsmaß weit übersteigenden Kräfte herzugeben.

Nun hatte das interessante Paar nach hartem Kämpft auch den letzten und bedeutendsten Gegner abgeschüttelt; den Anderen weit voraus, flog es unter der Tribüne dahin — noch zwanzig Schritt und es würde siegreich durch's Ziel gehen . . .

Aber das Schicksal ist eine munderbare, geheimnißvolle Macht — es zwang in diesem Moment den Reiter unwiderstehlich zu dem groben Fehler, nach der Tribüne aufzublicken; zwang ihn, in ein paar Augen zu sehen, die groß und sprechend aus blassem, weit vorgebeugtem Gesicht auf ihn gerichtet waren und — da war es geschehen, das Schreckliche, das Werk einer Secunde! — Hexe hatte einen scharfen Ruck im Maule und das Gewicht des Reiters plötzlich höchst unbequem auf ihrem Rücken gefühlt, hatte einen mächtigen Sprung zur Seite bis dicht an die die Rennbahn abtheilende Barriere gethan, zu einem zweiten über dieselbe angesetzt und

dabei derart mit den Vorderbeinen gegen die Stange gestoßen, daß Roß und Mann jenseits desselben auf dem Kopfe standen. Die Stute kam mühsam wieder auf die Beine; der Reiter, welcher unter sie zu liegen gekommen war, rührte sich nicht.

Eine heftige Bewegung entstand unter den Zuschauern. Aber ehe Jemand die Unglücksstelle erreichen konnte, kniete, als wäre sie hingeflogen, eine weibliche Gestalt neben dem Gestürzten. Mit zitternden Händen stützte sie sein Haupt, beugte sich tief herab auf das totenbleiche Antlitz — küßte die zusammengepreßten Lippen, die herabhängende Hand.

Da ging ein Zucken über die starren Züge, langsam öffneten sich die festgeschlossenen Augen. — „Lori, meine süße, wilde Lori — Du bist doch gekommen — doch — Dank, tausend Dank!" flüsterte Kuno init brechender

Stimme . . . Dann sank er zurück in neuer Bewußtlosigkeit oder im Tode?

Ein dicker Kreis begann sich um die Beiden zu bilden. Staunend erblickten die Offiziere das schlanke Mädchen im einfachen grauen Reisekleide; aber sie hatten keine Zeit, sich zu wundern, und außerdem sagte ihnen die distinguirte Erscheinung der Unbekannten, neben der nun auch ein imposanter alter Herr erschien, genug, um ihnen keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie eine vornehme Dame vor sich hatten. Am überraschtesten stand wohl der gute Major der Scene gegenüber — endlich ergriff er Loris Ann und versuchte, sie mit sich fortzuziehen.

„Laß mich, Onkel," wehrte sie mit unheimlicher Ruhe, „siehst Du nicht, daß er zum Tode verletzt ist?"

Ein Arzt trat herzu — angstvoll hing Loris Blick an seinem Munde.

„Noch lebt er," lautete sein zögernder Ausspruch — „aber — " er zuckte bedenklich die Achseln.

Der Verunglückte sollte in's Lazaret transportirt werden. Eine Bahre wurde gebracht, seine Kameraden betteten ihn darauf, er wurde fortgetragen. Lori klammerte sich an den Major.

„Onkel," flehte sie, „ich weiß, Du hast ihn gern — wenn Du mich lieb hast — so gehe mit — ich kann's ja nicht — und bringe mir Bescheid!"

Ter Major nickte, führte feine Nichte zu ihrem Wagen und ging.

O, die qualvollen Stunden, die Lori wartend im Hotel verbrachte!

Endlich hörte sie den bekannten Schritt, der Onkel trat ein.

„Sage mir Alles," verlangte sie fest, „muß er sterben?"

Thränen standen in den Augen des alten Herrn. „Kind," sagte er stockend, es geht mir selber nahe, gerade bei dem — die Aerzte sprechen von einer Lungenquetschung und einem Schädelbruch — es ist wenig Hoffnung vorhanden — und wenn er wirklich durchkommt, dann —"

„Dann?" fragte Lori athemlos —

„Dann," fuhr der Onkel stockend fort, „mein Herzensmädel, der liebe Gott kann ja immer noch helfen! aber sie sagen — dann würde der Schädelbruch nach innen heilen und er müsse — irrsinnig werden." Lori sank ohnmächtig zu Boden.

Wieder war die Zeit gekommen, wo die Sonnenstrahlen mächtiger zu werden, Schnee und Eis zu zerschmelzen beginnen.

Am Fenster ihres Zimmers saß Lori. Aber dieses durchsichtige bleiche Mädchen, deren abgezehrte Hände kaum von den weißen Falten des weichen, warmen Mglig^s abstachen, war nur der Schatten der frischen, elastischen, übermüthigen Lori von einst.

Diese Augen, die sonst so feurig aufblitzen konnten in Lust und Trotz, sie schauten weltvergessen, träumerisch vor sich hin — das zarte Gesichtchen trug einen rührenden Ausdruck stiller Ergebung, welcher mehr darin be« fremdete, als es der herben Schmerzes gethan haben würde.

Auf Loris Schooß lagen einzelne Briefblätter. Der Major hatte sie ihr gegeben, als sie endlich erstanden war von langer Krankheit, und sie waren seitdem schon so oft von ihr gelesen worden, daß sie jedes Wort auswendig wußte; dennoch blieb sie dieser Lectüre treu.

Todtkrank hatte der Major seine Nichte heimgebracht im vorigen Herbst. Ueberreizt durch langes, vergebliches Ringen gegen eine Neigung, die sie nicht dulden wollte in ihrem Herzen, war sie nach der furchtbaren Aufregung bei dein Sturz des Geliebten, unter der namenlosen Angst um sein Leben zusammengebrochen und von einem nervösen Fieber ergriffen worden, das sie monatelang an's Krankenlager bannte. Sie hatte diesmal keinen Weihnachtsbaum schmücken, den guten Onkel nicht durch ihre kleinen Gaben überraschen können; es war ein trauriger Winter gewesen auf Schloß Roden.

Lori begann wieder, in den Briefen zu lesen. Es waren die Berichte jenes Arztes, der den Lieutenant von Reitzenstein behandelt, und den der Major gebeten hatte, ihm zuweilen über das Befinden seines Patienten Nachricht zu geben. Anfangs lauteten dieselben kurz, hoffnungslos, dann etwas besser — die stählerne Natur des Kranken arbeitete sich wider Erwarten empor. Darauf folgte ein längerer Brief, der besagte, daß eine Krisis eingetreten sei, welche die Genesung des Patienten, wenigstens die physische, mit Sicherheit erwarten lasse — und wieder nach mochenlanger Pause ein anderer, in welchem der Schreiber mit Freuden die glückliche Heilung des Schädelbruchs nach außen verkündete; somit sei, wie er auseinandersetzte, ein Druck ans das Gehirn und jede geistige Störung ausgeschlossen. Endlich theilte er mit, daß der Reconvalescent so weit hergestellt, uni in den nächsten Tagen die Reise nach einem südlichen Curort, wo ihm ein längerer Aufenthalt zur Kräftigung der Lungen angerathen sei, unternehmen zu können, und gab nochmals seiner herzlichen Freude Über die vollständige Genesung des schwer verunglückten Offiziers Ausdruck. Er habe ihm, dem Wunsche des Majors gemäß, nichts von der lebenswürdigen Theilnahme desselben verrathen, fügte er noch hinzu.

Das war der letzte Bericht gewesen, und Lori wollte auch nichts weiter wissen — er mar ja gerettet! Es war wunderbar — wie ein dichter Schleier lag ihre schwere Krankheit zwischen dem Einst und Jetzt! Deutlich standen ihr noch die letzten Ereignisse des ersteren vor Augen: sie sah sich gegen ihren Willen durch den Onkel zum Bleiben in N. und zum Besuch des Rennens veranlaßt — sie sah sich tiefverschleiert in der Tribünen-Loge sitzen, ein Programm mit fremden Namen vor sich — sie sah dann plötzlich anstatt des angesagten Husaren Kuno im Sattel der Hexe erscheinen ^ sie wußte, daß sie den Schleier zurückgeworfen, ihn zagend und bewundernd mit den Blicken verfolgt hatte bis zu dem Moment, wo er zu ihr aufsah und — den schrecklichen Sturz that. Was dann gefolgt mar, es war ihr Alles klar bis dahin, wo ihr der Onkel jene herzbrechende Mittheilung über den Zustand des Verunglückten machte — da sank der Schleier, wie vor einem Lebensabschnitt!

Kein Schatten, aber auch kein Lichtstrahl siel aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber. Wohl ahnte Lori, daß ihr Anblick Kuno außer Fassung gebracht habe — wohl klangen ihr seine Worte noch immer in den Ohren: „Lori, meine süße, wilde Lori — so bist Du doch gekommen — doch!" — aber wie hätten das Verheißungen für die Zukunft sein sollen? Es war ja natürlich, daß der Zorn heiß in ihm aufwallte, als er sie gesehen, denn welcher Mann vergäße eine solche Beleidigung? Und es war ja natürlich, daß es ihn mit Wonne erfüllt hatte, sie vor sich zn sehen in ihrer Demüthigung — die Worte, die er dabei fast bewußtlos hervorgebracht, sie hatten keine Bedeutung.

Lori nahm das Alles hin, als könnte es nicht anders sein; sie hatte ihre Schuld abgetragen, nun war es gut. Es war ihr zu Muthe, wie Jemand, der sein Tagewerk vollbracht hat.

Warum es der liebe Gott nicht für immer Abend werden ließ danach und sie noch einmal gesund machte? hatte sie anfangs gefragt — nun war sie auch damit zufrieden. Sie dachte an Eva und grollte ihr nicht niehr — es hatte Alles so kommen müssen zur Strafe für ihren trotzigen Uebermuth.

Der Onkel trat herein.

„Nun, wie geht's, mein Liebling?"

„Danke, Onkel, gut."

Der Major erblickte die Briefe und blinzelte Lori von der Seite an.

„Wir sind Baron Wackermann noch immer eine bestimmte Antwort schuldig. Ich glaube, mir wissen nun wohl ganz genau, daß wir ihn nicht Heirathen können."

Lori lächelte. „Ja, Onkel, das missen wir ganz genau, denn der gute Mann, bei dem.Gesundheit die Hauptsache' ist, fühlt sich gewiß jetzt schon unglücklich in dem Gedanken, möglicherweise ein Mädchen Heirathen zu müssen, das ‚Nerven' gehabt hat; außerdem darf ich überhaupt Niemand zumuthen, eine Frau zu nehmen, die sich einmal so comvromittirt hat, wie ich es gethau habe?"

„Nun, mein Kind, Deine Nerven sind ja Gott sei Dank wieder zur Raison gebracht — und dann: Menschen wie Du comuromittiren sich nicht, wenn sie dem Drange ihres Herzens folgen."

„Doch — in den Augen der Welt," flüsterte Lori; „der Welt, die hinter mir liegt — weit, weit —"

Der Major hatte ihre leise Einrede nicht vernommen, sondern sich geräuschvoll und behaglich iu einen Sessel niedergelassen.

„Was ich übrigens sagen wollte," fuhr er fort, „ich dächte, wegen etwas ganz Anderem könnten wir den Wackermann nicht Heirathen. Muß Dir auch sagen, Mädcl, daß mir der Lieutenant von Reitzenstein viel lieber ist als er . . . Habe in meiner Jugend einmal leichtsinniger Weise einem lieben schönen Mädchen bitteres Leid zugefügt — hat dann einen Anderen geheirathet, dem sie nicht gut war, und ich habe einfehen lernen, daß ich doch Keine mehr so lieb haben konnte, wie sie. Ist nun lange tobt mit ihrem Gatten — aber der Reitzenstein ist ihr Sohn; begreifst Du nun, daß er der Einzige wäre, dein ich Dich mit Freuden geben würde."

Lori hatte ihm ruhig zugehört. „Gewiß begreife ich Dich, Onkel," entgegnete sie sauft; „aber ich bitte Dich, laß diese Idee fahren! Das, worauf Du sie baust, ist abgeschlossen, abgethan für immer."

„Unsinn," brummte der Major ungeduldig, „so eiue" — ‚Zimperlichkeit', wollte er sagen, aber ein Blick auf Loris leidendes Gesicht ließ ihn verstummen,

„Fühlst Du, wie warm die Sonne scheint, mein Liebling?" begann er nach einer Pause. „Die Erde muß sich nun auch wieder aufrappeln — wie Du nach Deiner langen Krankheit." Er war ganz stolz auf seinen zarten Vergleich. Lori blickte träumerisch vor sich hin.

„Ja, wir werden Beide weiterleben — doch wie verschieden! Gluthen und Stürme werden die Erde erschüttern, ihr Innerstes zum neuen Dasein wecken — bei mir aber" — sie faltete die Hände über der Brust — „bei mir ist es so still hier drin — so still, daß mir ist, als sei mein Herz gestorben; oder als schliefe es einen Winterschlaf, aus dem Nichts es erwecken könne — Nichts."

Der Major betrachtete sie besorgt. Sie mar ihm jetzt manchmal so unverständlich, so unheimlich in ihren Reden — es überkam ihn dann immer die Angst, das Fieber sei doch noch nicht gehoben.

„Ich will Dir ein paar schöne Emmelien aus dem Glashause holen," sagte er zärtlich und ging — in Wahrheit, um unbemerkt nach dem Doctor zu schicken.

Aber die Sorge des guten Onkels mar unbegründet. Lori erholte sich, wenn auch nur langsam; und als die ersten Veilchen blühten, konnte sie dieselben im Gatten pflücken wie sonst.

Dann begann sie auch wieder spazieren zu reiten — freilich ganz anders als früher. Sie jagte nicht mehr wie die Windsbraut über die Wiesen und suchte sich nicht mehr mit Absicht Hindernisse auf — ja, Franz hatte sogar schon bemerkt, daß sie ruhig an solchen vorüber geritten war. „Gnä' Fräul'n machten es sonst nie so," dachte der Alte; „es mag wohl noch von der Krankheit herkommen."

Es war am zeitigen Nachmittag eines wunderschönen Frühlingstages, als Lori im Neitkleide zu dem Onkel in's Zimmer trat, um ihm Adieu zu sagen. Er saß nicht wie gewöhnlich um diese Stunde zeitunglesend in seinem Schaukelstuhl, sondern ging unruhig auf und nieder.

„Wo willst D» hin?" redete er Lori erstaunt an.

„Ausreiten, Onkel."

„Jetzt? — Wie kommst Du darauf?"

„Es ist ja meine gewöhnliche Zeit, Onkel."

„Ach so — ja richtig!" Aber das ganze große martialische Antlitz des Majors drückte eine Verlegenheit aus, die geradezu komisch auf demselben wirkte — Lori aber hatte keinen Sinn dafür.

„Laft Du Etwas vor, Onkel?" fragte sie.

„O, nein, durchaus nicht," beeilte sich der Major zu versichern „aber" — er sah plötzlich aus wie erlöst durch einen brillanten Einfall — „es ist nämlich nur, weil ich einen nothwendigen Boten nach dem Vormerk brauche — denke, Du könntest die Bestellung übernehmen, wenn Du einmal reitest."

„Gewiß, sehr gern."

„Reitest dann aber den Waldweg, der die Bunzelstädter Chaussee überschneidet — hörst Du? — Er ist sehr hübsch." „Ich kenne ihn, Onkel."

„Na, dann mach' aber, daß Du fortkommst — es ist gar keine Zeit mehr zu verlieren."

Der Major sah nach der Uhr, drängte seine Nichte heftig zur Thürs hinaus und geleitete sie mit Sturmschritten, denen Lori kaum nachkommen konnte, bis vor's Schloß. „Daß Du mir aber ja den Waldweg reitest," ermahnte er noch einmal. „Es ist wegen der Schonung der Hufe."

„Ja, was soll ich denn eigentlich bestellen?" fragte Lori, schon im Sattel.

„Ach so — hm — sie möchten Heu herüberschicken!" Lori ritt zum Parkthor hinaus. Es mußte den Onkel etwas Sonderbares beschäftigt haben — er mar so aufgereggt gewesen, meinte sie bei sich. dachte aber nicht weiter darüber nach — es ging eben Alles an ihr vorüber, traumhaft wie eine Fatamorgana.

Nun ritt sie im Walde dahin auf demselben Wege, auf dem sie zum ersten Mal zu Pferde mit Kuno zusammengetroffen — eigenthümlich berührte es sie.

Jetzt kam die Chaussee in Sicht. I^d^Iovs hob den Kopf, blähte die Nüstern, fing an zu drängen und wieherte leise — Lori beachtete es nicht, sie wollte über die Chaussee hinüberreiten. Da aber widersetzte sich I^ävIovs und flog mit energischen Sätzen auf der Straße hin einem Reiter entgegen, der im scharfen Trabe daherkam.

„Lori!" „Kuno!"

Die beiden Namen verhallten im Frühlingswinde — kein Hufschlag erklang mehr — nur an den Zaumzeugen klirrte es leise: die Rosse neigten sich zu einander — es schien, als wollten die Reiter dasselbe thun.

„Lori, Du liebst mich? Liebst mich doch?" kam es stammelnd vor Leidenschaft von Kunos Lippen.

Da bog sich Lori zurück, ernst hoheitsvoll.

„Ich bitte Sie," sprach sie feierlich, „ich mußte Sie lieben — wahrhaftig, ich wollte es nicht — aber das gehört der Vergangenheit an, der Vergangenheit, die ihren Abschluß fand in jenem Moment, da ich Ihnen in der Angst, einen Sterbenden vor mir zu haben, für die angethane Beleidigung Genugthuung gab — denken Sie nicht, daß aus derselben Verpflichtungen für Sie erwachsen sind.' ich habe eben nur meine Schuld abgetragen — wir sind quitt."

„Nein, das sind wir nicht, Lori!" rief er, und der verhaltene Zorn in seinen Worten, den sie kannte, that ihr wunderbar wohl. „Soll ich noch einmal verunglücken, den Hals brechen, um von Ihnen auch jetzt noch geliebt zu werden? — Verpflichtungen!" ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht. — „O Lori, Lori, martern Sie mich nicht durch solche kalte Worte! Sie wissen ja, wie unsäglich ich Sie liebe!"

„Ich denke, Sie zürnen mir . . ."

O, wie entzückte ihn dieser zaghafte Ton.

„Zürnen, Lori? — Meinen Sie, ich habe den Engel vergessen, der sich über mich neigte, als mich der Tod schon gepackt hatte? Diese böse kleine Hand" — er streifte die Stulpe der Handschuhe zurück und preßte die Lippen auf das zarte Gelenk — „ich kann sie jetzt küssen, ohne meinem Stolz das Geringste zn vergeben."

Dnnkle Gluth hatte Loris bleiches Gesicht Übergossen. Sie senkte das Köpfchen, aber er beugte sich zu ihr und sah ihr tief in die Augen.

„Und nun sage mir: nicht, daß Dn mich geliebt hast, sondern daß Du mich liebst."

„Ich liebe Dich!" gehorchte Lori zitternd.

Da legte sich der Ann in der blauen Uniform fest um das schlanke Mädchen im dunklen Reitkleide — Lori fühlte auf Mund und Augen die Küsse des Geliebten.

„Endlich, endlich mein!" flüsterte er. „Die Steeple-Chase damals habe ich verloren, aber eine andere dafür gewonnen! —Hat mein Wildfang nun genug Hindernisse gehabt?"

Sie nickte. „Wir wären ja Beide fast darüber zu Grunde gegangen."

„Auch Du, mein Lieb," sagte er weich und zärtlich; „ich weiß es und sehe es Dir noch an."

„O jetzt ist Alles, Alles gut!" — Jeder Herzschlag Loris jubelte es mit — ja, nun fühlte sie, daß es wieder lebte da d'rin in der Brust — „Er ist vorbei, der lange dumpfe Winterschlaf — es wird wieder Frühling!"

Er glaubte nicht, wie der gute Major, daß sie im Fieber rede; er verstand sie. Langsam hatten sie die Pferde auf der Chaussee weitergehen lassen. „Greif," sagte Lori und strich mit der Gerte über die Mähne des Rappen, den ihr Begleiter ritt.

„Ja, Greif," bestätigte dieser. „Es gab eine Zeit, wo es mich zornig machte, ihn anzusehen, und daher verkaufte ich ihn; nun aber Hab' ich ihn mir wiedergeholt und mitgebracht."

Einen Augenblick dachte Kuno an seinen Kameraden, den „kleinen Hilmar," der sich einst dem süßen Wahne hingeeben, Lori liebe ihn, weil sie Greis gestreichelt, und der nun längst über seinen Jrnthum belehrt war — einen Augenblick nur, und er empfand wieder nichts als die Wonne dieser Stunde.

„Und nun noch einen frischen, fröhlichen Ritt, Liebchen!"

„Einverstanden," lächelte sie ihm zu.

Sie bogen wieder in einen Waldweg ein.

„Onkel ist wohl mit im Complot gegen mich?" fragte Lori schelmisch.

„Ja, Schatz, ich bat ihn um Erlaubnifz, heut Nachmittag kommen zu dürfen, und .Meinetwegen mögen Sie um vier Uhr antreten^, antwortete er mir."

„Daher war, er so aufgereggt und wollte durchaus, daß ich gerade diesen Weg reiten solle der Gute! Oh, und ich sollte eine Bestellung ausrichten, von der ich keine Ahnung mehr habe!" Lori lachte fröhlich und silberhell, wie sie es lange, lange nicht gethan.

Es war als erschrecke sie selbst davor — „Ach," setüszte sie tief bewegt, „wie ist es möglich, daß man soviel Glück ertragen kann?!"

„Weil mir zwei sind, meine Lori, mit unseren Gänlen vier; Du glaubst nicht, was zwei Menschen auf ein paar guten Pferden Alles ertragen können!" Er sah sie an — wie blitzten Lebenslust und glühende Liebe aus seinen Augen! Sie schlug die ihren nieder.

Aber der Weg war so schmal, und leiden mußte sie's doch, daß er sie noch einmal umschlang, sie zwang, seinen Kuß zu erwidern.

„Lori, meine Lori!" murmelte er leidenschaftlich. Sie erbebte in seinen Armen; da gab er sie frei, zögernd und sanft wie ein kostbares Kleinod. „Verzeih, mein Lieb," bat er, „ich dachte an den Cavalleristen-Spruch:

Das höchste Glück auf der Erde
Liegt auf dein Rücken der Pferde,
Im Kuß des geliebten Weibes
Und in der Gesundheit des Leibes!

„Es ist berauschend, wenn Alles zusammentrifft!"

Scheu und doch voll kindlichen Vertrauens reichte sie ihm die Hand; so galoppirten sie den Waldweg entlang.

Da versperrte ihn ein Baumstamm. Lori deutete darauf hin und blickte zu ihrem Begleiter auf; das alte Verlangen spiegelte sich in ihren Zügen.

„Nun natürlich, meine kühne Lori!" rief Kuno. „Es lebe die SteevleChase! Sie war nun doch einmal nöthig, um uns zusammen zu bringen." Beide Pferde flogen über das Hinderniß.

Franz war auf der Chaussee halten geblieben. „Wenn Ihr dem Herrn Lieutenant von Reitzenstein begegnet, machst Du sofort Kehrt; das gnädige Fräulein braucht Dich alten Esel dann nicht mehr," hatte der Major befohlen.

Sofort war dieser Befehl allerdings nicht von dem Alten ausgefühn worden, er sah jetzt noch dem Paare nach. „Nun geht sie doch fort — und wir, ich und der gnädige Herr, bleiben allein!" dachte er dabei. Die Sonne blendete ihn, obgleich er sie im Rücken hatte; er mußte sich mit dem Nockärmel über die Augen fahren.

Als er damit fertig war, waren die Reiter im Grünen verschwunden. Der Frühling hatte sie aufgenommen — liebesselige Herzen sind ja sein Eigenthum!

^Illustrierte Bibliographie.

«aiser Wilhelms II. Rord° und Südlandsahrten. Von Adalbert von H an stein. Reich iUustrirt von (5. Saltzmann, Begleiter des Kaisers auf der Nordische» Reife, und von anderen ersten Künstlern. Berlin, Deutsch-nationaler Verlag, Ferdinand Lange. /

^it dem lebhaftesten Interesse verfolgten alle illustirten und nicht illustirten Tagesblätter die Reisen, welche Kaiser Wilhelm Ii. bald nach seinem Regierungsantritte zu den Höfen der Nachbarstaaten machte. Aber es lag in der Natur dieser möglichst schnell hergestellten Publicationen, daß sie immer nur Einzelschilderungen gaben, die auch beim besten Willen nicht immer zuverlässig sein konnten und namentlich, da ja jede für sich verfaßt war, auch gesammelt nur ein ungleichmäßig hergestelltes Bild darbieten. Deshalb musz es als ein höchst verdienstliches und vielversprechendes linternehmen bezeichnet werden, dah in dem vorliegenden Werke ein berufener Autor begonnen hat, alle Reisen, die unser Kaiser im Sommer und Herbst 188« unternahm, in einer einheitlich durchdachten Darstellung zusammen zn behandeln.

Die uns vorliegenden beiden ertten Lieferunge» deS Werkes werfen zunächst in der Einleitung einen Rückblick ans die in die Zeit vom 6. Febrnar bis zur Thronbesteigung Wilhelms II, fallenden Ereignisse und Kundgebungen und schildern sodann in den beiden ersten Capiteln die Einschiffung des Kaisers in Kiel und d!e Zusammensetzung seines Geschwaders mit besonders genauer Beschreibung der Jacht „Hohenzollern", welche den Kaiser selbst mit feiner nächsten Begleitung aufnahm. Das dritte Cavitel beginnt des Kaifers Meerfahrt nach Rußland darzustellen.

Das Buch ist von kräftigem nationalen Bewußtsein durchglüht, die Sprache gehoben, dabei aber durchaus klar und verständlich. Die vorzüglich ausgeführten Illustrationen — unter denen mehrere von A. C. Saltzmann, der den Kaiser ans der nordischen Reise, begleitete, selbst gefertigt sind — zeigen nns znm Theil den Kaiser selbst in bedeutungsvollen Momenten der Reise, theils führen sie uns die Gestalten sei»er militärischen, nautischen und diplomatischen Begleiter vor, theils bieten sie uns interessante Schiffs- und Seebilder.

ZI«t, und Süd. XI.VIII., i«. 27

Dns Werk ist auf R> Lieferungen von 12—16 Foliosciten zu dem sehr billigen Preise von 5,0 Pf. berechnet; für freunde schöner Druckausstattung ersckmnt außerdem eine Liebhaberausgabe, durchaus auf Kupferdruckpapier, zum doppelten Preise. Wir hoffen.

daß die folgende» Lieferungen den bisher vorliegenden entsprechen werden; dann wird ohne Zweifel dieses Unternehmen allgemeine Sympathien erwecke» und das inhaltreiche und schön ausgestattete Prachtbuch in vielen deutschen Familien eine danernde Zierde der Hausbibliothck bilde».

Frigga's Ja.

Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Im Dezemberheftc besprachen wir den „Attila", den neuesten der historischen Romane, in denen uns Felix Tahn Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskundc vermittelt. In einer anderen Gruppe von Erzählungen (Odhins Trost; Sind Götter?) und in dramatischen Werken (Der Fremdling) hat sich der Dichter die Aufgabe gestellt, die in dem Sagenschatze unseres Volkes schlummernden Erinnerungen an die heidnische Vorzeit zu wecken und sie zur Grundlage eines neuen dichterischen Schaffens zu wählen. Diese Reihe wird durch „Frigga'S Ja" würdig vermehrt, ein Buch, das wie die früheren geeignet ist, dem deutschen Volke ein licht ig es Bld von dem Glauben seiner Voreltern zu entrollen, der so viele Jahrhunderte hindurch theilS vergessen, theils durch die Bestrebungen der Kirche verdunkelt war. In seinen Grundsätzen berührt sich Dahn insofern mit Richard Wagner, als er den germanischen Gott uns zeigt, wie ihn die Menschen nach ihrem , Bilge geschaffen haben: rein menschlich im Fühlen und Denken. Wer mit diesem Princip der dichterischen Verwerthung mythologischer Stoffe einverstanden ist, muß der vorliegenden Erzählung reiches Lob zollen. Sic ist auf rein menschlichem, hohen, edlen Empfinden erbaut, und die Charaktere sind klar und wahr in ihrer psychologischen EntWickelung.

Nur wenige Züge finden sich, zwischen denen man Widersprüche empfinden könnte. So in der Zeichnung des Kottes. Derselbe Odhin, in dem „lechzende Gier nach dem Glücke lodert", der noch woimeschanerno den Brautkuß Friggs nachfühlt im tiefsten Mark, will „wandern, wandern . . ., Schlaue überlisten, Schöne gewinnen!" Und derselbe Odhin, noch bevor Frigg ihm sich ganz gegeben hat, bricht in die Worte ans: „Ihr könnte ich die Trene nicht brechen, auch wenn ich eS wollte!" Der Fehler, möchten wir meinen, liegt vor Allem darin, daß der Zwang ehelicher Treue, man möchte sagen, das Sacrament der Ehe zu stark betont ist, besonders in Anbetracht der abweichenden altgermanijchen Anschauung. Daß in der Zeichnung der Frigg die „strenge Kälte" gegenüber der „unwiderstehlichen Anmuth" . des „unendlichen Liebreizes" mehrfach hervorgehoben wird: dieser Gegensatz dürfte sich dadurch erklären, daß der Dichter in Odhins Sinne redet. Auch ist es wohl dem Verfasser als Absicht zu deuten, daß Bidhja's Gesühl für Odhin nicht scharf zum Ausdrucke kommt; aber man empfindet kaum die Nothwendigleit der Bitte des jungen Weibes, daß sie Odhins nur in Freundschaft gedenken dürfe. Auch ist die Wirkung von Bidhja's Wiedersehen mit ASwin nur eine geringe.

Damit aber genug der Erwähnung von Unebenheiten, denen man sich wohl hüten muß, größeres Gewicht beizumessen. Wie von einheitlicher, reiner, edler Empfindung die Erzählung getragen ist, so ist auch einheitlich der Aufbau des Ganzen.

Frigg ist dem Odhin durch den Rath der Götter zugesprochen, doch sie versagt sich ihm. Des Gottes Wunsch und Trachten ist, die Braut zu gewinnen. Wir lernen ihn als Wanderer kennen, als den Gangleri der Grimnisnwl. In eine ärmliche Hütte kehrt er ein; Bidhja, die liebliche Gattin Aswins, nimmt ihn gastlich auf. Ihn ergreift die Begier, das junge Weib sein eigen zu nennen, aber die Bitte der Hilflosen drängt jede Regung zurück. Odhin eilt nach Fensalir, der Halle der Frigg. Er spricht ihr von Bidhja, um durch Eifersucht ihren Sinn zu ergründen (doch wohl ein zu kleinlicher Zug im Charakter des Gottes, zumal in Rücksicht auf die Zeichnung der harmlosen Bidhja?). Frigg verschmäht seine Liebe, sofern er sein Recht der Untreue üben wolle: doch als ihr Odhin elvige Treue gelobt, als er begeistert nur die Göttin, in der sich das Schönste mit dem Starken eint, als seiner würdig preist, und fragt, ob Frigg Odhin liebe, da stürzt sie ihm zu Füßen. Ihre heiße Liebe hat sie ihm so lange verborgen, da nach der Weissagung der Nornen durch ihre Vermählung den Göttern und Welten das Ende bereitet wird. Aber wie Wagners Brünhilde in Siegfrieds Arme stürzt mit dem jauchzenden Rufe: „Fahr hin, Walhalls leuchtende Welt!" — so ruft jetzt Odhin aus: „Nein, Geliebte, ich schwanke nicht! Glück auf zum Untergang und Heil uns zum Verderben!" Denn ob auch die Liebe dem Untergange weiht, so erblüht doch erst durch sie der Welt die höchste Wonne, erst durch sie das volle Leben. Das ist der Grund- und Zielgedanke der Dahn'schen Mythendichtung; ihn birgt auch das Drama „König Roderich" in dem bedeutungsvollen Worte des Helden am Wendepunkte der Handlung: „Und mag's Verderben sein — es ist doch schön!"

Die Entwicklung ist — abgesehen vielleicht von dem etwas breiten erzählenden Selbstgespräche Odhins — von klarer, schöner Einfachheit. Ein feiner Humor zieht sich durch das Werk. In stilistischer Hinsicht ist die Erzählung meisterhaft zu nennen: die eingeflochtenen metrischen Stücke sind voll hohen Schwunges. Zu reichem Danke sind wir dem Dichter verpflichtet und neuen uns der gegründeten Hoffnung, dak er uns in nicht zu ferner Zeit eine neue Gabe schenken wird. tlis.

philosophische Literatur.

Hegel und Gchopenhancr, ihr Leben und Wirken dargestellt von Graf Alex. Fouchcr de Careil. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von I. Singer. Mit einer Vorrede von Robert Zimmermann. Wien, Carl Konegen.

Der Verfasser trägt einen in Teutschland bekannten und werthgeschätzten Namen. Graf Foucher de Careil war von 188« bis 1886 Botschafter der französischen Republik am Wiener Hofe und schied aus diesem Wirkungskreise in Folge des Verbannungsgesetzes, das Freucinet gegen die Mitglieder der ehemals regierenden Familien erließ. In sein Vaterland heimgekehrt, Ivo er gegenwärtig die Würden eines Senators, eines Präsidenten des Ooussil ^önerirl cls Heins et)lsrne und des Vorsitzenden der 8o«ists nationale cls l'pnLmirlir^mciit ü l',^rje»It»rs ans sich vereinigt, hat er das Interesse für deutsche Zustände und deutsche Wissenschaft nicht verloren, das er, seit er schriftstell'erisch thiitig ist, in einer Reihe von Arbeiten zur Philosophie, besonders derjenigen von Leivniz, bekundet hat. und dem wir auch die grofze, auf M Bände berechnete Ausgabe dieses Philosophen, von welcher bis jetzt 7 Bände vorliegen, zu verdanken haben.

Das uns vorliegende Werk über Hegel und Schopenhauer — schon 1862 veröffentlicht und erst jetzt, 1l>0 Jahre nach Schopenhauers Geburt, durch I. Singer in's Deutsche übertragen — giebt auf 417 Seiten eine Würdigung zuerst Hegels, sodann seines unerbittlichen Feindes Schopenhauer. Wir)aben in Deutschland bereits viele eingehendere Untersuchungen über beide, und namentlich Schopenhauer wird ja noch heute mit Vorliebe in seinen Werken selbst studirt: wie allgemein man auch zugesteht, daß der Grundgedanke seiner Philosophie, die Mcta

! Physik des Willens, eine großartige pstiti^ 'prineipii, und die von Schopenhauer > daraus gezogene praktische Consequenz, der ^ Pessimismus, gar nicht mit Nothwendigkeit daraus zu folgern sei. Und doch ver! dient das Buch des emsigen französischen Schriftstellers eine freundlich« Begrüßung.

Wer — von Fachgelehrten abgesehen — wagt sich heutzutage noch an Hegel! Hegel ist uns Modernen schier ungenießbar, wegen seiner ungeheuerliche» Sprache, wegen seiner ungeheuerlichen Metaphysik. Hier aber lesen wir uns bequem in seine Gedanken hinein, und wir lernen das i Genie des Mannes, das mehrere Decennien l lang das deutsche Geistesleben mächtig be! einslußt hat. wie im Vorübergehen kennen, soweit es eben im Vorübergehen möglich ist. Wir lassen uns gern erzählen von Hegel als Menschen und als Philosophen, und das Cavitel „Hegel als Schriftsteller" hat für uns einen eigenen Reiz durch die Beleuchtung, die der Gegenstand in der Auffassung des Franzosen erhält. Was der Verfasser über das Eindringen der Hegel'schen Ideen in Frankreich aus. führt, ist eine interessante und dankenöwrthe Studie.

Der Schwerpunkt des Buches freilich liegt im zweiten Theile, der sich mit Schopenhauer beschäftigt. Ihn hatte Graf Foncber auf einem „Spaziergange" nach Frankfurt aufgesucht: er kannte ihn persönlich, nnd das ist viel werth. Er ist ein begeisterter Interpret des Frankfurter Gelehrten. Freilich auch ihn faßt er nicht so, wie es ein Deutscher thun würde, mit dem Scccirmesser unerbittlicher Kritik: namentlich hat er das alte Unding, das als „Ding an sich" in den Köpfen der Philosophen umgeht nnd, wie es scheint, nicht todt zu machen ist, und das bei Schopenhauer „Wille" heißt, doch wohl allzu respektvoll behandelt. Dafür haben wir aber auch in diesem Theile vielerlei. was uns lebhaft anzieht; vor allem auch hier wieder die eigenartige Färbung, in der sich die Objecte der Untersuchung, vor allem Schopenhauers Persönlichkeit und der „Zustand der philosophischen Sitten" in Deutschland i» den Angen des feinsinnigen, hochgebildeten und im Ganzen auch oor«rtheilslosen französischen Schriftstellers und Gelehrten malen. Die Ausstattung des Buches ist geradezu musterhaft. mk.

Neber die menschliche Freiheit.

Prorectoratsrede von Kuno Fischer.
Zweite Avil. Heidelberg, CarlWinters
Universitätsduchhandlung.

Nur eine Festrede — aber eine von Kuno Fischer! Nur ein Heftchen von 47 Seiten — aber mehr Werth als ein dicker Band. Denn eine der allerschwicrigsten philosophischen Fragen, nämlich die, ob der Mensch ein freies Wesen sei, oder unter dem Zwange der Nothwendigkeit stehe, findet hier ihre Beantwortung. Es ergeht dem Leser des Schriftchens eigen. Man sagt sich zuerst: ach, wieder einmal etwas über die Freiheit — dabei kommt doch nichts heraus! Was sich sagen läßt, ist schon so oft gesagt worden, uud der Streit geht dennoch weiter! Aber schon die Einleitung fesselt durch ihr geschicktes Anknüpfen an historische Thatsachen, und je weiter man liest, je mehr pslichtet man dem Verfasser bei. Liest man die Rede zum zweiten Male, so findet man wohl auf den letzten Blättern ein paar Stellen, wo man innehält und sich prüft, ob man noch beistimme; so S. 45, wo Kants „intelligibler Eharakter" herbeigezogen ist, und, ebendort. wo auf die christliche Lehre von der Wiedergeburt Bezug geuominen wird. An der letzten Stelle fallen uns gemisse „Grundwahrheiten" aus der Dogmatil ein, das bekannte „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft" u. a. m. Aber die Dogmatil ist nicht das Christenthum, uud wo von Philosophie die Nede ist, wird man die Dogmatiker übergehen können, die von jener nur das verstehen, was sie fassen können. — Daß die Fischer'sche Rede so überzeugend wirkt, liegt daran, daß das Problem schrittweise niit einer Sauberkeit geklart wird, die geradezu prächtig genannt werden muß. Der Verfasser weist nach, daß die Fragestellung: frei oder unfrei? von vornherein falsch sei, und kommt zn dem Schlüsse, daß unsere Handlungen nothwendig sind und frei: nothwendig, denn sie sind determinirt; frei, denn sie sind verschuldet. mk.

Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant. Von Dr. I. H. Witte, Professor an der Universität in Bonn. Halle, C. E. M Pfeffer. (R. Stricker). Ah! — das Wesen der Seele! Ich denke, die Frage nach dem Wesen der Seele ist seit den Untersuchungen des Herrn Jäger in Stuttgart erledigt, und dieses ihr Wesen ist nichts als Dunst! Ich weiß wohl, in der Küche hat man seine Separatmeinung darüber, allerdings nur, soweit gewisse Thiersceleu in Betracht kommen? denn da behauptet man mit Kennermiene, im Heringe wenigstens das Ding greifen zu können — es sei ein langer, silberweißer Darm, die Schwimmblase. Aber man müßte sich in seine schwarze Seele hinein schämen, wenn man von Menschen nichts Besseres zu sagen wüßte, als vom Fische! Die Buddhisten und Herr Albert Lange leugnen zwar die Existenz einer Seele überhaupt: jene machen das, was man Metempsychose zu nennen pflegt, mit dem bloßen „Karma", und dieser fordert eine „Psychologie ohne Seele". Aber schon jener alte römische Kaiser wußte mehr: er nannte sein Seelchen dlanäulii, vsizuw. > Der Deuteronomiker des «««<lex g^csr verbot (Deut. 12. 23), Blut zu essen: denn ! Iinckäüm Iiit' Näiintüpkssob, d. h.: die Seele ist das Blut, Andreerseits wieder nennt Goethe das blutleere Fräulein von ! Klettenberg eine „schöne Seele!" Wie er i die Seelen genannt haben würde, die auf ! einem alten Stiche, dessen Nachbildung in einem der letzten Goethejahrbücher zu finden ist, sich bei einem großen Sterben als nackte Gestalten aus dem Munde der Leiche herauswinden, das werden vielleicht die Goethephilologen noch erforschen. Sehr schwer aber ist es, zu sagen, was sich die Leute dabei denken, wenn sie von einem „seelenvollen Augenaufschlage" reden oder das Auge den „Spiegel der Seele" nennen. Wenn aber gar die Lyriker von der Seele reden, so denkt man sich überhaupt nicht viel dabei, fühlt allerdings dabei um so mehr. Welch ein süßwchmüthiges Gefühl, wenn man Geibel fragen hört: „ob ich je Dich wiederfinde — Liebling meiner Seele Du!" Und wie gut eignet sich das leise gelispelte das getragene, lange «, das weiche, flüssige I, das mit gedämpftem Tone dem ersten nachklingende kurze « der Endung, um unser Gefühl elegisch zu stimmen! Manche Etymologen freilich meinen, die wesenhafte Bedeutung des Wortes sei das Beweglich-Bewegende, und schließen das schon aus dem Gotischen. Und so kommen die Leute wieder auf die tt,>im,^I^ v:^^»>ä des Hadrian zurück.

Ueber das, was die Leute sage», lächelt man, wenn man es ernst nimmt, und das ist komisch. Goethe theilte die Menschen ein in die Weisen und in die Leute. Hören wir also, was die Weisen sage». Doch da wollen wir lieber die Schrift Wittes zur Lectüre empfehlen. Nur Einiges zur Kennzeichnung des Standpunktes, von dem aus nnsers Erachtens man sich über die im Buche behandelte Frage zu orientiren haben wird.

Die Menschen haben von jeher irgend eine Vorstellung gehabt von etwas MystischMetaphysischen im Menschen: aber eine verschwommene, nicht recht faßbare Vorstellung. Der Begriff fehlte: da stellte das Wort Seele zur rechte» Zeit sich ein. So bezeichnet es, und das ist als in erster Linie für den Leser des Buchs richtig festzuhalte», nicht ein Ding, sondern ein Problem. Darüber aber muß man sich zuerst klar werden, was dabei in Frage steht: und das geschieht, wenn mau sich besonnen hat, wie das Problem entstanden ist. Seine Entstehung ist einfach, oder eigentlich dreifach. Wir sehen ein Individuum leben, d. h sich nähren, bewege», wachsen u. s. f.: wir empfinden Lnst und Unlust und erfahren, daß auch andere unseresgleichen Lust und Unlust empfinden: wir denken in den bekannten Formen und wissen, oder vermuthen wenigstens, daß auch von andern gedacht wird. Nun merken wir aber auch: nicht Hand noch Fuß, nicht das Blut oder was immer macht das Leben: nicht die Organe empfinde», sondern es wird durch sie empfunden; nicht die Gehirnmasse ist es, welche denkt, sondern den Molecularbewegungen derselben ent> spricht nur immer ein Denkvorgang. Was geschieht »un weiter? Die Selbstverleugnung Lichtenbergs hat selten einer — der naive Mensch nie — zu sagen: es denkt in mir, wie nia» sagt: es blitzt u. s. w. Vielmehr wird schlankweg ein Etwas postulirt, das dies Alles macht. Dieses postulirte Ding nennt man Seele. Was folgt daraus? Die .Seele" ist das Resultat eines Schlusses von gegebenen Wirkungen — genauer von Thatbestände», die naiver Weise ohne Weiteres vermöge einer nothwendigen Menscheneigenart als Wirkungen angesehen werden — ans eine reale Ursache, eben die sogenannte Seele. Das Problem ist demzufolge das: ist jener

, Schluß richtig? liegt den angedeuteten Vorgängen in der That ein dinglicher Träger unter? Und wenn dies der Fall ist, dann erst läßt sich fragen: was ist das Wesen dieses Trägers?

Eine Antwort auf solche Fragen ist auf dem Boden der Psychologie zu finden, schwerlich allein durch historisch-kritische Destillation der vorhandenen modernen Systeme, wie sie Witte vornimmt. Und

^ doch ist auch diese lehrreich, ja unerläßlich.

! In diesem Sinne ist das Buch Witle's

'höchst beachtenswert!!. Gewissenhaft refe

j rierend, von der Spcialfrage Ausblicke

, auf die Entmickelung der modernen Psychologie überhaupt gewährend, bietet es eine klare Uebersicht der philosophischen Auffassungen des Seelenwcsens, soweit dieselben für die Gegenwart als tragfähige Stützen möglicher Standpunkte in Betracht kommen. Mit seiner eigenen Meinung hält der Verfasser nicht zurück: sie steht der von Harms am nächsten. Wenn wir etwas tadeln wollten, so wäre es, daß er diese seine

^ Meinung von vornherein mit einer Sickness hinstellt, als wäre sie keine Meinung,

^ sondern ein unbestreitbarer wissenschaftlicher Besitz. Schon beim Lesen der Vor

^ rede, wo er Herrn von Giöycki so unsanft anfaßt, kam uns das Wort HerbartS in den Sinn: „Mit falschem Gewicht und falscher Wagschale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon wünschen, daß etwas wahr sein möge" (Psych, als Wiss. II, § 149, Anm. III). Und doch ist ein entschiedener Standpunkr immer besser, als eine faule Eklektik. „Jedermann nach seinem Wahne, ihn verfechte» nenn' ich Tugend: Jedermann zu

! seiner Fahne!" mk.

Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: „Kants mystische Weltanschauung", herausgegeben von Dr. Carl du Prel. Leipzig, Ernst Günther. Das Buch ist der Neudruck des Psychologischen Abschnitts aus Kants Vorlesungen über 'Metaphysik, aus der die Abschnitte über Ontologie, Kosmologie und rationale Theologie weggelassen sind. Tie Gesamtausgabe der Metaphysik durch Poelitz, Erfurt 1821, ist schwer zugänglich; daher glaubte dn Prel ein gutes Werk zu tbun, wenn er wenigstens diesen Abschnitt, den für seine, des mystischen „Philosophen", eigenen Interessen wichtigsten, von Neuem an's Licht zöge. Für die Erkcnntniß der Entwicklungsgeschichte KantS sind die Vorlesungen allerdings nicht ohne Werth (freilich mühle aber ihre Aiiiffassungszeit erst genau festgestellt sein!), und in dieser Beziehung sind sie bereits von Ben» o Erdm ann in den philosophischen Monatsheften (Jahrgang 1882 und 1884) gewürdigt worden. Eine Bereicherung aber unseres psychologischen Wissens als solches können wir in dieser Neuausgabe schlechterdings nicht finden: wir haben ja in diesen Vorlesungen wenig mehr, als eine systematische Aufzählung der bekannten, der Hauptsache nach aus der Wolffschen Philosophie übernommenen Seelenvernivgen und ihrer Functionen, wie sie leider auch in feinen kritischen Hauptwerken verwendet sind. Der problematische Charakter unserer transcendentalen Erkenntnisse ist in diesen Vorlesungen festgehalten, oder, falls Benno Erdmann Recht hat. daß sie schon 1774 verfaßt seien, fch, n sicher voransbehauptet. Wenn Kant dabei dennoch in der „rationalen Psychologie" mehr zu sagen scheint, als ihm im Rahmen seiner auch hier (oder schon hier) in den Unirissen deutlichen Erkenntnißtheorie erlaubt sein sollte, so ist dies offenbar eine Folge der Accommodation an sein Publikum und den wahrscheinlich benützten Leitfaden, oder ein Spiel seines verschiedene Möglichkeiten aufschließenden Verstandes. Das Mögliche verkauft er nirgends als wirklich. Jni Ganzen wird der Standpunkt der Vorlesungen durch die Worte (S. W) bezeichnet: „. . . daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns nm die künftige Welt viel zu bekümmern: sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird." — Die vom Herausgeber vorangeschickte Einleitung enthält den Versuch, das, was Kant als problematisch hinstellt, als thatsächlich zu verfechten durch Berufung auf „Erfahrungen" aus dem Bereiche der Tranmzustande, des Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus, mk.

Die Menschenrechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. Von Otto Svielberg. Zürich,Verlags-Magazin (I. Schabelitz). O. Spielberg, der vor einiger Zeit ein größeres halb belletristisches, halb populärphilosophisches Werk veröffentlicht hat, welches die Welt als eine Welt der Komödie darstellt, giebt im vorliegenden Heftcheu. wie der Titel besagt, einen Wegweiser für dieselbe. Jenes erste Werk ist

eine, wie man zu sagen pflegt, „geistreiche" Schrift mit allen Vorzügen und Fehlern einer solchen. Welche Weltausfassung Spielberg vertritt, läßt schon die Aufschrift er» rathen. Der Verfasser steht auf den, Standpunkte der Wilden von der Küste Malabar, die, wie wir irgendwo einmal gelesen haben, behaupten, die Gottheit habe vierundsechzig Komödien erschaffen, nm sich zu amüsiren: eine derselben, leider nicht die beste, sei diese Welt. In dieser Komödie habe» wir wohl oder übel mitzuspielen. Wir wollen über seine Weltauffassung mit Spielberg nicht rechten, soweit sie eine ans dem Grunde metaphysischer Ueberzeugmig ruhende ist; bekämpfen aber wird man ihn müssen wegen der Frivolität, des Cynismns, und der Abgeschmacktheit, die all das Gute und Schöne, was er sagt, durchsetzen und vergiften: wegen der Vergötterung der persönlichen Willkur. und auch wegen der Lüderlichkci des Stils und der Nachlässigkeit der schriftstellerischen Mache. — Tie „Menschenrechte" verhalten sich zu jenem größeren Werke wie das Corollar zum Texte. Es ist das reine Jrrlichteliren von Gesetz- und Geschmacklosigkeit, gesundem Menschenverstande, sittlicher Entrüstung und Frechheit bunt durcheinander. Natürlich: in einem Sumpfe — der trotz aller Romantik und wunderschöner Blumen immer ein Sumpf bleibt — kann eben nur ein Irrlicht Wegweiser sein. mk.

Die Erziehung des Menschenge» schlecht«. Philosophische Betrachtung pon August Niemann. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Wer es wagt, nach Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" und Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" ein Buch unter ähnlichem Titel in die Welt zn senden, der erregt natürlich die Spannung der Leser; um so leichter aber fällt er auch, wenn er nicht wirklich Bedeutendes leistet, ihrem Achselzucken anHeim. Augnst Niemann hat zudem noch eine doppelt schwierige Stellung, da er als der Verfasser gediegener Erzählungen vortheilhaft bekannt ist, und man nun auch von ihni als Philosophen Gediegenes erwartet. Was er hier bietet, hat nur beschränkten Werth. Es ist der Versuch eines zwar vielseitig gebildeten Mannes, aber eines solchen, der gerade auf dem Specialgebicte, ans dem er sich hier bewegt, Dilettant ist, sich in Welt und Leben denkend zurecht zu finden. Sein Führer ist meist Plato; das Platonisiren geht bis zur Nachahmung gewisser Äußerlichkeiten des platonischen Stils. Dazu kommt noch eine Unmasse von Marotten, phenologische Ideen, buddhistische Anschauungen und, was ganz unerträglich ist, eine schon in der Terminologie schier wahnwitzige Seelenvermögenstheorie. Knrz, so gut gemeint dieser Versuch des Verfassers ist— er ist als gescheitert zu betrachten, weil er, ohne philosophisch-wissenschaftliche Schulung unternommen, Liebhabereien nachgeht, mit denen er der Wissenschaft als solcher nicht gedient ist, und durch deren Erörterung, wenigstens wie sie hier vorgenommen wird, man die Menschheit nicht erzieht, sondern verwirrt. Sie werden ziemlich genau charakterisirt durch das Motto, welches dem Werkchen vorangestellt

ist, durch den Ausspruch Heraklits: „Durch seine Unglaublichigkeit entschlüpft das Wahre dem Erkenntwerden." mk.

Im Kampf um die Weltanschauung.

Bekenntnisse eines Theologen. 3. und 4. Aussage. Freiburg i. B., I. C. B. Mohr (Paul Sicbeck). Ein gläubiger Theologe von mildem Sinne, gebildeter Auffassung und weitem Blicke trägt hier in knrzen Capiteln seine christliche Weltanschauung vor. Das kleine Büchlein zeichnet sich Vortheilhaft aus durch die Wärme des Gefühls, die klare, aller Salbaderei abholde Sprechweise und ist von wohlthuend versöhnlichem Geiste getragen, ink.

Bibliographische Notizen.

DaS Denken im Lichte der Sprache.

Von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Engelbert Schneider. Leipzig, Engelmann. Der bekannte Oxforder Gelehrte, dessen wissenschaftliche Richtung in dieser Zeitschrift schon Bd. VII,' Heft 1«, S. 24-L7 eingehend geschildert wurde, entwickelt in seinem neuesten Werke ein Sustem seiner Anschauung über Entstehung, Entwicklung und Charakter der Sprache. Die Ausdrucksweife deS Autors ist weitläufig! aber wer sich daran nicht stützt, der wird in dieser umfangreichen Schrift Vieles finden, was nähere Erwägung verdient. Von besonderem Werth ist sein bestimmtes Eintreten dafür, dntz bei der Frage nach dem Ursprünge der Sprache nicht nur die Physiologie, sondern auch die Sprachwissenschaft, und zwar als die zu allererst competente, gehört werde. In Capitel I zeigt er, dah die Gesammtheit dessen, was wir Menschengeist nennen, in der Sprache und nur in ihr allein enthalten sei und die Philosophie dementsprechend lernen müsse, die Sprache als ihr eigentliches Object zu betrachten. In Capitel II und IV geht er auf Darwin ein und setzt auseinander, datz auch aus Darwinschen Anschauungen die Abstammung eines Menschen von einem bestimmten andern Geschöpfe sich nicht erweisen lasse. Diese Auseinandersetzung Müllers mir Darwin hält Ref. für das Beste, was in dieser Richtung geschrieben ist. Kein lebendes Wesen antzer dem Menschen hat jemals Sprache entwickelt, nnd wenn Darwin, vorsichtiger als seine Nachfolger, mehrere Urzellen anzunehmen für gnt befand.

so ist nicht abzusehen, warum bei dem fundamentalen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht noch eine mehr angesetzt werden solle, aus der die Speeles Mensch sich entwickelt hat. Von weiterem Interesse in Müllers Buch sind seine Untersuchungen über die Sprachwurzeln und die daraus gewonnene Zurückführung des gesummtten Materials der indogermanischen Sprachen auf 800 Wurzeln und etwa 12 l in den^ selben ausgedrückte Grundbegriffe, wodurch der berühmte Sprachforscher die Einfachheit nnsrer Sprache ebenso wie unseres Denkens zu erweisen sucht. — r —

Geschichte des Barockstils und des Roroeo in Deutschland vonCornelius Gurlitt. Stuttgart, Ebner K Seubert (Paul Neff). Stuttgart.

Dieses eben im Erscheinen begriffene, auf 8 Lieferungen berechnete Werk reiht sich als Abschluß den früheren Werken des Verfassers über die Kunst des Barockstils in Italien, Frankreich, Belgien, Holland nnd England an nnd dürfte, da nnnmehr Deutschland an die Reihe kommt, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Die vorliegende Lieferung behandelt denJesuitenstil und den protestantischen Barockstil. Die erste dieser Benennungen, die der Verfasser nicht etwa erst neu geschaffen, wohl aber schärfer präcisirt und richtiger gefatzt hat, ist für die Wandlung im Leben und in der Knnst, welche durch die Bestrebungen der Gegenreformation namentlich im südöstlichen Deutschland hervorgernfen wurde, höchst bezeichnend, indem durch die Niederlialtuilg des Mittelstandes, des eigentlichen Träaers der nationalen Kunstthätigkeit, fremde Elemente znr Ausführung gröberer Monumentalbauten berufen wurden und ?uuml die Jesuiten im Gegensatz zu der deutsch-nationalen Baukunst ihre Bauten in einem fremdartigen antikisirenden Baustil aufzuführen pflegten. Einen wesentlich anderen Anlauf nahm die Baukunst nach dem großenKriegein den protestantischen Theileu Deutschlands, wo ihr namentlich aus den großen Handelsstädten Strahburg, Augsburg, Nürnberg und in fürstlichen Residenzen ganz andere Aufgaben als Jesuiten-Kirchen und -Collegien zufielen. Aber auch der Kirchenbau zeigt in den protestantischen Theilen Deutschlands eine wesentlich andere Richtung. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, diese Unterschiede und die durch sie begründete verschiedene Kunstentwicklung in 17. Jahrhundert anziehend zu schildern, so daß man den weiteren Lieferungen mit Spannung entgegensehen und diese« neue Werk allen freunden deutscher Kunstgeschichte warm empfehlen kann. Vs.

Handbuch der altchristlichen «rchi» tektur. Form, Einrichtung und Ausschmückung der altchristlichen Kirchen, Baptisterien und Sepulcralbanten. Von Dr. Heinrich Holtzinger. Mit ca. 180 Illustrationen, Stuttgart, Ebner und Seubert (Paul Reff). Der Verfasser will nicht eine Geschichte der altchristlichen Architektur geben, sondern seinen Stoff vom archäologischen Standpunkt behandeln, d. h. zunächst die verschiedenen Erzeugnisse altchristlicner Baukunst Kirchen, Tauskapellen und Erinnerngsbauten systematisch darstelle». So werden in der uns vorliegenden ersten Lieferung, die einen Theil des ersten Büches „die altchristlichen Kirchen" bringt, zuerst Lage und Orientirung der Kirchen, ihre Umfasjungs- und Vorhöfe. (Pcribolos und Atrium), die Vorhalle (Narthex). jedes mit einer Anzahl von Beispielen belegt, abgehandelt. Es folgt eine eingehende Darstellung des Hauptbaues zunächst bei Longitudinalbauten oder Basiliken (im Gegensatz zu den Central- oder Rundbauten) nach Grundriß und Querschnitt, sowie eine systematische Darstellung der Einzelglieder, Pieiler, Säulen, Kämpfer u. s. w. Die Arbeit beruht auf sorgfältigen Studien der besten Originalquellen. Die wissenschaftlichen Nachweise sind theilweise im Originaltext gegeben, was für solche, die

sich gründlicher mit dem interessanten Gegenstande beschäftigen wollen, sehr werthvoll ist. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand, soweit es sich ans der ersten Lieferung erkennen lägt, mit vollkommener Sicherheit. Während der erste Theil die verschiedenen in der altkristliche» Periode giltigen Typen zunächst für sich betrachtet, soll der zweite Theil die historische Entwicklung zur Darstellung bringen, die Entstehung jener Typen theils aus antiken Elementen, theils aus eigener Schöpferkraft, sowie ihre allmähliche Ausbildung. Man darf nach der vorliegenden Probe der Vollendung des Werkes — das auf 8 Lieferungen ü 1 Mark berechnet ist — mit großen , Erwartungen entgegensehen, da geradedieses ^ Gebiet in den Handbüchern der allgemeinen Kunstgeschichte ziemlich kurz behandelt zu werden pflegt. Vs.

Darstellungen aus der Sitteuge» schichte RomS in der Zeit von August bis zum Ausgang der Llntonine. Von Ludwig Friedländer. Sechste, nen bearbeitete und vermehrte Auflage. I. Theil. Leipzig, S. Hirzel. Der hohe Werth und die Trefflichkeit des Werkes, dessen erster Band uns in erneuter Ausgabe vorliegt, sind so allgemein anerkannt, daß es überflüssig wäre, hier noch einmal darauf hinzuweisen. Wir wollen uns daher auf die Abweichungen und Verbesserungen der 6. Auflage gegenüber der vorhergehenden beschränken.

Die seit 1881 erschienenen litterarisclien Erzeugnisse, sowiedienenenJnschriftenfunde und-publicationen sind mit größter Sorgfalt nachgetragen und berücksichtigt. An anderen Stellen haben die Resultate der jüngsten einschlägigen Forschungen den Vf. veranlaßt, seine früheren Ansichten zu modificiren. Größere Aenderungen und Zusätze weist der erste Abschnitt („die Stadt Rom") auf, besonders hinsichtlich der Höhe der Häuser und der Schilderung deS Trajansforums. TaS Gleiche gilt von dem über die Bevölkerung Roms handelnden Anhang; hier wendet sich Friedländer jetzt auch gegen Beloch (1886), der die Einwohnerzahl des alten Roms viel zu niedrig veranschlage. Völlig umgearbeitet und bedeutend enveitert ist das Eavitel über d e Ritter (S. 278— 295); ebenso die Bemerkungen über den Soldatenstand (S. 372—37V). Nen beigefügt ist am Schluß ein Anhang über die Pflanze Mandragora, welchem Untersuchungen von Prof. Ferdinand Cohn in Breslau zu Grunde liegen. sb.

Ein Rundgang durch die Ruinen «thenS. Von Or. Fritz Baumgarten. Mit Ig Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel. Eine kurzgefaßte, in populärer Form gehaltene Topographie des alten Athen, speciell für de» Gebrauch in Schulen bestimmt. Diesem Zweck entspricht es, wenn nur aus den in Schulen gelesenen griechischen und lateinischen Autoren die Stellen citirt werden, an welchen der bezüglichhen Oertlichkeiten und Bauwerke Erwähnung geschieht. Durch ein am Schlüsse gegebenes Verzeichnis^ dieser Stellen wird die kleine, preiöwerthe Schrift in der That zu einem recht brauchbaren „Nachschlagebuch bei der Klassikerlecture." — Ter Verfasser schildert zuerst den Peiraicus mit seinen Höfe», Schiffshäusern und Befestigungen und führt uns dann durch das Tipylon-Thor in die Stadt Athen selbst. Hier nehmen Agora und Akropolis unsere Ausmerksamkeit in Anspruch. Wir gehen weiter hin über den Areopag nach der Pnyx und von dort die Südseite des BurgKügclS und de» JlissoS entlang, bis amRynosarges die Wanderung endet. — Die Tarstellung ist durchaus klar, anschaulich und anregend; andererseits wiederum erkennen wir ans Schritt und Tritt, daß Alles auf tüchtiger wissenschaftlicher Grundlage beruht. Selbst die Forschungen der neuesten Zeit sind in vollem Umfange vrwerthet; namentlich in dem Abschnitte über die Akropolis hat Baumgarten die neuesten Anschauungen über Geschichte und Anlage der Baute» auf der Burg, welche ein Resultat erst der jüngsten Ausgrabungen sind, bereits in allen ihren Einzelheiten ausciwnime». Nur hin und wieder findet sich eine Ansicht, die als noch nicht ganz gesickert gelten muß. Die beigegebene» Planskizzen und Abbildungen veraiäsanlichen die Schilderung iu genügender Weise. sb.

Geschichte der kaiserlich Deutsche« Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Von A. Tesdorpf, Korvetten-Kapitän z. D. und Bibliothekar der Marineakademic. Kiel und Leipzig, L i p f i u s u n d T i s c h e r. Nach kurzem Rückblick auf die Anfänge einer brandenburg-preujzischen Marine unter dem großen Kurfürsten und unter Friedrich dem Großen», sowie die Versuche zur GründungeinerTeutschenReichsinarine 1848 —52 und einer Schleswig-Holsteinischeu Marine 1848—51 gicbt der Verfasser, dem bestes Material in Fülle zu Gebote stand, eine ^

anschauliche und durchweg mit Urkunden belegte Darstellung aller bedeutenden Ereignisse aus der Geschichte unserer Flotte bis auf die jüngste Zeit. Das stattliche Werk, das mit den Bildnissen der Prinzen Adalbert und Heinrich geschmückt und mit einer Karte der deutschen Eolonien versehen ist, wird bei Jung und Alt lebhafte Tbcilnahme erregen. z>.

Horaz. Auswahl aus seiner Lyrik, übertragen von Joh. «arsten. Dritte Ausgabe. Norden, H. Fischer Nachfolger. Dichterklänge ans dem Alterthum. Uebersetzungen und Nachdichtungen zu griechischen und römischen Dichtern von IakobHerzer. LeipzigerVerlagShaus (Greuel! und Franke). Das erste Büchlein, das zum erste» Male 1865 erschien, bietet eine Auswahl Horazi scher Gedanke» in völlig moderne Verse eingekleidet. Die

Mannigfaltigkeit der poetischen Formen ist nicht weniger reich als im Original, und die verschiedensten Strophen und Reimverse (auch Terzine, «onett, gereimte Asklepiadeen S. !<2) hat der Verfasser sehr gewandt und mit völligem Verständniß der Originale verwendet. Er giebt auf diese Weise natürlich keine Uebersetzung im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Umdichtung, die aber demjenigen, der das Original kennt, einen eigenthümlichen Genus; bereiten wird.

In ähnlicher Weise versucht auch der Verfasser deszweiten Büchlein« griechische und römische Lyriker (AlcäuS, «appho, Alkman, Anakreon, Simonides, einzelne Stellen aus Chören der Tragiker; Horaz. Catull, Tibull, Properz. Ovid) zu modernisiren. Die Gedanken der einzelnen Poesien trachtet er treuer und vollständiger wiederzugeben als Karsten in der zuerst erwähnten Sammlung, auch manche Erläuterungen für den nicht klassisch gebildeten Leser hat er hinzugefügt: Sprache und Versbau beherrscht er aber nicht in demselben Maße wie jener und an gezwungenen Wendungen und FlickVersen fehlt es nicht. Wer die alten Sprachen versteht, der wird lieber nach den Originalen greifen: und wer sie nicht versteht, dem möchte ich rathen, lieber gute deutsche Gedickte zu lesen — an denen wir ja keinen Mangel haben! — als die auf solche Weise modernisirten antike Poesien. 0. Sonnige Tage. Lieder ans einem alten Skizzenbucke vonBruno Eelbo. Leipzig, H. Haeßel. Nicht nur die äußere Ausstattung des Bündchens ist geschmackvoll, sondern auch Gedankeninhalt und Form der lyrischen Gedichte erheben sich über das Gewöhnliche. Klingt auch hier etwas an Geibel, dort etwas an Ilhland oder sogar an Heinrich Heine an — in den meisten Liedern tritt uns ein selbstständig, rein und anmuthig empfindender Dichter entgegen, der verschiedene Formen sicher beherrsclit und ohne Ueberladung seine Verse zu schmücken versteht. Außer dem Eingangsgedicht (in gereimten sapphischen Strophen) hat dem Referenten das Lied „aus der Wanderschaft" und „Frühlings Sturmlied" besonders gefallen, 0.

Der seltsame Fall des Doctor JekhU und des Herrn Hyde von

R. L. Stevenson. Aus dem Englischen übersetzt. Breslau, SHoltlander. Wir mochten unsere Leser in nachdrücklichster Weise auf das eigenartige und ungewöhnlich starke Talent des jungen englischen Autors hinweisen, dessen Bekanntschaft mit dem deutschen Publikum zu vermitteln die jetzt vorliegende neue Uebersetzung vorzüglich geeignet ist. Vorzüge der seltensten Art sind in der Erzählung vereinigt. Nach der Art, wie das Grundproblem der Erzählung erfunden ist. kann Stevenson mit dem phantastischen, aber geistvollen deutschen Romantiker E. Th. A. Hoffmann, nach der realistischen Ausführung aller einzelnen Consequenzen der angenommenen Grundlage mit dem Franzosen Jules Verne verglichen werden. Da die Vorgänge und Zustände durchaus > den modernsten Lebensverhältnissen der Weltstadt London angepaßt sind, so merkt der Leser erst allmählich, daß er sich auf märchciiliaftem Boden befindet; und selbst dieses Märchenhafte mutket ihn nicht ganz fremdartig an, da der Dichter ja an eine uns in der Theorie ganz geläufige Vorstellung anknüpft, wenn er die Trennung der „zwei Naturen" oder „zwei Seelen" in des Mensckien Brust zur greifbaren Wirklichkeit werden läßt, und zwar durch Mittel, deren Wirkung unleugbare Aehnlichkeit hat mit manchem, was man von narkotischen und erregenden Medicamenten thatsächlich gehört hat.

Zu der originellen Erfindung gesellt sich bei Stevenson eine wunderbare Schärfe der Charakteristik, so wie eine außerordentliche Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung, Wie diese Eigenschaften dem noch in jugendlichem Alter stehenden Schriftsteller Robert Louis Stevenson in seinem Vater»

lande schnell zu einer ausgezeichneten Stellung verholsen haben, so werden sie — das bezweifeln wir nicht — seinen Ruf auch über die heimatlichen Grenzen tragen. R.

Theodor Storni, Geschichten aus der Tonne. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

In der Einleitung, welche die ganze Eigenart seiner Milse trägt, erklärt Storm den absonderlich klingenden Titel aus einer poetisch verklärten Jugendreminiscenz. Zugleich giebt er den Grund an, weshalb er denselben statt des einfachen Titels „Märchen", den die 1. Auflage trug, gewählt habe. Das Märchen sei zur Domäne dilettantischer Stümper geworden und deshalb in Mißcredit gerathen; unter der daraus resultirenden Gleichgültigkeit des Vublikums müßten auch die reifen Werke des Künstlers leiden. So hat sich denn Storm die harmlose Täuschung erlaubt, das Publikum durch Annahme eines andern Titels über den Charakter des Büchleins zunächst im Unklaren zu lassen, eine Täuschung, die ihm jeder Leser mit Freuden verzeihen, ja, für die er ihm Dank wissen wird. Daß wir es in den vorliegenden „Geschichten" nichtmitwillkürlichenPhantasiestiicken, sondern mit woh! erwogene» und sorgfältig ausgesührten kleinen Kunstwerken zu thun habe», versteht sich von selbst. Betrachten wir sie, gemäß den Intentionen des Verfassers, als Märchen, so müssen wir — mit allem Respect vor des verstorbenen Dichters Namen — bekennen, daß nur die erste Geschichte „Die Negentrude", die voll sinniger, poetischer Natursymbolik ist, uns voll befriedigt hat. Die beiden letzten („In Bulemcmins HauS" und „Der Spiegel des Cyprianus") bieten für unfern Geschmack etwas zu viel von E. T. A. Hoffmann'scher Schauerromaul ik.

Verzaubert. Eine .verzensfabel in Versen vonMariaJanitfchek. Stuttgart, W. Speinann, Diese Sammlung von Gedichten legt Zeugniß ab von stark in Gährung begriffenen poetischen Empfindungen. Sie leiden an Unklarheit, und es sehlt ihnen auch die für ein dichterisches Kunstwerk unumgänglich nothwendigeFornlvollendung, Der Gegenstand — Verherrlichung weiblicher Untreue — dürfte Vielen bedenklich erscheinen. »«.

Nord und Süd.